Süddeutsche Monatshefte

unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Friedrich Naumann,
Hans Pfitzner, Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von Paul Nikolaus Cossmann

Vierter Jahrgang * Zweiter Band

1907

Juli bis Dezember

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei, München.

Inhaltsverzeichnis.

Süddeutsches.

Von Hans Thoma in Karlsruhe.

Ich möchte hier einige Forschungen, Untersuchungen, Erörterungen über das alte Thema, was ist deutsch und hier sogar über was ist süddeutsch anstellen — viel wird dabei nicht herauskommen — denn unser Deutschland gehört auch zu den Geschöpfen, die man im Altertum Sphinxe nannte, die Rätsel aufgaben und den, der sie nicht lösen konnte, unbarmherzig auffraßen.

Da wäre es wohl klüger, um die Sphinxe weit herumzugehen, tun, als sähe man sie nicht. — Und ich bin klug genug, daß ich mir nicht einbilde, solche Rätsel lösen zu können. — Aber es ist jetzt oft gar stille um mich — mäuschenstille und da kommt die Lust an mich, wenigstens an einer so harten Nuß herumzuknabbern; aufbeißen wollen mit meinen kleinen Zähnen und dann klar zu sehen, was darin ist: das überlasse ich andern.

Da ich die Frage wahrscheinlich nicht werde beantworten können, so wäre es wohl klüger gewesen, sie gar nicht aufzuwerfen, denn ich werde mit meiner Weisheitsstange arg im Nebel herumfahren, vielleicht etwa so wie die sieben Schwaben mit ihrem Spieß, die ja ein wenig etwas vom Urtyp Süddeutschlands haben, die in den Nebeln des Bodensees herumirrend nach dem Ungeheuer, Häslein, stocherten, dem Phantasiegebilde mit Augen so groß wie Pflugräder. Damit will ich konstatieren, daß ich selber ein Süddeutscher bin — aus welchem Umstand man mir sowohl das Recht zu- als absprechen kann, über Süddeutsches Wesen sich ein Urteil erlauben zu wollen. — Die Absprechenden werden sagen, das was man selbst ist, kann man am wenigsten beurteilen, denn zum Urteil gehört Distanz.

Wenn ich national-ökonomisch denken gelernt hätte, so würde ich sagen, im Süddeutschen Volkstum liegt noch ein großes unverbrauchtes Kapital aufgespeichert; da ich als Künstler und Phantast an das geistige Element glaube, so meine ich natürlich dieses Kapital. Es ist aufgespeichert für die Zukunft und wird noch einmal Zinsen tragen. Wenn schon der Einzelne es vermeidet, an das Abschneiden seiner Zukunft zu denken, so verlangt der Volksgedanke schier Ewigkeit.

Die Bauern, auch den einfachen Arbeiter lernt man nicht so leicht kennen, sie sagen es einem nicht, wie sie sind — und einem städtischen Touristen kann es wohl passieren, daß er das alles, was man so Volk nennt, diese Masse als dunkel, von Vorurteilen, Überglauben, Pfaffen, beherrscht, ansieht. — Sein Licht kann nicht hineinleuchten. — Es gibt da gar viel unausgesprochene Weisheit — und so hat das Volk gelernt, Fluch und Segen vom Himmel

mit Gelassenheit anzunehmen, da uralte Erfahrung gelehrt hat, daß alles Gepappel und Gezabbel doch nichts ausrichten kann — der einfache Mann kommt nicht dazu, daß er meint, die Weltordnung könnte von seiner Meinung abhängen — oder die Welt von seiner Weltanschauung. In seiner Beschränktheit weiß er es gar nicht, daß es Weltanschauungen gibt oder sogar viele, sich bekämpfende, Weltanschauungen. — Wie so vieles andere, sind dieselben durch den modernen Betrieb doch so billig geworden. — Der Bauer weiß nie viel zu sagen, wenn man ihn fragt und man kommt schwer dahinter, was er denkt — ist er aber unter Seinesgleichen und fühlt er sich nicht ausgelacht, dann wagt er sich an die ältesten Rätselfragen des Lebens heran und er steht dann mit seiner Weisheit nicht zurück hinter den allergescheitesten Denkern — denn er weiß eigentlich gerade so wenig, wie die auch.

In neuerer Zeit hat man für die, welche still dahinleben mit ihrem kleinen Tagesglück und auch mit ihrem Unglück, „wies trifft", das geringschätzende Wort „die Allzuvielen" aufgebracht — und der, der das Wort als Schlagwort braucht, dünkt sich in dem Moment jedenfalls etwas besonders wichtiges zu sein; er ist in diesem Moment wohl ein „Vorzugsmensch" und wir können ihm das harmlose Vergnügen sehr wohl gönnen, — schlägt ein anderer mit dem Wort um sich, so wird auch der erste wieder ein Nachzugsmensch, ein Unnötiger, ein Allzuvieler sein müssen.

Bei den „Allzuvielen" denkt man auch gern an den „Uebermenschen" — ich wußte nie viel mit dem Gedanken anzufangen, da fand ich einmal folgende Verse:

Was hat uns zur Erfindung des Uebermenschen gebracht?
Vom Menschen die Vielzahl hat uns ängstlich gemacht.
Wir fühlen, wollen wir schließen mit Gott den Verein,
Daß wir Einzige sein müssen, mit Gott nur allein.

Und ruhet in Gott dann des Menschen suchender Wahn,
Sein Denken und Tuen nicht irren mehr kann,
Unbekümmert durch dornige Lebensbahn
Schreitet ein Held, — doch sehens ihm wenige an.

Wer sagt uns wohl er möge ein Uebermensch sein?
Das weiß Gott, der die Seele leitet allein.

Der Gott, den die Süddeutschen so im stillen verehren, ist ein guter, freundlicher Geist, der vom Himmel und aus den Tannenwäldern lächelt und es gerne sieht, wenn seine Kinder fröhlich sind — wenn sie eine „Freud in Ehren" haben, eine Freude, die andern auch ihre Freude gönnt, sei es nun bei einem „G'sang in Ehren" bei einem „Trunk in Ehren" und auch bei einem „Kuß in Ehren".

Im allemannischen Dialekt bedeutet in „Ehren" etwa so viel wie Selbstachtung — so etwas wie Pflichtgefühl, Besonnenheit und Gewissen. Hebel hat dieser Besonnenheit, dieser feinen Warnung — die so gutmütig ist, daß

sie nie gern einem andern die Freude verdirbt, oft gar schönen Ausdruck gegeben, so z. B. in einem Gedicht „Noch eine Frage“:

Und weisch denn selber au die liebe Seel,
Worum de dine zarte Chinde d'Freud
in so ne stachlig Bäumle ine henksch?

wo der Schlußvers lautet:

Zum dritte sagi: Wemme i de Welt
Will Freude hasche, Vorsicht ghört derzue;
sust längt me bald in d'Agle und in Dörn,
Und zieht e Hand voll Stich und Schrunde z'ruck.
den d'Freud hangt in de Dorne. Denk mer dra,
und thu ee wenig gmach! Doch wenn du's hesch
so los ders schmecke! Gunn der's Gott der Her!

Ein guter Gott, der allen Wesen wohl will, der dabei alle Schliche seiner Verehrer durchschaut, vor dem sie sich nicht verbergen können, der diese Listchen aber auch nicht übel nimmt — weil er sie schon von Ewigkeit her kennt. Wenn es nicht unpassend wäre so möchte ich sagen, er hat Humor.

Ein Onkel von mir, ein braver Bauersmann, wurde gefragt, ob er vor dem Schlafengehen auch bete und was er bete; er antwortete, er sei abends müde und da sage er nur: lieber Gott du kennst dein Michel! — damit schlafe er ruhig ein. — Dies ist jedenfalls ein Zeichen, daß der Mann trefflich gut gestanden ist mit Gott. — Dies könnte vielleicht der Gott des deutschen Michels sein, der stille Gott, der seinen Michel so genau kennt, weil dessen Seele ja von ihm stammt.

Aber auch fast gottlose Aeußerungen tauchen auf in den Herzen böser Buben, die einen Herrgott der ihnen auf die Finger sieht, nicht freudig anerkennen wollen. So z. B. der kleine Otto, ein wilder Bub, der Steine warf, auf Bäume kletterte, am Rheinufer seinen Unfug trieb, der wurde von seinem besorgten alten Bäsle vorgenommen und sie stellte ihm eindringlich zu Gemüte. „Lug Otto, der liebe Gott sieht alles und will nicht haben, daß du wild bist, er läßt dich einmal von Baum herunterfallen, dann kannst du ein Bein abbrechen oder den Arm, oder wenn du so nah am Rheinufer dich herumtreibst, läßt er dich einmal hineinfallen, dann ertrinkst und der Rhein nimmt dich mit fort wie ein Stück Holz“. Otto hört so aufmerksam zu, es geht ihm zu Herzen wie Bäsle es zu ihrer Freude sieht — er seufzt tief: Oh! gelt Bäsle, man hätt's doch gut auf der Welt — wenn der liebe Gott nicht wäre! Das fromme Bäsle war freilich überrascht von diesem Ausspruch aber sie hat den Humor von der Geschichte lebhaft empfunden, denn sie war selber eine echt süddeutsche Frohnatur.

Hang zu philosophischen Erörterungen findet man ziemlich viel bei Landleuten, ihr Zusammenhang mit und ihre Abhängigkeit von der Natur ist groß und regt zu Fragen an — und schließlich ist die Großmutter der Philosophie doch die Frage. Auch die Göttertochter Phantasie spinnt dazwischen

ihre wunderlichen goldnen Fäden — Märchen gehen um und träumen wunderbar und verschwiegen — seltsam bis zur Verwirrung, denn es gibt auch noch Hexen — Hebel hat sie in seiner milden Art Hexlein genannt — die die Unruhe in die Männerseele werfen, daß sie das Hexlein überall suchen müssen. Spukhaft und geheimnisvoll erscheint noch so vielfach die Welt — Gespenster gehen um und der Aberglaube herrscht, — auch eine Art von Licht, das oft in Tiefen hereinleuchtet, in welche das Licht der Schul-Aufklärung nicht hineingelangt; vielleicht entdeckt man da noch einmal geistige Röntgenstrahlen und Radiumwirkungen.

Bei so Untersuchungen, wie ich sie unbesonnener Weise hier angestellt habe, ist des Suchens kein Ende und kommt man wohl auf Dinge, von denen der Leser sagen wird; das ist aber einmal „gesucht"! und er hat darin gewiß recht. — Wenn man aber einmal auf den Standtpunkt kommt wo man „gesucht" wird, da hilft nichts mehr weiter als eine große Frechheit — in welche ich nun auch gleich verfalle.

Man beschäftigt sich in neuer Zeit gar viel mit dem Leben Jesu, man will den historischen Jesus, den rätselhaften „Menschensohn" erkennen als Fleisch von unserm Fleisch. Es ist darin schon gar vieles geforscht, vermutet und behauptet worden — so daß es mir scheint, daß wir in der Zeit stehen, wo es jedem frei steht, ob er nun studiert oder nicht studiert hat, ob er Theologe oder Laie ist, über das Wesen Jesu seine Vermutung, seine eigene Meinung auszusprechen. Und nun will ich auch mit meinen Forschungen nicht länger hinter dem Berge halten — sie begründen sich auf Aussprüche Jesu, von welchen ich auf sein Wesen meine Schlüsse gezogen habe. Er hat gesagt: sorget nicht! Sehet die Lilien auf dem Felde, die Vögel unter dem Himmel — Ihr könnt mit aller Sorge euch nicht größer machen — wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen und noch vieles allbekanntes. Was er gesagt hat — heimelt so ganz merkwürdig an — als kennte ich den Sprecher recht genau, als einen lieben Menschen, mit dem man vertraut umgehen möchte. — Er hat gar nichts fremdes — das man sich erst durch Studieren und Kopfzerbrechen aneignen muß, und so komme ich zu dem Schluß, daß er wohl ein Süddeutscher gewesen sein muß — warum sollte er denn, wie auch schon behauptet worden ist, ein Westfale gewesen sein? — doch da läßt sich wohl nicht viel beweisen und die deutschen Stämme mögen sich immerhin zanken, welchem er angehöre, er ist allen so vertraut, alle haben ihn lieb als einen der Ihrigen, der ihnen nichts fremdes sagt — ja sie haben das alles auch schon selber gedacht und gern sprechen sie es mit seinen unvergänglichen Worten aus. Er hat so recht die Seele wie die Deutschen es wünschen, daß auch ihre Seele sein möchte, eine so gute freundliche Seele, dabei tapfer und treu bis in den Tod — eine Seele deren Ursprung so ganz in Gott, dem Ursprung alles Seins, gegründet ist — weshalb man ihn ebenso so gut Gottessohn wie Menschensohn nennt. Alle Völker erkennen ihn als den Ihrigen, die Herzen der Menschen fliegen

ihm zu, jeder möchte zu ihm Bruder sagen — oft auch dann noch, wenn er alle anderen Brüder haßt. — Leider sogar oft im Namen Christi hassen zu müssen verpflichtet worden ist.

Sein Reich ist nicht von dieser Welt und doch ist es so stark und mächtig, daß es unzerstörbar ist, denn in ihm beruht das geistige Sein der Menschheit.

Wenn ich nun die Aussprüche Jesu und sein ganzes Wesen so recht als süddeutsche Art empfinde, sollte ich da nicht im Rechte sein?

Es gibt nun aber irgendwo in Süddeutschland eine gewisse Gegend, ein verborgenes Tal, in dem man noch nichts davon gehört hat, daß der Kampf ums Dasein, dieser grausame Krieg aller gegen alle, erklärt worden ist und daß die Umwertung aller Werte, d. h. der fortwährende Umsturz, als höchste Denkerweisheit proklamiert worden ist. — Da sollen noch Hütten sein, über denen der Friede Gottes waltet, in welchen die Menschen in stiller Duldsamkeit ihr Lebenslos, ihr Schicksal tragen, Kreuzträger, die unter ihrer Last freundlich bleiben gegen alle ihre vernünftigen und unvernünftigen Mitgeschöpfe. — Da soll Geduld noch als eine bewußte Tugend zu finden sein — als bewußte Tugend! Denn bei uns Herrennaturen kommt ja auch die Zeit, wo wir still halten müssen, wo wir dulden müssen — nur ist dann dies Dulden keine Tugend mehr — d. h. keine Willenskraft, die edle Früchte für das Menschendasein trägt, sondern es ist Willenszertrümmerung.

In dieser abseits liegenden Gegend lebt noch der Glaube, daß die Menschen, um glücklich sein zu können, in einen Friedenszustand kommen müssen, der aus freiwilliger Entsagung und Selbstbeherrschung hervorgeht, und der alte Schulmeister, der dort die Kinder unterrichtet, geht sehr auf diesen Sinn hinaus. — Die Menschen dort sind deshalb aber nicht schwach und gefühlsduselig geworden, denn sie haben die Kraft erworben, einer dem andern zu dienen und der Stärkste beweist dort sein Herrenrecht dadurch, daß er größere Dienste zu leisten vermag als die Allzuvielen. Die guten Menschen wissen noch nichts davon, daß in der Welt draußen es jetzt an der Tagesordnung ist, daß jeder mehr Rechte verlangt und zugleich weniger Verpflichtungen anerkennt. Sie fühlen die Verpflichtung, freundlich und höflich zu sein, wenn sie mit andern zusammenkommen, sie verbergen deshalb alles düstere und lächeln, damit sie ja den Nachbar nicht belästigen. — Es gilt bei ihnen als höchster Grad von Schamhaftigkeit, niemand mit seinen Intimitäten zu belästigen. Dadurch bezeugen sie, daß sie Achtung vor einander haben. — Ein Beispiel, wie schamhaft die Menschen dort sind, ist folgende Geschichte: Ist da ein Mann, dessen Handwerk ihn zu einer sitzenden Lebensweise bestimmt — zu dem kommt eines Nachmittags der gute Nachbar zu Besuch und der Sitzende klagt demselben, daß er so oft einen Druck und auch Schmerzen im Magen habe. Sagt der Nachbar, indem er einen scheuen Blick in der Stube herumwirft: Franztoni, sagt er, ich weiß dir ein Mittel, das hilft. — Nun, was denn. — Ja, ich kann es dir jetzt nicht sagen. — Er sieht auf die Frau, die auf der Ofenbank sitzt und strickt, er sieht die herumlungernden Kinder an, —

wenn wir einmal allein sind oder komm' mit auf den Hausgang, dann sag' ich dirs. Sehr gespannt auf das Mittel geht Franztoni auf den Gang — der Nachbar sieht zuerst noch in die Küche, ob niemand darin sei — dann nähert er sich dem Ohr, hält die Hand noch an den Mund und flüstert leise: „Bittersalz".

Es ist das derselbige Mann, der mit einem Zwerchsack, der hinten und vorn über der Schulter hing, gefüllt mit seinen selbstgemachten Kochlöffeln, ins nahe Städtchen auf den Jahrmarkt ging, um ein wenig Geld zu lösen. Als er abends heimkam, fragt ihn der Franztoni: Hast du gute Geschäfte gemacht? — „Ja, Geschäfte gemacht! — ich bin den ganzen Tag mit meinem Sack den Markt auf und ab gegangen und nicht einmal ein einziger Mensch hat gefragt, was ich in meinem Sack habe." Das ist doch ein Anstandsgefühl und eine zarte Zurückhaltung, die mir in manchen Gegenden immer seltener zu werden scheinen.

Merkwürdig sind in derselbigen Gegend die Beamten, denn sie sind geradezu von einer berückenden Freundlichkeit und Höflichkeit — es ist eine wahre Freude in irgend einer Angelegenheit in ein Büro und sei es auch ein Polizeibüro, zu müssen. — Der Beamte lächelt einen freundlich an, ja manche haben, damit dies freundliche Lächeln nicht verloren gehe, sogar den Schnurbart abrasiert oder doch stark in die Höhe gekämmt. Da ist nirgends eine Rede von dem in andern Gegenden vorkommensollenden Anschnauzen. Höflich fragt der Beamte und es ist fast zur stereotypen Redensart geworden: Womit kann ich Ihnen dienen? Dabei macht er keinen Unterschied ob ein Hochangesehener kommt oder ein Lump — ja er freut sich fast noch mehr über den letzteren, weil er demselben meistenteils noch mehr dienen kann; — er kann sich noch mehr in seiner Berufspflicht fühlen.

In dieser Gegend nennt man den Geistlichen Seelsorger und er dient den Bewohnern mit Rat und Hülfe in all den Konflikten, die das Leben mit sich bringt — die himmlischen Mächte, die uns ins Leben hinausführen — die uns schuldig werden lassen und uns der Pein überlassen. — Konflikte, in denen Gott und der Teufel um eine arme Seele streiten, gibt es auch hier. — Die große Verwirrung, wo einer nicht mehr weiß, was gut oder böse ist — nicht etwa weil er jenseits von beiden steht — sondern gar zu sehr mitten zwischen ihnen, wo sie ihre Fäden schlingen und weben, wo auch das beste Gewissen nicht weiß, wo und wie es zu handeln hat.

In solchen Nöten ist der Seelsorger der richtige Mann; er versteht es, mit linder Hand die Fäden, die sich verworren, zu lösen — denn er kennt die Menschenseele aus dem ff, — weil er selber bemüht ist, aufrichtig vor Gott zu stehen. Und wenn die Seele schon in den Klauen des Bösen unterzugehen scheint, er verdonnert sie nicht — er will ihr dienen, er will ihren Jammer verstehen. Er tauft die Kleinen und nimmt sie dadurch in die Seelengemeinschaft auf, er schützt so viel er kann die Seelen der heranwachsenden Jugend, ein treuer Ratgeber in allen ihren Nöten. Er hilft den Schwachen,

er tröstet die Kranken, die nun betend ins Grab müssen und bei manchen hilft er so gut, daß sie freudig dem Friedenszustand entgegengehen. Er hat einmal den seltsamen Ausspruch getan: „Wenn wir einmal gestorben sind, so wird es uns so wohl sein, daß wir denken werden, wenn ich das gewußt hätte, so wäre ich schon längst gestorben."

Er steht am Grabe, er segnet ihre Asche, er denkt, daß dies Häuflein Staub wohl nicht umsonst geglüht haben wird. Er tröstet die, welche weinend am Grabe stehen, er sieht nach dem Himmel — er weiß, daß er mit ihnen wieder einmal vor dem Geheimnis alles Daseins steht, das niemand ergründet, auch der Priester nicht. Dieser Geistliche ist aber jetzt unglaublich alt und ich fürchte, daß er bald stirbt. —

Vom Alkoholgenuß halten sich die Bewohner dieser Gegend frei, ja sie verwerfen ihn, seit ihr Bürgermeister, nachdem er einen Antialkoholvortrag gehört hatte, gesagt hat, es sei eine Schande, wenn man sich dem Alkoholgenuß hingeben würde in ihrer Gegend, wo sie doch so einen guten Wein hätten.

Es besteht in besagter Gegend ein wahrer Wetteifer, daß keiner den andern belästigen will, darum lächeln die Leute immer so freundlich, oft auch dann noch, wenn ihnen das Herz brechen möchte. Jeder weiß das, er ist auch gern bereit, einem andern seine Last tragen oder doch erleichtern zu helfen, nicht mürrisch, sondern freundlich lächelnd, sie haben ein Gefühl dafür, daß an jeden einmal die Zeit kommt, wo er seine Last nicht mehr allein tragen kann.

Meiner Meinung nach muß hinter dem eine uralte philosophische Weltanschauung stecken, so uralt, daß sie nur noch unbewußt fortwirkt.

Es gibt ein treuherziges Lied, das paßt gut in jene Gegend und ich setze Vers 3 und 8 davon hieher.

Laßt uns wie Pilger wandeln
Geduldig, frei und leer;
Viel Sammeln, Halten, Handeln
Macht unsern Gang nur schwer.
Wer will, der trag sich tot;
Wir reisen abgeschieden
Mit wenigem zufrieden
Und brauchens nur zur Not.

Sollt wo ein Schwacher fallen
So greif der Stärkere zu,
Man trag, man helfe allen
Und pflanze Lieb und Ruh.
Kommt schließt Euch fester an!
Ein jeder sei der Kleinste,
Doch auch wohl der Reinste
Auf unsrer Lebensbahn. —

Das, was man gebildet nennt, sind wohl die Menschen in selbiger Gegend

nicht, auch unsere deutschen Geistesgrößen sind gar vielen kaum vom Hörensagen bekannt; — sie haben wenig gelesen und kennen nicht die Bibliothek, die uns moderne Geister jetzt oft schon wie ein böser Traum ängstigen kann, wenn man die Büchermasse ansieht, auf seiner eigenen Bibliothektreppe steht, hoffnungslos; es ist ja unmöglich, daß du das alles, was du dir aufgespeichert hast, lesen kannst! — Ungebildet wird deshalb deine Seele dahin versinken, wo die Allzuvielen sich langweilen! — Dies Gefühl kennt man in besagter Gegend nicht, ein Buch ist noch lange keine so wichtige Sache und man hört da gar oft so banal ungebildete Aussprüche, wenn einer dasitzt und ein dickes Buch liest: „Ja muß denn dieses wirklich gelesen sein?" — Dessenungeachtet hört man oft recht seltsame Aussprüche, die einem sehr verblüffen könnten, wenn man nicht gleich dazu denken könnte, daß dies Bauerneinfalt ist. — So z. B.: Da ja jetzt Bücher doch billig sind und überall hin gelangen können, hat dort auch Einer die Lehre von der Herrennatur und Herrenmoral gehört als der jetzt höchst erstrebenswerten Sache — Er war ein armer Teufel und konnte wirklich keinen Anspruch darauf machen, jemals als Herrennatur zu gelten. — Er wurde nun erst recht bescheiden, ja demütig und sagte: Ich weiß es ja wohl, daß ich nie über andere werde herrschen können, ich habe auch gar keinen Willen dazu — aber ich gebe mir rechte Mühe, mich selbst zu beherrschen, und gelingt es mir manchmal, so fühle ich ganz lebhaft, was eigentlich Herrennatur und Herrenmoral ist — und wie gut sie wirken wird, wenn sie einmal das Wirkungsfeld in sich selbst erfaßt hat. — Dies Selbstherrentum.

Wohl in keiner anderen Gegend ist das Geheimnis, glücklich zu leben, so offenbar wie hier und ist die Wahrheit so tief bewußt, daß unsere Lebensfreude auf dem Glücke unserer Umgebung beruhen müsse, demzufolge auf der Pflege unserer Eigenbeherrschung, Selbstverleugnung und Geduld.

Aus diesem Grunde findet Ironie, Sarkasmus, grausam scharfer Witz hier keinen Anklang; ein Mißgriff verfällt nicht der Lächerlichkeit oder dem Tadel, eine Extravagauz wird nicht kommentiert, ein unwillkürlicher Vorstoß nicht bespöttelt.

Neiderei und Nörgelei finden hier keinen Boden und ich fürchte, daß auch das bißchen Neckerei, dem ich manchmal in meinem Schreiben verfalle, nicht gern gesehen würde.

„Es gibt kein größeres Glück als die Ruhe!" das scheint hier Grundsatz zu sein. — In die Tiefen der Spekulation versenken sich diese Leute nicht, denn sie fühlen, daß hinter diesen Tiefen noch immer wieder andere unergründlichere sich eröffnen.

Wo das Volk wie hier von Gemeingefühlen beeinflußt wird, ist die Ordnung gesichert; herrschen Parteiinteressen vor, ist Zerrüttung unvermeidlich. Soziale Gesichtspunkte sind jene, die zu strenger Pflichterfüllung führen, ihr Vorwiegen bedeutet Friede und Wohlstand für die Familie, das Gemeindewesen, die Nation. — Private Rücksichten sind jene, die von selbstischen Motiven bestimmt werden. Ueberwiegen diese, so sind Wirren und Umsturz un-

vermeidlich. — Unsere Familienangelegenheiten mit allen der Familie zukommenden Interessen und unsere Nationalangelegenheiten mit allen der Nation gebührenden Interessen zu behandeln, heißt unsere Pflicht erfüllen und von allgemeinen Rücksichten geleitet werden. Selbstsucht ist jedem Menschen angeboren, sich ihr ungehemmt hinzugeben, heißt ein Tier bleiben. Eine nationale Regierung und Obrigkeit beruht auf Wohlwollen und hat stets das Glück und die Wohlfahrt des Volkes im Auge — keine politische Anschauung geht jemals dahin, daß die intellektuellen Kräfte zum Zwecke der Ausbeutung der Minderwertigen und Unwissenden ausgebildet werden sollen.

Das Volk dieser Gegend lebt zumeist von seiner Hände Arbeit, mögen sie noch so fleißig sein, sie verdienen gerade genug für ihre täglichen Bedürfnisse, aber sie sind nicht unglücklich, weil sie ihre Wünsche nicht in Realität umzusetzen genötigt sind; sie wünschen wohl, aber es sind die Wünsche des Märchens, denn sie vergessen es nie, daß die Unergründlichkeit hinter allem Lebenden steht — ja, sie wissen es sogar, ihrem alten Pfarrer sei es gedankt, daß aller materielle Besitz zerfällt, wie der Leib, und daß kein Glück, das auf diesen sich aufbaut, ein wahres Glück sein kann.

Ein System, aufgebaut auf dem Prinzip, daß Ethik und Religion der Befriedigung menschlichen Ehrgeizes dienstbar gemacht werden müssen, stimmt naturgemäß mit den Wünschen selbstsüchtiger Individuen überein, und solche Theorien, wie sie in den modernen Formen der Freiheit und Gleichheit verkörpert sind, zerstören die festgefügten Zusammenhänge der Gesellschaft und verletzen Anstand und Sitte.

So viel Rechte wie möglich und wenig Pflichten, daher endlose Kämpfe und Gesetzesstreitigkeiten.

Groß ist dabei das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, der Treue gegen den Fürsten, welcher der persönliche Repräsentant dieser Zusammengehörigkeit ist.

Ich könnte noch lange fortfahren, aus dieser Gegend zu erzählen — ich habe auch vor, dort einen Sommeraufenthalt zu nehmen — ich halte es, besonders für ältere Leute, für gar gesund, eine Zeit lang mit freundlich lächelnden und dadurch zu so recht herzensguten Menschen gewordenen Wesen zusammen zu sein; es soll gegen verschiedene Herzkrankheiten gut sein. Ich darf es hier wohl verraten, daß schon Aerzte, die doch so vielerlei Griesgram der Zeit zu heilen haben, nahe daran sind, bei manchen Erscheinungen des modernen Lebens eine mehrwöchentliche Lächelkur zu verordnen — das Klima, die Höhe des Kurortes hat hier nichts zu sagen. — Es würde natürlich ein Ort in der von mir hier erwähnten Gegend sein; wo sie ist, darf ich jetzt aber noch nicht sagen, die Sache ist noch nicht genügsam organisiert, eine gewisse Vorsicht ist immerhin geboten, auch eine gewisse Vorbereitung, denn es gibt Krittler und Nörgler, welchen die Kur schlecht bekommen würde, wenn sie ohne Vorbereitung sich derselben unterziehen würden — diese Region des

Lächelns könnte Unvorbereiteten geradezu gefährlich werden und statt des freundlichen Lächelns würde bei ihnen ein gräßlich verzogenes Gesicht erscheinen.

Diese verborgene Gegend muß jetzt jeder selber noch suchen, sie hat ein wenig magnetische Kraft und zieht manchen an, der des Treibens müde, nicht mehr weiß, was all der Schmerz, die Lust ihm soll.

Die deutsche Sehnsucht geht immer darauf aus, Frieden zu finden und sie darf sich nicht in Unruhe verpuffen. „Wer sucht, der findet."

Die Menschen, die in dieser Gegend wohnen, sind auch nicht anders als anderswo in bezug auf die Triebe, welche die Natur allen auferlegt hat, aber sie denken nicht daran, diese Triebe egoistisch zum eigenen Vorteil und zum Schaden anderer auszunützen — dadurch sind die egoistischen Triebe kleiner, harmloser und sie bekommen etwas von der Unschuld der Tierwelt. — Aber hochmenschlich steht dem gegenüber, daß, wenn jemand in Fehl und Wirrnis fällt, jeder bereit ist, ihn nicht etwa zu verdammen, sondern im Gefühl, daß das jedem passieren könnte, ihn wieder als den Schwachgewordenen aufzurichten.

Jeder ist gerne Helfer, aber auch jeder, der ge- oder ertragen werden muß, ist so freundlich, sich doch noch so leicht wie möglich zu machen, daß er dem Helfer nicht allzu schwer aufliegt. Bei solcher Rücksicht ist auch jeder überzeugt, daß er nie in schlimmer Weise ausgenützt wird — der Gutmütige, von willensstarken Egoisten.

Es geht aus der ganzen Gesinnung hervor, die in selbiger Gegend die Oberhand gewonnen hat, daß man es so gerne sieht, wenn andere sich freuen und es ihnen wohl gönnt, wenn sie sich in voller Lebensfreude befinden. Und auch der, dem das Schicksal seine eigene Freude zerschlagen hat und auch der, der am Rande des Grabes steht, ist noch im stande, so ungefähr zurückzurufen: Kinder freut euch miteinander! — Was ungefähr das Gleiche ist, was Johannes gepredigt hat, da er neunzigjährig und altersschwach war und alles andere wohl schon vergessen hatte, bis auf das eine Wort: Kindlein liebet euch untereinander!

Bis hieher hatte ich geschrieben und war so recht im Zuge noch viel von dieser Gegend zu erzählen, da kam ein guter Freund, einer von denen, von denen ich so heimlich vermute, daß er es nicht so recht gerne sieht, daß ich mich der Schreibliebhaberei ergeben habe — er sagt zwar nichts, aber ich weiß, daß er es lieber sieht, wenn ich schön beim Malen bleibe, weil er das für mein Feld erklärt und er es für unnötig hält, daß ich auf fremden Feldern herumhacke. — Diesem Freund nun habe ich das, was ich bisher geschrieben, vorgelesen, er hat beim Schluß ein recht seltsam Gesicht gemacht. Er ist ein höflicher Mensch — der gerne freundlich lächelt — nur hatte jetzt sein Lächeln einen ganz besondern Zug, der mich in einige Verlegenheit versetzte. — Ich sah es ihm an, daß er aus lauter Höflichkeit stillgeschwiegen hätte, aber seine Freundschaft zu mir ist doch zu groß, als daß er es mir hätte verschweigen können, was ich schon ein wenig aus seinem Lächeln, das gewissermaßen etwas Besorgtes hatte, herauslesen konnte. „Ja ja, hm hm! es ist

ja ganz nett, was du so schreibst und die Süddeutschen Monatshefte nehmen es ja auch immer bereitwillig auf, aber lieber Freund, nimm mirs nicht übel, das mit der Gegend, mit dieser Gegend, darfst du nicht bringen. — Alle Welt kennt ja schon diese Gegend, sie ist weder in Nord- noch Süddeutschland, sie ist ja in Japan. — Wie alle Welt hast auch du das Buch von Lafcadio Hearn Izumo gelesen, und da ist dir, wie es ungeübten Schriftstellern öfters passiert, etwas hängen geblieben, ja nicht nur das, ich muß es dir nun offen sagen, du hast ganze Stellen geradezu wörtlich abgeschrieben. — Bedenke denn doch, daß du dir da das erlaubt hast, was man ein Plagiat nennt".

Da bin ich freilich recht erschrocken, denn der Vorwurf eines Plagiates ist wohl der schwerste, der heutzutage in unserer originalitätsstrotzenden Zeit einem Schriftsteller gemacht werden kann. Der Freund machte auch das höchst bedenkliche Gesicht, wie jeder es macht, der es gut mit einem meint: „Du mußt das weglassen, das Buch über Japan ist in allen Händen — du bist gleich ertappt".

Man hat öfters gesagt, daß ich eigensinnig sei, man sagt das fast von allen Menschen, die gerade so und nicht anders wollen oder sein können als sie sind, so konnte ich nicht so ohne weiteres nachgeben, ich suchte mich zu verteidigen.

Sollte es nicht doch auch noch in Deutschland in abgelegenen Gegenden solche Zustände geben, ich kenne doch wirklich aus eigener Erfahrung derartiges, was ich ja hier doch nur ein wenig zusammengezogen habe in die in der Kunst so notwendigen Einheiten. Sollte dies nicht ein gewisser Fortschritt sein in meiner Schriftstellerei? Zudem ist die Geschichte mit dem Bittersalz und auch die anderen Geschichten doch auch wirklich passiert.

Das Lächeln auf dem Gesichte meines Freundes nahm die Nuance des Bedauerns an fast bis zum Gekränktsein: „Du bist alt genug — mach was du willst!" somit verließ er mich.

Das Wort „Plagiat" ist mir freilich in die Glieder gefahren und wenn ich ein ordentlicher Schriftsteller wäre mit dem gehörigen Schulsack, so hätte ich den ganzen Wisch in den Ofen geworfen — aber man weiß es ja, wie gerade Dilettanten, von dem was sie mit Ach und Krach gemacht haben, sich so ungern trennen. Ein wirklich sein Fach beherrschender Künstler gibt leicht eine Sache auf, die ihm mißlungen ist — er kann ja eine andre besser machen, aber ich — ich kann mich nicht dazu entschließen.

Aufrichtiges Bekenntnis einer Schuld, die man begangen hat, hat noch immer mildere Seelen gerührt — und so gestehe ich es denn ein, daß ich ein Plagiat begangen habe und — lasse es drucken. Mein Fehler ist hervorgegangen aus meinem unverwüstlichen Optimismus, der mich glauben macht, daß es in Deutschland doch auch noch ähnliche Gegenden gibt und daß aus solchen Gegenden Gesundung für die deutsche Seele hervorgehen kann. — Eine Lächelkur würde gar manchen gut tun — sie könnte uns hinüberführen zur

wahren Freude zur Menschenliebe, mit der dann jeder im andern die Seele erkennt und als ein göttliches Sein ehrt und achtet. —

Sollte es denn nicht möglich sein, daß noch einmal die doch von uns allen ersehnte Zeit der Milde eintritt, wo der Menschen höchster Ehrgeiz sein wird: edel zu sein, hilfreich und gut?

Sollte denn das, was wir von Japan hören, für uns Deutsche ganz unglaublich sein, das wäre doch gar zu traurig und wäre ein Aufgeben unseres deutschen Erbes.

Mit dieser Meinung bin ich in das japanische Plagiat hineingetappt mit der guten Meinung, daß es in Deutschland, in dem mir am meisten bekannten Süddeutschland doch auch noch ähnliches geben müßte.

Die im Anfang von mir so kühn aufgeworfene Frage: Süddeutsch? habe ich darüber ganz vergessen — und ich hoffe, der Leser auch, denn er hat wohl gemerkt, daß ich ihm doch keine rechte Auskunft darüber geben kann und nach Ausflüchten suche.

Wer nun mehr über das japanische Lächeln erfahren will, der lese nach bei Lafcadio Hearn, dasselbe ist wohl das Lächeln der Gelassenheit, das Lächeln eines alten Kulturvolkes, welches weiß, daß alles winden und werten nichts hilft und aller Trotz nichts nützt, um sich den höheren Mächten zu entziehen — die hervorbringen und leiten und zerstören. —

Es gibt viele Arten des Lächelns und so wollen wir Europäer auch nicht verzweifeln — wenn wir auch in den meisten Gegenden mit mürrischen Gesichtern herumlaufen — das Japanerlächeln ist doch noch nicht das Lächeln glücklichen Friedens, das kommt wohl auch in Japan nur hie und da an uns Sterbliche heran. — Wie ein Lächeln des Kindes, das keine Gefahren kennt und keine Furcht im Vollgenuß der Schönheit der Welt. Es ist das Lächeln des Sonntagsfriedens, welches einige Menschen aus dem Paradies noch für unser Erdenwallen gerettet haben — als ein seltenes Stärkungsmittel. — Es ist ein Wunder, denn die Schönheit der Welt ist in ihm begründet und man darf nicht zu viel von ihm reden.

Das Lächeln geht in das Lachen über und doch sind beide sehr von einander verschieden, das letztere ist die laute Aeußerung der Freude und Lust — es ist Jubel der Seele und man soll es jedem gönnen, es soll auch gesund sein — permanent wie das Lächeln kann es nicht werden — es hat schon etwas Gewaltsames und kann auch leicht in das Auslachen übergehen, welches ein Zwecklachen ist, welches auch noch gutmütiger Art sein kann insoweit daß es den Ausgelachten zum Mitlachen bewegen will — aber es kann doch auch schon boshaft kritischer Art sein und in das Lachen des Spötters übergehen, womit er ein Mitgeschöpf aburteilt — daß es sich seiner Existenz schämen solle. Ich habe beobachtet, daß das Spottgelächter sogar von Tieren, mit denen der Mensch näheren Umgang pflegt, von Hunden und besonders auch von Katzen unangenehm empfunden wird. — Kinder kann man damit aufs tiefste verletzen und kann dadurch ihr ganzes Vertrauen verlieren — die Kälte

des Spottgelächters ist wohl das unangenehmste was das treuvertrauende Kinderherz empfinden kann. Wenn man aber den Kindern auch eine Art von Auslachen sich gegenüber gestattet, so begreifen sie leicht die Gutmütigkeit und es wird für sie ein frohes Spiel übermütiger Kräfte.

Ein ganz gesunkenes Lachen ist das Hohngelächter, das Lachen beim Unglück anderer und wenn die andern auch Feinde sind, so klingt es wie aus der Hölle stammend. Es soll aber doch auf Erden öfters vorkommen. Aus dem gleichen Topf wie das Lachen kommt auch das Weinen, das man freilich wie das Beten am besten für sich im stillen Kämmerlein abmacht.

Eine Seele, die zwischen Lachen und Weinen schwebt, nennt man eine weiche Seele — eine bewegliche Seele.

Nachdem ich obiges geschrieben hatte, ging ich wieder einmal nach Italien; der Leser, der das, was ich in den Süddeutschen Monatheften schon geschrieben habe, mit der nötigen Aufmerksamkeit gelesen hat, weiß gleich zum wie vielten male. — Nach dem dunkeln Winter suchen wir Deutsche so gern den Frühling etwas früher auf, denn er ziert und sperrt sich gar sehr, ehe er kommt. Wir sind aber ein ungeduldiges Volk. — Wir freuen uns, wenn uns die Pforten des schönen Landes erschlossen werden, der Reisetrubel ist gar arg und man sieht doch selten auf der Eisenbahn freundliche Gesichter — ja viele blicken so wild um sich, als wollten sie sagen: komm nur nicht zu mir ins Coupé — der Zug ist voll und die „Allzuvielen" irren den Perron auf und ab; die Herrennaturen, die erster Klasse fahren, prüfen, wie bekannt, jeden Eindringling, ob er auch, wenn er schon sein Billet richtig erworben hat, doch berechtigt ist, erster Klasse zu fahren. — Zwischen Mailand und Genua hört aber auch alle Herrennatur auf, man steigt ein, wo Platz ist und alle bösen Blicke sind verloren und die Schaffner halten sich vorsichtig im Hintergrund, sie können doch nicht helfen und werden wahrscheinlich nur ausgescholten. — Da hört man dann wohl in allen deutschen Mundarten auf die italienische Eisenbahnverwaltung schimpfen — und keinem kommt es zum Bewußtsein, daß eigentlich an dieser Misere die Deutschen selber schuld sind — weil sie die Allzuvielen sind, die reisen wollen.

Man ist doch mehr, als man denkt, von dem abhängig, was man gesagt hat und man sollte darin recht vorsichtig sein. — Das erfuhr ich auch auf dieser Fahrt, es war auf der Rückfahrt durch die Schweiz — es war heiß in dem Wagen und ich machte auf dem Gange ein Fenster auf — da fuhr aus einem Nebenkoupee eine norddeutsche Herrennatur heraus — fuhr mich grob an: wie ich mich unterstehen könne, das Fenster aufzumachen — es ziehe ja. — Ich habe nun freilich von Natur keine rechte Empfindung für das, was man Zug nennt, da ich aber weiß, daß es anderen Menschen meist etwas schreckliches ist, so bin ich nicht so und machte das Fenster gleich wieder zu — aber ich wollte dabei gerade so grob werden wie der Herr Nachbar, da sah ich, daß er auch ein solcher Graubart war wie ich selber — und da verstummte meine Grobheit — höflich mich entschuldigen mochte ich aber auch nicht,

denn ich war gerade ein solcher Graubart wie der Herr Nachbar, da dachte ich an den schönen Mittelweg, ich dachte an das japanische Lächeln über das ich schon geschrieben hatte und sah den Mann mit dem freundlichsten Lächeln, das ich auftreiben konnte an, ohne ein Wort zu sagen, das verstand er nicht und er zog sich etwas verlegen brummend in sein Abteil zurück. Meine Reisegefährten meinten, ich hätte mir das anschnauzen nicht so gefallen lassen sollen — aber ich wußte es besser, es war eine Probe und durch mein dem Nachbar so ganz unverständliches Lächeln, das er nicht erwartet hatte, bin ich als Sieger aus dem Streit hervorgegangen. —

Das Lächeln kann in dem Sinne wie die Japaner es haben und ich es in Europa gern ein wenig eingeführt sehe, ein großes Lebenskapital bedeuten — aber als Kleinmünze im täglichen Leben gebraucht, könnte es gerade bei unserm gesteigerten Verkehr ein ungemein nützliches Mittel sein.

Seit Kain seinen Bruder Abel erschlagen hat, aus Neid ermordet hat — sehen wir Menschen uns gar vielfach mißtrauisch an. —

Sollte das doch nicht noch einmal anders werden können?

Lichtenbergs Mädchen.

Mit ungedruckten Briefen Lichtenbergs.

Von Erich Ebstein in München.

Genugsam bekannt ist, daß Lichtenberg seine Frau Margarete, die Tochter eines Invaliden und Weißbinder Kellner aus Nikolausberg bei Göttingen, zuerst als Erdbeeren verkaufendes Mädchen kennen lernte, als Haushälterin zu sich nahm und am 5. Oktober 1789 im Tagebuch „von meiner Krankheit befallen und den Abend mit Margarethe copuliert, durch HE. Pastor Kahle" notierte.

Sie wurde das Glück seines Lebens und die Mutter vortrefflicher Kinder, die, wie Grisebach treffend sagt, ihrer Abstammung Ehre machten.

Daneben erscheint aber, wenige Jahre vor seiner ersten Bekanntschaft mit Margarete in seinen Briefen eine rätselhafte andere Mädchengestalt, die er seine „kleine Tochter" nennt; er legt für sie in einem an Dieterich aus Hamburg gerichteten Schreiben vom 6. Juni 1778 ein Billet bei, in dem er schreibt: „Ich meine das kleine Mädchen, die ich schreiben gelehrt habe." Dieses Mädchen hat Schüddekopf vor kurzem als ein „Geheimnis in Lichtenbergs Leben" bezeichnet. Durch eine Indiskretion eines seiner ältesten Schulfreunde, dem er mitteilt, wie er das Mädchen kennen gelernt hat und den er am Schluß dieses Briefes bittet: „Zerreißen Sie diesen Brief, und behalten Sie bloß das Andenken an ihn, als ein Zeichen meiner Freundschaft gegen Sie, der sich unter allen meinen Schulfreunden allein meiner erinnert hat", hatten wir zuerst genauere Kunde von dieser Mädchengestalt.

Daß indes bereits die Zeitgenossen von Lichtenbergs Mädchen wußten, lehrt folgender Passus in Kotzebue's „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn" o. O. 1790, S. 14: „Vor vielen Jahren schon hielt ich mir ein Mädchen von 11 Jahren, welche Blumensträuße feil trug. Sie wohnte in der Caßpühlen,[1]) und wir brachten wechseitig Götternächte miteinander zu. Ich kleidete sie mit brittischer Freygebigkeit, unterhielt auch Papa und Mama. Die Sache wurde aber endlich so notorisch, daß in der Schola puellarum meine Amasia ein Gespött der übrigen wurde, und der Schulmeister sogar de fornicatione omittenda herrliche Ermahnungen ergehen ließ."

Ich lasse hier am besten Lichtenberg selbst sprechen (Briefe III, 291 ff.); der an Amelung gerichtete Brief fällt in den Anfang des Jahres 1783, und es heißt dort:

Was ich Ihnen sage, muß **kein Mensch** erfahren. Ich lernte im Jahr 1777 (die sieben taugen wahrlich nicht) ein Mädchen kennen, eines Bürgers Tochter aus hiesiger Stadt, sie war damals etwas über 13 Jahre alt; Ein solches Muster von Schönheit und Sanfftmuth hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen, ob ich gleich viel gesehen habe. Das erste mal, da ich sie sah, befand sie sich in einer Gesellschafft von 5 bis 6 andern, die, wie die Kinder hier thun, auf dem Wall den vorbeygehenden Blumen verkaufen. Sie bot mir einen Strauß an, den ich kaufte. Ich hatte 3 Engländer bey mir, die bey mir aßen und wohnten. God almighty, sagte der eine, what a handsome girl this is. Ich hatte das ebenfalls bemerckt, und da ich wußte was für ein Sodom unser Nest ist, so dachte ich ernstlich dieses vortreffliche Geschöpf von einem solchen Handel abzuziehn. Ich sprach sie endlich allein, und bat sie mich im Hause zu besuchen; sie gienge keinem Purschen auf die Stube, sagte sie. Wie sie aber hörte, daß ich ein Professor wäre, kam sie an einem Nachmittage mit ihrer Mutter zu mir. Mit einem Wort, sie gab den Blumenhandel auf, und war den gantzen Tag bey mir. Hier fand ich, daß in dem vorteffflichen Leib eine Seele wohnte, grade so wie ich sie längst gesucht aber nie gefunden hatte. Ich unterrichtete sie im Schreiben und rechnen, und in andern Kenntnissen, die, ohne eine empfindsame Geckin aus ihr zu machen, ihren Verstand immer mehr entwickelten. Mein physikalischer Apparat, der mich über 1500 Thaler kostet, reizte sie anfangs durch seinen Glantz und endlich wurde der Gebrauch davon ihre eintzige Unterhaltung. Nun war unsre Bekanntschaft aufs höchste gestiegen. Sie gieng spät weg, und kam mit dem Tag wieder, und den gantzen Tag war ihre Sorge meine Sachen, von der Halsbinde an bis zur Luftpumpe, in Ordnung zu halten, und das mit einer so himmlischen Sanfftmuth, deren Möglichkeit ich mir

---

[1]) Vgl. Leitzmann, Lichtenbergs Nachlaß S. 242, wo Lichtenberg dichtet:

Südostwärts von Herrn Grätzels Mühl
Am Wege, der da heißt Kaßpühl,
Da liegt ein schön gepflastert Stättgen —

J. C. Müller (Versuch einer Beschreibung der berühmten Universität Göttingen, 1790, S. 6) nennt die Straße — heute Karspüle — eine „lange Straße zwischen lauter Gärten innerhalb der Stadt"; sie verläuft noch heute hinter dem Stadtwall längs dem Botanischen Garten.

vorher nicht gedacht hatte. Die Folge war, was Sie schon muthmasen werden, sie blieb von Ostern 1780 an gantz bey mir. Ihre Neigung zu dieser Lebensart war so unbändig, daß sie nicht einmal die Treppe hinunterkam, als wenn sie in die Kirche und zum Abendmahl gieng. Sie war nicht wegzubringen. Wir waren beständig beysammen. Wenn sie in der Kirche war, so war es mir als hätte ich meine Augen und alle meine Sinnen weggeschickt. — Mit einem Wort — sie war ohne priesterliche Einsegnung (verzeyen Sie mir, bester, liebster Mann diesen Ausdruck) meine Frau. Indessen konnte ich diesen Engel, der eine solche Verbindung eingegangen war, nicht ohne die gröste Rührung ansehn. Daß sie mir alles aufgeopfert hatte, ohne vielleicht gantz die Wichtigkeit davon zu fühlen, war mir unerträglich. Ich nahm sie also mit an Tisch, wenn Freunde bey mir speißten, und gab ihr durchaus die Kleidung, die ihre Lage erforderte, und liebte sie mit jedem Tage mehr. Meine ernstliche Absicht war mich mit ihr auch vor der Welt zu verbinden, woran sie nun nach und nach mich zuweilen zu erinnern anfieng. O du großer Gott! und dieses himmlische Mädchen ist mir am 4ten August 1782 Abends mit Sonnen-Untergang gestorben. Ich hatte die besten Aerzte, alles alles in der Welt ist gethan worden. Bedencken Sie, liebster Mann, und erlauben Sie mir, daß ich hier schließe. Es ist mir unmöglich fortzufahren."

Dieser ergreifende Brief gehört zu dem Schönsten, was Lichtenberg geschrieben hat. Vor kurzem hat R. Saitschik in einem seiner Werke „Zur Psychologie des neueren Individualismus", in welchem er Lichtenberg und Nietzsche als deutsche Skeptiker rubriziert (Berlin 1906), auch dieses Verhältnisses Lichtenbergs zu dem Mädchen mit den Worten gedacht: „Dank der Unabhängigkeit und Ueberlegenheit seines Charakters wußte sich Lichtenberg über alles Kleinliche einer Provinzstadt zu erheben und seinen eigenen Weg, ohne Rücksicht auf Mißdeutung zu gehen."

Lichtenbergs Mädchen, „Maria Dorothea Stochardten", war eines Leinenwebers Tochter, wie mich die bisher unbekannt gebliebene Eintragung im Kirchenbuche der St. Johanniskirche in Göttingen belehrt. Nicht nur für solche Bürgerstöchter, sondern auch für die jungen Professorstöchter war Göttingen damals gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht ungefährlich. Schreibt doch Lichtenberg: „ich wußte, was für ein Sodom unser Nest ist". Ich habe diese Sachlage auf Grund der mir bekannt gewordenen kulturgeschichtlichen Notizen vor kurzem im Zusammenhang beleuchtet (Janus 1905), will jedoch hier noch einer Stelle aus einem Briefe Boies gedenken, der aus dem Anfang der 70er Jahre desselben Jahrhunderts stammt: „Die jungen Mädchen hier müssen wegen der großen Menge junger Leute, die ihnen Schlingen legen, sehr behutsam und eingezogen leben: von tausend unschuldigen Freiheiten, die andere sich erlauben, wissen sie garnichts." Und noch 1791 schreibt ein in Göttingen studierender Württemberger in die Heimat: „Alles ist unglaublich teuer; nur allein die jungen Mädchen sind mit geringer Mühe und wenigen Kosten zu bekommen. Alle Bürgermädchen kann man haben, alle Professorstöchter und die ausgemachtesten Koketten."

Lichtenberg hatte für Mädchen aus niederen Ständen entschiedene Sympathien. „Es gibt Stellen, wo Bauernmädchen aussehen wie die Königinnen; das gilt von Leib und Seele"; für ihn entdeckt ein Mädchen, die sich ihrem

Freund nach Leib und Seele entdeckt, „die Heimlichkeiten des Ganzen weiblichen Geschlechts;“ denn „ein jedes Mädchen ist die Verwalterin der weiblichen Mysterien.“

Doch kehren wir zu der kleinen Stechard zurück: außer in jenem zitierten Briefe an seinen Schulfreund, hat Lichtenberg, soweit wir wissen, offenbar nur seinem Kollegen Meister das Geheimnis gebeichtet. Meister vertrat seit Tobias Mayer und Lowitz Fortgange 1764 die Professur für angewandte Mathematik, und wurde 1770 zum Ordinarius befördert; sein Name lebt noch heute in seiner Fachwissenschaft fort, für die er 25 Jahre neben Kästner erfolgreich gearbeitet hat. Kästner hat ihm 1788 einen schönen Nachruf gehalten. Mit Lichtenberg war er nicht nur als Kollege, sondern auch als treuer Freund eng verbunden. Das zeigen Lichtenbergs Worte über ihn (Vermischte Schriften II. Bd., Göttingen 1853, S. 124 f.), die kurz nach Meisters Tod geschrieben sein werden. „Am 18. Dezember 1788 starb mein vortrefflicher Meister, allein erst den 23. ward er, nach seiner Verordnung begraben. Hieraus leuchtete des guten Mannes Furcht hervor, die ihn sonst gegen Ende seiner Tage verlassen zu haben schien. Ich habe ihn sehr genau gekannt, nicht bloß, weil ich viel mit ihm umging, — denn man kann sehr viel mit einem Manne umgehen, und ihn doch nicht kennen lernen, — sondern weil ich in einer Verbindung mit ihm stand, wobei man sich nicht bloß aneinander anschließt, sondern auch so untereinander öffnet, daß alles in beiden Gefäßen bis zum horizontalen Stand zusammenfließt. Er war ein Mann von den größten Fähigkeiten, und einem Scharfsinn, wie er nicht leicht seinesgleichen hat. Mathematisches Calcul war deswegen nicht das, was Reize für ihn hatte; er dachte sehr gering davon, wie von den Leuten, die ihren ganzen Ruhm darin allein suchen. Schriftstellerischen Stolz hatte er gar nicht; er hätte sonst gewiß leicht seine Herren Kollegen übertroffen. Ganz gekannt hat ihn indessen die Welt gar nicht, auch seinem Charakter nach. Es ist gar sonderbar, wie viel der vernünftigste und rechtschaffenste Mann nötig hat, nicht mit dem Mikroskop betrachtet zu werden.“ — „Meister“, fährt Lichtenberg dann fort, „war ein höchst feiner und scharfsinniger Kopf, und wirklich ein großer Mann, von unerschütterlicher Rechtschaffenheit im Handel und Wandel, und doch hatte er so unzählige Schwachheiten, wo man ihn ganz sah. — —

Petron und Apulejus waren immer seine Lieblingsschriftsteller, obgleich er gegen edle Simplizität nicht unempfindlich war. An Auflösung einer verwickelten Synthese fand er besonderes Vergnügen.“

Außer zahlreicher Fachliteratur schrieb er im Göttinger Magazin 1. Beobachtung merkwürdiger Gestalten der Wolken, 1780. 2. Etwas über die Mouches volantes, ebenda, 1780. 3. Beobachtungen über den Vesuv, ebenda, 1781.

Die nachfolgende Korrespondenz Lichtenbergs an Meister, die etwa zehn Jahre umfaßt*), zeigt, wie vielerlei Dinge sie untereinander austauschten und berieten; ich hatte im Frühjahr 1906 das Glück, den Rest des offenbar umfangreicheren Briefwechsels, teils in Originalen, teils in sicher beglaubigten Abschriften aufzufinden.

Die Copia collat. umfaßt „24 Billets von G. Chr. Lichtenberg an den prof. ord. philos. Hofrat Albr. Ludw. Friedrich Meister zu Göttingen.“ Aus dieser Briefmasse sind zwei Stücke verloren gegangen; Nr. 3, 7, 12, 14 sind in der dreibändigen von Leitzmann und Schüddekopf besorgten Ausgabe abgedruckt worden; Nr. 9 teilte ich in dem von mir herausgegebenen

*) Die Reihenfolge der Briefe ist, soweit es möglich war, eine chronologische.

Büchelchen „Aus G. C. Lichtenbergs Korrespondenz“, Stuttgart, 1905 mit; Nr. 10, 11, 13, 17 gab Ludwig Saeng in einem Eduard Grisebach zum 60. Geburtstag gewidmeten Privatdruck zum besten, der nur wenigen zugänglich wurde, der weiteren Menge auch nur auszugsweise durch ein Feuilleton C. Schüddekopfs in der Frankfurter Zeitung vom 2. Dezember 1905. Dreizehn an Meister gerichtete Briefe Lichtenbergs, die bisher unbekannt geblieben sind, teile ich hier zum ersten Male mit, ich stehe aber nicht an, auch die übrigen zum Briefwechsel gehörigen Billette an dieser Stelle den Lichtenberg-Verehrern zugänglich zu machen, da sie im Zusammenhang ein genügend großes Interesse zu beanspruchen verdienen.

1.

Ew. Wohlgeb:

werden vermuthlich diesen Abend mit mir bey HE. Dietrich und dessen Familie speißen, ich bitte mir also, da doch Morgen Abend Bal ist, die Ehre auf Morgen aus. Die Jungfer Stechardin, die bereits am vergangenen Mittwochen Ihre Schulstudia geendigt, und die Litteratur an den Nagel gehängt hat, um sich künftig desto eifriger mit der Nadel und der Oestreichischen Lanze zu beschäftigen, kommt auch Morgen Abend.

d. 4. April 79. GCL.

2.

Ew. Wohlgeb:

gütigem Versprechen gemäß erwarte ich Dieselbe diesen Abend gegen 6 Uhr, da wir dann nach dem Garten gehen und sehen wollen, ob Wer mit 7 vorbeyfährt. Ich habe eine Melone, die ziemlich viel verspricht. Wir wollen sehen ob sie Wort hält. Jungfer Stechin hat sich gestern Abend ausgebeten von der Gesellschaft seyn zu dürfen.

Ich kann Ihnen einen gantz honetten Magneten zeigen, den mir heute ein reisender gebracht hat.

d. 21. Juli 1779. G. C. Lichtenberg.

3.

Nun was sagen Ew. Wohlgeb[ohren] zu der Gevatterschafft? Ich habe das Feuer schon lange glimmen sehen, und hätte gern der Hackfeldin etwas eingegeben, daß es ein Mädchen geworden wäre.

Ich will Ew. Wohlgeb[ohren] meine Entschließung kurz melden. Ich stehe nicht in Person, und vermuthlich Sie auch nicht, denn ich gehe auf keine Kindtaufen und keine Hochzeiten so lange als ich lebe, es möchte denn meine Kindtaufe oder meine Hochzeit seyn. Aber die Frage ist, wen stellen wir? Wollen Sie Ihre Jungfer Hannen schicken, so soll entweder HE. Stöcker oder einer von Dietrichs Leuten HE. Knoop statt meiner stehen. Schicken Sie aber eine Manns Person, so will die kleine Stechardin für mich stehen. Der letzte Fall wäre mir deswegen der liebste, weil die Hexe gern einmal ein Kind hübe, und sich schon lange auf die Niederkunft der Hackfeldin gefreut hat, denn es war ihr die Ehre gantz zugedacht wenn es ein Mäd-

chen geworden wäre. Da Ew. Wohlgeb[ohren] aber keine Manns Personen zu schicken haben als Ihren Friedrich, mit dem als einem ungläubigen und Bedienten der Jungfer St.[echardin] wohl nicht stehen mögte, so will ich Ihnen noch einen Vorschlag thun, ich wolte wohl HE. Knoop oder HE. Stöcker überreden für Ew. Wohlgeb. zu stehen. Ich schreibe dieses nur, weil ich das Museum schicke, denn wir sprechen uns wohl gewiß zwischen hier und Sonntag.

Freytag früh. GCL.

4.

Wenn der Jupiter pluvius (wie ich nicht dencke) morgen seine Sprützen nicht probiert; so habe ich die Ehre Ew. Wohlgeb. Morgen früh 1/4 nach 6 auf eine Tasse Caffee und etwas zu erwarten, da wir dann mit ein paar Huynhnms nach mut. mut. Kerstlingeröder Feld fahren wollen.

GCL.

5.

Werth[er]. HE. Professor!

Hier ist die kleine endlich. Haben Sie doch die Gütigkeit und geben ihr, wenn Sie sie nicht mehr brauchen, anders nicht die Kupferstiche zu Cooks Reise. Sie können sie wieder haben.

In Eile.

GCL.

6.

Wenn Sie diesen Abend nichts besseres zu thun haben, als mich zu besuchen, so bitte ich mir die Ehre Ihres gütigen Zuspruchs gehorsamst aus. Ich glaube Jungfer Stechin, wenn ihr nichts darvor geschnappt ist, wird ebenfalls kommen. Sie sind aber so gütig und kommen so früh als möglich. Es wird heute genug am Saalfenster zu judicieren geben. Hier kommen einstweilen 2 Theile des Orpheus wieder zurück, den dritten will ich noch ein wenig behalten.

Mein Urtheil mündlich.

GC. Lichtenberg.

7.

Herrn Prof. Meister
Wohlgeb.

Ew. Wohlgeb.

Sage ich den verbindlichsten Dank für die schöne popular Errors, die Sie mir zum Gebrauch überlassen haben. Ich werde sie gewiß sehr nützen, zum Theil im Magazin, zum Theil im Calender.

Die Jungfer Poppin wird nicht allein Morgen Abend der Laterna magica mit beywohnen, sondern auch, gelobts der Himmel, (denn Sie ist es mit Leib und Seel willens,) mit uns zu Nacht essen. Ew. Wohlgeb. werden sie sehr freygebig und artig finden. Ihre Stimme schnarrt nur noch ein

wenig. Es fehlt an der Pfeife offenbar. Ein rechter Orgelbauer wird sie mit einem Schnitt zurecht stimmen.

d. 27. Oct. 1781. GC. Lichtenberg.

8.

P. P.

Was das für eine traurige Geschichte ist? Mein Gott, ich bin so erschrocken, daß mir würcklich übel ist. Ich ginge gerne hin, aber was kann man mit dem unverständigen Knaben reden? Ich will meinen Aufwärter hinschicken, der Ihnen diesen Brief bringt und ein sehr guter, Rathgebender Kerl ist.*) Was mag wohl aus dem Jungen werden. Ich muß mit Ew. Wohlgeb. sprechen, vielleicht nimmt etwa Dietrich einen in die Handlung oder in Druckerey, ich will gern, was ich entbehren kann, beytragen. Ich habe zwar aus des Mannes sichtbarer Abnahme lange so etwas gefürchtet, aber kaum mehr jetzt im May. Wann kann ich wohl Ew. Wohlgeb. ein wenig sprechen?

GCL.

*) es ist wider Erwartung die Frau. Aber auch gut.

9.

P. P.

Hertzliche gute Besserung zuvor. Diesen Abend ist unser Club, wo ich willens bin, eine Rede über die beste Form der Stadtthore zu halten, weil ich aber nur ein eintziges in meinem Leben gezeichnet, und nachher nie wieder daran gedacht habe, so wünschte ich mich gern erst ein wenig zu gründen, und bitte also Ew. Wohlgebohren gehorsamst um die Mittheilung solcher Bücher, oder auch Büchertitul, wo ich mich Raths erholen könte! Sie sollen alles Morgen wieder haben.

Die Jungfer Stechardin hat neulich Ihre Abwesenheit sehr beklagt, und läßt Ihnen gute Besserung wünschen.

GCLichtenberg.

Es hat bis um 5 Uhr Zeit
da ich noch ein paar tauben
Ohren von 4—5 zu predigen habe —.

10.

An
Herrn Prof. Meister. Ew. Wohlgeb.

Sende ich hierbey die vorgestreckten Bücher mit gehorsamstem Dank wieder zurück. HE. Prof. Feder, der ein sehr vertrauter Freund des Ob[er] Commiss[är] Maynberg ist, soll gelegentlich einmal meine Meinung über die Schönheit eines Stadtthors vernehmen, und ob ich gleich mehrere schöne Thore gesehen, auch selbst dem Bau zweyer beygewohnt habe, die ebenfalls mehr gegen die Feinde der Licent-Casse als des Vaterlands angelegt worden sind,

so wolte ich doch gern meine dunckeln, oder höchstens klaren Ideen ein bisgen aus Büchern deutlich machen, und diesen Zweck habe ich durch Ihre Gütigkeit, so viel als nöthig erreicht. Nur Schade, ich hatte mich auf eine Rede geschickt, die ich wies zum Knoten kam, nicht halten konnte. Nemlich die Göttingischen Thore, (auf diese nemlich war es angesehen), sollen keine Bogen und kein anderes Gewölbe haben, als den blauen Himmel. Bey solchen Vorschlägen weint freylich die architectonische Muse und überträgt die Sache dem Mauermeister. Alles, was ich bey der Sache gethan habe, war zu verhindern, daß keine Würfel auf die Spitze gestellt wurden, daß keine Ananas auf den Thorpfosten einer Stadt blühen mögten, wo die Cartoffeln kaum in der Erde gerathen. Auch den Artischocken habe ich mich widersetzt und eben so den Urnen und Blumentöpfen, wo dagegen gerathen, daß wenn man ja Blumentöpfe da haben wolte, man lieber gelben Lack und die Viola matronalis in Natura hinstellen mögte, als die Bildung derselben unsern Künstlern überlassen, die ihren Stil an den Fußbänken verdorben und sich daher selten über 6 Zolle über die Gosse erhöben. Es werden also wohl der Stadt Leu und der Lüneburgische Hengst und zwar von HE. Nahl in Cassel gearb[eitet] sich einander Wappen weisen und Gesichter schneiden, und jeder Pfosten soll aus gekuppelten Dorischen Pfeilern bestehen, just stark genug, um den blauen Himmel zu tragen. Ich hatte einen Plan im Kopf, der würklich, recht wenig zu sagen, von der Art war, von denen man zu sagen pflegt, daß sie sich gewaschen hätten. Das Thor sollte einen Fronton erhalten, auf dessen scharfer Kante ich einen Globum coelestem und eine Punsch Bowle nach Art der Würfel balanciren wolte, um sie solte ein Krantz aus Coquarden, Zwieback und Rosen nebst Citronen Schaale Bändern geschlungen seyn mit der Ueberschrift Omnibusidem. Zwischen die Triglyphen hatte ich in die Quadrate Mettwürste, ebenfalls Zwiebäcke in Pythagorischen Triangeln nebst Pottkuchen gestellt. In den Fronton nach dem Felde solte Kulenkamps Silhouette mit dem Matrikulwerk aufgeschlagen und der deutlichen Zahl 999 und der Unterschrift kommt her zu mir zu stehen kommen; nach der Stadt zu solten Stocks und Maynbergs Silhouette gestellt werden mit der Unterschrift Stockio & Maynbergio in Philistaea Leinana conss. Im Schlußstein nach dem Feld hätte ich eine Fuchsfalle abgebildet, auf dem andern aber gegen die Stadt einen Fuchs im Taubenhaus, oder auch den Storch, wo er den Fuchs auf eine Flasche Milch invitirt, in die er mit seinem dicken Maul nicht hineinkann, oder so etwas. Sagen Sie selbst, liebster HE. Professor, ob es nicht schändlich ist, in diesen Tagen des dringenden Genies solche Sachen zu unterdrücken, ja ich habe sogar gedacht, ob man nicht selbst dem Gröner und Weender Thor Flügeln das Ansehen von einer Fuchsfalle hätte geben sollen, um einen zudringlichen Postwagen nicht sowohl auszuschließen, als vielmehr zu fernerer Behandlung einzuklemmen.

Allein nun Schertz bey Seite, und (den Dank zu Anfang allein ausgenommen) zur eigentlichen Absicht meines Briefs. Morgen Abend wird

ein armer Mensch, den ich in Osnabrück gekannt habe, zu guter letzt zu mir kommen, und auf meinem Flügel einige Hillersche Arien vorspielen und die Jungfer Stechardin wird ebenfalls da seyn, weil ich hier schon halb und halb versprochen habe, den HE. Prof. Meister auch zu bereden. Können Sie also morgen ausgehen, liebster HE. Professor, so geschähe mir ein großes Vergnügen, wenn Sie mich um die gewöhnliche Zeit besuchen wolten. Sie sollen etwas Spargel und etwas Wein bey mir finden, auch allenfalls die bewußte Artzeney. Schlagen Sie es mir nicht ab.

Ich bin mit vollkommenster Hochachtung

Dero

ergebenster Diener

GCL.

11.

P. P.

Was ich bisher ausgestanden habe, liebster Herr Professor, kann ich Ihnen nicht mit Worten beschreiben. Das gute, arme Mädchen so entsetzlich leiden zu sehen. Sie gleicht sich gar nicht mehr, so daß wenn ich sie verliehre, ich gar nicht werde glauben können, daß die verstorbene, die sey, mit der ich umgegangen bin. Es ist ein erstaunlicher Jammer, gestern Mittag wenn ich ihr zurief, ob sie mich noch kenne, sah sie sich um, und nannte mich mit zitternder Stimme, und durch die fürchterliche Maske schien die alte Freundlichkeit durch, gestern Abend kannte sie mich nicht mehr, sie hörte mich nicht einmal mehr. Sie fingert auf der Decke und läßt alles ins Bette gehen. Jetzt, da ich dieses schreibe faselt sie wieder laut immer von meinen Instrumenten im Saal, und ob die Feuerbecken sicher stünden, und ob mir die Mutter recht aufwarte. Man hat ihr Senf-Pflaster und Spanische Fliegen gelegt, heute morgen 2 mal zur Ader gelassen um den Brand zu verhindern, und um 12 Uhr 8 Schröpfköpfe auf den Rücken gelegt. Sie kennt auch ihre Eltern wieder, ich selbst habe mich heute nicht gezeigt, weil ich es nicht mehr aushalten kann, sie in diesem jämmerlichen Zustand zu sehen. Denn ich bin würklich durch mein Wachen (ich sitze nicht auf, weil Leute genug da sind, sondern ich kann nicht schlafen) gantz weichhertzig geworden bin. Die Aerzte hoffen wieder. Mich dünkt aber, es ist alles vorbey, denn ich bekomme kein Geld für meine Hoffnung.

GCL.

12.

Liebster Herr Professor!

Was sagen Sie zu unserem Hause? Als mein vortreffliches Mädchen 2 Stunden weggetragen war, starb die kleine Dieterich. Sie haben sich alle Stunden nach einander erkundigt und ihre Ruhestätten sind hart neben einander.

Die kleine Stechardin ist ein Opfer der **Arzney-Wissenschafft** geworden, das ist wohl gewiß. Ich ließ alles geschehen, denn ich sah voraus wie entsetzlich marternd es seyn würde, wenn sie dennoch gestorben wäre, sich vorwerfen lassen zu müssen, sie lebe noch, wenn man den Aerzten gefolgt hätte. Dieser Kampf war mir der härtste. — Es ist alles vorbey und ich bemühe mich gar nicht mehr an das vergangene zu denken, und nach grade fange ich an einige Fertigkeit darin zu erlangen; Ich bitte also Ew. Wohlgebohren mir die Ehre Ihres gütigen Besuchs zu erzeigen, und zwar, wenn es ohne Ihre Beschwerde geschehen kann, nächsten Sonnabend, und nächsten Sonntag zum Abend Essen. Sie finden mich auf einer gantz andern Etage, in einem meiner vorigen Zimmer und HE. Dieterich bey mir. Wir schlafen beysammen, in derselben Stube nicht weit von Hakfelds. Schlagen Sie mir doch diese Bitte nicht ab. Sie sollen keinen beschwerlichen Weiner oder Kläger finden, über alles das bin ich weg, und Freunden etwas vorwinseln, ist nie meine Sache gewesen. Ich erwarte Sie also übermorgen um 7 Uhr des Abends gewiß, ich glaube alle Ihre Freunde bey denen Sie etwa engagiert seyn könnten, würden mir gerne in einem solchen Falle nachstehen. Die kleine Dietrichen wäre nächsten 31. August 21 Jahr alt geworden. Hätte ich nur die meinige so lange behalten. Sie starb 4 Jahre jünger.

GCL.

13.

HE. Prof. Meister,
Wohlgeboren.

Ich freue mich außerordentlich auf morgen Abend, solte aber die Witterung so elend seyn, wie jetzt, so will ich lieber des großen Vergnügens Ihrer Gesellschaft entbehren als Ihnen zumuthen auszugehen. Was die Eigenschafften des Hertzens betrifft, so kann selbst Dieterich nicht leugnen, daß die kleine Stechardin seiner Tochter darin überlegen war. Dieterichs Tochter war auffahrend und eigensinnig, bereute es aber bald wieder, die meinige gab immer nach und ließ sich alles gefallen, und hat mich sehr offt mit nachgeben beschämt. So waren sie auch während ihrer Krankheit, die eine schrie hefftig und war gleich außer sich wenn nicht augenblicklich da war, was sie wolte, machte einen Unterschied zwischen Personen und jagte Leute weg, die andere hingegen sprach mit dem liebreichsten Ton mit jedem, niemand konnte sich der Thränen enthalten wenn sie sprach, und ich würde schon sehr viel ruhiger seyn, wenn ich den Ton ihrer Reden vergessen könnte. Doch was hilft das alles sie kommt nicht wieder.

Hier übersende ich Ihnen ein paar Gedichte auf Mamsel D[ieterich]! Das kleinere ist von HE. v. Sacken, einem sehr guten Menschen, der im Hause logiert. Das andere hat HE. Tutenberg getutet.

GCL.

14.

[5. August 1782]

Ich danke Ihnen tausendmal, liebster HE. Professor für Ihr mit so vieler freundschaftlicher Empfindung ausgedrücktes Beyleid. Ich werde alles versuchen was sie mir rathen. Mein Schmertz ist außerordentlich; so bald ich allein bin, glaube ich, ich könne es nicht ausdauern, allein eine Gesellschaft, wie die Ihrige, würde mir die Sache noch schwerer machen. Ich sehe lieber Leute um mich, die die Person nicht gekannt haben, und die sie wenig interessierte. Ich bin nie in meinem Leben in einem solchen Zustande gewesen, die Umstände sind gar zu traurig gewesen. Eine so vortreffliche Person, in diesen Jahren so leiden zu sehen, und mit so vieler Gedult, und die alles mit einem Ton sagte, was sie nemlich im Ernst und bey Verstand sagte, den ich gewiß in meinem Leben nicht vergessen werde. Die letzte Nacht um halb 4 des Morgens rief sie in diesem Ton gute Nacht, rührender und herzbrechender konte wohl für mich in dieser Lage nichts gesagt werden. Die Worte schallen mir noch immer in den Ohren, so wenig sie wohl auch die Lange Nacht gemeint haben mag, in welcher sie sich schlafen legen wollte. Wenn sie irre redete so sprach sie wie gewöhnlich nur fast etwas langsamer und da kamen Sie u. HE. Dr. Pikel etlichemal vor. Sie ist 17 Jahre und 39 Tage alt geworden.

GCL.

Jetzt nach dem Tode, sagen die Leute, gleicht sie sich völlig wieder. Sagen Sie doch dem HE. Adean daß mich die Herrn bis auf Donnerstag oder Freytag verschonen. Uebermorgen früh wird sie begraben.

15.

Hierbey habe ich die Ehre, Ihnen die Fortsetzung der guten, männlichen Reisebeschreibung zu übersenden. Ich bekomme sie früh genug wieder, wenn Sie mir Ew. Wohlgeb. künfftigen Sonntag Abend mitbringen, wenn anders die Reise ohne Mütter nach dem Bruch Sie nicht verhindert, mir die Ehre zu geben.

Den Einfall: Salutat te Dominus meus Käthe hat der ehrliche Dr. Luther von mir. Ich habe vor 3. Jahren einmal an die verstorbene Stechardin geschrieben: An Herrn, Herrn Maria Dorothea Stechardin. Es ist doch nichts neues mehr unter der Sonne zu finden, fast hätte ich vergessen, zu sagen, daß dieses eine Anmerkung zu p. 39 beygehender Reisebeschreibung ist.

Ueber die Beschreibung der Uhr zu Weimar war ich von anfang betrübt; Je langweiliger sie wurde, desto munterer wurde ich, und als es nicht mehr auszuhalten war, lachte ich gantz laut. Sie ist einer Fortsetzung werth, folgendes möchte sich nicht übel ausnehmen:

Wenn man der Gottes-Lieder müde ist, so drückt man einen Zapfen, auf dem das Herzogliche Wappen grafirt ist, nieder, so spielt sie des Morgens um 6 das Lied: Ihr Schönen hört an; um 12 bey meiner Schwartzen, da bin

ich gar zu gern p.p. um 6: wenn du mein Schätzgen wilt seyn, mußt du mich {lieben allein / lassen hinein} und um Mitternacht: ach wenn ich dich nur einmal ein-mal im Bettle drinne hätt. Am grünen Donnerstag zeigt sich der Oel-Garten, wo unter andern Petrus des Hohenpriesters Knecht, das Ohr abhaut, welches man innerhalb der Uhr fallen hört, und doch das Jahr darauf wieder festsitzt.*) Auch sind die Posttage auf die nettste Weise angedeutet, wenn nemlich ein Postwagen von Weimar abgeht, so fährt auch ein Wagen vor dem großen Zifferblatt vorbey und die Aufschrift lehrt, ob es der Berlinische, Frankfurthische oder Nürnbergische sey, bey den Briefposten ist es ein Reuter, die Kayserliche hat gelb und Schwartz. Die Postillone blasen alle, welches, obgleich das Horn kaum so groß ist als ein Mattier, dennoch so stark klingt, als ein gemeines Posthorn. Die Sonntagspost bläßt ohne Lieb und ohne Wein, für die übrigen hat man Sadon, Sadon, gewählt.

Ehemals zeigte die Uhr auch die Tage an, da Bier auskommt, dieser Teil ist aber jetzt in Unordnung, weil die Bierbrauer, die unter des Hochseeligen Hertzogs gnädigster Regierung sehr ordentlich giengen, jetzt durch die Länge der Zeit etwas zu spät gehen. Dieses ist wieder eine Note ad p. 104 der Reisebeschr.

Ew. Wohlgeb. verzeyhn das abscheuliche Zeug. Ich war eben in der Laune, weil mich der ehrliche, aber leere und langweilige HE. Hackmann verlassen hat, und über (ich will nicht hoffen durch) die Frau Hauptmännin zu Münden seinen Weg nach Cassel genommen hat.

d. 20. Sept. 82.

GCL.

*) Wenn dieses geschieht, so ruft der Judas gantz vornehmlich: Guguk.

16.

[d. 10. Februar 1783.]

P. P.

Hierbey habe ich die Ehre, Ew. Wohlgeb. ein Buch zu übersenden, das Sie gewiß nicht ohne herzliches Lächeln lesen werden.

Ich wollte es zum morgenden Thee beym Kirchengang anrathen, zumal da Magister N ö b e l i n g predigt. Der Verfasser oder B e a r b e i t e r (das letztere wohl vermuthlich) ist HE. Müller, der Verfasser des S i e g f r i e d v o n L i n d e n b e r g. Der Verfasser hat es mir, ohne daß ich ihn weiter kenne, zugeschickt. Es ist soviel K ü n d e in der Composition, simplex duntaxat et unum und so viel schönes in der Ausführung, daß ich es, der ü b r i g e n B e w e i s e ungeachtet, für k e i n deutsches Produkt erkennen würde. Denn die Leute in Deutschland, die so etwas schreiben **könnten**, schreiben so etwas nicht. Was mir sehr bei dieser Schrifft gefallen hat, ist der durchaus gute moralische Endzweck. Es wird vielleicht eine Lectüre seyn für Ihre Jungfer Hanne, wenn sie anders ungebundene (in Bibliopegischem Verstand) Bücher lesen kan;

welches ich nicht wünsche, ich will das also hefften lassen. Lassen Sie sich durch die Vorrede **nicht** abschrecken.

Morgen Abend habe ich die Ehre.

GCL.

Lassen Sie sich durch die Vorrede **nicht** abschrecken.

17.

HE. Professor Meisters
Wohlgeboren
Ew. Wohlgeb.

lieben alle Arten von Untersuchungen, ich nehme mir also die Freyheit, hier mit dem Stoff zu einer physiognomischen aufzuwarten.

Was war das für ein Mann, dessen äußerst gut getroffenes Bildniß hier beyliegt.

Was für eine Richtung hat die Kraft bey ihm genommen, die so sichtbar um die Nase schwebt, was für eine die Thätigkeit, die mit Flintenschlosses Spannung im Auge lauert und nur auf Kornes — Allignirung und auf den Druck des Zäpfgens wartet? gestochen ist schon, es bedarf nur des Hauches der Gelegenheit, so geht alles los. War der Mann ein Künstler oder ein Dichter, der Howard oder der Cartouche seines Volcks, Geßner oder Lamettrie, Rüttgerod oder Boerhave?

Beyliegendes versiegeltes Zettulchen enthält die Auflösung, die nach Belieben eröffnet werden kan, aber doch sogleich nicht.

Das Bild bitte ich mir wieder zurück aus, indem es nicht mir gehört.

GCL.

18.

Motto: Nach viertelstündigem Bedacht
Wird dieser Zettel aufgemacht.

Johann Hermann Simmen wurde am vergangenen Freytage an einem Ort drey Meilen von Gotha lebendig und langsam gerädert, weil 9 Mordthaten auf ihn gebracht worden sind. Das Kind einer Verwandtin, die er ebenfalls ermordet hat, nahm er beim Beyn und schlug es mit dem Kopf an den Ofen und ließ es für todt liegen. Es kam aber wieder zu sich, nur war ihm das eine Auge ausgeschlagen, und befindet sich jetzt im Hospital zu Gotha. Der Hertzog hat ihn zeichnen lassen, und sein Leben wird beschrieben. Den Mund abgerechnet, worin mir das pfeiffenwollende nicht gefällt, soll das übrige wohl HE. Lavater viel zu schaffen machen.

19.

Hier kommt ein Band Bernoullischer Reisen. HE. Sanders Rheinfall bey Schaffhausen ist ein wenig gar zu schön, ich möchte wohl wissen, wo er noch Worte her finden wolte, wenn er einmal eine stürmende See vom Ufer aus angesehen beschreiben wolte, dergleichen ich im Winter 1775 zu Scheveningen

gesehen habe, den Ausdruck Ocean von kochender Milch hat er schon, also bliebe ihm nichts übrig als eine Milchstraße von Milch. Die Seereise war mir das angenehmste; ich fahre gern auf der See mit andern Leuten, währenddes ich selbst auf dem Canapee auf dem festen Land liege. Der verdammte Abkürtzer, man solte es allen Leuten, die Reise-Beschreibungen abkürtzen, so machen, wie mans Gumprechten gemacht hat, da das Knäblein 8 Tage alt war, so ließen Sie es vielleicht endlich.

Heute um 11 Uhr wehte der Wind ein Fenster in einer Stube über mir auf, und warf eine Schachtel mit gebranntem Caffee herunter. Da hätten Sie sehen sollen. Ein Mahler der einen Manna-Regen in der Wüste hätte vorstellen sollen, hätte herrliche Stellungen zu copiren gefunden. Es waren auch in der Tat einige Kinder Israel mit darunter.

GCL.

20.

Für den übersandten Brief danke ich gehorsamst. Ich kenne die Schreiberin sehr gut, und habe hier und da das Gegenteil von dem was sie sagt deutlich durchgesehen: Sie können nicht glauben was Baldinger dort von Göttingen spricht, ich möchte wohl die Beschreibung des Prospectes so fort-fortsetzen:

Inwendig in der Stube sitzt mein Mann, ein wahrer Diogenes am Hofe, der jetzt keinen Tabac mehr rauchen darf, und da räsonnirt über die Professoren zu Göttingen was das Zeug halten will, theils weil wir wegen unserer schlechten Erziehung (und lieber Gott was kann man von Langensaltza und Groß Gottern erwarten) nichts anders zu sprechen wissen, und theils weil wir dem Landgrafen dadurch eine Schmeicheley machen, der nichts lieber hört als wenn man Göttingen lächerlich macht. Wir schonen unsere besten Freunde nicht, und haben Einfälle, wogegen des Fechtmeister Birchlein seine zu Jena gar nichts sind, über die Leute denen wir am meisten dort schmeichelten, und zwar haben wir sie in Gegenwart von Leuten die wir selbst nicht einmal noch recht kennen. Das übelste bey der Sache ist, daß der Prospekt in die Zukunft gar nicht zu schön ist, als der aus dem Fenster, denn wenn der Kammerdiener, der uns hierher gebracht hat, oder der alte Serenissimus selbst mit Tod abgehen solte, so sitzen wir vermuthlich weil der Erbprinz nichts weniger als Jenenser ist, und für sich selbst hat mein Mann keinen Wittwengehalt ausgemacht.

& cet. & cet.

Diesen etwas freyen Spott rechtfertigt ein Brief von Cassel, worin mir gesagt wird, daß der Hanswurst dort sehr übel von mir redet.

GCL.

21.

An
Herrn Prof. Meister
Wohlgebohren.

Ew. Wohlgeboren werden sich doch wohl auch — — — nicht präsentieren lassen. Ich gewiß nicht. Ich habe sogar Ordre gestellt, wenn etwa mein Blitz Ableiter ein Anbringer werden solte, daß gesagt wird, ich sey aufs Land gegangen. Wenn mich also Ew. Wohlgeb. diesen Abend zu Kerstlingeröder Feld sprechen wollen, so dürfen Sie mir nur die Ehre auf meiner bekannten Stube erzeigen, denn ich halte Kerstlingeröder Feld hier, und Coure den Geh. Räthen jenseits des Heinbergs.

d. 4. Jun. um eilf. GCL.

22.

Ew. Wohlgebohren schicke hier
Das gestern Abend versprochene Bier.
Obs gut ist kan voraus nicht wissen
Hätt erst daraus selber trincken müssen.
Aus einer Flasche Gestalt und Gesicht
Erkennt man's Bieres Güte nicht. NB.
So wie sie da im Keller stehen,
Sie sich wie Eyer ähnlich sehen.
Nach diesem Hieb auf HE. Lavater
Sez ich ein Paar Trink-Regeln her.
Champagner bessert man mit schütteln
Allein das Bier verdirbt vom rütteln.
So wies dem Trincker Ruhe giebt
Just so es selbst die Ruhe liebt.
Und kommt es einmal ins Gezitter
So schmeckt's von Oben bis Unten bitter.
Ist zwar an sich nicht ungesund
Betrübt nur gar sehr Zung und Mund.
Auch stellen Sie's nicht beyn Ofen hin.
Warum? Es ist ein Mob'le drinn.
Im kalten ruht es sonder Zweifel,
Im warmen springts wie 1000 Teufel.
Denn eine Bouteuille Burton-Ale
Ist Glas und Bier wie Leib und Seel,
Und manchen, der die Seel vertragen,
Hat offt der Leib Maus todt geschlagen,
Es tobt alsdann wie Nit'r und Sulphur
Man könnt's wohl nennen fliesend Pulver.

Ferner eh' man sich zum Trincken rüst't
Der Korkzieh'r wohl die Haupsach ist.
Denn ohne diesen gehts nicht raus
Und käm mit Gabeln das gantze Hauß.
Ratio? die läßt sich nicht verstehn
Ohn in Mathesin neinzugehn:
NB. Die Korcke bestehen insgemein
Aus Einem Kegel diese aus zweyn
Die mit den abgestumpften Spitzen
An einem Stück zusammen sitzen,
Dadurch bekommen sie die Figur
Praeter propter von einer Sand Uhr. 
Eben so ist die Flasche gegossen
Daraus wird dann nun folgendes geschlossen:
1. Daß der Korck erst dichter werden muß,
Aus diesem giebt sich ein zweyter Schluß:
2. Daß, gäbe der Korck nicht endlich nach,
Man ziehen könt bis an den jünsten Tag.
Zum Schluß wünsch' guten Appetit
Und schick den Jungen fort damit.

GCL.

Memoiren von Robert von Hornstein.

1.

An der Quelle der Donau stand meine Wiege. In Donaueschingen, der Residenz des Fürsten zu Fürstenberg wurde ich geboren als mein Vater bei dem kunstsinnigen Fürsten Karl Egon Hofkavalier war. Dieser Fürst hielt einen verschwenderischen Hofhalt, verstand es aber, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und suchte sich seine Beamte unter Leuten aus, welche mit künstlerischen oder geselligen Talenten begabt waren. Auf diese Art hatte der Fürst einen Beamtenstand, mit dem er kleine Opern und Konversationsstücke in einer Weise auf seinem kleinen Hoftheater aufführen lassen konnte, daß Karlsruher und Stuttgarter behaupteten, auf ihren Hofbühnen könne man vieles auch nicht besser haben, z. B. Rossinis Barbier und Schenks Dorfbarbier. Viel trug die ausgezeichnete Hofkapelle unter Kalliwodas Direktion zur Güte dieser Aufführungen bei, viel aber auch einzelne der Herren und Damen vom Hofe und aus dem Beamtenstand. Einer der glänzendsten Sänger und Darsteller war mein Vater, der mit einem Bariton von seltener Schönheit ausgestattet, ein Darsteller ersten Ranges war. Seine Stimmmittel waren so bedeutend, daß der berühmte Tenor David von der italienischen Oper in Wien ihm gratis Unterricht erteilte, wie er Leutnant mit kleiner Gage war. Nahezu hätte ihn das Geschick auf andere Bahnen gelenkt, denn der damalige allmächtige Impresario Barbaja, der zu gleicher Zeit der Oper in Wien und San Carlo in Neapel vorstand, machte ihm glänzende Anträge, die er teils aus Vorurteilen, teils aus Unterschätzung seiner Talente ausschlug. Hätte er damals schon gewußt, daß seine Begabung als Darsteller gerade so groß als sein Gesangsvortrag hinreißend schön war, so hätte er wohl Barbaja gefolgt und wäre in Neapel bei ihm eingesprungen. Barbaja hatte ihm, dem österreichischen Offizier, gleich Neapel angeboten, um ihm den Wechsel seiner sozialen Stellung zu erleichtern.

Alle diese Talente kamen dann in Donaueschingen zur Geltung. Der Barbier in Rossinis Oper und der Adam Lux im Dorfbarbier waren Leistungen ersten Ranges, welche unvergeßlich waren für die, welche Gelegenheit hatten, diesen seltenen Aufführungen beizuwohnen. Selbst am Schwan von Pesaro fand er einen Bewunderer. Rossini hatte ihn im Salon des Fürsten Metternich in Wien singen gehört, worauf er ihn Figaro si, figaro la selbst begleitete.

Unterstützt wurde er vom Hofrat Sulger, einem Tenoristen, den Enthusiasten neben Haizinger stellten, dem Bassisten H. v. Nollner, im Kameralfach angestellt, dem Bruder Kalliwodas, im Kabinet eine Stelle ausfüllend, der Gattin Kalliwodas, einer ehemaligen Sängerin. Der Fürst selbst, auch im Leben ein vollendeter Kavalier, spielte vortrefflich die Rollen des Bonvivant, die Fürstin, eine badische Prinzessin, war eine reizende Soubrette, und meine Mutter spielte das Fach der seriösen Liebhaberinnen. Auch mein Onkel Kirsner, der spätere Präsident der badischen Abgeordnetenkammer, übernahm dann und wann Rollen.

In dieser Luft verlebte ich meine ersten Jahre und noch habe ich eine dunkle Erinnerung an eine Stunde, in der ich von den liebenswürdigen fürstenbergischen Prinzessinnen verhätschelt wurde.

In meinem fünften Lebensjahre kam ich nach Weiterdingen, einem Dorfe im Hegau.

Mein Vater legte nach dem Tode seines Vaters die Stelle am fürstenbergischen Hofe nieder und mußte Erbschaftsangelegenheiten wegen zunächst nach Weiterdingen, dem Ort, in dem das Schloß meines Großvaters stand, umsiedeln. Er bezog eine herrschaftliche Beamtenwohnung unweit des Schlosses. Ein Kammermädchen meiner Tante, die in die Dienste meines Vaters übergetreten war, stand auf der Treppe des Hauses und bewillkommte mich; die Szene ist mir ganz erinnerlich. Da meine Mutter infolge des Wochenbettes in ein schweres Nervenleiden verfiel, das nach einigen Jahren die Unterbringung in eine Anstalt notwendig machte, spielte dieses Mädchen, Antonie Seitz von Konstanz, das Tonele genannt, eine große Rolle im Hause meines Vaters. Seit der schweren Erkrankung meiner Mutter, die ja auch nie mehr gesund werden sollte, führte sie nicht nur die Haushaltung, sondern vertrat Mutterstelle an mir.

Als Volontär besuchte ich die Dorfschule und lernte spielend lesen und schreiben. Bis in mein 7. Jahr dauerte der Aufenthalt auf dem Lande. Die Erinnerung an jene Zeit ist mir geblieben. Spaziergänge auf den Hohenstoffeln, nach Binningen, Herumtummeln im Schloßhof und im Garten meines Vaters füllten jene Tage aus. Von einem Fräulein von Reischach, einem netten Backfisch, war ich so entzückt, daß ich mich auf einen Stuhl stellte und den Mägden im Schloß ihre Schönheit pries.

Zweimal war ich in Gefahr. Einmal stürzte die Gesindeglocke herunter, während ich sie mit dem Töchterchen des Kutschers läutete. Ich fiel dabei unter das Mädchen und kam unverletzt durch, während das Mädchen Quetschungen und Beulen davontrug. Bei der Großmutter in Binningen fiel der Porzellankasten auf mich. Ich kam so glücklich in ein leeres Fach hinein, daß ich, ohne den geringsten Schaden zu leiden, unter dem Kasten hervorgezogen wurde.

Nach etwa zweijährigem Aufenthalt in Weiterdingen zog der Vater nach Freiburg i. Br.

Aus dem Postwagen heraus sah ich im Vorüberfahren den Dom. Er machte mir einen Eindruck, den ich nie vergaß.

In Freiburg begannen meine Lehrjahre. Ich wurde offiziell in die Schule geschickt, bekam Klavierunterricht bei einem Fräulein Kanstinger und später bei einem Herrn Gut, dem wir noch begegnen werden. Hatte ich schon früher auf dem Klavier herumgesucht und Liedchen gesungen, wurde Musik jetzt ernsthaft betrieben, was mir lange nicht so gefiel. Doch machte ich rasche Fortschritte und galt in den Gesellschaften Freiburgs für eine Art Wunderkind, da ich zu jeder Zeit geneigt war, auf dem Klavier zu phantasieren.

Besuche im Theater regten meine Phantasie gewaltig auf. Zauberflöte, Oberon, Fra Diavolo waren die ersten Theatereindrücke, die ich bekam.

Mein Vater verkehrte in den Häusern des Breisgauer Adels. Mit den Kagenecks, Andlaws, Ringks war er befreundet. Ein junger Mann Ringk war mein Spielkamerad. Er trat später in den französischen Staatsdienst; heute ist er Gesandter der Republik in Konstantinopel. Er ist derselbe, der in den Wiener Salons durch sein schönes Klavierspiel Aufsehen erregte.

Nach 1½ Jahren vertauschte mein Vater Freiburg mit Konstanz. Welch eine neue Welt! Das große Wasser, Dampfschiffe, darauf in der Ferne die Alpen, Spaziergänge in die Schweiz, in ein fremdes Land, in eine Republik. — Zu jener Zeit bekam ich einen Herrn Fink zum Klavierlehrer. Auch hatte mein Vater die seltsame Idee, mich nicht in die Volksschule zu schicken, sondern einem französischen Schweizer zu übergeben, der mehrere junge Leute, darunter einen Vetter von mir, unterrichtete. Französisch habe ich bei ihm mangelhaft und sonst — gar nichts gelernt. Am meisten empörte mich die Geschichte. Trotz meiner Jugend kam ich bald dahinter, daß es so gar nicht sein konnte. Ganz besonders wurde ich mit Charlemagne geplagt, der zum Vorläufer Napoleons gestempelt wurde. Mein Vater sah zum Glück nach kaum einjährigem Unterricht ein, daß er einen Mißgriff getan und schickte mich in die Volksschule. Hier war ich nun ganz an meinem Platz. Tüchtige Lehrer, wie Wiehl und Schiermeister, brachten mir Lust und Liebe zum Lernen bei und ich war immer der Erste in der Klasse. Das war eine schöne Zeit. In den Pausen stellte ich mich an ein Gangfenster, das auf den See hinausging, gerade auf den Hafen. Ich sah die mächtigen Dampfboote anfahren und die Reisenden ein- und aussteigen. Die Sehnsucht, mit ihnen nach fernen Ländern zu ziehen, wurde in mir wach und hat sich zeitlebens bei mir erhalten.

Unterdessen vertauschte mein Vater die „Felsenburg" mit dem Kramerschen Hause am Schnetztore, wenige Schritte von der ersten Wohnung entfernt. Ein Wall in der Nähe war ein herrlicher Tummelplatz, besonders im Winter, wo er zu Schlittenabrutschungen auf „Hockern" benutzt wurde. Auch wurden daselbst Schneeballenschlachten geschlagen. Das koupierte Terrain gab Anlaß zu feinster Taktik und der sogenannte „Saubach" und die nahe Schießstätte ließen sich strategisch herrlich verwerten. Räuberles wurde auch gespielt und einmal hängten wir einen gefangenen Banditen so ungeschickt an einem Schießstand auf, daß aus dem Scherz beinahe fürchterlicher Ernst geworden wäre.

Einen Stock tiefer bewohnte jetzt Professor Schmalholz, mein späterer Musiklehrer, dessen Sohn Hans, der spätere Berliner Schauspieler Berthold, mein hauptsächlichster Spielgenosse wurde.

Einen bösen Streich spielte ich damals meinem armen Vater. Es war wohl eine der schrecklichsten Situationen in seinem Leben, als er mich, den Entlaufenen, die ganze Nacht hindurch suchte, vom Vater Schmalholz unterstützt. Ich sollte Prügel bekommen, weil ich aus Unvorsichtigkeit mit meiner Armbrust einen Wandspiegel zusammengeschossen hatte. Ich zog es aber vor, ohne Geld, ohne Wäsche, ja ohne Kopfbedeckung in die Schweiz zu laufen. Mein Plan war zunächst, mich in Appenzell als Kuhjunge zu verdingen. Als es aber Nacht wurde, lief ich wieder in die Nähe der Stadt zurück. In Kreuzlingen übernachtete ich in einer offenstehenden Marktbude. Den anderen Morgen stand ich ratlos auf der Landstraß, nicht wissend, was ich nun tun sollte. Plötzlich hör ich rufen: „Robert, um Gotteswillen komm, es soll Dir ja nichts geschehen! Komm wieder zu Deinem Vater!" Nachdem ich zuerst Miene gemacht hatte, davonzulaufen, ließ ich mich nun in einiger Entfernung auf Parlamentieren ein, vergewisserte mich noch einmal der Begnadigung und ging nun mit der Haushälterin zum Vater zurück. Tonele war ausgeschickt, die Schweizer Behörden auf mich fahnden zu lassen. Der arme Vater, der die Nacht dabei gestanden war, als die Zollgardisten mit ihren Stangen den Bach durchstöberten, um meine Leiche zu finden, war so gebrochen, daß er nicht einmal ein Wort des Tadels für mich übrig hatte.

Von da an hörten die Exekutionen, mit Rutenstreichen ausgeführt, auf. Abgesehen davon, daß diese Strafe sehr hart war, empörte sich auch mein Rechtsgefühl dagegen.

In welcher Stimmung ich floh, bezeugt am besten Folgendes: Ein Schweizer frug mich, ob ich zu einem Arzt wolle, daß ich so laufe, — „Zu einem himmlischen Arzt“, war meine Antwort. Verdutzt sah mir der Schweizer nach. —

Folgendes ist mir auch noch erinnerlich. Als ich in der Marktbude lag und vor Kälte nicht einschlafen konnte, hörte ich von einem Vorübergehenden die Worte: „Gute Nacht, Herr Major!“ Das brachte mir Anna Müller, die Majorstochter, in Erinnerung, von der ich noch erzählen werde. Mit süßen Gedanken schlief ich schließlich ein, trotz dieser peinlichen Lage.

Im Hause des Advokaten war alle Sonntag Zusammenkunft von Jung und Alt. Mit den Söhnen des Hauses wurde gespielt. Den größten Eindruck machte mir ein Theater, auf welchem mit Pappfiguren agiert wurde. Hier wurde der Grund zu meiner Liebe zum Theater gelegt, die später eine große Rolle in meinem Leben spielen sollte.

Anna Müller, die 16jährige Tochter eines Schweizer Majors, bezauberte mich, den viel jüngeren Knaben. Ganz verloren war ich aber eines Tages, als statt Komödie Pfänderspiele aufgeführt wurden. Ich bekam Küsse von ihr. Diese regten meine Phantasie dermaßen auf, daß ich wochenlang wie im Traum herumlief. Sie wohnte am entgegengesetzten Ende der Stadt. Obgleich Prügel darauf standen, wenn ich die nächste Umgebung des Hauses verließ, lief ich täglich die ganze Stadt hindurch, um nach ihrem Fenster zu sehen. Sie verheiratete sich später nach Urach. — Ich habe sie nie wieder gesehen.

Die Tage der Volksschule nahmen ein Ende und ich kam aufs Lyzeum. Die langweilige Behandlung des Latein, die Geistlosigkeit der Lehrer, hatte zur Folge, daß aus dem lernbegierigen Knaben ein ziemlich fauler Schüler wurde. Ich stieg zur Not in die höheren Klassen auf. Das dauerte bis in das vierte Lyzeumsjahr, wo ich zwei geistvollen Lehrern in die Hände kam, die mich interessierten und wieder war ich unter den Ersten.

Vorher aber sollte ich 1½ Jahre Konstanz verlassen. Mein Vater kam auf die Idee, ich würde außerhalb des Vaterhauses besser erzogen. Freunde rieten ihm, mich zu Professor Gagg nach Offenburg zu tun, was auch ausgeführt wurde. In Offenburg sollte ich erfahren, was Heimweh heißt. Es wurde so arg, daß ich eine schwärmerisch-religiöse Richtung nahm und in freien Nachmittagen zu einem Ellenriederschen Bilde in der Kirche von Ortenberg wallfahrtete, vor welchem ich in tiefste Andacht versank. Furchtbar schmerzlich war mir der Abschied von meinem Vater, der mich nach Offenburg gebracht hatte und noch eine Woche bei mir blieb. Erst nach dreimaligem Abschied konnte ich mich losreißen. Spät Abends suchte ich ihn nochmals in einer Gesellschaft auf und morgens noch im Posthof. Der Vater selbst war sehr gerührt. — Ich habe ihn nie wieder so gesehen. Im Hause des Professors Gagg war unterdessen große Aufregung. Man glaubte, Diebe hätten eine Visite gemacht, da ich das Hinterpförtchen offen stehen ließ, durch das ich früh 5 Uhr nach der Post enteilte.

Meine Kameraden bei Gagg waren bedeutend älter als ich und liebten es mich zu hofmeistern und zu necken, was oft den größten Skandal verursachte. Einmal warf ich in der Wut im Dunkeln von meinem Bett aus den Stiefelknecht nach Seidel, was dem beinahe das Auge gekostet hätte. Besser

stand ich mit dem Schweizer Gaudy, von Rapperschwyl gebürtig. Der hat eine glänzende Karriere gemacht. Oberst, Kantonsrat, Bundesrat ist er geworden. Alle Ehren, die in der Schweiz zu vergeben sind, häuften sich auf seinem Haupte. Am nächsten, auch dem Alter nach, stand mir der junge Baron Seldeneck, ein großes musikalisches Talent, der aber nie etwas lernte.

Hinter unserem Hause war ein Platz, von dem aus man den Straßburger Münster sehen konnte. Sehnsüchtig sah ich nach ihm aus. Der Rhein, die fernen Vogesen, das fremde französische Land, — wie regte das alles die Phantasie auf! Eine Stunde entfernt erhob sich ein Vorberg des Schwarzwaldes, dessen Kuppe wir oft bestiegen. Stundenlang saß ich an Sonntagen oben, versunken in den Anblick der weiten Rheinebene mit ihrer Umrahmung von Vogesen und Schwarzwald. Unvergeßlich ist mir ein mehrtägiger Ausflug des ganzen Gymnasiums nach den Allerheiligen-Fällen. — Wie blauten die Berge des Schwarzwaldes, — wie lachten die Dörfer und Städtchen!

In jene Zeit fällt auch mein politisches Erwachen. Das Jahr 48 warf seine Schatten voraus. Das Lied „Itzstein unser Stern" wurde angestimmt und wie erstaunte mein Vater, als ich tapfer mitsang. Gagg, der unterdessen Gymnasiumsdirektor geworden war und seine Amtswohnung mit uns bezogen hatte, war ein Freund Robert Steigers. Steiger saß damals als Gefangener in Luzern und das Schwert hing über ihm. Natürlich war sein Schicksal Gegenstand der täglichen Tischunterhaltung. Wie bejubelten wir sein Entkommen! Robert Steiger! — Welch klangvoller Name damals! Wer kennt ihn noch?

Damals war ich schon ein wackerer Musikant. Bei den Prüfungskonzerten spielte ich eine Rolle. Ich erhielt zwei Preise. Die Nahrung, die uns Musiklehrer Müller gab, war dem damaligen Geschmack entsprechend; Ouverturen französischer Opern, Stumme von Portici ꝛc.

Ueberhaupt spielten die nahen Franzosen im damaligen Offenburg eine große Rolle. Es waren noch viel französische Sympathien vorhanden. Auf den Jahrmärkten kaufte man um ein billiges Napoleons sämtliche Schlachten. Um Sechskreuzerstand kaufte man Napoleons Leben mit Kupfern. Man sah ihn, wie er in Brienne die Schneeballenschlacht leitete und wie er ins Schiff stieg, um nach Helena abzusegeln. Der Napoleonkultus blühte. Erst das Jahr 48 machte dem ein Ende. Franzosen, die von Straßburg herüberkamen, waren der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit. Ihren Tadel, daß die badische Eisenbahn so langsam befahren würde, nahm man sehr ernst. Wenn sie hochfahrend waren, nahm man das als berechtigte Eigentümlichkeit hin. Das deutsche Nationalgefühl war unter Pari gesunken.

In diese Zeit fällt der Tod Kirsners, meines Großvaters mütterlicherseits, der ein Original ersten Ranges war. Eines Tages frug ein Bauer nach seinem Sohn, der stark im Liberalismus machte. „Gehen Sie nur in den Schützen! Da saufen sie die großen Herren vom Thron herunter."

Er galt für sehr sparsam und hinterließ auch seinen beiden Kindern ein schönes Vermögen. Sein Sohn und mein Vater hatten im selben Jahre geheiratet. Als sie eines Tages vor ihn traten und ihm eröffneten, sie wollten eine 8tägige Reise mit ihren Frauen nach Schaffhausen, Zürich, Konstanz machen, gewissermaßen eine etwas verspätete Hochzeitsreise, kam er in solche Wut, daß er den Kreuzstock aushob und aufs Pflaster warf mit dem Aufschrei: „muß denn alles hin sein?"

Im selben Jahre bekam ich aus Konstanz die Nachricht, daß mein Vater den Hund „Castor" hergegeben habe, worüber ich untröstlich war und viele

Tränen vergoß. Meine bösen Kameraden behaupteten, es habe mich diese Nachricht viel mehr angegriffen wie der Tod meines Großvaters. Freilich hatte ich vom „Castor" auch keine Prügel bekommen.

In der Kinzig wäre ich beim Baden beinahe ertrunken. Ein älterer Student holte mich heraus. Ich war schon unter dem Wasser verschwunden, hatte aber keine unangenehme Erinnerung an diesen Moment. Einmal in diesen $1^1/_2$ Jahren war ich in Donaueschingen in der Vakanz. Ich fuhr allein im Postwagen ab. Die Fahrt durchs schöne Kinzigtal, das Nachtessen in Triberg, die Ankunft in Donaueschingen mitten in der Nacht, leuchten mir noch in abenteuerlichem Glanze.

Auch diese Zeit ging dahin. Mein Vater, der sich von Zeit zu Zeit von den Pädagogen was einreden ließ, folgte wieder dem Zuge seines Herzens und nahm mich zu sich nach Konstanz. Ich trat in die 3. Gymnasialklasse ein, die man nach damaliger Zählung von unten nach oben Terzia nennt. Mein Klassenlehrer war der später protestantisch gewordene Pfarrer Provence. Damals hatte ich schon einen ziemlichen Ruf als Musiker. Einmal nahm er mich nach einer schlechten Note im Lateinischen auf die Seite und sagte: „Ich verlange von Ihnen keine besonderen Anstrengungen, ich weiß, das ist nicht Ihre Sache. Sie würden den Cäsar lieber in Musik setzen. Aber einen Schulsack müssen Sie sich doch anschnallen." Diese vernünftigen Worte waren von großer Wirkung auf mich.

Das herannahende 48er Jahr steckte schon in allen Köpfen. Ich gab eine Klassenzeitung unter dem Namen „Terziablatt" heraus, was in den Schulpausen vorgelesen wurde. Es war ein satyrisches Blatt, politisch angehaucht. Provence erwischte es einmal, konnte mir aber kaum deswegen böse werden.

Ein merkwürdiger Mensch war Professor Stetter. Er galt für einen großen Gelehrten, nur sei er „überstudiert". Jedenfalls war er kein Pädagog. Der vortreffliche Mann hatte solche Lächerlichkeiten an sich und schnitt solche Grimassen, daß es eine Herausforderung an die Jugend war, mit ihm „Schindluder" zu treiben. Noch tun mir die Streiche leid, die ich auf dem Gewissen habe. Wer heißt aber den Staat solch einen Mann in dieser Weise zu beschäftigen? Einmal ließ er uns in seine Wohnung kommen, um uns eine Strafpredigt zu halten. Beim Weggehen hingen wir ihm Tür und Fenster aus. Wenn einer zur Strafe vor die Türe gestellt war, kam er herein und bat um die Erlaubnis „hinaus" zu dürfen. Diese Bosheit hatte ich erfunden. Er pflegte in der französischen Stunde einzelne Sätze mehrmals zu wiederholen. Beim dritten Male schrie alles mit. Noch tönt mir das „et une tarte aux apricots" in den Ohren.

Ich kam in die Unterquarta. Ein geistvoller Lehrer, der jungverstorbene Epple, brachte mir eine Liebe zu der Wissenschaft bei, die fast an Leidenschaftlichkeit grenzte. Durch die geistreiche Art, die Odyssee lesen zu lassen, wurde der Scharfsinn unglaublich geweckt. Ich exzellierte geradezu. Und dann dieses Schulzimmer zum Lesen der Odyssee. Vor uns der Bodensee in seiner ganzen Länge, im Hintergrunde die Berge Vorarlbergs, rechts die Säntiskette. Von einem der „Letzten" wurde ich der vierte, dritte, auf welcher Höhe ich mich bis zum Abgang vom Lyzeum erhielt. Auf Epple folgte Furtwängler, der einen gewissen Namen hatte. Er war jahrelang in Griechenland gewesen. Er war ebenfalls ein ausgezeichneter Lehrer, der nur die Schrulle hatte, uns das Griechische neugriechisch aussprechen zu lassen, was uns anfangs viel Mühe kostete. Auch den deutschen Unterricht behandelten

die beiden Lehrer sehr anregend. Ich wurde ein ausgezeichneter Deklamator. Tells und Egmonts Monologe waren meine Glanzleistung. Schiller kannte ich schon längst. Damals lernte ich auch Goethe kennen und wurde ein glühender Verehrer der Goetheschen Lyrik. Meine Spaziergänge in die herrlichen Umgebungen machte ich mit Goetheschen Gedichten, die ich bei mir hatte.

Doch jetzt einmal zur Musik. — Längst war ich der Schüler des trefflichen Schmalholz geworden. Der geistvolle Mann war von größtem Einfluß auf mich. Ein ausgezeichneter Musiker war er, ein Polyhister, auf allen Gebieten zu Hause. Seine musikalische Richtung war eine sehr strenge, fast zu sehr puritanisch. So wurde er aber zum richtigen Korrektiv meines italienisierenden Vaters. Er stiftete den Männergesangverein Bodan in Konstanz und hat Chöre geschrieben, die wohl zum Besten dieser Gattung gehören. Daß es der vorzügliche Mann mit seinen Talenten nur zum Musik-, Schreib- und Zeichenleher am Lyzeum von Konstanz brachte, war der Unstern seines Lebens. Er hatte eine andere Laufbahn verdient. Viele gute Maler sind aus seiner Zeichenschule hervorgegangen. — Dagegen war ich der einzige namhafte Musiker. Er war stolz auf mich und bewahrte mir bis zu seinem Tode eine rührende Anhänglichkeit.

Er hatte am Lyzeum den Kirchendienst, da er aber ein Spätaufsteher war, liebte er es, mir vor der Kirche ein Billet zu schicken mit der Angabe der jeweiligen Messe. Ich war ein so guter Organist, daß er sich ganz auf mich verlassen konnte, wovon er, wie gesagt, reichlichen Gebrauch machte. Wie stolz war ich aber auch, wenn ich die alten Knaben aus der Sexta unter meiner Herrschaft fühlte und der aufsichtsführende Professor, der neben mir stand, mich als ebenbürtig anerkennen mußte. Eine Herrlichkeit, die aber nicht lange dauerte. Eine Stunde später wurde ich von meinen temporären Kollegen ordentlich „geschlaucht".

Ich war aber nicht nur Dirigent und Organist, sondern auch ein tüchtiger Klavierspieler — und die Konstanzer-Primadonna. Ich hatte vor der Mutation eine sehr schöne Diskantstimme und besaß eine natürliche Koloratur, so daß ich die große Freischützarie gut sang und von durchreisenden Konzertgebern zur Unterstützung verlangt wurde. Wer eine Primadonna brauchte, mußte sich an mich wenden. Im gastfreien Hause Mannhardt, dessen jüngster Sohn Xaver mir sehr befreundet war, hatte ich ein Knabenquartett gegründet. Wir sangen die Männerquartette einfach eine Oktave höher. Die Wirkung war reizend. Der junge Mannhardt sang den zweiten Alt, ich den ersten Sopran. Wir wurden bald ein gesuchter Artikel. An einem Faschingstage durchzogen wir als Tirolersängerbande die Stadt und sangen in den befreundeten Häusern, die zwei Soprane als Mädchen verkleidet. Den Abend verbrachten wir bei Mannhardts. Einem im Quartier liegenden bayerischen Regimentsarzte (vom Regiment Ysenburg) wurde weiß gemacht, wir wären Mädchen. Unsere Stimmen ermöglichten die Täuschung und die Folge war, daß er sich sterblich in mich verliebte. Er guckte seltsam in die Welt, als ich mich ihm des andern Tages in Männerkleidung präsentierte.

Bei den Prüfungskonzerten im Theater (Lauberscher Saal) war ich der Held. Beim letzten Konzert im Jahre 1849 spielte ich Beethovens F-Moll-sonate, sang in zwei Mendelssohnschen Quartetten im Herbstlied und „O Täler weit o Höhen" die Oberstimme und sang aus der „Schöpfung" die B-dur-Arie. Bei der Arie entstand durch falsches Umblättern eine unrichtige Stockung, die ich so geschickt maskierte, daß ein großer Teil des dicht gedrängten Publikums

es gar nicht merkte. Das war mein letztes, aber glanzvolles Auftreten als — Sängerin. Eine kurze, aber ruhmvolle Laufbahn.

Auch einige Lieder, die ich in meiner Konstanzer Zeit komponierte, besitze ich noch.

Neben diesen Erfolgen auf künstlerischem Gebiet liefen andere her, die ich nicht übersehen kann, Erfolge als Tänzer. Eines Tages meldete sich ein Tanzlehrer. Mein Vater wollte mir Schliff beibringen lassen und erlaubte, daß ich einem Tanzkursus mich anschloß. — Reizende junge Mädchen waren meine Mitschülerinnen und mein Herz war den größten Stürmen ausgesetzt. Die reizende Blanche Temple, eine Engländerin, mit ihren zwei jüngeren Schwestern, Anna Häusler, die flotte Laura Marmor waren mir alle gefährlich.

Als ich nun gar mit Blanche Temple eines schönen Faschingstages „Maskera“ ging, galt ich als der erklärte Courmacher der Blanche und wurde als solcher öffentlich anerkannt —. Die beiden Dämchen liefen als Edelfräuleins, ich als Ritter. Ein Ball bei Temples beschloß den Tag und ich saß, beneidet aber unbeanstandet, neben der schönen Tochter des Hauses. Der Tanzmeister gab am Schluß des Kursus auf dem Museum einen Ball. Ich wurde zum ersten Mal von einem Friseur behandelt, dem Mann einer Freundin unseres Tonele.

Noch des anderen Tages in der Klasse rochen meine gebrannten Locken nach der sinnbetörenden Pomade. Und schwer fand ich mich in den Alltagstrab des Lebens wieder hinein nach dieser Märchennacht und eine unglaubliche Wehmut erfaßte mich den darauffolgenden Abend.

Anna Häusler wohnte am Weg, der mich in die Schule führte. Daraus entsprang ein Fensterpromenadenverhältnis. Laura Marmor war eine kühne Schwimmerin. Ihr begegnete ich auf dem Wege zur Schwimmschule. Auch dieses feuchte Verhältnis hatte einen großen Reiz.

Ein gar seltsames Erlebnis hatte ich mit den Geschwistern Milanollo. Sie hatten das Jahr vorher am Fürstenbergischen Hofe konzertiert. Mein Vater kannte die Schwärmerei der Prinzen Karl und Max für das Künstlerpaar und lud sie nach Konstanz ein. Durch sie wurde ich persönlich mit den Mädchen bekannt. Eine Woche lang verkehrte ich harmlos mit den beiden Virtuosinnen. Mit der heiteren jüngeren Marie verkehrte ich ganz zwanglos. Die elegische Therese kam mir vor wie eine Heilige. Ich weiß heute noch nicht, wen ich liebte. Daß mir aber ein mächtiger Eindruck zurückblieb, ist gewiß. Wochenlang ging ich in Freistunden in einen nahen Wald, legte mich unter einen Baum und vergoß heiße Tränen. Wenige Wochen nach ihrer Abreise komme ich aus der Klasse nach Hause und Tonele war so grausam, mir mitzuteilen, daß die Prinzen von Heiligenberg gekommen wären, den Vater nach Zürich mitgenommen hätten und mich mitnehmen wollten. Milanollos gaben dort Konzerte. Das war einer der unglücklichsten Tage meiner Jugend.

Neben den oben genannten Professoren muß ich noch Direktor Lender erwähnen, einen braven gerechten Mann. Als Professor Schmalholz mich in seine Klasse schickte, um sich das „Quartett“ zu einer Probe auszubitten, frug er: „Wie viel braucht man denn zu einem Quartett?“ Einmal predigte er: „Der heilige Apostel Paulus spricht: Still, auf dem Chor!“ Seitz, der Freund meines Vaters, glaubte als Freund des Hauses für mich noch etwas Uebriges leisten zu müssen, und ich bekam mehr Püffe als die anderen. Trotter war ein roher Geselle. Auf einer Schulpartie schlug er einen Schüler mit dem

Stocke. Ich stellte ihn darüber zur Rede. Wütend verfolgte er mich. Ich kam ihm aber aus.

Zwei Vakanztouren muß ich erwähnen. Beide machte ich mit meinem Vater. Die erste ging ins Appenzell, wo wir das Grab des Landammannes Sutter, den die Appenzeller zu Anfang des Jahrhunderts köpften, besuchten. Er stand im Verdacht, Inn-Rhoden an St. Gallen verraten zu haben und floh nach Konstanz. Dort lebte er ruhig und heiter, nur dann und wann plagte den unschuldigen Mann das Heimweh. Dies benutzten die Appenzeller. Sie lockten ihn unter trügerischen Vorspiegelungen nach Appenzell, und nach drei Tagen war er enthauptet. Mein Vater war so boshaft, einige alte Appenzeller nach dem Grabe zu fragen. Sie gaben mürrisch zur Antwort: „Dort unne leit er". Der Rückweg wurde über das freundliche St. Gallen gemacht.

Die andere Tour über Bregenz in den Wald. Dann durch Montavon nach Ragatz und durchs Thurgau nach Konstanz zurück. Unterwegs hörten wir, daß Mendelssohn in Zürich war und ein Ständchen bekommen hätte. Es wäre die einzige Möglichkeit für mich gewesen, den Mann zu sehen. Ein Jahr darauf wurde ich vom Vater auf der Treppe mit der erschütternden Nachricht überrascht: „Mendelssohn ist tot".

Einige Vakanzreisen zur Großmutter nach Donaueschingen fallen in diese Periode. Einmal kam ich zur „silbernen Hochzeitsfeier" dahin, die einen so traurigen Ausgang nehmen sollte durch den raschen Tod des Kabinettsdirektors Dilger. Der hatte die seltsame Liehaberei, Wilderer einzufangen. Sie schworen ihm den Tod. Die Zeit zwischen Festdiner und Festvorstellung im Hoftheater wollte er mit seiner Liebhaberei ausfüllen. Das Theater war aus. Dilger nicht da. Endlich bricht der Fürst mit dem Jagdtroß auf. Die ganze Nacht wird umsonst gesucht. Um Morgen wurde er mit zerschossenem Kiefer tot im Graben gefunden. Vermutlich lebte er noch den größeren Teil der Nacht und hörte die Rufe der Suchenden, die ihn immer umkreisten. Diese Schreckensnacht lag mir lange in den Gliedern. Um Morgen kamen der Vater und Onkel Kirsner jammernd nach Hause.

Vorher aber ging es hoch her zu der Zeit. Die Züricher und Freiburger Truppe gastierte und führte Allessandro Stradella und Teufels Anteil auf. In einem Hofkonzert spielte der junge Kalliwoda Mendelssohns G-moll-Konzert meisterhaft, das Konzert, was ich noch so oft hören sollte. Der alte Kalliwoda war immer lieb und gut gegen mich. Ich habe den tüchtigen Mann in bester Erinnerung.

* * *

Das Jahr 48 rückt heran. Schon der Sonderbundskrieg hatte die Gemüter aufgeregt. Man war des Blutes so ungewohnt, daß die Nachricht vom harmlosen Treffen von Gislikon einen schrecklichen Eindruck machte. Mein Vater, der alte Soldat aus den Freiheitskriegen, der unter Bellegarde in Italien focht, sagte bei der Nachricht: „O, Gott, wie mag es auf dem Schlachtfeld aussehen!" Als die Thurgauer heimgekehrt waren, hieß es, sie hätten einen Mann mehr aus dem Feldzug mitgebracht, als sie mitgenommen.

Eines Morgens drang die Nachricht von Louis Philipps Entthronung in unser Schulzimmer. Zunächst allgemeine Entrüstung über diese Franzosen, welche es über sich gebracht, den „Bürgerkönig" zu verjagen. Aber rasch waren wir in die Revolutionsideen hineingewachsen und träumten nur noch von Freiheit, Gleichheit, Volkssouveränität und Volksversammlungen. Zum Glück liefen unsere Professoren selbst in die letzteren und wir konnten uns austoben.

Die Helden des Liberalismus aus dem Vormärz waren Bürgermeister Huetlin, Dekan Kuenzer, der liberale Volks- und Kanzelredner Dr. Würth u. a. Sie wurden aber bald überholt durch Zogelmann und vor allem dem Republikaner Joseph Fickler. Kuenzer und Fickler waren wohl die merkwürdigsten Männer jener Tage im badischen Oberlande. Kuenzer, der hochgebildete milde Philantrop und Fickler, der rücksichtslose Agitator. Der eine war der letzte jener feinen Geister, die aus Wessenbergs Schule hervorgingen. Der andere der Vorläufer unserer heutigen Radikalen. Sein „Seeblatt" war von mächtigem Einfluß, weit über die Grenzen des Landes. So eindringlich er schrieb, so mächtig wirkte seine Rede. Hui, wie donnerte er gegen Pfaffen, Fürsten und ihre Maitressen. Alle Schlagworte der darin so reichen Zeit standen ihm zu Gebote. Sein Trumpf, den er zuletzt ausspielte, war die „H . . . von der Mainau", die morganatische Gattin des Großherzogs Ludwig.

Die Offenburger Versammlung war gehalten. Zogelmann fuhr zur Stadt herein, sich heiser schreiend mit der Nachricht, daß die Versammlung die Republik abgelehnt und ein deutsches Parlament auf die Fahne geschrieben habe. Die Enttäuschung war groß.

Konstanz war über Nacht republikanisch geworden, doch machte Hecker, der kurze Zeit nach Konstanz kam und den Kreuzzug gegen die Monarchie predigte, noch schlechte Geschäfte. Zum letzten Mal kamen die Liberalen oben auf. In einer Volksversammlung stimmten sie ihn nieder. Seine letzten Worte waren: „Und wenn ich allein in den Kampf ziehen muß, ich stehe nicht ab von meinem Unternehmen. Morgen früh findet der Auszug von Konstanz statt. Struve wird von Ueberlingen aus zu mir stoßen. Wer Republikaner ist, ziehe mit mir." Er zog, umringt von großer Menschenmasse, zum „Badischen Hof". Ich lief mit. Unter der Türe angekommen, ergriff er nochmals das Wort. Der sog. „Damm-Katzenmaier", eine originelle Konstanzer Figur, rief ihm noch zu: „O Herr Hecker, stehen Sie ab von Ihrem Unternehmen. Sie werden viel Unglück über das Land bringen!" Mit unachtungsvollem Blick wandte er sich ab. Den anderen Morgen zog Hecker mit 5 Leuten, darunter Ficklers Schwester, ab zur Republikanisierung Deutschlands. Der Anblick war kläglich. Hätte der Faschingszug nicht den Tod Gagerns zur Folge gehabt, man könnte ihn nur von der heiteren Seite nehmen.

Schwül waren die nächsten Tage in Konstanz. Postkondukteure erzählten, daß sie Sensenmännern an der Steige von Engen begegnet wären. Das war alles, was man von Freischaren hörte. Die Stille wurde durch einen tollen Auftritt vor dem Regierungsgebäude unterbrochen. Einige hundert Bewaffnete zogen davor und erkärten dem Regierungsdirektor der liberalen Aera, sie wären jetzt lange genug großherzoglich gewesen und möchten Republikaner werden.

Derselbe erklärte von der Altane herunter: physisch und moralisch genötigt nehme er den Titel eines Statthalters der Republik „Seekreis", an, um Schlimmeres zu verhüten. Seine Beamten fuhren mit dem nächsten Schiff nach Lindau, um dort die monarchische Restauration abzuwarten. Der Statthalter konnte mit wenigen Schreibern die Regierung leicht führen, denn es gab nichts zu regieren. Der Mann nahm ein klägliches Ende. Der Ausgang des Gefechtes bei Kandern hieß ihn in die Schweiz fliehen, wo er in gänzlicher Verschollenheit den Rest seiner Tage verlebte. Untragischer ist nie ein Freiheitsheld gefallen.

Wir „Studenten" gingen Nachmittags in die Schweizer Wirtshäuser und renommierten damit, daß wir jetzt auch Republikaner wären, was von den nüchternen Schweizern sehr kalt aufgenommen wurde.

Das Tollste des Tollen war der sogenannte „Franzosenzug". Mitten in der Nacht wurde mein Vater geweckt. Er solle nach dem nahen „Hecht" kommen zum Erbprinzen von Fürstenberg. Der Prinz war mit seiner hochschwangeren Gattin aus Donaueschingen entflohen, weil sich die Nachricht verbreitet hatte, die Franzosen hätten den Rhein überschritten und zögen zu Tausenden sengend und brennend dem Schwarzwald zu. Mein Vater schickte zu dem ihm aus den liberalen Tagen befreundeten Fickler, der sich ganz kavaliermäßig benahm und den Prinzen und seine zitternde Gattin beruhigte und ihnen seinen Schutz versprach, was damals dankbar aufgenommen, später aber vollständig vergessen wurde. Die Stadt wurde alarmiert. Die Bürgerwehr und ihre Strategen traten zusammen. Die Schweizer wurden verständigt, welche mit Kanonen zu Hilfe kamen, und Vorbereitungen zum Abbruch der Rheinbrücke getroffen. Des anderen Tages fuhr aber der Postkondukteur ruhig vom Unterland kommend über dieselbe Brücke, versichernd, daß Offenburg, Haslach, Triberg noch stünden, noch kein Franzose den Rhein überschritten habe. Der Erbprinz fuhr mit seiner getrösteten Gattin wieder nach der Baar und Konstanz wurde stille, wie zuvor. Die Entstehung dieser Riesenente wurde nie vollständig aufgeklärt. Das Wahrscheinlichste ist, es auf ein Projekt Herweghs zurückzuführen, mit deutschen Arbeitern in Paris den badischen Republikanern zu Hilfe kommen zu wollen. Die Volksphantasie ließ sie zu einer Mordbande anwachsen.

Soldatenspielen war damals die Hauptbeschäftigung, die nur durch unmäßiges Saufen unterbrochen wurde. Der ehemals badische Leutnant Siegel, der spätere Unionsgeneral, drillte die Armee, von der man eigentlich nicht recht wußte, gegen wen sie zu kämpfen hatte. Eine dunkle Vorstellung, man müsse wohl einmal kämpfen, war in allen Köpfen. Gewehre hatte man keine. Man exerzierte mit Stöcken. Eine primitive Uniform wurde in Vorschlag gebracht. Mein Vater, den sie zum Hauptmann genötigt hatten, erschien einmal in einer Musteruniform vor seiner Kompagnie. Sie fand großen Beifall und wurde akzeptiert. Mein Vater aber ging mit mir um die Stadt herum nach Hause und sah recht traurig aus. So lächerlich alle diese Zustände waren, sie wurden fast noch übertroffen von den Zuständen, die vor dem Revolutionsjahr herrschten.

Mein Vater, einer der harmlosesten Liberalen, die je unter dem Banner des Liberalismus einherwandelten, kam im Jahre 47 in Untersuchung aus einer heutzutage unglaublichen Ursache. Die Geistreichen von Konstanz hatten eine Posse zusammengeleimt, „Eisele und Beisele", in der Konstanz in Floribus. Es war eine unschuldige Satire auf damalige lokale und auch politische Verhältnisse. Mein Vater spielte den Baron Beisele, Buchhändler Meck das Theaterkind, den Eisele, Professor Seitz den regierenden Bürgermeister in der Maske Huetlins. Die berühmten Reisenden kamen mit der Eisenbahn aus dem Unterland ins reich gewordene blühende Konstanz. Nach der ersten Vorstellung wurden sämtliche Darsteller zum Amtsrichter vorgeladen und hatten sich frecher Angriffe auf die bestehenden Gesetze zu verantworten. Die Zensur verstümmelte das Stück grausam. Baron Beisele, der in Konstanz eine Braut gefunden, brachte ihr als Morgengabe eine Kollektion von Kinderpuppen, die er entfaltete, wie Leporello die Schönen seines Herrn. Das wurde seiner Unsittlichkeit wegen gestrichen. Bei der Wiederholung hatten sich die „Kindlein, die der grausame Herodes getötet", in geräucherte Gangfische verwandelt. Neue Zitation vor den Richter wegen Verhöhnung der Obrigkeit. Diese Chikane ging wochenlang so fort, um endlich auszugehen, wie's Hornberger

Schießen, auf dem bekanntlich das Pulver ausgegangen war. Diese harmlosen Vorgänge machten aus meinem Vater in den Augen des Adels einen Radikalen, einen Umstürzler, einen Feind von Thron und Altar und brachten ihn schließlich in Zerwürfnis mit seinen Standesgenossen. Der Fürst von Fürstenberg, der früher den Egalité Badens gespielt und Welker einmal öffentlich umarmt hatte, nachdem ein liberales Preßgesetz durchgegangen war, wurde zum Feind meines Vaters.

Im tollen Jahr sah ich auch zum erstenmal wirkliche Soldaten. Bayerische Truppen zogen über die Rheinbrücke ein. Die meisten Konstanzer hatten noch kein Militär gesehen. Die Mägde schwammen in Entzücken. Eine, die beim Einzug neben mir stand, schrie auf: „O Gott, sie sehen ja alle aus wie Brüder!“ Ihr Antlitz leuchtete dabei in Raffaelischer Ekstase. Die Bayern waren sehr beliebt, ebenso die nachkommenden Oesterreicher. Die Württemberger waren es weniger und die mindestbeliebten waren die später kommenden badischen Truppen. Die Zeitströmung wurde allmählich ruhiger. Man beschäftigte sich nur noch mit dem Frankfurter Parlament.

* *
*

In den kommenden Herbstferien nahm mich mein Vater auf eine größere Reise mit. Wir fuhren nach Lindau, Kempten, Kaufbeuren. Augsburg war die erste größere Stadt, die ich sah und machte mir gewaltigen Eindruck. Von da nach München. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Nur das Hoftheater enttäuschte mich. Es war mir als das Nonplusultra eines Hauses geschildert und so wuchs es in meiner Phantasie zu einem Gebäude an, in das man die Peterskirche hineinstellen hätte können. Die Solisten, Härtinger u. a. imponierten mir gewaltig. Die Kapelle schien mir Uebernatürliches zu leisten, nur die Chöre fand ich im Verhältnis zu den Leistungen des „Bodan“ nicht so hervorragend. Es würde zu weit führen, alle Eindrücke zu schildern. Wir kommen nach München wieder. Von da ging es mit dem Stellwagen über Tegernsee nach Tirol. In jedem Tiroler sah ich einen Hofer, einen Speckbacher, einen meiner Helden. Dann über den Brenner und den Jaufen nach dem Passeier. Ich wollte des Helden Heimat sehen. Dann ins südliche Meran. Welch' neue Eindrücke! Das Nachtlager in der Sennhütte auf dem Jaufen und der Einzug ins wonnige Meran. Dann über das Stilfser Joch nach Bormio hinunter. Ich war in Italien. Nur drei Stunden. Aber das genügte mir, jahrelange Sehnsucht nach Hesperien zu erwecken, die so viel später erst gestillt werden sollte.

Noch sehe ich das Addatal im dunkelblauen Schimmer vor mir und dahinter wußte ich blühende Städte mit schönen Mädchen, denen Tag und Nacht gesungen wird. Ungern kehrte ich um.

Das Jahr 48 hatte arg gewirtschaftet. Die hölzernen Galerien auf deutschen Seiten waren von den italienischen Freischärlern durchsägt. Zum Abbruch hatten sie keine Zeit und da begnügten sie sich damit, sie zu ruinieren. Auf Franzenshöhe kampierten wir die Nacht. Unvergeßlich ist mir der Blick in die Ortlergruppe. Eine phantastische, manfredische Welt halte sich da vor mir aufgebaut. Am Stammtisch in Landeck wurde noch manches Stücklein aus dem Befreiungskriege erzählt. Wir hatten ja in Meran auf Schloß Tirol noch den alten Hans gesehen, dem in Finstermünz das Kommando zugerufen wurde: „Hans, hau ab, in Dreifaltigkeitsnamen“. Hans hieb ab und — in der Tiefe waren die durchziehenden Bayern und Franzosen erschlagen von den herunterrollenden Steinblöcken.

Ueber den Arlberg am zerschnittenen Christoph vorüber, dessen Splitter gut gegen Heimweh sind. Die Tiroler Mädln, die sich ins Schwabenland verdingen, wissen das wohl. In Bregenz bestiegen wir das Dampfschiff nach Konstanz. Ueberreich an Eindrücken aller Art kehrte ich in mein Lyceum zurück, das ich nun nicht mehr lange besuchen sollte.

Ein Wendepunkt war bei mir eingetreten. Allmählich hatten sich trübe Stimmungen meiner bemächtigt. War es die beginnende Pubertät? War es eine falsche Lebensweise? Mein Ehrgeiz war gewachsen. Meine Stellung unter den Ersten wollte ich behaupten, doch nahm mir die Musik viel Zeit weg. In der Zeit lernte ich Schuberts Lieder kennen und tagelang lag ich im Bann dieser Zauberweisen. Mit Schmalholz machte ich Studien in der Harmonielehre. Er sagte sich unregelmäßig bei mir an, blieb dann mehrere Stunden. In der Nacht hätte ich mich dann auf die Klasse präparieren müssen. Aber ich sank todmüde ins Bett. Um die Arbeitszeit nicht zu verschlafen, schlief ich unruhig. Um 4 Uhr war ich bei trübem Kerzenlicht bei meinen Büchern. Aber die Zeit drängte. Vor der Schule ging es in die Kirche. Drei Mal in der Woche. Die Anderen benutzten die Messe zum Lesen des Cicero. Ich aber war der Organist. Das unmäßige Baden im Sommer zwei Mal mindestens im Tag mit dem halbstündigen Herumschwimmen und den Tauchübungen schwächte mich. Eines Abends brach ich in verzweifelte Klagen aus. Tonele, die allein zu Hause war, mußte alles mit anhören. Sie rapportierte meinem Vater und — mein Lieblingswunsch, das Konservatorium in Leipzig besuchen zu dürfen, wurde erfüllt.

* * *

Mit der Aussicht, nach Leipzig zu kommen, erkundigte ich mich bei Allen nach den Wundern der großen Städte, die ich betreten sollte. Die ganze Welt war mir interessanter geworden. Von zwei Damen aus der Legitimistenkolonie, die damals so stark in der Gegend vertreten war, wurde mir Paris geschildert. Bei ihnen traf ich einmal den Grafen Elking. Er war in seiner Jugend der schönste Husarenleutnant der hannoverschen Armee. Eine unglückliche Liebe machte ihn zum Sonderling. Er kaufte sich in der Nähe von Konstanz auf Schweizer Boden ein unscheinbares Häuschen, in dem er mit einem Gaul lebte, den er später verhungern ließ. So sagte die böse Welt. Er hatte sich dreißig Jahre nicht gewaschen und nicht gekämmt. Sein weißer Bart, der aber kaum weiß zu nennen war, hing tief auf seinen langen halb verfaulten Rock hinab. Auf der Bierbank wichen die Bürger von Konstanz dem stinkenden Grafen aus, die legitimistischen Damen aber behandelten ihn mit rührender Liebenswürdigkeit. Er galt für gescheit und gelehrt.

Außer den vielen legitimistischen Familien hatte die Anwesenheit der Napoleoniden eine Menge Bonapartisten angezogen. Königin Hortense und Louis Napoleon waren die populärsten Figuren der ganzen Gegend. Anekdoten über sie gingen von Mund zu Mund. Hortense brachte jeden Nachmittag im Rahns Modeladen zu, Louis, der täglich einen Napoleon Taschengeld hatte, machte die Gegend unsicher. Streiche, die er mit dem rasenden Mainau verübt, waren in Jedermanns Mund. Sie ritten in unerlaubtem Tempo durch die Stadt und warfen den Polizeidienern die bereitgehaltene Strafe vor die Füße. Auf den Bällen erfand und inszenierte Louis die Kotillontouren. Nach dem Balle fuhr er mit der schönen Baronin Mainau, einer Oesterreicherin, im offenen Kahn nach der Insel Mainau, von welchem Scherz die schöne Frau einen hinkenden Fuß erhielt. Diese merkwürdige Frau war dreimal verheiratet,

Mainau starb sehr früh unter der Last seiner Sünden, Baron Fingerle wurde nach kurzer Ehe von seinem Bruder durch Unvorsichtigkeit auf der Jagd erschossen. Mit dem dritten ist sie verschollen. Mein Vater war eine Zeit lang Vormund der Mainauschen Kinder. Außer mit dieser interessanten Frau verkehrte aber der Napoleonide noch mit gar vielen Frauen und Mädchen sehr unwählerisch. Sorgsame Mütter pflegten ihre Töchter zu verstecken. Seine Herzensgüte wurde allgemein gerühmt.

Ein begeisterter Anhänger war der Geiger in unserer Tanzstunde. Eines Tages ließ ihn, den alten Signalbläser, Napoleon nach Arenenberg kommen. Sie kennen doch die französischen Signale?" „Gewiß". „Lehren Sie mich diese. Sie kommen jede Woche zweimal nach Arenenberg, Sie werden abgeholt und außerdem gut bezahlt." Der Prinz blies wacker Signale. Eines Tages war er verschwunden. Der Putsch in Straßburg gab den Kommentar zu diesem kuriosen Unterricht.

Er besuchte fleißig das Theater. Die Straßenjugend von Konstanz hatte sich vor dem Theater postiert. „Es lebe Prinz Napoleon", wurde geschrieen, wenn er angefahren kam. Der Prinz hatte mit dem Direktor einen Vertrag. Er bezahlte eine Pauschalsumme für den Juchhe. Die Schreier rasten die Treppe hinauf. Beim Eintritt in den Saal ging der Rummel von neuem los. Noch einmal beim Verlassen des Saales. Dann im Galopp hinunter die Treppen und ein erneutes Geschrei ging los, wenn die Pferde angezogen hatten. Napoleon aber träumte auf dem langen Wege von künftiger Größe. Das Geschrei des Janhagels garantierte ihm den Thron von Frankreich. Der Prinz wäre vielleicht mit anderer Erziehung der harmlose Lebemann von Konstanz geblieben, aber dafür hatte Mutter Hortense gesorgt, daß er es nicht bleiben konnte. Wohl noch nie hat eine Mutter einem Kinde eine fixe Idee so eingeträufelt, wie diese glühende Schwärmerin für die Größe der Napoleoniden es getan. Stündlich raunte sie ihm zu, Du wirst Kaiser der Franzosen werden und alle Unbill rächen, die uns angetan wurde. Das Scheitern der beiden Unternehmungen ihres Sohnes brach ihr das Herz. Die Tage seines Glückes sollte sie nicht erleben.

* * *

Ostern kam heran und es wurde zum Aufbruch gerüstet. Ueber Donaueschingen, Karlsruhe, Frankfurt wollte mich der Vater nach Leipzig bringen. Beim Abschied von meinem Klassenlehrer Furtwängler sagte dieser in bedeutungsvollem Ton zu mir: „Solch einen Schüler sollten wir nicht verlieren." Stolz und gerührt ging ich von dannen. Der Wagen rollte über die Rheinbrücke. Lebe wohl, lebe wohl, geliebter See: Das Heimweh nach dir wird mich noch oft quälen und eigentlich zeitlebens nicht verlassen. Lebt wohl ihr Tage reinsten Glückes. Ihr werdet nie wiederkehren.

* * *

Es waren einige Tage Aufenthalt in Donaueschingen. Im Bücherschrank des Onkels fand ich Jean Pauls sämtliche Werke. Ein glücklicher Zufall spielte mir das schönste des großen Dichters, die Flegeljahre, zuerst in die Hände. In Leipzig fuhr ich an der begonnenen Lektüre fort. Ich verschlang Jean Paul. Doch blieb ich an den Flegeljahren und dem Titan hängen. In Karlsruhe hatte der Vater einige Geschäfte mit dem Referenten im Lehenswesen zu besorgen und einige Besuche zu machen. Er nahm mich mit zum österreichischen Gesandten, der mit ihm das Theresianum in Wien besucht

hatte. Als er dem Gesandten den Zweck unserer Reise mitteilte, sagte dieser: „Nun, da wird Dein Sohn einmal unter fremden Namen sich eine Million verdienen". Der praktische alte Herr gab zur Antwort: „Wenn er sich eine Million verdient, soll er seinen Namen nur behalten."

Kurz vorher hatte der Märzminister Mathy seinen alten Gesinnungsgenossen Fickler auf dem Bahnhof in Karlsruhe persönlich verhaftet. Diese Tat wurde damals, je nach dem Parteistandpunkt, für Gemeinheit oder Heroismus erklärt.

Ich bat meinen Vater, Fickler im Stadthause, in dem er gefangen saß, zu besuchen. Ich war in der Schwimmschule von Konstanz fast täglich mit ihm zusammengetroffen und er war immer nett gegen mich. Der Vater erinnerte sich seines Benehmens gegen den Erbprinzen von Fürstenberg und der Nacht des „Franzosenlärms" und willfahrte mir. Fickler sah gut aus und war sehr liebenswürdig. Der Vater las in jener Zeit nur Thiers und „Unsere Zeit" und träumte Tag und Nacht von der Guillotine. „Wäre ich nicht sicherer in der Schweiz?" stellte er die Frage, Fickler antwortete: „Bleiben Sie nur im Lande. Gegen Ihren Stand haben wir nichts und die Revolution wird vor der Schweiz nicht stehen bleiben."

Dieser Besuch sollte dem Vater schlecht bekommen.

Die Physiognomie Karlsruhes war eine sehr ruhige. Niemand hatte eine Ahnung, daß bald darauf die dritte und größte Revolution ausbrechen würde.

In Frankfurt sprach alles noch von Straßenkämpfen und dem greulichen Mord an Lichnowsky und Auerswald. Der Nimbus des Parlaments war längst dahin. Man erzählte nur noch Anekdötchen von der Rechten und Linken, wie von Schauspielern. Man machte sich über sie lustig und fast alle hatten ihren Spitznamen, wie z. B. der „Reichskanarienvogel". Sitzungen fanden zur Zeit keine statt.

Mit der Taxisschen Post fuhren wir nach Eisenach ab. In Gelnhausen erzählte ein Insasse die Liebesgeschichte des jungen Barbarossa mit einer Gelnhauserin. Das Mädchen trauerte im Kloster. Der gute Vater, dem alles unter der Hand zur Oper wurde, rief mir zu: „Du, das gibt einen Operntext". Damit war mein Inkognito gelüftet und der jugendliche Opernkomponist war der Gegenstand zartester Aufmerksamkeit. In Eisenach wurde die Wartburg flüchtig besucht und mit dem letzten Zuge trafen wir spät in Leipzig ein.

* * *

Unser erster Gang war des anderen Morgens zu Herrn von Bose, dem Geschäftsführer von „Peters". Dann besuchten wir den Besitzer selbst in seinem unansehnlichen Kontor und seinem Tabakgeschäft. Der alte reiche Sonderling hatte sich jahrelang ins Bett gelegt, weil er sich einbildete, krank zu sein. Der Tod seines Geschäftsführers im Tabakgeschäft rief ihn aufs Kontor zurück und er war sehr erstaunt, gesund zu sein. Er nahm sich dann eine zweite, junge schöne Frau, die er später mit einer Maitresse vertauschte.

Die Prüfung im Konservatorium bestand ich vortrefflich. Im Klavierspiel wurde ich dem geistreichen und liebenswürdigen Wentzel zunächst zugeteilt. Er lobte meine Anlagen, schnitt aber seltsame Grimassen über meine Methode. Es war nicht ganz deutlich, was er wollte. Plaidy, in dessen Schule ich nach einigen Wochen geschickt wurde, griff schon positiver zu und ließ mich von vorn anfangen. Der flotte Wentzel war eigentlich der Lehrer der Damen, die

begreiflicherweise alle in ihn verliebt waren, trotzdem er kein heuriger Hase mehr war. Unbegreiflich aber war es, daß auch der negative Adonis Plaidy von jungen Mädchen angeschwärmt wurde. Eine hatte ihm in der Stunde heimlich eine Locke abgeschnitten. Diese Musiklehrer sind mit einem Passepartout in Weiberherzen versehen.

Der alte Moscheles war etwas kindisch geworden. Mit seinem Namen wurde zwar geangelt, er hatte aber nicht viel zu sagen. In seinen Stunden wurde meist Schindluder getrieben und alle Anekdoten wurden auf ihn abgewälzt.

Einen Mordsrespekt hatten wir vor dem finsteren strengen Rietz, liebten und bewunderten aber unseren Moritz Hauptmann.

Interessant war der Unterricht bei beiden. Während aber Rietz oft brutal und in seinen Witzen verletzend war, bezauberte Hauptmann durch seine Güte und Milde. Beide wollten in mir ein bedeutendes Kompositionstalent erblicken und ich hatte viele Aufmunterung durch sie.

Lehrer der Freikomposition war Rietz. Ich hatte die leidige Gewohnheit, Kreuze und B's wegzulassen. Beim Durchlesen am Tisch wurde er so wütend, daß er meine Arbeit, das Andante einer Violinsonate, wegwarf. Ich las die Blätter vom Boden auf und setzte mich ruhig in eine Ecke. Die zweite Stunde wurde am Klavier zugebracht. „Kommen Sie noch einmal her, Hornstein." Es gefiel ihm so sehr, daß er ein Cello kommen ließ und es darauf spielte. Am Schluß konnte er aber doch seine Bosheit nicht ganz unterdrücken. An der Qualität konnte er nichts nörgeln, so hielt er sich an die Quantität. Ein Satz in 8 Tagen war ihm zu wenig. „Es ist gut, daß Sie ein Schloß am Bodensee haben, da werden Sie Ihre Kompositionen aufspeichern können." Einmal gefiel ihm eine Komposition am Tisch gar nicht. Als ich sie ihm vorgespielt hatte, meinte er: „Ist doch sehr hübsch, Musik muß man hören, nicht sehen".

Hauptmann erteilte den höheren Kontrapunkt. Er würzte den Unterricht mit den geistreichsten Bemerkungen.

Den niederen Kontrapunkt hatte Richter. Brendel hielt Vorlesungen über Musikgeschichte. Wir standen bald sehr gut, da ich sein bester Zuhörer war.

Dagegen verleidete mir der Lehrer im Geigenspiel alle Lust daran durch das Musikantenhafte in seinem Wesen. Ich ließ mich bald dispensieren.

Ich werde noch öfters auf meine Lehrer zurückkommen.

Mein Vater hatte einen Abstecher nach Dresden gemacht. Bald nachdem er zurückgekommen war, verließ er Leipzig ganz. Ich war allein. Heimweh beschlich mich oft. Doch die neuen Eindrücke der großen Stadt, die Konzerte, das Theater, Freunde und die schönen Mitschülerinnen gaben meinen Gedanken eine andere Richtung.

Ein Ausflug der ganzen Musikschule ist mir in schönster Erinnerung. Am Abend wurden wir in Omnibusse gepferchte. Einige Damen riefen mir zu: „Der Schwabe muß noch zu uns". Ich war wie der Vogel im Hanfsamen. Als Süddeutscher war ich den Leutchen interessant. Mein Dialekt entzückte sie und an meinem schlagfertigen Witz hatten sie viele Freude.

Auf der Universität war ich als Kameralist immatrikuliert. Ich hörte Literaturgeschichte, bei Fechner Anthropologie, bei Biedermann Geschichte. Wenn mich das Musikantenhafte am Konservatorium verletzte, flüchtete ich in den Hörsaal und fand mich dort wieder zurecht. Damals lernte ich auch den Studenten Dieter kennen, einen jungen Theologen, bei dem ich Privatunterricht in Mathematik und Geschichte nahm. Wertvoller noch war mir der Umgang mit diesem eminenten Kopf und vortrefflichen Menschen. Stunden-

lang liefen wir noch zusammen, wenn wir die Bücher weggelegt hatten. Er war ein glühender Patriot und stellte sich sogar beim Maiaufstand in Dresden auf die Barrikaden. Nie hätte ich geglaubt, daß der Mann in Pirna als Pastor absterben würde.

Zu meinem Umgange in jener Zeit gehörte noch Riedel, der vom Lehrling in einer Gerberei sich zu einem vorzüglichen Musikanten aufgeschwungen hat. Nachdem er schon Handwerksbursche gewesen, fing er noch Latein an.

Für den flotten Julius von Kolb hatte ich viel Sympathie. Er hatte viel Talent, hielt aber nicht, was er versprach. Ebenso war es mit dem misanthropen Heinrich von Saar. Er warf früh seine Flinte ins Korn. Für den talentvollsten der Komponisten galt der Schwede Normann. Auch von ihm versprach man sich mehr. Umgekehrt war es mit Bargiel. Ein drolliger Mensch war der Hannoveraner Westmaier. Er galt für einen natürlichen Sohn seines Königs. Seine vornehmen Allüren mochten an diesem Gerede schuld sein. Seine „Unkenouvertüre", aus der er viel Wesens machte, machte uns damals viel Spaß.

Mein väterlicher Freund Bose brachte mich später beim Pastor Meißner an der Thomaskirche unter, der mehrere Handelsschüler in Pension hatte. Mit dem Eintritt in dieses Haus begann ein neues Leben. Der alte Pastor war ein kreuzbraver Mann von mäßigen Geistesgaben, die Pastorin ebenfalls herzensgut, doch etwas schneidiger. Zwei erwachsene Töchter waren Schönheiten, die dritte auch nicht übel. Natürlich wurde ihnen von uns jungen Leuten viel der Hof gemacht und selbstverständlich waren diese schönen jungen Dinger nicht ganz ohne Koketterie. Ich kam gut aus mit den jüngeren Leuten, trotz der Verschiedenheit unserer Tendenzen. Dagegen hatte ich viel Krawall mit den jungen Damen, von denen ich mir nichts gefallen ließ. Abwechselnd war ich in sie verliebt und dann wieder bekam ich die größte Wut auf sie. Einmal gerieten wir so hart an aufeinander, daß Mutter und Töchter meinten, es müsse etwas geschehen und sie bearbeiteten den guten Pastor, er müsse an meinen Vater schreiben. Der gute Mann schrieb aber nicht an den Vater, sondern an den Onkel Kirsner. Eine grobe Antwort im Stile des Götz von Berlichingen, die mir entfahren war, wurde dazu aufgebauscht, daß ich ein verlorener Sohn sei. Der Onkel schrieb mir, ich solle doch mein reines Herz davor bewahren, in fluchwürdige Frivolität zu verfallen. Im Bewußtsein meiner Unschuld kam mir der wohlgemeinte Brief lächerlich vor. Mein Freund Dieter schrieb einen Verteidigungsbrief an meinen Onkel und schob alles auf den ungünstigen Einfluß eines österreichischen Literaten, mit dem ich verkehrte. Meinem Dieter spielte dabei die politische Antipathie einen argen Streich. Der Mann, namens Landau, hatte gar keinen Einfluß auf mich und war ein ganz harmloser Mensch. Mein Onkel saß mit diesen sich etwas widersprechenden Nachrichten zwischen zwei Stühlen und half sich damit, daß er die beiden Briefe an meinen Vater nach München schickte, der doch so darüber erschrak, daß er sich sofort nach Leipzig aufmachte. Er kam jammernd zur Familie Bose: „Muß ich alter Mann mit meinem einzigen Kinde das erleben". Von Boses, die ganz auf dem Laufenden waren, wurde er einfach ausgelacht. Als ich abends ahnungslos ins Haus zu Bose kam, trat mir mein Vater entgegen und umarmte mich und war vollständig getröstet. Dieselben Nachrichten erhielt er vom Direktor Schleinitz. Er lobte mich über den Schellenkönig, wies ihm ein brillantes Zeugnis meiner Lehrer vor und hatte nichts gegen mich einzuwenden, als eine gewisse Vernachlässigung meines Aeußeren. „Ich möchte ihn am liebsten selbst ins Haus nehmen." Mein Vater

nahm ihn beim Wort. Frau Schleinitz war damit einverstanden und so kam ich als Pflegekind zu der herrlichen Frau. Die kinderlose Frau Konstanze faßte eine mütterliche Neigung zu mir und ich hatte die besten Tage. In allen meinen Herzensangelegenheiten, die jetzt eine große Rolle spielen werden, war sie mir Freundin, Trösterin, Schutzengel. Hedwig Salomon, die spätere Frau von Holstein, sekundierte ihr und so war ich, eingehüllt in diese beiden mütterlichen Freundinnen, in bester Verwahrung und in der Tat haben sie mich von manchem dummen Streich abgehalten.

Meine erste Konservatoriumsflamme war Anna Hofmann von Chemnitz, die angehende Sängerin. Sie war eine reizende Blondine und hatte nur den Fehler, sich in einen gewissen Horowitz zu verlieben, wodurch meiner Anbetung nur eine kurze Dauer verliehen war.

Meine zweite Neigung war ernsthafter Natur. Hier war die Neigung gegenseitig, daher ich den Namen der Dame verschweigen werde. Ich kann wohl sagen, ihre Neigung zu mir zog die meinige nach sich. Ich merkte die Absicht und — war nicht verstimmt. Das talentvolle, pikante Mädchen hatte mich bald fasziniert. Unsere erste Zusammenkunft war in der Wohnung der eben genannten Anna Hofmann. Die schlaue Anna hatte vielleicht, um den unbequemen Schwärmer loszukriegen, eine Zusammenkunft arrangiert. Den Abend zwischen den beiden Mädchen schwamm ich in Entzücken und von dieser Zusammenkunft datiert sich ein unschuldiger Liebesroman, der in einer späteren Periode meines Lebens eine Fortsetzung fand. Das Verhältnis hielt sich lange auf dem Stand der süßen Jugendeselei. Aus diesem hyperunschuldigen Stadium trat sie heraus bei Gelegenheit eines Besuches im nahen Halle. Ich hatte Gelegenheit täglich mit ihr zusammenzukommen und eines Tages lagen wir uns in den Armen. Bei unserer Zurückkunft nach Leipzig hatten wir Stelldicheine. Die Leidenschaft wuchs. Schlaflose Nächte waren die Folge. Es konnte nicht mehr verschwiegen bleiben. Eine Tante und die Eltern des Mädchens mischten sich hinein. Direktor Schleinitz kam dahinter und wir wurden gewaltsam getrennt. Das waren böse Tage und noch schlimmere Nächte. Aber der jugendliche Leichtsinn siegte. Allmählich fand man sich ins Unvermeidliche und wir liefen wieder neben einander her wie früher.

Mein bester Freund war damals der Geiger Langhans, der sich später als Musikhistoriker einen Namen machte. Ein interessanter Mensch in jeder Beziehung, ein guter Musiker mit tüchtiger, allgemeiner Bildung. Er war voll der besten Einfälle. Dabei großer Schwärmer und naiv wie ein Kind. Seine riesige Körperlänge unterstützte seine Komik. Es war zum Todlachen, wenn er unsere Mitschülerinnen passieren ließ und in unglaublichem Tone sagte: „Lauter brave Mädchen, aber arm wie die Kirchenmäuse". Wir nannten ihn nur den „Walt" nach dem Helden in den Flegeljahren. Er war mit in Halle. Zu der Zeit trat Oesterley ein. Ein schöner Mensch mit gewinnenden Manieren. Er war wie Langhans in allem sehr orientiert und philosophisch veranlagt. Gespräche über Gott und die Unsterblichkeit waren damals an der Tagesordnung.

Es ist jetzt Zeit einzuschalten, welchen Gang meine Weltanschauung bis daher genommen hatte. Strenger Katholik war ich nie gewesen, in meiner Konstanzer Zeit war ich Anhänger eines rationalistischen Christentums ohne konfessionelle Farbe. Ein protestantisches Begräbnis hatte sogar einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Anders wurde es in Leipzig. Das dogmatische Christentum schwand mir mehr und mehr. Schon hatte ich es ganz fallen lassen und ein reiner Deismus war an dessen Stelle getreten, als es noch anders kommen sollte.

Ich mochte ein halbes Jahr in Leipzig gewesen sein, es fiel in die Zeit, als ich beim Pastor eingetreten war, als mich eine tiefe Verstimmung über die Wahl meines Künstlerberufes ergriff. Ich bekam Heimweh nach meiner Konstanzer Schulbank. Das Musikantentum und einige Jungen am Konservatorium, die kaum lesen und schreiben konnten, widerten mich an. Mein Talent zur Komposition schien mir nicht genügend. Ich wurde tiefunglücklich. Wenn ich morgens aufwachte, lag es wie ein Alp auf mir. Mein Herz war schwer. Ich wälzte mich auf dem Boden, ich raufte mir die Haare buchstäblich. Zweifel an der Existenz eines persönlichen Gottes und an einer individuellen Fortdauer wurden rege. Das machte mich zum Philosophen. Ich fing an Studien zu machen. Ich rang mich durch zu einer neuen Weltanschauung. Dieser schmerzliche Prozeß mochte ein halbes Dezennium andauern. Natürlich hielt der pathologische Zustand, den ich oben schilderte, kaum 2 Monate an, aber jahrelang war ich noch die Beute heftiger Zweifelsqualen, bis endlich aus der Asche des alten Glaubens ein neuer entstanden war.

Ich söhnte mich allmählich mit meinem Beruf wieder aus. Unter den hochgebildeten Freunden, die ich damals gefunden, fühlte ich mich wohl. Einige der besten werde ich später schildern. Erfolge als Komponist gaben mir Mut. Verschiedene Lieder, die damals entstanden waren, entzückten meine Mitschüler. Vor einigen Klaviersonaten hatten sie riesigen Respekt. Eine trug ich in einem öffentlichen Prüfungskonzert im Gewandhaus vor. Sie gefiel Publikum und Kritik. Ein guter Klavierspieler war ich ohnedies. Ich gehörte zu den besten unserer Schule. Kurz, ich fand mich allmählich wieder zurecht. Die schlimmste Periode des Katzenjammers war überstanden. Zu denen, die mir Mut einflößten, gehörten unser verehrter Ludwig Normann, der viel auf mich hielt. Aber auch als Dirigent hatte ich Erfolge. Zu Weihnachten führten wir Mendelssohns Liederspiel „Heimkehr aus der Fremde“ auf. Ich dirigierte unter allgemeinem Beifall.

Der Umstand führte mich mit Robert Schumann zusammen. Die Begegnung war zu merkwürdig, als daß ich sie übergehen könnte. Wir wollten Schumann und seine Frau, die von Dresden aus auf Besuch zur Familie Preußer gekommen waren, zu unserer Aufführung einladen. Ich wurde zum Deputierten gemacht und fuhr in einer Droschke im Frack und in weißen Glacehandschuhen bei Preußers vor. Die Herrschaften waren noch bei Tische. Schumann kam heraus auf den Korridor und ich trug ihm unsere Wünsche vor. Ich hatte ihm unter anderem zu sagen, daß wir die Reihenfolge des Programms geändert hätten, um ihm sein Erscheinen zu ermöglichen. Wir wüßten, daß er um 9 Uhr zu den „Paulinern“ müßte, hätten daher das Liederspiel auf 7 Uhr festgesetzt, sodaß ihm noch eine Stunde verbleibe, um zu den Paulinern zu gelangen, die ohnedies nur 2 Häuser entfernt ihre Produktion abhielten. Ein Lustspiel, das ursprünglich den Anfang machen sollte, war ans Ende gesetzt, um ihm das Anhören des Liederspiels möglich zu machen. Nach langer Pause, in der er beständig voller Verlegenheit an den Lippen zupfte, sagte er mit tonloser Stimme: „Ich muß zu den Paulinern“. „Das wissen wir, darum haben wir das Arrangement so getroffen, daß ꝛc.“ Ich repetierte das bereits Gesagte und bemühte mich, noch deutlicher zu werden. Lange Pause. „Ich muß zu den Paulinern.“ Ich replizierte wieder, so drehten wir uns noch mehrmals im Kreise herum, endlich rief er: „Ich will meine Frau fragen“ und sprang davon. „Gott sei Dank“, dachte ich, „jetzt kommt Frau Klara, mit der werde ich gleich zu Ende kommen.“ Ich warte und warte, Frau Klara kommt nicht. Offenbar hatte er während des

Hineingehens die ganze Affaire vergessen. Bald nach diesem Vorgang siedelte er nach Düsseldorf über, wo dann die ersten Anzeichen seiner Geistesumnachtung bemerkt wurden.

Im Gewandhaus dirigierte er die Manfred-Ouvertüre und der „Rose Pilgerfahrt" als Novitäten. Schon in der Probe fiel mir sein zerstreutes Wesen auf. Man hatte den Eindruck, er wisse nicht, was vorgehe.

Mit Gade war ich viel zusammen. Er war ein liebenswürdiger Mensch, hatte was Kindliches und ließ sich durch nichts aus der Ruhe bringen. Er hatte eine junge schöne Frau aus Dänemark mitgebracht, die ihn mehr zu interessieren schien, als das Gewandhauskonzert, das er zu dirigieren hatte.

Eine merkwürdige Persönlichkeit hatte ich auch kennen gelernt. Der alte Louis Böhner war auf seinen Wanderungen nach Leipzig gekommen, ich zog acht Tage mit ihm herum. Ich arrangierte Abende, an denen er uns vorspielte und aus seinem abenteuerlichen Leben erzählte. Aus seinem Munde hörte ich die Geschichte, wie er Weber in Dresden aufsuchte, natürlich zu Fuß, von Thüringen aus, um ihm Grobheiten zu machen, weil er ihm ein Motiv aus einem Klavierkonzert gestohlen und im Freischütz verwendet habe. „Bei mir war es nur ein rasch vorübergehendes Motiv, Weber hat den ganzen Freischütz daraus gemacht", setzte er hinzu. Weber warf ihn schließlich zum Hause hinaus. Als ich ihn einmal nach Hause brachte, blieb er vor der Haustüre stehen, betrachtete das Haus andächtig und rief aus: „Die Leute werden noch einmal ein Geschäft mit diesem Hause machen, in dem ich so lange gewohnt habe". Er pflegte sich morgens von Kopf bis zu Füßen kalt zu waschen. Als ich ihn einmal in dieser Situation sah, schrie er auf: „Haben Sie schon solch' einen Körper gesehen? Gab es ein Weib, das wert gewesen wäre, von diesen Armen umfangen zu werden?" Er hatte längst kein Domizil mehr. Er zog von Land zu Land, ohne je einen Wagen oder gar die Eisenbahn zu benützen. Meist trieb er sich in seiner Heimat Thüringen umher, wo er in den Pfarrhäusern übernachtete. Dafür spielte er die Orgel, den Wirten spielte er auch zum Tanze auf, wofür er dann von ihnen gut gehalten ward. Jedes Kind in Thüringen kannte den alten Böhner. Bekanntlich ist er bei Hoffmanns Johannes Kreisler zu Gevatter gestanden. In seiner Jugend wurden ihm von den Studenten nach seinen Konzerten die Pferde ausgespannt und eine Musikzeitung hatte einst geschrieben, er werde als Condichter Mozart und Beethoven in den Schatten stellen. Liszt, den er regelmäßig in Weimar aufsuchte, ließ ihm beim Weggehen durch den Bedienten zwei Thaler geben. Später nur noch einen, als er gehört hatte, daß er dem Bedienten jedesmal einen zurückgab mit der Bemerkung: „Er brauche bloß einen". Gepäck hatte er keines. Seine Wäsche trug er auf dem Leibe, bis sie fast verfault war, dann warf er sie weg und kaufte sich neue. Er war von der fixen Idee besessen, der Krankheitsstoff übertrage sich beim Waschen auf die übrige Wäsche und so gab er den Wäscherinnen nichts zu verdienen. Bei einer Konzerttournée logierte er bei einem reichen Hamburger. In seinem Zimmer stand ein kostbarer Flügel, den schlug er einmal nachts zusammen. Es wäre ein Geist darin gewesen, der ihn belästigt habe. Als 70er lief er von Thüringen in den Schwarzwald, von da wieder nach kurzem Aufenthalt zurück. Er hatte einen Freund besucht. Als ich ihn kennen lernte, phantasierte er noch gut auf der Orgel. Am Klavierspiel hinderten ihn steife verfrorene Finger. In einer großen Stadt war er furchtsam und mißtrauisch. In den Leipziger Kneipen sah er in dem harmlosesten Gaste einen Bauernfänger. Einmal sah ein junges Mädchen den alten Mann etwas verwundert

an, da war er nicht mißtrauisch, sondern meinte, die kennt mich gewiß. Er war übrigens immer erstaunt, wenn man ihn nicht kannte. In Thüringen war das doch anders. Der alte Sonderling hat uns gewiß ein treues Andenken bewahrt. Gute Tage hatte er bei uns gehabt. Damals ging es überhaupt hoch bei uns her. Ich erinnere mich einer tollen Nacht in Auerbachs Keller. Um hellen Tage gingen wir nach Hause, angestaunt von den Vorübergehenden, die nicht wußten, was sie aus uns machen sollten.

Eine kleine Reise in die sächsische Schweiz unterbrach die Tage von Leipzig. Einmal auch fuhr ich mit mehreren Freunden nach Dresden, um Jenny Lind zu hören. Noch einen größeren Eindruck als ihr Gesang machte mir eine Aufführung von Emilia Galotti, die tags darauf stattfand. Emil Devrient hatte eine der Hauptrollen. Auch der damals neue „Prophet“ wurde uns vorgeführt.

Die Tage, in denen ich Schüler des Konservatoriums war, gingen nun zu Ende. An Ostern hatte ich den dreijährigen Kursus vollendet und verließ mit guten Zeugnissen versehen die Anstalt.

Ich nahm in Reichels Garten eine Wohnung, da ich vorhatte, noch ein Jahr zu bleiben und bei Hauptmann Privatunterricht zu nehmen. Dessoff, der später Kapellmeister am Kärntner Theater wurde, schloß sich mir an und wir beide hatten dann wöchentlich zwei Stunden in der Wohnung des großen Musikgelehrten. Auf gleichem Boden mit mir wohnte damals Grimm, der sich einen Namen als Komponist geistreicher Suiten gemacht hat. Zwischen uns wohnte ein Uebersetzer französischer Romane, er schrieb im Tagelohn für einen Leipziger Verleger. Eines Tages kam er händeringend zu uns, ob wir es nicht so einrichten könnten, daß nicht alle zwei zugleich spielten. Es sei unmöglich so zu arbeiten. Wir taten, was wir tun konnten.

In diese Wohnung trat eines Morgens ein junger Mann bei mir ein mit einem Empfehlungsschreiben von Julius von Kolb. Es war der geniale Hugo von Senger aus Kempten. Wir verbissen uns gleich derart ineinander, daß wir erst in der Nacht auseinandergingen. An den Besuch in meinem Zimmer schloß sich ein gemeinschaftliches Mittagessen, daran ein Riesenspaziergang und daran noch eine lange Kneiperei an. Das gab eine intime Freundschaft, die bis zum heutigen Tage gewährt hat.

Zugleich mit ihm traf ein gewisser Fähndrich ein, ein toller Kauz. Von Freiburg i. B. zog sein Vater als Bierwirt nach Zürich, bei welchem Geschäft ihn sein Sohn als Bierzapfler zu unterstützen hatte. Er schenkte aber schlechte Schoppen, da er neben dem Bierfaß zu dichten, zu philosophieren und zu komponieren pflegte. Er war in allem Autodidakt, konnte knapp lesen und schreiben, hatte aber Feuerbach studiert und selbst mit Hegel hatte er sich beschäftigt und sprach nur philosophischen Jargon. Sein Abgott war Richard Wagner, dessen Schriften er gelesen, dessen Musik er in Zürich teilweise gehört, und dessen Klavierauszüge er entsetzlich verarbeitete. Wagner interessierte sich für den seltsamen Jüngling und sagte zum alten Fähndrich, sein Sohn sei zum Bierwirt doch verdorben, er solle ihn Musik studieren lassen. So kam der Junge nach Leipzig.

Der halbblinde Hater von Zürich, der phantastische Pfister von Sigmaringen, Arrey von Donner gehörte zu der Tafelrunde, die sich nun bildete. Man hätte glauben sollen, die Zeiten der Romantiker wären wieder gekommen, so toll ging es bei uns zu. Eigentlich schätzten wir nur solche Dichter, die verrückt geworden waren. Einzig dem Lord Byron wurde der Mangel dieser Eigenschaft verziehen. Dagegen hatten wir eine heilige Verehrung für Lenau, Hölderlin, Lenz. Ganze Nächte hindurch wurde philosophiert. Als Fähndrich

von seinem Vater von Zürich ein Faß „Züribieter“ Wein geschickt bekam, brachten wir die Tage und halben Nächte auf Fähndrichs Bude zu, bis das Faß leer war. Dabei wurden die letzten Dinge eingehend besprochen und Fähndrich wollte uns zu Wagnerianern machen, indem er uns in grauenhafter Weise den fliegenden Holländer vorspielte und vorbrüllte.

Die ganze Bande machte einen Ausflug nach Berlin. In unser Hotel kam täglich ein Weißbierphilister, Schlossermeister seines Zeichens. Der hörte uns über Gott und Unsterblichkeit debattieren. Er nickte uns freundlich zu. Ich hatte zu der Zeit die Gepflogenheit, jeden über seine Meinung in betreff des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit zu befragen. So frug ich auch den Schlosser. Er gab uns dann seine Weltanschauung zum Besten. Er fing an: „Als Handwerksbursche habe ich in jungen Jahren die Welt durchzogen. Hier ließ ich mich als Meister nieder und suchte mir eine Frau. Ich hatte die Wahl zwischen Zweien. Eine hatte 8000 Taler, war aber keine Jungfrau mehr, die andere hatte nur 4000 Taler, war aber Jungfrau, wenigstens, was man so Jungfrau nennt. Die nahm ich. Jetzt arbeiten bei mir zu Hause 20 Gesellen und ich sitze beim Frühschoppen. Ich denke mir eben, kommt was nach, ists recht, kommt nichts nach, so habe ich hier gut gelebt.“ Die Weisheitslehre dieses Knaben machte großen Eindruck auf uns. So einfach war unsere Philosophie nicht gewesen.

Komisch war Hater, welcher das damalige Berlin für ein Petersburg hielt, in dem man nach Sibirien geschickt werden könne. Er hatte vor jedem Schutzmann große Angst. Der arme Halbblinde hielt in einem Museum einen Zuschauer für einen Kunstgegenstand und erschrak furchtbar, als er sich bewegte.

Trotz des Schlossers wurde unsere Weltanschauung nicht wesentlich gefördert und wir kehrten nach Leipzig zurück.

Dieser Ausflug erinnert mich an zwei Exkursionen nach Weimar. Einmal wurde Benvenuto Cellini von Berlioz aufgeführt. Der Komponist war selbst zugegen. Das anderemal wurde Lohengrin gegeben. Es war die 3. oder 4. Aufführung, die überhaupt stattgefunden hatte. Aus allen Himmelsgegenden waren Musiker herbeigeeilt. Saar, Grimm, Radeke waren mit mir da. Die Aufführung machte uns allen einen großen Eindruck, Lißt strahlte. Die Abende im Erbprinzen waren sehr interessant. Da lernte ich Raff kennen, den geistreichsten Musiker, der mir je vorkam. Er dominierte aber auch, sogar Bülow erkannte seine Superiorität gerne an. Robert Franz war auch anwesend und sprach enthusiastisch über Wagner: „Die Instrumentierkunst versteht Wagner wie Berlioz. Er hat ihn darin vollständig aufgesaugt. Aber Wagner ist auch noch ein Deutscher und hat das Herz auf dem rechten Fleck.“ Lißt war jeden Abend zugegen. Uns fiel auf, daß er beim Abschied jedem seiner Schüler die Backe hinstreckte, die dann pflichtschuldigst geküßt wurde. Das war bei uns nicht Sitte.

Einmal war Matinée bei Lißt, er spielte uns einige seiner neuesten Kompositionen. Er war in seiner Wohnung auf der Alten-Burg. Im Nebenzimmer lag die Fürstin Wittgenstein auf dem Sopha hingestreckt. Man hörte sie manchmal was brummen, worauf Lißt zu ihr ging und nach kurzem Gespräch wieder kam. Lißt frug mich, was ich in letzter Zeit gespielt habe. „Die B-dur-Sonate von Beethoven“ gab ich zur Antwort. „Die große?“ „Ja, die große.“ Es stellte sich aber heraus, daß es die kleine war. Darüber lachte Lißt herzlich und sagte: „Sie meinen wohl, weil darauf steht „Grande Sonate?““

Alles stob auseinander und Weimar wurde wieder stille.

Da ich von Ausflügen rede, muß ich auch eines Besuches bei Robert Franz in Halle gedenken. Franz war sehr anspruchslos in seiner Erscheinung, fing er aber an zu reden, merkte man wohl, daß man einen denkenden Musiker vor sich habe. Wir machten einen Spaziergang nach einem kleinen Wirtshaus in der Nähe von Halle, wo wir einige Professoren antrafen. Er schien mir etwas eifersüchtig auf Leipzig zu sein. Er sprach über die altgriechischen Tonarten. „Von so was hat man in Leipzig keine Idee. Da geht alles nach dem Pfund."

Spohr war einmal einige Tage in Leipzig, er spielte uns vor. Es war ein eigener Anblick, der Riese mit seiner kleinen Geige. Der ganze Mann war wie von Bronze. Er hatte seine Symphonie „Vier Jahreszeiten" mitgebracht und dirigierte sie selbst. Sie wurde gut, aber nicht enthusiastisch aufgenommen. Sehr warmen Beifall fand Gades liebliche B-dur-Symphonie, die im selben Jahre zum erstenmale aufgeführt wurde. Auch war ich dabei, wie Mendelssohns A-dur-Symphonie mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde, obwohl damals der Mendelssohn-Kultus schon bedeutend nachgelassen hatte.

Die Schumannianer hatten bereits Oberwasser. Damals hieß es hie Welfen, hie Ghibellinen. Die Anhänger Schumanns waren die größeren Fanatiker. Aussprüche wie, Schumann ist größer als Beethowen, waren nicht selten. In einer Musikzeitung stand: Sieben Städle Griechenlands stritten sich um Homer, ebensoviele Sachsens um Schumann.

Anekdoten über die Sorge der Frau Klara um ihren Mann liefen herum. Sie waren die Inseparables. Als Fürst Reuß gehört hatte, daß Schumann die neue Symphonie (Es-dur) hinter dem Rücken der Frau zu ihrem Geburtstage gemacht habe, meinte er: „Diese Symphonie muß er auf dem Abtritt geschrieben haben". Auch in den Proben wuselte sie herum, besorgte und arrangierte alles.

Als er einmal vom Dirigieren in einer Probe auf seinen Platz zurückgekommen war, hatte er in der Tat einen vergeistigten Ausdruck. Sonst sah er ungemein blöd aus. Einstens begegnete ich ihm auf der Grimmaschen Straße. Er ging sehr rasch und summte vor sich her. Nie war mir mehr aufgefallen, wie wenig interessant der Mann aussah. Besonders die Augen waren matt und nichtssagend. Der ganze Habitus war der eines großen Philisters. Er muß in der Jugend ganz anders ausgesehen haben nach einem seiner früheren Bilder zu urteilen. Stand er doch in der Zeit schon am Vorabend der Katastrophe.

Daß aber der Name Schumann sobald auf der Sturmfahne ausgelöscht werden sollte, hätte damals doch niemand geglaubt. Wenige Jahre darauf kam Richard Wagner an die Reihe und die Wagnerianer verstanden es doch noch besser wie die „Janer" Mendelssohns und Schumanns.

Noch ein zweites Mal war ich von Leipzig nach Konstanz in den Ferien gekommen. Das zweite Mal auf legitimere Weise und in besserer Toilette. Natürlich war ich der Löwe des Tages und ein Comité forderte mich auf, den Abgebrannten von Dossenbach und Hög ein Konzert im Museum zu geben. Dann ging es nochmals nach Leipzig zurück.

Das letzte Jahr füllte eine heftige Leidenschaft zu einer jungen Dame, Namens Lisbeth, aus. Einige kleinere Flammen waren vorausgegangen. Eine graziöse Russin, welche bei einer unserer Aufführungen die Picarde reizend gespielt hatte und ein einäugiges Mädchen hatten mir Eindruck gemacht. Ueber letztere Geschmacksverirrung wurde ich öfters verhöhnt. Das fehlende Auge nahm aber dem lieblichen Gesicht nichts von seinem herz-

gewinnenden Ausdruck. Die Neigung zur Lisbeth wurde zu heftiger Leidenschaft. Man konnte Lisbeth nicht schön nennen. Sie hatte ein ausgesprochenes Vogelgesicht. Ihre klugen Augen guckten aus ihr heraus wie aus einem Papagei. Sie war schön gewachsen, ziemlich groß. Ohne geistreich zu sein, hatte sie einen scharfen Verstand. Phantasie trat bei ihr zurück. Trotz ihrer Munterkeit bewahrte sie immer eine vornehme Kühle.

Sie war mir wohl gesinnt, nicht ohne Neigung, aber doch brachte mich ihre Kälte oft zur Verzweiflung. Einmal hielt ich es nicht mehr aus und floh auf einige Tage nach Dresden. Ich hatte so viel gelitten, daß mir die Ruhe unendlich wohl tat und meine Nerven waren wieder so beruhigt, daß ich auf der Rückfahrt nach Leipzig in einen Zustand des Glücklichseins geriet, wie ich ihn weder früher noch später erlebte. Ich kann den Zustand nur vergleichen mit der christlichen Seeligkeit oder dem buddhistischen Nirwana. Ich fuhr mit einem Abendzug dahin, in eine dämmernde Welt hinein. Der Himmel erglänzte im Abendgold. Ich schwamm geradezu in den Himmel hinein. Allein im Coupé wurde ich in meiner Ekstase durch nichts gestört und erwachte unangenehm durch den Lärm der Leipziger Straßen.

Es war ein seltsames Verhältnis das mit Lisbeth. Obwohl öfters Erklärungen gegeben wurden, rückten die Beziehungen doch nicht vom Fleck. Wir waren auch nie allein, wechselten aber Briefe. Unvergeßlich ist mir ein Abend nach einem gemeinschaftlichen Ausfluge der Musikschule. Eifersucht war vorausgegangen, Versöhnung erfolgt. Ich brachte sie an das Gartentor ihrer Wohnung, der Mond beschien ihr interessantes, etwas blaßes Gesicht. Wir drückten uns die Hände und sahen uns lange an. Aber ohne Umarmungen und ohne ein Wort zu sprechen, gingen wir auseinander. So seltsam dieses Verhältnis in seinem Verlaufe war, so eigen war sein Ende. Ohne daß ein Bruch vorausgegangen wäre, verloren wir uns und haben uns nie wieder gesehen.

* * *

Mein Vater hatte München mit Stuttgart vertauscht. Ich besuchte ihn bald nach seiner Uebersiedelung. Er wohnte in der Hauptstätterstraße. Damals traf ich zum erstenmal mit Adolf Kröner zusammen.

In ein kleines Weinhäuschen in der alten Stadt hatte mich der Schauspieler Wallbach bestellt, den ich bei Ritter in Dresden kennen gelernt hatte. Ein großer, stattlicher junger Mann saß am Tische, der plötzlich meine Aufmerksamkeit im hohen Grade erregte, indem er ein Manuskriptliedchen von mir vor sich hinträllerte. „Eine gute, gute Nacht." „Woher haben Sie das Lied?" frug ich erstaunt. „Von Wallbach, haben Sie es erkannt?" An ihm gewann ich, einen der besten Interpreten meiner Lieder, einen der treuesten Verehrer meiner Muse und einen meiner andauerndsten intimsten Freunde. Eine Freundschaft, die bis zu dem heutigen Tage andauern sollte, entspann sich an jenem denkwürdigen Tage.

In dieselbe Zeit fällt auch meine Bekanntschaft mit dem Dichter Wilhelm Hertz, einem Schulkameraden Kröners.

Der Hausarzt meines Vaters, Dr. Koellreutter, schickte mich damals nach Kissingen. Mein Vater begleitete mich. Zum ersten Male befand ich mich in einem Weltbade. Kissingen war damals besonders interessant durch die Anwesenheit einiger hervorragender Diplomaten, welche einen Kongreß abhielten. An der Spitze der alte Kanzler Nesselrode. Auch v. d. Pforten war anwesend. Bei Nesselrode machte seine Nichte die Honneurs, die schöne und

interessante Frau von Kalergis. Eine stattliche Weltdame mit den vornehmsten Manieren war sie auch eine hervorragende Pianistin. Sie war eine Schülerin von Chopin und von Liszt, eine Freundin von Cavaignac und Louis Napoleon. Ersteren soll sie geliebt, letzterem einen Korb gegeben haben. Er soll ernstlich damit umgegangen sein, sie zu heiraten und an ihm habe es nicht gelegen, daß nichts daraus wurde. Mit dieser Frau machte ich täglich Musik. Sie schätzte mich sehr hoch. Den alten Kanzler lernte ich dadurch auch kennen. Man sah dem freundlich lächelnden Männchen nicht an, daß er die Fäden der Geschicke Europas in den Händen hatte.

An meiner Wirtstafel, mir gegenüber, saß ein bildhübsches junges Mädchen mit einer Gouvernante. Wir unterhielten uns lebhaft. Wie erstaunte ich eines Tages, als sie mir sagte: „Sie haben heute mit meiner Mutter vierhändig gespielt". Es war die kleine Kalergis, die man aber nach der Sitte dieser Kreise nie mit der Mutter sah, die wie eine Königin das ganze Bad beherrschte.

Mein Vater kehrte früher wie ich nach Stuttgart zurück, zum großen Schmerz einer Karlsruher Sängerin, die von meinem Vater ganz entzückt war und beim Abschied wie ein Kind weinte. Ich habe ihn viel mit dieser Geschichte geneckt. Mit mir dagegen trieben zwei Damen aus dem Hannoverschen einen starken Kultus. Sie wickelten mich in Baumwolle ein. Es wurden Partien gemacht und viel gelacht. Einstens wurde ich von den Damen gefragt, was einer der Löwen auf dem gestrigen Balle im Kurhause angehabt habe. Ich erwiderte: „Hosen von Tüll". Drill wollte ich sagen. „Solche Hosen hat er angehabt?" schrieen die Damen und wiesen mir großlöcherige Spitzen.

Bevor ich Norddeutschland verließ, wollte ich noch einige Zeit in Dresden verbringen. Ich mietete mich in der Altstadt ein. Ich verkehrte viel mit Sascha Ritter, durch den ich seinen Bruder Karl kennen lernte. Dieser Karl Ritter war einer der merkwürdigsten jungen Männer, die ich kennen lernte. Ein Amphibium von Dichter und Komponist, brachte der Dichter später den Komponisten um. Damals war er mehr Musiker und interessierte sich gleich für meine Musik. Wir hatten aber noch andere Berührungspunkte. Auch er grübelte in den letzten Dingen herum. Bei ihm war der Stuttgarter Wallbach zu Besuch. Der später so solide Wallbach war damals ein Schwerennöter, der jeden Tag eine andere Dresdner Schönheit auf dem Butterbrot verspeiste. Die Liebe war übrigens damals in dem Ritterschen Kreise ansteckend. Sascha hatte sich mit einer Schwester der Johanna Wagner verlobt und war ganz närrisch geworden. Unglücklicherweise folgte Karl seinem Beispiel und verlobte sich jählings. Der Erfolg war aber ein ungünstiger. Die Ehe blieb kinderlos und ging später ganz aus dem Leim. Er lebt jetzt als vollendeter Sonderling einsam in Venedig.

Zu meinen Dresdener Freunden gehörte Bär, der Sohn eines Malers. Er machte sich später einen Namen als Interpret Schopenhauers. Schopenhauer sagte mir oft, keiner habe ihn so erfaßt wie Bär. Damals hatten wir freilich keine Ahnung, daß ein Philosoph lebe, zu dessen glühendsten Bewunderern wir beide zählen würden. Ein befreundeter Maler entwarf ein Bild von mir, das er später ausführte und Bär schenkte. Bei einem Aufenthalt in Dresden, lange darnach, schenkte es mir Bär. Ich gab ihm eine große Photographie dagegen.

Einen Lehrer, Ferdinand Naumann, lernte ich kennen, der mir Gedichte zum Komponieren gab. „Um ein süßes Meingedenken", das viel gesungen wird, entstand in dieser Zeit.

Nach etwa zweimonatlichem Aufenthalt kehrte ich nach Leipzig zurück, blieb aber nur kurze Zeit dort.

Nun hieß es den Norden für immer verlassen. Ich ging zu meinem Vater nach Stuttgart.

In Hof machte ich Nachtquartier. Beim Austritt aus dem Bahnhof stürzte ich. Von da an fühlte ich mich nicht wohl. Ob die Erschütterung die Ursache war, oder ob das Zusammentreffen ein zufälliges war, weiß ich nicht. Des anderen Tages in Nürnberg ging es mir schon recht schlecht. In Stuttgart angekommen, mußte gleich der Arzt geholt werden. Dr. Koellreutter konstatierte die Gelbsucht. Ich war längere Zeit bettlägerig. Auch meine Nerven waren durch die geistigen und physischen Anstrengungen der letzten Leipziger Zeit ziemlich angegriffen. Bald nach meiner Krankheit kam wieder eine tiefe Schwermut über mich. Das Verhältnis mit meinem Vater war auch nicht das beste. Sehr natürlich. Der Vater träumte nur vom Opernkomponisten. Im Grunde war er überzeugt, daß ich von Leipzig mit einer dicken Oper zurückkehren würde, um die sich die Theater reißen würden. Statt dessen hatte ich Mühe, drei Lieder bei Ebner anzubringen, welche als Opus I gedruckt wurden. Das konnte nun freilich meinem Vater nicht imponieren und so war meine Stellung im väterlichen Hause keine beneidenswerte. Diese unangenehmen Erörterungen über meine Karriere wurden dadurch unterbrochen, daß Dr. Koellreutter mich zum Dr. Stimmel in die Kaltwasserheilanstalt nach Kennenburg schickte.

Dort hielt ich mich drei Wintermonate auf. Die einfache Lebensweise und die großen Spaziergänge kräftigten mich und waren für meine Stimmung von günstigster Wirkung.

Dr. Stimme war Tübinger Stiftler und schwärmte für Strauß und Vischer. Er gab mir Vischers Aesthetik und ich studierte sämtliche Bände eifrigst durch in der Zeit meines Kennenburger Aufenthaltes. Philosophische Gespräche mit Stimmel waren an der Tagesordnung.

Die Zusammensetzung der Gesellschaft war eine sehr drollige. Das kalte Wasser mußte für alles gut sein. Ein Herr Gmählin, der später als Cafetier nach Amerika ging, war wegen Trunksucht da. Ein Baron Reischach, württembergischer Offizier, hatte Dummheiten gemacht, Schulden usw. Auch das wurde mit kaltem Wasser behandelt. Eine junge Dame hatte nymphomanische Anfälle gehabt. Kaltes Wasser. Am wenigsten überzeugt von der Wirkung des Wassers war der schuldenmachende Leutnant. Am meisten empört war er über die Fußbäder, bei denen der Fuß von einem robusten Badeknecht fast wund gerieben wurde. Der Zusammenhang derselben mit seinen Schulden wollte ihm durchaus nicht einleuchten.

Im ganzen vertrug sich diese seltsame Gesellschaft recht gut. Nur Gmählin und Reischach kamen öfter hintereinander. Mit Gmählin, der eine humanistische Bildung genossen hatte, kam ich auch einmal in komischster Weise auseinander. Es handelte sich um ein Zitat aus Heine. Wir wurden so heftig, daß Stimmel dazwischentrat. Als ich ihm die Stelle zitierte, die sehr indezenter Natur war, mußte er furchtbar lachen über den sittlichen Ernst, mit dem wir die Sache behandelt hatten.

Selbst der Badeknecht war ein Original, wie sie nur Altwürttemberg produzierte. Er war Autodidakt in der Mathematik. Wenn er den ganzen Tag Patienten in den Brunnentrog geworfen und ihnen die Füße gerieben hatte, studierte er halbe Nächte hindurch Mathematik. Als ich ihm einmal ein Reißzeug geschenkt hatte, war er selig.

Alle diese Brüder trafen sich auf keinem Schifflein wieder. Von einigen habe ich nichts wieder gehört. Gmählin ging in Amerika zu Grunde.

Reischach machte weitere und größere Dummheiten und wurde von sein Familie nach Indien verpflanzt, wo er verschollen ist. Der Arzt selbst — stieß sich eines Tages einen Dolch in die Brust.

Nach drei Monaten hatte ich denn doch genug und kehrte nach Stu gart zurück.

Um mit den Verleger Andree in Verbindung zu treten, ging ich na Frankfurt. Er verlegte meine Wanderbilder Op. 3, welche gut ginge Infolgedessen verlegte er auch die Dorfgeschichten, für die er mir 17 Guld Honorar zahlte. Die gingen nicht gut. Er nahm noch ein Heft Phantas stücke, für die er wieder nichts zahlte. Da diese auch nicht gingen, gab mich ganz auf. Die Wanderbilder werden noch heute verlangt. Andree ha neue Auflagen davon gemacht und annoncierte sie regelmäßig. Die kün lerischen Erfolge waren auch nicht geeignet, die Hochachtung meines Vate vor mir zu steigern. Vorwürfe blieben nicht aus und ich entschloß mi mir einen Wirkungskreis zu verschaffen und mich von meinem Vater pekuni unabhängig zu machen, umsomehr, als die 600 fl., die er mir ausgesetzt hat mir die äußerste Sparsamkeit auferlegten.

Ich verbreitete diese meine Absicht und eines Tages sagte der soge „Klavierandree", ein Bruder des Verlegers zu mir: „Wollen Sie einen deutsch Gesangverein in Lausanne übernehmen?" „Mit größtem Vergnügen". „Da gehen Sie zur Gräfin Ingelheim in Geisenheim, die hat die Stelle zu vergeben

An einem schönen Tage fuhr ich den Rheingau hinunter. Ich wur freundlich aufgenommen. Mein Klavierspiel und meine Kompositionen gefiel sehr. Ich merkte aber wohl, wie Graf und Gräfin sehr erstaunt waren, d ein Sprößling dieser Familie Klavierlehrer in Lausanne werden wolle. M einem Brief der Gräfin an ihren Bruder in Lausanne, einen Marquis de Lan galerie in der Tasche, fuhr ich nach Frankfurt zurück. Ich packte meine sieb Sachen und reiste ab.

Auf dieser Reise kam ich zum erstenmale nach Straßburg. Die Sehnsu nach dem steinernen Gedicht hatte sich seit Offenburg nicht verloren. Schme lich berührte mich die Fremdherrschaft in dieser urdeutschen Stadt. Die ro Hosen wollten mir zu Erwins Bau gar nicht stimmen.

* * *

Als ich von der Höhe oberhalb Lausanne plötzlich den ganzen Genfer vor mir hatte, schwoll mir das Herz. In dieser herrlichen Gegend un Menschen, die eine fremde Zunge sprachen, sollte ich ein neues Leben beginn Alles war mir neu, interessant. Erfüllt von kühnen Träumen fuhr ich die dunkelnde Stadt ein.

Mein erster Gang des anderen Tages war zum Marquis. Das w ein komischer Kauz. Blutarm, wurde er von seinen beiden Schwestern, d Gräfin Ingelheim und der Baronin Rotenhan, unterstützt, was ihn ni hinderte, dann und wann ein Spielchen am Roulette in Evian zu riskiere Eigentlich war er ein Tunichtgut. In seiner Jugend war er in französisch Diensten. Seinen Lebensabend verbrachte er vergnügt in Lausanne, ohne s von der Last seiner Sünden gedrückt zu fühlen. Den Weibern sandte der A noch lüsterne Blicke nach. Ueberall war er der Maître de plaisir. spielte Klavier und komponierte Tänze. Adelsstolz bis zum Exzeß verschmäh er aber auch den Zirkel der Bourgeoisie nicht, wenn es dort lustig hergin „Heute bin ich in drei Gesellschaften, rief er aus, in No. 1, 2, 3. No. war der Adel und die Engländer, No. 2 Kaufleute und Fabrikanten, No.

solche, die Geld hatten, deren Stammbaum aber doch zu schreiend plebejisch war, oder die ein offenes Geschäft hatten. Diese Schichten waren strenge geschieden. Er ging aber überall hin. Als er mich zu einem Visitenkartenstecher führte, gab er selbst an: „Robert de Hornstein". Zu mir gewendet, sprach er: „vous n'êtes plus baron". Der klavierstundengebende Baron genierte ihn. Er war der unverfälschte Typus eines heruntergekommenen Cidevant. Ein Schauspieler hätte seine Freude an ihm gehabt. Wenn man mit ihm umging, meinte man, es habe nie eine französische Revolution gegeben.

Meine erste Enttäuschung war, daß es keinen deutschen Gesangsverein gab. Es habe einmal einen gegeben. Das Motiv, warum man mich kommen ließ, war ein anderes. Der einzige Klavierlehrer von Lausanne war ein junger bildhübscher Mensch von Genf. Seine Sitten waren locker genug, um die Angst der Mütter zu rechtfertigen. Da sollte abgeholfen werden. Der alles vermittelnde Langgalerie wurde beauftragt, einen sittenreinen Deutschen zu verschreiben. Mein Aeußeres schien der Gräfin Ingelheim vertrauenerweckend und so erhielt ich die nicht ganz schmeichelhafte Mission. Jedermann glaubte nun, der Adonis und ich müßten Todfeinde werden. Wie erstaunten die Lausanner, als sie uns als ganz gute Freunde erblickten! Solche Geisteshoheit hatten sie wohl niemanden, am wenigsten aber Musikanten zugetraut. Statt des Gesangvereins konnte der Marquis mir gleich drei Schülerinnen, Töchter ängstlicher Mütter anbieten. Mir war das auch recht und ich blieb.

In der Rue de Bourg fand ich eine Wohnung mit einer bildhübschen Tochter als Bedienung. Die Sache fing gut an.

Ich schäkerte gerade mit meiner schönen Hausgenossin, als ein energisch aussehender Mann ins Zimmer trat. Es war der Spanier Cazalar. Das Legenden bildende Lausanne hatte aus ihm einen Corsaren gemacht und behauptete, dieses Geschäft habe ihm viel Geld eingetragen. Er heiratete eine Engländerin, aus welcher Ehe neun Töchter hervorgingen, wovon eine schöner war als die andere. Wenn diese Prachtfamilie über den Grand pont ging, so blieb alles stehen. Es war ein Staat. Ob der Mann bei seinem früheren bürgerlichen Beruf Blut vergossen hat, weiß ich nicht. Das Blut, was er produzierte, war wundervoll.

Einer der schönsten und jüngsten dieser Zauberjungfrauen hatte ich Klavierunterricht zu erteilen. Die älteste der Töchter wurde als Gardedame beigegeben. Fast schien es mir, als ob die Gardedame wieder eine Gardedame nötig hätte, denn ihre Ausdauer bei der Beaufsichtigung basierte offenbar nicht nur auf schwesterlicher Sorge. Von mir wußte ich es genau, daß mir die Aufpasserin gefährlicher war als die Schülerin. Sie war aber ebenso intelligent wie schön. Meine Stunden dehnte ich immer sehr aus und trieb neben dem Pianospiel noch Harmonielehre und Musikgeschichte mit den beiden Damen. Meine chevalereske Art Stunden zu geben, imponierte ihnen. So nahm ich keine Billette in Empfang, sondern bat sie, mein Kommen zu notieren. Ebenso steckte ich das Honorar immer etwas bewußtlos in die Tasche, ohne das Geld auch nur eines Blickes zu würdigen.

Die Seeräuberei scheint doch nicht so viel Geld eingetragen zu haben, wie die Leute meinten. Ich bemerkte, daß die Familie auf das Geld zu schauen hatte. Als mir bei Beginn des Sommers die Mutter errötend die Mitteilung machte, daß ihre Tochter im Sommer nicht genügend Zeit habe, sich auf zwei Stunden zu präparieren, half ich ihr aus der Verlegenheit, indem ich erklärte, sie kommen meinem Wunsche zuvor. Ich würde so oft von Lausanne abwesend sein, daß das regelmäßige Unterrichtgeben ohnedies schwierig

würde und kaum die gewünschte eine Stunde von mir eingehalten werden könne. Ein dankbarer Blick meiner Schülerinnen bewies mir, daß ich verstanden war.

Der Lehrer trat immer mehr zurück vor dem Hausfreund und ich verbrachte glückliche Stunden in diesem Hause.

Meine zweite Schülerin war eine schöne Advokatenstochter. Die Familie war sehr angesehen im Waadtland. Diese Stunden hielten sich nicht auf der reinen Höhe wie bei Cazalars. Die junge gefeierte Dame war von Koketterie nicht frei zu sprechen und so war das Techtelmechtel mit dem Klavierlehrer eines Tages fertig. Wir lagen uns in den Armen. Von diesem Tage an ging die Sache abwärts. Sie wurde kühler und kühler. Ich dummer Junge hatte die Geschichte falsch verstanden und als ich sie frug, ob sie es für ratsam hielte, daß ich mich den Eltern erklärte, sagte sie so habe sie's überhaupt gar nicht gemeint. Mit einer malitiösen Bemerkung über ihre etwas seltsame Auffassung der Liebe verließ ich das Zimmer. Sie wurde über und über rot und rief mir nach: „Vous reviendrez?“ „Vous verrez“ gab ich barsch zur Antwort und betrat das Haus nicht wieder. Mein Streiken reizte sie und sie versuchte wieder eine Annäherung. Ich blieb aber standhaft. Sie hatte ein Kammermädchen aus dem badischen Oberland, die suchte sich mir zu nahen und einmal erwischte sie mich auf dem Montbenon. Durch sie erfuhr ich alles, was im Hause vorgegangen war. „Unser Fräulein war schrecklich verliebt in Sie, bis ein Franzose kam und ihr den Hof machte. Nachdem er sie einmal aus einer Gesellschaft nach Hause gebracht hatte, war alles aus. Von da an machte sie sich bei den französischen Mägden über Sie lustig. Das hat mich fürchterlich geärgert und ich wollte Sie immer schon darauf aufmerksam machen. Seien Sie froh, daß es so gekommen“, schloß sie. „Das ist kein Mädle für Sie, das ist nur so ein Mädle für's Bett“. Trotz diesen plausiblen Trostgründen der braven Allemannin war ich sehr unglücklich. Den vereinten Bemühungen meiner Freunde, die sich reizend benahmen, gelang es allmählich mir den Kopf wieder zu recht zu setzen. Beschleunigt haben die Eröffnungen meiner Landsmännin allerdings den Heilungsprozeß. Bis dahin schob ich das unerklärliche Benehmen des Mädchens auf die Standesvorurteile der Lausanner. Ich wußte, daß ich als Musiklehrer trotz meiner Abstammung doch in gewissen Kreisen für einen Pariah angesehen wurde. „Vous n'êtes plus baron“ hatte der Marquis gesagt. Noch eine andere Anschauung, solche Erfahrungen betreffend, sollte ich machen. Ich werde später davon reden.

Zu dieser Zeit hielt sich auch Robert Schweichel in Lausanne auf. Mit ihm verlebte ich interessante Stunden. Ferner schlossen sich uns an, ein norwegischer Maler, ein Schweizer Student, ein alter Elsäßer, ein norddeutscher pensionierter Professor, ein Junggeselle, der seine Abneigung gegen das weibliche Geschlecht damit motivierte, daß auch das schönste Weib täglich — — — Schweichel war immer empört über dieses sein Lieblingsdiktum.

Ein Salis-Soglio und ein Graf Kleist trafen mit uns zusammen. Große Kneipereien wurden veranstaltet. Ein gewisser Brunner, der sich später durch Virtuosität im Trinken auf Sängerfesten auszeichnete, leistete unglaubliches. Einem Mädchenpensionat brachten wir Ständchen. Deutsche Volkslieder wurden mit großem Gefühl vorgetragen: „So viel Stern am Himmel stehen“ war unser Leiblied.

Wenn später meine Lieder im Volkston so gerühmt wurden, läßt es sich vielleicht zurückführen auf jene Zeit, in der ich mich so innig in's Volkslied hineinlebte.

Ein Schweizer schimpfte einmal über die Oesterreichischen Offiziere. Ich

verbat es mir, da ich der Sohn eines solchen sei. Das könne sein Urteil nicht ändern. Diese anmutige Debatte artete beinahe in eine Prügelei aus. Schluß eine Forderung. Die ganze Geschichte endete mit einer kolossalen Versöhnungssauferei.

Kurze Zeit verkehrte ich auch in der Familie des reichen Hamburger Godefroy. Derselbe wohnte mit seiner zweiten Frau und zwei erwachsenen Töchtern erster Ehe im Hotel Gibbon. Seine zweite Frau war eine Schauspielerin vom Thaliatheater. Nach der einen Lesart ist er in's Ausland gereist, weil die Verwandten der zweiten Frau keine besondere Liebe entgegentrugen, nach der anderen habe er in Hamburg zu viel Geld gebraucht und sei, um sparen zu können, verduftet.

Eines Tages sagte Graf Kleist zu mir: „Sie sind Reichsfreiherr, also mehr wie ich. Sie nehmen hier nicht die richtige soziale Stellung ein. Warum gehen Sie nicht in die Gesellschaft? Ich werde Sie einführen. Vorerst gehen Sie mit mir zu Godefroys."

Nachdem er die Familie genau expliziert hatte, wer ich sei, führte er mich dort ein. Ich wurde mit Sammthandschuhen angefaßt. Die Frau getraute sich kaum, mich aufzufordern, ihr ein Lied zu begleiten. Ich war schon früher mit ihr in einer Gesellschaft zusammengetroffen, in der sie mich in hochmütigem Tone aufforderte, den Winter mit ihr zu musizieren. Ich gab ihr eben so hochmütig zur Antwort, daß ich mich den Winter sehr zurückziehen werde, indem ich ganz der Komposition leben wolle. Die Dame war in ihrem Hause nicht mehr zu kennen. Gerade so zuvorkommend war der Gatte. Die Töchter waren immer charmant gewesen und sind es auch geblieben. Ich kam dann oft in's Haus, immer mit offenen Armen empfangen. Eines Tages bemerkte ich eine auffallende Zurückhaltung. Wie erstaunte ich, als mich der Hausherr auf die Seite nahm und die seltsame Frage an mich stellte: „Wie sind wir eigentlich mit Ihnen daran? Wie passen die Schilderungen Ihrer Verhältnisse, wie wir sie vom Grafen Kleist bekommen, dazu, daß Sie neulich in einem Konzert mitwirkten? Mit Ihrem vollen Namen, auf gleicher Stufe stehend mit den Konzertgebern? Sind Sie Kavalier oder Musiker?" „Ich bin Beides, hier in Lausanne aber bin ich nur Musiker. Sie sollen durch meine Besuche nicht mehr kompromittiert werden. Leben Sie wohl." Ich betrat das Haus nicht wieder. Der gute Hamburger hätte in seiner Heimat kaum so gehandelt, aber der Kastengeist von Lausannne war ansteckend.

O Marquis mit Deinen Gesellschaften Nr. 1, 2 und 3!

Das Konzert, in dem ich spielte, und das dem Grafen Kleist so verhängnisvoll werden sollte, war ein Konzert des Pariser Bassisten Levasseur, desselben, der die Rollen des Bertram und Marcel kreierte. Der alte Sänger galt für sehr genau, wollte aber doch jedes Jahr eine Schweizer Reise machen. Er zog es vor, die Schweizer selbst die Reise bezahlen zu lassen und so gab er in den Städten und Städtchen am Lemansee Konzerte. In Lausanne fing er jeweils an, wo er den Baritonisten und Gesanglehrer Dubouret zur Verfügung hatte. Dieser schlug mich als Pianisten vor. Bei einem Diner wurde ich breit geschlagen. Ich akzeptierte. Schon bei diesem Diner ging es sehr komisch zu. Nachdem Levasseur den Tisch über manches Interessante zum Besten gegeben hatte, sah er Dubouret beim Dessert Nüsse essen und es entspann sich folgender geistvolle Dialog: „Vous mangez des noirs?" „oui je mange des noirs". „Vous aimez les noirs?" „oui j'aime les noirs." „Mais ce n'est pas bon pour la voix." „oui ce n'est pas bon pour la voix." „Et pourtant vous aimez les noirs?" „Oui je mange des

noirs.“ So ging es eine Viertelstunde lang weiter. Mir wurde ganz schwindelig. Sein Enthusiasmus für Meyerbeer, den internationalen Maestro, war selbstverständlich. Verdankte er doch ihm seine schönsten Erfolge. Aber auch von Mozart schwärmte er. „O quel homme!“ rief er ein über das andere Mal aus. Ueber Cherubinis schlechte Laune beklagte er sich. „O il était méchant!“ Seine Stimme war schon sehr lädiert, infolgedessen er fürchterlich brüllte. Dabei hatte er eine üble Gewohnheit, die ich auch am Sänger Hölzel bemerkt hatte, den ich einmal im Gewandhaus-Konzert begleitete. Er packte den Begleiter in der Aufregung an der Schulter. Eine verteufelt unangenehme Prozedur, dabei kompromittierend. Der Zuschauer meint, der Begleiter tue seine Schuldigkeit nicht. Auch hat dieses Gebahren gar keinen Wert. Der gute Begleiter hat es nicht nötig und den schlechten verwirrt es.

Im Lausanner Konzerthaus spielte ich meine Wanderbilder, welche Dr. Raymond in einer französischen Zeitung sehr rühmte. Unser zweites Konzert gaben wir in Vevey.

Dort wurden wir zum Gouverneur, Baron Roeder, gebeten, der einen preußischen Prinzen zu beaufsichtigen hatte. Der junge Prinz galt für nicht ganz normal. Man sagte, man habe ihn von Berlin entfernt, weil er zu den Diplomaten dummes Zeug redete. Die Fürstin Liegnitz, die Witwe Friedrich Wilhelm des III. war auch in der Villa auf Besuch.

Seltsamer Weise hatte der Baron auch noch einen Pariser Koupletsänger, der einem Café Chantant entsprungen war, eingeladen, um seine Gäste zu amüsieren. Mitten in die seriösen Arien des Bassisten machte der leichtfertige Tenorist seine Bocksprünge.

Beim Souper waren wir in zwei Zimmer verteilt, in einem die hohen Herrschaften, im anderen die Künstler. Um uns die Degradation etwas zu mildern, gab man uns die Tochter des Barons, einen Backfisch, an den Katzentisch. Sie war von ihrer Mission nicht sehr entzückt, schnitt böse Gesichter und gab knapp Antwort.

Der Koupletsänger glaubte, was übriges tun zu müssen, trat mit dem Glas in der Hand auf die Schwelle der beiden Zimmer und fing an zu singen: „O quelle jolie fête dans la maison du seigneur.“ Diesen geistreichen Satz repetierte er mehrmals nach derselben Melodie. So, dachte ich mir, der wird jetzt hinausgeworfen. Wie erstaunte ich, als ich alles in Entzücken fand! „O que c'est charmant“! „Quel esprit français!“

Mir machte der Abend einen höchst betrübenden Eindruck. Das einzige, was mich an der Gesellschaft interessierte, war ein längeres Gespräch mit dem Prinzen über seinen Verwandten, Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Der Prinz sprach so verständig, daß ich im Zweifel war, ob man nicht den Unrechten verbannt habe. Der alten Fürstin Liegnitz näher zu treten, bot sich keine Gelegenheit.

Beim Nachhausefahren waren die Franzosen entzückt von der Liebenswürdigkeit der preußischen Herrschaften. Ich hatte aber die Konzertgeberei so satt, daß ich beschloß, den anderen Tag meine Entlassung einzureichen, umsomehr, als es jetzt noch in mehrere kleine Orte ging. Da sie mich gutwillig nicht laufen lassen wollten, brannte ich zu meinem Freunde Karl Ritter durch, der mit seiner jungen Frau eine Villa im nahen Collonges bewohnte. Von dem Aufenthalte in Collonges wird später noch viel die Rede sein. Auch da fanden mich meine Verfolger. Nach längerem Sträuben ließ ich mich auf ein Kompromiß ein, daß ich noch einmal, und zwar im kleinen Morges, mitwirken würde. In Genf aber sollten sie sich um einen anderen umsehen.

(Fortsetzung folgt.)

Bobock.

Von Fedor Dostojewski.

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen von E. K. Rahsin.

Dieses Mal bringe ich meinen Lesern die „Aufzeichnungen eines gewissen Menschen". Dieser Mensch bin nicht ich; das ist vielmehr ein ganz anderer. Ich glaube, ein Vorwort ist weiter nicht nötig.

Aufzeichnungen eines gewissen Menschen.

Fährt mich da plötzlich dieser Semjon Ardaljonowitsch ganz ohne weiteres an:

„Sag' doch bitte, Iwan Iwanytsch, wirst du überhaupt einmal nüchtern werden oder nicht!?"

Sonderbare Anforderung! Fühle mich aber nicht gekränkt. Bin ein schüchterner Mensch. Einstweilen aber hat man mich schon für verrückt erklärt. Ein Maler hat mich porträtiert. Ganz zufällig. „Bist doch", sagt er, „immerhin Literat!" Meinetwegen. Und so saß ich ihm dreimal. Jetzt hat er's ausgestellt. Kurz darauf lese ich: „Man beeile sich, dieses kranke, dem Wahnsinn nahe Gesicht anzusehen!"

Meinetwegen. Aber trotzdem: wie kann man das nur so öffentlich in der Zeitung sagen? Schreiben muß man doch nur Edles; Ideale tun not; und da schreiben sie nun so was! . .

Sag' es doch wenigstens indirekt, dazu gibt es doch Redewendungen! Nein, er will es nicht mehr indirekt sagen. Humor und guter Stil verschwinden heutzutage spurlos und Geschimpf wird jetzt für Witz und Scharfsinn gehalten. Nein. Fühle mich nicht gekränkt: bin nicht Gott weiß was für ein Literat, um verrückt zu werden. Schrieb mal eine Novelle — wurde nicht gedruckt. Schrieb ein Feuilleton — wurde abgewiesen. Solcher Feuilletons habe ich etliche in verschiedene Redaktionen geschleppt: vergeblich. „Sie haben", heißt es, „kein Salz in Ihren Schriften."

„Was wollen Sie denn für ein Salz", frage ich spöttisch, „— etwa attisches?"

Begreifens nicht einmal. Uebersetze größtenteils für Buchhändler aus dem Französischen. Schreibe auch Reklameannoncen für Kaufleute: „Seltenheit! Prima Sorte! Roter Tee von eigenen Plantagen! . . ." Zapfte auch einmal dem seligen Pjotr Matwejitsch ein stattliches Sümmchen für einen Panegyrikus ab. Schrieb: „Die Kunst gefällt dem schönen Geschlecht" auf Bestellung des Buchhändlers. Ja, solcher Büchelchen habe ich schon an sechs Stück in meinem Leben verfaßt. Will zwar schon lange Voltaires Bonmots sammeln, fürchte aber, daß man sie fade finden wird. Was soll

man heutzutage noch mit Voltaire! Knüppeldummheit aber nicht Voltaire! Würden einander die letzten Zähne einschlagen. Das wäre also meine ganze literarische Tätigkeit. Es sei denn, daß man noch mitrechnete, was ich so an ganz uneigennützigen Briefen an die Redaktionen verfaßt habe. Schicke sie stets mit meiner vollen Unterschrift. Ermahne, gebe Ratschläge, kritisiere und weise auf den richtigen Weg. An eine dieser Redaktionen habe ich in der vorigen Woche den vierzigsten Brief gesandt; macht vier Rubel allein für Postmarken. Mein Charakter taugt nichts, das ist's.

Ich glaube, der Maler hat mich nicht wegen der Literatur gemalt, sondern wegen der zwei symmetrisch auf meiner Stirn wachsenden Warzen: ein Phänomen, sagt man. Haben ja keine Ideen mehr, da versuchen sie es denn jetzt mit den Phänomenen. Dafür aber, wie sind bei ihm meine Warzen auf dem Bilde herausgekommen? — lebendig, sag ich Ihnen! Das nennen sie jetzt Realismus.

Was aber das Verrücktsein anbetrifft, so haben sie ja bei uns im vorigen Jahre viele für verrückt erklärt. Und noch dazu in welch einem Stil: „Solch ein selbständiges Talent!" schreiben sie zuerst verwundert, dann zum Schluß des Artikels: „übrigens war es schon längst vorauszusehen . . ." Das ist ja noch ganz gerieben. Könnte es vom Gesichtspunkte der reinen Kunst sogar loben. Warum auch nicht? Sie selbst aber sind dann plötzlich ungemein klug. Das ist's ja! für verrückt erklären, das kann man bei uns schon, aber irgend jemanden klüger machen, das bringt man doch noch nicht fertig.

Der klügste ist meiner Meinung nach, der sich freiwillig wenigstens einmal im Monat selbst einen Esel nennt, — heutzutage eine unerhört seltene Begabung. Früher sagte sich der Esel mindestens einmal im Jahr, daß er ein Esel ist, jetzt aber — nie und nimmer. Und derart haben sie alles verdreht, daß man, Hand aufs Herz, den Klugen jetzt wahrlich auf keine Weise mehr vom Esel unterscheiden kann. Das haben sie natürlich mit Absicht getan.

Soeben fällt mir eine spanische Anekdote ein. Man sagte dort vor zweieinhalb Jahrhunderten, als die Franzosen das erste Tollhaus bauten: „Die haben alle ihre Dummköpfe in ein besonderes Haus eingesperrt, um glauben zu machen, daß sie selbst kluge Leute sind". Die Spanier haben Recht: damit, daß man den anderen in die Irrenanstalt einsperrt, will man ja nur seinen eigenen Verstand beweisen. „X ist verrückt geworden, — daraus folgt, daß wir jetzt klug sind." Nein, das folgt daraus noch längst nicht.

Hm! . . . Teufel! — wozu mache ich mich denn mit meinem Verstande so breit? Schwatze, schwatze . . . Sogar der Dienstmagd bin ich langweilig geworden: will mir nicht einmal mehr zuhören. Hat's satt. Gestern kam ein Bekannter zu mir.

„Dein Stil", sagt er, „verändert sich: wird gehackt. Du hackst, hackst — und das soll dann eine Einleitung sein. Und dann kommt zu dieser Einleitung noch eine Einleitung, und die hat wiederum ein Vorwort, und dann schickst Du in Klammern noch etwas voraus, und dann geht das Hacken von neuem los."

Er hat Recht. Es geschieht wirklich etwas Sonderbares mit mir. Auch mein Charakter ändert sich und der Kopf tut mir weh. Ich fange schon an, ganz absonderliche Sachen zu hören und zu sehen. Nicht, daß es gerade Stimmen wären, aber es scheint mir immer, als ob irgend etwas oder irgend jemand fortwährend neben mir gluckst: „bobock, bobock, bobock!"

Was zum Teufel ist das für ein „bobock"? Muß mich zerstreuen.

* * *

Ging mich zerstreuen, stieß auf eine Beerdigung. Entfernter Verwandter. Einstweilen aber doch Kollegienassessor. Eine Witwe, fünf Töchter — alle ledig. Allein, wenn man die Stiefel berechnet, was kostet das! Der Selige verstand noch, zu verdienen, aber jetzt — Pensiönchen. Müssen aber auch auskommen. Mich haben sie immer ungern empfangen. Wäre auch jetzt nicht hingegangen, wenn's nicht solch ein Ausnahmefall gewesen wäre. Ging bis zum Kirchhof mit den anderen zusammen; wenden sich von mir ab, tun wichtig. Allerdings, mein Ueberzieher ist wirklich schon etwas schäbig. Es werden wohl so fünfundzwanzig Jahre her sein, daß ein Friedhof mich nicht mehr gesehen hat. Das wäre noch so ein Plätzchen!

Aber der Geruch! An Leichen waren etwa fünfzehn angekommen. Särge zu verschiedenen Preisen; sogar zwei Katafalke gab es: für einen General und irgend eine Dame. Viel traurige Gesichter, viel auch geheuchelte Trauer, und viel unverhohlene Fröhlichkeit. Die Geistlichkeit hat nicht zu klagen: gute Einkünfte. Aber der Geruch! Würde nicht hier Geistlicher sein wollen.

Nur vorsichtig blickte ich in die Särge, den Toten ins Gesicht: kann nicht wissen, was für einen Eindruck sie auf mich machen werden. Zuweilen haben sie einen sanften Ausdruck, zuweilen einen unangenehmen. Ueberhaupt, ihr Lächeln ist nicht gut, und bei manchen ist's sogar schrecklich. Lieb's nicht. Spuken dann im Traum.

Nach der Messe ging ich aus der Kirche an die frische Luft; der Tag war ein wenig trübe, dafür aber trocken. Und auch kalt; nun, wir haben ja schon Oktober. Ging zu den anderen. Verschiedene Klassen. Die dritte zu dreißig Rubel: anständig und doch nicht so teuer. Die ersten zwei in der Kirche; natürlich nur für große Beutel. Drittklassig wurden diesmal an sechs beerdigt, darunter auch der General und die Dame.

Warf einen Blick in die Gräber — furchtbar: Wasser, und welch ein Wasser! vollkommen grün und — 's ist wahr, wahrhaftig! — der Totengräber schöpfte es fortwährend heraus. Ging, so lange die Messe noch gelesen wurde, ein wenig auf die Straße spazieren. Dort ist gleich das Armenhaus und etwas weiter, ein Restaurant. Und durchaus kein übles: Imbiß, Frühstück, Schnäpse. War voll von den Begleitenden. Bemerkte viel aufrichtige Lustigkeit und Begeisterung. Ich trank mein Glas und aß ein Brötchen dazu. —

Darauf beteiligte ich mich eigenhändig an der Ueberführung des Sarges aus der Kirche zum Grabe. Warum werden die Menschen als Leichen immer so schwer im Sarge? Man sagt infolge irgend einer Inertie, weil der Körper sich nicht mehr selbst trage . . . oder sonst einen Blödsinn ähnlicher Art; widerspricht der Mechanik und dem gesunden Menschenverstand. Kann's nicht leiden, wenn man mit einer bloß allgemeinen Bildung über Spezialfragen urteilen will; bei uns aber tun das alle ohne Ausnahme. Civilbeamte lieben es, über Militär oder gar Generalstabsfragen zu urteilen, und Ingenieure über Philosophie und Staatsökonomie.

Fuhr nicht zum Totenschmaus. Bin stolz, und wenn man mich nur im äußersten Notfall empfängt, wozu soll ich mich dann an ihre Tische drängen, selbst wenn's sich um einen Toten handelt? Begreife nur nicht, warum ich auf dem Friedhof blieb. Setzte mich auf einen Grabstein und verfiel in entsprechende Gedanken.

Begann mit der Moskauer Ausstellung und endete schließlich bei dem „sich wundern“ — letzteres im allgemeinen genommen, so als Thema überhaupt. Kam über dieses „sich wundern“ zu folgendem Schluß:

„Sich über alles wundern, ist natürlich dumm, sich aber über nichts wundern ist viel hübscher und aus irgend einem Grunde sogar guter Ton. Doch ist es in Wirklichkeit wohl kaum so. Meiner Meinung nach ist sich über nichts wundern viel dümmer, als sich über alles wundern, ist fast dasselbe, wie nichts achten. Aber ein dummer Mensch versteht ja auch nicht zu achten."

„Vor allen Dingen will ich achten! Ich lechze danach, achten zu können", sagte mir vor ein paar Tagen irgend einer meiner Bekannten.

Lechzt danach, achten zu können! Herrgott, dachte ich, was würde wohl aus dir werden, wenn du es jetzt wagtest das drucken zu lassen!

Verlor mich darüber in Gedanken. Liebe es nicht, die Grabinschriften zu lesen; ewig dasselbe. Neben mir auf der Marmortafel lag ein angebissenes Butterbrot; dumm und nicht am Platz. Warf es auf die Erde, denn das war ja kein Brot; bloß ein Brötchen. Uebrigens ist auf die Erde Brot werfen, glaub' ich, nicht Sünde; nur auf den Fußboden. Vielleicht ist's auch umgekehrt. Muß in Ssuworins Kalender nachschlagen.

Es ist anzunehmen, daß ich lange gesessen habe, sogar zu lange; wollte sagen, daß ich mich auf der großen Marmorplatte sogar ausstreckte. Und wie das eigentlich so kam, daß ich plötzlich verschiedene Dinge hörte? Beachtete es zuerst natürlich nicht weiter; fand's verächtlich. Einstweilen aber setzte sich das Gespräch fort. Höre —: dumpfe Laute, als ob man ihnen den Mund mit Kissen zugedrückt hätte; und bei alledem waren die Stimmen doch deutlich vernehmbar, als ob sie ganz nah gesprochen hätten. Ich erwachte, richtete mich auf, setzte mich und hörte aufmerksam zu.

„Aber Excellenz, ich bitt' Sie, das geht doch wirklich nicht! Sie sagten Coeur an, ich nehme das Spiel auf und plötzlich haben Sie Carreau sieben! Das hätte man doch im voraus abmachen müssen, ich bitt' Sie!"

„Wie, was — also auswendig, aus dem Gedächtnis spielen? I, wo bleibt denn da die Gemütlichkeit?"

„Das geht nicht, Excellenz, ich bitt' Sie, ohne Garantien geht's wirklich nicht! Sie müssen noch einmal die Karten geben, aber vergessen Sie diesmal nicht den Schafskopf . . ."

„Nun, einen solchen gibt es hier wohl kaum, dächte ich".

Welch hochmütige Worte! Ganz sonderbar und wie unerwartet! Die eine Stimme so selbstbewußt, solide, die andere süßlich schmeichelnd. Hätt's wirklich nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Ohren gehört haben würde. Zum Leichenschmaus war ich, glaub' ich, doch nicht gegangen . . . Hier Préférence zu spielen! Und was ist das für eine Excellenz? Daß die Stimmen aus den Gräbern kamen, daran war nicht zu zweifeln. Ich rückte etwas zur Seite und las die Inschrift auf dem Marmor.

„Hier ruht Generalmajor Perwojedoff . . . Ritter dieser und dieser Orden, . . . gest. im August . . . im siebenundfünfzigsten . . . Ruhe sanft bis zur seligen Auferstehung!"

Hm, wahrhaftig ein General! Auf dem andern Grabe, aus dem die schmeichlerische Stimme kam, war noch kein Denkmal: nur eine kleine Steinplatte; wohl ein Neuling. Der Stimme nach ein Hofrat.

„Och — chohoho!" ertönte plötzlich eine neue Stimme, ungefähr fünf Schritt vom Generalsgrabe, unter einem noch ganz frischen Hügel hervor; eine Männerstimme, so eine einfachere, wie man sie im Volke hört; jetzt aber andächtig-gerührt und ein wenig schwach.

„Och — chohoho!"

„Ach, schon wieder stöhnt er!“ erklang plötzlich die launische, anmaßende Stimme einer gereizten Dame der höheren Gesellschaft, wie's schien. — „Wirklich ein Kreuz, neben diesem Krämer zu liegen!“

„Hab' gar nicht gestöhnt, hab' doch schon lange nichts gegessen, das ist einzig nur so meine natürliche Gewohnheit. — Und immer können Sie, Gnädige, von Ihren Launen noch nicht lassen.“

„Warum haben Sie sich denn hierher gelegt?“

„Hab' mich nicht selbst hierher gelegt, begraben haben mich meine Frau und meine kleinen Kinderchen, nicht selbst hab' ich mich hier hingelegt. Das ist eben das Geheimnis des Todes! Hätt' ich mich doch selber nie und nimmer neben Sie gelegt, für kein Gold der Welt! Liege hier nur infolge meines eigenen Kapitals, nach dem Preis zu urteilen. Denn das können wir, daß wir für unser Grabchen drittklassig zahlen.“

„Will's gern glauben; auf das Leutebetrügen werden Sie sich schon versteh'n.“

„Wo soll man Sie denn betrügen, wenn Sie schon seit dem Januar nichts mehr bezahlt haben. Ich hab' noch eine nette Rechnung für Sie in meinem Kassenbuch.“

„Das ist aber wirklich stark! Da sehen wir's ja, wie Sie sind! Sogar hier noch wollen Sie Ihre Rechnungen einkassieren! Gehen Sie nur nach oben. Fragen Sie bei meiner Nichte; die ist die Erbin.“

„Ach Gott, wo soll man jetzt noch fragen, und wohin geh'n! Sind beide begraben und vor Gott beide in Fehl und Sünde gleich.“

„In Fehl und Sünde!“ spottete die Tote verächtlich. „Unterstehen Sie sich nicht, mit mir zu sprechen!“

„Och — chohoho!“

„Aber der Krämer gehorcht ihr doch, Excellenz.“

„Warum sollte er denn auch nicht gehorchen?“

„Das schon, aber hier gibt es doch bekanntlich eine neue Ordnung, Excellenz.“

„Was ist denn das für eine neue Ordnung?“

„Aber wir sind doch, wie man zu sagen pflegt, gestorben, Excellenz.“

„Ach, ja, richtig! Nun, aber immerhin eine Ordnung. . .“

Na, das muß ich sagen, die haben mich wirklich zerstreut! Wenn es schon hier dazu kommt, was soll man dann noch von der oberen Etage erwarten? Was für Späßchen, in der Tat! Fuhr einstweilen fort, zuzuhören, wenn auch mit tiefem Unwillen.

* * *

„Nein, ich würde aber leben! Nein . . . ich, wissen Sie . . . ich würde aber leben!“ hörte ich da plötzlich eine neue Stimme, irgend woher, da so in der Mitte zwischen dem General und der reizbaren Dame.

„Hören Sie, Excellenz? Unser Alter fängt wieder an. Schweigt, schweigt drei Tage lang womöglich, und mit einem Mal: ‚Ich würde aber leben, nein, ich würde aber leben!‘ Und mit solch einem, wissen Sie, Appetit, sagt er es, hi — hi!“

„Und Leichtsinn.“

„Ihm geht's schon nah, Excellenz, und, wissen Sie, er schläft schon ein, ja, ja, er fängt bereits an, ganz einzuschlafen, ist doch seit dem April hier — und plötzlich: ‚ich würde aber leben!‘“

„Ziemlich langweilig“, bemerkte seine Excellenz.

„Langweilig, Excellenz? Sollte man dann nicht wieder Awdotja Ignatjewna ein wenig necken, hi — hi, — wie?“

„Nein, da muß ich Sie doch bitten, mich mit der ungeschoren zu lassen. Kann diese keifende Schachtel nicht aussteh'n."

„Ich aber kann Sie alle beide nicht ausstehen!" schrie sofort die Schachtel erbost zurück. „Alle beide sind Sie sterbenslangweilig, und keiner von Ihnen versteht etwas Ideales zu erzählen. Ich aber könnte, wenn ich wollte, ein Geschichtchen von Ihnen, Excellenz, — bitte, seien Sie nicht so hochnasig —, könnte ein Geschichtchen von Ihnen erzählen, . . . wie ein Diener Sie früh morgens mit dem Besen unter einem Ehebett hervorgekehrt hat . . ."

„Gemeines Frauenzimmer!" brummte der General zwischen den Zähnen hervor.

„Mütterchen Awdotja Ignatjewna", rief plötzlich wieder der Kaufmann dazwischen, „sag' mir doch, meine Herrin, ohne des Bösen zu gedenken, sag' mir doch, muß ich denn jetzt alleweil die Uebergänge und Zustände der Seele nach dem Tode erst durchmachen, oder was ist das sonst? . . ."

„Ach, da kommt er schon wieder damit, ahnte ich's doch! Also von ihm rührt dieser Geruch her, also er verwest jetzt schon!"

„Ich verwese noch längst nicht, Mütterchen, und ich kann nicht sagen, daß von mir irgend solch ein besonderer Geruch ausginge, hab' mich noch wie ich war an ganzem Leibe erhalten, aber Sie, Gnädige, Sie fangen ja schon an, in einen anderen Zustand überzugehen — denn der Gestank ist wirklich stark, sogar bis zu mir her. Schwieg bis jetzt nur aus Höflichkeit."

„Ach, Sie schändlicher Lügner! Von ihm riecht es, daß man ohnmächtig werden könnte, und er hat noch die Frechheit, es auf mich zu schieben!"

„Och — chohoho! Wenn doch bald meine Seelenmesse käme: hörte dann ihre traurigen Stimmen über mir, meines Weibes Schluchzen und der Kinder stilles Weinen! . . ."

„Ach, hört doch, worüber der trauert! Die werden schon den Reis zu deiner Totenfeier verzehren, da sei Du unbesorgt! Ach, wenn doch wenigstens jemand erwachen würde!"

„Awdotja Ignatjewna", rief sofort der Beamte — ein Hofrat, glaub' ich — „warten Sie nur noch einen Augenblick, bald werden Neue erwachen!"

„Ach, gibt es auch Junge unter ihnen?"

„Gewiß, gewiß, auch Junge — sogar Jünglinge!"

„Ach, das ist ja herrlich!"

„Wie, sind sie denn noch nicht erwacht?" erkundigte sich seine Excellenz.

„Selbst vorvorgestrige sind noch nicht erwacht; Excellenz wissen es doch selbst, daß man sie gestern, vorgestern und heute mit einemmal ganz plötzlich und zu gleicher Zeit angefahren hat. Sonst sind doch um uns etwa zehn Schritt in der Runde alles vorjährige."

„Hm! interessant!"

„Und wissen Sie, Excellenz, heute hat man den Wirklichen Geheimrat Tarassewitsch beerdigt. Ich erkannte die Stimmen. Seinen Neffen kenne ich sehr gut, — der half vorhin den Sarg versenken."

„Hm — wo liegt er denn hier?"

„Etwa fünf oder sechs Schritt links von Ihnen, Excellenz. Fast gerade Ihnen zu Füßen . . . Wie wär's, Excellenz, wenn Sie sich mit ihm bekannt machen würden?"

„Hm, nein — wie denn!? . . . ich kann doch nicht als erster . . ."

„O, er wird schon selbst anfangen, Excellenz. Er wird sich sogar sehr geschmeichelt fühlen, überlassen Sie es nur mir, Excellenz, ich . . ."

„Ach, ach . . . ach, was ist mit mir?" ließ sich da plötzlich ein neues, keuchendes, ganz erschrockenes Stimmchen hören.

„Ein Neuer, Excellenz, ein Neuer, Gott sei Dank, und wie schnell erwacht! Zuweilen schweigen sie ja eine ganze Woche."

„Ach, ich glaube, es ist ein junger!" rief Awdotja Ignatjewna verzückt aus der Fistel.

„Ich . . . ich . . . ich bin an einem Rückfall und so plötzlich!" stammelte wieder der Jüngling. „Noch am Abend untersuchte mich Schulz: Sie haben sich wieder erkältet, sagte er, haben einen Rückfall, und am Morgen starb ich plötzlich. Ach! Ach!"

„Nun, nichts zu machen, junger Mann", meinte der General, augenscheinlich gnädigst über den Neuling erfreut, „— man muß sich trösten! Willkommen in unserem, wie man sagt, Tale Josaphat. Wir sind gute Menschen; Sie werden uns ja selbst kennen und schätzen lernen. Generalmajor Wassili Wassiljewitsch Perwojedoff, zu Ihren Diensten."

„Ach, nein! Nein, nein, das kann ich auf keinen Fall! Ich, wissen Sie, bei mir hat sich eine Verschlimmerung eingestellt, zuerst war's nur die Brust und der Husten, dann aber erkältete ich mich: Brust und Katharralfieber . . . und dann plötzlich ganz unerwartet . . . das ist es ja, daß es ganz unerwartet kam!"

„Sie sagen, zuerst war es nur die Brust?" mischte sich mit freundlicher Stimme der Beamte ein, ganz als ob er den Jüngling ermuntern wollte.

„Ja, die Brust und Schleimauswurf, dann aber hörte der plötzlich auf und — ich kann nicht mehr atmen . . . und wissen Sie . . ."

„Ich weiß, ich weiß. Aber wenn's die Brust war, so hätten Sie zu Eck gehen sollen, aber nicht zu Schulz."

„Ich aber, wissen Sie, wollte immer zu Botkin geh'n . . . und plötzlich . . ."

„Nun, Botkin schneidet", bemerkte der General.

„Ach, nein, das ist gar nicht wahr, er schneidet gar nicht! Ich habe gehört, er soll so aufmerksam sein, und alles voraussagen."

„Seine Exzellenz meinte es nur in betreff des Preises", berichtigte der Beamte.

„Ach — gar nicht, nur drei Rubel und er untersucht so gut und das Rezept . . . und ich wollte es unbedingt, weil man mir gesagt hatte . . : Ja, wie denn nun, meine Herren, was soll ich tun, zu wem soll ich jetzt; zu Eck, oder zu Botkin?"

„Wie? Wohin? fragte interessiert der General und im gemütlichen Lachen schüttelte sich seine Leiche. Der Beamte sekundierte ihm natülich sofort in der Fistel.

„Mein lieber Junge, mein lieber fröhlicher Junge, wie ich dich liebe!" fiel bezaubert Awdotja Ignatjewna etwas kreischend ein. „Ach, wenn man doch solch einen neben mich gebettet hätte!"

Nein, das ist aber doch unmöglich. Und das soll ein Toter unseres Jahrhunderts sein! Einstweilen kann man aber noch zuhören und mit dem letzten Urteil noch etwas warten. Dieser grüne Neuling — ich erinnerte mich noch, wie er vorhin im Sarge aussah: Ausdruck eines erschrockenen jungen Huhnes, der allerwiderlichste der ganzen Welt! Aber was weiter.

* * *

Doch was dann kam, war solch ein Chorus von Stimmen, daß ich alles nicht einmal habe behalten können, denn es erwachten sehr viele zu gleicher Zeit: unter anderen auch ein höherer Beamter, einer von den Staatsräten, der mit dem General sofort ein Gespräch anknüpfte über das Projekt

einer Unterkommission im Ministerium der öffentlichen Arbeiten und die mutmaßlich damit in Verbindung stehende Versetzung der Amtspersonen, — wodurch er den General ersichtlich ungemein, ganz ungemein zerstreute. Ich muß gestehen, daß auch ich bei der Gelegenheit viel Neues erfuhr, — schüttelte noch mein Haupt über die sonderbaren Wege, auf denen man hier in dieser Hauptstadt administrative Neuigkeiten erfahren kann. Darauf erwachte auch halb und halb ein Ingenieur, schwätzte jedoch noch lange allerhand Unsinn, so daß die anderen ihn vorläufig nicht beachteten, sondern ihn erst „sich ausliegen" ließen. Zum Schluß bekundete auch noch die am Morgen unter dem Katafalk beerdigte vornehme Dame einige Anzeichen der Grabesbeseelung. Lebesätnikoff, — es stellte sich nämlich heraus, daß der schmeichlerische, mir verhaßte Hofrat, der sich neben dem General Perwojedoff befand, Lebesätnikoff hieß — nun ja, war furchtbar verwundert und in Anspruch genommen durch den ungewöhnlichen Umstand, daß dieses Mal die meisten so bald erwachten. Muß gestehen: auch mich nahm's ein wenig wunder. Uebrigens waren einige von den Erwachenden bereits vor drei Tagen beerdigt worden, wie z. B. ein ganz junges Mädchen, eine sechzehnjährige, die aber die ganze Zeit über nur kicherte . . . Widerlich.

„Exzellenz, Geheimrat Tarassewitsch ist soeben im Begriff, zu erwachen", meldete plötzlich Lebesätnikoff mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit.

„A? was?", fragte da auch schon — ein wenig wie im Halbschlaf — der erwachende Geheimrat mit einer anmaßenden, quäkenden Stimme, in der etwas Eigensinnig-Befehlendes lag. Ich horchte interessiert auf, denn in den letzten Tagen hatte ich viel von diesem Tarassewitsch reden gehört — im höchsten Grade Verfängliches und Aufregendes.

„Das bin ich, Exzellenz, vorläufig nur ich."

„Was wollen Sie?"

„Einzig mich um das Befinden Eurer Excellenz erkundigen; aus Ungewohnheit fühlt sich hier fast jeder anfänglich ein wenig beengt. Entschuldigen Sie . . . General Perwojedoff würde es sich zur Ehre anrechnen, die Bekanntschaft Eurer Exzellenz zu machen und hofft . . ."

„Kenne nicht."

„Unmöglich, Exzellenz, General Perwojedoff, Wassili Wassiljewitsch . . ."

„Sie sind also General Perwojedoff?"

„Nein, Verzeihung, Exzellenz, nicht ich, ich bin im ganzen nur Hofrat Lebesätnikoff, und stehe zu Ihren Diensten, aber General Perwojedoff . . ."

„Blödsinn! Tun Sie mir den Gefallen, mich nicht zu stören."

„Lassen Sie ihn", hielt schließlich würdevoll General Perwojedoff selbst die unvornehme Eilfertigkeit seines Grabklienten auf.

„Er ist ja noch nicht ganz erwacht, Exzellenz, das muß man doch in Betracht ziehen; das ist ja bei ihm vorläufig nur Ungewohnheit: wenn er ganz erwacht, wird er es natürlich anders aufnehmen . . ."

„Lassen Sie ihn", wiederholte nur der General.

* * *

„Wassili Wassiljewitsch! Heda, Exzellenz!" rief plötzlich laut und verwegen dicht neben Awdotja Ignatjewna eine ganz neue Stimme, — eine etwas blasierte „Herren"stimme mit jener gewissen müden Note und frechen Dehnung einzelner Silben in der Aussprache, wie sie jetzt in der Gesellschaft Mode ist. — „Ich beobachte Sie alle schon geschlagene zwei Stunden. Liege doch schon drei Tage hier, Sie erinnern sich wohl meiner, Wassili Wassiljewitsch? —

Klinewitsch. Haben uns bei Wolokonskis getroffen, wo man Sie — ich weiß übrigens nicht warum — gleichfalls empfing."

„Wie, Graf Pjotr Petrowitsch . . . sollten Sie denn wirklich schon . . . und in so jungen Jahren! Wie ich's bedauere!"

„Tja, bedaure es natürlich gleichfalls, bloß ist es mir jetzt ziemlich egal, und zudem will ich aus allem das möglichst beste exstirpieren. Und — bin nicht Graf, sondern Baron, im ganzen nur Baron. Wir sind ja irgend solche räudige Barönchen von Lakaienabstammung, tja, und ich weiß auch wahrhaftig nicht warum, — äh, s' ist doch übrigens ganz egal. Ich bin bloß ein Taugenichts der pseudo-höheren Gesellschaft und man hält mich für einen ‚lieben Polisson'. Mein Vater, äh, — so ein armseliger General, und meine Mutter ist einmal en haut lieu empfangen worden. Habe mit dem elenden Hebräer Siffel im vorigen Jahre an fünfzigtausend falsche Scheine fabriziert, und ihn dann angezeigt, doch mit dem Gelde ist mir Julchen Charpentier de Lusignan exgezogen — äh — nach Bordeaux, glaube ich. Und denken Sie sich nur, ich war schon so gut wie verlobt — mit der kleinen Schtschewalewski, drei Monate fehlten ihr noch an sechzehn Jahren, ist noch im Institut, erbt Neunhunderttausend. Aeh, Awdotja Ignatjewna, erinnern Sie sich noch dessen, wie Sie mich vor etwa fünfzehn Jahren, als ich noch vierzehnjähriger Page war, verdarben?"

„Ach, das bist Du, Nichtsnutz! Obgleich Dich wohl Gott gesandt hat, aber sonst wäre es . . ."

„Sie haben umsonst Ihren Nachbar, den Negoziant, der Verbreitung des üblen Geruchs verdächtigt . . . Ich schwieg nur und lachte im stillen; — das geht doch von mir aus; man hat mich ja schon in geschlossenem Sarge hergebracht."

„Ach, wie abscheulich er ist! Aber es freut mich trotzdem; Sie können sich nicht denken, Klinewitsch, werden es sich bestimmt nicht vorstellen können, welch ein Mangel an Leben und Esprit hier herrscht!"

„Nun ja, nun ja, . . . Tja ich beabsichtige hier etwas Originelles einzuführen, Exzellenz, — nicht Sie, Perwojedoff, — Exzellenz, ich meine den anderen, Herr Tarassewitsch, äh, Geheimrat! So antworten Sie doch! — Klinewitsch, der Sie zur Fastenzeit zu Mademoiselle Füry gebracht hat, hören Sie mich?"

„Ich höre Sie, Klinewitsch, freue mich sehr, und glauben Sie mir . . ."

„Glaube Ihnen nicht ein Wort — übrigens, s' ist doch ganz egal. Ich möchte Sie, lieber Alter, gerne abküssen, doch kann ich's Gott sei Dank nicht. Wissen Sie denn, verehrte Anwesende, was dieser grand-père angestiftet hat? Er ist vor drei oder vier Tagen gestorben und, — können Sie sich vorstellen — hat rundum Vierzigtausend Kassendefizit hinterlassen! Geld der Witwen und Waisen, und er hat aus irgend einem Grunde ganz allein gewirtschaftet, so daß man ihn oder vielmehr seine Bücher etwa acht Jahre nicht mehr revidiert hat. Aeh, ich kann mir denken, was die jetzt dort alle für lange Gesichter machen werden, und wie sie seiner gedenken! N'est-ce pas, wonniger Gedanke! Konnte es mir schon das ganze letzte Jahr nicht erklären, woher diesem siebzigjährigen Klappergreis, Podagristen und Chiragriker noch Kräfte zu einem so ausschweifenden Leben verblieben waren und — äh, da haben wir jetzt die Lösung des Rätsels! Diese Witwen und Waisen — tja, du lieber Gott, schon der bloße Gedanke an sie mußte ihn doch erglühen machen! . . . Ich war der einzige, der es wußte, die Charpentier hatte mir alles erzählt, und sofort nachdem ich es erfahren hatte, ging ich zu ihm, und setzte diesem heiligen Sünder moralisch den Revolver auf die Brust, — äh, so wie's sich

Freunden geziemt —: ‚Sofort fünfundzwanzigtausend her, wenn nicht, kommt man morgen revidieren‘. Was glauben Sie wohl, meine Herren, er konnte nicht mehr wie dreizehntausend zusammenbringen, so daß er jetzt, wie's scheint, sehr zur rechten Zeit gestorben ist. Grand-père, Grand-père, hören Sie?"

„Cher Klinéwitsch, ich bin mit Ihnen vollkommen einverstanden, aber es ist ganz überflüssig . . . daß Sie sich in solchen Details ergehen. Es gibt im Leben so viel Leid und Qual und so wenig Lohn dafür . . . ich hatte den Wunsch, mich endlich zu beruhigen . . . Und insoweit ich mir darüber klar bin, wird sich auch von hier noch vieles herausziehen lassen . . ."

„Haha, ich könnte wetten, daß er schon Katjisch Berestowa herausgewittert hat!"

„Wen? . . . Was für eine Katjisch?" fragte sofort sinnlich vibrierend die Stimme des Alten zurück.

„A—ah? Also was für eine Katjisch? Aeh, nun, hier links, etwa fünf Schritt von mir, — von Ihnen zehn. Sie liegt hier schon seit fünf Tagen. Wenn Sie wissen würden, Grand-père, was das für ein Mädel ist . . . Aus gutem Hause natürlich, wohlerzogen und — ein monstre, un monstre im höchsten Grade! Ich habe sie dort niemandem gezeigt, ich allein wußte es nur . . . Katjisch, eh!?"

„Hi — hihi!" kam als Antwort das kichernde Lachen einer feinen, hohen Mädchenstimme zurück, doch klang in ihm etwas, das wie ein Nadelstich war. — „Hi — hi — hi!"

„Und . . . ist . . . sie . . . blond?" stieß lispelnd, kurzatmig Grand-père in vier Lauten hervor.

„Hi — hi — hi!"

„Mir . . . mir gefiel schon lange . . ." fuhr der Alte atemlos lispelnd fort, — „schon lange der Gedanke an ein Blondköpfchen . . . ein . . . ein fünfzehnjähriges . . . und gerade unter solchen Umständen wie hier . . ."

„Ungeheuer!" rief Awdotja Ignatjewna empört.

„Genug!" entschied Klinewitsch. „Ich sehe schon, daß das Material vortrefflich ist. Wir werden uns hier bald famos einrichten. Die Hauptsache ist, daß man die übrig gebliebene Zeit lustig verbringt; doch was für eine Zeit ist das eigentlich? Heda, Sie, irgend ein Beamter, der Sie da sind, Lebesätnikoff — nicht? — ich glaube, man nannte Sie vorhin so?"

„Gewiß gewiß, Lebesätnikoff, Hofrat, Semjon Jewssejitsch, stehe zu Ihren Diensten, und freut mich, freut mich, ungemein."

„Aeh, s'ist mir wirklich ganz egal, ob es Sie freut, nur scheinen Sie hier alles zu wissen. Sagen Sie mal vor allen Dingen — ich wundere mich noch seit gestern darüber, — — auf welch eine Weise sprechen wir denn hier eigentlich? Wir sind doch tot, gestorben — nicht wahr, — trotzdem aber sprechen wir; ja es ist auch gleichsam, als ob wir uns sogar bewegten, währenddessen aber bewegen wir uns weder noch sprechen wir? Was soll das alles?"

„Das, oh das, wenn Sie wünschen, Baron, könnte Ihnen Platon Nikolajewitsch besser erklären als meine Wenigkeit."

„Was für ein Platon Nikolajewitsch? Quatschen Sie nicht dummes Zeug — zur Sache."

„Platon Nikolajewitsch ist hier unser einheimischer Philosoph, Naturforscher und Professor. Hat bei Lebzeiten mehrere philosophische Bücher verfaßt, doch werden es jetzt wohl schon drei Monate sein, daß er sich anschickt, ganz einzuschlafen, daher wird es wohl schwer fallen, ihn jetzt noch wachzurütteln. Er brummt jetzt höchstens einmal in der Woche einige zusammenhanglose Worte, die eigentlich nicht zur Sache gehören . . ."

„So kommen Sie doch wenigstens zur Sache!"

„Er — er — er erklärt das mit der ganz einfachen Tatsache, und zwar gerade mit der, daß wir oben, das heißt, als wir noch lebten, den dortigen Tod ganz irrtümlich für einen Tod hielten. Der Körper belebt sich hier gewissermaßen nochmals, die Reste des Lebens konzentrieren sich, aber nur im Bewußtsein. Das — ich kann Ihnen das nicht so recht sagen, ich weiß eigentlich nicht, wie ich mich ausdrücken soll, — das Leben setzt sich hier gewissermaßen durch die Inertie fort. Alles konzentriert sich seiner Meinung nach irgendwo im Bewußtsein und lebt dort noch drei oder vier Monate lang fort, zuweilen sogar ein ganzes halbes Jahr . . . Es gibt hier zum Beispiel einen, der sich schon total zersetzt hat, doch einmal in etwa sechs Wochen murmelt er plötzlich doch noch ein Wort, natürlich ein sinnloses, von irgend einem Bobock: bobock, bobock, bobock, — also glüht doch auch in ihm noch ein Lebensfünkchen . . ."

„Alles ziemlich dumm, was Sie da sagen. Aber wie kommt es, daß ich, ohne Geruchssinn zu haben, doch diesen Gestank hier rieche?"

„Das . . . he—he . . . Nun, was das anbetrifft, so wurde unser Philosoph offen gestanden schon etwas schleierhaft in seiner Erklärung. Gerade über den Geruchssinn bemerkte er, man rieche hier nur, he—he, sozusagen den, he—he, moralischen Gestank! Den Gestank, heißt es, der Seele, um sich in diesen zwei—drei Monaten noch besinnen zu können . . . und dieses wäre sozusagen noch die letzte Barmherzigkeit, die uns . . . Nur glaube ich, Baron, ist das alles schon mystische Phantasterei, natürlich noch entschuldbar durch seine Verfassung . . ."

„Danke, ich bin überzeugt, daß alles weitere Unsinn ist. Es genügt, daß wir jetzt wissen, woran wir sind —: also zwei oder drei Monate Leben und zum Schluß — bobock. Ich schlage allen vor, diese zwei Monate möglichst angenehm zu verbringen, und uns zu dem Zweck neue Grundsätze zu wählen. Meine Damen und Herren! ich schlage vor, sich überhaupt nicht mehr zu schämen!"

„Ach ja, ach ja! wollen wir uns nicht mehr schämen!" riefen sofort viele Stimmen und sonderbar, es ließen sich auch viele ganz neue Stimmen hören, was natürlich bedeutete, daß inzwischen noch andere erwacht waren. Mit ganz besonderer Bereitwilligkeit und dröhnendem Baß aber äußerte der bereits völlig belebte Ingenieur seinen Beifall. Katjisch kicherte erfreut.

„Ach, wie gern ich mich keiner einzigen meiner Handlungen schämen will!" rief begeistert Awdotja Ignatjewna.

„Hören Sie, wenn schon Awdotja Ignatjewna sich keiner Sache mehr schämen will! . . ."

„Nein nein nein, Klinewitsch, ich habe mich wirklich geschämt, immerhin habe ich mich doch geschämt, aber hier will ich mich furchtbar, furchtbar gern nicht mehr schämen!"

„Ich verstehe, Klinewitsch", meinte mit dröhnendem Baß der Ingenieur, „daß Sie vorschlagen, das hiesige, sagen wir, Leben auf neuen vernünftigen Grundsätzen aufzubauen . . ."

„Aeh, das ist mir wirklich ganz egal! Was das anbetrifft, wollen wir lieber Kudejaroff abwarten, — gestern beerdigt. Wenn er erwacht, wird er Ihnen alles erklären. 'N großartiger Kerl! Morgen, denk ich, wird man noch so einen Naturforscher 'ranschleppen, einen Leutnant jedenfalls bestimmt, und wenn ich mich nicht täusche, nach drei—vier Tagen einen Feuilletonisten — vielleicht mitsamt dem Redakteur. Uebrigens, hol sie der Henker, nur wird

sich hier bei uns ein geschlossener Kreis bilden und, na ja, es wird sich dann schon alles ganz von selbst machen. Doch — eine Bedingung! —: ich verlange, daß man nicht lügt. Nur dieses eine verlange ich, denn das ist doch die Hauptsache. Auf der Erde leben und nicht lügen ist unmöglich, denn Leben und Lüge sind synonym; hier aber wollen wir zur Erhöhung der Heiterkeit einmal nicht lügen. Der Teufel noch eins! — Es hat doch etwas zu bedeuten, daß man im Grabe liegt! . . . Wir werden alle laut unsere Lebensgeschichte erzählen und uns keiner einzigen Sache mehr schämen. Ganz zuerst werde ich von mir erzählen. Ich, wissen Sie, gehöre zu den wollüstigen. . . Dort oben war alles mit faulen Schnüren zusammengebunden. Reißen wir sie ab, diese faulen Schnüre, fort mit ihnen, und lassen Sie uns diese zwei Monate in der schamlosesten Wahrheit verleben! Entblößen wir uns also, und zeigen wir uns nackt!"

„Ach ja, ja! Entblößen wir uns, entblößen wir uns!" riefen alle Stimmen aus vollem Halse.

„Ach, ich will furchtbar, furchtbar gern mich entblößen!" rief Awdotja Ignatjewna und ihre kreischende Stimme klappte vor lauter Begeisterung über.

„Ach . . . ach . . . ach, ich sehe schon, es wird hier lustig werden, ich will nicht mehr zu Eck!"

„Nein, ich würde aber leben, nein, wissen Sie, ich würde aber leben!"

„Hi—hi—hi!" kicherte Katjisch.

„Vor allen Dingen kann uns niemand etwas verbieten und wenn sich auch Perwojedoff, wie ich sehe, ärgert, so kann er mich doch nicht kneifen, noch sonst mir etwas antun. Grand-père, sind Sie einverstanden?"

„Oh, oh, ich bin durchaus, durchaus einverstanden und mit dem größten Vergnügen, aber nur mit der Bedingung: daß Katjisch als erste ihre Bi—o—graphie zum besten gibt."

„Ich protestiere! Ich protestiere mit allem Nachdruck! . ." erklärte plötzlich mit fester Stimme General Perwojedoff.

„Exzellenz!" flehte sofort in ängstlicher Erregung und mit gesenkter Stimme der Nichtsnutz Lebesätnikoff — er wollte ihn eines Besseren überzeugen: „Aber, Exzellenz, es ist doch für uns sogar vorteilhafter, wenn wir zustimmen. Hier ist, wissen Sie, dieser Backfisch . . . und schließlich, alle diese kleinen Späßchen. . ."

„Nun schön, gesetzt — ein Backfisch, aber . . ."

„ . . . Vo—vo—vorteilhafter, Exzellenz, bei Gott, es wäre vorteilhafter! Sagen wir meinetwegen nur so zum Beispiel, nur so zur Probe . . ."

„Selbst im Gra—abe läßt man einen nicht zur Ruhe kommen!"

„Erlauben Sie, General —", unterbrach ihn Klinewitsch gemessen, „Erstens: Sie geruhten vorhin selbst im Grabe Préférence zu spielen und zweitens — sind Sie uns ganz egal — aber ganz!"

„Mein Herr, ich bitte Sie, sich nicht zu vergessen."

„Was? — Tja, Sie können mich doch nicht erreichen und ich kann Sie ja von hier aus necken so viel ich will — wie Julchens Mops. Und übrigens, — äh, meine Herren, was ist er denn hier noch für ein General? Dort mag er ja auch General gewesen sein, hier aber ist er nichts — überhaupt nichts!"

„Nein, mein Herr, auch hier bin ich . . ."

„Hier werden Sie im Sarge verfaulen und was von Ihnen übrig bleibt — sind sechs silberne Knöpfe."

„Bravo, Klinewitsch, haha—ha!" gröhlten lachende Stimmen.

„Ich habe meinem Kaiser gedient . . . ich . . . ich besitze einen Degen!"

„Ueh, mit Ihrem Degen kann man jetzt Mäuse spießen und zudem haben Sie ihn doch noch nie gezogen.“

„Das . . . bleibt sich gleich. Ich machte einen Teil des Ganzen aus!“

„Als ob es wenig Teile des Ganzen gäbe!“

„Bravo, Klinewitsch, bravo, ha—ha—ha!“

„Ich begreife nicht, was solch ein Degen überhaupt bedeuten soll“, meinte spöttisch der Ingenieur.

„Vor den Preußen werden wir wie die Mäuse ausreißen, die werden uns doch zu Staub zerklopfen!“ schrie eine entferntere, mir noch unbekannte Stimme, die aber buchstäblich vor Begeisterung erstickte.

„Der Degen, mein Herr, ist die Ehre!“ schrie wohl noch der General, wenigstens konnte ich nur noch seine Stimme unterscheiden, denn es erhob sich ein wütendes unbändiges Geschrei, das wie ein Getöse dahinbrauste, und das nur noch von dem ungeduldigen hysterischen Gekreisch Awdotja Ignatjewnas durchschnitten wurde.

„Ach schneller, schneller doch! Ach, wann werden wir denn endlich anfangen, uns nicht mehr zu schämen!“

„Och—chohoho! Wahrlich, wahrlich, meine Seele durchlebt das Fegefeuer!“ hörte ich zwar noch die Stimme des Kaufmanns, aber . . .

Aber da nieste ich plötzlich. Es kam ganz plötzlich und unbeabsichtigt, doch die Wirkung war verblüffend: alles verstummte, verging wie ein Traum. Wahre Grabesstille brach an. Glaube nicht, daß sie sich vor mir schämten: sie hatten doch beschlossen, sich überhaupt nicht mehr zu schämen!

Ich wartete noch fünf Minuten —: kein Wort, kein Laut. Es ist doch nicht anzunehmen, daß sie eine Anzeige an die Polizei fürchteten; denn was könnte die Polizei hierbei tun? Schließe daraus, daß sie immerhin irgend solch ein Geheimnis haben müssen, eines, das uns Sterblichen unbekannt ist, und das sie sorgfältig vor uns bewahren.

„Nun, meine Lieben“, dachte ich, „Euch werde ich noch oftmals besuchen.“ Und mit diesen Worten verließ ich den Friedhof.

* * *

Nein, das kann ich nicht zulassen; nein, wahrhaftig nicht! Da habe ich nun in Gräbern mein bobock gefunden! . . . Hab ja weiter keine Angst davor, aber . . .

Verderbnis an solch einem Ort, Verderbnis zerfallender, verwesender Leichen und das noch in dem letzten Augenblick der Besinnung, angesichts der letzten Zuversicht! Diese kurzen Augenblicke sind ihnen gegeben, geschenkt, um . . . Doch die Hauptsache, die Hauptsache, — an solch einem Ort! Nein, das kann ich nicht zulassen! . .

Werde zu den anderen Klassen gehen, werde überall zuhören. Das ists ja eben, daß man überall zuhören muß, und nicht nur irgendwo am Rande an einer einzigen Stelle, um sich eine richtige Vorstellung machen zu können. Wer weiß, — vielleicht werde ich auch auf etwas Tröstendes stoßen.

Doch zu denen werde ich bestimmt noch zurückkehren. Versprachen doch ihre Biographien und verschiedene Geschichtchen . . . Pfui! Aber ich werde gehen, unbedingt werde ich hingehen! Gewissenssache!

Will es in die Redaktion des „Bürger“ bringen; dort hat man auch das Bild eines Redakteurs ausgestellt. Vielleicht drucken sie's.

Der Kampf um Rom.
Historischer Roman von Ricarda Huch.

7.

Im Hause der Barbuto bemerkte in der Morgenfrühe ein Diener, der des jungen Marco Vertrauter war, daß sein Herr nicht da war und machte sich sogleich nach dem Hause des Töpfers auf, wo er ihn vermutete, um ihn zu holen. Als er in die Mansarde eintrat, deren Tür noch offenstand, und Marco gewaltsam schluchzend neben dem Mädchen sitzen sah, das nicht mehr atmete, bemühte er sich ihn fortzuziehen, damit nicht Leute im Hause wach würden und ihn dort fanden; aber er weigerte sich. Dieser Wortwechsel machte verschiedene Bewohner aufmerksam; sie kamen und sahen die Tote. Das Geschrei des Dieners, die Aermste habe sich selbst entleibt, unterbrach Marco herrisch mit der Erklärung, er habe sie getötet, womit er die erschrockenen Menschen herausfordern zu wollen schien, daß sie etwas gegen ihn unternähmen. Als nun aber von allen Seiten Nachbarsleute herbeikamen und schimpften und zeterten, geriet er plötzlich, alles andere vergessend, in Zorn, machte sich mit den Fäusten Bahn und stürmte davon, nicht ohne, daß sie ihm nachdrohten, die Polizei würde ihn, wenn es sein müßte vom Hochzeitsmahle wegholen.

Der alte Barbuto, durch das späte Kommen seines Sohnes ohnehin erzürnt, war willens, ihn auf der Stelle zu erschlagen, als er erfahren hatte, was geschehen war; auch machte Marco keinen Versuch, sich zu rechtfertigen oder sich zu wehren, sondern saß gebückt da wie ein Gebundener, der den Todesstreich erwartet. Domenico Corelli jedoch, der sich zur Besprechung der politischen Dinge schon so früh eingefunden hatte, fiel dem tobenden Mann in den Arm und brachte ihn dahin, daß er wenigstens seinen Einwänden und Vorschlägen Gehör schenkte. Freilich habe der junge Marco die schwerste Strafe verdient; er sei aber ein tapferer und verdienter Bursche, deshalb möge der Vater ihn in Anerkennung seiner Jugend den Tod im Kampfe für das Vaterland suchen lassen. Man hätte sowieso vor, die Männer von bourbonischer Gesinnung aus dem Gemeinderate zu entfernen und die Gemeindesoldaten, die nicht zuverlässig seien, durch eine neuzubildende Nationalgarde zu ersetzen; das heutige Unglück gäbe die Gelegenheit, den Streich sofort auszuführen. Marco solle sich, wenn nun die Gendarmen kämen, um ihn abzuführen, mit der Dienerschaft im Hause verteidigen, wovon die Folge sein würde, daß mehr und mehr nachgeschickt werden würden, bis sie sich seiner bemäch-

tigen; inzwischen wolle er selbst mit einigen Getreuen die Munizipalität überrumpeln, womit dann die Umwälzung in der Stadt in der Hauptsache schon abgemacht wäre. Die zum großen Teile durch Marco beschäftigte Gendarmerie würde sich vielleicht ohne weiteres dem neuen Gemeinderate freiwillig unterwerfen, im anderen Falle würde es ihm nicht schwer werden, die Unvorbereiteten und Führerlosen unschädlich zu machen. Barbuto möge nach dem Hause Innamorati eilen, den Freund verständigen und den schwierigen Handel irgendwie ins Reine zu bringen suchen. Marco, der alte, gab nach, gebot seinem Sohne mit Strenge, den Weisungen, die Domenico ihm geben würde, pünktlich nachzukommen, da er nur auf diese Weise einen ehrenvollen Tod gegen einen schändlichen eintauschen könne, und verließ das Haus, ohne noch einen Blick auf ihn zu werfen.

Faustino Innamorati, der etwas älter als Barbuto und bei weitem weniger kräftig, ein zierliches galantes Männlein war, rang die Hände und weinte über den Verlust des Schwiegersohnes, auf den er stolz gewesen war; seine Frau hingegen zählte auf, was für Vorbereitungen sie getroffen, wieviel Hühner und Gänse sie geschlachtet, wieviel Eier sie zerklopft hätte, und wieviel Mägde das Haus geputzt und geschmückt hätten, weswegen die Hochzeit unter allen Umständen stattfinden müsse, und wenn der Bräutigam aus der Hölle geholt werden sollte. Ihr Mann bemühte sich, sie zu beschwichtigen und erwog, wer unter den anwesenden Gästen des Hauses sich etwa zum Bräutigam eignen würde, ohne sich jedoch entschließen zu können. Da schnitt der alte Marco, der bis dahin finster vor sich hingebrütet hatte, die Beratung ab, indem er erklärte, die Braut selbst nehmen zu wollen; denn weil sein Sohn das Unheil verschuldet habe, halte er sich einigermaßen dazu verpflichtet. Die beiden Innamorati waren über dies Versprechen glücklich, umarmten den Freund, und die Mutter eilte in das Haus, um das Festmahl womöglich zu noch größerer Ueppigkeit zu steigern. Die Braut, ein junges, leidlich hübsches, blondes Mädchen, die meistens die Augen niederschlug, aber zuweilen, wenn sie sie öffnete, ein verstohlenes Feuer merken ließ, schien über den Wechsel weder betrübt, noch beglückt zu sein und wagte den Bräutigam vor Ehrfurcht kaum anzublicken. Bei dem Essen, das nach der Trauung in einer großen, kühlen Halle zu ebener Erde eingenommen wurde, saß Barbuto aufrecht und stattlich auf seinem Ehrenplatze; zwischen seinem kurzgeschorenen Haupthaar glänzten einige weiße Haare, aber sein Bart und die starken Brauen waren ganz schwarz, von seinen festen gelben Zähnen fehlte keiner. Er war im Anfang ernst und einsilbig, allmählich indessen wurde er aufgeräumt und erwiderte die Neckereien der Tafelgäste schlagfertig, so daß seinen Worten anhaltendes Gelächter folgte. Ihm gegenüber saß die Aebtissin eines zum Gebiet von Cosenza gehörigen Frauenklosters, Donna Basilissa, von der die Rede ging, daß sie in früheren Jahren in zärtlichen Beziehungen zu ihm gestanden habe, und mit ihr besonders unterhielt er sich angelegentlich und vertraulich. Sie war eine Frau von fünfzig Jahren, nicht groß doch üppig gewachsen und

von stolzer Haltung mit freimütig blitzenden Augen, die niemals geweint zu haben schienen. Sie hatte reiches, mattweißes Haar, das sie in prächtigen Wellen über der hohen, glatten Stirn aufgetürmt trug, und in dem sie an diesem Tage als Kopfputz ein paar schwarze Straußfedern befestigt hatte. Obwohl man ihr allerlei nachsagte, flößte sie doch Respekt ein; die Herren liebten es, sich mit ihr zu unterhalten, weil sie stets guter Laune und witzig war und sie wie mit einem Manne mit ihr scherzen konnten, ohne daß sie unweiblich war.

Als der Nachtisch aufgetragen wurde, nämlich ein einem indischen Tempel gleichendes Gebäude aus Mandelgebäck mit Zierat von wohlriechenden Zuckerrosen, Schüsseln voll Feigen und Schaumwein, ließ Faustino Innamorati, wie verabredet war, die Listen herumgehen, auf denen Beiträge zur Insurrektion gezeichnet werden sollten. Donna Basilissa winkte, daß ihr zuerst ein Blatt und die Feder gereicht würde, und zeichnete für das Kloster mit schiefer und ungeübter Schrift, denn sie war keine Gelehrte, 3000 Dukaten. Dann zog sie aus einem großen perlengestickten Beutel, den sie am Arme trug, eine seidene Mantille von scharlachroter Farbe, warf sie sich um, ergriff ihr Glas, das ein Diener soeben mit Schaumwein gefüllt hatte, und rief: Es lebe der, welcher kommen soll! Alle standen auf, riefen Evviva! und die Gläser klangen aneinander. Die Mädchen liefen in den Garten, der dunkelgrün in die Halle hineinglühte, und pflückten Granatblüten, um sich selbst und die Herren damit zu schmücken. Der alte Barbuto rief anzüglich scherzend der Donna Basilissa zu, er möchte wissen, wem ihre königliche Freigebigkeit gelte; denn er habe sagen hören, daß die Frauen sich nicht für eine Idee, nur für die Vertreter derselben aufopfern könnten. Sie antwortete ohne zu zögern: „Mag sein, daß es so ist. Ich bin nicht bourbonisch, aber auch nicht italienisch, denn ich weiß nicht, was das zu bedeuten hat. Was ich tue, tue ich für diesen Garibaldi, der meine letzte Liebe ist". „Es wird Euch leichter sein die letzte festzustellen als die erste", fiel Barbuto ein. „Ihr irrt Euch" entgegnete sie triumphierend, „der ersten entsinne ich mich, obwohl es war, bevor ich Euch kannte, und lange her ist; die dazwischenliegenden, die nur die Lücke füllten, die habe ich vergessen!" Der alte Marco sagte mit fester Stimme und ungewöhnlich warmem Blick seiner beschatteten Augen: „Wer den Almosen gibt, darf es vergessen, der Bettler, der beglückt wurde, gedenkt"; und trank auf ihre Gesundheit. „Evviva Donna Basilissa", rief er, „und ihre letzte Liebe!" Der Wein stürzte in die Gläser, die jubelnd geleert wurden. Doch hüteten sich die Männer, zu viel zu trinken, da sie wußten, daß ihrer noch eine scharfe, vielleicht blutige Arbeit harre.

Der Bräutigam, Marco, wurde zuerst unruhig und stieg auf das Dach des Hauses, um nach den seinigen hinüberzusehen, wo der Kampf schon im Gange sein mußte. Von den Männern folgten ihm mehrere, die älteren Damen zogen sich zurück, um auszuruhen und die jungen Mädchen zerstreuten sich in dem Garten. Die Lorbeergebüsche und Orangenbäume, die Sonnen-

blumen, Hortensien und Georginen atmeten würzige Kühle in die blaue Luft, die auf den Zweigen der ineinandergreifenden Gewächse wie auf einer grünen Matte ruhte. Auf der Tafel in der Halle sammelten sich Vögel und pickten an den angebrochenen Feigen, die, purpurne Flecke in den Damast der Tischdecke drückend, zwischen umgeworfenen Gläsern, Handschuhen nnd welkenden Blumen lagen.

Die Männer auf dem Dache horchten auf fallende Schüsse, aber bei der vollkommenen Windstille vernahmen sie nichts; doch glaubten einige in der Gegend des Hauses Barbuto Rauch aufsteigen zu sehen. Sie stimmten darin überein, daß es das beste sein würde, dorthin zu eilen und sich an dem Kampfe, der vermutlich noch nicht beendigt wäre, zu beteiligen. Mit Waffen versehen machten sich alle auf bis auf Faustino und einige andere Gäste, die für alle Fälle zum Schutze des Hauses Innamorati zurückblieben. Sie fanden Domenico Corelli mit den Insurgenten im Kampfe mit den Gemeindesoldaten, die jenen an Zahl überlegen, aber trotzdem schon im Weichen begriffen waren, so daß die Neuangekommenen nur mehr den Sieg beschleunigen konnten. Auf der Seite der Gendarmen fochten auch einige Bürger, nämlich der Töpfer, dessen Tochter der junge Marco getötet hatte, und eine Anzahl seiner Freunde und Nachbarn, die nun allesamt von der siegreichen Partei in Gewahrsam gebracht wurden.

Als der alte Barbuto in sein verwüstetes Haus eintreten konnte, fand er seinen Sohn tot und von den Dienern nur noch wenige am Leben, die beschäftigt waren, die Spuren des Kampfes und der Zerstörung so viel wie möglich zu verwischen. Er trat in das Zimmer ein, wo die Toten lagen, verweilte dort eine kurze Zeit und suchte sein Schlafgemach auf, um, da es bereits Nacht war, sich hinzulegen und zu schlafen. Er war schon im Bette, als ihm seine Braut einfiel, von der er sich am Nachmittag nicht verabschiedet hatte; doch glaubte er, es sei jetzt zu spät, um zu den Innamorati zu gehen, die sich gewiß schon zur Ruhe begeben haben würden, und schlief ein, da er ohnehin am folgenden Morgen in Geschäften der Revolution schon früh an die Arbeit gehen mußte.

* * *

Bertani fand Garibaldi am Strande von Messina, wo er, nachdem die bourbonische Besatzung die Stadt hatte räumen müssen, sein Lager aufgeschlagen hatte, schlafend. Er wollte warten, bis der General von selbst erwachte, und ging inzwischen mit Bixio auf und ab, der ihm von der augenblicklichen Lage des Befreiungsheeres erzählte. Da, wo sie sich befanden, konnte der Blick die kalabrische Küste erfassen: in stillen Nächten, sagte Bixio, könne man aus den nächstliegenden Ortschaften die Hunde bellen und die Hähne krähen hören. Die Sonne war im Untergehen, und unaufhaltsames Licht bespülte das immergrüne Land; man sah die weißen Häuser, an denen seine goldenen Tropfen hingen, wie Marmorbilder aus den dichtgelockten Gebüschen glänzen. So schmal wie die Meerenge hier sei, sagte Bixio, könne man sich

einbilden, es müsse leicht sein, hinüberzufahren und in irgend einem kalabrischen Hafen zu landen; doch sei es ein Unternehmen, fast schwieriger als die Eroberung von Palermo gewesen sei. Eine Flotte von 24 Fregatten sperre den Zugang zur Küste, die außerdem durch eine Armee von fast 30000 Mann besetzt sei; dagegen kämen die wenigen Schiffe, die Garibaldi besäße, kaum in Betracht. Er zeigte Bertani die Stelle beim Leuchtturm, wo vor einigen Tagen 200 Freiwillige abgefahren waren, um irgend einen Punkt Kalabriens zu überrumpeln und die Einwohnerschaft auf die bevorstehende Ankunft Garibaldis vorzubereiten; man hatte noch keine Nachricht von ihnen, außer daß sie die Landung bewerkstelligt hätten. Da sie sich jetzt wieder dem schlafenden Garibaldi näherten, sagte Bertani: „Wenn ich dies Haupt voll Frieden ruhen sehe, zweifle und fürchte ich nicht. Sein Atem ist stärker und reicht weiter als der Rauch aller Flotten".

Indem sie still standen und ihn betrachteten, erwachte Garibaldi: er erkannte staunend Bertani, stand auf und umarmte ihn. Dann sah er ihm prüfend ins Gesicht und sagte mit Zärtlichkeit: „Ihr habt kein gutes Aussehen, Bertani, und ich fürchte, daß ich es bin, um den Ihr vieles erduldet habt". „Gerade weil Ihr es seid", antwortete Bertani, „achte ich es für nichts; besonders wenn Ihr mit dem, was ich gethan habe, zufrieden seid". Er berichtete in Kürze, wie er bei dem Ausbleiben einer bestimmten Willenskundgebung Garibaldis nicht mehr gewußt habe, wie er sich gegenüber dem Druck und Drängen von verschiedenen Seiten habe verhalten sollen, und wie er schließlich, den Wünschen des Königs entgegenkommend, die gesamten Truppen nach Sardinien geführt habe, wo sie die Entscheidung des Generals erwarteten. Garibaldi nickte billigend; er wolle selbst, sagte er, nach Sardinien fahren, um die Sache zu ordnen, und zwar wollten sie sogleich aufbrechen, um keine Zeit zu verlieren. Bixio fragte ängstlich, ob eine mehrtägige Abwesenheit des Diktators von Sizilien nicht gefährlich sei, und was aus der Ueberfahrt werden sollte? Allein Garibaldi erwiderte, vielleicht würde seine Abwesenheit dazu beitragen, den Feind über seine Absichten zu verwirren; in drei Tagen werde er zurück sein, und vorher würde die Ueberfahrt doch nicht bewerkstelligt werden können. Inzwischen solle es ein Geheimnis bleiben, wo er sich aufhalte.

Als Garibaldi und Bertani unterwegs waren, sagte dieser, das von ihm gesammelte Heer setze sich zum größten Teile aus Republikanern und Anhängern Mazzinis zusammen, und so redlich Mazzini selbst sich schon bemüht habe, die Gereiztheit des Parteigeistes auszugleichen, möchten doch viele unter ihnen sein, die es mißbilligen und vielleicht umkehren würden, wenn Garibaldi, dem Könige zu Liebe, das Unternehmen gegen Rom aufgäbe. Nikotera, der mit 2000 Freiwilligen in Toskana gewesen sei, habe sich geweigert, sie nach Sardinien zu bringen; inzwischen sei er durch den Baron Ricasoli, der sich endlich doch dem Grafen Cavour gefügt habe, bis auf weiteres verhaftet und die Truppe aufgelöst. Er zweifle nicht, daß Garibaldis Anblick Gewalt

über die Leute haben werde; aber eine eigenwillige Gesinnung herrsche in diesem Heere. „Es wird schon gehen", sagte Garibaldi; über das, was er vor hatte, äußerte er sich nicht.

Im Golfe der Orangen angekommen erfuhren sie, daß zwei Schiffe, etwa 2000 Mann führend, auf bestimmte Anweisung der Regierung, der die Anführer gehorchen zu müssen geglaubt hatten, nach Sizilien abgefahren waren. Garibaldi zeigte eine leichte Verstimmung, und es war ihm anzumerken, daß er sich nicht zur geselligen Unterhaltung, noch zu freundschaftlichem Gespräch aufgelegt fühlte, so daß auch Bertani ihn bald verließ; ohnehin war es Abend. Als er allein war, nahm er ein Boot und ruderte nach dem nahen Ufer der Caprera hinüber, deren Südspitze der Insel Sardinien gegenüberliegt. Nachdem er die Kette des Bootes an einem Pfahl im Wasser befestigt hatte, stieg er über Geröll in die Höhe, denn das Erdreich erhob sich hier bergig über dem Ufer, bis die Flügel der Windmühle sichtbar wurden, die jenseits seines Hauses stand. Sie tauchten wie große Ruder in die warme Flut der langen Dämmerung. Nachdem er eine Weile hinübergeblickt hatte, kehrte er dahin zurück, wo er das Boot angelegt hatte, und wo ihm ein Platz zwischen den Felsen nahe am Meere besonders lieb war.

Obwohl kein Wind ging und nichts Lebendes in der Natur sich rührte, war die Nacht nicht still: man meinte das Mondlicht über die Berge und und Klippen rieseln zu hören. Garibaldi atmete mit Lust den salzig milden Dunst seiner Insel ein: er fühlte sich wie zwischen Welten allein mit seiner Seele. Nicht einmal die Gedanken des Mannes, der tückisch seinen Weg unterwühlte und seine Kräfte von ihm abzuleiten suchte, konnten ihn hier unter den Ginsterbüschen auf dem hohen Gezack der Felsen erreichen. Dieser, der ihm Nizza genommen hatte und nun auch Neapel und Rom entreißen wollte, hatte wiederum einen Sieg davongetragen, indem er ihm die Hälfte des Heeres, mit dem er seine Schläge zu führen dachte, entwendet hatte. Er zweifelte nicht daran, daß er dennoch endlich siegen würde, sonst hätte er die Wucht seines Hasses nicht ertragen können; aber zunächst schien es doch so, daß er einen Schritt zurückweichen mußte. Er hatte noch 4000 Mann, mit denen er selbst vielleicht etwas hätte ausrichten können; was würde aber, wenn er sie nach Rom führte, unterdessen aus Sizilien und Neapel werden? Er durfte nicht daran denken das dort Errungene preiszugeben, sondern mußte seinen Marsch auf Neapel fortsetzen. Weder den Ungestüm Bixios noch Medicis Beharrlichkeit durfte er der Armee des Südens entziehen, und einen anderen wußte er nicht, den er zum Helden eines Wagnisses machen konnte, wie der Einfall in die Provinzen des Papstes wär. So lieb es ihm gewesen wäre, wenn er den Plan hätte ausführen können, so leicht hätte er darauf verzichtet, wenn er sicher gewußt hätte, daß er von Neapel aus Rom würde erobern können. Und warum sollte ihm das nicht möglich sein? Es war Mazzini, dessen Urteil in militärischen Dingen er nicht viel zutraute, der gemeint hatte, man müsse zuerst Rom besitzen und von dort weiter ausgreifen; er

selbst hatte immer dazu geneigt, vom Süden gegen die Mitte vorzugehen. Der König würde es ihm verbieten, aber im Herzen mit ihm sein; wenn er sich seiner Begegnungen mit ihm erinnerte, sich sein treuherziges und zutrauliches Wesen zurückrief, konnte er nicht glauben, daß es Cavour gelingen sollte, diesen König ohne Falsch für seine furchtsame, ränkevolle Politik zu gewinnen. Freilich hatte der König es seinem Minister nicht gewehrt, ihn und die Seinigen aus unterirdischen Schlupfwinkeln zu bekämpfen; die Tatsache blieb, daß er dort, von wo ihm Hülfe hätte kommen sollen, verraten wurde. Mit Sicherheit konnte er nur auf sich selbst und seine erprobten Treuen rechnen.

Aus dunklen Gedanken machte ihn der Angstschrei eines Vogels auffahren; wie er aufsprang, sah er einen Habicht davonfliegen, der auf einen schlafenden Vogel gestoßen hatte und durch seine Bewegung verjagt war. Er nahm das verwundete Tier sorgsam, um zu untersuchen, ob es noch lebe; aber der Raubvogel hatte ihm die Brust eingedrückt: es zuckte noch ein paar mal und war dann tot. Es war ein Rotbrüstchen: Garibaldi betrachtete es, während ein Tropfen Blut langsam an seiner Hand herunterlief, dann beugte er sich vor und ließ es hinunter in das Wasser fallen. Seine Gedanken blieben bei dem kleinen Leichnam; er stellte sich vor, daß die Wellen in ihn eindrangen und ihn auflösten, und wie die winzigen, in Lebenskraft geglühten Teilchen, die ihn gebildet hatten, wiederum frei sich zerstreuten. Das kleine Lied war aus, und seine Töne strömten in den Elementen, bis ein wunderbarer Augenblick neue Harmonien aus ihnen schuf. Die Gräser, die von den Klippen herunter ins Meer tauchten, die wilden Ziegen, die in den Felsenhöhlen schliefen, und manchmal, wenn es zwischen den Steinen raschelte, den Kopf hoben und schnupperten, die Gestirne und er, sie hingen über die volle Nacht gebeugt und tranken entbundenes Leben in ihre berauschten Seelen. Er schloß die Augen und träumte; das Fallen der Tropfen in den ausgehöhlten Steinen neben ihm klang wie das klopfende Blut der Zeit in immer gleichen, ewigen Minuten.

Am anderen Morgen hielt er eine kurze Ansprache an die Truppen, daß der Gedanke an Rom ihn nie verlasse, daß aber jetzt die Lage so wäre, daß er seine ganze Macht zur Eroberung Neapels gebrauchen müsse, daß er von ihrer Vaterlandsliebe und ihrem Pflichtgefühl erwarte, daß sie ihm folgten. Nach der Pause eines kurzen Augenblicks antwortete ihm ein donnerndes Evviva. Ohne weiteren Aufenthalt fuhren die Schiffe nach Sizilien.

Als Garibaldi in Taormina seine beiden Schiffe rüstete, um über die Meerenge nach Kalabrien zu fahren, rührte sich der Staub der Vergangenheit in der erschütterten Erde, und die goldenen Schatten der alten Götter stiegen grüßend in die Sonne. Auf den geborstenen Bänken der verschütteten Theater lagen sie und wanden Jelängerjelieber und wilde Rosen, die den Granit zerrissen und begruben, um ihre träumerischen Stirnen. Sie bogen sich von schroffen Ruinen und riefen harfenstimmige Laute hinunter, die die Dämonen

des Meeres aus ihren rosigen Grotten lockte. Mit ihnen tollten sie wie Delfine um den Bauch der Schiffe, ereilten die Küste und zogen triumphierend über die Fluren Kalabriens. Auf ihren Wink kamen die weißen Rinder mit den gebogenen Hörnern, die Esel und Ziegen, trugen sie auf ihrem Rücken und ließen sich mit Trauben und Feigen beladen, die sie springend verschütteten. Die Hufe der Tiere und die Sohlen der Götter zertraten die Früchte und drückten ihren schwarzen Saft in die Erde, sodaß die Wälder und Gärten und Felder den Wein mit ihren Wurzeln tranken. Wo die bacchantischen Geister vorüberkamen, warfen die Menschen ihre Sichel oder Hacke hin oder standen in ihren Betten auf, traten auf die Schwelle und rochen den Ueberfluß der schäumenden Natur. Schaudernd vor Ungeduld drängte die witternde Erde dem Fuß des verkündeten Siegers entgegen.

Mit der aufgehenden Sonne stieg Garibaldi und sein Heer, etwa 3360 Mann, bei Melito ans Land und wendete sich sofort gegen Reggio, um so schnell wie möglich einen festen Platz in seine Hand zu bekommen. Nach einem heftigen, nicht unblutigen Kampfe kapitulierte die Festung, worauf Garibaldi am folgenden Tage weiterzog. Bei Villa San Giovanni, wohin er zunächst kam, standen 6000 Mann unter dem General Briganti, einem schönen alten Manne mit buschigem weißen Haar und einem äußeren Anschein von militärischer Strammheit, dem seine Sinnesart nicht entsprach. Er war von feinem, zurückhaltenden Wesen, im Verkehr mit den Untergebenen einsilbig, tatsächlich aber überaus milde, weniger aus Gutmütigkeit, als aus vornehmem Erbarmen mit der menschlichen Schwachheit und einer Art von Gleichgültigkeit gegen das Tatsächliche. Als er, von dem Näherrücken Garibaldis unterrichtet, Anordnungen zur Verteidigung traf, bemerkte er, daß eine Stimmung der Unlust in seinem Heere herrschte, und stellte deshalb in einer Ansprache alle Vorteile der eigenen Stellung und Zahl im Vergleich mit den Garibaldinern vor; aber seine Art, zu sprechen, wie wenn er wenige vernünftige Menschen vor sich hätte, pflegte ihm keine Zuhörer unter den Soldaten zu verschaffen. Bald meldeten Offiziere Fälle von Insubordination; manche verließen ihre Posten oder weigerten sich, sie zu beziehen, andere versuchten, zu entfliehen, um zu Garibaldi überzugehen, und sagten offen, sie wollten sich nicht in gewissen Tod schicken lassen gegen einen, den die Heiligen zu schützen für gut fänden. Briganti trug dem Offizier auf, in Anbetracht der außerordentlichen Umstände die Missetäter nicht scharf zu strafen, sondern sie auf die Lächerlichkeit ihres Aberglaubens hinzuweisen und an die Pflicht und das Vertrauen, das der König in sie setze, zu mahnen.

Als Garibaldi zum ersten Male zur Kapitulation aufforderte, antwortete Briganti, daß er sich verteidigen werde, und erwartete den Angriff; aber Garibaldi, der so wenig wie möglich Blut vergießen wollte, schlug ein Lager auf und beschloß zuzuwarten, ohne zunächst von den Waffen Gebrauch zu machen. Es war Abend, als Abgeordnete eines Bataillons vor Briganti erschienen und ihm ankündigten, daß sie die Waffen niedergelegt hätten und den Dienst gegen

Garibaldi verweigerten. Er betrachtete sie forschend und fragte, ob sie es nicht angenehmer fänden, in der Schlacht zu fallen, als wegen Meuterung von Kameraden erschossen zu werden; denn sie wüßten wohl, daß sie diese Strafe verdient hätten. Einer von den Soldaten, ein struppiger Kerl, antwortete achselzuckend: „Wie es Gott und der heiligen Jungfrau gefällt“; und zu einer anderen Aeußerung war keiner von ihnen zu bewegen. Briganti hieß sie, sich in Ordnung zurückziehen und seine Befehle erwarten und überlegte, was er tun müsse.

Er hatte nie etwas anders gedacht, als daß er, wie es auch enden möchte, mannhaft gegen Garibaldi kämpfen würde; angesichts des unerhörten Abfalls seiner Truppen fing er an, über die wunderbare Erscheinung nachzudenken. Für Italien und Piemont hatte er kein Interesse und konnte sich nicht viel dabei denken; um so staunenswürdiger kam ihm dieser Mann vor, der von Norden her zu erobern kam wie ein Gote des Mittelalters, und sein Glück. Vielleicht, dachte er, wäre das Reich der Sizilier zum Untergange reif, wie Früchte zu einer gewissen Jahreszeit zu faulen beginnen, und wenn er sich die Soldaten vorstellte, ihre Roheit, ihre Untüchtigkeit, den niedrigen Gang ihres Denkens, kam es ihm wahrscheinlich vor. Es war ihm nicht unbekannt, daß klägliche Zustände im Lande herrschten: Trägheit, Armut, Bestechlichkeit und Erpressung und keine Betriebsamkeit, kein Handel, kein Verkehr, kein Aufschwung: ein stehendes, stinkendes, morastiges Wasser. Dies hatte er oft von andern gehört und auch erlebt; aber es war ihm nie eingefallen, daß es anders sein könnte, ja, er hatte es selbstverständlich gefunden, daß man diejenigen, die Verbesserungen herbeiführen wollten, bestrafte. Nun schien es ihm, daß eben das ein Zeichen des Verfalles an ihm selbst sein könnte, und der Gedanke, daß Garibaldi der erste eines anderen Geschlechtes sei, eines hoffnungsvollen, starken, dem das vom Tode gezeichnete weichen müßte, hatte nichts schreckliches für ihn. Er öffnete ein Fenster, auf dem die Sonne nicht mehr stand, und ließ die Luft um seine Schläfe spielen; nach einer Weile raffte er sich auf, zündete eine Zigarre an und berief seinen Stab, um die Meinung der Offiziere zu hören. Er sagte ihnen, daß ein ganzes Bataillon den Gehorsam verweigert, daß eine abergläubische Furcht die Manneszucht aufgelöst habe. Es komme ihm überflüssig vor und widerstrebe ihm, so viele Menschen zu töten: er wolle diejenigen, die gegen Garibaldi zu fechten nicht wagten, ihres Gehorsams entlassen und mit den übrigen getrost den Kampf aufnehmen; besser mit wenigen Tapferen und Pflichttreuen, als mit vielen Feiglingen.

Es zeigte sich aber, daß nur etwa 1000 Mann sich zu schlagen bereit waren. Sie maßen ihren General mit herausfordernden Blicken, grollend, daß er die Unbotmäßigen, Feigen unbestraft entließ; auch diese sahen ihn aus bösen und tückischen Augen an, in denen Verachtung lag. Da es Tollkühnheit gewesen wäre, mit einer so geringen Anzahl von Truppen sich Garibaldi zu wiedersetzen, beschloß Briganti zu kapitulieren.

In einer kleinen Ortschaft bei Villa San Giovanni traf Garibaldi mit dem General Briganti und dem General Mellendez, der gleichfalls kapituliert

hatte, zusammen. Er lud die beiden Herren zu einem Mittagessen ein, das in einem großen Bauernhause von zwei Engländerinnen, Frauen garibaldinischer Anführer, die zur Pflege der Verwundeten mitgekommen waren, und den kochkundigsten Offizieren bereitet wurde. Es gab Geflügel, Schinken, gebackene Eier, Salat und Früchte in Menge, die Garibaldi liebte. Der Tisch war im Freien unter Platanen gedeckt, durch die das Licht wie durch grünes Glas auf die bunte Tafel fiel. Der Himmel war dunkelgelb und schwer, die Hitze lastete; die Pflanzen standen steif, als hätten sie Furcht, sich zu regen, manchmal drehte sich ein Blatt an einem langen Stiel, wie wenn ein Zucken den Zweig überliefe. Garibaldi, der selbst einfach und mäßig aß, liebte einen reichlichen Tisch, wenn er Gäste hatte; es fehlte nicht an guten Weinen.

Der Diktator sprach mit dem General Briganti, dessen Gesicht und ruhiges Benehmen ihm gefielen, über die Eigenschaften der italienischen Soldaten im Vergleich mit denen anderer Völker. Mellendez, der andere bourbonische General, besaß einen leichten, trockenen Humor, mit dem er namentlich die eigene Schuld und das eigene Unglück ins Lächerliche zog, und erzählte launige Historien von der Verwirrung und Verräterei der letzten Wochen in den Regierungskreisen und im Heere, ohne sich selbst zu schonen, den er als einen harmlosen, gewissermaßen aus Versehen in so tragische Verhältnisse geratenen Lebemann auffaßte. Den Garibaldinern war es nicht ganz wohl bei diesen Enthüllungen; doch war es unmöglich bei den komischen Darstellungen nicht zu lachen, die ein hundertfaches Zwinkern und Blitzen in seinem gelben, zerknitterten Gesichte begleitete. Ihrerseits belustigte die neapolitanischen Herren die Eßlust der Offiziere Garibaldis, denen es selten geboten wurde, daß sie sich in Behagen an schmackhaften Speisen sättigen konnten.

Als das Gespräch allgemein und die Stimmung unbefangener geworden war, wurde ein Wettstreit vorgeschlagen, so nämlich, daß jeder seinen Lieblingstrank oder seine Lieblingsspeise besingen sollte, sei es in Versen oder in gehobener Prosa; den Sieger sollten die Frauen nach ihrem Gutdünken belohnen. Garibaldi begann: „Ich rühme das heilige Wasser, das, bevor Menschen waren, die Götter berauschte. Jedes andere Getränk ist Erzeugnis, nur das Wasser ist Element. Es ist das Element der Schönheit und der Liebe und der Fruchtbarkeit. In ihm ist nicht der hitzige Geist der Gärung: es kühlt, es löscht, löst und läutert, es nährt und stählt. Es quillt aus Himmel und Erde. Wenn wir Wasser trinken, trinken wir aus dem Mischkrug des Lebens!" „Excellenza", rief Mellendez hingerissen, „ich wundere mich nicht mehr, daß das Volk Euch mit dem Erlöser vergleicht; Eure Worte verwandeln das nüchterne Wasser in mehr denn Wein, in das Blut der titanischen Erde, die älter als die olympischen Götter ist." Oberst Türr dagegen sagte, indem er aufstand, er müsse dem General, den er im Felde gehorche, an der Tafel widersprechen, und begann das Lob der ungarischen Weine zu verkündigen. Er bediente sich zuerst der italienischen Sprache, da aber seine Kenntnisse mit seiner Begeisterung nicht Schritt hielten, fing er

plötzlich an ungarisch und in Versen zu reden. Garibaldi, der etwas unga verstand, hörte aufmerksam zu und freute sich, wenn er einige Worte fassen konnte. Nun sprang Bixio auf, um die Weine Italiens zu ve digen. Ein Wein, sagte er, sei ihm teuer vor allen, der schwarze von Vell den er mit Goffredo Mameli getrunken habe. Ihn solle man zu sei Gedächtnis trinken, wenn er tot sei. „Für euch Soldaten", sagte Ber „die ihr euch berauschen müßt, um zu töten, mag der Wein gut sein; uns, die die von euch geschlagenen Wunden heilen sollen, ist es der Ka Seine Tropfen auf unsere Nerven gegossen, setzen ihr ganzes Saitenspiel monisch klingend in Bewegung. Unser Inneres wird hell, in alle W fällt Licht, der Schatten der Verzagtheit weicht. Der Schlag des Her wird mutig wie des Pferdes Tritt, wenn es die Trompete hört. Seine Bitterkeit, sein morgenstarkes Aroma erregen Hoffnung; er sollte Tau Nerven heißen." Hierauf nahm General Briganti das Wort und sagte: „ werde jetzt zum erstenmal in meinem Leben einen Reim machen, indem neben den Kaffee die Zigarre setze. Führt er die Lust des Morgens he so die Zigarre das Gefühl des Abends. Sie löst die Seele aus der B und führt sie auf Wolken aus der Beschwerlichkeit des Lebens in die Region der Träume." Zur Ueberraschung aller mischte sich jetzt Sirtori und sagt: da zeige sich, wie entartet und alterschwach unsere Zeit sei, daß K und Zigarre als das beste könnte gepriesen werden. Das beste sei die Zwi Jetzt müsse der Mensch, kaum aus dem Bette, seine Nerven peitschen, d sie den Tag aushielten. Die Griechen und Römer, deren Werke noch das große Schauspiel und Beispiel der Welt wären, hätten Zwiebeln ge stückt. Sie habe zugleich Fleisch und Saft, Säure und Süße; so wie sie der Küche der Natur komme, könne sie genossen werden, ohne Zusatz Würze. Man könne sie mit den Tieren teilen. Sie schmeichle dem Gaumen und locke nicht zum Uebermaß. Wenn er Diktator wäre, würde er verbie daß eine andere Frucht als die Zwiebel gepflanzt würde, um das Volk an Ein Sparsamkeit und Tugend zu gewöhnen. Er sprach mit dem schwermütigen E der ihm eigentümlich war, und einer Art von Hoffnungslosigkeit, wa diesem Zusammenhang überaus komisch wirkte und alle zum Lachen bra

Die Ausgelassenheit wurde durch eine jähe Erschütterung unterbro die das Geschirr auf dem Tische klirren machte. Alle sprangen auf, Herren mit der Hand am Säbel, und sahen sich nach der unbekannten Ge um. Gleichzeitig fuhr ein starker Windstoß durch den Garten, ein paar gerissene Blätter flogen blitzend zur Erde, und die gelben Wipfel der Ul und Linden bogen sich rauschend. Garibaldi, der ruhig sitzen geblieben sagte lächelnd: „Meine Herren, das ist ein Erdbeben, Ihre Waffen wer Ihnen dagegen nichts nützen." In demselben Augenblick wiederholte sich Stoß heftiger, so daß Flaschen vom Tische fielen und zerbrachen. Die T war durch dies Ereignis aufgehoben; Sirtori trat zu Garibaldi und fr halblaut, ob es nicht bedenklich sei sich noch länger aufzuhalten, wo al

nach des Diktators eigenem Urteil, auf Schnelligkeit der Bewegung und des Erfolges ankomme. Garibaldi nickte und trug ihm und einigen anderen Offizieren auf, den Aufbruch des Heeres zu besorgen; er selbst wolle noch kurze Zeit verweilen, um einiges zu erledigen.

Es waren nämlich verschiedene Leute aus dem Ort und der Umgegend da, die Anliegen an ihn hatten, und inzwischen mit anderen Neugierigen aus einiger Entfernung dem Essen zugesehen hatten. Zuerst kamen ein paar Mönche, furchtsam die pfiffigen Augen verdrehend, und führten Klage gegen einen Bauern, dessen Land an ihres grenze, und der im Beginne der Revolution sich ein großes Stück von ihrem Besitz angeeignet habe unter dem Vorwande, das Kloster habe es ihm in früherer Zeit widerrechtlich weggenommen. Auch der Bauer war gekommen; ein stämmiger Mann mit finsterer Stirne und stechenden schwarzen Augen. Er geberdete sich als ein Patriot, der von jeher unter den Geistlichen zu leiden gehabt habe, und beschuldigte die Mönche, sie haßten die Freiheit und suchten sich auf Kosten des Volkes zu bereichern; man sollte sie ausrotten und vertilgen und ihre Habe unter den armen und guten Patrioten verteilen. Die Mönche verteidigten sich in großer Bestürzung, sie hätten große Summen für die Insurrektion gegeben und wüßten, daß Garibaldi von Gott gesandt sei, um den König von Neapel aus dem Lande zu jagen.

Ein paar krumme alte Weiber hatten sich hinter Garibaldi aufgestellt, von denen eine ihm von Zeit zu Zeit auf die Schulter klopfte und ihre Ansicht über die verhandelte Sache zuflüsterte. „Söhnchen" sagte sie, die „Mönche sind arme Schelme. Traue dem Galgenstrick nicht, er würde auch dich essen, wenn er dich gesotten auf den Tisch bekäme."

Garibaldi sagte, jedem solle das bleiben, was er bisher als sein Eigentum besessen habe. Er wolle in der Provinz einen aus Kalabrien gebürtigen, bewährten Mann als Diktator an seiner Stelle einsetzen, ihm sollten sie ihre Ansprüche vortragen und sich seiner Entscheidung unterwerfen. Es wäre möglich, daß jetzt Klöster geschlossen und Mönche und Nonnen dem tätigen Leben zurückgegeben würden; aber niemand dürfe gewaltsam und ungesetzlich ihr Land an sich reißen, das sie mit ihrem Fleiße bebaut hätten. Die Kutte mache keinen besser, aber auch keinen schlechter; auf das Herz komme es an, das darunter schlage.

Eine Reihe von Männern, die sich in die Brust warfen und mit vielen überflüssigen Worten ihre gegen die Tyrannei geführten Kämpfe und der Befreiung des Landes gebrachten Opfer rühmten, fertigte er ebenfalls mit der Hinweisung auf seinen Stellvertreter ab, nicht ohne die Ermahnung hinzuzufügen, daß noch nicht Zeit sei weder an Ausruhen noch an Belohnungen zu denken.

Auf einen Wink Garibaldis näherte sich nun eine junge Frau, die ein zierliches kleines Mädchen an der Hand führte. Sie war nicht schön, aber sehr anziehend durch ein paar dunkler Augen, die ihrem Gesicht einen leidenschaftlichen, verhängnisvollen Ausdruck gaben, das Kind ganz von ihr verschieden, hell, beweglich und vorwitzig. Sie erzählte, daß ihr Mann sie mit Eifersucht quäle und ihrer Ehre zu nahe trete, indem er laut sagt, er glaube

nicht, daß er des Kindes, das sie da bei sich habe, Vater sei. Sie
alles ertragen, auch die Gefahr von ihm umgebracht zn werden; ab
weilen drohe er, dem Kinde etwas antun zu wollen, und sie wüßte nic
sie es schützen sollte. Sie habe weder Vater noch Brüder, Garibaldi
ihrem Manne ins Gewissen reden. Sie schwor, wie wenn der Ta
Jüngsten Gerichtes sei, daß nie ein anderer als ihr Mann sie besessen

Garibaldi ließ den Mann holen, der, etwas unwillig, aber doch li
würdig herbeikam. Sein Aeußeres war gefällig, sein Gesicht fein und
wie das eines Kindes, sein Benehmen von übertriebener Munterkei
bestimmt schien, seine Verlegenheit zu verdecken. Er fing mit großer Ge
keit von den Frauen im allgemeinen zu sprechen an und verlor sich b
Anekdoten und Witze, die treffend und gewagt waren, und die Meng
Umstehenden zum Lachen brachte. Die alte Frau klopfte Garibaldi a
Schulter und sagte: „Söhnchen, laß dir von dem Bajazzo nichts weißm
Er sieht so gut wie jedermann, daß das Kind sein Abdruck ist, und
sollte seine Nase einmal tüchtig darauf stoßen und darin herumrühren,
er sich daran erinnert“. Garibaldi unterbrach das Geschwätz des M
indem er sagte: „Du hättest Unrecht, wenn du deine Frau aus Eif
quältest, aber du hast es doppelt, wenn du es nur tust, um dir die Z
verkürzen.“ Er sprach von der Verehrung, die der Mann seiner Frau sc
sei, besonders wenn sie ihm Kinder geboren habe, von ihrer Opferwi
und Selbstlosigkeit, die sie in hundert großen und kleinen Dingen tägli
weise, und die er ihr nie genug vergelten könne. Er übertreffe sie an Kr
Körpers, und die solle er anwenden, um sie zu schützen, nicht um sie zu schä
Ein Elender sei, wer eine Frau beleidige, die den Schimpf nicht rächen
wie ein Mann. Wenn er sich nicht beherrschen könne, solle er ihm in den
folgen und seine Streitlust an den Bedrückern seines Vaterlandes auslas

Dem Manne, der noch niemals in solcher Weise über die Frauen
sprechen hören, wurde zu Mute, als ob seine Frau plötzlich in eine Heilig
wandelt wäre; er sagte, daß er sie über alles liebte, daß er allerdings ein sch
Mensch und ihrer nicht wert sei, und daß er gerade deshalb immer an
Liebe und Treue zweifeln müsse und suchte sie dabei zu umfassen und ihre
zu ergreifen. Während sie sich ihm schamrot entzog, richtete sie einen Blic
inbrünstiger Dankbarkeit auf Garibaldi, wobei sie ein wenig lächelte, s
ihr dunkles Gesicht wie ein grünes Blatt am gewitternden Himmel leu

Von hier aus marschierte Garibaldi gegen Cosenza, wo ein zahlr
Heer unter dem General Shio ihm den Weg verlegte und seine Lage b
lich zu werden schien, aber auch dieses löste sich nach kleineren Gefechte
ohne ihm größere Verluste beigebracht zu haben. Die Verwilderung
neapolitanischen Soldaten nahm fortwährend zu; General Briganti wurd
seinen eigenen Leuten, die sich bandenweise in die Wälder geworfen h
weil er sie verraten habe, ermordet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bildungs-Verein.

Von Hermann Wagner in Zittau.

I.

Die „Nordböhmische Volksstimme", das Organ der arbeitenden Bevölkerung von Warnsdorf und Umgebung, hatte in ihren Spalten, als „Eingesendet", eines der schönsten Gedichte der nachgoetheischen Periode gebracht. Es führte den Titel „Frei!" und begann mit den Worten: „Ich gleiche dem Adler in schwindelnder Höh'." Wie gesagt, es war herrlich. Ich war sein Verfasser. Mein Name stand kühn unter der letzten Zeile. Kein feiges Pseudonym. Bewahre! Frei vertrat ich mein Lied jener Freiheit, die ich meinte. Mit vollem Namen. Und daß ich's nur gestehe: ich konnte mich kaum satt an ihm seh'n. Zu denken: 600 Abonnenten würden mich lesen! Würden zu der Ueberzeugung gelangen, daß ein Dichter, ein großer Dichter, unter ihnen lebe! Unerkannt, ja verkannt, als simpler Schreiber bei einem Advokaten, Akten kopierend. Es war zweifellos: die Morgenröte meiner neuen Zukunft brach an . . .

In der Tat, sie brach an. Die Macht des gedruckten Wortes war, wie überall, auch in Warnsdorf von hypnotisierender Wirkung. An einem der folgenden Tage erhielt ich nachstehenden Brief: „Geehrter Herr! — Ich habe, als Obmann des sozial-ethischen Bildungsvereines, mit Vergnügen Veranlassung genommen, Ihr herrliches, von edlem Idealismus zeugendes Gedicht in öffentlicher Vereinssitzung zum Vortrag zu bringen. Es hat alle Zuhörer begeistert, ja ich darf sagen: sittlich gehoben. Fahren Sie so fort, junger Mann! Halten Sie das Banner des Idealismus unentwegt hoch und bewahren Sie sich auch ferner Ihre Reinheit und Keuschheit im Denken! Seien Sie von unserem Vereine, werter Gesinnungsgenosse, herzlich gegrüßt! — Moritz Popper, Obmann des Naturheil- und sozial-ethischen Bildungsvereines."

Wer nun glaubt, der Brief habe mich sonderlich enthusiasmiert, der irrt sich. Ich blieb kühl bis an's Herz hinan. So kühl und ernst, daß ich mir beinahe selbst imponierte. Ein im Brusttone der Ueberzeugung hingemurmeltes „Na also!" blieb die einzige Aeußerung meines Stolzes. Kaum noch ein Lächeln unendlicher Blasiertheit. Mein Gott, dieser Brief . . . Das war eben der Anfang. Ich hatte Erfolg. Hatte ich es anders erwartet? Nein, das hatte ich nicht. Das mußte so kommen! Mit Gelassenheit sah ich allem, was die Zukunft bringen würde entgegen und zog aus der verdienten Anerkennung nur die praktischen Konsequenzen. Ich beschloß, dem sozial-ethischen Vereine, dieser Vereinigung sicherlich bedeutender Geister, unverzüglich meine ferneren Dienste zu unterbreiten.

Ich ging zu diesem Zwecke zum Alten und verlangte für den Nachmittag Urlaub. Ich habe ein unaufschiebbares Geschäft. Eine Sache von höchster Wichtigkeit. Eine Tante . . . oder so. Auch sei mir ein Vorschuß von zehn Kronen sehr erwünscht. „Sonst nichts?" fragte der Doktor. Was ich bescheiden verneinte. Der gute Doktor! Es sei ihm hier ein Denkmal gesetzt. Er verdient es. Sechzig Kronen zahlte er mir monatlich dafür, daß ich ihm dienstbar war. Das ist nicht viel, wird der Leser vermutlich sagen. Doch täuscht er sich. Es war viel. Viel zu viel. Denn ich war faul. War fauler als faul. Und weihte jene seltenen Momente, in denen ich fleißig war, nicht den Akten, die geduldig der Erledigung harrten, sondern der deutschen Literatur, die mir nicht einmal dankbar dafür war. Mein Pult war ein Archiv der kostbarsten Manuskripte. Einige Bände Lyrik, ungezählte Novellen, ein großer Roman und zwei tragische Komödien ruhten in ihm. Auch war ich eifrig um meine Bildung bemüht. Ich habe, anstatt Konzepte abzuschreiben, Kant, Schopenhauer und Nietzsche studiert und den Literaturkämpfen von Bleibtreu über Hauptmann bis George stets großes Interesse gewidmet. Bedenkt man schließlich, daß eine Krankheit von seltener Hartnäckigkeit — die Aerzte verstehen sie nicht — mich zwang, im Monat durchschnittlich acht Tage der Arbeit zu entsagen, wird es klar und offenbar werden, daß meine Leistungen eigentlich unbezahlbar waren. Nichtsdestoweniger bezahlte sie der Doktor. In ratenweisen Vorschüssen, ganz nach meinem Belieben. Es war ein guter Mensch. Ein edler Charakter.

Ich ging also am Nachmittage zu Herrn Moritz Popper und wurde sehr freundlich empfangen. Er schüttelte mir kräftig die Hand. „Sie haben sicherlich den Wunsch, einer der Unseren zu werden", rief er aus. „Sie sind uns willkommen. Wir suchen allenthalben Freunde und Genossen, die bereit sind, unsere Ideen zu verbreiten. Die Veredelung des Menschengeschlechtes ist unser Ziel. Wir suchen es zu erreichen, indem wir die Menschen zur Natur zurückzuführen trachten. Wir kämpfen gegen den Tabak, den Alkohol und die unkeusche Liebe. Ueberhaupt gegen jegliche Genüsse materieller Art, da sie das sittliche Gefühl untergraben. Es ist unser Bestreben, all' unser Tun und Lassen nur vom Standpunkte des ethisch Reinen zu regeln. So erblicken wir zum Beispiel in der Zeugung eine der vornehmsten und idealsten Funktionen der Natur und verdammen allen Geschlechtsverkehr, sofern er sich nicht die Fortpflanzung zum Ziel macht. Schon unser herrlichster Dichter, Schiller, sagt . . ."

Was unser herrlichster Dichter, Schiller, je zur Frage der Zeugung gesagt hat, weiß ich leider nicht mehr zu berichten. Das Zitat war sehr lang und bestand, wie mich deucht, aus Jamben. Ebenso muß ich es mir versagen, die ganze Rede Moritz Poppers hier zu verzeichnen, obwohl sie es, schon ihrer schwungvollen Rhetorik wegen, sicherlich verdiente. Aber auch sie war viel zu lang und mein Gedächtnis für Dinge der Moral, schon damals, sehr kurz. Jedenfalls enthielt sie ganz enorme Mengen von Idealismus und

hat sogar mich überzeugt. In ehrlicher Begeisterung habe ich Moritz Popper geschworen, nie mehr zu rauchen, fortan weder Wein, noch Bier, noch Schnaps zu trinken und ein Weib liebend nur dann zu umschließen, wenn, aus sittlicher Absicht geboren, mich die Neigung anfallen sollte, zu zeugen. Moritz Popper war sichtlich ergriffen. Er stand nicht an, mich zu umarmen und nannte mich fortan Genosse. Mit bewegter Stimme sagte er: „Ich heiße Sie in unserer Mitte, werter Genosse, herzlich willkommen! Es war schon längst unser Wunsch, einen wirklichen Dichter in unseren Reihen zu haben. Helfen Sie uns das Gute und Edle unter den Menschen verbreiten, unterstützen Sie uns im Kampfe gegen die finsteren Mächte des Materialismus! In unserem Vereine gibt es eine Unzahl von braven Jünglingen und ehrbaren Jungfrauen, deren Herzen ausnahmslos für Literatur und Kunst hell entflammt sind. Manche von ihnen haben sich auch als Dichter versucht, wenn auch nicht in jener Formvollendung wie Sie, lieber Genosse. Helfen Sie den Guten! Seien Sie ihnen ein Wegweiser in den weiten Gefilden unserer Dichtkunst! Wenn Einer es vermag, dann sind Sie es!"

Ich zerdrückte gerührt eine Träne. Ich war unfähig, etwas zu sagen. Dem Schwunge solcher Rede war ich widerstandslos preisgegeben. Stumm ergriff ich Moritzens Hand. „Nur noch eins", sagte er lächelnd. „Sie schulden an Vereinsgebühren drei Kronen sechzig. Sie sind halbjährig pränumerando zahlbar."

Und verschämt, als entweihe ich einen großen Augenblick, zog ich den mageren Beutel.

2.

Im Reformspeisehause „Thalysia" des Gesinnungsgenossen David Wimmer, in dem man nur alkoholfreie Getränke verzapfte und aus Pflanzen aller Art, aus Getreide, Obst, Gemüse und dergleichen — wie mich bedünkt, auch aus Gras — Dinge zu bereiten verstand, die aussahen wie wirkliche Speisen, in diesem gesinnungstüchtigen Vegetarierheime also sollte ich das erste Mal einer Sitzung des sozial-ethischen Bildungsvereines beiwohnen.

Moritz Popper hatte mir einen Kartenbrief geschrieben. „Finden Sie sich heute abend um acht in der „Thalysia" ein. Ich habe einige unserer eifrigsten Mitglieder eingeladen, mit denen ich Sie bekannt machen will. Die Zusammenkunft soll den Charakter eines literarischen Debattierabends tragen. Sie sollen vorlesen. Bringen Sie also eigene Dichtungen mit oder sonst ein Werk von poetischer Bedeutung. Aber nur etwas, dessen Tendenz in den Rahmen unserer idealen Ziele paßt!"

Bringen Sie eigene Dichtungen mit . . . Wie schön Moritz Popper das sagte! Der Respekt vor dem, wenn auch erst werdenden Genie klang deutlich heraus. Gott sei Dank, es gab noch Intelligenzen! Es gab noch Männer von Geschmack, die das Talent, das im Verborgenen blühte, zu finden und zu fördern verstanden! Es war mir ganz warm ums Herz geworden. Die guten Leute! Voll Vertrauen kamen sie zu mir, voll Wohlwollen und Güte,

bereit, meine längsten Balladen anzuhören. Der Idealismus war, das sah ich ein, nun doch kein leerer Wahn und ich beschloß, mir von ihm so viel als möglich anzueignen. Aber man sollte sich in mir auch nicht täuschen! Ich wollte mich dankbar erweisen. Das Schönste, was ich geschrieben hatte, sollte man hören . . .

Das Schönste! Mit Eifer ging ich daran, diesen Superlativ meiner literarischen Produktion zu erforschen. Und das war nicht leicht. Denn es stellte sich heraus, daß ich nichts, aber auch wirklich nichts geschrieben hatte, das nicht als schlechthin „Bestes" hätte bezeichnet werden müssen. Da war die Wahl natürlich schwer. Um zu Ende zu kommen, appellierte ich schließlich an das Schicksal. Blind griff ich in den Wust von Manuskripten und zog eine Novelle heraus, die den schönen Titel „Der Schrei nach Liebe" führte. Ich hatte sie immer für den ersten Schritt einer Hinaufentwicklung vom knöchernen Naturalismus zu den Formen des göttlichen Aretino gehalten und sie war sicherlich kein kleines Meisterwerk. Für das Volk, dachte ich, das mich ehrt, ist sie gerade gut genug und es soll sie hören. Aber da fiel mir plötzlich ein: die Tendenz! War die Tendenz mit den idealen Zielen des sozial-ethischen Bildungsvereines vereinbar? Mit Schrecken erkannte ich: sie war es nicht! Und voll Bestürzung suchte ich weiter. Ich förderte Sachen zu Tage, deren Entstehung in meine reinsten Jünglingsjahre zurückreichte, in jene Zeit, da ich die kurzen mit den langen Hosen noch nicht lange vertauscht und soeben die verheerenden Wirkungen der ersten Zigarre siegreich überwunden hatte. Aber o siehe: auch ihre Tendenz war nicht getragen von jener Idealität, die alkohol- und nikotinfrei war und in den Aeußerungen der Liebe vor allem das sittliche Moment der Zeugung als Fort- und Hinaufpflanzung betonte! Ja, es schien mir, daß, je weiter ich in meine Jugend zurückging, alles, was ich an Idealen besaß, blässer und blässer wurde, mein Materialismus hingegen, namentlich was die Liebe betraf, immer roher und schwärzer. Was war da zu machen? Bang frug ich es mich und wußte darauf keine Antwort. Ich konnte mich nicht länger darüber täuschen: ich war nicht der Mann für die Leute um Moritz Popper. Es fehlte mir entschieden jene Reinheit und Keuschheit des Denkens, die der Meister so sehr von mir wünschte. Und was immer ich an eigenen Dichtungen den Braven vorlesen würde, sie, die willigen Hörer, würden darin schmerzlich jenes ethisch Reine vermissen, nach dem sie, konsequent und zielbewußt, all' ihr Tun und Lassen zu regulieren sich bestrebten . . .

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich, so schwer es mir auch wurde, nach „sonst einem Werke von poetischer Bedeutung" umzusehen, das ich vorlesen konnte. Trost gewährte mir nur der Gedanke an eine bessere Zukunft. Ich würde die Leute belehren. Sollte ich ihnen nicht ein Wegweiser sein in den weiten Gefilden unserer Dichtkunst? Bei Gott, ich war bereit! Mit Engelszungen wollte ich zu ihnen reden und sie von der Berechtigung und Notwendigkeit neuer ästhetischer Werte überzeugen. Alle Neuschöpfungen unserer Modernen, soweit sie mir durch Pump oder Ratenzahlungen erreichbar

waren, wollte ich ihnen vermitteln und über Warnsdorf ein Kunstverständnis verbreiten, dessen sich eine Großstadt nicht würde zu schämen brauchen.

Mit diesem Vorsatze ging ich in die „Thalysia", die Brust von frohen Hoffnungen geschwellt. In der Tasche trug ich einen Band von Otto Erich Hartleben, der die lustige Geschichte vom „Einhornapotheker" enthielt. Des Erfolges war ich sicher. Dieser berückenden Form, diesem sprühenden Witz würde niemand widerstehen können. Ich sah Menschen vor mir, die wie rasend applaudierten, sich vor Lachen wanden und wälzten . . .

3.

„Liebwerte Gesinnungsgenossen! Ich führe heute ein neues Mitglied in unseren Kreis ein: diesen jungen Mann, den ich Ihnen bestens empfehle. Ich hatte Gelegenheit, ihn als einen wackeren Idealisten zu erproben. Sie alle wissen, wie verdorben unsere heutige Jugend ist, wie wenige ihrer Vertreter bereit sind, dem Banner des Edlen und Guten zu folgen. Um so freudiger begrüßen wir es, wenn zuweilen doch noch einer dieser Braven sich findet. Gesinnungsgenossen! Unser junger Freund ist einer dieser Braven! Fleißig, strebsam und unermüdlich in seinem Fache, vergiftet er die wenigen Stunden der Muße, die die geliebte Arbeit ihm läßt, nicht mit den Genüssen eines ausschweifenden Lebens, sondern weiht sie der Muse: er dichtet! Unserer Jugend stelle ich ihn als ein leuchtendes Beispiel hin: möchte sie ihm nachahmen! Viel zu wenig noch ist die edle Kunst des Dichtens unter dem Volke verbreitet, viel zu wenig wird sie geübt und beachtet! Und doch ist sie, mit einigem Fleiße und gutem Willen, nicht schwer zu erlernen! Seien wir daher, eingedenk unserer erhabenen Ziele, darauf bedacht, ein Volk von Dichtern und Denkern zu erziehen, ruhen wir nicht, ehe es uns gelungen ist, den Trieb, zu dichten, in aller guten Menschen Herzen zu pflanzen! Gesinnungsgenossen! Unser junger Freund wird uns darin unterstützen! Er wird uns, aus reicher Erfahrung heraus, das Beste und Schönste, das die moderne Literatur bietet, vermitteln und schon heute den „Einhornapotheker" zum Vortrage bringen, ein bedeutsames Werk des Schriftstellers Otto Erich Hartleben, das ich zwar noch nicht kenne, von dessen ethischen und erzieherischen Tendenzen ich aber schon im voraus überzeugt bin. Ich bitte daher um ungeteilte Aufmerksamkeit und Ruhe! Unser junger Freund hat das Wort!"

Moritz Popper hatte sehr schön gesprochen. Sein Apostelgesicht glühte und ein sieghaftes Lächeln umstrahlte seine Lippen. Stets zwang er die Hörer. Mit großer, weit ausholender Geste stand er vor ihnen, sprach anfangs leise, vibrierend, ließ die Stimme dann wachsen, höher und brausender, bis sie endlich in jenem tragischen Forte austönte, das unwiderstehlich war.

Die Wirkung war denn auch mächtig. Ein wahrer Beifallsturm brach los und man klatschte wie rasend. Der Kaufmann Jakob Lederer, der mir gegenüber saß, rief unaufhörlich „Bravo!" und ein Drechslermeister Benno Schmidt schrie aus einer Ecke in höchstem Diskant: „Sehr richtig! Sehr

richtig!" Frau Lederer, eine üppige Vierzigerin, lächelte mich wohlwollend an: sie bemutterte mich. Fräulein Mariechen Kreibich hingegen, ein achtzehnjähriger lieber Schneck, blickte mit roten Backen hold verschämt zu mir herüber, als wollte es stammeln: „Ich liebe dich!" Nur die Industriallehrerin Fräulein Katharina Pomeisel — 30 Jahre — schien mir nicht ganz gewogen. Ihre Blicke hatten etwas beängstigend Mißtrauisches und ich wurde den Gedanken nicht los, daß sie mich kenne.

Ich hatte indessen nicht Zeit, das Furchtbare dieser Vorstellung auszudenken, da Moritz Popper energisch an sein Glas klopfte und Ruhe gebot. Tiefe Stille trat ein. Aller Augen waren auf mich gerichtet. Ich sollte nun sprechen.

„Verehrte Anwesende!" begann ich. „Ich hatte ursprünglich die Absicht, meiner Vorlesung einige erklärende Bemerkungen vorangehen zu lassen. Der Autor, mit dem ich Sie bekannt machen will, ist nämlich nicht in dem Sinne ethisch, der vielfach der landläufige ist. Seine Methode, zu erziehen, ist nicht positiver, sondern mehr negativer, ja zersetzender Art. Das sollte sie nicht befremden. Ich wollte Ihnen sagen, warum ich ihn für bedeutend, ja für berückend halte, warum ich ihn liebe und warum ich wünsche, daß auch Andere ihn lieben und lesen. Leider bin ich kein Redner. Weiß, was ich auf dem Herzen habe, nicht in so schöne Worte zu kleiden wie unser verehrter Herr Popper und muß fürchten, Ihre Aufnahmefähigkeit für das Werk durch langatmiges Gerede nur zu trüben. Deshalb soll das Werk ganz allein zu Ihnen sprechen! Ich hoffe, daß sein Humor auf Sie ebenso wirken wird, wie er auf mich gewirkt hat: befreiend . . ."

Herr Lederer klatschte Beifall. „Bravo!" rief er aus und nickte billigend mit seinem kahlen Schädel „Sehr richtig! Sehr richtig!" piepste es auch aus jener Ecke, in der der Drechslermeister Benno Schmidt saß. Selbst der Meister war zufrieden. „Lesen Sie nur vor", sagte er gütig. „Sollten sich am Schlusse Erklärungen als nötig erweisen, so werde ich sie schon geben."

Endlich! Der letzte Rest von Befangenheit war wie weggeblasen. Mein Mut stieg ins Ungemessene: ich war bereit, die Schlacht zu schlagen! Tapfer tat ich noch einen Zug aus dem bitteren Kelche, den David Wimmer vor mich hingestellt hatte, rückte an meinem Kragen, räusperte mich und hub an: „Der Einhorn — Apotheker . . ."

* * *

Ich muß wohl schlecht gelesen haben. Oder hat Hartleben keinen Witz? Oder lags gar an den Hörern: verstand man mich nicht? Wer weiß. Ich will es nicht weiter ergründen. Es genüge das Faktum: ich hatte einen totalen Mißerfolg . . ."

Im Anfange, während der ersten halben Stunde, war ja alles so halbwegs gegangen. Ich hatte ruhig, langsam, deutlich, ja geradezu behaglich gelesen. Die liebe Geschichte! Ich konnte sie ja fast auswendig! Keine ihrer

vielen Spitzen und Sottisen ließ ich mir entgehen, brachte sie alle mit Nachdruck, fein nuanciert, heraus. Herrgott, die mußten doch wirken! Aber nein — das taten sie nicht. Ich geriet langsam ins Feuer. Wurde immer hitziger und gewagter, betonte, was immer zu betonen war, doppelt und dreifach und kredenzte die Pointen unter Aufbietung aller meiner mimischen Künste. Vergeblich. Kein Lachen. Nicht einmal ein Lächeln . . . So ein kleines, schüchternes Lächeln — was hätte ich dafür gegeben! Doch im sozial-ethischen Vereine lachte man nicht. Man hörte mir ruhig, man hörte mir aufmerksam zu, mit jenem ehrfurchtsvollen Respekt, der vor jedem literarischen Erzeugnis, sofern es gedruckt ist, geboten erscheint. Bis . . .

Ja, bis ich an die verhängnisvolle Stelle gelangte. An jene Stelle, an der von dem entzückenden Leberflecke die Rede ist, der sich an einer weiblichen Hüfte befand. Sind, frage ich, Leberflecke an und für sich denn schon sündhaft? Können sie, objektiv betrachtet, je entsittlichend wirken? War es artig, daß Fräulein Katharina Pomeisel ob des besagten Leberfleckes schamrot wurde, sich erhob und unter Protest das Zimmer verließ?

Ich will es, wie gesagt, nicht weiter ergründen. Will auch die Behandlung vergessen, die der sozial-ethische Verein nach dem Pomeiselschen Proteste mir zu teil werden ließ: wie er, murmelnd und murrend, mir seine Aufmerksamkeit entzog, beleidigende Zurufe machte und sich zu der vagen Behauptung verstieg, ich machte mich über ihn lustig. Ich will es vergessen. Gab es doch Einen unter den Vielen, einen Einzigen, der, wie ein Fels in dem wogenden Meere der Meinungen, ruhig und standhaft blieb und lächelnd die Aufregung dämpfte: den Meister . . .

Ich hatte ihn nicht verkannt. Er war anders als die Anderen, besser und klüger. Gewandt und energisch verschaffte er sich Ruhe. Voll imponierenden Selbstbewußtseins stellte er sich vor die Seinen und sprach: „Liebwerte Gesinnungsgenossen! Ich sehe mich genötigt, die Tendenz des vorgelesenen Werkes, die bedauerlicher Weise mißverstanden wurde, schon jetzt zu erläutern. Gesinnungsgenossen! Diese Tendenz ist nicht sündhaft, sie ist durchaus einwandfrei und sittlich! Wie unser junger Freund schon im Anfang betonte, ist die Methode des Autors, zu erziehen, weniger positiver als negativer Art: sie baut nicht auf, sie reißt nieder; sie erhebt nicht, sie schreckt ab! Mit einer Drastik, die geeignet ist, in uns Abscheu zu erregen, wird die moderne Genußsucht, werden Alkohol und unkeusche Liebe geschildert. Mit bitterer Ironie wird dargetan, wohin es führt, wenn, vom Idealismus verlassen . . .“

* * *

Ich habe nur noch eins zu bemerken: dem sozial-ethischen Bildungsvereine gehöre ich nicht mehr an.

Vorlesungen von Friedrich Nietzsche.

Mitgeteilt von Ernst Holzer in Ulm.

In der sogenannten Nietzscheliteratur ist vom Philologen Nietzsche sehr wenig und meist sehr nebenbei die Rede. Spätere Aeußerungen Nietzsches, die hier nicht wörtlich angeführt zu werden brauchen, können in der Tat verführen, den Philologen zu leicht zu nehmen. Und doch weiß der Kenner, daß man den ganzen Nietzsche, insonderheit sein geistiges Werden, einfach nicht verstehen kann, ohne sein Verhältnis zum Altertum zu ergründen. Das Beste, was bis jetzt darüber gesagt worden ist, steht in dem geistvoll glitzernden Buche Karl Joëls (Nietzsche und die Romantik 1905, S. 279 ff.). Über eine erschöpfende Darstellung des Kapitels „Nietzsche und das Altertum" bleibt noch zu schreiben: außer dem, was bei Nietzsche selbst und den Zeugen zu lesen ist, müssen seine philologischen Schriften, besonders die, welche Entwurf geblieben, und seine akademische Lehrtätigkeit viel genauer in Betracht gezogen werden, als bisher geschehen ist. Aus der letzteren soll im folgenden eine kleine Probe mitgeteilt werden, die ein nicht bloß biographisches Interesse beanspruchen dürfte. Einige kurze vorläufige Bemerkungen seien gestattet.

Rein Philologisches hat Nietzsche relativ wenig geschrieben. Die an verschiedenen Orten zerstreuten Abhandlungen sind nur den Fachmännern bekannt, welche sie in neuester Zeit gelegentlich etwas geringschätzig zitieren. Manches darin ist überholt; die letzten vierzig Jahre haben eine so intensive Tätigkeit auf dem Gebiet der griechischen Literaturgeschichte, speziell der literarhistorischen Quellenforschung, gezeitigt und die Auffindung neuen Materials hat den ganzen Horizont dermaßen erweitert, daß das Gegenteil ein Wunder wäre. Was von den heute in Fachkreisen herrschenden Ansichten in abermals vierzig Jahren sich noch als haltbar erweisen wird, kann sich niemand im Ernst ausdenken.

Wichtig und noch wenig beachtet ist, daß auch hier das Veröffentlichte nur ein Bruchteil dessen ist, was Nietzsche geplant, entworfen und vorbereitet hat. Auch diese philologischen Jugendarbeiten waren in großem Stil konzipiert; das Meiste ist halb- und dreiviertelfertig zurückgeblieben. Nietzsche trug sich mit dem Gedanken „Prolegomena zur griechischen Literaturgeschichte" zu schreiben, die veröffentlichten Arbeiten waren ihm nur Vorarbeiten zu dem ihm vorschwebenden Ganzen, zu dem er in den Jahren 1867—68 eine Fülle von Niederschriften häufte.[1]) Genau wie später bei der „Umwertung" und eigentlich immer!

Wie wäre wohl Nietzsches weitere Entwicklung verlaufen, wenn er 1869 oder 1870 Privatdozent in Leipzig geworden wäre? Daß die schließliche

[1]) Erwin Rohde, dessen Studien anfänglich eine andere Richtung verfolgten (O. Crusius, Biogr. S. 12), hat eine mächtige Anregung durch diesen Nietzscheschen Studienkreis erfahren (Crusius S. 19, vgl. auch Ges. Briefe II, S. 26. 41), er hat später, natürlich in völliger Unabhängigkeit, manches Thema ausgeführt, das von Nietzsche in jener Frühzeit begonnen und skizziert war (z. B. γέγονε bei Suidas). Gesetzt, man mißversteht den Ausdruck nicht absichtlich, so möchte ich sagen, Rohde hat den Philologen Nietzsche gewissermaßen beerbt.

Loslösung von der Philologie auch so eingetreten wäre, bezweifelt wohl niemand, der die privaten Aufzeichnungen und die Briefe z. B. an Deussen und Rohde (II, 94, 97) aufmerksam durchgelesen hat. Vielleicht früher, vielleicht später. Auch für den Philologen war die frühe Berufung nach Basel verhängnisvoll.[1])

Nietzsche war mit einem Schlag offizieller akademischer Lehrer. Dies bedeutete für ihn, da er auch am Pädagogium zu lehren hatte, eine schwere Arbeitslast, es hieß eine Reihe von Vorlesungen neu entwerfen, gewissermaßen von der Hand in den Mund leben — seine angefangenen philologischen Arbeiten bleiben zunächst liegen. Was er an solchen in Basel veröffentlicht hat, geht sämtlich auf die Arbeiten des Jahres 67/68 zurück (Vgl. auch an Rohde, II, 196). Nur die Studien über griechische Rhythmik, die ein Torso blieben, kamen neu hinzu. Die Lehrerstellung trieb ihn förmlich dazu, sofort aufs Ganze zu gehen und sich noch früher der philologischen Spezialforschung zu entfremden, als das in einer Leipziger Privatdozentenstellung möglich gewesen wäre. Sie trieb ihn auch förmlich dazu, öffentlich als Bekenner aufzutreten, zuerst in Vorträgen, dann in den Unzeitgemäßen Betrachtungen, die er mit nicht mißzuverstehender Absichtlichkeit mit seinem vollen Titel zeichnete.

Die mächtigen persönlichen Einflüsse in der Basler Zeit (Burckhardt, Wagner) sind bekannt und oft geschildert worden, eben so oft die geistige Entwicklung dieser Jahre, wie mich dünkt, fast immer zu groblinig, der 10jährige Kampf, der schließlich zur großen Loslösung geführt hat.

Nietzsche sah von Anfang an in der Professur nicht das hohe Endziel wie andere Menschen, von Anfang an ahnte er im Geheimen die Möglichkeit einer Loslösung: das steht deutlich zu lesen in dem herrlichen Briefe an Gersdorff Band I, S. 137 f. Aber ein Mann wie Nietzsche ist nichts halb. Zarathustra kocht sich noch jeden Zufall in seinem Topfe. Nach allem, was wir wissen und hören, war er ein vortrefflicher akademischer Lehrer. Aber es gibt hier eine Lücke in der biographischen Literatur über ihn. An pietätsvollen Schilderungen ehemaliger Schüler fehlt es nicht, ein Philologe ist, soviel ich sehe, nicht darunter. Viele verleugnen ihn jetzt begreiflicherweise. Vielleicht wird man diesen Herbst auf der Philologenversammlung in Basel, wo die Erinnerung an den Lehrer noch nicht erloschen sein kann, irgend ein Zeugnis über den Philologen hören, dessen Name einen Glanz eigener Art auf die „Winkeluniversität“[2]) geworfen hat. Wir wollen es abwarten.

Daß dieser Verschwender an Geist auch in seinen Vorlesungen so manchen Funken versprüht, daß er sein Amt als geistiger Anreger im höchsten Sinn genommen haben wird, das konnte sich jeder Kenner Nietzsches von vornherein denken. Die feinen Gedanken über die Griechen in den späteren Büchern, die Rohde noch entzückten, als er dem Freunde schon innerlich fremd geworden, — der spärliche Ersatz für das geplante, für die fünfziger Jahre

[1]) Ich habe es einmal (Vorbericht zu Nietzsches Werken IX, S. XVII) schüchtern als „nicht undenkbar“ bezeichnet, daß Ritschl etwas Vorsehung gespielt habe. (Daß die Anfrage „zuerst“ von Basel kam, war mir natürlich kein Beweis dagegen. Wir wissen alle, wie derlei gemacht wird.) Es schien mir kaum denkbar, daß einem Manne, wie Ritschl, die vielen Möglichkeiten, die in dem jungen Nietzsche lagen, entgangen sein sollten, z. B. sein Trieb zur Philosophie. Nietzsche selber hat es wenigstens zu irgend einer Zeit einmal so angesehen, Briefe III, 1, S. 70. Da indes der Schwiegersohn Curt Wachsmut, mit einiger Lebhaftigkeit, Ritschl dagegen ausdrücklich verwahr hat, so will ich gern glauben, daß Ritschl in dem begabten Schüler eben nichts als den künftigen Philologen sah und daß ich seinen Scharfblick unnötigerweise überschätzt habe.

[2]) Natürlich Zitat, aus dem bekannten Grenzbotenartikel! Wer war denn eigentlich der furiose Kritiker? ist es noch nicht Zeit seinen Namen zu erfahren? eine bescheidene Unsterblichkeit in der Art von Manso und Hanslick wäre dem Mann sicher.

aufgesparte „Griechenbuch" — stammen ja in der großen Mehrzahl aus den Baseler Jahren. Man konnte sich das, wie gesagt, denken. Aber eine Probe, wie Nietzsche in Basel lehrte, geben zum erstenmal die folgenden Fragmente.

Nietzsche las 3 Semester hindurch über griechische Literaturgeschichte, Winter 74/75 und Sommer 75 je dreistündig über die Geschichte der einzelnen Gattungen. Im Winter 75/76 las er 1—2stündig den Schluß. Diese Vorlesung ist nicht fertig geworden: Weihnachten brach seine Gesundheit zusammen. (Biogr. II, 1, S. 192 ff.) Von hoher Warte wirft er den Blick rückwärts und fragt nach den Bedingungen, welche eigentlich die griechische Literatur zu einer klassischen gemacht hätten. Die Fragestellung verrät schon, wo sein kardinales Interesse lag, und wie weit er von dem modernen Historizismus entfernt war, der momentan fast auf allen Punkten gesiegt hat. Viele Leute wissen nicht, wie aktuell Nietzsches Stellung zu gewissen Zeitfragen ist: heute, wo es eine „klassische" Philologie kaum mehr gibt, wo der Riß zwischen Hoch- und Mittelschule sich zusehends vergrößert, heute ist nichts so zeitgemäß als die zweite Unzeitgemäße . . .

Abgedruckt sind, mit einigen durch eckige Klammern bezeichneten Auslassungen, die vier ersten Vorlesungen und die zehnte des III. Teils. Auf einen schulmeisterlichen Kommentar, der jedesmal angäbe, wo die moderne Wissenschaft anderer Ansicht ist, habe ich verzichtet; von den Belegstellen, unter denen mehrere apokryph sind, sind nur wenige hergesetzt, da an ein weiteres Publikum gedacht wird. Der zünftige Philologe, der etwa davon Notiz nimmt, weiß ohnehin, daß manches problematisch ist (besonders in Kap. II f.); er wird aber trotz manchen Widerspruchs das Ganze schwerlich ohne Anregung lesen. Es kommt ja hier gar nicht auf die Einzelheiten an, sondern auf die Art Nietzsches die Dinge zu sehen, auf die Synthese, auf den großen Zug seiner Darstellung. In dem starken Heraustreiben einiger weniger Züge, in seiner Einseitigkeit liegt seine Stärke und seine Schwäche.

Stilistisch da und dort nachzubessern, wozu die Versuchung außerordentlich nahelag, konnte mir nicht beikommen. Es sind erste Niederschriften. Nietzsche hat nur einige Notizenzettel vor sich, skizziert in seinem Heft vor jedem Kapitel eine kurze Disposition und schreibt dann in raschem Zuge zusammenhängend nieder. Ferner: „eine Rede ist keine Schreibe". Wie wenig diese Vorlesungen den strengen Ansprüchen genügt hätten, die der Schriftsteller an sich zu stellen gewohnt war, zeigt eine Vergleichung des Kap. II mit dem feingeschliffenen Aphorismus in der Fröhlichen Wissenschaft.

Eine kürzere Ausführung über Rhythmus usw., die im Manuskript vor den Vorlesungen steht und in der zusammenhängenden Niederschrift so gut wie nicht verwendet ist, schien mir charakteristisch genug, um sie an die Spitze des Ganzen zu stellen.

Ulm, den 5. Juni 1907.

Wie die Menschen selbst in dem, was sie zur Erleichterung des Daseins erfinden, neue Mühsal und Arbeit auf sich laden, und wie ernst das Leben aussieht, wenn man auf die Geschichte seiner heitersten Züge blickt, davon gibt die Poesie und überhaupt die kunstmäßige Behandlung der Sprache einen Beweis. Der milde Glanz, den die Dichter über die Welt wie einen Staub

von Schmetterlingsflügeln zu legen wissen, ist ihr nicht wie von ungefähr angeflogen. Die Summe von Arbeit, welche die Menschen allein auf so etwas, wie der Rhythmus ist, verwendet haben, zeigt, wie schwer es sich lebt und wie ungeheuer der Trieb sein muß, diesem Gefühl der Schwere wenigstens für Augenblicke zu entfliehen. Wäre das Leben zu allererst nur ein Problem der Erkenntnis und läge seine Schwere vor allem darin, daß es rätselhaft wäre, so könnte es, mit Schopenhauer zu reden[1]) „fast als ein Hochverrat gegen die Vernunft erscheinen, wenn einem Gedanken, oder seinem richtigen und reinen Ausdruck, auch nur die leiseste Gewalt geschieht, in der kindischen Absicht, daß nach einigen Silben der gleiche Wortklang wieder vernommen werde, oder auch, damit diese Silben selbst ein gewisses Hopsasa darstellen". Aber weil das Leben die Empfindung so unregelmäßig erregt und deshalb schmerzhaft ist, so „folgen wir jedem regelmäßig wiederkehrenden Geräusch innerlich und stimmen gleichsam mit ein. Dadurch werden nun Rhythmus und Reim teils ein Bindemittel unserer Aufmerksamkeit, indem wir williger dem Vortrag folgen, teils entsteht durch sie in uns ein blindes, allem Urteil vorhergängiges Einstimmen in das Vorgetragene, wodurch dieses eine gewisse emphatische, von allen Gründen unabhängige Ueberzeugungskraft erhält". (a. a. O. I, S. 323.) Der Zauber im Rhythmus liegt in einer ganz elementaren Symbolik, vermöge deren wir im Regelmäßigen und Geordneten ein höheres Reich, ein Leben über oder außer diesem unregelmäßigen Leben verstehen; was an uns es in der Gewalt hat, sich rhythmisch zu bewegen, das folgt dem Andrängen jenes symbolischen Gefühls und bewegt sich ebenso oder fühlt mindestens eine starke Innervation dazu. Je erregbarer und ursprünglicher ein Mensch ist, um so mehr wirkt der Rhythmus auf ihn — wie ein Zwang zum Nachbilden des Rhythmus uns erzeugt jenes „blinde, allem Urteil vorhergängige Einstimmen". Es ist ein Zwang, der gewöhnlich mit Lust verknüpft ist, aber er kann so plötzlich an den Seelen reißen und sie überwältigen, daß er mehr noch einem schmerzhaften Krampfe gleichkommt. Selbst dieses schmerzhafte Folgen und Sich-fortziehenlassen wird aber für den, welcher mitten in der Not des Lebens steht, noch als Reiz, Abziehung, Entrückung, Vergessen gelten können — dessen sind sich die Dichter und Musiker aller Zeiten bewußt gewesen; sie glaubten den Druck des Daseins zu erleichtern, selbst wo sie Schmerzen machten. Und so nahmen sie selbst das Leben schwer, und erfaßten ihre Kunst mit einem ungemeinen und verzehrenden Ernst, so daß nun wieder die Betrachtung ihrer jahrtausend alten Geschichte zum Ernste mahnt und zum Bilde des Lebens den letzten Strich hinzutut: ist doch in ihm nichts tragischer als daß gerade die Erleichterer und Beglücker des Lebens an ihm tiefer zu leiden, härter zu tragen hatten, als alle die Welteroberer und Weltvernichter. Vielleicht liegt dies darin, daß sie etwas wollen, was dem Charakter des Daseins widerstrebt, daß sie an den Pfeilern der düstern Not-

[1]) Ausgabe von Grisebach, Reclam II, S. 502.

wendigkeit zu rütteln sich unterfangen: sie können über den Charakter des Daseins nur auf kurze Zeit sich und andere täuschen — diese Täuschung ist ja das Wesen der Kunst — aber dafür rächt sich an ihnen auch fortwährend das böse Gewissen und Wissen aller Künstler, wie sie den Dingen eine Larve mit reineren, freieren Zügen aufsetzen wollen, die immer wieder herabfallen muß. Ja wenn Plato Recht hätte! Wenn der Mensch ein schönes Spielzeug in der Hand der Götter wäre! Wenn das Leben als eine Kette edler Spiele und Feste angeordnet werden könnte! Wenn das Dasein nichts als ein ästhetisches Phänomen wäre! Dann würde der Künstler nicht nur der vernünftigste, weiseste Mensch sein, er fiele nicht nur mit dem Philosophen in Eins zusammen, er würde auch das leichteste Leben haben und dürfte mit gutem Gewissen wie Plato sagen: die menschlichen Dinge sind großen Ernstes nicht wert. — Ob wir freilich dann eine Kunst haben würden? Ob der Künstler entstanden sein würde, wenn der Mensch selber ein Kunstwerk wäre? Ob nicht gerade das Dasein der Kunst beweist, daß alles Dasein ein unästhetisches böses und ernstes Phänomen ist? Man erwäge doch einmal, was ein wirklicher Denker, Leopardi, sagt: Es wäre doch wahrlich zu wünschen, daß die Menschen keine Kunst nötig hätten .... (1875.)

1. Die klassische Literatur der Griechen als Erzeugnis einer unliterarischen Bildung.

Hier sind mehrere Begriffe zu bestimmen: klassische Literatur der Griechen im Gegensatz zu einer unklassischen, unliterarische Bildung im Gegensatz zu einer literarischen Bildung. Von letzterem auszugehen:

Die Bildung der neueren Zeit ist eine literarische, sie beruht auf dem Lesen. Grad der Verbreitung dieser Fertigkeit — nicht etwa der Grad des Gutsprechens, was viel natürlicher erschiene! — gilt als Maß der Kultur eines Volkes. Dies setzt stillschweigend voraus, daß das schon da sein müsse, was gelesen zu werden verdiene und woraus die Bildung dann erwachse: also auf der Existenz von bildenden, klassischen Büchern. Denn nicht das Lesen an sich und ebensowenig das Lesen von allem Beliebigen kann die Bildung schaffen: man würde diese Fertigkeit für unnütz oder für schädlich halten müssen, besonders in Hinsicht auf die große Masse, wenn nicht der Maßstab des Lesenswerten schon da wäre. Also: eine literarische Bildung einer Zeit ruht auf der Anerkennung einer klassischen Literatur als deren Grundlage. Nur in Hinsicht auf sie hat die Forderung des Lesens Sinn. Könnte jemand nachweisen, die oder jene Literatur sei gar nicht klassisch, sogar schädlich, so würde von dieser Seite aus das Nichtlesen verlangt werden. So dachte in Betreff der griechischen Literatur die katholische Kirche, so auch der Kalif Omar, als sein General Amru wegen der alexandrinischen griechisch

geschriebenen Bibliothek (zu Gunsten des Johannes Philoponos) anfragte: „Stimmen die Bücher mit dem Koran, dem Worte Gottes, dann sind sie überflüssig und brauchen nicht erhalten zu werden; stimmen sie nicht, dann sind sie gefährlich, lasse sie also verbrennen!“ Die griechischen Bücher sollten also nicht gelesen werden.

Ein Volk, welches eine literarische Bildung hat, dessen Kultur auf anerkannt klassischen Büchern ruht, — wird es eine klassische Literatur erzeugen? Es ist unwahrscheinlich; es scheint überflüssig. Aber es wird viel Literatur erzeugen können, durch Nachahmung, Wetteifer, Erklärung der klassischen Bücher usw. So bei der christlichen Literatur, so bei der buddhistischen, so auch bei der hellenistischen Literatur. Die spätere griechische und die römische Literatur ruht auf dem Kanon der älteren klassischen.

Unsere deutsche Literatur ruht auf der antiken vornehmlich, teils auf der französischen.

Aber wo wir originale klassische Literaturen finden — worauf ruhen die? Das ist eben das Problem.

Sie sind nicht das Erzeugnis einer literarisch gebildeten Zeit oder literarisch gebildeter Volksklassen. Sie sind nicht nach Vorbildern gemacht. Die Klassizität ist das Erzeugnis einer hohen Bildung, aber nicht einer auf Büchern beruhenden.

Es muß schwer sein, sich eine unliterarische Bildung vorzustellen. Unwillkürlich legen wir unsere Zustände in die Vergangenheit hinein. Die Gleichartigkeit der modernen und der antiken griechischen Kultur war lange Zeit fest angenommen. Man vergaß, daß der Zustand, der die Regel gebiert, ein anderer ist als der, den die Regel gebiert.

Bekanntlich begann mit Wolfs Prolegomena zu Homer das große Erstaunen über eine fundamentale Differenz der Alten und der Modernen. Vordem hielt man es für möglich, die klassischen Werke der Griechen zu überbieten: man nahm für ihre Entstehung gleichartige Bedingungen an, wie wir sie haben.

Leibniz: Was lobt man viel die Griechen?
Sie müssen sich verkriechen,
Wenn sich die teutsche Muse regt —
Horaz in Flemming lebet,
In Opitz Naso schwebet,
In Greiff Senecens Traurigkeit.

Pope, der englische Homerübersetzer, glaubte der homerischen Erhabenheit Ovidische Anmut beizugesellen: und ihn so zu übertreffen.

Ein Volk, dessen Bildung literarisch ist, kann wohl wähnen, seine Vorbilder zu übertreffen: aber eigentlich ist es unmöglich, den Boden, auf dem man wuchs, zu verleugnen; auch im Falle eines scheinbaren Bessermachens hat man eben doch die Originalität nicht. Die Entstehung der originalen Literaturen erfordert eine vergleichende Betrachtung, die noch nicht gemacht

ist. Es scheint trivial, aber ist es nicht: eine originale Literatur kann nicht auf Grund einer anderen Literatur wachsen, sie muß anderswoher entstehen, aus einem andern Bedürfnis als einem literarischen. Ueberall, wo eine klassische Literatur entstanden ist, ist sie aus etwas Neuem hervorgegangen, was nicht literarische Bildung war, mit ihr nichts zu tun hatte.

Die klassische Literatur der Griechen ist nicht mit Hinsicht auf den Leser entstanden: das ist ihr Eigentümlichstes. Die klassischen Werke sind gar nicht als Literatur gemeint gewesen: es war eine Art Verkennung bereits, daß sie später rein literarisch genommen wurden und zur Basis einer Bildung, büchermäßig, benutzt wurden.

Schriftsteller, welche für Leser schreiben, denken sich ein ideales Publikum, das bald hier, bald dort ist, und lange nach dem Tode des Autors erscheinen kann; das ist das eigentlich Reizvolle aller Schriftstellerei, der Stimulus, ohne den sich niemand bemüht (man denke an den Journalisten), eine ganz überschwängliche Möglichkeit der Wirkung, der Nachwirkung. Im Gegenteil beklagt man den Mimen, der für den Augenblick ist, dessen Kunst keine Nachwelt hat. Nun ist aber die klassische Literatur der Griechen, wie die Kunst des Mimen, für den Augenblick gemeint, für den gegenwärtigen Hörer, ohne Gedanken an die Nachwelt (oder erst mittelbar). Ein Homerischer Hymnus, ein Chorlied Pindars, eine Tragödie des Sophokles, eine Rede des Demosthenes haben einem ganz bestimmten einmaligen Publikum zu genügen: auf diese Wirkung ist es abgesehen. Es ist kein ideal unbestimmtes Publikum. Zugleich sehen wir hier jedesmal eine Verknüpfung von Künsten, mindestens die der Aktion und Deklamation, sonst aber Musik, Gesang, Orchestik. Von dieser Verbindung von Künsten wird abstrahiert, wenn man die reinen klassischen Literaturwerke später als Kanon aufstellt, für lesende Menschen.

Also in doppelter Weise verkannte man später die griechischen Kunstwerke der Sprache: 1. man löste sie vom speziellen Anlaß, speziellen Publikum los und nahm sie, als ob sie für ein unbestimmtes Publikum verfaßt seien; 2. man trennte sie von den zugehörigen Künsten und nahm sie als verfaßt für Leser. Zeno der Stoiker fragt das Orakel: was er zu tun habe, um am besten zu leben. Er bekommt die Antwort: „wenn er sich mit den Toten begatte". Er verstand dies vom Lesen der Alten. Das Unnatürliche ist stark ausgedrückt, ebenfalls das Zurücksehen auf eine bereits als klassisch und bildend anerkannte Literatur.

Gegen diese Verkennung muß nun die Betrachtung sich richten: sie muß den Verband zwischen Dichtung, Anlaß und Publikum zeigen, sie muß den Zusammenhang mit den andern Künsten — den äußerst engen — zeigen. Daraus ergibt sich das Bild der unliterarischen Bildung.

Wenn ich sage, die Werke sind nicht für Leser verfaßt, so ist damit nicht gesagt, daß sie der Schrift ermangelten. Sind aber überhaupt Kunstwerke der Sprache möglich ohne Schrift? Und ist eine unliterarische Bildung eines Volkes etwa auch ohne Schriftgebrauch zu denken?

Das war Wolfs Problem und das seiner Zeit. Zu Homers Zeiten gab es noch keine weit verbreitete Schrift in Griechenland, also kann der Dichter nicht geschrieben haben, also mündliche Fortpflanzung („Volksdichtung"). Trotzdem mußte man einen hohen Grad von Kultur unter ihnen voraussetzen, da die Ilias nicht nur entstehen, sondern ihre einzige Würdigung finden konnte. — So bemühte man sich heftig zu Gunsten des schreibenden Homer. Denn unter allen Gelehrten stand fest: ohne Schrift keine höhere Kultur, d. h. eigentlich: ohne Leser und ohne Rücksicht auf den Leser. Ohne ihn schien das geistige Leben zusammenhangslos. — Man hätte umgekehrt sagen sollen: auf Homers Schreiben oder Nicht-schreiben kommt nichts an, wohl aber darauf, daß er nicht für Leser dichtete: wo sind nun die Dichter, welche für Leser dichteten?

Bis zur Zeit des Aristoteles müssen wir gehen, ehe wir ἀναγνωστικοί finden (in Tragödie und Dithyramb). Das ist das Stadium des Ueberganges. Bis dahin denkt der Künstler nicht an den Leser.

Aber er selber benutzte natürlich die Schrift: auch konnte jeder gebildete Hellene lesen und schreiben. Trotzdem ruhte nicht die Bildung darauf. Deren Fundament ist der religiöse Kultus und die Festfeier, auch das Symposion und der Wettkampf. Es stellt sich auch allmählich, zur Erinnerung an die Dichtwerke, eine Verbreitung durch Schrift ein, es beginnt ein Buchhandel. Aber das ist nur eine Folge des erreichten Erfolges der Aufführung: für die Aufführung dichtete man, nicht für jenes nachträgliche Lesen.

Der Unterschied ist ungeheuer, nicht tief genug zu fassen, es gibt immer noch keine Psychologie des Schriftstellers. Jetzt nämlich hat man den Leser im Auge; Beweis: die Autoren, welche schön schreiben, verstehen nicht ihre eigenen Werke vorzutragen und ihre Perioden usw. natürlich erscheinen zu lassen, während die Rücksicht auf den sinnlichen Eindruck, auf Atemholen, auf begleitende Gesten erst den ganzen Stil der Poesie und Prosa geschaffen hat. Es ist jetzt so als ob Musiker ein Werk nicht fürs Erklingen, sondern für Partiturleser schrieben, auch ganz unfähig wären, es zum Erklingen (richtig im Tempo usw.) zu bringen, wenn mans verlangte.

Umgekehrt: als bei den Griechen eine Kunstprosa für den Leser entsteht (seit Isokrates), ist gerade der Leser nur der sublimierte Hörer, der besonders scharf hörende, nichts überhörende, der langsam prüfende: vor seinen Ohren erklingt die Rede wirklich, es sind nicht nur Zeichen für Begriff und Belehrung; also so wie jetzt ein Musiker eine Partitur liest: ihm schwebt der ganz modifizierte Klang vor, er beurteilt mitunter ein Werk beim Lesen feiner, als beim wirklichen Hören.

Wenn die Griechen später eine massenhafte Literatur für Leser hatten, so wurden Autoren und Leser doch immer durch die ungeheure rhetorische Schulung und Geübtheit diszipliniert. Weshalb der antike Schreibstil nie in dem Maße in der Luft schwebte, wie der unsrige; auch selbst bei verschrobenen Manieren war der Schreibstil doch nur die Abspiegelung des Sprechstils. Wegen dieses natürlichen Verhältnisses von Rede zu Schrift bleiben sie vorbildlich.

Das Gefährliche des Schreibens ist in ihnen bewußt, z. B. bei Plato; eine gewisse Abneigung und Furcht ist sichtbar. Darin stehen sie höher als die Modernen. Sie fühlten es, daß die alphabetische Schrift ein viel zu unvollkommenes Werkzeug ist, um die mannigfach modulierte Sprache wiederzugeben, z. B. bei der Interjektion.

In Zeiten, wo man noch sehr im Klange lebt, muß vor Geschriebenem ein Widerwille empfunden werden, man liest sehr viel schwerer da, während man das Gehörte, mündlich Vorgetragene leicht verstehen würde. So ist Aischylos und Pindar schwer für den Leser: die älteren Griechen waren geistreichere Dichter-Hörer als wir, bei all unserer Bildung, Dichter-Leser sind.

Sie haben in ihrer klassischen Zeit sich gemäßigt und sind spät erst zu einem Schreibvolke geworden; um sich herum hatten sie Völker mit Literaturen, z. B. die uralte ägyptische, die phönizische, jüdische, assyrische, indische, es ist sehr wahrscheinlich, daß schon in der indogermanischen Zeit ein Schriftwesen existierte, denn es gibt viel ältere Alphabete als das phönizische. [ ]

Dann gehören auch die ältesten Hymnen hierher, auch hier handelt es sich um wörtliche Ueberlieferung, weil sie nur so die Götter günstig stimmen. Deshalb gab es alte Tempelexemplare. Daran knüpft sich die Entwicklung eines halbpriesterlichen Sängerstandes (für die verschiedenen Feste, χοροδιδάσκαλοι und dergl.), der von vornherein im Besitz der Schrift ist. Natürlich ist der Kenner der Schrift auch der Lehrer derselben: so ist Dichter und Schulmeister in Einer Person vereinigt. Sage von Homer, Phemios, Tyrtaios. Die Gesetzgebung bedarf nachher zur Auffindung einer Form noch mehr als zur Aufzeichnung derselben Talente.

Das Volk hat inzwischen eine Nötigung zur Schrift bekommen durch Handel und Wandel, die Verbreitung der φοινικήϊα γράμματα ist nicht priesterlichen Ursprungs. Es schreibt und liest eben nicht mehr als es muß, bei Kontrakten usw. Die höhere Kultur ruht nicht darauf. Hat es wenig Handel, so bedarf es dieser Kultur nicht: wie Sparta. So kann ein ganzes Volk schreiben und lesen können und doch gibt es keine Literatur, kein Lesen der Bildung wegen. Die trotzdem vorhandene Bildung hat andere Fundamente: Religion und Kunst unmittelbar für Ohr und Auge; Musik und Gymnastik.

Woher die spätere Schätzung der Schrift? die so hoch wird, daß allmählich die Bildung eine literarische wird. Am meisten wurde die Achtung vor der Schrift befördert durch die rein wissenschaftlichen Menschen, die sich ihrer bedienten, Mathematiker, Astronomen, Aerzte, Naturforscher usw. Ihnen kam es darauf an, den Gedanken möglichst rein darzustellen, das Gemüt, den Affekt bei Seite zu lassen. Nun ist das Verstehen des Geschriebenen gerade nur deshalb schwer, weil das Gemüt, der Affekt sich schlecht in Zeichen wiedergeben läßt. Frage-, Ausrufezeichen, Stellung usw. sind die ärmlichen Hilfsmittel. Will man aber rein den Gedanken, wie z. B. beim mathematischen Schriftwerk, beim physikalischen, logischen usw., so genügt das Schreiben, weil es im Grunde affektlos ist. Je mehr die Lust am Logischen, am Wissen-

schaftlichen zunimmt, um so geachteter wird auch die Schrift, als das Organ dafür. Nun ist es eine der höchsten Uebungen der Griechen, die Sprache, die gar nicht zur Mitteilung von Gedanken und Erkenntnissen geboren ist, allmählich sich dazu herzurichten; alle möglichen geistreichen Arten, diesen Schwierigkeiten auszuweichen, werden erfunden, man muß sich auf irgend eine Art behelfen, um sich mitteilen zu können. Das symbolisch-metaphorische Denken geht dem causalen, schließenden voran. Das außerordentliche Wohlgefühl der Griechen, als sie ihre Sprache nüchtern, geschmeidig und logisch gemacht hatten, ging durchs Volk, die Masse fühlte es bei Euripides ebenso als bei den Philosophen. Damit steigt der Wert der Schrift. Euripides ist der erste große Leser unter den Dichtern (Besitzer einer Bibliothek), Aristoteles der erste Logiker hatte von Plato den Scherznamen „ἀναγνώστης".

---

2. Anlässe zur Entstehung von Literatur.

Die ältesten Anlässe zur Entstehung von Poesie sind die gleichen Anlässe, bei denen man die Anwendung von Musik und deren Rhythmus für nötig befand. Wozu wandte man nun Musik und Rhythmus an? Zur Einwirkung auf die Götter im Kultus oder außer dem Kultus, nachdem man ihre Wirkung und Gewalt auf die Menschen kennen gelernt hatte.[1])

1. Man glaubt sie mit Musik zu zwingen, wie der Mensch sich selbst gezwungen fühlt.

2. Man glaubt sie zu reinigen und ihrer allzu heftigen Affekte zu entladen.

3. Man prägt ihnen das menschliche Anliegen tiefer ein, wenn man es rhythmisch faßt: das ist ein mnemonisches Mittel.

4. Man glaubt deutlicher, über größere Fernen hin mit ihnen reden zu können.

Die beiden letzten Wirkungen sind uns sofort verständlich, nicht so die zwei ersten.

Je erregbarer ein Mensch, je ursprünglicher er ist, um so mehr wirkt der Rhythmus auf ihn wie ein Zwang: er erzeugt ein blindes Einstimmen in das rhythmisch bezeichnete und weckt eine unbezwingliche Lust nachzugeben, nachzumachen. Der Mensch fühlt sich unfrei, bezwungen, überwältigt, daraus schließt er, daß man auch die Götter auf diese Weise zwingen könne. So kommt Rhythmus und Poesie in den Kultus, als Mittel der Einwirkung. Im Jon sagt Plato, „gerade wie die vom Korybantentaumel Ueberfallenen nicht mit klarer Besinnung ihre Tänze und Sprünge machen, so dichten auch die guten lyrischen Dichter nicht mit solcher ihre schönen Lieder, sondern wenn die Gewalt der Harmonie und des Rhythmus über sie kommt". So wie der

---

[1]) Das folgende ist die erste Fassung des Aphorismus: vom Ursprung der Poesie. Die fröhliche Wissenschaft. Taschenausgabe Bd. VI., S. 140 ff., zitiert von Bücher, Arbeit und Rhythmus II S. 356.

Dichter sich gezwungen fühlt, glaubt man mit der rhythmischen Gewalt auch die Götter zu zwingen.

Die zweite Beobachtung ist die Wirkung der Entladung von Leidenschaftlichkeit aller Art. Das haben die Pythagoreer benützt; Terpander stillt mit Musik einen Aufruhr unter den Lakedämoniern, Empedokles besänftigt mit Musik einen Wütenden, Damon einen liebetrunkenen Jüngling. Mart. Cap. IX 346 Eyss.: Pythagorei etiam docuerunt ferociam animi tibiis aut fidibus mollientes cum corporibus adhaerere nexum foedus animarum. Membris quoque latentes interserere numeros non contempsi. Offenbar sollte der Rhythmus in den Bewegungen des Körperlichen eine richtige Spannung und Harmonie der Seele herstellen und sie gleichsam reparieren. Uralt war die Anwendung dieser Beobachtung auf die Götter, deren ferocia zu mildern: μέλος Besänftigungslied. Eine Art Reinigung der Götter.

Also im Kultus ist die Sprache mit dem Rhythmus der Musik zusammengebracht worden, jahrtausendelang hat sich der Mensch an den Zauber der rhythmischen Rede gewöhnt; die ursprünglichen Anlässe sind ihm allmählich aus dem Bewußtsein geschwunden. Aber auch bei dem sogen. weltlichen Liede ist es dasselbe; die Voraussetzung ist, daß der Rhythmus beim Rudern, Brunnenschöpfen usw. keine natürliche, sondern eine magische Kraft habe; das Lied ist hier ein Hilfsmittel zur Unterstützung, eine Bezauberung für die hier tätig gedachten Dämonen — d. h. ursprünglich gibt es gar nicht den Gegensatz von Geistlich und Weltlich, jede Handlung ist an Geisterbeihilfe geknüpft. Das Zauberlied, die Besprechung scheint die primitive Gestalt aller Poesie zu sein. In der Weihung τελετή κάθαρσις, deren älteste Meister Orpheus, Musaios usw. nach der Sage sind, haben wir namentlich an die kathartische Wirkung des Rhythmus zu denken. [ ] Die Orakelpoesie glaubt durch den Rhythmus die Zukunft zu erzwingen: so wie das Wort buchstäblich ausgesprochen wurde, so bindet es die Zukunft. Der Hexameter soll in Delphi erfunden sein, pythischer Vers.

Die Musik beim Symposion soll die erhitzende Kraft des Weines dämpfen und ihr das Gleichgewicht halten, nach Aristoxenos. Wiederherstellung von Ordnung und Ebenmaß nach dem Zustande des Unrhythmischen und Wankenden, das durch den Wein herbeigeführt ist. Hier ist der Anlaß zur sympotischen Elegie. Indes scheint so die kathartische Wirkung der Musik schon nicht ursprünglich aufgefaßt.

Ueberall ist es im griechischen Kultus anerkannt, daß alle Regungen zum Uebermaß streben und zeitweilig zu entladen sind; daraus sind viele Gebräuche zu verstehen. Die kathartische Wirkung der Musik ist nun die, jene Entladung herbeizuführen, dadurch, daß man die Seele schnell zum trunkenen Uebermaße führt. Wie die Tragödie nach Aristoteles dadurch von Angst, Gedrücktheit und Mitleid heilt, daß sie die krankhaft gesteigerten Affekte in der Seele der Zuhörer durch eine Handlung schnell auf die Höhe treibt:

hinterdrein ist die Seele freier davon. So ist wohl auch beim Symposion die ursprüngliche Absicht des Weintrinkens und der Musik, den Taumel und die Ausgelassenheit durch Rhythmus und Wein so zu entfesseln, daß die Seele hinterher sich frei fühlt, sich entladen hat. Alle orgiastischen Kulte haben den Sinn, die ferocia einer Gottheit auf einmal zu entfesseln, damit sie uns nachher in Ruhe lasse und milde sei.

Hierher gehört auch das Hohn- und Spottlied des Archilochos. Bei den Kulten der Demeter gab es eine Berechtigung von jedermann, all seine neidische, boshafte, gehässige, scheltende, höhnende Natur in Worten zu entladen, ebenso die Neigung zur unanständigen Rede. Da kam alles heraus, was sonst verschwiegen wurde und die ganze Feierlichkeit des Kultus brachte es zu Wege, daß hier sich in Worten entlud, was sich sonst in Tätlichkeiten entladen hätte. Die Alten hatten kein Duell, als das in Worten. Selbst Plato trifft noch die Bestimmung, daß bei den öffentlichen Kampfspielen Belohnungen und Preise verteilt werden sollen und daß alle Bürger bei dieser Gelegenheit ihr Lob und ihren Tadel gegeneinander äußern sollen, je nachdem sich ein jeder im Kampf oder im ganzen Leben bewährt hat. Nur über 50 Jahre muß man alt sein und eine rühmliche Tat bereits getan haben, überdies ohne Zorn und im Scherze reden. Allen jambischen, komischen, lyrischen Dichtern soll es aber verboten sein, sich lustig zu machen, mit oder ohne Zorn. — Man sieht, was Plato als Sitte antraf.

Also dies sind die ursprünglichen Anlässe zu dem, was man später Literatur nennt: wenn man eine Handlung durch einen rhythmischen Spruch magisch fördern will, wenn man einen Gott nötigen will, zu erscheinen und uns nahe zu sein, wenn man sich von irgend einem Uebermaß (Gewissensangst, Rachsucht, Manie usw.) reinigen lassen will, wenn man einen Gott von seinem Zorn, Haß gegen uns usw. reinigen will, wenn man die Zukunft zwingen will, wenn man seinen Spott und Hohn einmal unter religiösem Schutze auslassen will usw.

Ganz in gleicher Weise, wie wir hier den Rhythmus auf die Rede übertragen sehen, um die Wirkungen, die der Musik eigentümlich sind, zu steigern, ist der Rhythmus auch auf die körperliche Bewegung übertragen worden. Man vergißt gar zu leicht die ursprüngliche magische Wirkung aller Tänze; man glaubt durch Stampfen des Bodens mit den Füßen die Götter herbeizurufen.

Nun erscheint es wohl nicht mehr so absurd, weshalb der Mensch seinen Gedanken nicht so bestimmt als möglich ausdrückt, sondern das Hopsasa des Rhythmus anwendet, es war ursprünglich keine Spielerei, noch auch ein ästhetisches Behagen; man glaubte durch Anwendung des Rhythmus auf die Rede wichtige Vorteile zu haben. Je weniger die Griechen später abergläubisch waren, je mehr der Sinn für natürliche Causalität erwachte, je bewußter das Leben wurde, um so mehr tritt die Nötigung zum Rhythmus der Rede zurück. Es ist ein Gradmesser für das Maß des Vernünftigen und Bewußten, wie

ein Volk oder ein Mensch noch die rhythmische Rede braucht. Man stelle Empedokles, Plato, Demokrit, Aristoteles hintereinander — das sind vier Steigerungen.

Andererseits darf man sich nicht wundern, daß der Hang dazu unausrottbar ist, als Ueberlebsel vieler Jahrtausende, welche die größten Segnungen der rhythmischen Rede zu verdanken glaubten. Die ursprüngliche Bedeutung ist vergessen: aber der Instinkt dafür ist doch noch so mächtig, daß jedermann einen Gedanken für wahrer hält, wenn er im Vers ausgedrückt ist, als in Prosa. Auch nachdem in Griechenland die Prosa, die Lösung vom μέτρον errungen war, sehen wir doch schnell wieder einen halben Rückfall, durch Einführung einer mehr rhythmischen Prosa; man hatte eben im Rhythmus ein Bezauberungsmittel namentlich der großen Menge, die Redner ließen es sich nicht entgehen, was man hier noch für unbewußte Wirkungen erzielen könne.

Die Menschen, welche die älteste Pflege des Rhythmischen sich angelegen sein ließen, die Vor- und Urlyriker, sind Priester, Wahrsager, Zauberer, usw., aus ihnen entwickelt sich der Dichter. Es sind einmal die reineren, weniger gewaltsamen, weniger hellen, die „dumpferen" Menschen (nach dem Goetheschen Ausdruck). Die blinden Männer haben beigetragen. Auch Frauen kommen dazu. Ebenso die übermäßigen leidenschaftlichen Menschen des Gemüts, die Exzentrischen in Haß und Spott, auch ihr Zustand hat etwas Enthusiastisches; die Grille Archilochos z. B., die schreit, wenn man sie an den Flügeln faßt. In allen diesen Naturen wirkt die Kraft des Rhythmus elementar, es sind zugleich die, welche den Sinn für das Symbolische, Andeutende stärker haben als den für das Causale.

Die Befreiung von der P o e s i e ist erreicht worden in den hievon abgewandten Sphären des Lebens durch Reisende (Hekataios, Herodot), Astronomen und Physiker (Anaximander, Anaxagoras, Demokrit), durch Staatsmänner, Gesandte, Volksführer, durch Gerichtshändel, durch Lehrer der Wissenschaften, durch Aerzte: überall wo die Ziele klarer, die Mittel klüger und praktischer sind, wo der Aberglaube dem Denken und Beobachten hat weichen müssen, wo der Egoismus und die Selbstsucht des Menschen sich auf sich selber verläßt.

---

3. Das ursprüngliche Publikum jeder Gattung.

Jede griechische Gattung hat ein zugehöriges Publikum, das ist sehr wichtig. Es heißt nicht, daß jedes große Kunstwerk hinterdrein seine Bewunderer gefunden habe: eher könnte man sagen: das Publikum ist da und zu ihm findet sich auch sein zugehöriges Kunstwerk. Ohne Homers Publikum war kein Homer möglich, ohne die athenische Stadtgemeinde kein Sophokles. Goethe meinte, man könne alle Gesetze des Epos und des Drama ableiten, wenn man sich hier den Rhapsoden mit seinem ruhig horchenden Kreise, dort den Mimen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Publikum ver-

gegenwärtige; man kann vor allem die Entstehung des Epos und des Drama aus den so verschiedenartigen Ansprüchen ihres Publikums ableiten. Noch jetzt ist es das Zeichen jedes guten Autors, von einer sehr genauen Empfindung über sein Publikum geleitet zu werden: wie der Maler für eine gewisse Entfernung und einen gewissen Grad von Sehschärfe malt. Alle Künstler wollen sich mitteilen, alle ihre Mittel dazu sind bewußt oder unbewußt darnach gewählt, wem sie sich mitteilen wollen. Es ist eine große Unnatur, für ein „gemischtes" Publikum zu schreiben, weil die Anschauung davon vag ist und dem Autor kein Maß gibt. Aber schon jede Bestimmung für Leser einer gewissen Bildung, eines gewissen Standes ist noch sehr allgemein; wer sehr genau weiß „der und der Leser ist mein Maß, ihm will ich mich mitteilen" schreibt gewöhnlich am besten; weshalb wohl in keiner Gattung so viel Vollkommnes (relativ!) geleistet worden ist als im Briefe (Zwiegespräch). Dagegen wie unsicher ist die Anschauung vom Publikum, welches jetzige Dichter haben können!

Einige Gattungen nun, z. B. die Rede haben ihr Maß in einer ganz bestimmten Absicht, der Redner will bei dem Publikum etwas erreichen, sein Vorteil oder Schaden, selbst Leben oder Tod hängt vom Erfolg ab. Im Durchdenken aller Mittel der Rede, in ihrer Anpassung auf gegebene Verhältnisse sind die Alten unerreicht, es ist das, was sie vor allen Barbaren hervorhebt, zugleich das einzige Mittel, wie einer über viele die Herrschaft erlangt, jedes Ding erscheint bei dem Publikum so, wie es der Redner haben will. Diese unbedingte Rücksicht auf dieses Erscheinen-Sollen, auf den Erfolg der Rede mag man vielleicht anderweitig für schädlich halten, das griechische Wesen ist allmählich vielleicht dadurch ganz Kulisse und bemalte Leinwand geworden. Aber dies notwendige Sich-Entsprechen von rednerischer Absicht und von ganz bestimmtem Publikum, die Unfehlbarkeit im Griff und Begriffenwerden hat uns z. B. Demosthenes geschenkt und mit ihm ein gutes Stück Athen: immer muß man das Publikum nachfühlen, an welches Demosthenes sich richtete, man muß die stürmische Luft der athenischen Demokratie atmen, die noch vorhandene Fähigkeit zur Begeisterung, so daß er sich nicht als Don Quixote vorzukommen brauchte. — Von der Rede abgesehen, ist die Hauptursache dafür, daß jeder Künstler der Sprache, Lyriker, Tragiker, Komiker so genau seinem jedesmaligen Publikum entspricht und immer für eine bestimmte Gelegenheit dichtet, wohl die, daß sie agonistisch waren und um einen Preis wetteiferten. Dies hätte die Ursache einer rapiden Verschlechterung werden können, wenn nämlich der Erfolg immer bei der Majorität gewesen wäre und diese immer aus den Ungebildeten bestanden hätte. In der Tat sind auch die Gattungen schnell entartet, sobald der Gegensatz von „Gebildet" und „Ungebildet" da war. Zum Teil war es der Geldgewinn, der den Künstler zwang, an sein Publikum zu denken; z. B. Pindar und Simonides, sie lebten davon und arbeiteten auf Bestellung. Also: der persönliche Vorteil, teils der Ehre, teils des Gewinns, teils zur Durchführung

der eignen (politischen) Pläne, ist die Ursache, daß die Dichter und Schriftsteller ihr Publikum im Auge behalten; es hätte die Ursache ihres Verderbens werden können, aber die künstlerische Sittlichkeit der Schaffenden und der Aufnehmenden war zu hoch, das ist das Bewunderungswürdigste daran. Das „verkannte Genie“ kommt nicht vor, man ist einander würdig. — Die Gefahren waren sehr groß!

Betrachten wir zuerst die Dichter, die im Auftrag dichteten. Da sind die Epinikien-Dichtungen; sie sollen zum Teil sehr schnell gemacht sein, als Begrüßungen nach eben erlangtem Siege oder beim festlichen Zuge nach dem Heiligtum. Vielerlei soll erwähnt werden, was Schwierigkeiten für den Dichter macht, das Lob z. B. der Tiere, zumal der Maulesel, oder die Art und der Ruf des Siegers: als z. B. Simonides auf den grausamen Tyrannen von Krannon zu dichten hatte, wo er die niedrigste Linie der griechischen Moralität streift, dann die politische Lage, auch das Verhältnis der Heimat des Dichters zu der Stadt, die verherrlicht werden will (Athen durch Pindar). Er hat selbst ein Lied im Auftrag der Korinthischen Hetären gedichtet, voll Scherz und doch großartig „ihr vielbesuchten Mädchen, Dienerinnen der Peitho“ — später „es soll mich doch Wunder nehmen, was die Korinthier dazu sagen werden!“ Andere Dichtungen durften langsam fertig werden, dafür erwartete man die weiseste Haltung in allem, was gesagt und verschwiegen wurde: so ein pindarisches Lied ist manchmal ein Tanz zwischen Schwertern, der Sieg selbst und die Umstände, das Lebensgeschick des Siegers, seine Verwandten, der heimische vielleicht anstößige Mythus, die Stadt, die politische Gegenwart, alles sollte zu einem Denkmal werden, „dauernder als Marmor“. Anders waren die Schwierigkeiten für Ibykos. Es gab Schönheitsspiele καλλιστεῖα, der Preis bestand in Waffen, die man dem Gott in Prozession darbrachte. Beim Siegesmal wurde ein Feierlied vom Chor der entzückten Freunde angestimmt: da mußte der Dichter den Ton leidenschaftlichster Verliebtheit treffen, er dichtete im Auftrag von solchen Gesellschaften. Jede Anspielung wird hier verstanden, es ist die individuellste Lyrik, die es geben kann, aber der Dichter selbst kann kalt und unbewegt sein: wie auch bei den Trauerliedern nihil maestius lacrimis Simonideis: der Lyriker spricht eine außerpersönliche Leidenschaft aus, die seines Publikums. Ebenso ist es bei der Komödie. Der ganz jugendliche Aristophanes wird zum Organ für den Haß und Spott einer politischen Partei, der Oligarchen, welche Friede mit Sparta um jeden Preis wollen: alles, was diese Partei auf dem Herzen hatte, ihr Haß gegen Perikles und Nachfolger, gegen die moderne Erziehung und die Verderbnis der Sitte, den philosophisch-dialektischen Geist, die Neuerungen der Musik und der Tragödie — das ist das Thema des Aristophanes, der persönlich in dem neuen Geiste bis über die Ohren steckte. Mitunter klingt es, als ob ein uralter Greis seinen Zorn ausließe — aber es ist ein junges Bürschchen. Das Publikum ist einmal die Ritterpartei selber, dann das sich massenhaft hinzudrängende attische Landvolk, das immer konservativ war und die Verspottung

der neuen Anschauungen gern hörte; der eigentliche städtische Demos war mehr das Opfer als das Publikum der Komödie, jedenfalls aber die Minorität. Später, mit dem moralischen und finanziellen Ruin der ὀλίγοι und ihrer Politik, entsprachen die Komiker dem veränderten Publikum, sie traten aus dem Dienste der ὀλίγοι heraus und stellten sich auf den Standpunkt des gebildeten Demos; was dessen Bildung widerstrebt, wird jetzt verhöhnt, was ihr gemäß ist, verherrlicht, so daß z. B. Euripides und die neuere Musik von der alten und der neuen Komödie, bei einem geringen Abstand von Jahren, ganz entgegengesetzt beurteilt wird.

Im allgemeinen stirbt eine Gattung ab, wenn ihre Art Publikum abstirbt, das versteht sich von selbst. Dies ist wichtig für die Geschichte des Epos. F. A. Wolf war der erste, der die Bedeutung des Publikums faßte: er sagte, „es gab kein Publikum, das ein so großes planmäßig angelegtes Gedicht als Ganzes hätte fassen können". „Ich kann mir nicht denken, wie es Homer einfallen konnte, ein so langes und verschlungenes Gedicht zu verfassen, wenn er keine Leser hatte." Nun aber gab es damals keine Leser. Also! „Wenn Homer auch, mit einem Uebermaß von Gedächtnis, Kraft, Ueberblick, Stimme ausgerüstet, die Ilias und die Odyssee nach ihrem jetzigen Umfange gedichtet und vorgetragen hätte, so würden sie doch bei dem Mangel der jetzigen literarischen Hilfsmittel einem großen Schiffe ähnlich sein, das jemand in der Kindheit der Schiffahrt mitten auf dem festen Lande gebaut hätte, ohne Walzen und Maschinen zu haben, um es ins Wasser zu schieben, wo es seine Brauchbarkeit zeigen könnte". Also: wie kann es einem Dichter nur einfallen, ein solches Ganze zu konstruieren, wenn seine Zuhörer nur Stücke und Einzelheiten fassen können? Wolf meint: die Einheit ist von vornherein unmöglich: scheint es so, daß unsere Gedichte Einheit der Komposition zeigen, so muß das eben Schein sein. Dies aber wollte Lachmann später nachweisen, die Komposition ist Schein, nämlich Irrtum und Vorurteil, für den kritischen Beobachter fiele alles in Stücken auseinander. Es ist ganz richtig: die Komposition der homerischen Gedichte hängt von der Möglichkeit ab, sie als Ganzes vorführen zu können. Nun denke man sich in politisch-patriarchalische Zustände hinein: an den langen Abenden in des Königs Halle war Raum genug, um selbst das umständlichste Epos vorzutragen. Später, beim Sturz des Königtums, verliert das große Epos sein natürliches Publikum, jene ruhigen seßhaften Zuhörer, die einem Sänger wochenlang treu bleiben, weil er bei ihnen wohnt. Später entsteht der Rhapsode, der vor der Panegyris auftritt und immer nur ein Stück vortragen kann; jetzt dichtet man keine Iliaden mit einheitlicher Komposition mehr, das Rhapsodentum ist außerstande, Ilias und Odyssee als Einheit festzuhalten, es bevorzugt nur Stücke, die sich mit besonderer Wirkung auf einmal vortragen lassen. Die Entstehung von Ilias und Odyssee ist der Abschluß einer langen Entwicklung der Epopöe unter gleichartigen politisch-sozialen Bedingungen, nicht der Anfang, sondern das Ende. Die mancherlei Epen, welche nachher gedichtet sind, sind keine Ein-

heiten mehr, es sind viele Einzelabenteuer, Rhapsodieen, welche durch das Band des Mythus zusammengehalten wurden, nicht durch eine künstlerische Einheit; dahin gehören die Theseïden, Herakleen usw.

So ist es auch für die Entstehung der griechischen Historie wesentlich, daß sie für das Hören bestimmt war; ihre Künstler sind die Nachkommen des Rhapsodentums und haben einem ähnlichen Publikum zu entsprechen. Sie wollen ergötzen und gefallen, sie wollen Ehren und Belohnungen durch ihre Vorträge ernten. Ihre Zuhörerschaft begehrt womöglich ein zusammenhängendes Stück, mit befriedigendem Schlusse, sie will Wunderbares, Aufregendes, sie will Erschütterung und Tränen, sie will Verherrlichung ihrer Heimatsstadt, der einheimischen Heroen, Rechtfertigung ihrer Taten, gelegentlich Beschönigung. Sie will den Glauben, daß alles wirklich so sei, wie es der Historiker erzähle, daher möglichst genaue Schilderung, als ob man dabei gewesen sei, sie hat Ansichten über sittliche Dinge und möchte, daß der Verlauf der Erzählung diesem Glauben entspreche. Das ist die Luft, in der die Herodoteische Geschichtskunst entstand. Es ist die Fortsetzung der jonischen Novellen-Erzählung. Ihre Urheber waren weit gereiste Männer, die zu hören, zu sehen und besonders zu fragen verstanden und sich ihr Lebenlang im Erzählenhören geübt haben: sie wußten, wie es dem Hörer zu Mute ist.

4. Entstehung des Lesepublikums.

Wäre im strengsten Sinn immer nur für eine einmalige Gelegenheit und für ein ganz festes Publikum gedichtet worden, hätte die Dichtung immer einen momentanen, nicht einen monumentalen Charakter gehabt, wäre es gewesen wie mit den Blättern im Wald, die immer wieder vergehen müssen, um neuen Platz zu machen: so würden wir nichts von den griechischen Dichtern haben und kaum etwas von ihnen wissen. Sind doch alle die lokalen Dichter der Griechen fast völlig verschollen; und doch muß im Dienste des Kultus jede Stadtgemeinde ihre Dichter gehabt haben, z. B. als Chorodidaskaloi für alle Prozessionen usw., und die berühmten Namen griechischer Dichter erinnern an eine umfassende, überall sprießende und wuchernde dichterische Tätigkeit des ganzen Volkes: man darf eine Sprache ebensowenig nach der aus ihr entsprungenen Schriftsprache allein beurteilen, sondern hat die Dialekte nicht zu vergessen. Und so müssen wir uns ein unendlich volleres Bild der griechischen Kunsttätigkeit vor die Seele stellen, als die wenigen überlieferten Namen erlauben. (Zufällig! Ein alter sikyonischer Dichter Ariphron, herrlicher Hymnus auf die Hygieia.) Es gab z. B. lakonische Dichter (Dionysodotos, dessen Päane bei den Gymnopädien Athen. p. 678 C), aber weil diese nie über die lokale Bedeutung hinaus gekommen sind, sagt man wohl, die Spartaner seien völlig unfruchtbar in Poesie gewesen. Das ist nicht wahr; ihr Heranziehen auswärtiger Berühmtheiten, ihre Konstitution der Musik läßt

sogar schließen, daß sie in ihrer frühesten Zeit (bevor sie verdummten und verknöcherten und an politischer Selbstsucht erstickten) auch die regste dichterische Kraft und Urteil gehabt haben. Das Problem ist nun, wie die Dichtung im Dienste einer geschlossenen religiösen Gemeinde aus diesen Schranken heraustritt. Das Nächste ist, daß ein Lied oder Gebet, das einmal wirksam sich erwies, zum regulären Kultuslied bestimmt wurde, also bei allen ähnlichen Gelegenheiten angestimmt wurde: so bekommt es monumentalen Charakter: dahin gehören die uralten Tempelgesänge des Orpheus, dahin der Paean des Tynnichos aus Chalkis auf den delphischen Apollo, „das schönste Lied“ nach Plato, gedichtet vom schlechtesten Dichter. Mit der Verbreitung und Uebertragung eines Kultus (durch Eroberung, Kolonisation, Mischung der Stämme, Amphiktyonie) verbreitet sich auch das Kultuslied auf mehrere Orte: durch die gemischten Festversammlungen wird es in noch weiteren Kreisen bekannt, man bringt es im Gedächtnis mit fort, man dichtet es zu Hause nach. Alle Mittel, welche auf Einheit der Nation wirken, wirken auch auf Verbreitung der Lokaldichtungen und Lokalmusik. Das wichtigste ist wohl der Wettkampf bei Gelegenheit religiöser Feste: er zog die Erscheinung des Virtuosen nach sich. Nach der Sage führten die Alten dem Apoll nur Chöre auf, die den Nomos sangen; Chrysothemis aus Kreta ist der erste, der mit der Kithara in der Hand, in prächtigem Talare, „als wenn er den Apoll vorstellte auftrat, einen Nomos zu singen; er fand Beifall und so blieb die Sitte dieses Agonisma. Also der ἀγών entstehtso, daß man fragt: wer stellt am besten den Gott dar? noch ursprünglicher gefragt: in wem offenbart sich am meisten der Gott? Der gemeinsame Glaube vieler Gemeinden an bestimmte musische Götter machte es möglich, daß Bürger verschiedener Städte bei einem solchen Agon auftraten. So entsteht die Dichter-Berühmtheit, aus Priestern bestimmter Gottheiten. Weil man nun glaubte, mit den Dichtungen eines gotterfüllten Sängers mehr beim Gotte selbst auszurichten, hatten die Städte ein hohes Interesse daran, solche Dichter-Priester an sich zu ziehen: wie Athen den Epimenides, Sparta den Thaletas (Befreiung von einer Pest), Terpander (der einen Aufruhr stillt) Alkman. Als die besten Organe und Vermittler zwischen Mensch und Gott entsteht der außerörtliche Dichter, der davon lebt, daß er als Rhapsode von einem Fest zum andern zieht oder sich zeitweilig von einer Polis in Dienst nehmen läßt (woraus viele Differenzen über die Heimat: Klonas nehmen die Arkadier und auch die Böotier in Anspruch). Da ist er Chorodidaskalos der einstudierende Meister des Chorgesanges, der Tanzkunst, der Anordnung der Prozession usw., er bringt Dichtungen von sich und anderen mit und bringt für gewisse Dichtungen eine panhellenische Berühmtheit zu Wege: obwohl zunächst Diener des Kultus, vermittelt er auch das weltliche Lied, lehrt Skolia singen usw. Es sind die Träger einer unstädtischen, panhellenischen Bildung: die sonst, außer bei ihnen gar nicht existiert, es sind die Lehrer derselben. Nun herrscht in der alten Polis eine außerordentliche Angst vor aller neuen Bildung: für sie ist ja das Maß und die Art, durch die Gesetze, die gesetzliche Erziehung bestimmt, man fürchtet, daß

Lockerung der Anschauungen durch auswärtige Lehrer den Staat untergrabe. Zwischen diesem Gefühl der Angst und dem, jene Organe der Gottheit nicht entbehren zu können, schwankt man: wie später bei den Sophisten. Dazu kam das Gefühl, daß man hingerissen und überwältigt und zu allem durch diese Dichter und Musiker bestimmt werden könne: Entzücktsein und Beängstigung. Daher versuchten immer die Staaten wieder, diesen Einfluß in gesetzliche Schranken zu tun, man nahm z. B. eine Neuerung der Musik an, legalisierte sie, aber sagte nun um so entschiedener: „nun nicht weiter!" So hatten die Argiver eine Strafe auf Verletzung der musikalischen Regeln gesetzt und sie an dem vollzogen, der zuerst von der mixolydischen Tonart abschweifte. — Protagoras hat ganz recht, wenn er sagt, die Sophistik sei schon sehr alt, nur hätte man ehemals aus Vorsicht sich als etwas andres maskiert, als Dichter, Turnmeister usw. Das, was die Sitten und Anschauungen der Hellenen unter sich annäherte, war auch das, was die starre Eigentümlichkeit jeder Polis brach. Insofern ist die allgemeine Verehrung für Homer die tiefste Erschütterung der städtischen exklusiven Religiosität: und Plato bekämpfte für seinen Idealstaat schon vorläufig seinen Einfluß. Ueberhaupt zeigt das Verhalten Platos gegen die Dichter, wie er eine der größten Gefahren für die Polis in ihnen sieht. Die Dichtkunst wird nur unter strengster Censur zugelassen und dann möglichst ägyptisch-ewig sanktioniert: er denkt darin wie das ältere Hellenentum, nur daß dies nicht der Bezauberung widerstand und seine Angst vergaß.

Ein neuer Schritt ist, daß man einsieht, wie Dichter eine Person, eine Stadt unsterblich machen können, das Begehren nach ihnen wurde jetzt viel größer. Vordem sang man in Olympia den Archilochischen Hymnus auf Herakles mit Anwendung auf den jedesmaligen Sieger; der Gott wurde herbeigerufen, dann erschien er, da begann der Chor „sei gegrüßt, siegverschönter Herrscher Herakles", als ob er nun zugegen sei. Das ist althellenisch: das siegreiche Individuum gilt als Inkarnation des Gottes, tritt in den Gott zurück. Allmählich tritt das Individuum immer stärker heraus und will sich auf das stärkste unterscheiden, zunächst will es seine Stadt, sein Geschlecht mit verherrlichen, es ist noch die Repräsentation dieser Einheiten; immer mehr tritt endlich der einzelne Mensch hervor. Die lobende Dichtkunst entwickelt sich, wie die lobende Bildhauerkunst, immer mehr ins Individuelle. Man veranstaltet verschiedene Aufführungen, Gedächtnisfeiern, man wiederholt ältere Feiergesänge; es zirkulieren Abschriften, weil man damit für seinen Ruhm sorgt, man will (namentlich die Tyrannen!), daß viele von dem Preisliede hören und es kennen lernen. Ein Hauptmittel ist, solche Lieder für den Jugendunterricht zu verwenden, man übergibt sie den wandernden Lehrern und Sophisten. Man will auch, daß das Persönliche daran, die Anspielungen verstanden werden, es stellt sich ein Bedürfnis nach Interpretation des Gedichts heraus. So werden die vortragenden Künstler, Rhapsoden und Sophisten auch zum Sprechen über den Dichter genötigt, die ältesten Interpreten, wie Glaukos, Stesimbrotos, Metrodoros sind Rhapsoden von Beruf; dieselben

kommen dahinter, daß viel an Homer zu interpretieren ist: der platonische Jon wichtig.

Durch das Bedürfnis, dem einzelnen Sieger zu panhellenischer Berühmtheit zu verhelfen, d. h. das einzelne Kunstwerk für jeden Griechen zugänglich zu machen, überspringen nun die Dichter die Schranken der Dialekte: sie suchen eine Sprache, die panhellenisch ist (wie Pindar und Simonides — künstliche Mischung). Man sucht die Färbungen des Dialekts als Kunstmittel zugleich zu handhaben, das Pathetische, das Erzählende von einander abzuheben. Der panhellenische Dialekt, als höchst künstlicher verschiebbarer Mischdialekt wird nicht erreicht. Ein andrer Weg war der, dem mächtigsten Staate, dem fruchtbarsten an Dichtung und Lesewerken auch das Uebergewicht in der panhellenischen Rede zu schaffen: früher war es das Milesisch-jonische, welches ein solches Uebergewicht behauptete, es bestimmte alle Prosa. Später ist es das Athenische, ein Einzeldialekt, der die andern niederwirft, als Koine später regiert: Gorgias tut den Griff und spricht in Olympia athenisch. Nun kommt die athenische Tragödie und trägt über alle frühere Dichtung den Sieg davon: von Aischylos ab überwindet sie den städtischen Charakter, ganz Hellas fühlt hier seine Kunst, immer mehr Theater entstehen und überall hält man sich an die athenischen Meisterwerke, Aischylos führt die Perser in Athen und in Syrakus auf, er dichtet die Aetnaeerinnen für die Gründung der Stadt Aetna, am makedonischen Hofe zeigt sich das stärkste Verlangen nach den athenischen Tragikern, Euripides und Agathon sind dort zu finden.

Erst nachdem durch die wandernden Sophisten überall eine Bildungs-Aristokratie angepflanzt war, nachdem eine Stadt Zentralstätte der Bildung geworden war, ihre Sprache der allgemeine hellenische Bildungs-Dialekt: ist ein weitverbreitetes Lesepublikum da, das sich nun auch die eigentlichen Literaten erzeugte. Es gibt damals eine große Masse, die noch ganz unliterarisch ist; die Gebildeten und die Ungebildeten scheiden sich auf das Schärffste, zum Nachteil für Beide. Merkwürdig ist nun, daß die Gebildeten, die Lesenden im allgemeinen sich von der Poesie abneigen, eine Art Ekel am poetischen Ausdruck entsteht, die geistreiche Schlichtheit und Direktheit, das Logisch-Magere gefällt hier: noch zu Aristoteles Zeiten zollt aber die große Masse denen Beifall, welche eine poetische Sprache reden. Die Tragödie und der Dithyramb gehen zum Teil dem Modegeschmack der Gebildeten nach, Euripides höchst entscheidend, seine Sprache war so, daß sie auch gelesen werden konnte. Die Sprache der eigentlichen ἀναγνωστικοί wie Chairemon ist ganz nach diesem Muster. Der damalige Leser war das feinhörigste und auch tadelsüchtigste Wesen. Die großen Begründer der Leseprosa, wie Isokrates, haben an ihrer Aufgabe gearbeitet, als ob es sich um eine Herakles-Arbeit handelte. Er fühlte es, daß er nicht mehr für Athen, für einen einzelnen arbeite; wie er auch den panhellenischen Gedanken in seinen Schriften zum Ausdruck bringt. Es ist eine vornehme kältere Geistigkeit, welche die eigentliche Leseliteratur schafft und begehrt; man hat die Wirkungen durch Schauspielerkunst, Augen-

weide der bildenden Künste, Musik, Anrufung der Leidenschaften, des Gemüts, etwas satt, man fühlt mit dem Pathetischen des Ausdrucks nicht mehr mit; im Zeigen des Affekts sieht man entweder etwas Zügelloses oder Schauspielerhaftes. Diese vornehmen Menschen haben sich alle sehr in der Gewalt und verstehen es, sich kalt und besonnen zu stellen; sie haben viel gelernt und denken gerne dialektisch für und wider; ein paradoxes Thema ist eine Feinschmeckerei für sie: alle ihre Eigenschaften gehen auf den Schriftsteller über, der sie als sein Publikum betrachtet; dieselben Eigenschaften konstituieren sich als Maßstäbe des Urteils auch über die älteren Schriftsteller und Künstler. Man nimmt an vielem Anstoß; besonders die Vielwissenden finden in den älteren Dichtern viel albernes: aber die noch feineren Köpfe legen sich die Sonderbarkeiten wieder zurecht durch freie Interpretation, naturwissenschaftliche, moralische, symbolische. Als das Lesepublikum da war, war das naive Verstehen der alten Dichter und Schriftsteller vorbei; man wollte diese nicht mehr verstehen aus ihrer Zeit und Art heraus — wie dies die modernen Menschen mit allzu großer Gefälligkeit tun. Mochte man sie nicht ganz bei Seite tun, wie es die ehrlichsten Leute, Plato z. B. taten, so mußte man sie sich zurecht interpretieren, auf die Höhe der Zeit hinauf! Der sophistische Interpret und Philolog ist das notwendige Hilfsmittel der Lese-Bildung, um nicht ganz mit der Bildung, Kunst und Dichtung der Vergangenheit brechen zu müssen. Homer als Pansophos Kenner aller Künste und Wissenschaften (Geographie eingeschlossen!) — das war eine notwendige Behauptung — keine Spielerei, sehr ernst und emphatisch genommen; hier wurde leidenschaftlich gekämpft, denn es handelte sich darum, ob man die Einheit der ganzen Bildung aufgeben wolle oder nicht, ob die lesenden Hellenen in der Zeit des Aristoteles noch ein Anrecht auf die Dichter und Schriftsteller der alten Hellas haben. Wenn man sie fahren ließ, worauf konnte sich dann jene höhere allgemeine Bildung noch stellen! Wo war noch ein Fundament! Man fürchtete, allen Zusammenhang unter sich zu verlieren, sich gar nicht mehr zu verstehen, für Sitte, Staat, Religion nichts Verbindendes mehr zu haben, ganz in der Luft zu schweben. — Einige wagten es: es sind die philosophischen Sektierer: die haben ihr Fundament freilich abseits von aller Tradition. Aber selbst ganze philosophische Sekten hielten es für nützlich, die ältere Literatur als eine einleitende vorbereitende für sie zu interpretieren, z. B. Homer als Stoiker oder Skeptiker.

---

10. Vornehme und niedere Geburt bei Dichtern, Rednern und Schriftstellern.

Zwei Sätze sind im ganzen und großen hinzustellen, welche die Griechen in einer ganz eigenen Stellung zur Literatur erkennen lassen, so daß sie sich namentlich gegen die Römer als das geistig vornehmere Volk abheben.

1. Der Sklave hat in der älteren Periode fast keine literarische Bedeutung,

das freie Bürgertum ist Schöpfer und Träger der Literatur. Die Ausnahmen sind ganz spärlich: wenn es Ausnahmen sind. So soll Alkman ein lydischer Sklave, im Besitz eines Spartiaten, gewesen sein: aber schon im Altertum sah man das als Mißverständnis einer Stelle des Dichters an, z. B. der Aetoler Alexander in einem Epigramm. „Du kamst vom hohen Sardes" läßt er die Mädchen zu sich sagen, in einem Chorliede, wo er der weiten Verbreitung seines Ruhms gedenkt. Man hat ihn vielleicht vom Auslande her kommen lassen, als er schon eine Berühmtheit war, wie die Spartaner es mit Terpander, Thaletas, Nymphaios (aus Kydonia) machten: er kann der Geburt nach ein Hellene aus Sardes sein: es kann ihm auch einmal begegnet sein, was dem Dithyrambendichter Philoxenos, was Phaidon aus Elis, was Plato, also sehr vornehmen Leuten! begegnet ist, einmal als Kriegsgefangener verkauft worden zu sein. Jedenfalls kann er nicht von Sklaveneltern stammen: in jener Zeit wäre es für einen gebornen Sklaven unmöglich, die hohe vielseitige musikalisch choregische Ausbildung zu bekommen, um ein Alkman zu werden. [ ] Er wird viel herumgekommen sein, in Lydien die Musik gelernt haben: bei seinen Reisen kann ihm einmal etwas widerfahren sein. Ein Reisender, ein Metöke war immer in Gefahr: man denke, daß der athenische Metöke Xenokrates, der sein Metökengeld am rechten Tage zu zahlen vergessen hatte, als Sklave verkauft werden sollte und nur durch persönliches Einschreiten des Phalerners Demetrios gerettet wurde. Es ist eine Klatscherei, daß der Haussklave des Euripides Kephisophon seinem Herrn geholfen habe, eine der vielen schnöden Verdächtigungen, vielleicht sogar auf einem Wortspiel beruhend, man glaubte an ein Verhältnis desselben zu Euripides Frau. Der Cynismus erst bringt den Sklaven in die Literatur, er, der die ganze Basis des gebildeten Hellenen verwirft: das ist der Borysthenite Bion, der Sohn von Sklaveneltern: er wirft alle Stile durcheinander und behängt die Poesie und Philosophie (nach Eratosthenes) mit dem buntscheckigen Hurengewande. Ein anderer Sklave, ebenfalls Cyniker, ist Menipp aus dem phönizischen Gadara, der im pontischen Heraklea einen Herrn hatte, aber er war nicht als Sklave geboren und überdies ist seine Schriftstellerei nicht über den Verdacht der Unechtheit erhaben. Theophrast hatte einen philosophierenden Sklaven, Pompylos, aber er war kein Schriftsteller.

2. Die Gattungen der Prosaliteratur sind vornehmlich durch den höheren Geburtsadel, die poetischen Gattungen namentlich in den mittleren Klassen der Bevölkerung gefördert worden: ein sehr wichtiger und schwieriger Satz! Man würde nämlich aus allgemeinen Gründen gerade das Gegenteil schließen können. Der Geburtsadel in den griechischen Städten, die ἀγαθοί, ὀλίγοι usw., ist der Pfeiler des Bestehenden, auf das tiefste verwachsen mit der Vorgeschichte, ja Urgeschichte der Stadt, in ihren Gesetzen und Einrichtungen das Bollwerk seiner eigenen Existenz verehrend: für ihn giebt es nur Ein Verbrechen, Neuerung (das νεωτερίζειν) der Gesinnung, alles Abweichen von der alten gesetzlichen Erziehung und Religion. Deshalb schämten

sich nach Plato Phädr. p. 257 οἱ μέγιστον δυνάμενοί τε καὶ σεμνότατοι ἐν ταῖς πόλεσιν davor λόγους γράφειν und Schriften zu hinterlassen, aus Furcht vor dem Ruf eines Sophisten, d. h. eines Freigeistes. Sie förderten und liebten die Poesie, denn diese umkleidet das Herkömmliche in Sitte und Gottesverehrung mit ihrem Zauber und ist selber eine konservative Macht, überdies gehört musische Bildung zum Vorrecht der Adelskreise, sie durchdringt die Formen ihres Verkehrs, ihrer Geselligkeit. Umgekehrt vertreten die mittleren Gattungen der Gesellschaft die fortschreitende veränderliche Gesinnung, die Befreiung des Geistes; und so sollte man meinen, daß die Mittel der Befreiung des Geistes und der Gesellschaft, Philosophie, Redekunst, Geschichte namentlich von den mittleren Geschlechtern, die Poesie namentlich vom höheren Adel fruchtbar gefördert sei. Es ist aber gerade umgekehrt. Man rechne nur nach: Thales gehört zu einem überaus edlen, mächtigen und reichen Geschlecht in Milet und ist Staatsmann, ebenso Anaximander, der feierliche Führer einer Kolonie, ebenso der Eleat Parmenides, bekanntlich auch Heraklit von Ephesos, in dessen Familie das Opferkönigtum forterbte, höchstwahrscheinlich auch Demokrit: Solon und Plato führen sich auf Könige zurück und gehören zur höchsten athenischen Aristokratie. Empedokles hatte in Großvater und Onkel Olympioniken, seine ganz vornehme Familie war durch Rossezucht berühmt, er selbst unternimmt eine Flußkorrektion des Hypsas auf eigene Kosten. Die Pythagoreer der unteritalischen Städte sind sämtlich vornehme Leute, die in ihrer Heimat lange Zeit, als eine puritanisch streng und düster gefärbte Aristokratie, die Macht in den Händen haben. Phaidon, der in Elis eine Schule der Philosophie stiftet, stammt aus einer der guten Familien von dort, ja selbst der einflußreiche Krates ist ein thebanischer Aristokrat — durch ihn bemächtigt sich die eigentliche Proletariatsphilosophie, der Cynismus, auch der höheren Klassen. Von den Historikern ist Hekataios ein mächtiger adliger Staatsmann in Milet, Hellanikos ist ein Mann mit 16 Ahnen, Herodot, aus vornehmer Familie, die tief in Widerstand gegen die Tyrannen von Halikarnaß verflochten ist; er selbst setzt die bewaffnete Befreiung seiner Vaterstadt durch. In Thukydides fließt das Blut von Königen und Tyrannen und den vornehmsten Athenern zusammen, das von thrakischen Königen und das der Pisistratiden, von Kimon und Miltiades, er ist selber Staatsmann und Feldherr. Damastes, aus dem Gebiet von Troas, ist vornehm und reich, ebenso Philistos, der Staatsmann und General von Syrakus, auch Xenophon ist adlicher Abkunft. Theopomp hat es sein Lebenlang durch ein hin- und hergeworfenes Leben und die größten Gefahren büßen müssen, daß er der Aristokrat von Chios war und eine politisch weitreichende Bedeutung hatte, zuerst als φιλολάκων, später als Freund Alexanders. Dann der achäische Staatsmann Arat; der große Polybios; der bedeutendste Schriftsteller der Alexander-Historie ist ein ägyptischer König. — Sehen wir die Redner an: voran der erste der 10 Redner Antiphon, der ausgezeichnetste Kopf der damaligen Aristokratenpartei Athens, κράτιστος ἐνθυμηθῆναι γενόμενος καὶ ἃ γνοίη εἰπεῖν

nach Thukydides, der ihn als den „ersten Menschen" seiner Zeit verehrt, ein mächtiger indirekter Staatsmann, immer hinter der Szene tätig. Das alte Geschlecht des Andokides hatte die Würde der Herolde für die eleusinischen Mysterien; Lysias, der Sohn des vornehmen Syrakusaners Kephalos, den sein Freund Perikles nach Athen zog; Lykurgos aus dem ganz vornehmen Geschlecht der Eteobutaden. Selbst Aischines, wenn man nicht auf die gemeinen Verdächtigungen hören will, gehört zu einem durch Verbannung sehr verarmten Zweige des Priestergeschlechts der Butaden und ist vornehmerer Herkunft als Demosthenes. Dann das Ideal athenischer Vornehmheit der Phaler. Demetrios, der Regent Athens unter Kassandros. Wie erklärt sich nun die Tatsache, daß die Gattungen der geistes- und volksbefreienden Prosaliteratur fast ausschließlich durch den höchsten Adel gehoben sind?

Zur Erklärung benutze ich einen Wink des Aristoteles „der Geburtsadel strebt in höherem Grade nach Ehre, er hat die Neigung zu verächtlichem Herabsehn". Wenn der Einzelne Adlige erst einmal auf den Bann, die Beschränktheit seiner Standesgesinnung verächtlich herabsieht, wenn er seine Ehre darin findet eine höhere Warte der geistigen Betrachtung zu ersteigen als seine Genossen, so hebt ihn die angeborene Schwingkraft seines Wetteifers, seiner Ehrsucht — „alle, welche nach dem Ruf der Weisheit trachten, sind neidisch", sagt Aristoteles — höher als den Nicht-Adeligen, der Freisinn geht über viel mehr Schranken hinweg, wenn er erst die nächste, die seines Standes überschritten hat. Alle die genannten vornehmen Philosophen stellen sich in Widerspruch zu ihrer Kaste, zum Teil in den feindseligsten; indem sie Aristokraten des Geistes werden, ergreifen sie die vorwärtstreibenden Mächte der Vernunft, der Kritik, der Wissenschaft, sie lösen sich aus der Verehrung des Herkömmlichen, damit auch aus dem Zauber der Poesie, die dem Herkommen dient: so finden wir in den höchst vornehmen Heraklit und Plato die leidenschaftlichen Gegner des Homer und der ganzen auf den Dichtern ruhenden vornehmen Erziehung. Sie sind in Einem Laufe, von Thales bis Demokrit, auf einen Standpunkt der Naturwissenschaft zugelaufen, wo 2000 Jahre später die moderne Wissenschaft wieder ansetzen konnte: denn Gassendi ist der Fortsetzer Demokrits. Und ebenso ungeheuer ist der Lauf der Historiographie in Thukydides, der Redekunst von Perikles bis Demetrios. Blieb dagegen der Adlige innerhalb seines Bannes, so fehlte ihm meistens der leidenschaftliche Antrieb, sich auf geistigem Gebiete mit seinesgleichen zu messen und vor allem der freie Anlauf: die körperlichen Uebungen und Wettspiele und Ehren verschlangen meist die Kräfte. Dazu kommt, daß das berühmte Prinzip der Aristokratie, das εὖ σχολάζειν etwas die Ruhe und den Genuß in geistigen Dingen liebt, man ist leicht zu bequem, die Dichtkunst wird hier zur dilettantenhaften Ergötzung, nicht mit meisterlichem Fleiße geübt. Die wenigen aristokratischen Dichter, die über das Dilettantische hinausgingen, haben die Not und die Erbitterung und die Aufregung eines schweren Lebens zur Muse gehabt; wie der Lesbier Alkaios, der Megarer Theognis, der wunderbare

uneigennützige Patriot Solon, der überdies weit über die Schranken seiner Partei hinaus war. Den Fleiß haben die in der Literatur berühmten Aristokraten mehrfach durch die Not gelernt, so Antiphon, Lysias, Demosthenes: sie versuchten von ihrem Talent zu leben.

Auf den Fleiß, der den mittleren Schichten der Gesellschaft mehr angeboren ist, führe ich es auch zurück, daß die größten Meister der Dichtkunst ihnen und nicht der Aristokratie angehörten: Homer ist der Sage nach ein unsteter Schulmeister, Hesiod der Sohn eines kleinen armseligen Handelsmanns, Pindar, Simonides, Stesichoros, Terpander, Aischylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes stehen im Dienste der religiösen Kulte meist von ihren Familien her und gehörten, ihrer Lebensstellung nach, nicht zu den εὐ σχολάζοντες, sie hatten von frühe an arbeiten gelernt, sie kamen in persönliche Berührung zum höchsten Adel und wurden ihm unentbehrlich, weil sie ihn gleichsam mit der Kost nährten, welche jener selbst aus sich nicht zu erzeugen vermochte und doch so nötig hatte. So ergreifen die eigentlichen Förderer der Poesie, die Dichter der mittleren Schichten, das aristokratische Prinzip, den Schutz und die Verklärung des Herkömmlichen; während wiederum die eigentlichen Förderer der Prosa und des geistigen Ringens, die vornehmen Philosophen, Redner und Historiker das Prinzip der mittleren Schichten erfassen und steigern, den Fortschritt und die Unabhängigkeit im Denken und Handeln, sei es im Interesse des Einzelnen oder des Volkes. Von beiden Gruppen aber, den aristokratischen und demokratischen Förderern der Literatur, kann man sagen: sie wurden dadurch produktiv, daß sie aus der Beschränktheit ihrer Lebensstellung, ihrer sozialen Partei kühnlich heraustraten; sie waren fruchtbar und erfinderisch, weil sie den Charakterzug hatten, frei und selbständig unter ihresgleichen dastehn zu wollen.

Die deutsche Flotte und der deutsche Süden.*)

Von Theodor Bitterauf in München.

„In der See nehmen die Nationen stärkende Bäder, erfrischen sie ihre Gliedmassen, beleben sie ihren Geist und machen ihn empfänglich für große Dinge, gewöhnen sie ihr körperliches und geistiges Auge, in weite Fernen zu sehen, waschen sie sich jenen Philisterunrat vom Leibe, der allem Nationalleben, allem Nationalaufschwung so hinderlich ist . . . Seefahrende Leute lachen über das Hunger- und Sparsystem am Boden kriechender Nationalökonomen, wohl wissend, daß die See an guten Dingen unerschöpflich ist, und daß man nur Mut und Kraft haben dürfe, sie zu holen.“ Nicht die Wogen des Ozeans haben die Wiege des Mannes umbrandet, der diese Worte gesprochen; er stammt aus dem Schwabenlande, aus Reutlingen, und heißt Friedrich List. Hat Deutschland auch im Gegensatz zu den anderen großen

*) Vortrag, gehalten an dem Festabend anläßlich der Delegiertenversammlung des Landesverbands des deutschen Flottenvereins in Augsburg, 4. Mai 1907.

Nationen, für deren Entfaltung die Beherrschung der Meere geradezu den Maßstab abgeben kann, sich Jahrhunderte hindurch als nationale Einheit von diesem Wettbewerb ausgeschlossen gesehen, so ist doch der Süden niemals hinter dem Norden zurückgestanden, wo es galt, deutsche Arbeit und deutsche Ehre auch über dem Ozean zu wahren.

In Augsburg, von dem Enea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., 1458 schreibt, es übertreffe an Reichtum alle Städte der Welt, fühlen wir uns mehr als anderwärts an die Zeiten erinnert, da — bis zum Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts — alle Straßen aus Italien und der Levante durch Süddeutschland gingen, da unsere Gegenden den Brennpunkt des Welthandels, den Stapelplatz und Weltmarkt für die Erzeugnisse des Orients bildeten. Nicht einmal die allmähliche Verdrängung des Mittelmeers durch den freien Ozean als Verkehrsbecken hat diese Verhältnisse sofort zu ändern vermocht. Mit weitschauendem Blick dem Wechsel der Lage Rechnung tragend, gründeten die Welser 1503 mit anderen deutschen Städten in Lissabon eine Niederlassung, wo sie neben anderen Privilegien besondere Vorrechte für den indischen Handel genossen. „Uns Augsburger“, schreibt Konrad Peutinger, „ist es ein großes, als für die ersten Deutschen die India zu suchen.“ Schon 1505 entwickelten von Portugal aus die Fugger den Handel nach den Molukken, und beide Handlungshäuser erfüllten von Spanien aus ganz Südamerika mit ihren Niederlassungen, als sie dem jungen Spanier Karl zur deutschen Kaiserkrone verholfen hatten.

Aus Franken beteiligte sich der Nürnberger Patrizier Martin Behaim an den Seefahrten der Portugiesen, die sein Lehrer Georg Müller aus Königsberg bei Haßfurt durch die Verbesserung gewisser nautischer Instrumente, wie des Jakobsstabes, erst möglich gemacht hatte. Mit den spanischen Conquistadoren segelt der Niederbayer Ulrich Schmidl von Straubing nach dem La Plata, und sein Reisebericht, den er nach zwanzigjährigen Abenteuern in der Heimat verfaßte, weckt noch heute unser Interesse. Wer zählt die Deutschen, die noch in den folgenden Jahrhunderten in fernen Winkeln der Erde für fremde Interessen das Schwert gezogen? Wer berechnet die Verluste an Menschenleben und Arbeitskraft, die dem deutschen Volke allein durch die Auswanderung nach Nordamerika entstanden sind?

Mit der Verdrängung der Spanier und Portugiesen durch die Niederländer und Briten hören auch die Beziehungen Oberdeutschlands zur neuen Welt auf, soweit sie sich auf Spanien stützten; schon früher war der Handel nach Italien zurückgegangen; auch die großen Kaufhäuser in Augsburg und Nürnberg mußten unter der nun hereinbrechenden naturalwirtschaftlichen Reaktion leiden. Mannigfach sind die Gründe für diesen Verfall. Nicht zuletzt lernen wir daraus die Wertlosigkeit aller Sonderbestrebungen auch auf wirtschaftlichem Gebiete ohne starke Betonung der Nationalität, ohne die Garantie für die Fortdauer dieser Nationalität im Auslande durch eine starke Reichshandelspolitik und eine Achtung gebietende Flotte. Das Fehlen der beiden Faktoren war entscheidend noch für die maritimen und kolonialen Unternehmungen der Folgezeit. Wie im Norden der Auflösung der Hansa die brandenburgische Flottengründung und die Kolonialpolitik des großen Kurfürsten sich anreiht, taucht nach dem Niedergang Augsburgs und Nürnbergs auch am Münchener Hofe unter Ferdinand Maria der Gedanke eines bayerischen Kolonialreiches in Südamerika auf. Der Urheber des Planes, Johann Joachim Becher, will neben Neuspanien, Neufrankreich und Neuengland in Zukunft auch ein Neudeutschland auf der Karte finden. „Es

fehlet Euch so wenig an Verstand und Resolution, solche Sachen zu thun als anderen Nationen", ruft er seinen Landsleuten zu. Man könne nicht vom Brot allein leben; „es gehören noch andere Dinge mehr dazu, welche anderwärts als aus Deutschland müssen geholet und das deutsche Geld davor hinausgesendet werden". Er spottet über die Wasserscheu der Deutschen, „da sie doch so gerne saufen und der Hochdeutschen ihr Leben lang mehr im Wein als in der See versoffen". Der Egoismus der Holländer und Briten, die man zunächst um Rat anging, hat den bayerischen Fürsten vor der sonst unausbleiblichen Enttäuschung bewahrt. Im achtzehnten Jahrhundert steht der Plan Thürigls, mit Bewohnern des bayerischen Waldes die Sierra Morena zu kultivieren, so viel ich sehe, ziemlich vereinzelt.

Dagegen hat in den Tagen der deutschen Erniedrigung, als das heilige römische Reich zu Grabe getragen war, auch der deutsche Süden an einer Handelspolitik teilgenommen, die in der Idee wenigstens den Bedürfnissen des Kontinents Rechnung trug. In der Ausführung freilich setzte Napoleons Kontinentalsystem zum Schaden auch des deutschen Volkes an Stelle der englischen Seeherrschaft eine französische Festlandssuprematie, und neben der einseitigen Begünstigung Frankreichs kamen die deutschen Interessen zu kurz. Erst nach dem Sturze des Imperators wurde es offenbar, wie sehr das Festland England gegenüber an Kapitalkraft und Ausbeutung der Maschinen ins Hintertreffen geraten war. Man sollte meinen, der deutsche Bund hätte hier eingegriffen. Über der Druckfehler in der Eröffnungsrede des Präsidenten des Frankfurter Bundestages, Artikel 19 der Bundesverfassung sei bestimmt, alle deutschen Bundesstaaten in Hinsicht des Handels und Verkehrs und der Schiffahrt unter einander zu entfremden (statt zu vereinigen), war ein schlechtes Omen für die Zukunft. Nach wie vor erniedrigten sich die Deutschen in der Fremde zu Wasserträgern und Holzhackern der Briten, und während in fremden Häfen die englischen, amerikanischen und belgischen Schiffe neben einander gezählt wurden, figurierte in derselben Statistik Kniphausen neben Oesterreich und Preußen als Nation, da keine deutsche Handelsflagge existierte. Das Schauspiel früherer Jahrhunderte wiederholte sich. Nächst der englischen und nordamerikanischen entwickelt sich bis 1847 die deutsche Handelsmarine zur bedeutendsten der Welt, in allen Erdteilen gründen Hunderte von deutschen Handelshäusern wichtige Niederlassungen, aber kein deutsches Kriegsschiff legt an fremden Ufern an, und so steht die deutsche Nation hinter China, Japan, Peru und Buenos Ayres zurück.

Während Kaiser Karl V. die Seeräuber des Mittelmeeres noch in ihren Sitzen heimgesucht hatte, dringen jetzt tunesische Kaper zum Schaden des deutschen Handels bis in den Kanal und in die Nordsee, und der Bundestag weiß dagegen keinen anderen Rat, als durch die beiden deutschen Großmächte England ersuchen zu lassen, daß es das Vorgehen der Barbaresken für Seeräuberei erkläre. In Hamburg suchte man sich durch die Gründung eines antipiratischen Vereins zu schützen. Da war es der Vertreter einer süddeutschen Macht, Baden, Graf Mandelslohe, der am 24. Juli 1817 energisch den Ruf nach einer deutschen Flotte erhob: es sei eine Ehrensache, daß Deutschland hierin nicht von dem guten Willen fremder Mächte abhänge, sondern sich selbständigen Schutz erringe. Deutschland verstehe wohl, Schiffe zu bauen und zu rüsten, und seine Seeleute dienten auf allen Meeren. Das Resultat der Beratung war trotzdem — Vertagung.

So sah es mit dem Schutz aus, den der deutsche Bund dem Seehandel gewährte. Und der Zollverein machte seine Sache zwei Jahrzehnte hindurch

nicht besser. Wohl kann seine Bedeutung für die deutsche Einheit nicht hoch genug eingeschätzt werden. Aber während er im Binnenverkehr die 38 Zollschranken fallen ließ, wurden nach preußischem Zeugnis selbst die Verhandlungen mit den Küstenstaaten in unzulänglicher Weise geführt, und im Seewesen blieb alles beim Alten. Wenn ich recht unterrichtet bin, wurde von 1811 bis 1848, von dem Plan einer preußischen Kriegsmarine, der den späteren Kriegsminister von Rauch zum Verfasser hatte, bis zur Denkschrift des Prinzen Adalbert über die deutsche Flotte, in Preußen der Ruf nach einer solchen nur einmal laut. Aber wie zum consilium maritimum des großen Kurfürsten ein Holländer, van Lier, den Anstoß gab, so war es jetzt ein Helgoländer, der Schiffbauer Andresen Siemens, der im Jahr 1838 dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm es „so leicht wie ein Spielwerk" hinstellte, für Deutschland Kriegsschiffe zu erhalten. Damals wurde ein Kriegsschiff, die Amazone, gebaut, die als Schulschiff für Navigationsschüler Verwendung fand. Noch im Jahre 1848 jedoch konnte Marcus Niebuhr, der Sohn des Geschichtsschreibers, sich auf das Zeugnis des durch seine liberalen Forderungen bekannten pommerschen Edelmanns von Bülow-Cummerow stützen, Deutschland sei zu einer Land-, nicht zu einer Seemacht geschaffen und müsse seinen maritimen Schutz bei den Nachbarn, bei England, Holland, Dänemark und Schweden suchen, die von Natur zu Deutschlands Admirälen bestimmt seien. In den Hansastädten selbst war man zwar nicht englisch und nicht französisch, aber auch nichts weniger als deutsch gesinnt. Man dünkte sich in seiner Isoliertheit reich genug und hielt sich zu keinem, um es mit keinem zu verderben. Ein Engländer meinte damals, die drei Seestädte seien die letzten, die Interesse fühlten für das Land, von dem ihr Handel abhing. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß der Anschluß dieser Städte an den Zollverein für beide Teile wertlos war, so lange Hannover und Holstein fehlten.

Unter diesen Verhältnissen ist es nun merkwürdig, daß wiederum ein Süddeutscher, ohne amtliche Stellung, lediglich kraft seiner genialen Persönlichkeit nicht müde ward, für deutsche Arbeit, deutsche Schiffahrt und Deutschlands Flotte zu kämpfen. Friedrich List, der durch die Begründung des deutschen Handelsvereins dem Zollverein vorgearbeitet hatte und auch um das deutsche Eisenbahnwesen sich die größten Verdienste erwarb, suchte in seinem nationalen System der politischen Oekonomie und in einer Reihe von Aufsätzen, die er zum Teil in Augsburg und für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" schrieb, seine deutschen Landsleute vergebens aufzurütteln; mit eindringlicher Beredsamkeit bekämpft er die deutsche Freihandelslehre und die englische Handelspolitik. „Solange nicht Deutschland seinen Bedarf an Baumwollen- und Flachsmaschinengarn selbst spinnt, so lange es nicht seine Bedürfnisse an Kolonialwaren unmittelbar aus den Ländern der heißen Zone bezieht und sie mit eigenen Manufakturprodukten bezahlt, so lange es nicht diesen Handel mit eigenen Schiffen betreibt, so lange es seiner Flagge keinen Schutz zu gewähren vermag, so lange es kein vollständiges Strom-, Kanal- und Eisenbahntransportsystem besitzt, so lange nicht der Zollverein auf alle deutschen Küstenländer und auf Holland und Belgien sich erstreckt", so lange erscheint ihm das deutsche Schutzsystem als ein sehr unvollkommenes. Zu den nationalen Institutionen, die unerläßlich seien, rechnet er „einen vollständigen Bundeskonsularetat, die Aufstellung einer, wenn auch anfangs geringen, Flotte, die Ermittelung eines Seekontingentfußes, die Errichtung einer Bundesadmiralität, einer Schiffahrtskommission und eines Bundesadmiralitätsgerichts, sowie die Herstellung von regelmäßigen Paket- und Dampfbootfahrten nach

fremden Ländern und Weltteilen, insoweit alles dies mit den dermaligen Bedürfnissen und Kräften Deutschlands im Verhältnis steht". Er bezeichnet es als wünschenswert, „daß Preußen jetzt schon mit Kreierung einer deutschen Handelsflagge und mit Grundlegung einer künftigen deutschen Flotte den Anfang mache und daß es Versuche anstellte, ob und wie in Australien oder in Neuseeland oder auf anderen Inseln des fünften Weltteils deutsche Kolonien anzulegen wären". Allein der geniale Prophet wurde in seinem Vaterlande als Phantast und Gespensterseher verspottet, der warmfühlige Patriot mußte zur Anerkennung seiner Verdienste von dem Minister eines Kleinstaates sich an ganz Deutschland verweisen lassen, das nicht existierte. Seelisch und körperlich gebrochen, starb er den Tod der Verzweiflung.

Und doch ist sein Werk kein vergebliches gewesen. Sein Verdienst ist es, wenn das Verständnis für die maritimen Forderungen der Zeit überall in Deutschland in den vierziger Jahren im Steigen begriffen war. Als dann im Jahre 1848 die nationalen und liberalen Ideen den für die Zukunft verheißungsvollen Bund eingingen, war der List nahestehende Moritz von Mohl einer der ersten, der in der „Allgemeinen Zeitung" die alte Forderung des Meisters erneuerte. „Erst dann, schrieb er, wenn der Deutsche im Auslande statt durch einen von zwanzig Diplomaten kleiner Länder, deren Namen dort beinahe niemand kennt, noch auch nur auszusprechen weiß, durch einen deutschen Botschafter vertreten ist, wenn das deutsche Handelsschiff nicht mehr mit dem mecklenburgischen Ochsenkopf oder mit der Pappenburger Flagge in die Häfen fremder, übermächtigen und übermütigen Völker schutzlos einläuft, sondern mit einer deutschen Flagge neben einem Linienschiff des deutschen Bundes stolz seine Anker fallen läßt, erst dann wird von dem Deutschen im Auslande das vernichtende Bewußtsein seines jetzigen Nichts, dieser Alp genommen sein, unter dessen Druck er bis jetzt so demütig und erbärmlich unter fremden Völkern herumgeschlichen ist." Der Ausbruch des dänischen Krieges öffnete selbst dem Blindesten die Augen. Der deutsche Riese war machtlos zur See einer Zwergnation preisgegeben, die seine Schiffe aufbringen, seine Ströme blockieren konnte. Die österreichische Flotte im Mittelmeer vermochte keinen Schutz zu gewähren, Preußen besaß außer der Amazone nur den Postdampfer Adler, der als Kriegsschiff gebaut war. Da erschien am 19. April 1848 in Rendsburg der erste Aufruf zur Bildung einer deutschen Flotte, im Mai ein zweiter zu einer Sechsersammlung für dieselbe und die Proklamation des Fünfzigerausschusses des deutschen Vorparlaments in Frankfurt.

Noch vor der Veröffentlichung der ersten dieser Kundgebungen hatte sich in München und auch in Augsburg ein Kreis von Jungfrauen und Frauen vereinigt, die deutsche Frauenwelt zur Sammlung für eine deutsche Flotte einzuladen. Auch in Nürnberg bildete sich ein Ausschuß von 30 Frauen. Mit berechtigtem Stolz konnte General Sauer neulich auf den Münchener Flottenverein von 1848 hinweisen. Nicht nur in allen größeren Städten bildeten sich Komitees; was die Bewegung jener Zeit vor allem auszeichnet, ist die rege Beteiligung auch des platten Landes und der kleinsten Gemeinden; in allen sozialen Schichten war dieselbe Begeisterung für den einen großen Zweck lebendig. Unter den ersten Beiträgen für die deutsche Marine waren solche von Altaussee in Steiermark und Mittenwald im bayerischen Gebirge, dessen Markt in früheren Jahrhunderten dem deutsch-italienischen Handel seine Blüte verdankte. Besonders zahlreich flossen die Gaben aus dem Bezirksamt Erding; die Nürnberger Gymnasiasten wetteiferten mit den Erlanger Studenten. In der fränkischen Universitätsstadt gab Sturz die Anregung, aus den Staats-

forsten umsonst Schiffsbauholz zu liefern. Neben Herwegh und Freiligrath — wenn Sie wollen, auch Heine — trat als Flottendichter in München Goßmann, dessen Lied von 35 Strophen freilich schon wegen seiner Länge keine weitere Verbreitung finden konnte. Unter den Offizieren der deutschen Kriegsmarine von 1848 bemerkt man wenigstens einen Bayern, den Arzt 2. Klasse Franz Josef Heusler aus Aschaffenburg. Wie hoch die Begeisterung für die Flotte in Bayern, die auch die Nachkommen noch verpflichten sollte, damals eingeschätzt wurde, läßt sich daraus ermessen, daß, „um das Andenken der patriotischen Gabe der Bayern zu ehren", das beste Kanonenboot, das an der Elbe und Weser erbaut war, Wendelstein getauft wurde. Wohl fehlte auch anderwärts nicht die opferwillige Hingabe an den großen Zweck. Die Arbeiter des Erzgebirges sandten Beiträge so gut wie die Deutschen in Mexiko. In Bremen wehte neben dem alten Roland die neue deutsche Flagge: Schwarz-rot-gold, in Hamburg wurde eine Flotte ausgerüstet, über deren Wert freilich die Ansichten später geteilt waren; in Berlin, Stettin, Stralsund, Danzig, Königsberg, Elbing baute man Kanonenboote. Am ernstesten nahm man die Sache in Kiel, wo außer einer Kriegsmarine auch eine Seeoffiziersschule gegründet wurde. Hier warnte man bereits frühzeitig, man möge die großen Anstrengungen, die eine Seemacht erfordere, nicht zersplittern, sondern nach einem bestimmten allgemeinen Plan leiten. Es entstand eine ganze Flottenliteratur, die neben vielem Wertvollen auch die abenteuerlichsten Gedanken enthielt. Denn noch verstand in Deutschland kein Mensch etwas vom Seekrieg, wie denn in Frankfurt einmal eine ganze Kommission mit Berufung auf ihre ungenügende Sachkenntnis sich ihrer Aufgabe entzog. Man mußte sich überzeugen, daß Flotten sich nicht aus dem Boden stampfen lassen wie Landheere; es fehlte an Geschützen für die Armierung, an Mannschaften, an einer geeigneten Oberleitung.

Mit der Gefahr schwand auch die Begeisterung. Ein Bremer meint deshalb, das Weiß der Bremer Flagge müßte ebenfalls erröten und die Löwen des Wappens zu Eseln werden. Ein Teil der Rheder verbot ihren Schiffen geradezu die Annahme der deutschen Flagge und nur die unfreundliche Haltung des Zarenreichs verhinderte sie, die russische Flagge anzunehmen. In London war das Ergebnis der Sammlung für die Flotte ein sehr geringes. Viele der hier ansässigen Deutschen erklärten, sie hätten aufgehört Deutsche zu sein. Der dortige österreichische Konsul bedauerte, sich mit den Angelegenheiten eines fremden Staates nicht befassen zu können. Der biedere Vertreter einer freien Reichsstadt behauptete allen Ernstes, Deutschland bedürfe keiner Flotte; wenn es sich zu Hause gut aufführe, so habe man von außen nichts zu befürchten. In den Ostseehäfen wurden Stimmen laut, eine deutsche Flotte gehe sie nichts an. Preußen schien bald separatistische Marinezwecke zu verfolgen. Von den Regierungen leisteten Oesterreich, Sachsen, Kurhessen und Luxemburg-Limburg gar keine Beiträge für die Flotte; unter den Staaten, die sie nur teilweise entrichteten, befindet sich auch Bayern. Bei den sich häufenden unüberwindlichen Schwierigkeiten machte die wichtige Marineangelegenheit unter dem Ministerium Schmerling fast gar keine Fortschritte; erst unter Gagern ging es vorwärts. Der Reichshandelsminister Arnold Duckwitz, dem auch die Marine unterstand, gesteht selbst, daß manches hätte besser gemacht werden können; aber er betont auch, die Marineverwaltung habe das Werk mutig angegriffen und soweit geführt, daß man es nicht mehr ungeschehen machen könne.

Wie es 1848 und 49 ein deutsches Reich gab, so hat es auch eine deutsche Kriegsmarine gegeben. Wohl wurde die deutsche Handelsflagge von

den dänischen Matrosen auf der Themse mißhandelt, wohl wurde der Kriegsflagge von der englischen Regierung dieselbe Behandlung wie Piraten angedroht; aber bei dem einzigen Zusammenstoß, den deutsche Kriegsschiffe bei Helgoland mit einer dänischen Korvette hatten, haben sie ihre Ehre bewahrt. Mit dem Sturze der deutschen Zentralregierung, die von Anfang an staatenlos war, war auch das Schicksal der deutschen Kriegsflotte besiegelt. Mit einer Institution, die — nach dem Wort des Königs von Württemberg — ihre Existenz der Revolution verdankte und in einem Krieg von Insurgenten gegen ihren legitimen Herrscher Verwendung finden sollte, wußte der deutsche Bund nichts anzufangen. Mochte auch König Max von Bayern die deutsche Marine noch nicht verloren geben und von einem Zusammengehen mit Preußen Ersprießliches erwarten, sein Minister von der Pfordten machte die Mitwirkung Bayerns zur Erhaltung der Flotte von der Aufnahme Oesterreichs in den Zollverein abhängig. An der Richtung der allgemeinen deutschen Handels- und Zollpolitik ist der Plan eines Nordseeflottenvereins schließlich auch gescheitert. Der patriotischen Erwägungen nicht unzugängliche Bundeskommissar Laurenz Hannibal Fischer, dem die undankbare Aufgabe zufiel, die nicht verkauften Schiffe unter den Hammer zu bringen, mußte sich von den Bremer Kaufherren — und die Hamburger und Lübecker schlossen sich diesem Gutachten an — sagen lassen, eine deutsche Flotte sei an sich für das Bremer Handelsgewerbe nicht nur ganz indifferent, sondern sogar gefährdend. So bestätigte sich nach Bismarcks bitterem Worte die Erfahrung, daß Deutschlands partikulare Interessen stärker sind als der Gemeinsinn, „daß im allgemeinen die Existenz auf der Basis der Phäaken bequemer ist als auf der Basis der Spartaner".

Gleichwohl ist der Flottengedanke wie so manche andere fruchtbare Idee des „tollen Jahres" nicht untergegangen. In den folgenden Jahren schritt Preußen zum Bau einer Kriegsflotte, die 1871 vom Reich übernommen wurde, und mit der Annahme der Flottenvorlage 1897/98 sind wir entschieden eingetreten in die Reihe der Mächte, die Weltpolitik treiben. Ist nach der Verfassung des Reiches die Kriegsmarine eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaisers, so müssen, wo es Deutschlands Seetüchtigkeit und Seeinteressen gilt, auch alle Gegensätze schweigen. Auch dem engherzigen Partikularisten mag es weich ums Herz werden, wenn er der Linienschiffe: Wittelsbach und Bayern, der Kreuzer München und Nürnberg ansichtig wird.

Als Historiker hielt ich es für meine Aufgabe, die schlichten Tatsachen ihre eindrucksvolle Sprache führen zu lassen. Aber erfüllt uns der Blick in die Vergangenheit mit patriotischem Schmerze, so haben wir doch allen Grund, uns der Gegenwart zu freuen. Vor allem müssen wir unserem Flottenkaiser Dank wissen, daß er sich zum Führer einer unausweichbaren Lebensforderung der Gesamtnation gemacht hat. „Wer ihn in dieser Frage verläßt, sagt Naumann, der hat keinen Blick für die kommende Zeit".

Rundschau.

Der I. Internationale Stiefelputzerkongreß zu Paris am 14. und 15. Juni 1907.

(Original-Bericht.)

Vor 237 Delegierten aus fast allen Staaten der Erde und vor einem zahlreichen Publikum ist heute im dem Palais de Congrès der erste internationale Stiefelputzerkongreß eröffnet worden.

Zunächst nahm an Stelle des derzeit erkrankten Präsidenten der Republik der Minister für die öffentlichen Arbeiten das Wort zu einer in jeder Hinsicht bedeutsamen Begrüßungsrede.

Der Stiefel — so etwa begann er — der Stiefel, meine hochgeehrten Damen und Herren, der Stiefel ist gewissermaßen die Grundlage, auf welcher alle modernen Kulturvölker stehen! (Beifall.) Solche Nationen, welche barfuß gehen, werden immer mehr ausgeschaltet, eben weil sie barfuß gehen. (Sehr richtig!) Die Geschichte der Fußbekleidungen ist die Geschichte der Zivilisation der Menschheit. (Lebhafter Beifall.) Manchmal schon hat ein eleganter Damenschuh einen feinfühligen Mann zu hohen Leistungen begeistert. Ist nicht ein Männerrohrstiefel aus glänzendem Lackleder das Entzücken des kultivierten Weibes? (Händeklatschen der Damen.) Die Regierung verfolgt mit hohem Interesse alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Schuhverhältnisse. Wir haben erst vor kurzem ein nationales Schuh- und Stiefelmuseum begründet und man wird glücklich sein, es den Kongreßteilnehmern zeigen zu können.

Allein — was wäre die beste Fußbekleidung, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit einer Reinigung unterzogen würde? (Beifall.) Was sage ich, „Reinigung"! Nicht nur Reinigung, nein einer Art von Verjüngung, von Neuschöpfung. Dieser Aufgabe unterzieht sich mit derjenigen rücksichtslosen Energie, die diesen Stand auszeichnet, der Stand der Stiefelputzerinnen und Stiefelputzer. (Beifall; Hochrufe.) Kein größerer Bahnhof, an dem diese emsigen Leute nicht mit Bürste und Wichse bereit wären! Keine belebtere Straßenecke, wo nicht ein solcher Betrieb das Auge des Passanten mit Wohlgefallen erfüllt! Diese Ordnungsliebe, diese Reinlichkeitsbegeisterung überträgt sich auch auf das sonstige Leben dieser Klasse. Sie ist ein staatserhaltendes Element geworden. Wir lieben die Stiefelputzer und wir werden alles tun, um ihre wohlberechtigten Bestrebungen zu unterstützen! (Stürmischer Beifall.) Ihre Verhandlungen werden uns Fingerzeige von unschätzbarem Werte sein! (Minutenlanges Händeklatschen.)

Vorsitzender: Mit Genugtuung stelle ich fest, daß die Regierung dieses Staates volles Verständnis für die hohen Ziele zeigt, die uns zusammengeführt haben. Mit dem vollen Dank für die prachtvollen Worte des Herrn Ministers

verbinde ich die Hoffnung, daß der Kongreß in jeder Richtung als Markstein neue Bahnen zeigen möge. Die Anzahl der angemeldeten Referenten ist 374. Leider können nicht alle hier zum Vortrag kommen, wir haben daher sechs Sektionen gebildet und nur die wichtigen Gegenstände, welche die Aenderung bestehender Verhältnisse betreffen, vor die allgemeine Versammlung zu bringen beschlossen.

Hierauf erteilt der Vorsitzende das Wort Herrn Grénier aus Paris; dieser hält einen Vortrag über die Anforderungen, welche die Stiefelputzer an die Gesetzgebung der Kulturstaaten stellen. Grénier faßt seine etwa dreistündigen Darlegungen in folgenden Sätzen zusammen:

1. Das Barfußgehen in nicht geschlossenen Räumen und auch in Mietwohnungen ist gesetzlich zu untersagen.
2. Die Benützung von Holzschuhen ist in allen Städten von 5000 und mehr Einwohnern nur von abends 7 bis morgens 7 zu gestatten und an besondere Erlaubnisscheine zu knüpfen.
3. Das Umhergehen mit auffällig beschmutzten Stiefeln in großen Städten ist unter Strafe zu stellen.
4. Das Reinigen der Schuhbekleidung ist den Dienstboten bei Strafe zu untersagen und nur an öffentlich geprüfte Schuhputzer zu vergeben.

Nachdem der Redner geschlossen hatte, wurde eine Diskussion eröffnet. Es meldet sich zum Worte:

Norel-Grenoble. Meine Damen und Herren. Ich bin ein Holzschuhfabrikant (Aha! und Gelächter) — und aus der Provinz (erneutes Gelächter). Der Holzpantoffel (Rufe: klappert!) — der Holzpantoffel sage ich — (Unruhe, man versteht den Redner nicht).

Glocke des Vorsitzenden: Ich sehe mich genötigt, die Zeit, die einem Diskussionsredner zur Verfügung steht, auf 5 Minuten zu beschränken.

Norel (heftig gestikulierend): Sie können nicht einfach den Holzpantoffel verschwinden lassen. Wenn Sie bedenken, daß in vielen Gegenden (Schlußrufe), sogar unseres geliebten Vaterlandes Frankreich (Vive la France!) —

Der Redner kann sich nicht weiter verständlich machen.

Vorsitzender: Das Wort hat Herr Josef Meïr.

Josef Meïr: Nur wenige Worte. Unter allen patentierten Fettglanzwichsen ist notorisch die allerbeste und billigste die Fettglanzwichse von Josef Meïr.

(Ein großer Tumult entsteht. Vier Herren und drei Damen eilen zum Vorsitzenden und bitten um das Wort.)

Vorsitzender: Ich kann unmöglich allen zugleich das Wort erteilen. Zunächst hat Herr Müller, député, das Wort.

Müller, député: Ich konstatiere, daß Herr Meïr das Redepult zu einer sehr einseitigen Reklame für seine eigene Firma mißbraucht. (Sehr richtig! pfui!) Die Glanzwichse der Firma Guillaume Frères steht an Qualität der soeben erwähnten nicht nach!

Vorsitzender: Eine Dame hat um das Wort zur Geschäftsordnung gebeten.

Miß Mary North-Boston: Es ist empörend — niederschmetternd — unfair im höchsten Grade — Herr Député Müller! Sind Sie nicht etwa Aktionär von Guillaume Frères? Ist der Direktor dieser Fettglanzwichsefabrik nicht Ihr Schwager? Antworten Sie wenn Sie können! Jetzt sofort! (Tritt erregt und erschöpft ab.)

Vorsitzender (nachdem er eine Minute lang leise aber lebhaft mit

einigen Herren am Vorstandstische gesprochen hat): Wir gehen zu dem nächsten Gegenstand der Tagesordnung über.

Unter anhaltender Unruhe spricht Frau Rosa Reinlich-Dresden über die Gründung eines internationalen Stiefelputzer- und Stiefelputzerinnenverbands. Ihre Thesen sind folgende:

1. Es wird ein internationaler Verband aller Stiefelputzer und Stiefelputzerinnen gegründet mit dem Sitz in Basel.

2. Aus sittlichen Gründen ist es erforderlich, daß kein Stiefelputzer einen weiblichen Schuh, und keine Stiefelputzerin einen männlichen Stiefel reinigt.

3. Die Taxen für die männlichen und weiblichen Stiefel sind gleich.

4. Die anwesenden Delegierten verpflichten sich, bei ihren Landesregierungen für die Durchführung von Ziffer 1 bis 3 einzutreten.

Die Vizevorsitzende, welche inzwischen eingetroffen ist, eröffnet die Debatte.

Luigi Sorro-Venedig: Ich und wir andere Italienner finde wire Feinde von zweite Punkt von Signorina Reinlich. Englische Signorine ziehen männlich Italienner vor, deutsche Professor habben libber weibliche Italienner. Ich emfelle verwechseln die Geschlechter. Ecco! (Beifall, teilweise ironisches Händeklatschen).

Georg Seidlhuber-München (mit Bravo empfangen): Meine Herrn! Wissens i laß mir überhaupts nix dreiredn. Zur Aushilf bal die Fremdn nach Minka kemma, hob i mei Deandl. Die Mannsbilder die ihrigen putzt d' Zenzl, die Weibsbilder die ihrigen putz i. Bal oaner z'hoamli werd, zahlt er die doppelte Tax. Und z' muckſen gibts da nix. Zahln oder außigschmissn, so is bei mir dahoam der Brauch. (Der Redner wurde wegen seines bayerischen Dialektes nicht verstanden und fand daher nur vereinzelten Beifall.)

Nach ihm trat ein elegant gekleideter Vollblutneger, Tom Smith-New-York auf. Er verbreitete sich über die kläglichen Zustände in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo es einem Neger unmöglich sei, durch einen weißen Stiefelputzer seine Stiefel gereinigt zu erhalten.

Die Vorsitzende macht ihn darauf aufmerksam, daß es sich nicht um eine Erörterung der Interessen der Arbeitgeber der Stiefelputzer, sondern um die der Stiefelputzer selbst handle.

John Blomsfield-Glasgow wendet sich gegen Tom Smith vom Standpunkt der christlichen Religion aus. Der schwarze Mann — so etwa sagte er — hat nicht nötig, gewichste Stiefel oder gar Handschuhe zu tragen, da Gott selbst in seiner unerforschlichen Vorsehungsweisheit die Haut der Füße und Hände des schwarzen Mannes ein für allemal gewichst hat, während er dies beim weißen Manne unterließ. Gott will aber, daß auch der weiße Mann mit gewichster Fußbekleidung im Gotteshause erscheine und da der schwarze Mann schon von Natur gewichst ist, so ist er zum freien Stiefelputzer des freien weißen Mannes im freien Verkehr der Nationen erschaffen ..... (Drei Neger gehen auf den Sprecher los, dieser aber, ein vorzüglicher Boxer, verteidigt sich außerordentlich gewandt und schließlich werden die Neger aus dem Saale entfernt.)

Das Referat des Herrn José Rodrigo de Lovenzaga aus Buenos Aires wurde infolge dieser Vorgänge etwas geschädigt; er empfahl eine internationale Umfrage bei allen Kulturvölkern, ob und inwieweit männliche und weibliche Stiefelputzer vorhanden seien und ob sich Unzuträglichkeiten dadurch herausgestellt hätten, daß eine kreuzweise Bedienung gestattet sei.

Man sah, daß wegen vorgerückter Zeit hier abgebrochen werden müsse und schloß um 1 1/2 Uhr.

Es fand noch die Besichtigung der bekannten Stiefelbürstenfabrik von Korr & Horr statt, sodann folgten die Kongreßdelegierten der Einladung des Pariser Gemeinderats zu einem Galadiner im Stadthause mit 500 Gedecken. Während des Mahles tanzte Cléo de Merveille, nur mit Sandalen bekleidet. Das Fruchteis des Nachtisches hatte die Formen des Cothurnes der berühmten Tragödin Sarah Bernhardt. Abends wurde als Festvorstellung Salome von Richard Strauß gegeben. Die von Ernst Kraus als Herodes getragenen Schuhe waren nach dem Entwurf eines bekannten fürstlichen Künstlers angefertigt. Morgen soll der Kongreß geschlossen werden. Die Reinigung der Stiefel ist zurzeit um 75% teurer als sonst, weil die meisten Stiefelputzer über die Dauer des Kongresses feiern. Hoffentlich bleibt das Wetter gut.

Paris. Hermann Losch.

Ein Mädchengymnasium für München.

Der Verein zur Gründung eines Mädchengymnasiums in München schreibt uns:

Wir erlassen soeben einen Aufruf, welcher bezweckt, in weitesten Kreisen ein frischeres und folgenreicheres Interesse an unsern Bestrebungen zu erwecken und neue Mitglieder zu werben. Wohl ist es unsrem — trotz bedeutender Hindernisse — unermüdlichen Eifer gelungen, die mit Hilfe des Vereins gegründeten, seit 1900 bestehenden Gymnasialkurse des Herrn Rektor Sickenberger tatkräftig zu unterstützen — aber alle Schritte zur Gründung eines eigenen Mädchengymnasiums in München waren bis jetzt erfolglos. Wie notwendig jedoch die Erreichung unseres Zieles ist, ein sechsklassiges Mädchengymnasium zu erhalten, beweist die stetige Zunahme der Schülerinnen der nur vierklassigen Privatgymnasialkurse des Herrn Rektor Sickenberger. Leider ist es auch eine Tatsache, daß bis zu diesem Augenblick wenig bemittelte, bessere Familien ihren Töchtern, bei dem ungewöhnlich hohen Schulgeld von 450 Mk. der Anstalt, diese Bildung nicht zuteil werden lassen können. —

Daß unter diesen Umständen unser Verein nur mit erheblich gesteigerten Mitteln weiterbestehen kann, liegt auf der Hand. Man sollte zwar glauben, daß in einer Großstadt wie München dies bei der Wichtigkeit des Gegenstandes leicht genug sein müßte, aber leider ist dem nicht so. Und es ist verwunderlich, wie oft man in gebildeten Kreisen einem völligen Unverständnis der Sache begegnet. Schon 1895 ergab sich bei der Berufszählung, daß etwa ein Fünftel der weiblichen Gesamtbevölkerung berufstätig sei. Seitdem ist diese Zahl anhaltend gestiegen, zugleich aber auch das Verlangen nach vertiefter Bildung der Frauen. Diesem Wunsche kommt auch der Umstand entgegen, daß den Frauen neuerdings durch allerhöchste Genehmigung die Immatrikulation an den bayerischen Universitäten gewährt wurde. Offen steht den Frauen der Beruf der Aerztin, Zahnärztin und Apothekerin; die Nachfrage nach akademisch gebildeten Lehrerinnen ist groß; viele Frauen stehen im Dienste der naturwissenschaftlichen Sammlungen, chemischen Laboratorien, meteorologischen Stationen. Für die Zwecke der Statistik, die weibliche Fabrikinspektion finden wissenschaftlich gebildete Frauen Verwendung. Aber auch für diejenigen Frauen, welche nach ganz oder teilweise vollendeten Studien in die Ehe treten, wird die gewonnene, vertiefte Bildung ein wertvolles Gut bleiben, das ihnen als Genossin des Mannes und Erzieherin ihrer Kinder von größter Bedeutung ist. Darum gilt es, unseren Töchtern, welche Neigung und Anlage für höhere Berufsarten haben, die dazu nötige Vorbildung zu ermöglichen. —

So wendet sich der Verein noch einmal vertrauensvoll an alle Jene, welche mit Verständnis unsere schwierige Lage überblicken und eine hilfreiche Hand bieten wollen. Nur wenn alle, von der Natur beiden Geschlechtern verliehenen, Gaben sich in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit entwickeln können, ist für unsere Nation eine wirkliche Förderung der Gesamtkultur zu erhoffen.

Kunstgewerbe.

Kunstgewerbepolitik.

Man kann der Meinung sein, daß der Kunst am besten gedient sei, wenn sie öffentlichen Erörterungen entzogen bleibe. Sie solle selbstgewiß ihren Weg gehen ohne Richtungmacherei. Sicher dient dies dem Schaffenden. Es ist die eigentliche Leistung seiner Persönlichkeit, des größeren Menschen in ihm, sich dieses Fürsichsein zu bewahren, ohne zu vereinsamen, mitten im lebendigen Tag zu wirken und in der Stille seines Selbst zu schaffen. Je vollkommener ihm dies gelingt, um so größer der Mensch. Dies ist der Sinn des Satzes, daß große Künstler immer große Menschen waren. Sie waren nie lebensfremd, immer aber schufen sie über das Alltägliche hinweg. So mag denn Kunstpropaganda, Schriftstellerei, Kunsterziehung einer gewissen überlegenen Lebensbetrachtung zunächst zwecklos erscheinen, vielleicht sogar störend und verwirrend. Aber wer beobachtet, welch merkwürdige Umwege die Idee jeweils für notwendig hält, ehe sie zur Wirklichkeit kommt, lernt Propaganda und Erziehung besser bewerten. Er begreift die Notwendigkeit großzügiger Kunstpolitik.

Jede Kunst braucht Publikum, nicht nur Bilderkäufer und Denkmalsetzer: die breite Empfänglichkeit des Volkes. Sonst wird ihr Gefühlsgehalt dünn und launenhaft. Ist aber eine Kunst unmittelbar angewiesen auf das vielfältige Mitschaffen des Volkes, des arbeitenden, gewerblich tätigen und unternehmenden Volkes — nicht also lediglich auf dessen genießende Empfänglichkeit — dann begreift sich erst recht die Notwendigkeit künstlerischer Erziehung des Volkes, dann ist der Punkt getroffen, wo wirklich Kunst Volkskunst werden muß, soll sie gedeihen. Malerei und Plastik sind in ihren Werken Schöpfungen einzelner, hier genügt allenfalls das verstehende Miterleben einer aristokratischen Oberschicht. Architektur und Kunstgewerbe sind auf der breiten Mitarbeit des Volkes aufgebaut. Ohne diese sterben die künstlerischen Gedanken auf dem Zeichenbogen des Künstlers. Deshalb steckt in Architektur und Kunstgewerbe ein demokratisches Element. Sie sind in höherem Maße Angelegenheit des ganzen Volkes, sind in der Höhe ihrer Leistung abhängig von dem künstlerischen Gesamtempfinden des Volkes, von der Tüchtigkeit seiner Arbeit, seiner Stein-, Holz- und Metallarbeit, sind Sorge einer Volkserziehung und Gegenstand einer Kunst- und Gewerbepolitik. Hier hat der Staat Pflichten.

Daß der Staat die hier schlummernden Aufgaben nicht längst als eigenste Angelegenheit begriffen und unternommen hat, gereicht ihm nicht zur Ehre. Er hat Kunstgewerbe und Architektur in ihrer Entwicklung dem freien Wettbewerb der Unternehmer überantwortet, einem Wettbewerb, der, wie die Entwicklung gezeigt hat, weniger eine Verbesserung der Qualität, als eine Unterbietung im Preise und damit oft einer Warenverschlechterung galt. Die natürliche Folge dieser Unterlassung war, daß sich nunmehr Mode und Profitsucht in die Hände arbeiteten und jenen Tiefstand des Kunstgewerbes zur Folge hatten, aus dem wir uns jetzt mühsam hinaufringen. Der Staat war seinen Pflichten auf diesem Gebiete so sehr entfremdet, daß er seine eigenen durch Submission zu vergebenden Aufträge jeweils dem billigsten Angebot zukommen ließ. Er gab das schlechteste Beispiel. Er verführte zur Lohndrückerei und zur Pfuscharbeit. In seinen Kunstgewerbeschulen bildete er aber die gefügigen Organe dieser Verschlechterung aus, jene Zeichner, die ohne irgend welche Kenntnis eines Gewerbes aus den Vorlagewerken der Vergangenheit zusammen-

stahlen, was an „Kunst" jeweils der gewerblichen Leistung aufgepfropft wurde. Man muß die Entstehungsweise unserer Möbel kennen, um zu begreifen, wie sehr die oft belachte Neuerungssucht unserer Künstler einfach ein Gebot künstlerischer Selbsterhaltung wurde. Hier ermißt man, wie groß die Unterlassungssünden des Staates gewesen sind, als er seine Aufgabe mit der Massenaufzucht dieser Vorlagenzeichner für gelöst erachtete und sich im übrigen weder um die künstlerische Erziehung des Volkes, noch um die Erziehung der Produktion nennenswert bemühte. Nicht daß man von ihm ein Glaubensbekenntnis für eine besondere „Richtung" gefordert hätte! Davor möge uns auch die Zukunft bewahren. Man verlangte und verlangt von ihm nur Verständnis für gute gediegene Arbeit, Verständnis für das Kunstgewerbe als einen Erzieher zur Qualitätsleistung. Darin nämlich liegt das volkserzieherische Moment der Kunst, daß sie jeweils nur aus tüchtiger und gewissenhafter Gewerbearbeit hervorwachsen kann und wo immer sie gestaltend eingreift, tüchtige und gewissenhafte Menschen erzieht. Wird also vom Staat Kunstpolitik gefordert, so geschieht es nicht im Namen künstlerischer Subjektivitäten, sondern im Namen der Arbeitsveredelung. Man fordert eine Reform der Kunstgewerbeschulen, die ihnen die gewerbliche Grundlage wiedergibt, fordert, daß der Staat das Vorbild eines guten und anständigen Kunden sei, der durch Qualitätsansprüche das Gewerbe steigert, nicht durch Billigkeitsansprüche herunterbringt, fordert Mitarbeit an der allgemeinen Erziehungsaufgabe, unserm Volk den Sinn für gewerblich gute Arbeit neu zu erschließen, fordert, daß der Schönheitssinn nicht wie in den letzten zwanzig Jahren das Ausbeutungsobjekt werde von Bauspekulanten, Möbelramschbazaren und unfähigen Handwerkern.

Der Staat beginnt die Tragweite seiner Aufgabe zu erkennen. Preußen hat seine Kunstgewerbeschulen einer Neugestaltung unterzogen, Geheimrat Dr. Hermann Muthesius, einer unserer besten Architekten, hat seine Aufgabe mit der ihm eigenen, sachlichen Entschiedenheit angefaßt. Auf der dritten deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung war die Ausstellung der preußischen Schulen die beste. Sie zeigte, was geleistet war und — was noch verdienstlicher ist — was noch zu leisten bevorsteht. Und wie eben jemand, der nicht nur ein Amt versieht, sondern einen inneren Beruf erfüllt, so hat Muthesius seine Aufgabe groß begonnen. Wir besitzen von ihm die beste kunstgewerbliche Monographie, ein dreibändiges Werk über das Englische Haus. Wir kennen durch ihn die Entwickelung der bürgerlichen Baukunst Englands besser als die Engländer selbst. In seiner Schrift über „Stilarchitektur und Baukunst" verdeutlicht er den Zusammenhang zwischen dem neuen Kunstgewerbe und einer allgemeinen Veredelung deutscher Gewerbearbeit. Sein klarer Blick erkennt unter den Subjektivitäten, mit denen sich jeweils das Neue anzukündigen pflegt, die sachlichen Grundlagen einer bürgerlichen Wohnungskultur, einer Arbeitsverbesserung. „Das neue Kunstgewerbe", so heißt es in einer seiner Schriften, „ist nicht Sache eines neuen Ornaments oder einer neuen Formengebung, sondern es ist die Sache einer neuen Gesinnung." Damit hat Muthesius schärfer als irgend einer den Lebensnerv der neuen Bewegung aufgedeckt: Sache einer neuen Gesinnung. Eine neue Menschengesittung, eine Steigerung der Persönlichkeit, eine durchgeistigte Volksgemeinschaft, ein Lebenszusammenhang, selbstbewußter, vorwärtsschauender Menschen, — dies ist das Ziel des neuen Kunstgewerbes.

Gegen Hermann Muthesius haben einige Berliner kunstgewerbliche Firmen im Namen eines Fachverbandes für die wirtschaftlichen Interessen des Kunstgewerbes an die vorgesetzte Behörde, den Minister des Handels, eine Eingabe

gerichtet und gefordert, Muthesius solle das Reden und Schreiben über Kunst und Kunstgewerbe verboten werden. Eine ähnliche Forderung richteten die erregten Kunstgewerbler an die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft. Muthesius solle der Lehrauftrag an der Berliner Handelshochschule über das moderne Kunstgewerbe entzogen werden. Der Minister hat ablehnend geantwortet. Die Aeltesten der Kaufmannschaft haben die ihnen gestellte Zumutung abgewiesen. Lehre und Forschung an der Berliner Handelshochschule sei frei. So frei, wie an den Universitäten. Eine Beleidigung des Standes liege nicht vor. Kritik an dem Bestehenden sei „in hohem Maße förderlich, ja notwendig". „Ueber den Ton, welchen die Zuschrift gegenüber einem um das deutsche Kunstgewerbe hochverdienten Mann anschlagen zu dürfen glaube, könne man nur tiefes Bedauern aussprechen."

Ob dieser Tadel erzieht, wir wünschten, aber wir bezweifeln es. Die Wortführer dieser Gruppe scheinen unbelehrbar. Wer nach Staatshilfe ruft, hat den offenen Sinn für seine Zeit verloren. Sie gibt ihm Unrecht, er aber sucht die Schuld bei anderen. Und doch rächt sich nur die eigene geistige Unfruchtbarkeit. Ueber ein Jahrzehnt war den Kunstgewerbetreibenden der Schönheitssinn des Volkes anvertraut, nicht die verwöhnten Launen der Besitzenden, das unbeholfene Schönheitssuchen der kaufenden Masse, jener, die drei Zimmer ihre Welt nennen. Sie haben es nur auszubeuten, nicht zu entwickeln gewußt. Keiner verdenkt ihnen gemachte Gewinne. Jeder will verdienen und vorwärts kommen. Dies ist Zeitparole. Aber daß sie es so phantasielos taten, so ohne jeden aufbauenden Willen! Der Landmann weiß, daß er nur erntet, wenn er pflügt und düngt. Was haben unsere Kunstgewerbetreibenden getan, den Schönheitssinn des Volkes zu pflegen? Sie lebten von den Stilmoden. Aber alle Modeproduktion gehorcht einem Gesetz des abnehmenden Ertrages. Das Publikum, ewiger Maskerade satt, erkennt die neuen Keime der kunstgewerblichen Arbeit unserer Künstler. Ein schlichter, einfacher Wohnungssinn ist in der Bildung, ein Gefühl für gute Arbeit und ehrliche Form. Was will gegen diese elementare Gewalt erwachten Schönheitsempfindens der hitzige Protest einiger Handwerker und Fabrikanten? Sie setzten sich damit selbst auf den Aussterbeetat. Was kann ihnen der Staat helfen, was soll er ihnen helfen?

Gewiß kann er nicht ein radikaler Neuerer sein, ist es auch nicht. Er kann weder die alte, noch die neue Richtung dekretieren und Muthesius ist kein Dogmatiker, kein Richtungmensch. Die Beschwerde wendet sich ja auch nicht gegen irgendwelche Handlungen des Reorganisators der preußischen Gewerbeschulen. Da scheint alles in Ordnung zu sein und ein Angriff unmöglich. Sie richtet sich gegen sein Schreiben und Reden außerhalb des Amtes. Was betrifft dies den Staat? Aber wenn dieser die Reformbedürftigkeit der Schulen erkannt hat — und wer wollte ihrer Dringlichkeit widersprechen? — dann mußte er einer Persönlichkeit schöpferischer Gestaltungskraft die Reform übertragen, denn Schulreform heißt Menschenreform. Sie kann nur leisten, wer gestaltenden Willen besitzt. Das ist es, was in lauter Bedenklichkeiten und Rücksichten dem Staat oft abhanden kommt, weshalb ihm großzügige Kunstgewerbepolitik meistens mißlingt. In Muthesius hat er den seltenen Besitz dieser Kraft. Er möge ihn sich bewahren, unbekümmert um alle Auseinandersetzung zwischen alter und neuer Richtung! Sie vollzieht sich ohne ihn, sie geschieht weniger in Worten, als in Werken und im Wettbewerb der Werke steigt die Güte der Arbeit.

Dresden. Wolf Dohrn.

Besprechungen.

Die neue Nietzscheausgabe.

H Im dritten Hefte dieses Jahrgangs wurde auf eine Taschenausgabe der Werke Friedrich Nietzsches hingewiesen, die im Verlage von C. G. Naumann zu erscheinen begann. Sie ist nun in zehn Bänden fertig. Der erste Band enthält die Geburt der Tragödie, die Basler Antrittsrede über Homer und die klassische Philologie, und die Nachlaßschriften aus den Jahren 1871 bis 73: Der griechische Staat; Das griechische Weib; Ueber Musik und Wort; Homers Wettkampf; Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten; Das Verhältnis der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Kultur; Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen; Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn. Band zwei enthält die vier unzeitgemäßen Betrachtungen, und die Nachlaßschrift Wir Philologen. Band drei: Menschliches, Allzumenschliches (I) und einzelne Bemerkungen über Kultur, Staat und Erziehung aus dem Nachlasse 1874—77. Band vier: Menschliches, Allzumenschliches (II); aus dem Nachlasse: Gedanken über Richard Wagner, Musik und Bayreuth; einzelnes aus den Vorarbeiten zu Richard Wagner in Bayreuth, und den Rückblick auf die Freundschaft mit Wagner aus dem Sommer 1878. Band fünf: Morgenröthe; aus dem Nachlasse: Blicke in die Gegenwart und Zukunft der Völker. Band sechs: Die fröhliche Wissenschaft; Die ewige Wiederkunft und Dichtungen (1871 bis 1888) aus dem Nachlaß. Band sieben: Also sprach Zarathustra, und nachgelassene Aufzeichnungen zur Erklärung des Werkes. Band acht: Jenseits von Gut und Böse, Zur Genealogie der Moral; aus dem Nachlaß: Aphorismen zum achten Hauptstück Völker und Vaterländer. Band neun: Der Wille zur Macht (I). Band zehn: Der Wille zur Macht (II); Götzendämmerung; Der Antichrist; Dionysos Dithyramben.

Es fällt auf den ersten Blick auf, daß die zwei kürzesten Schriften Nietzsches sich nicht unterbringen ließen: Der Fall Wagner, und Nietzsche contra Wagner. Der Verlag hat versprochen, Sonderdrucke von ihnen im selben Format und zu angemessenem Preise zu veranstalten. Es war von vorneherein ein Fehler, sie nicht aufzunehmen. Da nun trotzdem ein Ergänzungsband nötig wird, sei angeregt, alle Selbstzeugnisse, die sich in Frau Försters Biographie Nietzsches finden, in zeitlicher Folge beizugeben. Wertvoller freilich noch wäre die Veröffentlichung der Autobiographie Ecce Homo, die den Lesern Nietzsches aus unbekannten Gründen bisher vorenthalten blieb. Sollte die Herausgabe des Ganzen untunlich sein, so wäre zum mindesten ein Abdruck der in der Biographie angeführten Stellen erwünscht. Die Verehrer des Philosophen haben ein Recht, zu verlangen, daß die in der Biographie, in zahlreichen Vorreden und Zeitschriftenaufsätzen der Frau Förster zerstreuten Bruchstücke der Autobiographie endlich im Zusammenhange geboten werden. Eine Kritik der Ausgabe wird in einem der nächsten Hefte erfolgen.

Der deutsche Volks- und Stammescharakter.

H Georg Grupp, der Bibliothekar von Maihingen (Wallerstein), der Verfasser der Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit und der Kultur der alten Kelten und Germanen, hat bei Strecker und Schröder (Stuttgart) ein kleines Buch erscheinen lassen, das sich mit dem Charakter des deutschen Volkes im allgemeinen, und dem seiner Stämme im besonderen befaßt. Dem Kulturhistoriker lag es nahe, „im Lichte der Vergangenheit“ seinem Thema nachzugehen. Andrerseits bekennt er in der Vorrede, die Sehnsucht, aus der Papierwelt wieder ins grüne Leben zu kommen, habe ihn getrieben, zu reisen und das auf Reisen Erschaute festzuhalten; es zu veröffentlichen, habe ihn die Beobachtung veranlaßt, daß die deutsche Eigenart, besonders die süddeutsche, sich verwische. „An Stelle der alten Versöhnlichkeit tritt die gegenseitige Erbitterung, und die alte Gemütlichkeit zerstört ein rücksichtsloser Radikalismus.“

Das Ergebnis ist ein in hohem Grade lesenswertes und zu Beistimmung und Widerspruch überaus anregendes Buch. In vier Kapiteln wird das deutsche Volkstum, Norddeutschland, Süddeutschland und Oesterreich behandelt. Wie interessant der Verfasser einteilt, zeigen die Unterabteilungen des ersten Kapitels: Die deutsche Zersplitterung; Das deutsche Gemüt; Deutsche Religiosität; Deutsche Häuslichkeit; Deutsche Roheit; Das deutsche Heer und Beamtentum; Deutscher Erwerbssinn. In dem Abschnitt Norddeutschland sind die Gegensätze zwischen Nord und Süd scharf und maßvoll gezeichnet. Je ein besonderes Kapitel erhielten die württembergische Demokratie und die Schweiz. Man darf von dem Buche nicht mehr erwarten, als die subjektiven Eindrücke eines temperamentvollen Gelehrten, der mit offenen Augen durch die Länder reist, und dabei die Vergangenheit dieser Länder kennt. Er ist Süddeutscher, Württemberger und Katholik, und macht daraus kein Hehl. Er spricht seine Meinung freimütig aus und ist alles andere als ein Parteimann. Er hat Sinn für alle Aeußerungen einer Volksart und darum sind seine leichten Skizzen fesselnd, und bieten viel mehr als es beim ersten Lesen scheint. Das Buch sei den Lesern der Süddeutschen Monatshefte, als so recht für sie geschrieben, besonders empfohlen.

Notiz.

H. Der zweite Band von den Erzählungen von den Tausendundein Nächten ist erschienen. Er beginnt mit den Geschichten des Barbiers, denen Peter Cornelius die Anregung zu seinem köstlichen Barbier von Bagdad verdankt: von Albakbuk dem Schwätzer, Alhaddar dem Plapperer, Alfakik dem Plauderer, Alkuzalaswani dem von Worten überschäumenden, Alnaschar dem Fasler und Schakaschik dem Vielschreier. Es folgt die in ihrem erotischen und sprachlichen Raffinement echt orientalische Geschichte von Nuraldin Alis. Den größten Raum, fast zwei Drittel des Bandes, nimmt die Geschichte von König Omar Ben Alnu'uman und seinen zwei Söhnen ein. Es sei jedoch wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß diese Ausgabe des Insel-Verlags wegen der zahlreichen Liebesszenen nur in die Hände von Erwachsenen gehört. Das Erotische ist darin mit uneuropäischem, fröhlichem Freimut dargestellt, und dabei mit einer Selbstverständlichkeit, der gegenüber die herrschende Unsicherheit in sexuellen Dingen, — die ängstliche Prüderie des gefesselten Sklaven auf der einen, die prahlerische Zügellosigkeit des entlaufenen Sklaven auf der andern Seite — fast unfrei, ungesund und unvornehm wirkt. E tutto festo, wie es bei Nietzsche von Petronius heißt.

Theater und Musik.

Die Uraufführung des Grabbeschen Lustspiels.

Vorstellung der Münchener Dramatischen Gesellschaft im Münchener Schauspielhaus, 27. Mai 1907: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ von Chr. D. Grabbe.

Eine Uraufführung, wie der schöne Name lautet, fast könnte man sagen eine Ururaufführung: 85 Jahre nach dem Entstehen, 80 Jahre nach dem Erscheinen des Stücks! Und durch eine groteske Laune hat es der Dichter gefügt, daß er den Applaus für sein Stück persönlich einheimsen konnte. Der Moment, wo „der vermaledeite Grabbe, die zwergigte Krabbe“ mit brennender Laterne eintritt, um die Komödie beschließen und den Punsch aussaufen zu helfen, hätte gespenstisch wirken können, vielleicht auch sollen. Diese Wirkung zwar blieb aus. Der Grabbe da auf der Bühne im tadellosen Biedermeierhabit, mit kupferroter Nase glich mehr einem harmlos behaglichen Weinschwelg, als jenem ungeschlachten, wild-zerrissenen Gesellen, jener Natur in Trümmern, wie Immermanns, des Freundes scharfe Charakterzeichnung und noch existierende Bilder uns den Dichter weltenstürmender Tragödien und schonungslos-übermütiger Komödien festgehalten haben. Aber sowie dem Publikum augenscheinlich die Komödie behagte, so zeigte es sich auch mit diesem Grabbe zufrieden. Rufe nach dem tot-lebendigen Dichter erschollen und wieder und wieder mußte das gemütliche Gespenst an der Rampe erscheinen.

Der Augenblick, wo dieser Grabbe zur dampfenden Punschterrine griff, mochte so manchem eine Art Kommentar, vielleicht eine erlösende Erklärung für dies merkwürdige Stück sein. Vielleicht erinnerte sich da einer dunkel: „Das war ja jener Säufer, von dem uns die Literaturgeschichten melden“. Und wenn dann dieser Hörer zu Hause angekommen nach einem „einschlägigen“ Literaturwerke griff — Grabbes Dichtungen dürften wohl in den meisten Hausbibliotheken fehlen — so konnte er's bestätigt finden: Stimmt! — Das ist derselbe Jammermann, der durch den Suff sein Talent zugrunde richtete, der zu der Schar von Unglücksdichtern gehört, „in deren persönlichem Charakter der Hauptgrund zu ihrem Unglück lag.“ — Er ist Flügelmann in jenem Bataillon, in dessen vorderem Glied mit einträchtiglichem Heulen und Zähneklappern Bürger, Lenz, Heinrich von Kleist, Lenau, Günther und so manche andere aufmarschiert stehen! — — O Ihr armen Verlorenen! Es geht nichts über die Moral! Aber Publikum, daß du's weißt: Grabbe war noch viel schlimmer. Was hat erst die Liebe an ihm angerichtet!! — — Jener bedauernswerte Hörer hatte jedenfalls außer dem oder den größeren literaturgeschichtlichen Werken nichts zur Hand. Aber lest nur die Spezialliteratur, da könnt Ihr's finden. Hört und graust: Der Dichter dieser sonderbaren Komödie hatte sich eine

„interessante" Krankheit zugezogen; er war, wie so mancher aus jenem großen „Strafbataillon" — — geschlechtlich infiziert!!! „Das ist stark! Woher weiß man das?" — — „Ja, mein Lieber, nicht nur, daß ein Freund von ihm, ein gewisser Köchy im Greisenalter dies Faktum dem inzwischen verstorbenen Grabbe-Editor Grisebach als „authentisch" übermittelt hat, nein, dieser Grabbe hat noch schamloser selbst darüber berichtet in einem Briefe, den er am 1. September 1827 an seinen Verleger Kettembeil richtete." — — „Und da schreibt er?" — — „Ja da schreibt er — ich selbst besitze den Brief, aber ich hatte ihn offenbar bis jetzt nicht richtig verstanden — er schreibt über die gemeinsam verlebten Berliner Tage: „Daß du an Berlin und dabei an mich denkst, sitzt mir wohltätig in der Brust. Du charakterisierst unsere Berliner Periode sehr gut, indem du sie als die Periode der Pomade andeutest. Nichts störte uns." — — Und an anderer Stelle heißt es: „Wüßtest du die enorme Arbeit, welche bei Ende der Ernteferien auf mich eindrängt, die Berge von durchzulesenden und zu fabrizierenden Akten, die Masse Termine, die Berichte, die Briefe, meine Pomade, meine weitverbreitete Lektüre, die ich selbst beim Schreiben oft nicht aufgebe, — so würdest du die schlechte Pfote meiner anliegenden Handschrift entschuldigen usw." — — „Ich verstehe nicht." — — „Ja, ich hatte auch nicht verstanden, auf die Pomade kommt es an. Ich hatte das als Wurstigkeit, Gleichgültigkeit gedeutet, wie denn auch Grabbe durch das „nichts störte uns" meine Auffassung zu bestätigeu scheint." — — „Nun und?" — — „Es ist aber die Schmierkur gegen die Syphilis damit gemeint!"*) — — Hurrah! — — Jawohl, Hurrah! — Alas poor Yorick! Armer Grabbe! Der Tod hat Dir keine Ruhe gebracht. Sie haben Deine arme Seele seziert, Deinen morschen Leib unter die Lupe genommen, wie die Naturhistoriker in Deiner Komödie den Teufel. Du aber konntest nicht mehr, wie der Satan aufspringen, Dir den Arm ausreißen und die Gesellschaft damit zur Türe hinausjagen! — — Der gütige Leser verzeihe mir die Abschweifung und lerne verstehen, warum es mir peinlich war, das Grabbe-Gespenst Punsch trinken zu sehen.

Ich sprach von „erlösendem Kommentar". Neben mir saßen zwei junge Franzosen, die augenscheinlich mit großem Interesse der Handlung folgten, den gesprochenen Text gut verstanden, Scherz und Humor erkannten und würdigten. Aber was ihnen nicht aufging, war die „tiefere Bedeutung", und sie machten sich merkwürdige Gedanken über die Genügsamkeit der Deutschen. Aber daran liegt's nicht.

Mehr als irgend einer Aufführung Grabbescher Werke mußte dieser Aufführung der Charakter des Experiments anhaften. Man hat den „Gothland", den „Don Juan und Faust", die beiden Hohenstaufendramen, den „Napoleon" wiederholentlich aufgeführt. Dort galt es zu streichen, zusammenzuziehen, vorhandenes der Bühne anzupassen und einzurichten. Nichts stand im Wege, was das Verständnis des Hörers beeinträchtigt hätte. Anders hier: Wenn die Aufführung des Lustspiels auch nur als einmaliges Experiment glücken sollte, so mußte ein ganzer integrierender Teil des Werkes ausgemerzt, und diese Amputation möglichst schmerzlos so ausgeführt werden, daß das übrige lebensfähig blieb. Es war klar, daß hier der größte Teil der literarischen Satire zum Opfer fallen mußte, wodurch zugleich notwendigerweise manches von der „tieferen Bedeutung" wegfiel. Immerhin läßt sich darüber streiten, ob die Literatursatire bis zu dem Grade, wie es bei der Aufführung geschah,

*) Siehe „Chr. D. Grabbes Krankheit" von Dr. Erich Ebstein, München 1906. S. 30.

hätte wegfallen müssen. Gewiß, die Kämpfe gegen Schicksals- und Malerdramen, die Angriffe auf die Poetaster der Dresdener Abendzeitung, auf die Schöngeisterei „damenhafter" Zeitschriften von damals, all' das wäre nur einem speziell vorbereiteten Publikum verständlich gewesen. Dagegen wären die treffenden Reden des Teufels über seinen ja noch jetzt wohlbekannten edlen „Kollegen" Samiel, vor allem aber der schlagend-witzige Bericht über Marquis Posa und den Gymnasiallehrer Wallenstein in der Hölle auch diesem größeren Publikum zugänglich gewesen, das z. B. die Situation, in welcher der Teufel Klopstocks Messias als Schlafmittel „einnimmt", mit donnernder Heiterkeit quittierte, (wobei ich nicht beschwören möchte, daß viele von den Hörern, sei es aus diesem teuflischen, sei es aus einem anderen Grunde, jemals zum Messias gegriffen hätten). — — Da auch von politischen Anspielungen vieles fallen mußte, so blieb nur das eigentliche „Lustspiel" übrig, dessen dramatische Handlung ja schwach motiviert und nur gerade den äußerlichsten Anforderungen entsprechend durchgeführt ist, dessen Hauptstärke vielmehr in der Charakterzeichnung liegt. Wenn auch innerhalb dieser Lustspielhandlung noch mancherlei wichtiges und ergötzliches fortfallen mußte, — ich erinnere nur an die Erzählung des Schulmeisters von seiner Jugendliebe — so lag dem wohl weniger eine vorgefaßte Absicht, als die Not des Augenblicks zu Grunde. Der Schauspieler, welcher den Schulmeister, die wichtigste Nebenfigur, zu geben hatte, war im letzten Augenblicke erkrankt und Herr Basil, der Leiter der Aufführung, (der für eine sehr flotte Inszenierung Sorge getragen hatte), mußte als Retter in der Not einspringen. So geschickt er und die meisten übrigen in ihren teilweise etwas farblosen Rollen sich ihrer Aufgaben entledigten, das Hauptinteresse mußte sich auf den eigentlichen Träger der „Handlung" konzentrieren, auf den Teufel, dessen Szenen dramatisch überraschend lebendig wirkten. Herr Heine gab diese Figur, wenn man das von einem Teufel sagen darf, geradezu göttlich, d. h. vor allem mit göttlicher Grobheit. Grobheit, wie sie ja ein wesentliches Charakteristikum Grabbes war, ist ein Hauptzug dieses bei aller Satire gemütlichen und nicht mefistofelischen Dämons, dieses echt deutschen Märchen- und Hausteufels, dem aber doch auch die Größe des Humors nicht fehlt. — Schon allein die erwähnte schauspielerische Glanzleistung macht den Wunsch rege, daß man es nicht mit diesem einmaligen Experiment bewenden lasse, für das man der Dramatischen Gesellschaft wärmsten Dank wissen muß. — Das darf man sich freilich nicht verhehlen: für die allgemeine Bühne wird das Stück — und die Gründe sind schon angedeutet — nicht zu retten sein. Grabbe selbst würde sich sicherlich schon deshalb dagegen verwahren, weil er mit seinen anderen Dramen, die vielfach und gerade hier in München noch der Aufführung harren, der Bühne gewaltigere, seines Geistes würdigere Aufgaben stellt, erfüllbare Aufgaben; denn das Gerede vom Nichtaufführenkönnen seiner Dramen hat man schon zu seinen Lebzeiten als wahrhaft perfid bezeichnet.

Ob Grabbe selbst an eine Aufführung dieser Komödie gedacht hat? In einem Briefe an seinen Verleger vom 4. Mai 1827 spricht er davon, daß von seinen bis dahin vollendeten Werken — außer dem Lustspiel noch der „Gothland", das Fragment „Marius und Sulla" und die kleine Tragödie „Nanette und Maria" — nur diese letztere ungeändert, der „Gothland" mit großen Abänderungen, aber „dann mit Wirkung" aufgeführt werden könnten. Von einer Aufführung des Lustspiels, das überdies viele Lebende tief gekränkt haben würde, darunter einflußreiche Schriftsteller, wie Müllner und Hell, mit denen Grabbe eine Versöhnung anzubahnen suchte, ist nicht die Rede.

Nicht für die Bühne geschrieben ist das Lustspiel für die Kenntnis von Grabbes Leben, von seinen Anschauungen, seinen poetischen Absichten von viel „tieferer Bedeutung", als eine derartige notwendigerweise gekürzte Aufführung ahnen läßt. „O stände doch endlich ein gewaltiger Genius auf, der mit göttlicher Stärke von Haupt zu Fuß gepanzert, sich des deutschen Parnasses annähme und das Gesindel in die Sümpfe zurücktriebe, aus welchen es hervorgekrochen ist." Diese ernsten Töne erklingen im ersten Akte des Lustspiels zwischen allen Scherzen hindurch, mahnend und fordernd. — Grabbes Genius war aufgestanden, ohne daß ihn seine Zeit erkannte. Die neueste Zeit hat ihm wieder vollstes Interesse zugewandt. Nur die Bühne steht noch weit zurück. Jener bedeutungsvolle Hinweis in dem jetzt aufgeführten Lustspiel sollte ein Ansporn zu weiteren Taten sein.

Die neue Harmonielehre.

Schlußwort.

Herr Dr. Louis gibt selbst zu, meinen Büchern viele Anregungen zu verdanken und sich meine Terminologie zu eigen gemacht zu haben. Schade, daß er das nicht schon in dem Buche gesagt hat; denn dann würde ich meine Besprechung unterlassen und höchstens der Freude darüber Ausdruck gegeben haben, wie stark doch auch in den Musikerkreisen, welche sich gegen den Dualismus ablehnend verhalten, meine Art, die Harmonielehre zu behandeln, Wurzel gefaßt hat. Daß der Ausfall gegen mich in dem Einführungsartikel in den Süddeutschen Monatsheften keine glückliche Form der Abtragung des schuldigen Dankes war, ist ja wohl inzwischen Herrn Dr. Louis selbst zum Bewußtsein gekommen. Einen Grund, auf die Details seiner Erwiderung einzugehen, sehe ich nicht. Möge eine Vergleichung des Buches etwa mit meiner „Vereinfachten Harmonielehre" jedem, der sich für die Sache interessiert, das weitere sagen.

Leipzig. Hugo Riemann.

Herr Dr. Louis wünscht festgestellt zu sehen:

1. Daß er (und zwar nicht etwa erst jetzt, sondern schon vor Erscheinen des Buchs, in unserm vorjährigen Oktoberheft) nicht nur „zugegeben" hat, Herrn Professor Riemann viele Anregungen zu verdanken, sondern in ganz außerordentlich starken Ausdrücken seine Dankbarkeit bekundet und Riemanns unschätzbare Verdienste so nachdrücklich anerkannt hat, wie dies von seiten der Musikgelehrten leider selten geschehen ist;

2. daß er nicht „seine Terminologie", sondern einige Termini von Riemann übernommen hat.

Der Münchener Hoftheaterprozeß.

Am 16., 17. und 18. Mai fand im alten Amtsgerichtsgebäude in der Münchener Vorstadt Au die Hauptverhandlung über die Beleidigungsklage der Herren Generalintendant Exzellenz Freiherr von Speidel, Generalmusikdirektor Felix Mottl und Regisseur Albert Heine statt. Angeklagt war der verantwortliche Redakteur des Bayerischen Kuriers Herr Paul Siebertz. Die Beleidigung war gefunden in zwei Artikeln, die sich mit dem künstlerischen und geschäftlichen Betrieb des Hoftheaters befaßten; in diesen Artikeln war den drei Privatklägern Mißbrauch ihres Amtes, Bestechlichkeit und Herabwürdigung des Ansehens der Bühne und ihrer Mitglieder zum Vorwurf gemacht worden — in einem Tone, der glücklicher Weise dem größten Teil der Münchner Publizistik fremd ist und mit einer Bestimmtheit, daß der Weg der gerichtlichen Klage beschritten werden mußte.

Die Hauptverhandlung vor dem Amtsgericht München I dauerte zwei Tage. Die Privatkläger Freiherr von Speidel und Albert Heine, sowie der Privatbeklagte Paul Siebertz waren persönlich erschienen. Am Schlusse des zweiten Verhandlungstages erklärten sich die Parteien zu einem Vergleich bereit; am Samstag den 18. Mai, sollte der Vergleich formuliert werden. An diesem Tage erschien auch Generalmusikdirektor Felix Mottl im Gerichtssaal. Sein Anwalt erklärte: „Mottl sei an den beiden Verhandlungstagen um deßwillen ferngeblieben, um jeden Anschein zu vermeiden, als wolle er durch die Macht und die Kraft seiner Persönlichkeit und Individualität vielleicht hemmend auf die Entlastungszeugen wirken."

Es wurde bereits erwähnt, daß Generalintendant Freiherr von Speidel und Regisseur Heine der Verhandlung von Anfang bis zu Ende beigewohnt haben.

Als Generalmusikdirektor Felix Mottl am 18. Mai vormittags die Treppe zum Gerichtssaal emporgestiegen war, traf er im Korridor den verantwortlichen Redakteur des Bayerischen Kurier, der ihn in ganz unerhörter Weise der Bestechlichkeit und Ausnützung des Amtes zu persönlichen Zwecken beschuldigt, und der die traurigen Familienverhältnisse des Künstlers in — man darf es sagen — schamloser Weise an die Oeffentlichkeit gezerrt hatte. Generalmusikdirektor Mottl traf also diesen Mann auf dem Korridor des Gerichtsgebäudes und begrüßte ihn aufs freundlichste.

Der Vergleich wurde abgeschlossen; der Privatbeklagte nahm seine Behauptungen und Ausführungen, „soweit sie beleidigend waren", zurück und sprach den Privatklägern sein Bedauern aus.

Dieser Abschluß des Prozesses war zwar nicht überraschend, aber er war unwürdig. Unwürdig, weil er zustande kam, bevor alle Zeugen vernommen worden waren und weil er in gar keinem Verhältnis stand zu der Schwere der beleidigenden und verleumderischen Behauptungen, welche den Prozeß veranlaßt hatten.

Aber man kann nicht leugnen, daß der Ausgang des Hoftheaterprozesses münchnerisch war.

Schopenhauer sagt: „Die Amtsehre ist die allgemeine Meinung Anderer, daß ein Mann, der ein Amt versieht, alle dazu erforderlichen Eigenschaften wirklich habe und auch in allen Fällen seine amtlichen Obliegenheiten pünktlich erfülle. Je wichtiger und größer der Wirkungskreis eines Mannes im Staate ist, also je höher und einflußreicher der Posten, auf dem er steht, desto größer muß die Meinung von den intellektuellen Fähigkeiten und moralischen

Eigenschaften sein, die ihn dazu tauglich machen . . . Die Amtsehre erfordert ferner, daß, wer ein Amt versieht, das Amt selbst, seiner Kollegen und Nachfolger wegen, im Respekt erhalte, eben durch jene pünktliche Erfüllung seiner Pflichten und auch dadurch, daß er Angriffe auf das Amt selbst und auf sich, sofern er es versieht, d. h. Aeußerungen, daß er das Amt nicht pünktlich versehe, oder daß das Amt selbst nicht zum allgemeinen Besten gereiche, nicht ungeahndet lasse, sondern durch die gesetzliche Strafe beweise, daß jene Angriffe ungerecht waren." (Folgen Ausführungen über die Soldatenehre und Sexualehre.)*)

Im Münchener Hoftheaterprozeß ist es nicht zum Beweis durch die gesetzliche Strafe gekommen; vielmehr hatte es von Anfang an den Anschein, als würde von beiden Seiten auf die gütliche Erledigung der peinlichen Angelegenheit hingearbeitet und als sei ein Aufatmen der Erleichterung zu spüren gewesen, als endlich, endlich, nach zwei langen Tagen der Zwiesprache das erlösende Wort Vergleich fiel. — Alle Kriminalisten ohne Ausnahme sind der Meinung, daß durch das deutsche Strafgesetz das Rechtsgut der Ehre in ganz unzulänglichem Maße geschützt wird, und allgemein wird verlangt, daß bei der zu erwartenden Strafrechts-Reform die persönliche, Familien- und Amtsehre vor Beleidigungen besser und energischer geschützt werde als bisher. Wenn man die englischen mit den deutschen Strafprinzipien vergleicht, so begreift man, wie leicht und gern bei uns zulande beleidigt wird; ist doch die Sühne in der Regel nicht schwer zu tragen. Wenn man aber sieht, mit welcher unglaublichen Bereitwilligkeit in München hochgestellte Hofwürdenträger und allgemein anerkannte Künstler darauf verzichten, die offenste und erwiesenermaßen ungerechtfertigte Anzweiflung ihres sittlichen und sozialen Wertes, die gröbsten und haltlosesten Angriffe auf ihren Charakter und Lebenswandel durch ein gerichtliches Urteil widerlegt zu sehen — dann muß man sich fragen, ob die Deutschen reif sind für gesetzliche Mittel zu ausgiebigerem Schutz gekränkter Ehre. Was sollen verschärfte Strafbestimmungen, solange die Beleidigten froh sind, wenn der Beleidiger ihnen erklärt: Ihr seid Ehrenmänner durch und durch. Ich habe Euch zwar in der Achtung der Mitwelt gehörig herabgesetzt, und Einiges wird wohl an Euch hängen bleiben. Aber reichen wir uns die Hand und seien wir wieder Freunde!

Und wozu bedarf es verschärfter Strafbestimmungen, wenn das große Publikum anscheinend vollkommen zufrieden ist mit der „vergleichsweisen" Erledigung empörender Angriffe?

Oder galt es gar nicht, die Ehre der Einwohner zu schützen, sondern die Ehre der Stadt? Unsere Zeitschrift kommt nicht in den Verdacht, Berlin auf Kosten Münchens zu erheben. Aber das falsch verstandene städtische Interesse führt hier zu einer Schönfärberei, die nachgerade allen unabhängigen Leuten unerträglich wird. Man darf z. B. nicht laut sagen, daß die schlechteste Aufführung am Berliner Lessingtheater und am Berliner Deutschen Theater besser ist, als die beste Schauspielaufführung in München. Man darf nicht sagen, daß an den Berliner Hofbühnen unter Hülsen, an der Wiener Hofoper unter Mahler Zucht und Ordnung, am Münchener Hoftheater unter Speidel eine Planlosigkeit herrscht, die allen tüchtigen Mitgliedern die Freude am Arbeiten nimmt. Daß Aufführungen des Münchener Schauspielhauses, die hier für gut gelten — wie die von Ruederers Fahnenweihe — aus einer Komödie freiwillig eine Posse machen, daß das Volkstheater, wenn es Anzengruber zu

*) Parerga und Paralipomena, Aphorismen zur Lebensweisheit. Viertes Kapitel: Von Dem, was Einer vorstellt.

spielen glaubt, unfreiwillig eine Posse spielt. Der vortreffliche Schauspieler Heine, der vom Bayerischen Kurier in seinen Schandartikeln angegriffen wurde, weil er das Hoftheater niedrig einschätzte, hatte sachlich recht, aber er wußte nicht, daß man — auch mit besseren Ausdrücken, als er sie wählte — in München, wo man erste Musiker ruhig fortziehen läßt, erste Aerzte mit Schmutz bewirft, erste bildende Künstler verleumdet, nicht an Institute rühren darf, die für den Fremdenverkehr wichtig sind. Wäre im Jahre 1865, als der Bayerische Kurier seine Schandartikel gegen Richard Wagner veröffentlichte, dessen Bedeutung für den Fremdenverkehr schon erkannt worden, so hätte man ihn nicht fortgejagt.

Die Gerechtigkeit, der Respekt vor dem Amt und seinem Träger mag zugrunde gehen: wenn nur der Fremdenverkehr nicht geschädigt wird. Herrn von Speidel wird Mißbrauch des Amtes, ungerechte Entlassung verdienter Theaterleute vorgeworfen: der Fremdenverkehr gebietet einen Vergleich. Felix Mottl wird persönliches Regiment, Verhöhnung seines Chefs, Bestechlichkeit vorgeworfen: der Fremdenverkehr gebietet einen Vergleich. Der Fremdenverkehr gebietet, daß der Anwalt des Beklagten, der Anwalt, der den Wahrheitsbeweis für die beleidigenden Behauptungen seines Mandanten angetreten hat, am Schluß des Prozesses „aus Kollegialität" erklärte: er sei glücklich, daß Mottl in München bleibe.

Andere Leute freuen sich über Mottl in München, ohne auch nur einen Moment an den Fremdenverkehr zu denken. Diese Leute stehen auf dem Standpunkt, daß Mottl, der Dirigent, der Wagner- und Mozart-Interpret ein Glück ist für München, wenn er als Künstler und Charakter intakt ist, daß aber auch nicht einmal der Fremdenverkehr einen schwer Beklagten rein zu waschen imstande ist. Felix Mottl war in ungeheuerlicher Weise verleumdet worden. Diejenigen Zeugen, die gegen ihn aussagen sollten, konnten ihn in keinem Falle belasten. Er ist der anspruchslose, gutmütige Mensch, als den ihn Ernst von Possart so schön und ritterlich geschildert hat, und er steht als Beamter makellos da, keine einzige Anschuldigung hat sich als begründet erwiesen. Aber trotzdem geschah das Natürliche nicht. Das Natürliche wäre gewesen: Verhandlung des ganzen Falles bis zur Vernehmung auch des letzten Zeugen und Urteil. Warum nun der jähe Abbruch des Prozesses? Wirklich nur, weil zwar nicht die Ehre des Künstlers und Beamten, aber die Rücksicht auf den Fremdenverkehr stürmisch den rasch gewährten Verzicht auf die Sühne verlangte?

Anderswo begreift derartiges kein Mensch; anderswo sagt man sich heimlich und offen: Der Vergleich wurde gern abgeschlossen, weil unbequeme Zeugenaussagen vermieden werden sollten. Mußte diese Vermutung provoziert werden? Auswärts kann man nicht wissen, daß es das gar nicht braucht in München; daß es genügt, wenn die Angelegenheit freundschaftlich begraben wird in der Hoffnung, daß die Presse durch die auffällige Rücksichtnahme der Kläger auf einen reuigen, allzu reuigen Preßsünder bei guter Laune erhalten wird für den Sommer: Mozart- und Richard Wagner-Festspiele im Residenz- und Prinzregententheater.

Das ist München.

Unter diesen Umständen mußte der Prozeß, der vier Anwälte so lange beschäftigt hat, ein recht unglücklicher Versuch bleiben, das Ansehen der Hoftheaterleitung zu heben. Gesteigert wurde der fatale Eindruck noch dadurch, daß das Tribunal zur Szene ward. Theaterprozesse haben ja immer ein be-

sonderes Parfum, aber diesmal roch es doch ausnehmend übel. Manchmal hatte man den Eindruck einer reinen Farce, häufig das Gefühl des Widerwillens gegen die maßlos gesteigerte Gehässigkeit und Kleinlichkeit, die so viel Lügengespinst und haltloses Gerede vor der Oeffentlichkeit auszubreiten gewagt, noch dazu mit der Maske des um sein Königshaus treu besorgten bayerischen Kunstfreundes. Selten, sehr selten durfte man wähnen, daß von den vielen Zeugen einer rückhaltlos und rücksichtslos aussage. Im übrigen kamen Richter, Anwälte und etwa anwesende Psychologen aus dem Erstaunen über die Gedächtnisschwäche alter, ehrlicher, aber geschäftsgewandter Theateragenten und junger vielversprechender Künstlerinnen einerseits, über die Hypertrophie des Gedächtnisses bei ernsten und tüchtigen, heiteren und weniger begabten Beamten andererseits nicht heraus. Dazu das im Gerichtssaal besonders komische und unsympathische Pathos, ohne das der Schauspieler, der natürlich spricht, nicht denkbar ist. (Wie wohltuend dagegen die kluge und fabelhaft effektvolle, frei aus dem Gedächtnis vorgetragene Zeugenaussage des Ernst Ritter von Possart!) Dazu schließlich die recht klägliche Haltung des Beklagten, der so laut und tapfer nach dem Richter gerufen hatte und der, als er nun vor ihm stand, in unendlichen Reden seinen schmählichen Rückzug vorbereitete, zum Ausgleich drängte, ehe noch Zeugen vernommen waren und Ehrenerklärungen abgab, ehe sie verlangt waren. Und dazu noch all der erbärmliche, armselige Theaterklatsch, der feierlich produziert wurde und als dessen getreuer Kolporteur ein wiederholt vorbestrafter Theateragent, der in letzter Zeit weniger als früher für die Hofbühne arbeiten durfte, sich erwies — Nachbarin, Euer Fläschchen . . . .

Der Vorsitzende des Amtsgerichts München I für Strafsachen ist einer der klügsten, gebildetsten und angesehensten bayerischen Richter; er besitzt ein feines und sicheres Gefühl für das Wesen und den Wert der Ehre und hat mehr als einmal die schärfsten Urteile in Beleidigungssachen gefällt. Dieser Mann hat großes Verständnis, große Liebe und großes Mitleid; man kann ihn mit den englischen Richtern vergleichen, von deren Urteilssprüchen Hippolyte Taine sagt, es habe ihm geschienen, als würde die Gerechtigkeit selber so sprechen, wenn sie eine Stimme hätte.

Im Hoftheaterprozeß sah der Richter bald, daß das kein Schauspiel war, das „den Herzen der Menschen Verehrung für das Gesetz feierlich einprägen könnte“. Es war wohl ein Schauspiel — für das Walten des Gesetzes aber kein Raum. Wo der Richter, wie bei der Behandlung des Falles Savits, dem Recht Eingang verschaffen und dazu einen Strahl Menschlichkeit durch den dicken und faulen Nebel des Theaterkonzils schimmern lassen konnte, da geschah es; aber was hat die Rechtssprechung zu tun in einem Gerichtssaal, in dem von Komödianten Komödie gespielt wird? Die Agenten und Künstler führten das große Wort, die Anwälte verteidigten mit vorzüglichem Ernst, dabei immer ein wenig eifersüchtig aufeinander, Ehre und Unschuld, reumütige Bösewichter und abgebrühte Sünder. Dem Richter muß sehr wohl zu Mute gewesen sein, als er nach den Worten: „Privatklagen und Strafanträge sind zurückgezogen“ den Raum verlassen konnte, in dem zwei Tage lang frisch geschworen und sodann froh verglichen wurde.

Es ist nun Zeit, die Frage zu behandeln, ob der Hoftheaterprozeß, der dem Ansehen der Hofbühne nach außen unzweifelhaft geschadet hat, nach der Seite des Künstlerischen hin irgend etwas gefördert oder wenigstens nützliche Lehren für die Zukunft des Kunstinstituts gegeben hat. Merkwürdiger Weise hatten die Kläger von vornherein erklärt, auf die Diskussion künstlerischer

Fragen gar nicht eingehen zu wollen; es sollte nur die gekränkte Gatten- bezw. Mannes- bezw. Standesehre wiederhergestellt werden. Trotzdem wurden die von den Klägern geladenen Zeugen von den Klägern veranlaßt, auch über das — soi-disant — Künstlerische auszusagen. Umgekehrt war der Standpunkt der Gegenpartei; sie behauptete, es handle sich nicht um Personen, sondern um die Sache und hatte demgemäß Sachverständige vorgeladen. Es ergab sich auch einiges: Nachgewiesen wurde das unselige, das Ensemble zerreißende und überflüssige Arbeit erfordernde Gastspielunwesen. Nachgewiesen wurde die vom künstlerischen Standpunkt aus verwerfliche Begünstigung einer bestimmten Theateragentur. Nachgewiesen wurde das auch sozial und moralisch höchst bedenkliche Bestehen einer eigentümlichen Elevinnenwirtschaft an der Oper. Nachgewiesen wurde die Unzweckmäßigkeit der Entlassung tüchtiger, bisher unersetzter Opernkräfte. Nachgewiesen wurden arge Mißstände bei der Verjüngung des Hofschauspiels. Die überraschende Abkürzung des Verfahrens ließ es zu einem gerichtlichen Beweis für andere Uebelstände am Hoftheater nicht kommen und es ist vielleicht gut, daß allbekannte Dinge nicht mit allerlei Klatsch verbrämt im Gerichtssaal noch einmal behandelt wurden.

Nachgewiesen wurde ferner, daß der künstlerische Leiter der Hofbühnen, Generalintendant Freiherr von Speidel, nicht geeignet und befähigt ist, seinen schwierigen Posten auszufüllen. Was im Aprilheft der Süddeutschen Monatshefte mit begreiflicher Schonung der sympathischen Person des Generalintendanten angedeutet wurde, das ist in dem Prozeß für alle Welt — leider für alle Welt — klar geworden. Es hieß damals: „Er hatte den besten Willen, aber er verstand gar nichts von seinem Geschäft, er verstand gar nichts von der Kunst, das psychologisch so unmögliche Theatervolk an sich heranzuziehen, er verstand gar nichts von der Kunst, große Künstler mit großen Aufgaben zu betrauen, die verantwortlichen Leiter in Zaum zu halten, ein gutes Ensemble zu fesseln. Außerdem: er verstand auch gar nichts von der K u n s t, der er . . . . neue Wege zu weisen berufen worden war".

Diesen Worten ist heute nichts hinzuzufügen. Wer Exzellenz von Speidel vor Gericht hat sprechen hören, muß ihnen zustimmen. Das Auftreten des Generalintendanten vor Gericht hat auch gezeigt, daß jede Hoffnung, er werde sich jemals in sein Ressort einleben, aufzugeben ist. Wäre diese Erkenntnis dem arbeitsfreudigen und ernst strebenden Manne eher gekommen, so hätte er sich wohl manche Enttäuschung, insbesondere die peinlichen Begleit- und Folgeerscheinungen seines Vorgehens im Gerichtssaal erspart. Er hätte es aber auch nicht erlebt, die ehrenwerten Männer an der Totengräberarbeit zu sehen, die noch vor kurzer Zeit den „mächtigen" Intendanten, „dem man nur Zeit lassen müsse, nur Zeit", wie Schmeißfliegen umspielten, um ein Pöstchen zu erlangen.

Nachgewiesen wurde, daß Generalmusikdirektor Felix Mottl niemals in seinen privaten Angelegenheiten die Pflichten seines Amtes vergessen hat, daß er seine dienstliche Stellung niemals zu persönlichen Zwecken mißbraucht hat, und daß er sich in den finanziellen Kalamitäten seiner Frau stets als Gentleman gezeigt hat. Nachgewiesen wurde also, daß die persönlichen Angriffe auf Mottl Verleumdungen waren.

Ob der Mensch Felix Mottl aus dem Prozeß Konsequenzen zieht, das ist seine Sache. Daß aber der Künstler und Kapellmeister Felix Mottl aus den Lehren der Vergangenheit Konsequenzen zieht, ist eine allgemeine Angelegenheit. Heute kann darüber offen gesprochen werden, nachdem die von unverbesserlichen Gschaftlhubern inszenierten, lärmenden „Kundgebungen" zu

Ehren Mottls, (dem alle „Ovationen“ ein Greuel sind und dessen Bescheidenheit beinahe so groß ist wie die ehrgeizige Freude der Trabanten, die sich an der Götter neuen Glanze befriedigt sonnen) Gott sei Dank vorüber sind. Diese Kundgebungen waren deshalb so völlig deplaziert, weil es im Publikum keinen Augenblick eine Strömung gegen Mottl gegeben hat, weil durch die lauten Arrangements nur der erwähnte Theateragent, von dem die Hetze ausgegangen war, im Innersten getroffen werden mußte, ruhige und ernste Kunstfreunde aber, die niemals an Mottl gezweifelt hatten, höchstens verstimmt werden konnten.

Felix Mottl kann, wenn er will, München für immer erhalten bleiben, und jeder Freund Münchens und Münchener Kunst muß sich darüber freuen, wenn der hochgeschätzte, verehrte Künstler uns von seinem Reichtum weiter spenden will.

Felix Mottl hat nicht gewollt. Es zog ihn schon längst nach Wien, das seine eigentliche Heimat ist, mit dem er innerlich verwachsen ist. Sobald Gustav Mahler erklärt hatte, von der Direktion der Oper zurückzutreten, begannen die Verhandlungen mit Wien über das Amt, das Gustav Mahler wieder zu künstlerischen Ehren gebracht hatte. Mottl wäre gern von München geschieden. Aber der Regent hat ihn nicht ziehen lassen; er hat in einem bemerkenswerten Handschreiben an den Generalintendanten zu erkennen gegeben, daß er Mottls Künstlerschaft dankbar würdigt und sein Entlassungsgesuch auf keinen Fall annimmt. Felix Mottl muß seine Wiener Pläne aufgeben; er soll mindestens bis 1910 München erhalten bleiben. Es ist auch besser so. Mottl hätte in keinem ungünstigeren Moment gehen können, als im Sommer 1907. Denn er hätte uns zwar die Erinnerung an geniale Dirigentenleistungen hinterlassen, aber die Münchner Oper hätte er unter ähnlichen Verhältnissen verlassen, wie er die Karlsruher Oper verlassen hat. Die Freude über sein Schaffen war nicht ganz ungetrübt; in dem Aufsatz über die Zustände am Münchener Hoftheater im Aprilheft unsrer Zeitschrift ist das näher auseinandergesetzt worden. Im Gerichtssaal wurde nun nachgewiesen, daß Mottl tatsächlich freie Hand hatte zu künstlerischer Arbeit, wie unter Possart, so unter dessen Nachfolger. Es bleibt also dabei, daß ein Teil der Schuld an der unerfreulichen Situation der Oper auf sein Konto zu schreiben ist und daß bei größerer Energie und geringerer Zersplitterung seiner kolossalen Arbeitsfähigkeit manches hätte anders werden können; so glänzend seine Schaffenskraft sich auch außerhalb des Theaters zu entfalten vermag — dieses braucht ihn doch am nötigsten. Jetzt wenden sich von Neuem alle Hoffnungen und Wünsche Felix Mottl zu. Daß er die Münchener Oper wieder auf die Höhe führen kann, ist klar, aber wird er es noch wollen? Daß es in Zukunft anders werden muß, das hat auch ihn die Entwicklung in den letzten Monaten gelehrt. Was soll geschehen? Die Persönlichkeit des Freiherrn von Speidel ist nicht die Ergänzung, deren ein erster Kapellmeister bedarf, um seinen künstlerischen Willen durchzusetzen. Daß eine Reorganisation der Münchener Hofoper unter der Leitung des Freiherrn von Speidel ausgeschlossen ist, darf nunmehr als gerichtsnotorisch bezeichnet werden. Aber eine Zeitschrift darf es nicht aussprechen, ohne boykottiert zu werden.

Das ist München.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coßmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Memoiren von Robert von Hornstein.

2.

Zugleich mit Karl Ritter tritt Richard Wagner in den Vordergrund. Der Leser muß sich aber zuvor mit mir um ein Jahr zurückversetzen und mich von Stuttgart nach Zürich begleiten.

Richard Wagner hatte nach Zürich ein großes Wagnerfest ausgeschrieben. Es sollten mehrere Konzerte unter seiner Direktion im Theater stattfinden, das Programm aus seinen sämtlichen bis dahin existierenden Musikdramen zusammengestellt sein. Mitglieder der süddeutschen Hofkapellen unterstützten das Züricher Orchester, das sich wiederum durch Berner, Baseler, Genfer &c. verstärkt hatte. Einzelne Musiker eilten aus ganz Deutschland zur Mitwirkung nach Zürich. Die Mittel zu diesem großartigen Unternehmen hatte der reiche Wesendonck dem Wagner zur Disposition gestellt.

Ich war in den Nachmittagsstunden in Zürich angekommen. In einem Lokalblatte fiel mir folgende Annonce auf: Heute Abend wird im Saale des Kasino Herr Richard Wagner den „Lohengrin" vorlesen. Eintritt frei. Natürlich gehörte das zum Programm und ich ging hin. Der kleine lebhaft dahinschreitende Mann setzte sich an einen Tisch und las von vorn bis hinten den Text des „Lohengrin" vor. Er las sehr erregt. Ich konnte mich vor Erstaunen über dieses seltsame Unterfangen gar nicht fassen. Welch ein Agitator! Nicht nur, daß er seine Opern bruchstückweise dem Publikum in Konzerten vorführt, nein, er liest ihnen auch den Text vor. So von allen Seiten gepackt, kann es doch dem Reformator unmöglich entgehen.

Der Kampf war damals schon auf allen Linien entbrannt. Auch an der Table d'hôte im Gasthofe kam dies zum Ausdruck. Ein norddeutscher Commis voyageur wurde gefragt, ob er den Wagnerkonzerten beiwohnen werde. Seine Antwort war: „Werde ich den eitlen Kerl noch mehr in seinem Hochmut bestärken."

Ein Professor aus Bern, Schwager von Karl Vogt, wurde über diese Aeußerung ganz wütend und es hätte beinahe die schönsten Händel abgesetzt.

Der genannte Professor war dabei, wie Mendelssohn den Paulus aufführte. Er sprach von der Zeit, setzte aber hinzu, daß Wagner ihn doch weit überholt habe und ließ Worte wie Mendelssohnsche Weichheit und Sentimentalität fallen. Kurz, ich hatte einen vollständigen Ueberläufer vor mir.

Des anderen Morgens ging ich zu Wagner und bat ihn um die Erlaubnis, den Proben beizuwohnen, die er mir sofort erteilte. Die Aufführungen hatten großen Erfolg. In allen europäischen Zeitungen wurden sie besprochen. Der Zweck war erfüllt.

Zum Schluß der Festtage wurde von Wesendonck ein Dampfschiff gemietet. Das Boot fuhr um den See herum. In Rapperschwyl wurde etwas Halt gemacht. Charakteristisch war folgendes: Die Gäste waren im Hafen eingestiegen. In der Nähe der Escherhäuser, in denen Wagners Wohnung sich befand, wurde Stopp gerufen. Wagner fuhr im Nachen aufrecht stehend,

eine Art Lohengrin, auf das Dampfschiff zu und bestieg unter dem Jubel der Gäste das Schiff. Während der ganzen Fahrt wurde fürchterlich gebölleri. Wagner hielt beständig Cercle. Abends Bankett mit obligater Tischrede Wagners, ganz im Stile, wie sie die Welt später noch oft gehört hat. Eine starke Dosis Sentimentalität war beigemischt und die Rührung allgemein. Wagner hatte mir den Eindruck eines hochbedeutenden Menschen gemacht und geradezu frappiert war ich einmal über den geistvollen Ausdruck seines Gesichtes, besonders der strahlenden Augen, wie er das Dirigentenpult in einer Probe verlassen hatte.

Diese flüchtige Bekanntschaft wurde am Genfersee erneuert. Das eidgenössische Musikfest war auf Sion im Wallis verlegt. Ich reiste von Lausanne dahin ab. Auf der Station, wo die Bernhardstraße abzweigt, wurden die Postpferde gewechselt. Man verließ die Wagen und — Karl Ritter läuft mir in den Weg. Wir waren beide sehr erfreut, uns da zu finden. Wagner trat zu uns. Ritter wollte mich vorstellen. „O, wir kennen uns von Zürich her."

Die beiden hatten ein dreisitziges Coupé. Ich wurde eingeladen, mit ihnen zu fahren. Von da bis Sion sprach Wagner sehr erregt über ein Projekt, das ihm sehr ans Herz gewachsen war. Der Leser wird staunen, um was es sich handelte. Der Nibelungentext war vollendet. Es waren Exemplare gedruckt und an Freunde verschenkt worden. Rheingold war fertig komponiert, mit der Walküre hatte er begonnen. Es war im günstigsten Falle ein Dezennium zur Vollendung des Riesenwerkes nötig. Auf der ganzen Fahrt sprach er nur vom Bau des Theaters, in welchem die Trilogie aufgeführt werden solle. Der Platz in Zürich war in Aussicht genommen. Die Kosten wurden veranschlagt, die eventuellen Einnahmen ausgerechnet. Wesendonck sollte die Rolle übernehmen, die später der König von Bayern übernahm.

Wenn ein Unbeteiligter zugehört hätte, er würde den Mann für einen Barnum, für einen Strußberg, aber nicht für den Autor des Tannhäuser und Lohengrin gehalten haben. Daß dieses Mannes Agitationstalent womöglich noch größer war als seine übrigen Talente, mußte schon auf dieser Fahrt jedem klar werden. Er hatte sich in eine gewisse Erschöpfung hineingeredet und machte einmal eine längere Pause. Plötzlich fing er wieder an. „Entschuldigt, daß ich nochmals auf die Sache zu reden komme, sie geht mir zu sehr im Kopfe herum." Er setzte seine Pläne auseinander, bis wir in Sion einfuhren. Im Hotel bezogen wir Zimmer nebeneinander.

Es sollte Mendelssohns Lobgesang aufgeführt werden, am zweiten Festtage eine Beethovensche Symphonie. Letztere hatte Wagner zu dirigieren. Methfessel übernahm den Lobgesang. Wagner erkundigte sich nach allen Verhältnissen und kam schon verstimmt zurück.

Nachmittags machten wir zu Dreien einen größeren Spaziergang auf eine südliche Anhöhe des Rhonetals. Dort lagerten wir uns. Von den Gesprächen, die wir damals führten, ist mir eines über Schubert erinnerlich. Ritter lachte laut auf, als Wagner meinte: Dieser Schubert müßte gewesen sein wie ein Schwamm, aus dem Musik läuft, wenn man daran drückt. Man kann diesen Ausspruch sehr günstig auf die große melodische Erfindungskraft Schuberts deuten. Es lag aber im Tone doch etwas Verletzendes. Es war der Hochmut des Dramatikers gegen den Lyriker, des „Dichterkomponisten" gegen den absoluten Musiker. Auch machte er sich über einen enthusiastischen Nachruf lustig, der Lortzing gegolten hatte. Besonders chokierte ihn das Hervorheben des „deutschen Meisters". Einige flotte italienische Arbeiter

kamen des Weges. Er lobte ihre „chevalereske Haltung“ gegenüber den plumpen Schweizern.

Den anderen Morgen frühstückten wir zusammen. Ritter und ich gingen dann in die Hauptprobe für das erste Konzert. Wagner blieb zurück. Bei der Rückkehr fanden wir ihn nicht mehr im Hotel. Nichts Gutes ahnend, schlug Ritter vor, ihn im Posthofe zu suchen. Wir kletterten beide zu zwei Seiten an der angespannten Kutsche hinauf. Da saß er verdrießlich in eine Ecke gekauert. „Seid ihr Polizeispitzeln, daß ihr nach mir fahndet?“ fuhr er uns barsch an. Wir wollten ihn von seinem Entschluß, abzureisen, abhalten. Wir machten ihm begreiflich, wie sehr ihm von den Schweizern verübelt werden würde, wenn er die Flinte ins Korn würfe. Er wurde sehr heftig und reiste ab. Ritter rief ihm noch zu: Wo sehen wir uns wieder?“ „In Collonges.“

An das Festkomitee hatte er einen lakonischen Brief geschrieben, er sei getäuscht worden über die Mittel, die ihm zur Verfügung gestellt würden. Unter diesen Umständen habe er keine Lust, mitzuwirken. Begreiflicherweise große Aufregung über Wagners Durchbrennen. Alles erdenklich Schlechte wurde ihm nachgesagt. Undankbarkeit gegen die schweizerische Gastfreundschaft wurde ihm vorgeworfen, Rücksichtslosigkeit gegen die Mitwirkenden, Mißachtung der ganzen Nation. Wer damals prophezeit hätte, kein Hund würde mehr von Wagner einen Bissen Brot annehmen, würde Glauben gefunden haben. Aber es sollte anders kommen. Bei diesem merkwürdigen Manne glitt alles ab. Was einen anderen ruiniert hätte, baute ihm eine Stufe mehr zum Tempel des Weltruhms.

Wer zunächst von dem Gebahren des Wagner in Sitten profitierte, war Methfessel. Er übernahm die Direktion beider Festkonzerte und war das Objekt der stürmischsten Ovationen. Man fand heraus, Wagner würde nimmermehr im stande gewesen sein, die Beethoven-Symphonie so zu dirigieren.

Ritter ist seinem Gaste mit der nächsten Post nachgereist. Ich war allein und sehr traurig. Zunächst war ich ebenfalls etwas scheel angesehen. Allmählich wurde ich aber mit den Solisten bekannt. Methfessel und einige Matadoren des Schweizer Musiklebens lernte ich kennen. Bei einem allgemeinen Ausflug wurde ich zum Spielen aufgefordert und erntete großen Beifall. Ich machte die Festessen und zum Schluß den Festball mit. Ich suchte Wagner zu verteidigen, wie und wo ich konnte, hatte aber wenig Glück damit. Am Morgen nach dem Balle schien die aufgehende Sonne in den Ballsaal. Durch große Glasscheiben sah man das Rhonetal im Morgenrot erglänzen.

Einige Stunden später saß ich auf dem Imperial des Postwagens und fuhr Chillon zu, um Freund Ritter in Collonges aufzusuchen. Wagner war schon da. Er fuhr von Sitten direkt nach Genf, suchte dort den General Klapka auf und kneipte einen Abend mit ihm. Er war in der besten Laune und machte sich anscheinend gar nichts aus den Ausfällen der Schweizer Presse. Sie war barbarisch mit ihm umgegangen. Manchmal übermannte ihn die Sehnsucht nach der schönen und geistreichen Frau Wesendonck, für die er eine leidenschaftliche Neigung gefaßt hatte. Die feinfühlige Frau nahm die Huldigungen des Künstlers an, ohne sich im geringsten zu kompromittieren. Einmal überraschten wir ihn im Garten sitzend, mit Tränen in den Augen. Solche Anfälle von Schwäche abgerechnet, war er heiter, liebenswürdig, geistreich. Ich habe ihn später kaum je wieder in so vorteilhafter Weise gesehen.

Eines Tages fuhren wir in einem Nachen nach Vevey. Ritter ließ ein Diner mit den besten Weinen auffahren. Auf dem Rückweg wurde der See

sehr unruhig. Mir wurde übel. Wagner machte es großen Spaß, daß ich an einem Gespräch über Ludwig Feuerbach lebhaften Unteil nahm, meinen Vortrag von Zeit zu Zeit damit unterbrechend, daß ich mich über den Schiffsrand hinausbog und mich erbrach. So was habe er noch nie gesehen, meinte er lachend.

Die gute Frau Ritter machte in allerliebster Weise die Honneurs. Ritter veranlaßte mich, Wagner meine Sonaten vorzuspielen. Er schien sehr dafür eingenommen. Den Anfang der E-moll-Sonate spielte er auswendig mir nach und forderte mich auf, die Sonaten ihm zu schicken. Er werde einen Verleger dafür suchen. Er wolle doch sehen, ob er so viel Einfluß habe, wie Schumann, der kurz vorher die Brahms'schen Sonaten an den Mann gebracht hatte.

Es waren reizende Tage, die Tage von Collonges. Als Wagner nach Zürich abreiste, begleiteten wir ihn zu Fuß nach Vevey. Wir vermißten ihn sehr in Collonges.

Einige Tage später fuhr auch ich nach Lausanne ab. Von da ab brachte ich jede Woche ein bis zwei Tage bei Ritter zu. Meist vom Samstag auf den Sonntag war ich in Collonges. Dahin flüchtete ich mich auch, als Levasseur mich nicht freigeben wollte. Den Vorgang habe ich schon oben erzählt.

In Lausanne angekommen, machte ich mich gleich daran, meine Sonaten, es waren sechs, nochmals einer Revision zu unterziehen. Dann ließ ich sie kopieren und schickte die Abschrift an Wagner nach Zürich. Der Erfolg, den ich bei Wagner hatte, machte mich sehr stolz. Mein Selbstvertrauen war stark gewachsen. Ich lief wie im Rausche umher, sah die Sonaten schon gedruckt und verbreitet. Es war eine schöne Zeit.

Ritters wurde es in Collonges zu einsam. Ich veranlaßte sie, nach Lausanne in meine Pension zu kommen. Es ging aber wegen der jungen Frau nicht gut, und nach einigen Wochen verließen sie die Pension Mansfeld und mieteten ein Bauernhaus an der Straße nach Freiburg. Die Lage war sehr schön und die Frau verstand es, die Wohnung freundlich herzurichten.

Einmal verabredeten wir uns zu einer Fußtour nach Bern. Vorher machten wir aus, daß eventuelle Händel, die wir zusammen kriegen sollten, nach unserer Rückkehr keinerlei Gültigkeit haben dürften, sie müßten als Kontrahage in der Besoffenheit aufgefaßt werden. Diese Bedingung war eine sehr weise, denn richtig bekamen wir in Freiburg Krakeel, trennten uns, trafen uns nur flüchtig und zufällig auf der Promenade in Bern und reisten einzeln zurück. In Lausanne benahmen wir uns, wie wenn nichts vorgefallen wäre.

Ritter, der einen starken Hang zum Überglauben hatte und Unglaubliches gern glaubte, war der festen Ueberzeugung, er sei auf der Post mit dem Zaren Nikolaus nach Lausanne zurückgefahren. Bekanntlich hatte sich in Rußland die Sage ausgebildet, Nikolaus sei nicht gestorben, sondern habe sich ins Privatleben zurückgezogen.

Mein Lausanner Aufenthalt fiel in die Zeit des Krimkrieges. Die Schweizer waren alle sehr für die Westmächte eingenommen. Als in einer Gesellschaft von eidgenössischen Offizieren über die Haltung Oesterreichs und Preußens gesprochen wurde, meinte einer, bei Preußen sei es ganz gleichgültig: Qu'est ce que c'est la Prusse? Ob der Mann heute noch lebt?

In Lausanne hatte ich eifrig Ludwig Feuerbach studiert. Dieses Studium gab bei Ritter und Schweichel vielfach den Gesprächsstoff ab. Ich hatte Feuerbachs Schriften nahezu ganz durchgenommen und lebte und webte darin.

Viele meiner Lieder entstanden in jener Zeit. Sehr belebend wirkte der sinnige Ritter auf meine Produktion.

Ich hatte meinem Vater den Vorschlag gemacht, mir kein Geld mehr zu schicken, da mich meine Stunden, die Stunde zu 3 Franken hinreichend nährten. Der gute Vater wußte aber meinen guten Willen zu schätzen und schickte mir trotzdem monatlich mein Geld, das er mir nach dem Abgang vom Konservatorium ausgesetzt hatte.

Er schlug mir sogar vor, wieder nach Deutschland zu kommen. Ich nahm an, veranlaßte ihn aber vorher noch, den Genfer See zu besuchen, den er nie gesehen hatte. Eines Tages traf er in Lausanne ein und verlebte einige heitere Tage in meiner und meiner Freunde Gesellschaft. Er ging dann nach Genf und Chamonix, während ich nach Bern ging, um dem dortigen eidgenössischen Musikfest beizuwohnen. Da ich noch Wagner am Vierwaldstättersee aufsuchen wollte, verabredeten wir uns, die Rückkehr nach Deutschland getrennt anzutreten und uns in Stuttgart zu treffen.

Der Abschied von meinen Freunden fiel mir sehr schwer. Den vorletzten Abend verbrachte ich im Hause Cazalar. Als ich Abschied genommen hatte, huschten die zwei Mädchen, die Schülerin und die Gardedame in den Garten hinaus. Der alte Cazalar sagte zu mir in seinem gebrochenen Deutsch: „Die Mädchen wollen Sie am Ende des Gartens nochmals begrüßen. Sie wurden sehr geliebt in meinem Hause.“

Meine Freunde brachten mich an die Berner Post. Es war in den Nachmittagsstunden, daß ich Lausanne verließ und auf der Freiburger Straße davonfuhr.

Auf derselben Straße wurde einige Zeit vorher der tolle Baron Reischach, mit dem ich in Kennenburg war, arretiert und ins Gefängnis nach Lausanne gebracht. Der verrückte Mensch hatte die Tochter seines Obersten entführt, kam mit ihr im eigenen Wagen nach Lausanne, wohnte im Hotel Gibbon, nahm bei einem Bankier Geld auf und wollte im offenen Wagen durchbrennen vor aller Welt. Er wurde nach Württemberg ausgeliefert, als unzurechnungsfähig behandelt und nach Indien geschickt.

* * *

Das Berner eidgenössische Musikfest, dem ich zustrebte, sollte wiederum Methfessel dirigieren. Auf dem Programm stand ein Spohrsches Oratorium. Am zweiten Tage sollte die Eroica gespielt werden. Ich wußte, daß alle meine musikalischen Freunde aus der Schweiz teilnehmen würden.

Der erste Mensch, der mir in Bern auf der Straße begegnete, war Pfister von Sigmaringen. Ich hatte seit Leipzig nichts mehr von ihm gehört. Er liebte noch immer die Rosa de Ahna, wie es schien, ohne Gegenliebe gefunden zu haben. Er lief zu Fuß ohne Gepäck, nur eine Geige in der Hand, von Zürich nach Bern. Er sah sehr abgerissen aus und hatte kein Hemd mehr. Ich kaufte ihm eines, da er ohne Hemd unmöglich beim Musikfeste mitgeigen konnte, was seine Absicht war. Da er keine Wohnung und kein Geld hatte, war ich genötigt, ihn bei mir aufzunehmen und in den Gasthäusern für ihn zu bezahlen. Dadurch nahm seine Dankbarkeit solche Dimensionen an, daß er mir überall Unannehmlichkeiten bereitete. Er fing mit jedem Skandal an, den er in Verdacht hatte, er ästimiere mich nicht genug. Erst auf meine Verwendung ließen sie ihn in den Proben mitspielen, aber ohne ihn zu honorieren.

Mit den beiden Solistinnen verkehrte ich ziemlich viel. Karl Vogts

Schwester, die an den Musikenthusiasten verheiratet war, der an dem Wagnerfest in Zürich teilgenommen hatte, lernte ich auch kennen. Während der Eroica saß ich neben ihr. Karl Vogt war auf der anderen Seite und riß beständig schlechte Witze, die seinen Schwager zur Verzweiflung brachten, während die Schwester lachte und durchaus nicht böse werden konnte. Einmal aber riß dem Schwager die Geduld, als der ehemalige Reichsregent die Eroica mit den langen Darmstädter Judenwürsten verglich. Mir gegenüber verteidigte die Professorin ihren Bruder, er sei nicht ohne Verständnis. Für Mozart schwärme er, Beethoven aber sei ihm zu lang. Er male auch ganz hübsch.

Zum besseren Verständnis hatten sie auf dem Programm einen erläuternden Text zur Eroica beigedruckt, den Richard Wagner bei Gelegenheit einer Aufführung in Dresden geschrieben hatte.

Ein Spohr-Enthusiast war anwesend, der behauptete, eine Originalpartitur von Spohr zu besitzen, welche zeitweise durch Citate in lateinischer und deutscher Sprache unterbrochen sei, alle religiösen Inhalts.

Die Festtage waren vorüber gerauscht und der Wanderstab wurde zur Hand genommen.

Pfister gab ich das Reisegeld, um einen Freund in der Schweiz aufsuchen zu können. Darüber war er so gerührt, daß er mir vor der Abreise noch einen von Dankbarkeit überfließenden Brief schrieb. Am Schluß des Briefes stand mit seinem Blut geschrieben: „O De Ahna!" Wie ich später hörte, hat ihn der Freund bald weiter spediert. Er ging dann als Trompeter zur afrikanischen Fremdenlegion und ist verschollen.

Noch sehe ich den phantastischen, jungen Mann mit den blauen Augen und den lang herabwallenden, blonden Locken vor mir. Am Vorabend meiner Abreise spielte er mir noch einen Streich. In einem der Konzerte saß ich neben einer intelligenten Dame, mit der ich in den Pausen sprach. Ich bemerkte wohl, wie ein junger Mann in der Nähe stand und sie nicht aus den Augen ließ. Derselbe junge Mann kam nach der Festkneiperei in später Stunde auf mich zu und faselte allerlei an mich hin. Ich sah, daß er nicht mehr ganz zurechnungsfähig war und wäre wohl mit ihm fertig geworden, Pfister aber mischte sich hinein und fing Skandal an. Die Sache endete damit, daß ich früh 8 Uhr mit ihm in einem Kaffeehaus in der Nähe der Post zusammentreffen sollte, um die Angelegenheit weiter zu besprechen. Wer aber nicht kam, war mein Gegner. Ich schickte einen befreundeten Schweizer zu ihm, da ich um 10 Uhr abreisen wollte. Der Abgesandte kam mit der Nachricht, der Betreffende habe einen schweren Katzenjammer und erinnere sich an gar nichts. Ich solle ruhig weiterreisen. Als ich den Mann, der unterdessen ein hervorragender Schriftsteller geworden war, einige Jahre später in St. Gallen traf, erklärte er mir die Sache dahin, daß er vom Konzerte her auf mich eifersüchtig gewesen sei. Wir wurden die besten Freunde. Er hatte mich so lieb gewonnen, daß er bei einem Souper in St. Gallen ausrief: „Und den Menschen wollte ich schon einmal totschießen."

* * *

Ich bekam einen Platz auf dem Imperial und fuhr bei schönem Wetter Luzern zu. Von Luzern fuhr ich über den See nach der Station für Seelisberg. Es war in den Nachmittagsstunden, daß ich den Berg hinaufpilgerte. Richard Wagner, dem mein Besuch galt, war gerade im Begriff, seinen Spaziergang anzutreten. Ich schloß mich ihm an. Er fing gleich an, über meine Sonaten zu sprechen. Er habe sie genau durchgesehen, möchte sie aber

vorher mit mir durchgehen, bevor er Schritte zur Herausgabe derselben unternehme. Er habe mir mancherlei Vorschläge zu Aenderungen zu machen. Er habe die Sonaten in Zürich liegen und schlage mir daher vor, ihn im nächsten Winter dort aufzusuchen, wo Zeit und Ort geeigneter zur Durchsicht wären, als Seelisberg. In der Tat bewohnte er zwei kleine Zimmer, in denen man nicht einmal ein Klavier hätte stellen können, selbst wenn eines zur Verfügung gewesen wäre. Ein Flügel stand im Konversationszimmer, das aber niemals leer war. Nie betrat Wagner den Raum. Kurz vorher hatte er in London die Konzerte dirigiert. Er war ungern dort. „Als ich wieder gehen konnte, war es mir zu Mute, wie dem Hunde, der die Prügel hinter sich hat." „Die Königin, die kleine Person, war sehr artig und sprach öfter mit mir." Er liebte es, hochgestellten oder berühmten Personen ein Epitheton anzuhängen, was seine Ueberlegenheit ausdrücken sollte. Zum Kapellmeister Seifriz, der dem Orchester des Fürsten von Hechingen vorstand, sagte er einmal: „Aber Ihr Fürst ist doch ein sehr drolliger Mensch." „Gewiß war es sehr drollig von ihm, Ihre Schulden zu bezahlen", antwortete schlagfertig der witzige Seifriz. Wagner machte die Bemerkung, daß er Mendelssohns Ouvertüren aufgeführt habe, an denen er sein größtes Vergnügen gehabt habe. Dagegen sprach er ziemlich geringschätzig von Schumann. Als wir an eine gegen den See steil abfallende Stelle kamen, bat er mich, ihn vorauszulassen, da er den sogenannten Sympathieschwindel habe und Angst für den Vordermann empfinde.

Als wir zurückkamen, war es gerade Zeit, zur Abendtafel zu gehen. Damals sah ich zum ersten Male seine Frau, die einen sehr freundlichen, gutmütigen Eindruck machte. Wir wurden bald sehr befreundet. Sie hielt immer große Stücke auf mich. Ritter und ich nahmen auch immer ihre Partei, was man in Zürich nicht von allen sagen konnte. Zu Dreien saßen wir an der allgemeinen Wirtstafel. Frau Wagner, die ihrem Manne und mir gegenübersaß, stand gut mit der Badegesellschaft und unterhielt sich lebhaft mit ihren Nachbarinnen. Wagner hielt sich fern von der ganzen Gesellschaft, was ihm sehr verübelt wurde. Es waren meist Damen aus Zürich und Basel, wenige Männer. Eine ziemlich hausbackene Gesellschaft. Gleich nach Tische zog sich Wagner mit uns auf sein Zimmer zurück. Er ließ sich von seiner Frau einen Grog brauen, den er damals allabendlich zu trinken pflegte. Er wechselte oft sein Regime und stand immer unter der Herrschaft irgend einer Maxime. Fleischesser war und blieb er aber sein Leben lang, selbst dann noch, als er theoretisch den Vegetarismus verteidigte. Damals war er aber auch theoretisch ein entschiedener Carniphag.

Einst erzählte ich ihm, daß Mendelssohn in der Leipziger Konditorei Kintschy so viele gefüllte Pfannkuchen sich am Büffet geholt habe, daß der alte Kintschy nicht begreifen konnte, wie ein Mensch so viele Pfannkuchen essen könne. Das Rätsel löste sich. Mendelssohn hatte nur die süße Füllung herausgegessen und den Teig liegen lassen. „Ich esse keine Süßigkeiten, nur Fleisch", erwiderte Wagner und setzte dazu: „Ich glaube, das hört man meiner Musik an".

Ich brachte das Gespräch bei diesem traulichen Zusammensein sehr bald auf Ludwig Feuerbach, den ich jetzt noch besser kannte als damals in Vevey. Mich befremdete seine Kälte Feuerbach gegenüber. „Feuerbach ist überholt durch Arthur Schopenhauer", sagte er plötzlich und sprach in der begeistertsten Weise über sein System. Er wollte von Niemandem sonst mehr was wissen. Ueber Hegel, Fichte, Schelling sprach er ganz im Stile seines neuen Helden. Von David Strauß sagte er: „Er ist doch nur ein Pfaffe geblieben". Da-

gegen war ihm kein Ausdruck stark genug, um die Großartigkeit der Schopenhauerschen Weltanschauung zu charakterisieren. Ich habe ihn nie mit solchem Enthusiasmus einen Künstler oder Autor rühmen hören. Er las in jener Zeit überhaupt nur Schopenhauer und Byrons Don Juan, von dem er sehr entzückt war.

Ziemlich spät trennten wir uns gegen seine sonstige Gewohnheit. Er stand in Seelisberg früh auf und arbeitete bis zur Mittagstafel an einem Stehpult in der Nähe der Altane, von der man auf den See hinabsah. Gegenüber lagen die Mythensteine. Auf dieser Altane hatte ich mich postiert, Schopenhauer studierend. Ich hatte in den wenigen Wochen auf Seelisberg die Grundzüge der Schopenhauerschen Philosophie inne. Da ich mit Wagner täglich einen mehrstündigen Spaziergang machte und die Abende mit ihm verbrachte, wurde das Eindringen in diese Philosophie noch dadurch gefördert, daß Schopenhauer den Hauptgesprächsstoff abgab.

Wagner hatte eine Bleistiftskizze von Rheingold vor sich und schrieb die Partitur ins Reine. Er benutzte dazu eine Platinafeder, die ihm eine russische Dame geschenkt hatte. Er schrieb überaus deutlich, fast schön. Als ich ihn frug, ob ihn das Kopieren nicht langweile, meinte er: es sei kein bloßes Abschreiben, er gehe so die Arbeit noch einmal durch und ändere im Detail.

An der Mittagstafel ging es genau so zu wie am Abend vorher. Die Schweizer hatten eine Art Scheu vor Wagner und gingen ihm aus dem Wege. Wagner zog sich gleich nach Tisch auf sein Zimmer zurück, um zu lesen und zu ruhen. Frau Wagner und ich blieben bei der Gesellschaft und unterhielten uns ganz gut mit den braven Philistern, die gegen uns sehr nett waren und unsere Leutseligkeit zu schätzen wußten. Besonders Frau Wagner gab sich alle Mühe, das Korrektiv ihres Mannes zu bilden. Später zog ich mich in mein Zimmer im Nebenhause zurück, welches die Aussicht auf den Uri-Rotstock hatte. Gegen Abend holte ich Wagner zum Spaziergange ab. So repetierte sich das Leben mit großer Genauigkeit die ganze Zeit hindurch. Es war fast immer schönes Wetter, so daß dieser Tagesplan wenig geändert wurde. Ich lernte Wagner lieben und bewundern. Auf Seelisberg kehrte er nicht eine seiner unangenehmen Seiten heraus. Er war geistreich und öfter bezaubernd liebenswürdig. Selbst mit seiner Frau hatte er nie das geringste Renkontre, was später in Zürich öfter vorkam.

Diese Wochen vergingen in der reizendsten Weise und ließen mir die angenehmsten Erinnerungen zurück. Ich ging den Fußweg zur Dampfschiffstation hinab. Wagner begleitete mich den halben Weg. Beim Abschied rief er mir noch zu: „Wenn Sie nach Frankfurt kommen, grüßen Sie mir Schopenhauer.“ Ich sah ihm noch lange nach, als er den Berg hinaufstieg. Ich hatte eine herrliche Fahrt über den See nach Luzern. Die ruhige Abendstimmung paßte zu meiner Gemütsverfassung. Das Zusammenleben mit dem merkwürdigen Manne und die Schopenhauersche Philosophie zitterten in mir nach. Mir war wie im Traume. Die ganze Welt war mir mystisch verklärt. Ein beseligender Pantheismus lebte in mir.

In ähnlicher Stimmung war ich früher einmal den Neckar hinuntergefahren, von Heilbronn nach Heidelberg. Ein mystisches Buch von Dr. Mises hatte mich damals so erregt.

* * *
*

Zu Hause wurde ich mit der Schreckensnachricht überrascht, daß mein armer Vater an einem Schleimfieber schwer erkrankt sei. In Verabredung

mit dem Hausarzt sollte ich den Vater nicht sehen, um ihn nicht aufzuregen. Wenige Tage logierte ich nun in der Wirtschaft von Bubeck. Mit dem Vater ging es täglich besser. Die Gefahr war vorüber. So entschloß ich mich denn, dem allgemeinen Wunsche entsprechend, in nicht zu weiter Entfernung die vollständige Genesung des Vaters abzuwarten. Ich ging nach Frankfurt, wo ich nochmals mit Andree verhandeln wollte.

In Frankfurt logierte ich mich bei einem Spezereihändler ein.

In den ersten Tagen nach meiner Ankunft fahndete ich auf Schopenhauer.

Ich habe in den Jahren 1855—1860 durchschnittlich zwei Monate im Jahre in Frankfurt oder in der Nähe verweilt. Zwei- bis dreimal in der Woche verbrachte ich dann die Abendstunden bei Schopenhauer im „Englischen Hof". Manche seiner pikantesten Aeußerungen habe ich mir tags darauf notiert, anderes die vielen Jahre gut im Gedächtnis behalten und auf den Wunsch meines Freundes Ludwig Speidel aus dem Gedächtnisse aufgeschrieben.

Es war im Jahre 1855, als ich Richard Wagner auf Seelisberg besuchte. Die wenigen Wochen, die ich mit ihm dort verbrachte, machten mich zu einem schopenhauerfesten Manne.

Kurze Zeit darauf lenkte ich in Frankfurt meine Schritte nach dem Englischen Hof. Ich wußte, daß Schopenhauer um 1 Uhr dort tafelte. Ich bat den Kellner, mich in seine Nähe zu setzen und brannte vor Neugierde, den merkwürdigen Mann nun zu sehen zu bekommen. Plötzlich kommt eiligen Schrittes ein eleganter alter Herr, die Gesellschaft musternd, herein und setzt sich zu einem jüngeren Manne, der ihn freundlichst begrüßt. So unähnlich er dem Bilde war, das ich mir von dem indischen Weisen gemacht hatte, so auffallend und geistig bedeutend war er doch wieder, daß es kein anderer sein konnte, es müßte denn noch einer gekommen sein, der dem leibhaftigen Buddha ähnlich gesehen hätte. Der Kellner bestätigte mir, daß es Schopenhauer sei, und sein Freund, setzt er hinzu, ist der Maler Lunteschütz, der ihn gemalt hat. Das Bild ist eben öffentlich ausgestellt. Ich war zu weit entfernt und die allgemeine Konversation eine zu lebhafte, als daß ich die Unterredung mit anhören konnte. Dagegen hatte ich beide gut in Sicht und immer mehr mußte ich mich darüber wundern, daß dieser Mann derselbe sei, der die „Welt als Wille und Vorstellung" geschrieben. Er wurde immer lebhafter, gesprächiger, mit dem Fortschreiten der Table d'hôte und schlug eine gute Klinge. Alle seine Bewegungen hatten etwas jugendliches und dann und wann schlug er ein helles Lachen auf. Mein Vorsatz, ihn den anderen Tag aufzusuchen, war gefaßt. Ich sollte ihn zufällig abends nochmals sehen. Ich las im Lesezimmer des Bürgervereins, als Schopenhauer hereintrat, den Raum durcheilte und im nächsten Zimmer verschwand. Der Meinung, das sei ein zweites Leselokal, ging ich ihm nach, wurde aber vom Bibliothekar in sehr barscher Weise belehrt, daß dies sein Zimmer sei und nur dieser Herr die Erlaubnis habe, es zu benützen. Schopenhauer war auf uns aufmerksam geworden, nahm sofort für mich Partei und belehrte den Bibliothekar, daß ich der Meinung sein mußte, hier eintreten zu dürfen, da ich ihn (Schopenhauer) vorausgehen sah. Das bestimmte mich nun vollends, den anderen Tag den Löwen in seiner Höhle selbst aufzusuchen.

Die Haushälterin, den Pudel zur Seite, öffnete mir und meldete mich beim Doktor an. Ich hörte etwas brummen; darauf die Stimme der Haushälterin: Es scheint mir ein Student zu sein. „Dann soll er herein", rief die Brummstimme. Mein erstes war, ihm die Grüße Wagners zu überbringen, was ihn

nicht sehr in Erstaunen setzte, da er Wagners Verehrung für ihn kannte. „Er hat mir schon einmal durch einen Züricher Studenten, politischer Flüchtling schien er mir zu sein", setzte er etwas verächtlich hinzu, — „Grüße sagen lassen. Der Mensch gefiel mir aber nicht. Doch halt. Der alte Wille hat mir auch Grüße von ihm gebracht. Der alte Wille, ja freilich, eigentlich ein guter Hamburger." Nun fing er an auf Wagners Musik zu schimpfen. „Er hat mir seine Trilogie geschickt. Der Kerl ist ein Dichter und kein Musiker. Es kommen allerdings tolle Dinge da vor. Einmal heißt es, der Vorhang fällt rasch. Wenn er aber nicht rasch fällt, dann kriegen wir böse Dinge da zu sehen." Er meinte den Schluß des ersten Aktes der „Walküre". Er sagte nie Wagner ohne das Richard vorauszusetzen, das er englisch (Ritschert) aussprach. Ueberhaupt tat er sich was zu Gute auf sein korrektes Englisch und erklärte es damit, daß er in England nicht geboren — aber gezeugt sei.

In den letzten Jahren hatte er Spanisch angefangen, was ihm viele Freude machte und worauf er ebenfalls sehr stolz war, besonders darauf, daß er es noch in so hohem Alter gelernt habe. Wenn er noch reisen würde, ginge er einmal hin; aber, setzte er hinzu, in späterem Alter soll man nicht mehr reisen. Die Eindrücke sind nicht mehr stark genug. Man verdirbt die früheren. In der Tat fuhr er in seinen späteren Jahren nur noch einmal im Jahre nach Mainz, um seinen Freund, den Rat Becker, zu besuchen, mit dem er dann einen Mittag auf der Mainlust zubrachte. Abends fuhr er wieder nach Frankfurt zurück.

Schopenhauers musikalisches Ideal war Rossini. „Ich bewundere und liebe Mozart und besuche alle Konzerte, in denen Beethovensche Symphonien gespielt werden aber, — wenn man viel Rossini gehört hat, kommt einem alles andere dagegen schwerfällig vor." Wenn er von Rossini sprach, schlug er die Augen andächtig zum Himmel auf. „Rossini war einmal hier, logierte einige Tage im „Englischen Hof"; er saß bei der Tafel in meiner Nähe, aber — ich wollte seine Bekanntschaft nicht machen. Zum Wirte sagte ich: „Das kann unmöglich Rossini sein, das ist ein dicker Franzose." Uebrigens kommt es gerade bei Musikern leicht vor, daß sie das nicht repräsentieren, was sie sind. Spontini aber machte eine Ausnahme. Er war auch hier und wir verkehrten mehrere Tage miteinander. Einmal sagte er zu mir: „Hören Sie die Militärmusik im $^6/_8$-Takte spielen? Das sollte nicht sein. Militärmusik darf nur im $^4/_4$-Takt spielen, alles andere ist gegen ihre Würde". Schopenhauer gab ihm vollständig Recht. Für Karl Maria von Weber hatte er nicht viel Sympathie. „Freischütz ist recht niedlich, aber eine ganz kleine Oper."

Er besaß sämtliche Opern Rossinis für eine Flöte arrangiert. Das spielte er alles von Jahr zu Jahr einmal durch, mittags von 12—1 Uhr. Nie erlaubte er mir, ihm zuzuhören, so oft ich ihn darum bat. Einmal hörte ich einige Töne von der Straße aus. Bei geschlossenen Fenstern war aber nicht viel zu hören. Nur dem Flötenvirtuosen Drouet will er einmal vorgespielt haben. Er erzählte mir auch, daß er nach dem zweiten Satze der Beethovenschen F-dur-Symphonie ausgerufen habe: „Da meint man doch aller Erdenpein sei man für ewig entronnen." „Der Satz wurde da capo gespielt, worauf mein Nachbar dieselbe Bemerkung mit denselben Worten machte." Er ging selten ins Theater, aber „Figaros Hochzeit" ließ er sich nicht entgehen. Ganz begeistert kam er eines Abends aus dem „Figaro" im Englischen Hof an, besonders die wunderbare Stileinheit betonend. Doch ich greife voraus. Ich bin ja noch bei meiner ersten Visite.

Als ich mich bei ihm empfahl, sagte er noch: „Daß ich Sie annahm, verdanken Sie meiner Haushälterin, die Sie einen Studenten nannte. Wären Sie ein Philosophieprofessor gewesen, hätte ich Sie nicht angenommen. Professor Weiße von Leipzig wollte mich einmal besuchen. Ich schrie aber so, daß er es hören mußte: „Für Herrn Professor Weiße bin ich nicht zu Hause." Uebrigens, wenn Sie abends in den „Englischen Hof" kommen, werden Sie mich da treffen." Von dieser Einladung machte ich dann noch mehrere Jahre Gebrauch, bis zu seinem Tode.

Ich werde meine weiteren Erinnerungen an Schopenhauer nun nicht mehr chronologisch aufzählen, sondern wie mir die einzelnen Erlebnisse ins Gedächtnis kommen, nach so langer Zeit. Tagebuch habe ich keines geführt. Einige Briefe an meinen Vater und einige Notizen, die ich mir machte, sind alles, was ich noch benützen kann. Dagegen sind mir Schopenhauers Worte noch so in der Erinnerung, daß ich sogar meine, seine Stimme zu hören. Sein knapper, kurzer, schlagender Ausdruck prägte sich fest ein und wurde immer wieder aufgefrischt, so oft ich Veranlassung hatte, von Schopenhauer zu erzählen.

Oben sprach ich von der Art, wie er den Professor Weiße sich vom Halse schaffte. Ein Gegenstück dazu ist folgendes: Ich war den ganzen Abend mit Schopenhauer an seiner gewöhnlichen Ecke im „Englischen Hof" gesessen, als beim Weggehen Schopenhauers ein alter Herr auf ihn zukommt mit den Worten: „Ich bin so frei, mich Ihnen vorzustellen, Professor Warnkönig aus Tübingen, ein Freund Fichtes (des Jüngeren). Ich bin ein großer Verehrer von Ihnen." Der schwerhörige Schopenhauer verstand: „Ich bin Fichte und ein großer Verehrer von Ihnen." — „Fichte ist kein Verehrer von mir", brüllte er hinaus und rannte davon. Der arme Warnkönig stand ganz verdattert da. Ich lief Schopenhauer nach und klärte ihn auf, worauf er sofort umkehrte, sich entschuldigte und Warnkönig aufforderte, sich nochmals zu setzen. Gegen seine Gewohnheit blieb er eine Stunde länger als gewöhnlich im Hotel. Er gewann den alten Warnkönig übrigens so lieb, daß er noch etwa acht Tage jeden Abend seinen Aufbruch hinausschob, und ich sah ihn nie so liebenswürdig gegen Jemanden, wie gegen den alten Herrn. Daß ich damals nicht wenig stolz war, als Schopenhauer eines Abends zu Warnkönig sagte: „Fragen Sie nur den Hornstein, der weiß es." Es handelte sich um eine Stelle in den „Parergis", nach der sich Warnkönig erkundigte. In der Tat konnte ich die Frage vollständig erledigen. Schopenhauer schmunzelte beifällig und bei Warnkönig stieg der 25jährige gehörig im Kurs.

Da ich gerade bei Leuten bin, die so einen Abend im „Englischen Hof" miterlebten, so muß ich eines Amerikaners erwähnen, der kein Wort deutsch sprach und von Schopenhauer keine Idee hatte. Seine Kenntnis von ihm beschränkte sich darauf, daß er ein Philosoph des Tages sei; auf das hin hatte er ihn schon in seiner Wohnung aufgesucht, wo er ihn nicht traf. Schopenhauer hatte den Mann gleich los und nahm die Sache von der heiteren Seite. Als der Amerikaner fragte: „Was halten Sie von Hegel?" sagte Schopenhauer kurz: „Hegel ist ein Charlatan!" „Ein Charlatan?" sprach verwundert der Amerikaner, der nun nicht mehr wußte, was er sich für einen Vers aus diesem Manne machen solle. Schopenhauer aber lachte wie ein böser Bube, der einen losen Streich ausgeführt hatte.

Ueber die Amerikaner dachte er nicht zum Besten. „Die Amerikaner", sagte er, „sind mir verhaßt. Ihr Benehmen ist roh, ihre Intelligenz entlehnt, holen sich alles aus dem Osten. Haben das Geld, Städte zu bauen,

aber nicht die Intelligenz, ihnen Namen zu geben, daher in Amerika alle europäischen Städtenamen anzutreffen sind. Der Engländer verhält sich zum Amerikaner wie ein Dukaten zu einem Rechenpfennig. Auf den ersten Augenblick kann man sie nicht unterscheiden. Aber hernach —" „Der Engländer ist eine noble Nation, intelligent im höchsten Grade, sodaß man seinen kirchlichen Aberglauben darüber vergessen kann, die Amerikaner hingegen sind jüdisch-orthodox, ohne die englischen Tugenden."

Sein Hausarzt, der Hofrat Stiebel traf auch im Hotel ein. Mit dem neckte er sich gern. Als der Arzt gesagt hatte: „Was Lebenskraft, es gibt keine Lebenskraft", erwiderte Schopenhauer: „Aber das Honorar nehmt ihr für die Leistungen der Lebenskraft".

Wenn ich noch seinen Biographen und Testamentsexekutor, den Dr. Gwinner nenne, der auch einmal zugegen war, so werde ich alle genannt haben, die sich in den vielen Jahren dem alten Herrn an der Ecke genähert haben. Der alte Baron Cotta war einmal in der Nähe. Ich machte Schopenhauer auf ihn aufmerksam. „Ich liebe die Buchhändler überhaupt nicht, am wenigsten die baronisierten", war die kurze Erwiderung. Die Neigung mochte gegenseitig sein, denn Cotta ignorierte ihn auch gründlich, obwohl er ihn recht gut kannte.

Uebrigens liefen viele Table d'hôte-Anekdoten über ihn um. Die bekanntesten waren: Die Geschichte vom Napoleon-d'or, den er jedesmal vor sich hingelegt habe, um ihn den Armen zu schenken, wenn die Stammgäste einmal von Anderem reden würden als Weibern, Hunden und Pferden. Dann die Antwort: „Ich denke auch für zwei", als ihm der Nachbar den Vorwurf machte, er esse für zwei. Beide Geschichten erklärte er für erfunden. „Solches Zeug rede ich nicht", setzte er noch hinzu. Abends aß er regelmäßig kaltes Fleisch, mit Vorliebe Huhn. Dazu trank er einen „großen" Schoppen Wein; es war mehr als das gewöhnliche Maß, aber weniger als eine Flasche. Dasselbe trank er bei der Mittagstafel, ohne je davon abzugehen.

Als er beim Glatteis hingefallen war und sich an der Stirne verletzt hatte, mußte er einige Tage zu Hause bleiben. „Sehen Sie, hier muß ich fressen", sagte er ganz empört, als ich ihn besuchte. Den Gang ins Hotel vermißte er schwer und doch war es bei ihm ganz wohnlich, wenn auch nicht elegant. Die Eleganz hatte er für seine Person aufgespart. Er hätte zu jeder Stunde des Tages als ci-devant auf die Szene gehen können, so tadellos war er in seiner Erscheinung. Er rauchte täglich zweimal, einmal eine Zigarre und einmal eine Pfeife; dabei war er mäßiger Schnupfer. Aber auch solche Dinge trieb er nur zum Zwecke der Erholung, der Erfrischung, immer das Ziel vor Augen, seinen Kopf möglichst frei zu halten und möglichst viel aus seiner Denkkraft herauszuschlagen. Selbst der Geiz, der ihm vielfach nachgesagt wurde, bestand eigentlich in der Furcht, abhängig zu werden und nicht alles das leisten zu können, was er bei vollkommener Freiheit zu leisten imstande wäre. Komisch war seine Wut über einen Holzmacher, der während seiner „harten" Arbeit rauchte. Offenbar wollte er das Rauchen nur gestatten, wenn es zur Beschaulichkeit diente oder die Denkkraft steigerte.

Eines Tages kam das Gespräch auf Feuerbach. „Mit Feuerbach habe ich so viel gemein, wie Tell mit dem Parricida", meinte er. „Feuerbachs Devise kann doch nur sein: „Post mortem nulla voluptas, edite, bibite". „Sein Wesen des Christentums hat viele gute Stellen, nur ist sein Ausspruch falsch: Theologie ist Anthropologie, nein: Theologie ist Anthropomorphismus, daher ist der Ausspruch des Helvetius oder Diderot: „L'homme crée le dieu

à son image", ganz richtig, den Feuerbach akzeptiert hat." Ueber Feuerbachs aphoristische Gedanken in Wiegands Zeitschrift machte er sich lustig.

„Den Strauß habe ich durch einen Amerikaner grüßen lassen; ich achte den Mann, seine Kritik hat Verdienste, nur hätte er noch mehr Gründe gegen das Historische der Evangelien anführen können, z. B. einen des Voltaire: Christus hat die Geister der Besessenen ausgetrieben und in eine Herde von 500 Säuen gebannt. Wie kommen 500 Säue in ein Land, wo das Schweinefleisch verboten ist? Das ist poetische Allwissenheit. Ferner: Christus hat ein bestimmtes Gebet am Oelberg gesprochen, das angeführt wird. Woher wissen wir das? Die Jünger schliefen und gleich nachher wurde er gefangen." Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß dem Strauß die Historie von den 500 Säuen zu frivol gewesen sein wird, worauf er entgegnete: „ist aber treffend".

Ich fragte ihn, ob wohl Strauß seine Werke kenne. „Doß in München mein tiefsinnigster Apostel, gab sie ihm. Ich weiß nichts weiteres." „Mein gelehrtester Apostel ist Becker in Mainz", schaltete er dabei ein. „Bei den großen Straußschen Erfolgen begreife ich nur nicht, wie die Leute wirklich früher an die Sache glauben konnten." „Goethe kannte mein Hauptwerk", sagte er mir einst, als ich ihn darüber befragte. „Er schrieb an meine Schwester zwei Seiten darüber mit Bleistift. Besonders gefiel ihm: Ueber den angeborenen und über den erworbenen Charakter und über Phidias. Ein Gleichnis von mir (Die untergehende Sonne und der Tod) erzählte er dem Eckermann. Das war eine offenbare Reminiscenz". „Moleschott ist ein Barbiergeselle. Sein Kapitel über den Willen ist für einen Gymnasiasten zu viel". „Professor Michelet legt in einem Aufsatz über mich eine solche Unwissenheit an den Tag, daß ich ihn kassieren würde. Auch kannte er den Titel meiner Preisschriften nicht, schrieb aber darüber."

Von Musikern sprach er gern und oft. Von Reichardt hielt er viel als Liederkomponist. Für Schubert hatte er kein Verständnis und schimpfte über die falsche Behandlung des Erlkönigs, z. B., daß Stellen die geheimnisvoll behandelt werden müßten, laut geschrieen würden. „Mendelssohns Kompositionen sind hübsch, aber ohne Genie. Seine Symphonien sind langweilig. Am besten gefiel mir „Paulus", den möchte ich schon wieder einmal hören. Gluck war mir immer langweilig. Glucks Musik läßt sich nicht getrennt denken von den Worten und das ist falsch. Musik muß durch sich allein wirken, die Worte sind Nebensache. Die Musik ist viel mächtiger als das Wort. Musik und Worte sind die Vermählung eines Prinzen mit einem Bettlermädchen. Die Fabel in der Oper ist Nebensache, im Grunde nur dazu vorhanden, um der Vernunft auch was zu geben. Rossini hat dies ins Extrem getrieben und die Worte geradezu verhöhnt."

Nun ein Wort über Schopenhauers angebliche Menschenfeindlichkeit. Ich muß vorausschicken, daß ich ihm sympathisch war. Meine Jugend, meine Eigenschaft als Musiker, meine „Schopenhauerfestigkeit", wie er sich selber ausdrückte, hatten ihn für mich eingenommen, so daß es ein Ausnahmsfall sein könnte, wenn ich behaupte, daß er immer liebenswürdig gegen mich war. Aber er hatte ja auch andere Freunde, denen er zeitlebens anhänglich blieb. Becker in Mainz, Doß in München, Lunteschütz waren solche Freunde. Allerdings waren das lauter „Jünger". So nannte er seine Anhänger, die nicht über ihn schrieben. Wer für ihn die Feder ergriff, war ein Evangelist. An der Spitze Frauenstädt. Mit diesem geriet er nun freilich in die Haare. Aber auch das war nicht so böse gemeint. In einer Zeit, in der er die Korre-

spondenz mit Frauenstädt abgebrochen hatte, sprach er mit großer Anerkennung von ihm. Das Renommée als Menschenfeind machte er sich in einer Zeit, die seiner Berühmtheit vorausging.

Wie wurde er aber auch in jener Zeit behandelt! Von seiner Bedeutung hatte Niemand eine Ahnung. Als bekannter Demokratenfresser galt er für eine lächerliche Person. Sein Anspruch, ein Philosoph zu sein, stempelte ihn zu einem Hochmutsnarren. Sogar seine Lieblinge, die aristokratischen Offiziere der Table d'hôte des „Englischen Hof", die er als Gesellschaftsretter verhätschelte, gingen nicht immer säuberlich mit ihm um. Der jüngste Leutnant glaubte berechtigt zu sein, ein geistreiches Paradoxon Schopenhauers mit mehr oder weniger Witz der Lächerlichkeit preiszugeben. Bei den Demokraten hat er sich allerdings schlechte Behandlung selbst zugezogen. Gegen die ging er rücksichtslos vor. Am meisten haßte er Robert Blum, den er für den eigentlichen Anstürmer gegen die Kultur hielt. Ueber den Demokraten Uhland vergaß er den Dichter und wurde ihm nie gerecht. Selbst Schiller verleidete ihm seine Eigenschaft als „Freiheitssänger", ein Ausdruck, den er so oft hören mußte. Dazu kam noch, daß er für Goethe geradezu eifersüchtig war, und Schiller ihn als Rivale genierte. Oft hörte ich ihn sagen: „Ich muß mir immer die Größe Schillers vor Augen führen, um nicht ungerecht gegen ihn zu werden." So ungerecht, hart, ja beinahe grausam ihn die Erbitterung über sein literarisches Schicksal machen konnte, so dankbar, ja kindisch dankbar, konnte ihn in früheren Jahren ein harmloses Wort der Anerkennung stimmen. Jean Paul war er zeitlebens rührend anhänglich, wegen der wenigen Worte, die er über ihn geschrieben. Mit 70 Jahren noch erzählte er mir, daß in Florenz an der Mittagstafel ihm einer gesagt habe: „Sie sehen aus, als hätten Sie ein großes Werk geschrieben oder irgend eine große Tat vollbracht."

Sein begründetes Mißtrauen in den Erfolg seines Aeußeren brachte ihn in komische Situationen. Das „Ewig Weibliche" hatte ihm wenig Rosen auf den Weg gestreut, was ihn scheu und vertrauenslos machte. Eines Abends sprachen wir über Byron, als er schmerzlich bedauerte, den Mann seiner eigenen Dummheit wegen nicht kennen gelernt zu haben. „Ich hatte einen Empfehlungsbrief an ihn von Goethe. In Venedig war ich 3 Monate während Byrons Anwesenheit. Immer wollte ich mit Goethes Brief zu ihm, als ich es eines Tages ganz aufgab. Mit meiner Geliebten ging ich auf dem Lido spazieren, als meine Dulcinea in der größten Aufregung aufschrie: „Ecco il poëta inglese!" Byron sauste zu Pferd an mir vorüber, und die Donna konnte den ganzen Tag diesen Eindruck nicht los werden. Da beschloß ich, Goethes Brief nicht abzugeben. Ich fürchtete mich vor Hörnern. Was hat mich das schon gereut!" Dabei schlug er sich vor die Stirne . . . „Byron ist nicht der Erste, aber doch der zweite englische Dichter", sagte er oft.

„Wissen Sie auch, daß in einem Jahre die 3 größten Pessimisten zugleich in Italien waren? Doß hat es ausgerechnet, Byron, Leopardi und ich. Doch hat Keiner den Anderen kennen gelernt."

Einmal kam die Witwe Byron neben Schopenhauer im „Englischen Hof" zu sitzen. Als sie fort war, sagte der Wirt zu ihm: „Herr Doktor, neben wem glauben Sie heute gesessen zu haben? Neben Lady Byron!" — „Zum Teufel", schrie Schopenhauer, „warum haben Sie mir das nicht früher gesagt, ich hätte ihr gerne Grobheiten gemacht." —

„Das fürchtete ich", sagte der schlaue Wirt, der sich ziemlich auskannte, „darum behielt ich es bei mir."

Sein Verhältnis zum weiblichen Geschlecht führt uns zu einem dunklen Punkte in seinem Leben, zu den Beziehungen zu seiner Mutter. Was hat man ihn darum angefeindet! Gewiß war er nicht ohne Schuld. Aber daß sie ihm keine zärtliche Mutter war, gibt selbst Haym zu, der seinen Charakter so scharf angreift. Ob mit Recht oder Unrecht, ihr gab er die Schuld an dem Selbstmorde seines Vaters, den er abgöttisch verehrte; ihr schrieb er das finanzielle Herabkommen seiner Familie zu. „Es ist ja vorüber, es gehört zu allem andern", pflegte er aufseufzend zu sagen, wenn er auf diese Periode seines Lebens zu sprechen kam.

Einmal sagte er bitter: „Daß ich Flöte spiele, verdanke ich meinem Vater, dem prosaischen Kaufmann von Danzig, der meinte, ich solle es nur lernen, man könne nicht wissen, wozu ich es noch brauchen könne. Meine poetische Mutter aber, der Schöngeist von Weimar, war meinem Wunsche entgegen: Er wird einmal so viel Geld haben, daß er sich Flöte vorspielen lassen kann." Daß die Frau für ihren Sohn nicht das geringste Verständnis hatte, beweist ihre Aeußerung über sein Erstlingswerk: „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde."

„Das ist wohl für Apotheker", sagte sie höhnend zu ihrem Sohne, als er ihr das Buch voller Vaterfreuden überreichte.

Mit großer Verehrung sprach er von seinem Vater. Er liebte es, ihn als Muster eines braven Mannes mit feinen Sitten hinzustellen. Er erzählte eines Tages, daß die Beamten der freien Stadt Frankfurt sich fürchterlich blamiert hätten in einer Audienz mit einem deutschen Monarchen. „Dagegen mein Vater. Er stand eines Tages auf dem Schloßplatze von Berlin während der Parade. Der alte Fritz bemerkte den fremden Mann, ging auf ihn zu und fragte ihn nach seinem Herkommen. „Aus Danzig, Majestät, bin Kaufmann." Einen Bürger aus Danzig zu sprechen, interessierte ihn und er wollte ihn bei sich haben. „Hat Er auch Spaniol?" „Jawohl, Majestät!" „Bringe Er mir morgen welchen".

Der alte Schopenhauer war zur bestimmten Stunde im Schlosse. Da er es für unschicklich hielt, einem Monarchen die Dose zu offerieren, schüttete er den ganzen Spaniol auf den Tisch, damit der König davon nehme. „Sein Spaniol ist gut." Er machte eine größere Bestellung. Sein taktvolles Benehmen und seine Aufschlüsse über Danzig hatten den König sehr für ihn eingenommen. Sie begegneten sich noch öfter.

Wenn er die Vorzüge seines Vaters gegen die Fehler seiner Mutter hervorgehoben hatte, schloß er: der Geist meines Vaters schwebt über mir und sagt: „Nicht wahr, mein Sohn, ich habe besser für Dich gesorgt?"

Als ich die von Frauenstädt, Gwinner und anderen herausgegebenen Briefe und Tagebücher las, dachte ich oft: Was mag diese Lektüre für eine Wirkung auf solche haben, die den Mann nicht kannten? Jedenfalls eine andere, ungünstigere. Wenn er ausgelassen wurde, hatte er etwas von einem unartigen Kinde, das sich in seine Bosheit hineinsteigert und dann selbst erschrickt, wenn es die Folgen übersieht.

Wenn er sich in den bösen Buben hineingeschwatzt hatte, konnte er Unglaubliches leisten. Dann konnte er das Glas erheben und auf den „edlen Fürsten Windischgrätz" trinken und seine „zu große Empfindsamkeit" bedauern. „Den Blum hätte er nicht erschießen, sondern henken sollen" usw. Er schilderte dann Blum als einen „knotigen Kerl", der sich „unterstanden hätte, das deutsche Reich in Stand setzen zu wollen." „Er hätte sollen bei seiner dramatischen Carrière bleiben, Logenschließer und Theaterkassier."

„Mitgefangen, mitgehangen", rechtfertigte er die österreichische Regierung. „Sie sehen also, wie ich in politischer Hinsicht mit meinen Freunden und Verehrern in Zürich harmoniere." Ueberhaupt meinte er, als ich ihm von seinen Zürichern Verehrern sprach, das wäre recht schön, wenn es nur keine so anrüchigen Personen wären; auch machte er sich sehr darüber lustig, daß Einer ihn einlud, nach Zürich zu kommen, da sie ihn gerne sehen möchten und als Flüchtlinge doch nicht zu ihm kommen könnten.

Unweit seines Hauses an der schönen Aussicht verteidigten die Oesterreicher im Jahre 1849 die Mainbrücke gegen die Sachsenhäuser. Er reichte einem Offizier seinen Operngucker vom Fenster hinab. Diese an und für sich traurige Geschichte erzählte er in der mutwilligsten Weise. Offenbar hatte er seine Freude daran, auch einmal dabei gewesen zu sein, und hielt es für ein großes Verdienst, die Retter der Gesellschaft unterstützt zu haben.

Seine Wut gegen Robert Blum war maßlos. Der Mann war ihm so zuwider, daß er einmal aufstand, als sich Blum zufällig im „Englischen Hof" ihm gegenüber gesetzt hatte. Wenn er aber nach so vielen Jahren folgende grausame Worte sprechen konnte, so gehörte das in das Kapitel der kindischen Freude am Poltern und machte keineswegs einen entsetzlichen Eindruck, wie man ihn beim Lesen wohl bekommen kann. Blum hatte in der Paulskirche gerufen, als man ihm zuklatschte: „Wir sind hier nicht im Theater!" „Wäre ich da gewesen, hätte ich gerufen: Freilich sollte man meinen, man wäre im Theater, wenn Logenschließer (Anspielung auf Blums Anstellung am Leipziger Theater) das große Wort führen." Seine Antipathie gegen den Vollbart hatte gewiß keinen anderen Grund, als daß er ihn für ein wesentliches Attribut eines Demokraten hielt. Ich durfte es mir hoch anrechnen, daß er im ganzen gnädig gegen meinen Vollbart war, wenn er auch manchmal eine boshafte Anspielung machte.

Einmal gab ich ihm ein Billet in ein Konzert einer durchreisenden, italienischen Sängerin. Ich hatte ihr meine Mitwirkung zugesagt und spielte einige meiner Kompositionen, die ihm sehr gefielen, wodurch ich wiederum in seiner Gunst stieg. Von der „Cantatrice" war er ganz entzückt. Er mochte sich seiner Jugend in Italien erinnern. Sehr gaudierte ihn, daß er diesmal als „Freischütz" (mit einer Freikarte versehen) im Konzert gewesen sei.

In dieselbe Zeit fiel seine Begegnung mit der Bildhauerin Ney.

„Denken Sie, wer heute bei mir war? Eine schöne, junge Dame, eine talentvolle Bildhauerin, eine Verwandte vom Marschall Ney. Sie ist eigens hieher gekommen und bleibt längere Zeit hier, um eine Büste von mir zu machen".

Ein andermal erzählte er: „Sie arbeitet den ganzen Tag bei mir. Wenn ich vom Essen komme, trinken wir zusammen Kaffee, sitzen beieinander auf dem Sopha, da komme ich mir dann vor wie verheiratet". Dabei rieb er sich vergnügt die Hände. Obwohl er schlecht auf die Ehe zu sprechen war, äußerte er doch einmal: „Das ists ja gerade, man mag es anfangen, wie man will, so ist es auch nichts". Als ich ihm indessen meine Verlobung ankündigte, wurde er fuchswild. „Sind Sie des Teufels? Heiraten heißt seine Verpflichtungen verdoppeln und seine Rechte halbieren. Und ein Künstler heiraten. Der muß sein Domizil leicht verändern können, um da und dort was Neues zu hören. Und dann eine Frau ginge noch, aber eine Stube voll Kinder. Man hat die Ausgaben nicht mehr in der Hand, man kann nicht sparen. Die ganze Natur wird um einige Saiten heruntergespannt. Das Volk sagt nicht unrichtig: „Er hat sich verändert", für: „Er hat geheiratet". „So tobte

er eine Weile fort. Ich entgegnete ihm: „Ich liebe das Mädchen". — „Um so schlimmer wird die Enttäuschung sein". — „Den Ort zu wechseln und dem Interessanten nachzureisen, wird mir auch nicht verwehrt sein, und in einer großen Stadt bleibt man auf dem Laufenden". — „Da haben Sie recht; z. B. hierher nach Frankfurt kommt Alles. Da sieht und hört man, was in der Welt vorgeht".

„Wo werden Sie sich zunächst hinwenden? — „Ich werde den Sommer in einem Landhause am Rhein zubringen".

„Nun, das ist ja recht artig. Wahrscheinlich in einer Laube sitzend, umgeben von der „Vossischen" und ihren unzähligen Beilagen." (Wie ich glaube, ein Citat aus dem „Wandsbecker Boten".) „Nun", fuhr er schließlich ruhiger fort, „im Grunde entrinnt man der Misere des Lebens nicht, man mag es so oder so anfangen". Als ich ihm sagte, daß meine Braut und ihre Großmutter heute von Mainz nach Frankfurt herübergekommen seien, schien er zu befürchten, ich möchte sie ihm bei Tische vorstellen. Galant sein zu müssen, war ihm außer dem Spaß. Ich brachte sie nicht mit ihm zusammen. Seine ängstliche Miene war zu deutlich.

„Ich werde uralt", pflegte er zu renommieren. „Mein langer Schlaf und mein guter Magen sagen mir das. Ich möchte 90 Jahre werden. Selbst bei den Achtzigern hat der Tod noch etwas Gewaltsames. Bei den Neunzigern gehen Leben und Tod ruhig ineinander über. Ein Neunziger in Aschaffenburg wollte eine Weintraube vom Geländе schneiden, als er tot umfiel. So möchte ich sterben. Nur nicht lange leiden." Aehnlich starb er auch. Seine Haushälterin hatte den Kaffee vor ihn hingestellt, und er fing an, einzuschänken. Sie verläßt das Zimmer und wenige Minuten darnach stürzt der unterdessen eingetretene Arzt heraus mit dem Rufe: „Kommen Sie, der Doktor ist tot!" Er lag ruhig da, in die Sophaecke zurückgesunken.

* * *

Der damalige Aufenthalt war ganz ausgefüllt durch die Eindrücke, die ich von dem großen Denker erhielt. Ich studierte damals nur Schopenhauer. Sein Hauptwerk kannte ich schon. Parerga, Ethik, Willen in der Natur, alles wurde durchstudiert. Oft hatte ich über der Schopenhauerschen Philosophie das Mittagessen vergessen, das ich in einem kleinen Gasthof, meiner Wohnung gegenüber, zu mir zu nehmen pflegte. Gestört in meinen philosophischen Studien wurde ich nur manchmal durch die zwei allerliebsten Töchter des Spezereihändlers, die ich öfter im Laden aufsuchte. Besonders abends, wenn Kassensturz vorgenommen wurde, war ich im Laden anwesend. Mich däuchte damals der Spezereihandel das schönste Geschäft der Welt. Den ganzen Tag ging Geld sechser- und groschenweis ein und es konnten dann abends ganze Berge kleiner Münzen aufgeschüttet werden. Ein Geschäft so sicher, so ohne Risiko.

In den Bürgerverein kam ich damals seltener. Auch verkehrte ich wenig mit Musikern. Schopenhauer hatte mich ganz absorbiert. Auch mochten die Mißerfolge bei Andree dazu beitragen, daß ich damals von der Musik weniger wissen wollte.

Vom Vater hatte ich fortwährend die besten Nachrichten. Eines Tages schrieb mir Tonele, ich könne jetzt nach Stuttgart kommen, mein Zimmer sei wieder frei. Der Vater war vollkommen hergestellt und frischer als je. „Ich habe bereits ins Tal Josaphat hineingeschaut." Mit diesen Worten kam mir der Vater lachend entgegen. Auch sein Humor war glänzend. Wir verlebten heitere Tage zusammen.

* * *

In der Wirtschaft Bubeck, in der ich während der Krankheit meines Vaters untergebracht war, kam nun allabendlich eine tolle Gesellschaft zusammen. Mein Freund Kröner, die Schauspieler Wallbach und Wentzel kamen dahin. Auch ein höchst merkwürdiger Mensch, dessen Leben einen tragischen Verlauf nahm, schloß sich an. Er war ein rabiater Demokrat. Das brachte ihn eines Tages unter die Garibaldianer. Er machte später den Zug in Sizilien mit, ging mit Garibaldi nach Neapel und fiel in der Schlacht am Isonzo.

Beim nächtlichen Durchwandern der Straßen nach so einer Bubeckschen Sitzung wurden wir zu laut. Die heilige Hermandad mischte sich hinein. Nun mußte man die Entrüstung unseres Freundes sehen. Er wurde einen Kopf größer und zwang die Gensdarmen, uns auf die Hauptwache zu führen. Wie der Märtyrer einer großen Sache gebärdete er sich vor dem ahnungslosen Leutnant, der uns sofort wieder höflich entließ.

Ueberhaupt wurde damals viel in „Sturm und Drang" gemacht. Nach einer so stürmisch durchgekneipten Nacht war es, daß ich Byrons Schwanengesang komponierte. Auf der Bude des Schauspielers Rüthling sang ich ihn zum erstenmale vor, bei Gelegenheit eines großen Gelages, das bis gegen Morgen andauerte. Der Gesang mußte unzähligemale repetiert werden. Die anderen sangen begeistert mit.

Kröner hatte damals kurz vorher seine Karrière als Opernsänger aufgegeben. Er hatte in Paris Gesangsstudien gemacht, an der Oper in Weimar kleine Partieen gesungen und schließlich eingesehen, daß seine Stimmittel zu einer großen Karrière nicht ausreichten. Eine kleine wollte er nicht machen und so kehrte er zum Buchhandel zurück. Damals warf er sich ganz auf meine Lieder, die er bezaubernd sang. „Die Klage des Abenceragen" stammt auch aus jenen Tagen und wurde mit gleichem Jubel aufgenommen. Diese Anerkennung im kleinen Kreise war es, die mich aufrecht erhielt und mich meine buchhändlerischen Mißerfolge vergessen machte.

Unsere größeren Kneipabende richteten wir so ein, daß wir ein Klavier hatten. Meine neuesten Lieder wurden dann von mir und Kröner den Freunden vorgeführt. Wallbach, selbst komponierend, nahm in der selbstlosesten Weise an den Ovationen teil, die mir gebracht wurden. An einem dieser Abende, es war in der Bierbrauerei von Kolb, waren zwei Tübinger Studenten zugegen, darunter der berühmteste damalige Pauker der Universität. Man sprach von der künstlerischen Schönheit seiner Hiebe. Wie ein Virtuos reiste er umher und gab Gastrollen. Es wurde ein Lied von mir gesungen und Ruhe geboten. Der Student sprang gleich auf und glaubte, er werde zu tun bekommen. Er ließ sich aber gerne über die Situation aufklären.

Ein Hauptmitglied unserer Symposien war Wilhelm Hertz, der Dichter. Aus dieser Zeit stammt unsere Freundschaft, die bis heute währt. Er war sehr produktiv in jenen Tagen. In einem Weinhause der inneren Stadt war es, daß er uns das eben vollendete Epos „Lancelot und Ginevra" unter begeistertem Beifall vorlas. Der Abend sollte einen tragischen Abschluß finden. Ich saß neben seinem Bruder, einem hübschen energischen jungen Menschen. Er fiel mir an dem Abend durch seine Ruhe auf. Er sprach fast kein Wort. Den andern Morgen wurde er vermißt. Abends waren wir im Bären zusammen. Sehr spät kam Hertz mit der Nachricht, daß sein Bruder noch nicht gefunden sei. Man wisse nur, daß er mit seiner Geliebten, der Tochter eines Hofkochs am Morgen die Stadt verlassen habe. Er ahne nichts Gutes.

Den anderen Tag bekamen wir folgende erschütternde Nachricht: Das

unglückliche Paar war gegen Wangen zu aufgebrochen, hatte dort den Tag verbracht und kam gegen Abend bei Obertürkheim am Neckar an. Am Strande sitzend verbrachten sie die Nacht mit einer traurigen Debatte zu. Er wollte allein sterben. Sie wollte am Selbstmord teilnehmen. Beim Morgengrauen stürzen sie fest umschlungen aus einem Kahn, der am Ufer lag, ins Wasser. Er, ein guter Schwimmer, kommt wieder herauf. Seine Geliebte sieht er nicht mehr und glaubt sie tot. Für alle Fälle hatte er im Kahn eine geladene Pistole bereit. Er schießt sich in den Mund. Der Schuß zerschmettert ihm die Kinnlade. Er sinkt ins Wasser zurück, hat aber noch die Kraft, ans jenseitige Ufer zu schwimmen. Geblendet und blutend tappt er weiter. Ein Bäckerjunge kommt des Weges. Er läuft vor Schreck bei diesem entsetzlichen Anblick davon und ruft um Hilfe. Es kommen Leute. Der Unglückliche hatte die Sprache verloren. Es war ein großes Stück aus dem Gesicht geschossen. Man brachte ihn in die Stube eines nahe gelegenen Kelters. Unterdessen hatte man die Geliebte gefunden, sie war an dem Rechen hängen geblieben, der quer über den Fluß ging. Sie war mit dem Kopf über Wasser geblieben, die bauschigen Kleider trugen sie. Ohnmächtig fand man sie auf. Nach achttägigen Qualen starb der arme Hertz. Die Geliebte lebt heute noch.

Mehrmals begleitete ich den Bruder ans Schmerzenslager des Unglücklichen. Es war ein entsetzlicher Gang.

Das Motiv zu dem furchtbaren Entschluß des jungen Mannes war dieses: Die wissenschaftlichen und dichterischen Erfolge seines genialen Bruders erweckten auch in ihm, dem begabten Menschen, die Lust, eine andere Karrière zu ergreifen, als die eines Kochs. Daran hinderte ihn aber seine leidenschaftliche Liebe zu dem schönen Mädchen. Unter günstigen Umständen konnte er bald zum Oberkoch avancieren und war dann in der Lage, das Mädchen heimzuführen. Am kronprinzlichen Hofe, in dessen Küche er war, wurde aber plötzlich die Parole „Sparen" ausgegeben. Alle jüngeren Diener wurden entlassen. Das traf auch ihn. Die Aussichten auf das Mädchen waren dadurch in weite Ferne gerückt. Die Zeit war verloren, eine neue Laufbahn anzutreten. Der verhaßte Beruf blieb ihm. Das trieb ihn in den Tod. Vielleicht hat der glänzende dichterische Erfolg seines Bruders an jenem Abend noch dazu beigetragen, ihm den Abstand deutlicher vor Augen zu bringen. Am andern Morgen teilte er der Geliebten seinen Entschluß mit, sie aber wollte ihn zurückhalten oder mit ihm sterben. Darauf die Katastrophe.

Dieser schaudervolle Vorgang fand jedoch viel später statt. Ich kehre zu den Abenden bei Bubeck zurück. Der Alte, eine robuste Hausknechterscheinung, hatte eine Tochter, die man eine Schönheit nennen konnte. Minele Bubeck hatte den Wuchs einer Juno und den lieblichen Ausdruck einer Madonna. Natürlich waren wir alle verliebt bis über die Ohren. Das schöne Minele, das uns bediente, nahm sich oft aus wie Penelope unter ihren Freiern. Die Geschichte schien meinem Vater schließlich zu gefährlich und er proponierte mir, doch meinen Lieblingswunsch auszuführen und Wagner in Zürich aufzusuchen. So ungern ich mich von der herrlichen Hebe trennte, ich sah es doch ein, daß mein Vater recht hatte, und ich brach nach Zürich auf.

Ich werde noch einige Erlebnisse von dem damaligen Stuttgarter Aufenthalt mitteilen. Ich suchte Fühlung mit den beiden Kapellmeistern zu bekommen. Durch Frau von Knoll und ihre Tochter Emma empfohlen, machte ich Besuch bei Lindpaintner. Es war gegen 12 Uhr, als mir die Magd sagte: Herr Hofkapellmeister wären noch nicht aus der Probe zurück. Ich schickte mich nach Abgabe einer Karte an, weiter zu gehen, als Lindpaintner

die Treppe heraufeilte. Ich trug ihm mein Anliegen vor. „Ja, ist schon recht, kommen Sie ein andermal, jetzt will ich essen", polterte er in unangenehmer grober Weise heraus. Nun gab es ja eine Zeit, in der die Hochachtung vor einem Kapellmeister mit seiner wachsenden Grobheit zunahm. Selbst die hochgebildeten darunter, wie Spohr und Weber, waren von einer gewissen Brutalität in ihrem Beruf nicht ganz frei zu sprechen. Ich gehörte aber einer neueren Generation an, welche diese Hausknechtsmanieren nicht mehr als unzertrennlich von einer künstlerischen Tätigkeit hielt. Ich hatte genug vom Herrn Hofkapellmeister Lindpaintner und ging nicht mehr zu ihm. Später führte mich der Weg oft von Lindau nach Wasserburg. Am Grabe des tüchtigen Mannes vergaß ich gern diese Episode und gedachte seiner Verdienste. Fast noch schlimmer ging es mir mit Kücken. Es sollte ein Konzert zu einem wohltätigen Zweck stattfinden. Ich wurde aufgefordert mitzuwirken und sollte mich mit Kücken über meine Programmnummern verständigen. Ich spielte ihm die „Wanderbilder" vor. „Das ist nichts für unser Publikum. Nehmen Sie irgend ein Thema, verarbeiten Sie es dann etwas, bringen Sie dann Arpeggien und Läufe an, Sie wissen schon, und wenn Sie das fertig haben, spielen Sie es mir vor. Wir wollen dann sehen." Ich entschuldigte mich mit der Unfähigkeit nach diesem Rezept arbeiten zu können und verzichtete auf die Mitwirkung im Konzert.

Mit den Kapellmeistern hatte ich nun einmal kein Glück. Dagegen verkehrte ich mit einigen Hofmusikern. Am meisten aber musizierte ich mit meiner Hausgenossin, der Emma von Knoll. Sie war eine tüchtige Sängerin und war schon am Prager Stadttheater engagiert, wurde dann Konzertsängerin und schließlich vom Holzschneider Schnorr geheiratet. Ihre Schwester Bertha war an den Kulturhistoriker Riehl verheiratet, dessen Stern damals gerade aufging.

Ebner akzeptierte von mir ein Heft Klavierstücke „Jugendphantasien". Sonst erging es mir mit meinen Offerten recht schlecht. Alles, was ich an Verleger verschickte, kam wieder zurück. Moritz Schwind pflegte zu sagen: „Mit meinen Bildern machen die Fuhrleut die besten G'schäft'." Bei meinen Manuskripten war es die Post, die den Profit hatte.

Nach einem wehmütigen Abschied vom schönen Minele hieß es auf nach Zürich.

* * *

Ich suchte zuerst meinen Freund Ritter auf, der mit seiner Frau sich in Zürich niedergelassen hatte. Den anderen Morgen ging es zu Wagner. Ich wurde aufs Liebenswürdigste empfangen. Frau Wagner erbot sich, mir eine Wohnung zu suchen und fand sie im Rückgebäude der Escherhäuser. Ich war nur durch einen Hof von Wagners Wohnung getrennt. Wagners Wohnung bestand aus einer Flucht Zimmer. Am äußersten Flügel war sein Schlafzimmer. Nebenan sein Arbeitszimmer. Ein großer Flügel und seine Bibliothek befanden sich darin. Das unvermeidliche Stehpult war neben dem Klavier. Noch war ein Sofa darin, auf welchem ausgestreckt er zu lesen pflegte. Nebenan war das Eßzimmer. Dann kam das Zimmer der Frau. In diesem Zimmer war der Papagei, der den Anfang der achten Symphonie von Beethoven pfiff.

Wagner war elegant eingerichtet. Die Böden waren mit Teppichen belegt und die Zimmer waren durch Portièren verbunden. Man sagte, daß er ein Minimum von einer Miete bezahle. Der reiche Escher-Linth machte sich eine Ehre daraus, Wagner zu beherbergen. Die Miete wäre nur pro forma. Ueberhaupt ging es ihm nicht schlecht. Von Ritters Mutter bezog er seit seiner Flucht in die Schweiz einen Jahresgehalt von 800 Talern.

Einer seiner Züricher Freunde, Staatsrat Sulzer, ein reicher Junggeselle, war Jäger und Fischzüchter. Der spickte ihm seine Tafel. Die Weine lieferte Wesendoncks Keller. Brockhaus soll ihm seine Bücher, „Oper und Drama", „Kunst und Revolution" gut honoriert haben. Die Tantièmen für „Tannhäuser", „Fliegender Holländer" und „Lohengrin", fingen an einzulaufen. Freilich hatte er manches um geringen Preis ein für allemal hergegeben. Doch muß immer Geld ins Haus gekommen sein. Mir ist es daher heute noch unbegreiflich, wie er immer noch Schulden machen konnte. Wesendonck bezahlte sie ihm von Zeit zu Zeit. Wie er nach Luzern übersiedelte, hätten ihn die Züricher Geschäftsleute gar nicht fortgelassen, wenn nicht Karl Ritter noch für mehrere Tausend Franken Rechnungen bezahlt hätte. Es ist wahr, er lebte gut. Seine Tafel war vortrefflich bestellt. Von Ueppigkeit konnte man aber kaum reden. Selbst bei seinen größeren Einladungen ging es verhältnismäßig einfach zu, und von wem diese Mahlzeiten garniert wurden, habe ich oben erzählt. Auch sorgte seine Frau dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Wie klein war die Hausgesellschaft! Er, die Frau und eine verheiratete Schwester derselben, eine einfache, anspruchslose Person, der Papagei und ein Hündchen. Er gab was auf Eleganz. Aber von „Katalogen der Schlafröcke", von „Mohren und Haiducken" war keine Rede. Wo kam das Geld hin? Er hatte zeitlebens Anfälle von Großmut, von Mitleiden, wo er einen Taler statt eines Groschens hinwarf; doch das machte das Kraut nicht fett. Auch hatte er bei aller Neigung zur Verschwendung Anfälle von Geiz, auf die mich Ritter aufmerksam machte. Eines Tages war er ganz wütend über eine Kopistenrechnung. Es war die Abschrift einer großen Partitur. Ritter und ich fanden es gar nicht sehr übertrieben, er aber war gar nicht zu beruhigen. Selbst später in München gehörten die Schilderungen seines Haushaltes meist ins Reich der Fabel. Hiller in Köln sagte mir einst, er wisse von etwa einer halben Million Franken, die er zusammengepumpt habe. Mir ist es heute noch unverständlich, wo das Geld hingekommen ist. Wagners Biographen mögen sich daran die Köpfe zerbrechen, ich bekomme es nicht heraus.

Mehrmals in der Woche war ich zu Tisch geladen, ich als einziger Gast. Dabei konnte dann Wagner faszinierend liebenswürdig sein, besonders, wenn er morgens fleißig komponiert hatte. Einmal kam er etwas verspätet herein mit leuchtenden Augen und gerötetem Gesicht. „Ich habe eben an meinen Vaudeville gearbeitet", sagte er lachend. Er meinte die Trilogie. Es war der Wallkürenritt, der den Morgen geboren wurde.

Ich kam manchmal etwas früher schon an und hielt mich im Nebenzimmer auf, während er am Flügel saß und komponierte. Keine Tür war dazwischen. Er wußte das, es störte ihn aber keineswegs. So sah ich einen ziemlichen Teil der „Walküre" entstehen. Manches zeigte er mir noch in der Skizze. So die begleitende Musik beim Ueberreichen des Methtrankes im ersten Akt, die mich gleich sehr entzückte.

Dann und wann spielte er uns ganze Akte vor, auch aus früheren Opern. In Gegenwart von Ritters, Wesendoncks, Heims und mir, führte er uns den ersten Akt der Walküre vor. Frau Heim, eine tüchtige Sängerin, unterstützte ihn. Es war eine seltene Première.

Er selbst sang nicht übel. Mit wenig Stimme richtete er viel aus. Es war so eine Allerweltsstimme, doch war es ihm wohler in hoher Lage. Mit seinem Klavierspiel war es gerade so. Ohne geschult zu sein, konnte er doch alles bringen.

An jenem Abend war er sehr glücklich. Dann war er auch liebenswürdig und unterließ es, Kapriolen zu schneiden. Leider war er nicht immer so. Er konnte unausstehlich werden.

Die Gegenwart der Frau Wesendonck brachte ihn immer in Aufregung. Er konnte es, wie es schien, nicht ertragen, wenn sie sich nicht mit ihm beschäftigte.

Einen bösen Mißklang ließ ein Abend zurück, an dem ungefähr die gleiche Gesellschaft zu einem Souper in seiner Wohnung vereinigt war. Musik wurde den Abend keine gemacht. Er war sonst gewohnt, das Wort zu führen. Den Abend sprach jeder mit seinem Nachbarn. Auf einmal schreit er, daß Jedermann erschreckt auffährt. Es war ein greller, kurzer Schrei, wie aus der Pistole geschossen. Alles starrte ihn an. Darauf sagte er mit größter Ruhe: Er habe „den goldenen Topf“ von Amadeus Hoffmann so gern. Er wolle ihn vorlesen.

Er las ihn von A bis Z. Es wurde sehr spät. Wesendonck erlaubte sich nach dieser Vorlesung eine gar nicht unebene Bemerkung über diese Art von Romantik, von der er kein Freund sei. Darauf fuhr ihn Wagner wütend an und nur der Mäßigung Wesendoncks war es zu danken, daß der Abend nicht mit Krakeel endigte.

Es wurde uns aber noch eine Ueberraschung zu teil. Gegen Schluß brach er in Lamentos aus, daß er von Gläubigern so gedrängt sei wegen des Gerümpels, das da herumstehe. Des anderen Tages bezahlte Wesendonck die Rechnungen. Es brauchte die ganze schwärmerische Anhänglichkeit junger Leute, um diesen Eindruck wieder zu vergessen.

Dagegen war er entzückend, wenn er mit Ritter und mir auf einsamen Wegen ging. Geistreiche Aperçus flogen durch die Luft. Er gab aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen zum Besten. Manches goldene Wort war zu hören. Eigenartige Anschauungen über Menschen, Verhältnisse, Kunst und Politik kamen zu Tage. Seine ganze Gutmütigkeit, deren er eine große Dosis besaß, trat an die Oberfläche. Seine Tierliebe hatte etwas Rührendes. Wenn sein Mitleiden erregt war, fand er sich waffenlos. Er liebte seine Frau längst nicht mehr, war in Leidenschaft zu einer andern entbrannt. Er wurde heftig, mißmutig, widerwärtig, aber nie roh. Mit einem Wörtchen konnte er der Frau einen Dolchstoß versetzen. Er tat es nicht. Ich werde später eine Szene schildern, die darüber die beste Aufklärung gibt.

Seine Art zu sprechen war eine sehr verschiedene. Manchmal sprach er kurz, schlagend, bündig. Dann aber kam er ins Stottern, Würgen; sein Suchen nach dem passenden Eindruck hatte etwas Mühsames. Auch fing er an, in die Zähne zu murmeln, die Sätze sprach er nicht zu Ende, ließ nur noch erraten oder machte eine erklärende Geste. Dann war er das gerade Gegenteil von Schopenhauer, bei dem alles so plastisch war, daß man sich einen anderen Ausdruck gar nicht vorstellen konnte. Es mußte so gesagt werden.

Er konnte ausgelassen heiter, ja kindisch werden. Dann fing er an, wie ein Schulbube durchs Zimmer zu schleifen. Wenn er recht ausgelassen wurde, sprach er den derbsten sächsischen Dialekt. Sächsischen Akzent hatte er immer. Auch sein Französisch, das überhaupt ziemlich schlecht war, sprach er in sächsischem Tonfall. Bei feierlichen Gelegenheiten hörte ich ihn nicht gern sprechen. Da sprach er sich in eine Rührung hinein, die ihm nach meiner Empfindung schlecht stand. Es waren das meist Propagandareden, die aber ihre Wirkung bei denen, auf die sie gemünzt waren, sicher nicht verfehlten. Das verstand er.

Auf einem unserer Spaziergänge sprach er vom Ruhm. „Seht ihr jungen Leute, die ihr doch auch nach Ruhm und Ehren strebt, ihr beneidet mich um meine Erfolge. Was hat man von diesen Ehren? Man gewöhnt sich so schnell daran und will mehr." Man vergleiche damit Schopenhauers dicta. Emanuel Geibel hörte ich in späteren Jahren an einem der Krokodilabende improvisieren:

Der Lorbeer ist ein bittres Blatt, für den, der's mißt, für den, der's hat.

Ueber das Geringfügigste konnte Wagner unbändig lachen. Als einmal zitiert wurde: „Masetto ist verloren", fuhr ich singend im Zitat weiter: „Verlorener Masetto". Darüber wollte er sich krank lachen. Großen Spaß machte ihm, als ich sagte, der Altschlüssel mache mir so viel Beschwerden.

Sein musikalischer Held war und blieb Beethoven und zwar der letzte Beethoven. Für den Beethoven zweiter Periode Partei zu nehmen auf Kosten der dritten, galt ihm für reaktionär. Ich tat es einmal und er wurde sehr ärgerlich.

Trotzdem hatte er eine große und wahre Verehrung für Mozart, was mir immer wohl tat.

Obwohl er empfindlich sein konnte wie eine Hofdame, durfte man sich manches erlauben. Vom Ritter ließ er sich die derbsten Wahrheiten gefallen. Nach kurzem Murren war er wieder gut. Als er lamentierte, warum nur er gerade nicht im Besitze eines großen Vermögens sei, Millionen waren sein Wunsch, erwiderte ich: „Das würde bei Ihnen auch nicht langen. Der Züricher See läge Ihnen unbequem, Sie würden ihn umgraben lassen." „Sie verstehen mich nicht", sagte er ärgerlich. Damit war die Sache abgetan.

Einen lasziven Witz zu machen, war er nicht abgeneigt. Als er aber einmal in Gegenwart seiner Frau und seiner Schwägerin einen gemacht hatte, wurde er rot wie ein junges Mädchen. Es stand ihm gut dieses Erröten.

Aus seinem Theaterleben erzählte er drollige Geschichten. Sein Direktor in Ballenstedt hatte einen affektierten Sohn. Im gespreiztesten Hochdeutsch sagte er in der Gegenwart Wagner's: „Lieber Vater! darf ich nicht auf die Straße zu den Knaben gehen? Wir wollen Schwerter schnitzeln." Der gute Reißiger sagte zu ihm: „Lieber Kollega, warum gefallen nur Ihre Opern so gut und meine nicht? Sie haben ja doch so viel Melodie!"

Dem Berliner Kritiker Kossak gab er den Text von Lohengrin zu lesen. Mit süßestem Lächeln sagte der: „Ach, es ist so gemütlich".

Mit verschmitztem Lächeln schilderte er die „korinthischen" Barrikaden seines Freundes Semper.

Bei der Taufe eines Kindes der Frau Wesendonck stand ich neben Wagner. Wir waren im Hintergrund. Er war sehr verdrießlich. Auf einmal murmelte er vor sich hin: „So muß man seiner eigenen Hinrichtung beiwohnen". Diese Aeußerung sprach nicht für ein intimes Verhältnis. Wir waren übrigens Alle überzeugt, daß die Beziehungen nie gewisse Schranken durchbrachen.

Wagner wurde in seinem Escherhause so von Klavierspielern, Sängern, ja sogar Flötisten gestört, daß er Wesendonck bat, ihm das Nebengebäude seiner Villa, das vorher Privatirrenanstalt war, als Wohnung zu überlassen. Wesendonck hatte es gekauft, um die fatalen Nachbarn zu entfernen. Er willigte ein und der Stadtklatsch brach in helle Flammen aus. Er mußte Wagner bitten, Zürich zu verlassen. Letzterer ließ sich dann bei Luzern nieder, wo er „Tristan und Isolde" konzipierte.

Semper traf ich öfter bei Wagner. Man sagte, daß er sehr heftig in der Debatte werden könne, wenn man ihn reize. Ich habe das nie erlebt.

Er war immer ruhig, ernst. Einmal begleitete ich ihn noch ein Stück Weges. Er frug mich ganz naiv, was ich vom Wagner als Musiker halte. Er tat, wie wenn er gar nicht auf dem Laufenden wäre und nicht der langjährige Dresdner Freund und Barrikadenkumpan Wagners.

Frau Wesendonck kam einmal voller Enthusiasmus über Kaulbach von München zurück. Semper lehnte sich gegen die Gedankenmalerei auf. Frau Wesendonck wies auf Kaulbach's großartige Intentionen hin. „Das ist mir ganz einerlei, ob es ein Schweinskopf oder der Kopf eines Potentaten ist, gut gemalt muß es sein," war Sempers Erwiderung.

Gottfried Keller kam oft zu Wagner, der große Stücke auf ihn hielt. Besonders war er entzückt von den „Leuten von Seldwyla", die eben erschienen waren.

Als einer behauptete, er stamme mütterlicherseits von Luther ab, meinte Keller von „Luther und Wegener". Das machte Wagner viel Spaß.

Der Auftritt bei Wagner, den ich oben berührte, war folgender. Ich war allein bei Wagner zu Tische. Sulzer hatte einen prächtigen Fisch geschickt. Frau Wagner, die immer mütterlich für mich sorgte, machte mich auf das schlechte Stück aufmerksam, das ich mir genommen hatte, und legte mir ein besseres vor. Daraus entstand eine unglaublich dumme Geschichte, die selbst bei dem unberechenbaren Manne auffallend war. Wagner wurde wütend und rief seiner Frau zu: „Nicht wahr, Dein Hornstein, ja, wenn nur der gut versorgt ist. Was Dein Mann bekommt, ist ja ganz gleichgültig." So knutterte er lange fort, bis der Frau die Geduld riß und sie weinend davonstürzte, die Schwester ihr nach. Nun erneuter Skandal, daß man ihm durch Weibergeheul das Essen vergälle 2c. Ich sah stumm der Abwicklung dieses Vorganges zu. Die tolle Geschichte endete damit, daß Wagner allmählich wieder ruhig wurde und mich bat, die Frau wieder zu besänftigen; passiven Widerstand konnte er nicht vertragen. Ich suchte Frau und Schwägerin auf. Nach vieler Mühe beruhigte ich sie. „O, er ist ein böser Mann, ein böser Mann", jammerte Frau Wagner. Schließlich saßen wir wieder alle bei Tisch. „Es ist mir nur um den Hornstein, was mag der von uns denken", lamentierte sie. Er dagegen: „Ach Hornstein, Sie nehmen mir das nicht übel. Es war nicht schlimm gemeint." „O ich kenne Sie schon", gab ich zur Antwort. Damit schloß die verrückte Episode und der Braten wurde serviert. Das einzige vernünftige Motiv wäre Eifersucht gewesen, die war aber ja vollständig ausgeschlossen. Es war also einfach eine seiner nervösen Launen.

Das war bald vergessen. Leider sollte diesem unruhigen Mittagsmahl ein weiteres anläßlich seines Geburtstages folgen, das ich ernsthafter nahm. Die Häufung solcher Szenen war es, die mich zu dem Entschluß brachte, meine Wohnung zu kündigen, um jeder Zeit die Stadt verlassen zu können. Um den Mißklang erst austönen zu lassen, ließ ich noch einige Wochen nach dieser seltsamen Geburtstagsfeier verstreichen, bevor ich den Wanderstab ergriff.

Ich muß noch bemerken, daß ich gegen Ritter und seine Frau öfter mein Bedauern aussprach, daß ich nicht im stande wäre, mich für die Einladungen bei Wagner zu revanchieren. Jedes Mal bekam ich von Ritter die Antwort: „Das erwartet sich Wagner jetzt gar nicht. Der kennt Deine Verhältnisse und kommt später schon nach. Er wartet einen günstigeren Zeitpunkt ab."

Sehr unangenehm wirkte es auf mich, daß diese Aufmerksamkeiten nicht nur auf den freundschaftlichen Gefühlen basierten, sondern auf einer sehr übertriebenen Vorstellung meiner künftigen Vermögensverhältnisse. Ich gab dieser Empfindung Ausdruck.

„O, daß Wagner Dich sehr gern hat und Dein Talent sehr hoch schätzt, ist außer Frage", meinte Ritter. „Aber daß er diese Hintergedanken hat, liegt zu sehr in seiner Natur, als daß er eine Ausnahme zu machen im stande wäre." . . . . . .

Ich mußte dieses leidige Gespräch erzählen, weil es den Schlüssel gibt zu meinem späteren Verhalten gegen Wagner gleich nach dem Tode meines Vaters. Der diesbezügliche Briefwechsel, der ohne mein Wissen und meinen Willen während meiner Abwesenheit in weiteren Kreisen bekannt wurde, führte dann zu dauernder Trennung von Wagner.

Der ganze Vorgang ist teilweise durch die Fama übertrieben, teilweise tendenziös entstellt worden. Bei den vielen Feinden, die Wagner damals hatte, war das nur zu natürlich.

Daß es schließlich zu einem Bruch führen mußte, war bei dieser einen unseligen Charakterseite Wagners vorauszusehen. Seine Taktlosigkeit in Geldsachen hängte sich wie ein Dämon an seine Fersen, verbitterte ihm manche Stunde und nagte an seinem Ruhm. Gerade jetzt, wo seit Jahresfrist der unruhige Geist Ruhe gefunden, sind mir diese Erinnerungen schmerzlicher als je und ich rufe mir oft den Mann zurück ins Gedächtnis, den ich am Genfer See und auf Selisberg kennen lernte, den geistreichen, gewandten, vielseitigen, bezaubernd liebenswürdigen und dabei gutmütigen, ja kindlich veranlagten genialen Mann. Wir werden ihm noch einige Male flüchtig begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein kleiner Frühling.

Erzählung von Ernst Zahn in Göschenen.

1.

Ursula Z'graggen stand in Oberrichter Kellers Garten. Niemand sonst war in der Nähe. Das große, graue Haus mit den grauen Fensterläden, das noch keine der neumodigen Veranden und Balkone zierten, lag wie ausgestorben, auch im Garten schien niemand zu sein, niemand als der Frühling. Der freilich blickte aus dunklem Buschwerk, hinter weißen Birken und schlanken Tannen hervor; es war, als seien seine leisen Tritte eben über ein weiches Rasenbeet gegangen und als hätte seine feine Hand die weiße Blüte gestreift, die drüben auf dem graugrünen Strauche zitternd auf und nieder schwankte. Der Himmel leuchtete und die Bäume im Kellerschen Garten schienen ihm entgegen zu wachsen. Hoch und still standen sie da. Sie schraken gleichsam aus einer stummen Andacht auf, wenn ein zwitschernder Vogel aus einem ihrer Aeste flog und die Zweige einen Augenblick unruhig um sich schlugen.

Ursula Z'graggen setzte den grob beschuhten Fuß linkisch und verlegen auf den grauen Kiesweg. Sie wußte nicht, ob sie da gehen durfte. Die Köchin sagte, daß man von der Terrasse drüben in die Berge sehe; und nun

im Hause alles still war und sie nichts zu tun hatte, wollte sie hinübergehen und sehen, ob das wahr war. So schritt sie weiter, furchtsam und voll Unbehagen darüber, daß der Kies unter ihren Schuhen knirschte.

Die Sonne leuchtete auf Ursulas schwarzes Kleid, zeigte wie es fadenscheinig und schmucklos war und wie es nur eben an die Schäfte der glanzlosen und plumpen Bundschuhe reichte, sodaß beim Gehen manchmal der schwarze Strumpf hervorsah. Um Halsausschnitt des Kleides war eine weiße Krause angenäht; sie legte sich zierlich an den schlanken Hals, dessen Haut einen schönen Schmelz hatte. Das Gesicht war schmal und weiß, viele Sommersprossen bedeckten die feine Nase und einen Teil der Wangen. Über die Stirne war rein. Ursula streckte den Kopf und sah um sich. Ihre Augen, die dunkel waren und tief im Kopfe lagen, erschienen groß und versonnen, während sie auf den Zehen stand und mit den Blicken die Terrasse suchte. Sie entdeckte bald das aus roten Rundziegeln gebaute Geländer, das den Garten abschloß. Eine freie Weite tat sich dahinter auf. Das Mädchen hob die Hand, die zwar rauh und von Arbeit zerhackt, aber schlank und schmalfingerig war, zum Kinn wie verlegene Leute tun. Die Hand spielte im Gesicht und glitt bis an den Hals, wo eine der Strähnen kupferfarbenen Haars, die sich aus den losen um den Kopf gewundenen Zöpfen befreit, über die Schläfe herabhing; die strich sie langsam zurück und bewegte sich vorwärts. Die hagere Gestalt bekam etwas spähendes, während sie so, den Oberkörper vorgeneigt, weiter ging. Nun erreichte sie den breiten Pfad, der vor dem Ziegelgeländer lag. Mit zwei Schritten trat sie an das letztere heran und legte beide Hände auf die Sandsteindeckplatte. In einer Art Verlangen beugte sie sich ein wenig darüber hinaus. Unzählige Dächer lagen unter ihr, heiße Zinnen, rauchende Schlote, dazwischen wohl manchmal ein Garten oder ein freier Platz und da und dort ein ragender Turm. Wenn aber der Blick das Häusergewirr überwunden hatte, traf er auf einen langen glitzernden Streifen blauen Wassers, den zu beiden Seiten schöne Hügel einschlossen, Hügel, die nach Süden wuchsen und in einer aus dem Glast der Ferne geheimnisvoll sich heraushebenden gewaltigen Gruppe von Bergen sich verloren. Wie hier die Dächer und Zinnen und Türme, war dort Gipfel an Gipfel gebaut. Die höchsten von ihnen schienen den Himmel zu tragen und der Schnee, der sie bedeckte, leuchtete eigen.

„Die Urner Berge siehst du da nicht“, sagte plötzlich jemand zu Ursula.

Sie schreckte aus ihrer vorgebeugten Stellung zurück, ließ die Arme an die Seite fallen und bekam ein heißes Gesicht.

„Ich gehe gleich wieder ins Haus“, stotterte sie scheu.

„Du kannst schon da bleiben, wenn es dir Freude macht“, gab Ernst Rudolf Keller, der jüngere, zurück und stand steif und fast so linkisch wie das Bauernmädchen an der Mauer. Er war Kaufmann, aber er hatte einen langen schwarzen Gehrock an wie ein Geistlicher, dazu einen hohen, unterm glatten Kinn geschlossenen Hemdkragen. Nun setzte er sich auf die Mauer

und spielte mit den weißen Fingern am Stein, dabei betrachtete er das Mädchen von der Seite, aber sobald sie das Gesicht ihm zuwendete, schlug er den Blick zu Boden. Er war schlank gewachsen, aber von eckigen Geberden; es war, als säße ihm ein Stock im Rücken, so aufrecht trug er Hals und Kopf. Sein Gesicht war bleich und faltig, obgleich er jung war. Er hatte einen kurzgeschnittenen schwarzen Schnurrbart und schönes glattes, schwarzes Haar.

„Hast du Heimweh?“ fragte er Ursula.

„Nein“, antwortete sie, sah aber über ihn hin, und es war, als ob ihre Augen das Gegenteil sagten. Sie gewahrte dabei, wo er hergekommen. Ein kleines Gartenhaus stand zur Rechten, etwas erhöht. Ein offenes Buch lag auf dem Tisch. Dort mußte er gesessen haben.

„Wie lang bist du jetzt hier?“ fragte er wieder.

„Acht Tage“, gab sie zurück.

Beide erinnerten sich dabei des Anfangs ihrer Bekanntschaft. Oberrichter Keller hatte mit Frau und Sohn zwei Sommermonate in Amsteg zugebracht und dort die Familie der Ursula kennen gelernt, dann hatte Frau Keller letztere als angehende Magd für ihren Haushalt geworben; neun Kinder waren nun noch daheim.

Ernst Rudolf besann sich. Er hatte sich um Ursula nicht gekümmert, kaum beachtet, daß die Mutter mit ihr anknüpfte. Jetzt war er überrascht, einmal, weil sie zwar bäurisch angezogen und unbeholfen, aber zart und zierlich war, dann weil in ihren Augen ein so eigentümlicher Ausdruck furchtsamen Kummers lag. Er fühlte heraus, daß sie sich hier in der Stadt verloren vorkam und daß es sie, so schlecht sie es daheim haben mochte, wieder dorthin zurückzog. Unwillkürlich erinnerte er sich der Gestalt ihres Vaters, eines großen, schwarzbärtigen rauhen Menschen, der mit barschem Wort ihrem Fortgehen beigestimmt hatte. „Natürlich! Von den Kindern muß sich jedes selber durch die Welt helfen.“ Es war gewesen, als schiebe er hinter der aus dem Hause gehenden Tochter einen Riegel vor: Nicht daß es dir einfällt, wieder zurückzukommen! Auch das Land tauchte vor Ernst Rudolfs Erinnerung auf. Er war kein Schwärmer und bewegte sich in einem engen Kreis. Sein Ehrgeiz war, in seinem Geschäft vorwärts zu kommen, sein unbewußter Stolz, daß er war, wer er war: Ernst Rudolf Keller, ein Alteingesessener von St. Felix. Aber, nun er an jene Ferienzeit in Amsteg dachte, wurde es warm in ihm. Wie der Bristen zum Himmel stieg, im Maderanertal die weißen Firne leuchteten! Wie die Tannen im Föhnwind rauschten und wie die Wolken schweigsam und schimmernd über die Berge zogen! Ernst Rudolfs Blick wurde lebhaft, weiter und glänzender. Er wendete sich wieder zu Ursula. „Es ist schön da bei Euch daheim.“

Sie nickte. Ihre roten Lippen zitterten ein wenig.

„Die Lawine am Bristen lag noch so hoch als wir kamen“, fuhr er fort und wies mit der Hand die haushohe Lage des Schnees.

„Die kommt immer schwer“, erwiderte Ursula.

Als sie nun begonnen hatten, von Einzelheiten des Naturbildes zu sprechen, wurden beide unwillkürlich eifrig. Jedes wußte etwas hinzuzufügen. Sie gerieten in eine lebhafte Unterhaltung und sprachen eine Weile ohne zu stocken und ohne jede Zurückhaltung miteinander. Ursulas Gesicht flog ein Hauch von Röte an. Ihre großen Augen bekamen einen froheren Schimmer. Eine kurze Pause im Gespräch erinnerte sie dann daran, vor wem sie stand und daß sie noch immer sich im Garten aufhielt, wo sie nicht hingehörte.

„Ich muß jetzt gehen", sagte sie verlegen.

Er hielt sie nicht auf. Vielmehr kehrte auch seine steife Linkischheit zurück.

„Ade", sagte sie, ihn noch einmal scheu und unterwürfig anblickend, dann ging sie mit denselben furchtsamen Schritten, mit denen sie gekommen war, davon.

Er war so unbeholfen, daß er nicht wußte, wie er freundlich mit ihr sein sollte und doch hätte er sie, als sie ihn verließ, gerne aufgemuntert, sie solle sich hier zu Hause fühlen. Er hob erst den Kopf, als sie im Begriff war, zwischen den Bäumen zu verschwinden. Die Sonne lag auf ihrem roten Haar und ihr weißes Profil leuchtete, als er hinblickte. Er wunderte sich, was für ein merkwürdiges Mädchen sie war; aber es fiel ihm ein, gelesen und auch selbst sich überzeugt zu haben, daß es im Gebirg neben steinhaften und stämmigen Männern solche feine und schlanke Frauen gab.

2.

Im Speisezimmer des Oberrichters wurde der Tisch gedeckt. Das Zimmer lag gegen Abend und hohe Bäume verdunkelten die Fenster, an denen schwere grüne Vorhänge hingen. Der Raum war dunkel. Schwere Möbel füllten ihn. Die schwarzen Stühle hatten hohe geschnitzte Lehnen, auch Spiegel und Büffet trugen schöne alte Schnitzereien. Das weiße Tischtuch und das Porzellan darauf stachen seltsam von der dunklen Umgebung ab. Am Tische saßen zu Häupten der Oberrichter, zu seiner Linken seine Frau, zur Rechten eine junge Dame mit feinen, spitzen Zügen und schlanken Händen, neben ihr hatte Ernst Rudolf seinen Platz. Sie führten eine ruhige Unterhaltung, an der sich am eifrigsten die Nichte des Kellerschen Ehepaares, das Fräulein Betty Finsler beteiligte, während der Oberrichter, mit seinen grauen Augen mehr als mit dem bartlosen Munde kühl lächelnd, ihr Bescheid gab, auch Frau Keller zuweilen ein gemessenes Wort dazwischen sprach, Ernst Rudolf jedoch nur selten sich in einer kurzen, jedoch sicheren und treffenden Aeußerung vernehmen ließ. Eine gewisse Feierlichkeit lag über der Gesellschaft. Es blieb immer ein bedeutsamer Anlaß, wenn Fräulein Betty zu Tisch erschien. Sie war, obwohl um einige Monate älter als ihr vierundzwanzigjähriger Vetter, seine angehende Verlobte. Die Sache wurde nur deshalb noch einstweilen geheim gehalten, weil Ernst Rudolfs Bankgeschäft noch jung war und er dasselbe erst zu Ansehen bringen wollte, ehe er sich seinen Hausstand grün-

dete. Es war auch nicht Sitte unter den Altbürgern der Stadt, sich früh zu verehelichen; wie in all ihrem Tun beobachteten sie auch hierin eine überlegene Bedächtigkeit. Im übrigen paßten das Fräulein und Ernst Rudolf wohl zusammen, entstammten beide alten Familien, hatten das etwas steife Aeußere und einen hinter Zurückhaltung sich bergenden scharfen Geist gemeinsam. Ernst Rudolf wußte selbst kaum, wann sein Heiratsplan zuerst aufgetaucht war. Er war zu eckig, als daß er sich in Gesellschaft anderen Mädchen, besonders jüngeren und munteren genähert hätte und durch keine Unruhe des Herzens je aus dem Gleichgewicht gebracht, fand er an dem, was vielleicht von dritter Seite ihm zuerst nahe gelegt worden, so wenig auszusetzen, daß er sich mit aller Ruhe in die Rolle des künftigen Bräutigams hineinlebte.

Bislang hatte das Gespräch Angelegenheiten der Familie gegolten. Jetzt wandte sich die Frau Oberrichter mit der Frage an das Fräulein, ob sie das Mädchen beobachtet, das die Speisen aufgetragen. Diese erwiderte, sie sei ihr wohl aufgefallen, sehe noch sehr ländlich aus, worauf Frau Keller sich — sie war eine ziemlich korpulente, aber stattliche und in ihrem schwarzseidenen Kleide sich würdig ausnehmende Dame — aufrichtete und von Ursula Z'graggens Herkunft zu erzählen begann. Indessen öffnete sich die Tür. Ursula und eine ältere, saubere und gewandte Magd traten ein. Sie trugen beide weiße Schürzen über schwarzen Kleidern und Ursula war bleich und hatte zitterige Hände, während sie auf einen im Hintergrund stehenden Tisch die beiden Platten niedersetzte, die sie hereingebracht hatte. Die andere Magd gab ihr mit stummen Winken Anleitung, wie sie sich zu benehmen hatte, und sie achtete mit großen Augen auf das was sie ihr zeigte. Trotz ihrer Verlegenheit und Einfischheit fiel die Anmut ihrer Erscheinung, insbesondere eine schöne Haltung des von dem reichen rotschimmernden Haar umwundenen Kopfes auf. Die Blicke der am Tische sitzenden folgten ihr unbemerkt. Wenn sie in ihren schweren Schuhen über einen der Teppiche stolperte, von denen der Boden ganz bedeckt war, sahen die Damen einander an und lächelten. Der Oberrichter erhob sich, um eine bei Seite stehende Flasche Wein zu entkorken, ein Geschäft, das er nie der Dienerschaft überließ. Er war ein auffallend großer Mann, der aber stark vornübergebeugt ging, hatte strenge scharf geschnittene Züge, dichtes graues Haar und starke schwarze Brauen. Er richtete jetzt das Wort an Ursula und wollte sie mit der Frage, wie es ihr in der Stadt gefalle, zutraulicher machen. Sie aber wurde durch die plötzliche Anrede, vielleicht auch, weil sie vor dem alten Herrn ohnehin eine große Scheu empfand, so verschüchtert, daß sie eine ungeschickte Bewegung machte, eine Schüssel gekochten Obstes, die sie in der Hand trug, ins Klappern brachte und sie nach raschem, vergeblichem Bemühen, sie zu halten, zu Boden fallen ließ.

Der Oberrichter runzelte die Stirn. Seine Gattin hatte einen leisen Schrei ausgestoßen und erhob sich hoheitsvoll von ihrem Stuhl. Fräulein Betty aber sah auf ihr Kleid nieder, auf das einige spritzende Tropfen des Obstsaftes

gefallen waren. Sie machte eine ärgerliche Bewegung und stand ebenfalls auf, um mit einem Tüchlein und heißem Wasser, das die zweite Magd in rascher Geistesgegenwart herbeitrug, die entstandenen Flecken auszuwaschen.

Ursula stand einen Augenblick hilflos da. Ihr Gesicht hatte seine letzte Farbe verloren und sie blickte mit den dunklen Augen von einem zum andern. Da trat plötzlich Ernst Rudolf vor sie hin, bückte sich in seiner ganzen hageren Steifheit und nahm die in zwei Scherben am Boden liegende Schüssel auf. Als er sich emporrichtete, schaute er Ursula mit braunen Augen aufmunternd, ja mit einer an ihm fremden Lustigkeit an und sagte: „Es muß jedes seine Lehrzeit machen. Es werden wohl nicht die letzten Scherben sein, Ursula Z'graggen." Mit den zwei Worten half er ihr über die Verlegenheit hinweg.

Sie fand die Rede wieder und brachte eine leise Entschuldigung hervor, auf die keines hörte. Als aber der junge Keller ihr jetzt mit drolliger Geberde die Scherben in die Hand legte, mußte auch sie lächeln. Er behandelte den Vorfall so sehr als eine Kleinigkeit, daß sie ihre Fassung nun vollends wieder gewann und das Zimmer verlassen konnte, während ihre Kollegin die Spuren des Unfalls auf dem Boden zu verwischen trachtete. Inzwischen setzte sich die Herrschaft an ihre Plätze zurück. Der Oberrichter etwas ungehalten über die Störung, wendete sich mit der Mahnung an die Magd, sie möge das Bauernmädchen nicht mehr zum Dienste bei Tisch verwenden, ehe sie nicht sich besser umzutun wisse. Das Fräulein Betty wusch ihre schlanken Hände in der Fingerschale, die aufgesetzt wurde. Zierlich ließ sie das Wasser von den feinen Fingerspitzen tropfen und als sie sie nachher in derselben Sorglichkeit trocknete, hatte sich die letzte Spur der Erregung über den kleinen Zwischenfall verloren. Und das gleiche war bei Frau Keller der Fall, die anfänglich im Gesicht einen Zug verächtlicher Entrüstung über die Ungeschicklichkeit der Fremden getragen. Sie begann eine Mandel zu knacken und in ein paar Bemerkungen zu Fräulein Betty sich über den Vorfall auszulassen. Dabei ging ihre Erregung in eine überlegene Heiterkeit über, inmitten welcher sie sich plötzlich erinnerte, wie Ernst Rudolf der Ungeschickten vorhin Hilfe geleistet. Sie lächelte noch nachträglich belustigt. „Du bist ihr ganz kameradschaftlich beigesprungen", scherzte sie zum Sohne gewandt. Dieser aber machte ein eigentümliches Gesicht und blickte eine ganze Weile nachher sonderbar vergnügt vor sich hin. Etwas seltsames bewegte ihn. Es war ihm, als hätte in dem kleinen Lärm, dem Wirrwarr des Vorfalls von vorhin etwas wohltuendes gelegen. Er wurde sich nicht klar darüber, was es war; aber blitzartig erschien ihm die Welt, in der er lebte, anders als sonst. Waren sie nicht eigentlich eine lächerliche Gesellschaft, in aller Steifheit ihres Wesens, in der Sorgfalt und Gedämpftheit ihrer Gefühle, wie sie vier da am Tische saßen, aufrecht, in jeder Bewegung und in jedem Worte vorsichtig und gemessen, allem Lärm abhold und zimperlich gegen alles, was unschön und unvornehm war! Es war wie eine Erholung, daß so etwas in einem Hause geschah, wo alles seinen sauberen, peinlich genau berechneten Gang ging! Wie eine Bombe hatte es eingeschlagen

und sie alle vier, mit der Abneigung gegen jede Erregung, waren nervös zusammengefahren und hatten sekundenlang die liebe, doch sonst so sichere Haltung verloren!

Ernst Rudolf lächelte vor sich hin. Es war nur ein kleiner Gedankenspaziergang in eine ihm sonst fremde Welt hinein, den er da machte. Er kehrte bald davon zurück. Als seine Mutter und Fräulein Betty sich gleich darauf erhoben, um ins Nebenzimmer zu gehen, war er ganz wieder der alte, öffnete die Tür für die Damen, folgte dem Vater, der sich zu den Frauen setzte, um den Kaffee zu erwarten, und saß steif und aufrecht auf dem Rande des leichten, zierlichen Stuhles seiner schlanken Zukünftigen gegenüber.

3.

Der Garten war dunkel; aber die Bäume und Büsche unterschieden sich und das Weiß der Kieswege schimmerte gedämpft aus dem Schwarzgrün der Rasenbeete. Die Bäume und Büsche regten sich kaum. Ihre schlanken zur Höhe strebenden Linien gaben dem Garten ein Bild wundervoller Ruhe. Hoch oben war der Himmel, der viele Sterne trug. Aber jenseits der Terrasse war es heller, als habe der Garten seine eigene Nacht und jenseits leuchteten heimliche Lichter. Diese Helle kam nicht allein von den Lampen, welche die Straßen von St. Felix erhellten und von dem Glanz, der aus roten Fenstern in die Nacht stach. Ueber den Hügeln zur Linken stand der Mond und warf einen reinen, kühlen Schein über St. Felix, die Stadt, über den lang sich hindehnenden See und in die ferne Welt der Berge hinein. Der ohnehin stiller werdende Lärm der Straßen drang nicht zum Kellerschen Garten empor. Die Dächer und Zinnen und die einzelnen Türme ragten grau und schwer in die Nacht. Der Wasserstreifen des Sees glänzte. Aber die fernen verschneiten Berge standen im Süden wie eine zweite steinerne Stadt, nur mächtiger als die diesseits liegende, wie eine märchenhafte Stadt mit riesigen Gebäuden und tief geschnittenen düsteren Straßen.

Ernst Rudolf Keller trat in den Garten hinaus. Er war spät aus seinem Geschäfte gekommen, aber befriedigt von dem schönen Aufschwung, den es schon jetzt nahm, hatte mit Vater und Mutter zu Nacht gespeist und begab sich absichtslos, im behaglichen Gefühl wohl erfüllten Tagwerks ins Freie. Er trug wie immer schwarzes tadelloses Gewand, die Hände hielt er in den Taschen, so machte sein Gehrock auf beiden Seiten drollige Falten. Er beabsichtigte kaum weiter als bis vor die Tür zu gehen, aber die Helle die jenseits der Terrasse war, lockte ihn, hinüberzuschlendern. Unterwegs fiel ihm ein, wie das Urnermädchen dort an der Terrassenbrüstung gestanden und nach den Bergen geblickt hatte. Ob sie wieder dort gewesen war? Sie hatte das Heimweh noch nicht überwunden, das arme Ding, sah blaß aus und hatte verweinte Augen, wenn man ihr begegnete. Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging er im Dunkel der Büsche. Da knirschte der Kies und eine Gestalt glitt drüben durch die Nacht des Gartens. Er hielt vor Staunen einen Augenblick

inne. Das mußte die Urnerin sein! Sie war wie krank nach der Heimat! Das Ungewöhnliche des Vorgangs rüttelte ihn aus seiner kühlen und steifen Ruhe. Das Herz klopfte ihm leise. Aber langsam setzte er den Weg fort und näherte sich allmählich der Terrasse. Er sah Ursula von weitem. Sie war barhaupt, wie sie im Hause ging, nur die weiße Schürze hatte sie abgelegt. Plötzlich wendete sie sich um und lauschte. Vielleicht sah sie ihn dann oder hörte doch seinen Schritt. Sie wollte fliehen, setzte zum Laufen an.

Da redete er sie an: „Bleib doch!" und als sie dennoch davon eilen wollte: „Ursula".

Sie mochte meinen, daß er ihr befehle zu verweilen. So kam sie zurück. Sie sah ganz so aus, wie er sie am Tage gesehen hatte, das Gesicht schien noch schmaler geworden, die Augen waren verweint; aber in dem Duft von Licht, der auf der Terrasse war und der dem eindringenden Mondlicht voranging, schimmerte ihr seltsames Haar. Wieder hingen einzelne dünne Strähne des letztern ihr in die Wangen. Sie und der Ausdruck der Verhärmtheit, den ihre Züge trugen, gaben ihr etwas Fremdes, Hungerndes.

„Hast du immer noch lange Zeit nach Zuhause?" fragte er, als sie furchtsam näher trat.

Sie nickte nur und ihre Lippen legten sich schmal aufeinander.

Ernst Rudolf Keller wußte nicht, wie ihm wurde. War es die Nacht, die atemlose Stille des Gartens, das im Mondlicht weiße, schlafende Land in der Tiefe? Er war nicht mehr er selbst. Das Herz pochte ihm stärker und er fühlte sich von einer weichen, warmen Freude erfüllt.

„Das wird schon besser", sagte er zu Ursula. „Es geht dir doch nicht schlecht bei uns."

Sie legte die Hand auf das Geländer, auf das nun der Mondschein fiel. Die rauhe, schlanke Hand bekam etwas Edles in dem weißen Licht und etwas Schmerzliches. Plötzlich sah Ursula auf. Es ging ihr durch den Sinn, wie gut der junge Herr neulich mit ihr gewesen, als sie im Eßzimmer sich so ungeschickt gezeigt hatte. Auch jetzt klang seine Stimme gütig, ermunternd. Sie sah ihn an. Ihre Augen füllten sich schon wieder mit Tränen und ihr schmaler Mund zuckte. „Ich gehe morgen fort", sagte sie.

Er fühlte wie sie ihm, plötzlich dazu hingerissen, das Geständnis machte.

„Sie müssen es nicht sagen", fügte sie in kindlich bittendem Ton hinzu.

„Fort", sagte er? „Ja, wie willst — — —"

Sie unterbrach ihn. „Es geht ein Zug ganz früh", fuhr sie ernsthaft fort. „Ich habe noch soviel Geld, daß ich reisen kann."

Er wollte abwehren, ihr zureden, sich zu schicken, sie auslachen, aber die Worte boten sich ihm nicht.

„Ich lerne nie, was ich hier sollte", sagte sie wieder traurig, den Blick jetzt in die Ferne gerichtet.

Er sah ihr von Betrübnis erfülltes, stilles Gesicht, das schöne Profil und das seltsame Haar.

„Der Vater wird mich schlagen, wenn ich heimkomme", sprach sie jetzt, „aber ich muß doch."

Noch immer lag ihre Hand im Mondlicht auf dem Stein.

Die Berge in der Ferne schienen immer klarer zu werden, eine fast taghafte Helle übergoß sie nun. Sie wuchsen aus den Grenzen, wo Himmel und Erde sich trafen, mächtiger und schöner heraus, leuchteten geheimnisvoll und zwischen ihren schneeweißen Gipfeln, wo Himmel war, blitzte da und dort ein kleiner, ganz ferner Stern. Der Garten war tief still. Jetzt kam wohl ein leiser Luftzug, als atmete die Nacht. Aber er bewegte kaum die feinen Haare an Ursulas Schläfen.

Ernst Rudolf wußte noch immer nicht was sagen. Gedankenlos strich er mit der Hand über die des Mädchens. Das war, weil sie ihm leid tat und er doch nicht wußte, wie er helfen konnte. Als sie die Berührung fühlte, wandte sie sich ihm wieder zu. Vielleicht überfiel sie plötzlich die Angst darum, daß sie sich verraten hatte; aber sein Wesen tat ihr wohl. Und als sie ihn nun anblickte, trafen seine Augen die ihrigen. Wie das dann war, wußten sie nicht. Ursula wurde ganz bleich. Dann nahm sie mit beiden Händen die Rechte Ernst Rudolfs und streichelte sie und sagte: „Nicht wahr, Sie sagen es nicht?"

Als er ganz verwirrt antwortete: „Nein, nein", senkte sie die Augen und ging. Sie schritt auf den Zehen. Aber der Kies knirschte doch.

Eine Turmuhr schlug zehn. Noch zwei andere hoben an, ferner als die erste. Einen Augenblick lang war die Luft von diesen ebenmäßigen, verklingenden Schlägen erfüllt. Ehe sie zwischen den Büschen verschwand, schaute sich Ursula noch einmal um, nur ganz kurz und scheu, dann wandte sie sich zögernd.

Ernst Rudolf Keller saß auf der Mauer und hatte ein Zittern in sich.

Was war geschehen? Nichts! Und doch war die Nacht seltsam, schöner und fremder als andere, und — —

Er seufzte leise und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Dann ging er ins Haus zurück.

* * *

Ernst Rudolf Keller sagte nichts davon, daß das Urnermädchen fortzulaufen dachte und hinderte es nicht. Als Ursula Z'graggen am nächsten Morgen wirklich vermißt wurde, gab er ruhig der Vermutung Ausdruck, sie werde heimgefahren sein, sie habe nicht ins Haus gepaßt. Er sagte das in seiner steifsten Haltung, vielleicht sogar mit einem neuen leisen Anflug von Behagen über die Vornehmheit, die Würde seiner Umgebung, einem kleinen Unterton von Verächtlichkeit für das, was nicht in diese Umgebung gepaßt hatte. Der Herr Oberrichter telegraphierte nach Amsteg um Auskunft. Am Abend kam die Antwort: Ursula sei eingetroffen und wolle nicht zurück.

„Nun ja dann", sagte der alte Herr achselzuckend, nahm die Zeitung, begann zu lesen und hatte die Ursula vergessen.

„Undankbares Volk", bemerkte seine Frau, zum Sohne gewendet. Sie klingelte nach dem Mädchen, erkundigte sich, ob die Urnerin ihre Sachen mitgenommen und nichts anderes, lächelte dann überlegen und meinte: „Einmal hätte das Mädchen es jetzt gut haben können, doch, — wenn sie eben nicht wollte —". Mit in den Nacken gelehntem Kopf ging sie aus dem Zimmer.

Ernst Rudolf gab ihr Recht, ganz Recht. Er hatte völlig vergessen, daß er vor wenigen Tagen noch über sich selbst, die Mutter und die andern ge lächelt hatte. Er hatte eine unbehagliche Nacht hinter sich, eine Nacht ohne Schlaf mit dem leisen Zittern in sich, mit einem Erinnern an nächtliche Stille und fernes Leuchten und an ein schönes, kummerhaftes, junges Gesicht. Und er war kein Freund von innerer Unruhe und lauten Gefühlen. Viel besser war es, wenn die Gedanken regelmäßige, wohlgeebnete saubere Pfade gingen und man alles, was nicht in den eigenen Kreis gehörte, von sich fern hielt.

Ernst Rudolf Keller lebte auch später ganz dieser Anschauung gemäß. Sein wohlgeordnetes Geschäft, dem der alte Name des Inhabers allein schon zu Gute kam, gedieh so sichtlich und so regelmäßig, daß er ohne Bedenken Fräulein Betty schon im nächsten Jahre heimführen konnte. Sie wurden ein sehr angesehenes Ehepaar, das streng die Pflichten und Sitten eines Altbürgers von St. Felix pflegte und daher auch in der neuern und größern Stadt mit einer Art geheimer Hochachtung betrachtet wurde. Es merkte niemand, ahnte es keiner von weitem, daß der aufrechtgehende, immer schwarz gekleidete Herr mit dem klugen Gesicht, dem sein scharf umgrenzter Gesellschaftskreis alles galt, manchmal etwas in sich hatte, was sein Gleichgewicht störte. Und er hatte es doch und wird es haben bis in die hohen Jahre hinauf, bis an den letzten Tag. Eine Erinnerung! Ragende Bäume in dunklem Garten, eine ferne Helle und leuchtende Berge. Ein schlichtes Mädchen tritt aus den Büschen, lehnt an der Mauer, schaut in die Ferne — — —

Die Erinnerung geht und kommt wieder, oft mehrmals in Wochen, oft Monate lang nicht mehr. Und sie ist wie ein schönes fern klingendes Lied.

Ein kleiner Frühling hat einmal den zopfigen Ernst Rudolf Keller gestreift.

Der Abbé Galiani.

Von Josef Hofmiller in München.

„Madame, so ists recht: schreiben Sie immer, selbst wenn es nichts zu schreiben gibt. Ebenso werde ich Ihnen antworten, wenn ich Ihnen nichts mitzuteilen habe, und das wird schließlich eine sehr interessante Korrespondenz werden.“ 2. Oktober 1769.

„Sie müssen alle meine Briefe sammeln wie die Blätter der Sibylle Gott weiß, was darin stehen mag, wenn sie einmal gesammelt sind.“ 26. Mai 1770.

1.

Als der zweiundzwanzigjährige Ferdinand Galiani sich als Verfasser des erstaunlich frühreifen Buches Della Moneta bekannte, erhielt er die Pfründe des Bistums Centola und der Abtei San Lorenzo. Um rechtlich in ihren Genuß zu treten, bequemte sich der junge Adelige zu den niederen Weihen. Papst Benedikt IV. verlieh ihm den Titel Monsignore und den Rang eines Infulierten, aber der Name, unter dem ihn die Welt kennt, ist Abbé Galiani. Nietzsche nennt ihn mit einiger Uebertreibung den tiefsten, scharfsinnigsten und vielleicht auch schmutzigsten[1]) Menschen seines Jahrhunderts. Jedenfalls war er einer der geistreichsten, unabhängigsten und unzeitgemäßesten. Er hat einige volkswirtschaftliche Werke, geistvolle Dialoge und ein Buch über den neapolitanischen Dialekt verfaßt. Dies ist alles mehr oder weniger vergessen. Er hat an seine Freunde in Paris einige hundert Briefe geschrieben, die zum Schatze der reichen französischen Quellenliteratur über das galante Jahrhundert gehören. Sie sind, von Heinrich Conrad zum erstenmale vollständig übersetzt und von Wilhelm Weigand eingeleitet, vor kurzem in München bei Georg Müller herausgekommen. Wir verdanken Herrn Weigand sehr anregende Aufsätze über Frankreich und die Franzosen. Leider sind seine Essays (über Voltaire, Rousseau, Sainte-Beuve, Taine, Amiel, Baudelaire usw.) seit fünfzehn Jahren vergriffen, die feinen Seiten über Stendhal in einer wenig bekannten Sammlung versteckt und die Einleitungen über Rabelais und Galiani durch den hohen Preis der betreffenden Werke schwer zugänglich. Gesammelt erregten diese Studien allgemeineres und noch lebhafteres Aufsehen, als einst der schmale Band der Essays bei einer kleinen Gemeinde anspruchsvoller Leser hervorrief. Wenige unserer Mitlebenden verbinden mit Kenntnis der französischen Literatur die Veranlagung, sie in ihren feinsten Aeußerungen nachzuempfinden und nachzuschaffen, bei aller zärtlichen Neigung für seltene und umfängliche Naturen ihr Wertvolles und Vergängliches mit Gelassenheit zu scheiden, Menschen und Werke einer versunkenen Schönheitswelt in ihrem be-

[1]) Wie Nietzsche dazu kam, Galiani den schmutzigsten Menschen seines Jahrhunderts zu nennen, darüber eine Vermutung. Seite XLII der Notice sur l'Abbé Galiani, die der Ausgabe von Asse vorangesetzt ist, findet sich folgender Satz: Cet Italien était d'une salacité qui surpassait tout ce qu'on a connu en France en ce genre. Das Wort salacité (Geilheit) erweckte in Nietzsche die Vorstellung sagacité (Scharfsinn) und saleté (Schmutz).

sonderen Lichte zu zeigen und dabei die eigene Persönlichkeit sicher zu wahren. Kenntnis ohne gelehrtes Brüsten, Hingabe ohne Selbstverlust, Feinheit ohne Empfindelei: durch solche Vorzüge wirkt der Herausgeber in dem glänzenden Kulturbilde, das er den Briefen vorangesetzt hat. An Tatsachen bringt Weigands Einleitung nichts Neues. Dies ist begreiflich, da die beiden französischen Ausgaben von Galianis Briefen in ihren Notices so ziemlich alles Material zusammentragen: die eine von Eugène Asse (Charpentier), die andere von Perey und Maugras (Calman Lévy); die erste bietet ausgezeichnete Anmerkungen, aber nur die zweite gibt einen korrekten Text. Nach ihr ist die vorliegende Uebersetzung angefertigt, während die Noten auf beiden Ausgaben fußen, mit Bevorzugung der von Asse. Leser, die sich für Galianis nationalökonomisches Hauptwerk interessieren, die Dialoge über den Getreidehandel (auch Dialoge über die Regierungskunst betitelt), seien auf die Uebersetzung Franz Blei's verwiesen (Bern, Wyß), als die einzig vollständige (bei einer soeben in der Sammlung Hortus Deliciarum bei Julius Bard in Berlin veröffentlichten fehlen zwei Dialoge), deren Wert durch eine knapp hundert Seiten starke Studie des Uebersetzers erhöht wird. Auch dieser Einleitung verdankt Weigand für die seine manches Tatsächliche. Die Dialoge sind so spannend geschrieben, daß sie auch heute noch aufs lebhafteste fesseln und ihre Neuherausgabe (nicht Uebersetzung) ein Verdienst wäre.

2.

„Der Abbé", berichtet Marmontel, „war der hübscheste kleine Harlekin, den Italien hervorgebracht; aber auf den Schultern dieses Harlekins saß der Kopf Macchiavells." Wir besitzen nicht viele, und darunter keine guten Bilder von ihm. Sie zeigen einen typisch italienischen Kopf edler Rasse: das Auge groß, rund und lebhaft; die Brauen kräftig gewölbt, der Mund voll Ausdruck, Nase und Kinn robust, die Stirn hoch und gerade, der Schädel gut ausgebildet, das Ohr zierlich, alles in allem ein auffallend geistvoller und lebendiger Kopf. Allein das treueste Bild bleibt starr und stumm, wenn es sich um den flüchtigen, niemals festzuhaltenden Reiz eines improvisierenden Plauderers und Anekdotenerzählers handelt. In diesem Sinne sind seine Briefe bezeichnender für ihn, als jedes Porträt sein könnte. Man muß sie allerdings geim Lesen übersetzen, sie im lebhaftesten Gespräch vorgespielt denken, überreich an eindringlichen, ablehnenden, beteuernden, ironisch pathetischen, verbindlichen Geberden, begleitet von koketten Blicken, schalkhaftem Spiel des Mundes, bewegten Lippen, burlesk gerunzelter Stirne, alle Töne und Register des Vortrags und jedes Tempo meisternd, zärtlich und zögernd, leicht dahintanzend, gravitätisch schreitend, in toller Ungezogenheit wirbelnd, presto con molto brio: Monologe eines mutwilligen Neapolitaners, der, unfähig nur eine Sekunde lang still zu sitzen, sich an seinen eigenen Gesten, Worten, Witzen steigert, bei dem unbewußte und bewußte Schauspielerei nie zu trennen sind, der sich nie ganz gibt, bei aller Keckheit zu höflich ist, sich je ganz zu geben, bei aller Schamlosigkeit zu schamhaft, unter den waghalsigen Zynismen, die er mit graziöser Frechheit gleich bunten Raketen emporzischen läßt, eine hochmütige und melancholische Seele verbirgt, irgend ein ingrimmiges Mißtrauen. irgend einen unversöhnlichen Haß, irgend einen tapfern, trockenen Galgenhumor. Mit Stendhal teilte Galiani die Neigung zum Pseudonym und zur Maske; nur war seine neugierige Eitelkeit naiver, als der gallige Stolz des Grenoblers, der seine Abstammung aus der häßlichen Provinzstadt mit dem schönsten sehnsuchterregenden Hochgebirgshintergrunde nie ganz verleugnen kann. Es

ist auch eine hübsche kulturgeschichtliche Pointe, sich den Abbé Galiani und den Abenteurer Casanova an einem Tische sitzend vorzustellen, wie es wirklich mehrmals der Fall war: beide keck sinnliche Naturen, weltmännische Italiener, die ihr Vaterland verlassen hatten, um in Paris die Befriedigung ihrer feinsten und gröbsten Triebe zu finden. Man mag sich als Widerpart Galianis im Gespräch denken, wen man will, unwillkürlich spielt der Abbé die bedeutendere Rolle. Dies ist immerhin etwas.

Sein äußeres Leben ist bald erzählt. Er ist am 2. Dezember 1728 in Chieti geboren, am 30. Oktober 1787 in Neapel gestorben. (Goethe, der damals in Rom weilte, hat ihn offenbar nicht gekannt, obgleich die in Venedig erworbene Ausgabe des Vitruv, da sie von Galianis Bruder Bernardo besorgt war, ihm den Namen auffällig machen mußte.) Früh zeigte er Neigung für volkswirtschaftliche Fragen, las in der Akademie der Emuli sogar eine sicher sehr gelehrte Abhandlung über den Zustand des Münzwesens zur Zeit des trojanischen Krieges vor. In einem pompösen Trauergedicht auf den Tod des Scharfrichters Jannacone parodierte er den akademischen Stil ebenso sicher, wie er in seinem Buche Della Moneta den Stil eines reifen Mannes spielend nachahmte. Gefeiert in Florenz, Padua, Venedig, Turin, sich als gelehrter Liebhaber mit Geologie, Archäologie, Münzenkunde beschäftigend, lief er Gefahr, eine jener lokalen, höchstens nationalen Koryphäen zu werden, die man rasch und gründlich vergißt, als er plötzlich im Frühjahr 1759 der neapolitanischen Gesandtschaft in Paris beigegeben wurde. „Er wird es bei Hofe zu nichts bringen", bemerkte die kühle Madame Necker, „er denkt zu hoch und spricht zu niedrig." „Ich bin nur das Muster ohne Wert eines Sekretärs, er selbst kommt nach", so stellte sich der geistreiche, ein wenig bucklige Zwerg vor, als man ihn bei Hof auslachte. Er fühlte sich unglücklich, unelegant, linkisch, ehe er mit den Enzyklopädisten und durch sie mit den Salons bekannt wurde, in deren Kreis er ein glückseliges Dezennium verlebte, bis er 1769 einer unerwarteten diplomatischen Konstellation geopfert und abberufen wurde. Seine Vaterstadt Neapel ward sein Exil. Er wurde Sekretär des obersten Handelsgerichts, Vorsitzender der Domänenverwaltung, Advokat des Staatsschatzes, Beisitzer des obersten Finanzrates, hatte Einfluß und Macht eines Ministers, aber nichts konnte ihm Paris ersetzen. Es macht einen rührenden Eindruck, wenn er mit befreundeten ausländischen Diplomaten Paris spielt. Halb scherzhaft, halb ernst schildert er seine Lage: „Mangel an Vergnügungen, an Gesellschaften, an Freunden, an Schülern, an Diners, an Soupers, an Geld, an Gesundheit, an Fröhlichkeit, an angenehmen Geschäften, an Liebe; aber dafür hab' ich die Freundschaft des Ministers, den Aerger der Neider, die Gefahr der Verleumdungen, die unabsehbare Schar der langweiligen Menschen, die Prozesse, den Palast, den Hof, auf den Straßen die Dudelsäcke und an den Füßen die Hühneraugen." Man vergleiche mit dieser komischen Arie eine andere Schilderung, die der Präsident Charles de Brosses in seinen Lettres familières écrites d'Italie gibt (die Briefe, seit 1858 vergriffen, sind vor kurzem neu abgedruckt worden): „Nach meinem Geschmack ist Neapel die einzige italienische Stadt, die wirklich wie seine Hauptstadt aussieht. Der Verkehr, das Hin- und Herwogen der Menge, die erstaunliche Anzahl und das unaufhörliche Gerassel der Kutschen, ein respektabler, sogar ziemlich glänzender Hof; die Eleganz und das großartige Auftreten des Adels, all das trägt bei, der Stadt jenen lebhaften und bewegten Charakter zu geben, den Paris und London haben, und den man in Rom vergebens sucht." So schrieb De Brosses zwanzig Jahre vor Galianis Abberufung aus Paris; allein De Brosses war

Provinzler, der geistreichste Mann von Dijon, und Galiani war Pariser: „Die Pflanzen verändern ihre Natur, wenn sie in andern Boden versetzt werden, und ich war eine Pariser Pflanze.“ „Das einzige gute Wort, das mir dieser langweilige Herr Sterne gesagt hat, war dieses: Es ist besser in Paris zu sterben, als in Neapel zu leben.“ „Ach, ich bin in Neapel! Das will sagen: im Land der Langeweile, der Schwerfälligkeit, der Traurigkeit.“ Die Briefe, durch die er diesen drei Mächten zu entrinnen trachtete, sind alles andere als langweilig oder schwerfällig, und ihre gelegentliche leise Traurigkeit unterbricht wie ein kurzes dunkles Adagio die geistreiche Heiterkeit, die ihr eigentliches Element ist. Gewiß sind nicht alle lesenswert; mit Herrn Pellerin z. B. unterhält er sich fast nur über die Vermehrung seiner Münzsammlung und die Verminderung seines Augenlichtes. Aber als Ganzes genommen sind sie unvergleichlich. Daß sie ein wenig für ein größeres Publikum geschrieben sind („Meine Briefe gelten wie die des heiligen Paulus, Ecclesiae quae est Parisiis“), läßt sich nicht bestreiten, aber es lag seit Madame de Sévigné im Charakter des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, seine Korrespondenz an einen ganzen Kreis von Freunden und Bekannten zu richten, wie es im Charakter des neunzehnten lag, mit seinen Tagebüchern vor dem Spiegel und vor der Nachwelt zu posieren. Was diesen Briefen, wie der ganzen Art ihres Verfassers einen besonderen Reiz gibt, empfand schon der Wahlpariser Grimm, Madame d'Epinays Geliebter: „Sein Stil, sein Wesen, seine Weltanschauung, seine Ideen, — nichts erinnert an die Ferneysche Mache.“ Um Galianis Unterscheidendes zu erfassen, genügt es, einige der charakteristischen Flachheiten Voltaires im Dictionnaire philosophique zu lesen, z. B. den Artikel Vertu. Die Probleme Galianis scheinen untergeordneter Art: die Getreideausfuhr; die Gesundheit seiner Angorakatzen; die billigste Art, seine und Madame d'Epinays Briefe zu befördern; billigen Kattun für seine Hemden, billige Taschentücher, gute Tinte zu bekommen; die Meinung der Pariser über seine Dialoge zu erfahren. Dies alles nimmt in den Briefen einen breiten, für ungeduldige Leser allzubreiten Raum ein. Aber ungeduldige Leser verdienen auch nicht, daß man ihnen hübsche Briefe schreibe. „Notabene, ich habe in Geldsachen immer ein bißchen Eile ... ich möchte mein Geld wieder haben ... Ich lege Ihnen ans Herz, mich immer zu lieben und mir mein Geld wieder zu verschaffen: Das ist das Gesetz und die Propheten.“ Wer so an eine Dame schreibt, ist kein Poseur, keine schöne Seele. Dabei war er alles andre als geizig. Um die Gründe seines chronischen Geldmangels gefragt, antwortete der Inhaber so vieler Pfründen: „Weil ich alle Laster habe.“ Sein Testament begann mit den Worten: „Die meine Art zu leben kannten, werden nicht erstaunt sein, daß ich so wenig Geld und Gut hinterlasse.“ Ebenso naiv ist seine Eitelkeit: „Eine Verdienstmedaille, ein Brief, ein bemerkbares Lob, das man veröffentlichen kann, würde mir genügen“: wie wohlriechend ist diese Eitelkeit, verglichen mit der des moralischen Pfauen Rousseau! „Die Medaille trifft nicht ein“: Dieser Schmerzensschrei ist ehrlich! Und welch naives Entzücken, zu vernehmen, „daß die beiden größten Wesen der Welt zu Mohiloff von einem kleinen Einwohner Neapels gesprochen haben, den alle zwei niemals gesehen haben“ (Katharina II. traf in Mohilow mit Joseph II. zusammen): erst in Nietzsches Briefen vom April 1888 an, nachdem er von den Vorlesungen Brandes' erfahren hat, vernimmt man wieder diese naive Freude am Ruhm, die für den Menschen der Renaissance natürlich war, und die der moderne Mensch vor sich und anderen vergebens zu verhehlen sucht.

Seine Hauptsorge in Neapel war, seinen drei Nichten Männer zu ver-

schaffen, und es ist ergötzlich, ihn seufzen zu hören: „Meine Nichten, meine gottverfluchten Nichten fesseln mich an diesen grausamen Pfahl“. „Ich habe just zwei von meinen drei Nichten verheiratet. Die Dritte, die bucklig ist, wird viel schwieriger zu verkaufen sein. Wenn ich es so machen würde, wie Ihr Kattunhändler, könnt' ich sie gegen die zweite vertauschen, die ich eben verheiratet habe und die hübsch ist. . . . Warten Sie nur, bis ich das Weibszeug aus meinem Haus hinausgefegt habe!“ „Ich muß mit meiner unverheirateten Nichte und ihrer Mutter ins Theater gehen: ist das nicht sehr unterhaltend? Eine andere ist gestern mit einem Mädchen niedergekommen. Welche wahrhaftige Freude ist doch die Geburt einer Menge von künftigen Dummköpfen beiderlei Geschlechts, die ich ebenfalls werde verheiraten müssen. Ah, welche Wonne im Schoß der Familie!“ „Ich bin im Begriff, die dritte zu expedieren, nachdem ich die Witwe meines Bruders wiederverheiratet habe. Wenn das so fortgeht, wird man klatschen, wenn ich im Theater in meiner Loge erscheine“. Dieser Mann posiert wirklich nicht; er prahlt weder mit den Tugenden, die er nicht besitzt, noch mit Lastern, die ihn besitzen, wie der eitle Verfasser der Confessions. Er war bewußter Egoist, wenngleich er verschmähte, sich wie Stendhal als solchen zu formulieren und vorzustellen. „Man hat für das Leben eines anderen nur so viel Anhänglichkeit, wie man für sein eigenes hat“: damit hätte er Voltaires Artikel Vertu in Bausch und Bogen abgelehnt. „Ich liebe die Monarchie, weil ich mich der Regierung näher fühle als dem Pflug. Ich habe fünfzehntausend Livres Einkünfte, die ich verlieren würde, um Bauern zu bereichern. Mach es ein jeder wie ich, und spreche er so wie es seine Interessen erfordern, so wird man sich auf der Welt nicht mehr streiten. Der Sprachwirrwar und der Lärm kommen daher, daß ein jeder für die Sache der andern redet und niemals für seine eigene. Abbé Morellet deklamiert gegen die Priester, Helvetius gegen die Finanziers, Boudeau gegen die Faulenzer, und alle reden zum Besten des Nächsten. Die Pest hole den Nächsten! Es gibt keinen Nächsten. Sagt was ihr braucht oder schweigt!“ Kommen wir ihm allmählich näher, diesem Zyniker und Tatsachenmenschen? entdecken wir den Ernst hinter diesen Scherzen, den Philosophen hinter dem Briefschreiber, den Macchiavell hinter dem Harlekin? „In politischen Dingen erkenne ich nur den reinen, unverfälschten, rohen, grünen Macchiavellismus an. Abbé Raynal wundert sich, daß wir den Negerhandel in Afrika betreiben; warum wundert er sich nicht auch, daß man Maultiere von Guyenne nach Spanien verhandelt? Gibt es etwas Scheußlicheres als Tiere zu kastrieren, Pferden den Schwanz zu stutzen usw.? Das Kalbfleisch von Pontoise wird zu Aas; also essen Sie es doch nicht! Der Tanz führt zu Müdigkeit; also tanzen Sie nicht! Liebe macht melancholisch; also lieben Sie nicht! Der einzige gute Handel besteht darin, daß man Stockhiebe austeilt und dafür Rupien erhält. Es ist der Handel des Stärkeren. Da haben Sie mein Buch! guten Abend!“ Man liest zwischen den Zeilen der Uebertreibung die Abneignung gegen alles was Vertu heißt, man hört den harten Ton des Realpolitikers: das ist nicht achtzehntes Jahrhundert, das könnte Napoleon ebenso gesagt haben! Hier zeigt sich der Abkömmling eines andern Klimas und einer andern Rasse. In natürlichen Dingens vollends ist dieser Südländer von einer Natürlichkeit, die uns unmöglich scheint, besonders wenn man sich vorhält, daß er an eine Dame schreibt: „Um Sie als Prinzenerzieherin hieher berufen zu können, müßte man zuerst unsere Königin schwanger machen. Ich arbeite daran durch die Gebete, die ich zum Himmel sende, und durch meine aufrichtigsten Wünsche. Wäre unsere Königin die Frau eines

Privatmannes, so würde ich trachten noch wirksamer daran mitzuarbeiten." „Dieser Strohsessel ist Grimms Tod! Wenn man den ganzen Tag ein großes Viereck am Hintern hat, wie kann man sich dann einbilden, durch so ein Ding hindurch sich ordentlich auszuleeren? Um Gotteswillen, ordnen Sie an, daß ihm überall freie Oeffnung gemacht wird, daß man ihn sogar wie ein Kind mit offenem Höschen auf der Straße herumlaufen läßt. Er kann ja sagen, es sei das Zeremonienkleid der deutschen Barone, die keine Baronie haben, und deren Lehenseinkünfte von den Gütern des heiligen römischen Reiches nicht genügen, um Hosenböden zu bezahlen." „Ist es nicht unwürdig, daß man einen Papst (Clemens XIV.) mit Rattengift umbringt? Daß man einen Pontifex Maximus vergiftet, ist ganz einfach, ganz natürlich, und ich habe nichts dagegen einzuwenden. Aber es gibt Gifte für alle Stände, und Pater Ricci, der Jesuitengeneral, der eine Apotheke und eine vollständige Serie davon besaß, hätte schon etwas kostbareres wählen können. Rattengift wäre höchstens für einen Kapuzinerguardian gut genug gewesen. Es einem Papst zu geben! solch eine Knickerigkeit!" „Da das Rockaufheben Mode geworden ist, so ist es an der Zeit, die Strumpfbänder zu verbessern. Ich möchte solche mit mehrfach durchlöcherten Silberschnallen, um sie weiter oder enger machen zu können; denn unsere Schenkel sind verteufelt dick." „Die Verse Marmontels sind köstlich; schade, daß er sie auf seine eigene Frau gedichtet hat. Man muß hoffen, daß er davon abkommen wird. Unbeständigkeit ist ein physisches Gesetz bei allen Tierarten. Ohne sie keine Fruchtbarkeit, keine Mannigfaltigkeit, keine Vervollkommnung." Der Stammgast der Straßen Fromentin, Saint-Honorée, Champfleury, Tiquètonne und der Place Butty spricht hier durchaus nicht im Scherze. (Wenn er übrigens auf Liebesabenteuer ausging, verkleidete sich der Abbé als Diplomat, während er im gewöhnlichen Leben ein Diplomat war, der sich als Abbé maskiert hatte.)

3.

Hier ist vielleicht der geeignetste Moment, uns von unserem Erstaunen über diesen Abbé zu erholen, der scheinbar zu den Salonabbés gehört, während er tatsächlich über alle Salons und Abbés erhaben ist. Man lese in Taines klassischem Werk über das Ancien Régime das Kapitel, das von der Entchristlichung der Geistlichen handelt, und man wird manches begreifen. Der Abbé des achtzehnten Jahrhunderts ist undenkbar ohne den Salon; er ist der feinste Domestik des Salons, sein unentbehrlichstes Möbel. Der Salon ist seine Luft, in der allein er atmen, das heißt frivole Witze machen kann. Er lebt im Salon, er lebt vom Salon, er stirbt mit dem Salon. Er ist unterwürfig wie ein Lakai, diskret wie eine Zofe, indiskret wie ein Barbier. Sein antiker Vorfahr ist der römische Klient: Schmeichler, Neuigkeitskrämer, Schmarotzer. Noch herrscht im Salon die Kunst des Plauderns, des feinen, leichten, raschen Dialogs, in der die Franzosen Meister sind. Ein Bonmot macht die Runde von Salon zu Salon; der bittere Chamfort notiert es und macht es unsterblich. Das Bonmot entschädigt für den Verfall der Institution, den es geißelt. Die Chanson macht den Unfug vergessen, gegen den sie sich richtet. Man applaudiert der Hochzeit des Figaro, ahnungslos, daß das Rasiermesser dieses revolutionären Barbiers mit märchenhafter und unheimlicher Raschheit sich zum Messer der Guillotine auswachsen wird. Man lebt in den Tag mit vollkommener Gedankenlosigkeit: denn die Zeit der vollendeten Fäulnis, die ihr Ende wittert, ist noch nicht da. Das zierlichste Chinesentum, das die Welt je gesehen, lebt sich zu Ende. Noch ist der Geschmack rein, wenn auch raffi-

niert, die Kunst unbeeinflußt, wenn auch der feinste Maler kein Franzose und von den beiden Rivalen der Oper der eine Italiener, der andere Oberpfälzer ist — der nationale Geschmack ist noch stark genug, sich alles Fremde zu assimilieren. Die Melancholie des Abends und Abschieds ruht für uns Spätgeborene auf dieser übermütig heitern Zeit, das schwermütige erblassende Rot des letzten Herbsttages: der letzte Baustil, der letzte Stil überhaupt in Sprache, Kunst, Mode: was nachher kommt, ist Kopie oder Durcheinander oder Barbarei. Nichts ist wichtiger, nichts notwendiger für diese Zeit, als das Ueberflüssige. Man ist höflich, verbindlich, liebenswürdig selbst beim Duell. Man ist ernst mit Anmut, debattiert mit Geist, philosophiert mit Witz. Da ist der Salon Holbachs, in dem Diderot, Rousseau, Helvetius, Marmontel aus- und eingehen, dessen Besuch Hume, Garrick, Sterne, Franklin nicht unterlassen. „Roux und Darcet entwickeln ihre Erdtheorie, Marmontel die Prinzipien seiner Elemente der Literatur, Raynal berechnet auf Heller und Pfennig den Umsatz des spanischen und englischen Kolonialhandels, Diderot improvisiert über Moral, Kunst, Metaphysik, Galiani bietet den Salonatheisten Trotz, schlägt ihre Lobeserhebungen mit seinen Wortspielen, wirft seine Perücke in die Luft, reitet auf seinem Sessel, und beweist mit burlesken Gleichnissen und Kalauern, daß die Enzyklopädisten nicht um ein Haar besser sind als die Theologen." (Memoiren des Abbé Morellet und Taine a. a. O.) Dieselbe Gesellschaft trifft sich Sonntags bei Grimms Dîner de garçon, Freitags bei Madame Necker, ganz zwanglos bei Grimms Freundin und Galianis nachmaliger Hauptkorrespondentin Madame d'Epinay, Montags und Mittwochs bei der klugen Bourgeoise Madame Geoffrin, jeden Dienstag bei Helvetius und wieder ganz zwanglos bei der Freundin d'Alemberts, Julie de Lespinasse. Wir können uns kaum mehr einen Begriff machen von der seligen Heiterkeit dieser Kreise. Erst wenn wir uns in irgend eines der klassischen Dokumente der Zeit langsam und geduldig einlesen, — in die Briefe der Lespinasse, die Memoiren der Madame d'Epinay, die Briefe Galianis — dann steigt es von den vergilbten Blättern auf wie leichter zarter Nebel, eine erlesene Gesellschaft wird wie durch dünne Schleier sichtbar, bewegt sich vor unsern Augen, plaudert, lächelt, liebelt, spiegelt sich in den zahlreichen geschliffenen Spiegeln der Zimmer, gleitet zierlich über das glänzende Parkett, und von den hellen, weißen Wänden spotten aus goldenem Arabeskenwerk oder zwischen geschweiften Gittern dralle Liebesgötter in den verwegensten Stellungen, Faune und Satyre grinsen verständnisvoll aus halbrunden Nischen, die ganze Existenz duftet wie ein Parfüm, girrt wie die Kantilene einer Viola d'Amour, ist flüchtig und welk wie Rosenblätter, die ein zärtlicher Wind vom schlanken Stamme weht, wundersam leicht, beschwingt, aufgelöst in Anmut, alles ist Dekoration geworden, Dekoration der Mensch, das Leben selbst. So schwer es für uns auch ist, bei Betrachtung dieser Zeit je der kommenden Revolution zu vergessen, von der aus gesehen ihre Leichtlebigkeit und Heiterkeit erst die fahle und scharfe Beleuchtung empfängt, so notwendig ist es, uns stets vorzuhalten, daß die Pariser Gesellschaft vor dem Regierungsantritt Ludwigs XVI. sich durchaus nicht als ein Ende empfand, eher als einen neuen Anfang einer Epoche der Vernunft, Duldung, Beglückung. Einer der Wenigen, die in dem reizenden Wirrwarr von Philosophie und Antitheologie g a n z klar sehen und g a n z kühlen Kopf behalten, scheint Galiani. Es ist bezeichnend, daß er, trotzdem er Gesandtschaftssekretär war, den Hof vermied und die Salons suchte. Aber er wahrte sich auch im Salon die Ueberlegenheit des gescheiten Kopfes, der zuviel w e i ß, um all diesen Geist und Witz ernst zu nehmen. Er, der später in Neapel sich so sehr als Pariser

fühlte, empfindet diesen Franzosen gegenüber durchaus als Italiener: „Sie sind ihrem Wesen nach Plauderer, Klugsprecher, Spaßmacher. Ein schlechtes Bild ruft eine gute Broschüre hervor, das ist bezeichnend. Ihr Franzosen werdet stets besser über die Kunst sprechen, als sie ausüben.“ „Ein Franzose, und sei er noch so klug, kann sich niemals einen Begriff von einem Lande machen, das anders ist als Frankreich.“ „In Paris ist der Begriff der Natur beim weiblichen Geschlecht völlig verwischt.“ „Wenn auch der französische gute Geschmack von anderen Nationen angenommen werden kann, den guten Ton werden sie sich nie zu eigen machen; das ist eine echt pariserische Krankheit, wie den Polen der Weichselzopf eigentümlich ist.“

Er bewahrt diesen philosophisch und politisch aufgeregten Ideologen gegenüber einen Konservatismus, der erstaunlich ist: „Die Veränderung einer Verfassung ist eine sehr schöne Sache, wenn sie gemacht ist, aber eine sehr häßliche, wenn sie erst noch gemacht werden soll. Sie macht zwei oder drei Generationen ganz gewaltigen Verdruß und verschafft nur der Nachwelt Annehmlichkeit. Unsere Nachkommen aber sind nur mögliche Wesen, und wir sind wirkliche.“ „Ich leide unter Frankreichs Unglück“, schreibt er achtzehn Jahre vor Ausbruch der Revolution, „es ist zu alt, um einem derartigen Stoß widerstehen zu können, seine Heiterkeit wird auf ewig dahin sein.“ Er durchschaut den Grundfehler der Franzosen als Politiker: ihren Radikalismus im Zerstören: „Sie selbst, Madame, die Sie im Begriff sind, ein Haus zu kaufen, würden den Architekten, der die Löcher verstopft und leichte Umbauten vornimmt, viel höher schätzen als den berühmten Perrault, der es Ihnen niederreißen würde, um es nach einem prächtigen Plane wieder neu aufzubauen. Denn Sie wollen eine Wohnung haben. Sie fühlen, daß das Leben kurz ist.“ Der heitere Menschenverächter findet auch die Formel für den besten Typus Staatsmann: „Ich glaube, nachdem ich lange darüber nachgedacht habe, daß der flachköpfigste Mensch der größte Mann unseres Zeitalters wäre, da er alle Uebel bestehen ließe, was notwendig ist, indem er sich in einemfort den Anschein gäbe, als wolle er sie heilen, was ebenfalls notwendig ist.“ Im Gegensatze zu eitlen Politikern des augenblicklichen Effektes war er weitschauend: „Ein Gewitter bricht los und entwurzelt die Weinstöcke im Nu; man macht einen politischen Fehler in bezug auf den Weinhandel, und man muß zwei oder drei Generationen abwarten, um zu sehen, daß dieser politische Fehler mehr Weingärten entwurzelt hat, als alle Gewitter zusammen.“[1]) Paris schwelgte in tönenden Allgemeinheiten und Schlagwörtern, Galiani aber verglich sarkastisch den von der Hand in den Mund lebenden Landwirt, der Zwiebeln und Salatköpfe anbaut, mit dem weiter blickenden, der Eichen- und Kastanienbäume pflegt, die er nicht gepflanzt hat und deren Ende er nicht mehr erleben wird: „Weisen Sie weit von sich und von der Politik die sinnlosen großen Worte! Wir und unsere Kinder — das ist alles. Der Rest ist Träumerei.“ Es ist unheimlich, was dieser Realpolitiker alles vorausgesehen und in seinen Briefen vorausgesagt hat: die französischen Hungersnöte nach 1770, den Widerruf des Edikts über die Getreideausfuhr, die Wiederherstellung des Jesuitenordens, das Scheitern der Reformpläne Ludwigs XVI., den baldigen Sturz Turgots, den Erfolg des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, um nur das Wichtigste zu nennen; dabei saß er unten in Neapel und empfing von seinen Freunden nur subjektiv gefärbte Berichte: „Wer

[1]) Liest sich das nicht wie eine Voraussage der gegenwärtigen Winzerrevolten in Südfrankreich?

nicht die Imponderabilien in Anschlag zu bringen weiß, taugt nicht zum Regieren“, sagt er einmal.

Ein Werk, das ihn längere Zeit in Gedanken beschäftigte, war eine Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Auch hierin erwies er sich als der geniale Seher, der sich freilich in Einzelnheiten gründlich täuschte: „Wir werden in hundert Jahren viel mehr Aehnlichkeit mit China haben als jetzt. Es wird zwei scharf von einander unterschiedene Religionen geben: die Religion der Vornehmen und der wissenschaftlich Gebildeten, und die Religion des Volkes. Priester und Mönche werden zahlreicher sein als jetzt; sie werden leidlich reich, unbeachtet und ruhig sein. Der Papst wird nur noch ein erlauchter Bischof sein, aber kein Fürst mehr; man wird ihm nach und nach seinen ganzen Staat weggeschnappt haben. Es wird große stehende Heere geben und fast gar keine Kriege. Die Truppen werden wundervolle Parademanöver machen, aber Offiziere und Soldaten werden weder grausam noch tapfer sein. Sie werden schöne Treffen haben, sonst nichts. Ueberall wird Despotismus herrschen, aber ein Despotismus ohne Grausamkeit, ohne Blutvergießen. Ein Beamtendespotismus, der sich auf die Auslegung alter Gesetze, auf Juristenweisheit und Advokatenkniffe stützt. Und dieser Despotismus wird nur die Finanzen der Privatleute im Auge haben. Glücklich alsdann die Talarträger, die unsere Mandarinen sein werden. Sie werden alles sein, denn die Soldaten werden nur zu Paradezwecken da sein. Die Gewerbe werden überall blühen. Die Modewissenschaften jener Zeit werden Physik, Chemie und Alchemie sein, vermischt mit viel Geometrie. Aus der Verbindung wahrer Wissenschaften wird man eine Afterwissenschaft ableiten, die nur aus hohlen Worten besteht, oder aus Gemeinplätzen, die durch große Worte dunkel gemacht worden sind. Was die Rechtswissenschaft anbelangt, so werden alle Nationen Europas ihr besonderes Gesetzbuch haben, und das römische Recht wird abgeschafft sein. Indessen wird man über den Geist der Gesetze so gründlich disputieren, daß man die Gerichtspraxis aus den wunderbarsten Quellen ableiten wird. Es wird viele Soldaten und wenig Tapferkeit geben; viel Fleiß und wenig Genie; viel Volk und wenig Glückliche. Die Republiken werden in Europa verschwinden, sie können mit den Monarchien nicht Schritt halten, bleiben zurück und werden verschlungen. Das beweist Ihnen das Beispiel Polens; das gleiche Unglück werden in spätestens hundert Jahren die italienischen Republiken haben.“ Man bedenke, daß die meisten dieser Prophezeiungen den sowohl prahlerisch eingestandenen wie den vorsichtig verhehlten Tendenzen der Zeit schroff zuwiderliefen, und man wird einen Begriff von dem unzeitgemäßen Politiker Galiani haben.

4.

Wie denkt dieser scharfe, alles durchschauende Geist über die Möglichkeit der Vervollkommnung durch die Erziehung? Es ist wie eine spielende Vorwegnahme Taines, was er über Individuum und Milieu äußert: „Der Mensch wird stets so sein, wie er von jeher gewesen ist. Man muß die Natur einer Masse von Menschen von der Natur eines Individuums unterscheiden. Die Natur einer Menschenmasse nenne ich das Ergebnis alles dessen, was das Wesen des durch Oertlichkeit, Klima usw. beeinflußten Nationalcharakters ausmacht.“ „Ein Mensch, der in Konstantinopel auf die Welt kommt, wird als Türke erzogen; in Rom als römisch-katholischer Christ; in Paris als Schöngeist, als ökonomisch-anglomaner Krautjunker; in London als Goddam-Kolonist usw. Alles, was uns umgibt, wirkt erzieherisch auf uns ein, und

der Erzieher ist etwas unendlich Kleines, das die guten Rechner außer acht lassen." Er nimmt, ebenso spielend, Gobineau vorweg: „Die Vervollkommnungsfähigkeit ist nicht eine Gabe des ganzen Menschengeschlechtes, sondern der einzigen weißen und bärtigen Rasse. Die Rasse ist alles."

Er definiert einmal den Menschen als das einzige religiöse Tier, ein andermal als „das Geschöpf, das sich für frei hält: Die Ueberzeugung, daß wir frei sind, genügt, um Gewissen, Reue, Rechtspflege, Belohnungen und Strafen zu schaffen." Ob man von seiner Freiheit überzeugt, oder ob man wirklich frei ist, hat dieselben moralischen Wirkungen, und ist genau soviel wert, wie die Freiheit selbst. Man vergleiche hiezu etwa Voltaires Artikel Liberté, um zu sehen, daß Galianis Probleme da erst eigentlich anfangen, wo der Horizont Voltaires endet. Galiani geht noch weiter: „Alles, was uns vom Tier unterscheidet, ist einzig und allein eine Wirkung der Religion: politische Gesellschaft, Regierung, Luxus, Ungleichheit der Stände, Wissenschaften, abstrakte Ideen, Philosophie, Mathematik, schöne Künste — mit einem Wort: Alles." Man vergleiche wieder Voltaires Artikel Religion, eine Sammlung gesuchter Parallelen aus allen Völkern und schlecht versteckter Hiebe auf das Christentum: solch tiefer Einsichten, die Galiani bei passender oder unpassender Gelegenheit aus dem Aermel schüttelt, war Voltaire gänzlich unfähig. Galiani geht immer vom Menschen, nie von der Institution aus; er verlegt die Frage sofort ins Innere; seine Fragestellung ist von vornherein tiefer. Wie erheiternd oberflächlich mag dem einsamen Epikureer der ganze Voltaire vorgekommen sein, wenn er auch zu klug war, den Götzen des Jahrhunderts jemals direkt anzugreifen. Daß er hingegen Rousseau nicht ertragen kann, das bemüht er sich nicht im geringsten zu verheimlichen. „Waren Sie jemals so rasend, an Rousseau und seinen Emil zu glauben? Zu glauben, daß Erziehung, Grundsätze, Reden irgend etwas zur inneren Einrichtung eines Kopfes beitragen? Wenn Sie daran glauben, — bitte, nehmen Sie einmal einen Wolf her und machen Sie einen Hund daraus, wenn Sie können!" In einem andern Briefe spottet er über die Manie der Franzosen, aus ihren Kindern durchaus „Etwas" machen zu wollen. Rousseau will die Menschen zur Natur zurückführen. Galiani ist zu sehr Tatsachenmensch, um die Antithese eines gefühlvollen Schwärmers ernst zu nehmen: „Es gibt auf der Welt mehr Natur, und es findet weniger Verletzung der Natur statt, als Sie glauben: man ist, was man sein muß." Wie manche andere, tut er auch diese Frage mit einem zynischen Scherz ab: „Wir werden niemals große Männer haben, wenn wir nicht große Ammen haben. Arbeiten wir also mit aller Macht an den Ammen; ich werde mich nach besten Kräften bemühen." Einmal erwähnt er einen Traktat über Erziehung, den er fertig habe. (Der Traktat war natürlich nur in seinem Kopfe fertig; ihn auszuführen, hatte der bequeme Genußmensch keinen zwingenden Grund, wie überhaupt alle Werke Galianis nur zufällige Aeußerungen einer reichen Natur sind.) Was will alle Erziehung? fragt er. Antwort: zweierlei ertragen lehren, Ungerechtigkeit und Langeweile. Was tut ein Pferd in der Reitschule? Es lernt, Schritt, Paß, Trab, Galopp nicht mehr gehen, wenn es will, sondern wenn der Reiter will; nicht mehr so lange es will, sondern solang er will. Ehrlicher ausgedrückt: Ungerechtigkeit und Langeweile. Was lernt das Kind in der Schule? Sich langweilen. Lateinisch, Griechisch, Französisch sind nur hervorragend geeignete Mittel zur Langeweile. Das an Langeweile und Ungerechtigkeit gewöhnte Kind ist dressiert, für die Gesellschaft tauglich. Es achtet Beamte, Minister, Könige, es beklagt sich nicht über sie. „Erziehung ist Beschneidung der na-

türlichen Talente, um an ihre Stelle die sozialen Pflichten zu setzen." Der Satz ist so modern, daß er von Bernhard Shaw sein könnte. Wenn die Erziehung ihre Pflicht versäumt, die Talente nicht verstümmelt, nicht beschneidet, ist das Resultat ein unmöglicher, ungezogener, lästiger Bohemien: ein Dichter, Maler, Haudegen, Harlekin, ein Original. Gerade das aber vermeidet die Erziehung instinktiv: das Original. Weg mit dem Original! Originale sind unbequem. Daher sind sie unnütz, schädlich. Das Ceterum censeo jeder Erziehung ist originalia esse delenda.

Auch hier, wie so oft bei Galiani, sind Ernst und Satire längst nicht mehr zu scheiden. Ohne Zweifel entspricht die von ihm vorgetragene Theorie der höfischen Tradition des Jahrhunderts, die er gegen Rousseau in Schutz nimmt. Ebenso ist manches trotz der paradoxen Einkleidung unbedingt richtig. „Der Despotismus in den Klöstern ist eine Folge der Härte des Noviziats". Ein solcher Satz verrät den geborenen Psychologen. „Alle öffentliche Erziehung tendiert zur Demokratie, alle Privaterziehung zum Despotismus". Der Satz ist so treffend, daß man ihn auch auf den Kopf stellen kann: Im Wesen der Demokratie liegt es, die Erziehung so öffentlich wie möglich zu machen, wie es im Wesen des Despotismus liegt, die Oeffentlichkeit aus der Schule möglichst zu entfernen. Galiani führt seinen Gedanken bis zur letzten Konsequenz: „Alle angenehmen Methoden, um Kindern die Wissenschaften beizubringen sind falsch und albern. Denn es handelt sich nicht darum, Geographie oder Geometrie zu lernen, sondern es an Arbeit, d. h. an Langeweile zu gewöhnen, seine Gedanken auf einen einzigen Gegenstand zu richten". Wie wird daher ein gutes Buch über Erziehung aussehen? Es wird in allem genau das Gegenteil des „Emil" sein.[1])

Der Denker Galiani ist das vollkommene Widerspiel von Voltaire. Voltaire schreibt für das Dictionnare philosophique seinen Artikel Bêtes. Natürlich geht er vom Menschen aus. Natürlich ist hiemit der ganze Artikel eine amüsante Stilübung, sonst nichts. Umgekehrt Galiani: „Ich studiere in einem fort die Tiere. So sehr habe ich die Menschen satt." Aus der Aehnlichkeit zwischen Mensch und Hund wollte er das Friedens- und Kriegsrecht, aus der Aehnlichkeit zwischen Mensch und Rind die Grundzüge des Familienrechtes entwickeln. Dabei ist ihm durchaus nicht scherzhaft zumute. Es ist ein fesselndes Bild, sich den einsamen Menschenverächter mit seinen Katzen vorzustellen. Denn die Katzen liebt er besonders; er liebt sie sogar mehr als er seine Nichten liebt. Zur Entschuldigung könnte er allerdings anführen, daß er seine Katzen nicht zu verheiraten braucht — sie besorgen das selbst. Man kann bei seinen Aussprüchen über die Katzen immer auf den Menschen exemplifizieren: „Meine Untersuchungen über die Gewohnheiten der Katzen haben in mir den starken Verdacht erweckt, daß sie vervollkommnungsfähig sind, aber erst im Verlaufe einer langen Reihe von Jahrhunderten. Ich glaube, alles was die Katzen können, ist das Werk von vierzig- oder fünfzigtausend Jahren. Eine Naturgeschichte gibt es erst seit einigen Jahrhunderten". Er wollte ein Buch über die Katzen schreiben. Es blieb natürlich ungeschrieben. Nur den Titel, und die allgemeinen Umrisse teilt er Madame d'Epinay mit: „Es wird

[1]) In der „Doktorpromotion" der „Götzendämmerung" ist Nietzsche deutlich von Galiani beeinflußt: Was ist die Aufgabe alles höheren Schulwesens? — Aus dem Menschen eine Maschine zu machen. — „Was ist das Mittel dazu?" — Er muß lernen sich langweilen. — „Wie erreicht man das?" — Durch den Begriff der Pflicht. — „Wer ist sein Vorbild dafür?" — Der Philolog: der lehrt ochsen. — „Wer ist der vollkommene Mensch?" — Der Staats-Beamte.

heißen: Moralische und politische Belehrungen einer Katze an ihre Jungen. Aus dem Kätzischen ins Französische übersetzt von Herrn von Kratzerich, Dolmetscher der Katzensprache an der königlichen Bibliothek. Zunächst lehrt die Katze ihre Jungen die Furcht vor dem Menschgotte. Hierauf erklärt sie ihnen die Theologie und die beiden Grundprinzipien: den guten Menschgott und die bösen Hundsteufel. Sodann belehrt sie sie über die Moral: Bekämpfung der Ratten und Spatzen. Endlich erzählt sie ihnen vom Katzenjenseits und vom himmlischen Katzusalem. In dieser Stadt bestehen die Mauern aus Parmesankäse, die Fußböden aus Kalbslunge, die Säulen aus Aalen usw. Sie flößt ihnen Ehrfurcht ein vor den kastrierten Katzen. Dies sind prädestinierte Katzen vom Menschgott zu ihrem Stande berufen, um in dieser oder jener Welt glückselig zu sein, was man daraus erkennt, daß sie so fett sind; darum brauchen sie auch keine Mäuse zu fangen. Endlich empfiehlt sie ihnen, sich vollkommen in ihr Schicksal zu ergeben für den Fall, daß der Menschgott sie in diesen Stand der Vollkommenheit berufen sollte".

Es vergehen über hundert Jahre, bis wieder eine ähnliche, zugleich sanfte und tiefe Parodie geschrieben wird. Herrn Bergerats Hund philosophiert: „Menschen, Tiere und Steine wachsen, wenn sie sich mir nähern, und werden ungeheuer groß, wenn sie mir nah am Leibe sind. Ich bleibe immer gleich groß, wo ich auch sei. Mein Herr hält mich warm, wenn ich hinter ihm in seinem Lehnstuhl liege. Das kommt daher, daß er ein Gott ist. Die Fliesen vor dem Kamin sind auch warm. Die Fliese sind göttlich. Ich rede wann ich will. Auch vom Munde meines Herrn gehen Laute aus, die eine Art Sinn haben. Aber ihr Sinn ist nicht so deutlich wie der, den ich mit meiner Stimme ausdrücke. In meinem Munde hat alles Sinn. Eine Tat, für die man Prügel erhält, ist schlecht. Eine Tat, für die man gestreichelt wird, ist gut. Hundegeruch ist ein entzückender Duft." Herrn Bergerats Hund ist philosophischer, seine Erkenntnistheorie stärker, seine Metaphysik schwächer als diejenige der Katze Galianis. Aber dafür liegt auch ein Jahrhundert philosophischer Spekulation zwischen dem Abbé und Anatole France.

Ueberrascht es nach all dem, Galiani als einen der gründlichsten Skeptiker kennen zu lernen? Un sceptique qui ne croit rien en rien sur rien de rien? Dessen letzte Weisheit lautet: x = Null? Er erkannte die Gefahr jeglichen Systems: breit und imposant auf einer Bêtise zu ruhen. „Alles was ist, ist in uns selbst mit Bezug auf uns." (Vgl. Goethe: „Wir wissen von keiner Welt, als im Bezug auf den Menschen.") „Immer durchscheinend, glaubt der Mensch etwas an und für sich zu sein, und ist doch nur ein Transparent." „Die Welt ist ein Drahtspieß: wir glauben ihn zu drehen, und er dreht uns." „Tatsachen sind immer erhaben." Er verschmäht es, zu überzeugen: „Fanatiker taugen nie etwas, man darf nicht seine Zeit damit verlieren, sie zu bekämpfen, oder sie überzeugen zu wollen." Welches sind die Fehler aller kleinen Sekten? „Kauderwelscher Jargon, System, Freude an Verfolgungen, Haß gegen die Andersdenkenden, Gekläff, Bösartigkeit, Kleinlichkeit des Geistes." (Dies scheint mir, nebenbei gesagt, eine Parodie auf eine paulinische Stelle zu sein: Galater 5,22.) Enthusiasmus ist nur eine euphemistische Ausdrucksweise für Fanatismus. Alles ist kompliziert. Die Ursachen sind verschieden, in ihrer Zusammensetzung verwickelt. Man sollte niemals aus Ursachen folgern: denn es kommt nur die Klugschwätzerei heraus: Post hoc, ergo propter hoc; vollends „den Durchschnitt des Guten oder Bösen zu berechnen, geht über Menschenverständnis hinaus." Unendlich, unermeßlich — „das sind bloß leere Worte für Dummköpfe. Viel Ruhe, viel

Arithmetik: so muß man denken!" Schließlich ist alles so gleichgültig: „Alles in allem genommen, kommt es gar nicht darauf an, ob auf dieser Welt der eine recht bekommt oder der andere. Die Hauptsache ist, eine Entscheidung zu fällen. Denn schließlich muß man doch zum Mittagessen gehen, Richter sowohl wie Parteien." Auf dem Konzil von Trient „berieten die Theologen, und die Väter, das heißt die Bischöfe, die von Theologie kein Wort verstanden, entschieden." So ist es immer: „Die Dummköpfe machen den Text und die gescheiten Leute den Kommentar dazu." „Der Mensch hat fünf Sinne, die eigens dazu da sind, ihm Lust und Schmerz anzuzeigen. Er hat keinen einzigen, der ihm zeigte, was an einer Sache wahr, was falsch ist. Er ist also nicht geschaffen, die Wahrheit zu erkennen, oder durch Lügen getäuscht zu werden. Das ist gleichgültig. Er ist gemacht, um zu genießen oder zu leiden. Also genießen wir, und, wenn möglich, leiden wir nicht!"

Will man die Kosmogonie dieses pessimistischen Skeptikers? „Ihr Tölpel! Wißt ihr denn nicht, daß Gott diese Welt aus dem Nichts geschaffen hat? Also haben wir Gott zum Vater und das Nichts zur Mutter. Gewiß ist unser Vater etwas sehr Bedeutendes; aber unsere Mutter taugt ganz und gar nichts. Man schlägt dem Vater nach, aber man schlägt auch der Mutter nach." Die Unvollkommenheit dieser besten aller unmöglichen Welten ist „der überzeugendste Beweis, daß sie geschaffen und einem vollkommenen Wesen untergeordnet ist. Gott war mit seiner Existenz unendlich zufrieden, aber das Nichts mußte in seiner Nichtigkeit sich unendlich langweilen. Infolge der dringenden und flehentlichen Bitten des Nichts ist die Welt geschaffen worden; das ist gar nicht sonderbar, denn es gibt auf der Welt viel mehr Mütter, die Kinder *haben* wollen als Väter, die Kinder *zeugen* wollen. Die tödliche Langeweile unserer Mutter ist also die Ursache unserer Existenz. Sie langweilte sich, daß sie Nichts war, und darum langweilen wir uns alle in diesem Jammertale. Die Langeweile ist ein Muttermal, das wir im Schoß unserer Frau Mama erhielten, die an diesem Uebel litt, als sie mit uns schwanger ging. Unser Vater kann gar nichts dafür; denn Gott langweilt sich bekanntlich niemals."

Wie denkt dieser Abbé über die Abbés? „Man hat sehr unrecht, sie abschaffen zu wollen, und man wird in der Gesellschaft die Unbequemlichkeit spüren, wenn man einmal diese Zufluchtstätten für Faulenzer, Dummköpfe, Tölpel und Querköpfe aufhebt."

Wie denkt er über die Jesuiten? „Jeder einzelne Jesuit war liebenswürdig, gut erzogen, nützlich; die ganze Gesellschaft, die doch nur die Summe der Einzelindividuen darstellte, war hassenswert, sittlich verdorben, schädlich." Wie verhält sich der Abbé zum Papste? „Man hat soeben wieder einen Rezzonico zum Papst gewählt. Früher war der Papst der Kalif Europas, und alle Sultane der verschiedenen Provinzen interessierten sich für seine Wahl. Heut ist er nur der Beherrscher Roms, und die großen römischen Familien allein wählen ihn. Die Albani, Corsini, Borghese, Colonna tun sich zusammen und wählen zu ihrer größeren Bequemlichkeit einen Lakaien ihrer Häuser, der seine Rolle spielt. Caligula ernannte sein Pferd zum Konsul." Wie ist seine Vorstellung von Rom? „Männer in Weiber verwandelt, Arme so feist wie Kanonikusse, Geistliche ohne Religion, eine Wüste im Süden, ein Palast im Norden." Aber so wenig er die Abbés abschaffen will, ebenso sehr tritt er für die Feste ein: „Voltaires Eifern gegen die Feste ist abgeschmackt. Er hält sie für eine göttliche Einrichtung, und darum haben sie ihn verschnupft. Aber er täuscht sich, sie sind eine menschliche Einrichtung. Sie sind nicht für Gott,

sondern für den Menschen gemacht, und darum sollte Voltaire sie achten. Er hat wieder einmal seinen Hintern mit seinen Hosen verwechselt." Das stärkste aber, was der Abbé je gesagt hat, ist dieses: „Sie gedachten, Voltaires Statue mit vier gefesselten Affen zu schmücken, aber Sie haben keine gute Auswahl getroffen. Es mußten sein: Der Papst, der Jesuitengeneral, Moses und noch einer." Dies Zitat, das nicht fehlen darf, wenn das Porträt des Abbé nicht in einem wichtigen Punkte gefälscht sein soll, das ich aber eigentümlicherweise in keiner Studie über ihn gefunden habe, reißt mit einemmale den letzten Nebel von der tiefen Kluft, die uns vom achtzehnten Jahrhundert trennt. Ohne Zweifel war der Abbé gleich Goethe zu einer bestimmten Zeit seines Lebens, ein „dezidierter Nicht-Christ." Doch wäre Goethe zu jeder Zeit seines Lebens zu diesem Ausspruche unfähig gewesen. Oder ist das Wort nur sein frechster Witz? War er soweit Schauspieler, daß ihm der effektvolle Abgang über alles ging? So sehr Harlekin, daß er an einem nicht gemachten Witz erstickt wäre, selbst wenn der Witz gegen seine tiefste Ueberzeugung war? Jedenfalls hat er Momente in seinem Leben, in denen plötzlich ein ganz anderes Gefühl durchbricht. So, als seine Freunde die schmeichelhaftesten Unterschriften für sein Porträt vorschlugen, und er ihnen trocken erwiderte, sie sollten daruntersetzen: Peccavi, Domine, miserere mei. Literarhistoriker von der Schule Alexander Baumgartners, für die die Bekehrung auf dem Sterbebette nicht eine Erscheinungsform der Agonie, sondern ein Argument ist, werden erfreut sein, zu vernehmen, daß der Abbé beim Sterben die üblichen Dehors gewahrt hat, wenn ihm auch das Geschäft nicht tragisch genug erschien, um ihn zur Unterdrückung seiner witzigen Bemerkungen zu veranlassen.

5.

Nichts ist wohlfeiler als Skeptizismus. Man ist noch gar nichts, wenn man nur Skeptiker ist. Skeptizismus kann ebensogut Unlust wie Unvermögen sein: Unlust, eine Entscheidung fällen zu wollen; Unvermögen, sie jemals fällen zu können; die Tapferkeit des tödlich getroffenen Tiers, das sich zum Verenden in seine Höhle und Skepsis geschleppt hat; die Feigheit eines Richters, der seine Entscheidung hinausschiebt, weil er sich vor beiden Parteien gleich sehr fürchtet; die Weisheit des Heiligen, der den Betrug dieser Welt erkannt hat; die Unschlüssigkeit des Esels zwischen zwei Heubündeln; bei einem philosophischen Kopfe die feinste Form, seine Unwissenheit zu bekennen, und die höflichste Manier, gegen die Probleme unhöflich zu sein; bei Gelehrten, z. B. Historikern, nichts als eine Art intellektueller Kurz- und Schwachsichtigkeit; Anfang des Denkens und der Weisheit letzter Schluß; ein Narkotikum, und ein Stimulans; das wirkliche Gesicht des Denkers, und die Maske, hinter der sich sein letztes und böseste Gesicht verbirgt. Es gibt eine Skepsis aus Müdigkeit, und eine Skepsis aus Mut und Ueber-Mut. Skepsis kann ebensogut die robuste Rauheit des Gesunden, Instinktsicheren, sein, mit der er sich alles vom Leibe hält, was seine unbekümmerte Selbstfrohheit gefährden könnte, wie die verzweifelte Müdigkeit des Geschwächten, Kranken, der sich isolieren möchte vor irgend einer unausweichbaren, schlimmen Gewißheit. Es gibt Skeptiker aus Mangel an Glauben und Skeptiker aus einem Zuviel von Glauben, aus Not, aus Tugend; eine interessante Form des Skeptikers ist der Heautontimorumenos, der sich in seinen Dornen wälzt und an seinen eigenen Qualen weidet. Jede Oberflächlichkeit und jede Tiefe kann sich für Skeptizismus ausgeben. Es gibt nur ein vieldeutigeres, vielsagenderes, nichtssagenderes Wort als das Wort Skepsis, nämlich das Wort System.

Dieser Galiani z. B., Skeptiker und Epikureer zugleich, selbst Zyniker — jedenfalls nicht Stoiker —, was ist er anders als ein Diplomat, der aus seinem alten Metier zwei Dinge gelernt und gerettet hat: ausweichende Antworten zu geben, und Kleinigkeiten wichtig zu nehmen? Das Kapital seiner Existenz ist sein Pariser Aufenthalt; was er in seinen Briefen davon abschneidet, sind nur die Koupons — und bei ihnen macht sich mit der Zeit eine deutliche Konvertierung bemerklich, nicht zu ihrem Vorteile. Wie ganz anders ist Stendhal! Was fehlt eigentlich all diesen unleugbar geistreichen Männern und Frauen des achtzehnten Jahrhunderts? Die Jugend! Das unterscheidet sie so sehr von den geistreichen Frauen und Männern der italienischen Renaissance. Diese letzteren fragen immer: Wie erfülle ich mein Dasein? Sie sind und fühlen sich unerhört jung, eine neue Welt beginnt mit ihnen, ein neuer Frühling, eine neue Freude am Leben. Jene fragen stets nur: Wie ertrage ich mein Dasein? Sind sie alt geboren, müde, bequem, und ihr ganzes Wollen konzentriert sich auf einen Luxus mehr, eine Behaglichkeit mehr, ein kleines, geschwätziges, niedliches Ding von Glück mehr. Diese Rosen duften welk, dieses Lächeln glänzt matt oder gezwungen, dieser Geist ist fein, aber dünn. Sie nehmen jedes sich selbst, und sich gegenseitig als Personen zu wichtig. Sie sind die Provinzialen der Hauptstadt, ihre Atmosphäre ist nur eine höhere und feinere Art von Klatsch. Künstlich, Dilettanten, oberflächlich, eitel, selbstsüchtig, ausgebrannt, mit einer Menge von kleinen Horizonten, sogar borniert — — —

„Halten Sie inne, mein Herr, mit Ihren Adjektiven und Urteilen! War nicht schon Taine in seinem Ancien Régime ungerecht genug mit mehr Geist? Welche Ungerechtigkeit, das achtzehnte Jahrhundert an der Renaissanee, oder Galiani an Stendhal messen zu wollen! Gewiß nimmt Stendhal vieles vom Wertvollen dieser Zeit herüber, selbst noch als Genießender ist er tiefer, stärker, vielseitiger. Die Lebenswerte des achtzehnten Jahrhunderts sind gering. Aber seine Lebenskunst war unvergleichlich. Es scheint, daß diese Art von Kultur durch eine gewisse spezifische Leichtigkeit bedingt war. Es gibt nur einen Maßstab für das achtzehnte Jahrhundert: es selbst. Es trägt sein Gesetz in sich, es erfüllt sein Gesetz. Haben diese feinen Köpfe nicht einen ganz andern Ausdruck, als alles, was vor ihnen war, alles, was nach ihnen kam? Hat nicht die letzte, unscheinbarste und gleichgültigste Aeußerung dieser Zeit, ein Liebesbrief, eine Tabatière, die Art, Haarbänder zu flechten und seidene Röcke zu tragen, hat nicht dies alles eine Einheit des Stils, eine Sicherheit der Tradition, einen schwer zu fassenden und dennoch das stumpfste Auge entzückenden Zauber? Soll in der interessanten Suite, die von einigen Pedanten Weltgeschichte genannt wird, nur das revolutionäre und stürmische Allegro, nur das philanthropisch schwärmende Adagio, nur das Presto con molto, molto fuoco seinen Sinn und Wert haben? Ist nicht auch das gefällige Spiel, die anmutige Oberflächlichkeit „berechtigt", nicht auch der leichte Schritt des Tanzes und Reigens, das kokette Lächeln, der geistreiche Uebermut, der philosophische Bouffon, Galiani der Harlekin, Galiani der — Skeptiker ....?"

6.

Der Aphorismus Siebenundzwanzig der Streifzüge eines Unzeitgemäßen in Nietzsches Götzendämmerung, der vom unbefriedigten Literatur-Weibe handelt, schließt mit einem Zitate, dessen Quelle Nietzsche absichtlich nicht angibt: je me verrai, je me lirai, je m'extasierai et je dirai: Possible

que j'aie eu tant d'esprit? Die Stelle ist aus dem Briefe Galianis an Madame d'Epinay vom 18. September 1769. Nietzsche hat Galiani vermutlich in der zweibändigen Ausgabe von Eugène Asse kennen gelernt, die 1882 erschien (die kritische Ausgabe von Perey und Maugras kam erst 1890 heraus); sie findet sich in seiner Bibliothek. Er erwähnt ihn zum erstenmale in einem Briefe an Malwida von Meysenbug (datiert aus Nizza, 13. März 1885): „Es war den Winter über ein Deutscher um mich, der mich „verehrt": ich danke dem Himmel, daß er fort ist! Er langweilte mich, und ich war genötigt, so vieles vor ihm zu verschweigen. Oh über die moralische Tartüfferie aller dieser lieben Deutschen! Wenn Sie mir einen Abbé Galiani in Rom versprechen könnten! Das ist ein Mensch nach meinem Geschmack. Ebenso Stendhal." — Seiner Schwester schreibt er im Sommer desselben Jahres, daß zu seinen alten Freunden unter den Franzosen nur wenige neue dazugekommen seien, „z. B. Galiani und Taine, die du aber erst schätzen wirst, wenn du ein skeptisches altes Weibchen geworden bist". Ein Aphorismus des Nachlasses (XIII, 806) lautet: „Die feinsten Köpfe des vorigen Jahrhunderts, Hume und Galiani, alle mit Staatsdiensten vertraut; ebenso Stendhal, Tocqueville." Was Nietzsche so sehr an Galiani anzog, war — um es in seiner Art zu sagen — die Abwesenheit jeder moralistischen Naivität, jeder erbaulichen Hinterabsichten, jeder idealistischen Selbstbelügerei und Farbenblindheit. Pour être bon philosophe, il faut être sec, clair, sans illusion: der Satz Stendhals stand als Imperativ vor Nietzsche, der von Natur aus eher das Gegenteil von all dem war, und sich harte, spöttische, trockene und zynische Psychologen verordnete, wie er sich trockene, heitere Klimate und dünne, klare Luft verordnete. Er liebte Galiani, wie er den Gil Blas liebte: „ein angenehmes Land, in dem keine Deutschen vorkommen"; wie er Prosper Mérimée liebte: „ein noch angenehmeres: man stolpert nirgends über eine Tugend". Er hatte selbst die Absicht, in einem zweiten Teile zur Genealogie der Moral auch Galiani zusammen mit Balthasar Gracian, Machiavelli, Montaigne und — Pascal anderen Moralisten entgegenzustellen. Galiani ist sogar bis zu einem gewissen Grade von Einfluß auf den Schriftsteller Nietzsche gewesen, vor allem auf den Briefschreiber. Man kann an den noch allzu unbekannten Briefen Nietzsches (am besten an der veränderten Auflage des ersten Bandes) verfolgen, wie mit einemmale ein neues Vorbild des Briefstils als eines gesprochenen Stiles auf ihn wirkt, wie alles, was an Laune, Witz, Lebhaftigkeit, Esprit, an rascher und eleganter Geberde des Stils im Keime vorhanden war, plötzlich aufsprüht und die persönlichen und glänzenden Briefe hervorbringt, deren Stil mehr und mehr zugleich der Stil von Nietzsches Büchern wird. Das ist nur eine Vermutung. Ich finde auch sonst Fäden, die zu Galiani hinüber führen. Der Vergleich seiner Schriften mit Bomben, die Zukunftsschilderung von einer zunehmenden Chineserei Europas sind Beispiele: „Bigis atque quadrigis petimus bene vivere, und so tragen wir überallhin Krieg, Zwietracht, unser Geld, unsre Gewehre, unser Evangelium ꝛc." — könnte das nicht aus dem Antichrist sein? „Ich weiß, daß ohne die Tugenden der Duldsamkeit, der Verzeihung von Beleidigungen und andere Möncherеien die Römer das größte aller Reiche gründeten. Ich weiß, daß mit ihren so ganz anderen Grundsätzen die Modernen überall Knirpse und Schweine geblieben sind." Man hört die vibrierende Verachtung dieser Antithese Galianis von der Genealogie bis zur Umwertung. „Was ist denn der Geist im Vergleich zu dem Magen?" Nietzsche hätte der kecken Frage zugestimmt, für seine Person sowohl wie für die anderen, wie er auch mit Schrecken an Freund

Rohde einen Satz Galianis aus demselben Briefe sich erfüllen sah: „Wenn die Seele altert, taucht wieder irgend ein Glaube auf." Vor allem aber mußte der Gegner aller Verächter des Leibes sich über die scheinbare Oberflächlichkeit skeptischer Scherze freuen: „Es ist wohl wahr, daß die Seele etwas vom Körper verschiedenes ist: aber es ist wie der Unterschied zwischen Rahm und Milch, zwischen dem Schaum und der Masse der Schokolade, zwischen dem Schnaps und dem Wein: die Essenz des Körpers wird Geist" — wie mag Nietzsche gelacht haben, als er dies las, eingedenk der tausend alten und neuen Spekulationen über das Wesen der Seele, alle gleich tief und gleich richtig wie die Vergleiche Galianis. Zu allem Ueberfluß hatte auch Galiani eine merkwürdige Neugier hinsichtlich des Cesare Borgia, den er rein als prächtigen Kerl, ce gaillard, auffaßt. Aus Galianis Besitz stammt Cesares Prunkdegen mit der stolzen Aufschrift Cum Numine Caesaris Omen, den er der römischen Familie Gaetani vermachte.

Ernsthafte Dinge auf eine paradoxe Weise ausdrücken; die Probleme solange kitzeln, bis sie anfangen zu niesen; Erklärungen versuchen, die dem Stolze des Menschen zuwiderlaufen: das hat Nietzsche mit Galiani gemeinsam. Denn unter den stärksten Bouffonnerien des Neapolitaners verbirgt sich ein Ernst, der seine Tiefen und Tücken hat. Man könnte auf ihn anwenden, was von dem gleichfalls buckligen Spötter Lichtenberg einmal gesagt worden ist: daß überall, wo er einen Witz mache, ein Problem verborgen liege. Die Abwesenheit jeder Sentimentalität bei Galiani wirkt wohltätig wie Seeluft. Er war kein liebloser Mensch, als welcher er verläumdet worden ist, als welchen er sich selbst zu verläumden liebte: die feuchtwarmen Gefühlswinde, die von Genf in das heitere Frankreich herüberzogen, gingen ihm so auf die Nerven, daß er lieber sich als gefühllos hinstellte, als daß er mit Jean Jacques schwärmte. Aber man lese einmal den Brief, mit dem er die Nachricht vom Tode der Frau von Epinay erwiderte (ich setze ihn französisch her, um doch einen Begriff von der Knappheit seines Stiles zu geben, die in der besten Uebersetzung verliert): Madame d'Epinay n'est plus! j'ai donc aussi cessé d'être. Mon coeur n'est plus parmi les vivants, il est tout dans un tombeau. J'ai vécu, j'ai donné de sages conseils, j'ai servi l'Etat de mon maître, j'ai tenu lieu de père à une famille nombreuse, j'ai écrit pour le bonheur de mes semblables: et dans cet âge, où l'amitié devient plus nécessaire, j'ai perdu tous mes amis! j'ai tout perdu! on ne survit point à ses amis. Dies ist echtes Gefühl.

Man blättert durch diese Briefe, merkt sich eine Menge Stellen an, die beim ersten Lesen auffallen, notiert sich die Schlagwörter, gruppiert sie nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit, sieht die charakteristischen Stellen sich häufen, der Reichtum wird zur Verlegenheit, das Bild Galianis beginnt sich zu runden, Teil um Teil seines literarischen Porträts sich zu beleben, eins das andre zu beleuchten, man glaubt dem Menschen näher zu kommen, und dennoch! dennoch! Welch armer Versuch, dies Leben nachzukonstruieren, das einmal so unbeschreiblich reich gesprüht und gefunkelt, diesen Menschen nachzupausen, der ein Genie des Augenblicks und ein Improvisator im Leben und im Schriftstellern war! Am Ende sind es nicht einmal die geistreichen oder witzigen Stellen, die den Wert der Briefe ausmachen: diese Briefe sind als Ganzes zu nehmen, mit all ihrem Gewimmel von Einzelzügen, von alltäglichen Dingen und Sorgen, von den kleinen Tatsachen des Lebens, die alle einmal so interessant für diese längst toten Briefschreiber gewesen sind. So vermögen die Briefe einem das zu werden, was Diderot über Galiani selbst geäußert hat: un trésor dans les jours de pluie.

7.

(Ein apokryphes Blatt aus Goethes Italienischer Reise.)

Neapel, 29. Februar 1787.

„Gestern macht' ich die Bekanntschaft des berühmten Abbé Galiani, der eines besonderen Vertrauens, einer vorzüglichen Gnade des Königs und der Königin genießt. Ich fand ein klein bucklicht Männchen, das mir steif entgegen trippelte, und mit artiger Lebhaftigkeit seine Medaillen, Kameen, alte Bronzen und derlei Sächelchen zeigte. Es sind viel gute Stücke drunter, aber auch viel kurioses Zeug, was er für kostbar hält. Ich konnt' all die Zeit, es mochten zwei Stunden sein, kaum zu Wort kommen. Er redete unaufhörlich von der Kaiserin Katharina, von dem Buch über Horatius, welches er just geendet hatte, von der Vorzüglichkeit und Aboriginität des neapolitanischen Dialekts, dazwischen erzählt' er alte, unmäßig derbe Anekdoten. Ich bat, er solle mir seine Meinung über die Altertümer von Herkulanum sagen, und er regalierte mich mit der Geschichte vom Pfaffen und vom Mauleseltreiber, oder vom Kardinal und seinem Sekretär. Da er endlich merkte, daß mich sein Geschwätz und Gezappel ennuyierte, stellt er sich mit einem ganz ernst und ruhig vor mich, läßt seine schwarzen Kugelaugen aufs lebhafteste rollen, und prasselt ein Hagelwetter von Witzen und Verwünschungen über mein armes Haupt, teils im reinsten Italienisch, teils mit Flüchen der Ruderknechte und mit französischen Brocken untermengt, so daß ich ganz betäubt da stund. „Was seid ihr herausgegangen zu sehen?" fing er an, gleich dem Täufer Johannes, und in dem Ton gings weiter, geistlich und weltlich, gereimt und ungereimt durcheinander. Ob er sich zum Affen seiner eignen Kollektionen müsse machen lassen, oder für jeden hergelaufenen Fremden gegen ein angemessenes Schaugeld seine Kunststücke aufführen, wie seine Angorakatzen umsonst täten (die liefen derweil im Zimmer herum, sträubten den Schwanz und krümmten den Buckel). Er, der Abbé, pfeif auf alle durchkommenden Fremden und Herrschaften, sie sollten ihn in Ruhe lassen, denn er sei ein alter Mann, dessen die verstorbenen Freunde in der unteren Welt schon von länger her mit Verlangen harrten, da sie ohne ihn nicht einmal als Schatten zu leben vermöchten. Ich hab die Verse behalten:

Tandis que j'ai vécu, on m'a vu hautement
Aux badauds effarés dire mon sentiment.
Je veux le dire encor dans le royaume sombre:
S'ils ont des préjugés, j'en guérirai les ombres.[1])

Da er meine Verlegenheit sah, trieb ers noch ärger, bis er mir mitten im Satz mit artigster und höflichster Manier seine braune und behaarte Hand hinstreckte und mit rechtem Schelmenton sagte: Soyons amis! Ich schlug ein, und ließ mich selbst, betäubt wie ich war, zum Frühstück nötigen, das nur aus ein wenig Huhn, kühlem Obst und einer Art von römischem Käs bestand, den sie in Rom caccio cavallo nennen, dabei sich denn das Wortspiel cazzo von selber einstellt, welches sich auch der Abbé mit nichten entgehen ließ. Da ich den Mund nur zum Trinken auftun brauchte (es gab einen dunkeln, herben roten Wein), hatte ich Muße, mir den Mann zu betrachten, dessen Ruhm vorzeiten die halbe Welt erfüllte, und der nun zahnlos vor mir saß, und ohn Aufhören klapperte, wie eine Mühle, wenn sie leer geht, deren Gestoße

[1]) Die Verse sind nicht von Galiani, sondern von Voltaire, der sie am Tage vor seinem Tode, 29. Mai 1778, dichtete. Sie sind auch danach.

was unheimliches hat. Unterdem wurd ich immer stiller, ließ den wunderlichen Greis seine unziemlichen Späße treiben, und dachte derweil, wie nah doch in einem bedeutenden Kopfe der Hanswurst und der würdige Mann beisammen wohnen, und wie sich der Mensch immer steilere und scheinbar unmögliche Ziele stecken muß, um das Leben überhaupt mit Anstand durchzuführen. Behagliches Genießen des Gegenwärtigen ist nur fürs Animalische nützlich, schließlich notwendig, im Geistigen wirds geschwind zur Fratze seiner selber, und verdirbt.

Abends mit Hackert in einer Gesellschaft. Wir redeten auch von dem Abbé, und wurde mancher bedeutende Zug des Mannes vorgebracht, so daß ich mich schließlich glücklich pries, ihn kennen gelernt zu haben."

Der Kampf um Rom.

Historischer Roman von Ricarda Huch.

8.

An einem der ersten Septembertage, während Garibaldi der Hauptstadt näherrückte, erhielt der Admiral Persano eine Depesche des Grafen Cavour, er solle sich der Flotte bemächtigen und sich im Namen Viktor Emanuels zum Diktator machen; ein Auftrag, der Persano etwas unmäßig vorkam. Doch suchte er schleunig etwas zu unternehmen und setzte sich mit dem Minister des Königs, Liborio Romano, in Verbindung, der mit dem Gedanken umging, abzufallen, aber noch schwankte, ob er zu Garibaldi übergehen oder selbst Viktor Emanuel als König ausrufen sollte. Baron Lisco beharrte dabei, daß der König durch eine Revolution des Volkes müsse gestürzt werden und hatte bereits etwas neues eingefädelt, wobei er sich eines Mannes bedienen wollte, der als ein Haupt der Camorra berüchtigt und gefürchtet war und dem Baron versichert hatte, daß es ihm ein Kleines sein würde, den entscheidenden Trumpf in dieser Sache auszuspielen. Villamarina bat inständig, jetzt wo es mehr denn je vergeblich sein würde, da Garibaldi schon vor den Toren Neapels sei, solle man doch aufhören, im Finstern wühlend sich mit Halunken gemein zu machen; allein Baron Lisco sagte, er sei zum äußersten entschlossen und werde vor nichts zurückschrecken, auch sei der von ihm ausgewählte Mann nichts Gemeines, vielmehr liege in dem Wesen der Camorristen etwas Geheimnisvolles und Heldenhaftes, und man müsse den Charakter eines Volkes, mit dem man sich verbinden wolle, ohne Vorurteile studieren. Persano war gleichfalls der Meinung, man müsse nichts unverwandt lassen und sich der tauglichsten Elemente des Volkes bedienen, ohne über ihre Tugend zu grübeln, die übrigens, wenn auch in fremdartigen Formen, der der höchsten und angesehensten Kreise im Grunde gleichwertig sei.

Der einflußreiche Mann, um den es sich handelte, hieß Carmine Santamaria; er verfügte über eine außerordentliche Körperkraft, die ihm das Gefühl gab, in allen Dingen den Ausschlag geben zu können, wozu er noch mehr aufgelegt gewesen wäre, wenn nicht eine ebenso ungewöhnliche Trägheit entgegengewirkt hätte. Diese vermochte, daß er sich nur rührte, wenn er persönlich gereizt wurde oder etwas erhebliches verdienen konnte, welches letztere Baron Lisco erkannte und ausnützte. Der Plan war, daß eine Volksmenge vor das königliche Schloß ziehen und die Zurücknahme der Verfassung verlangen sollte, wodurch der König, wenn er willfahrte, von den Liberalen würde aufgegeben werden, oder denn der einmal aufgereizten Wut der Masse würde weichen müssen. Carmine hatte sich ausbedungen, die Vorbereitungen zu dem Volksauflauf, das Beschaffen und Anstellen der Leute, selbst zu besorgen, ohne jede Einmischung des Baron Lisco, was Villamarina bewog, die Befürchtung auszusprechen, der Mann werde alles Geld einstecken und sich um nichts bekümmern; aber Lisco sagte, diese Leute hielten zwar manches für erlaubt, was sie nicht billigen würden, wie sie denn nicht heikel wären, Blut zu vergießen, wären jedoch nichts destoweniger in ihrer Art ehrenhaft und hätten bestimmte Moralgesetze, an die sie sich streng hielten. Auch Graf Persano meinte, man müsse auf die Eigenart des neapolitanischen Volkes eingehen, wenn man etwas mit ihm ausrichten wolle.

Als Carmine sich mit seinen Gefährten in Verbindung setzte, stieß er bei vielen auf Widerstand, die sagten, es wäre gegen alles Herkommen, daß sie sich gegen den König gebrauchen ließen, müsse er aber fallen, so solle Garibaldi kommen und ihn wegjagen, es gebe keinen Grund, ihm vorzugreifen, er würde doch kommen und sie vielleicht noch dafür bestrafen. Dadurch wurde Carmine unentschlossen, ging, von seiner Frau beraten, zu seinem Beichtvater, und vertraute ihm an, wozu er gedungen worden sei. Dieser, ein Patriot von demokratischer Gesinnung, beschwor ihn, sich nicht darauf einzulassen, sondern still zu warten, bis Garibaldi komme; die Herren, die ihn anstifteten, wollten nichts anderes als das Königreich an Viktor Emanuel ausliefern, bevor Garibaldi da sei, damit er es wie einen Lottogewinn in die Tasche stecken könne, Garibaldi dagegen komme als ein Vertrauter Gottes, um den irdischen Reichen die himmlischen Gesetze zu geben. Er komme mit der höchsten Macht bekleidet, ein Imperator, um die Ungerechtigkeiten zu vertilgen und die schuldlosen Leiden zu vergüten. Wenn er die neue Ordnung in Neapel eingeführt hätte, würde er alle Länder Italiens zu einem Reiche zusammenfügen und Viktor Emanuel als König darüber einsetzen, wer ihm vorgriffe, sündige wider Gott, dessen Wille es sei, durch ihn die Welt zu beglücken.

Dies Zureden machte Carmine zunächst noch mehr unschlüssig; denn einerseits war er geneigt, dem Geistlichen zu gehorchen, andererseits regte sich in ihm Eifersucht auf Garibaldi und Besorgnis, seine eigene ruhmvolle und ansehnliche Stellung könne durch ihn erschüttert werden, so daß er Cavours Meinung, man müsse Garibaldis Ueberragen schleunig auf die gewöhnlichen

bürgerlichen Maße zurückführen, ernstlich zu teilen begann. Dies Gefühl gewann in ihm die Oberhand, und er brachte einen Haufen Gesindel zusammen, das sich zuerst zur Plünderung eines von einem Flüchtling verlassenen Palastes und dann vor das königliche Schloß führen ließ. Kaum hatte hier das Geschrei „Nieder mit der Verfassung!“ begonnen, als ein Beamter der Polizei, der Carmine aus früheren Verhandlungen gut kannte, auf dem Platze erschien, ihn zu sich heranwinkte und ihm eine Entschädigung versprach, wenn er die Menge zum Schweigen brächte, und ohne daß sie weiteren Schaden anrichtete, zerstreute. Nachdem sie über eine Summe von nicht verächtlicher Höhe einig geworden waren, teilte Carmine den Leuten mit, daß der König nach wie vor ein Vater seines Volkes sei und alle ihre gerechten Wünsche befriedigen werde, worauf sie einigemal Es lebe der König! riefen und sich in bester Laune entfernten.

Seinen Auftraggebern erzählte Carmine, daß die von ihm geworbenen Leute das Geld zwar genommen, sich schließlich aber geweigert hätten, etwas Handgreifliches gegen den König zu unternehmen, da Garibaldi bald kommen würde und tun, was das beste wäre; und entrüstete sich über diese Treulosigkeit unter drohendem Augenrollen und Mordgedanken, die den Herren einen deutlichen Begriff von der in ihm liegenden Furchtbarkeit gaben. Nachdem er fortgegangen war, äußerte sich die Wut und Enttäuschung des Baron Lisco fast bis zu Tränen, wohingegen Graf Persano den Charakter des Camorristen zu zergliedern begann und seinem Vergnügen Ausdruck gab, daß er diesen Blick in die neapolitanische Volksseele habe tun können.

Einen Tag später entschloß sich der König, der sich von allen verlassen sah, Neapel zu verlassen, um nicht Zuschauer von Garibaldis siegreichem Einzuge zu werden. In der schläfrig schlauen Art, die ihm eigentümlich war, sagte er, Don Peppino, so nämlich nannte er Garibaldi, sei offenbar ein Werkzeug Gottes entweder zu seiner oder des Volkes Bestrafung. Er wolle sich gegen den Willen Gottes nicht auflehnen. In diesen Tagen war der Verkehr im Wirtshause der Giovannara so lebhaft geworden, daß sie einen kleinen blondlockigen Burschen zur Bedienung angestellt hatte, der, wie sie, eine feuerrote Jacke trug und die jeweilig einlaufenden Telegramme über das Vorrücken Garibaldis vom Tisch herunter vortragen mußte. Am Abend des sechsten September saßen die Gäste gedrängt und besprachen die eben erfolgte Abreise des Königs und die bevorstehende Ankunft Garibaldis. Carmine Santomaria, der nicht zu den regelmäßigen Besuchern der Giovannara gehörte und nur in einer mißvergnügten, aufgeregten Stimmung zufällig in ihr Wirtshaus geraten war, sagte, die Brauen faltend, es sei noch nicht so gewiß, ob Garibaldi komme; es gebe Männer in Neapel, die sich nicht ohne weiteres einem Fremden unterwerfen würden und die wohl einen blutigen Strich durch seine Rechnung ziehen könnten. Ein anderer sagte bedenklich, man wisse freilich, daß der König einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe, und vollends der Papst werde jeden Tropfen seines Blutes hundertfach mit Gold aufwiegen. Da könne sich leicht

einer finden, der den Lohn verdienen wolle. Warum auch nicht, sagte Carmine, da es ein leichtes sei. Garibaldi fahre nicht wie ein Despot in geschlossener Kutsche einher, Bewaffnete zu den Seiten, voran und hintennach, er wäre auch nicht inmitten des Heeres, sondern ritte allein mit einem kleinen Gefolge, das er oft zurückließe, um ungestört seinen Gedanken nachzuhängen; ein Kind, das nur mit der Flinte umzugehen wisse, könne ihn aus dem Hinterhalte erlegen. „Er ist von Sizilien bis Neapel unverletzt durch alle Heere des Königs gegangen, jetzt solltest du oder deinesgleichen ihn zu Falle bringen", sagte die Giovannara höhnisch. Ihr Blick machte Carmine wütend; „einem Manne meiner Art gelingt mehr als 100000 Feiglingen", rief er und wettete, indem er sein Glas leerte, daß Garibaldi nicht lebend in Neapel einziehen werde. Die meisten wetteten gegen ihn, laut durcheinanderschreiend, nur wenige waren auf seiner Seite. Garibaldi komme durch viele Dörfer, sagte einer, wo nicht alle vom Könige abgefallen seien; wie leicht könne da jemand ihm etwas antun, etwa wenn er in ein Wirtshaus oder in eine Kirche eintrete, oder man könne aus einem Fenster auf ihn schießen. Sicher würde sich ein Priester finden, der einem die Absolution erteilte. Nein, sagte ein anderer, ein solcher Verräter fände sich in und um Neapel nicht; denn Garibaldi habe niemanden beleidigt, er sei kein Blutsauger und kein Leuteschinder, er sei selbst ein Mann des Volkes und gut und freigebig wie der Erlöser, an ihm würde sich keiner vergreifen. „Und wollte es auch einer; so vermöchte er es doch nicht", rief die Giovannara stolz. Niemand könne ihm beikommen. So wie den Lorbeerbaum der Blitz nicht treffen könne, weil er selbst feuriger Natur sei, so könne Garibaldi, der Italiens Schwert sei, keine Waffe verletzen. Sie solle doch Männern nicht mit Lügenmärchen kommen, sagte Carmine zornig; er selbst mache sich anheischig, ihn mit seinen bloßen Fäusten umzubringen, wenn es darauf ankomme. Das Lärmen und Schimpfen, das sich hierauf erhob, unterbrach die Giovannara, indem sie sich dicht vor Carmine hinstellte und, indem sie ihn herausfordernd ansah, sagte: „Sehen wir denn, ob du mich töten kannst, du Prahler!" Im ersten Augenblick wollte er sie anpacken, dann versuchte er zu lachen; aber unter ihrem funkelnden Blick wurde ihm anders zu Sinne. Er beugte sich zu ihr und flüsterte leidenschaftlich: „Ich möchte dein Blut fließen sehen, um es zu fragen, ob dein Herz mir vergeben kann." Sie errötete und wurde nun auch verlegen, faßte sich aber und erwiderte schnell und leise: „Wenn du die Wette verlierst, so will ich dir deinen Verlust ersetzen." Die anderen hatten diesen verstohlenen Handel nicht bemerkt oder stellten sich so. Die Giovannara trat rasch an den Tisch zurück mit den Worten: „Ich bin noch unversehrt, so wird es auch Garibaldi sein" und versprach jedem, der ihr Haus besuche, ein Glas voll ihres besten Weines umsonst am Tage, wo Garibaldi einziehe.

Als der König fort war, verbreitete sich eine heitere und sorglose Stimmung in der Stadt. Die Minister besonders atmeten auf; denn sie waren nun der peinlichen Wahl zwischen treulosem Abfall oder undankbarem Aus-

harren bei einer verlorenen Sache überhoben. Für diejenigen, die es nicht anständiger fanden sich ganz zurückzuziehen, handelte es sich nur noch darum, sich für Cavour oder Garibaldi zu entscheiden.

* * *

Liborio Romano, der erste Minister des entflohenen Königs, entwarf in Eile eine Huldigungsadresse an Garibaldi, damit er nicht als Eroberer einzöge, sondern als Diktator eingeholt würde, und eilte selbst nach Vietri, von wo aus der Erwartete die Eisenbahn benützen wollte, um ihn als erster zu begrüßen. Nachdem die üblichen Reden gewechselt waren und der Zug nach Neapel sich in Bewegung gesetzt hatte, erzählte Liborio Romano von den Vorfällen der letzten Tage: wie er den König veranlaßt habe zu fliehen, wie er die Zügel der Regierung an sich genommen habe, wie der Gesandte des Königs von Sardinien und der Admiral Persano ihn hätten bestimmen wollen, daß er einem von ihnen die Diktatur im Namen Viktor Emanuels übertrüge und wie er sie, nachdem sie lange im Vorzimmer gewartet hätten, da er mit Geschäften überladen gewesen sei, dahin beschieden hätte, daß die Nationalgarde, der die Aufrechterhaltung der Ordnung obliege, erklärt habe, sich nur Garibaldi unterwerfen zu wollen, daß das ganze Volk Garibaldi wolle, und daß jeder Versuch, sein Kommen zu hintertreiben oder ohne seine Vermittelung eine Regierung einzusetzen, die Insurrektion herbeiführen würde. Er sprach gewandt und zeigte sich beflissen, dem Diktator die Ueberzeugung beizubringen, daß er einen Mann von solchen Verdiensten, soviel Urteil und Sachkenntnis dem Lande in einer hohen Stellung erhalten müsse.

Während Garibaldi durch das offene Fenster in die vom Ueberfluß der Wonnen müde Landschaft blickte, dachte er daran, wieviele Männer ihm an wievielen Orten, durch die er im Laufe der letzten Wochen gekommen war, in ähnlicher Weise erzählt hatten, was sie für ihn und für Italien gelitten und geleistet hatten, und die Vorstellung aller dieser Worte, der lauernden, schmeichlerischen, gleißenden Augen, die ihn dabei angesehen hatten, riefen zusammen ein Gefühl peinlicher Widerwärtigkeit in ihm hervor. Er hätte nicht zählen können, wie oft er gesagt hatte: „Ihr habt Euch um das Vaterland verdient gemacht!“ und obwohl er es fast immer mit Freude und Ueberzeugung getan hatte, kam ihm plötzlich eine Empfindung, als seien die Muskeln seines Mundes schlaff geworden und müßten ausruhen. Ungerufen tauchte das Bild seiner Insel in seiner Seele auf; er fühlte den einsam um die Klippen sausenden Wind, das Klingen des Wassers und sein unendlich ausgebreitetes, an die Säume des Himmels und der Erde strömendes Dasein.

Das Aufhören der rüttelnden Bewegung des Fahrens, als der Zug anhielt, und das Bewußtsein des großen Augenblicks, der nun da war, erfrischte ihn wieder. Wie er mit seinen Begleitern den Bahnhof verließ, um in einen Wagen zu steigen, sagte Oberst Türr zu Bertani, es sei eine fast leichtfertige

und unerhörte Sache, daß Garibaldi allein, ein fremder Eroberer, in diese wimmelnde Stadt einziehe, das berüchtigte Paradies der Bettler, Gauner, Kuppler und Banditen. „Mir ist zu Mute", entgegnete Bertani, „als ob ich einen Tierbändiger in den Käfig voll wilder Tiere eintreten sähe." Die Läden der Häuser, die Bäume und Brunnen waren schwarz von Menschen und erinnerten an jene mit Leim bestrichenen Stangen und Düten, wenn sie von zappelnden Fliegen bedeckt sind. Die Stadt war in Wahrheit einem riesengroßen Käfig ähnlich, in dem tropische Geschöpfe aller Art beieinander sind, kletternde Affen, gaukelnde Papageien, neugierige Gazellen, geifernde Schlangen, Panther, Leoparden und Giraffen, die in der Stunde, wo sie gewohnt sind, daß er kommt, um sie zu füttern und zu Kunststücken abzurichten, ihrem Herrn entgegendrängen. Sie schmiegen sich an ihn, um von seiner Hand geliebkost zu werden; auch die Blutdurstigen und Unteilvollen ergeben sich dem Zauber des Beherrschtseins und ducken sich leise unter seinen furchtlosen Augen. Diese Augen einzig banden das ungeheuerliche Getümmel, das kreischende, schillernde Durcheinander gefährlicher Kräfte, die sich auf ihn hätten stürzen und ihn zerreißen können, wenn sie sich einen Augenblick ihrer Freiheit und ihres Vermögens bewußt geworden wären. Aber in dieser Menge war keiner, der etwas anderes gewollt hätte, als sich an dem Anblick Garibaldis beseligen. Sie sahen nun das rote Hemd unter dem weißen Mantel, den die Kugeln durchlöchert hatten, das blonde Haar, das schöne Haupt, das olympische Lächeln, wovon sie seit vielen Wochen fabelten und träumten. Die mächtige Masse erregtesten Lebens, die brausend um den Siegeswagen stürzte, das Jauchzen, Kreischen und Brüllen, der betäubende Taumel schwoll und sank auf die Zeichen des segenvollen Gottes, dessen Lächeln müder wurde, je rasender die Trunkenheit, die es erzeugte.

Die Hitze war an diesem Tage nicht drückend, da es in der Nacht gewittert hatte; zuweilen führte ein von Norden wehender Wind Haufen laut raschelnder Blätter über die Häuser weg. Der Himmel war schwarzblau, ganz ohne Trübnng und die Luft so rein, daß die Berge über der Stadt wie edle, farbig leuchtende Formen ohne Gewicht erschienen. Das triumphierende Jahr schien seine Fackel noch einmal bis an die Sonne zu schwingen, bevor es sie dem Herbste neigte.

* * *

Auf seinem Zuge nach Neapel war Garibaldi im Begriffe gewesen, dem Prodiktator von Sizilien, Agostino Depretis, auf seine Anfrage zu erwidern, er möge immerhin den Anschluß der Insel an Piemont verwirklichen, als Bertani, der dazukam, sein Erstaunen darüber aussprach, daß der General sich jetzt schon der Macht, die die Diktatur über Sizilien ihm gäbe, berauben wolle, worauf Garibaldi sich nochmals bedachte und anstatt des begonnenen Briefes an Depretis schrieb, er möge mit der Annexion warten, es habe noch Zeit. Nachdem er die Diktatur in Neapel ergriffen hatte, war es seine erste

Handlung, daß er die neapolitanische Flotte mit der des Königs von Sardinien vereinigte und damit Viktor Emanuel zum Herrn der westlichen italienischen Meere machte. Obwohl er dadurch die unerschütterte Treue seiner Gesinnung anzeigte, blieben diejenigen, die mit seinem Namen zugleich Revolution, ja Republik zu nennen glaubten, mißtrauisch und ungeduldig und wünschten die Gewaltherrschaft Garibaldis so schnell wie möglich gegen die regelmäßige des Königs vertauscht zu sehen. Dies war umsomehr der Fall, als Mazzini, von dem man glaubte, daß er die Frucht von Garibaldis Siegen der republikanischen Partei zuzuwenden trachte, in Neapel erschienen war und häufig an des Diktators Seite gesehen wurde.

Mazzini war in glücklichster Stimmung. Dies sei, sagte er, seit fast 30 Jahren, mit Ausnahme der wenigen Monate in Rom im Jahre 1849, das erstemal, daß er die Sonne seines heimatlichen Himmels nichts als Raub, sondern unter dem Schutze der Diktatur als sein Recht genießen könne. Er weile gern in seiner Nähe, um zugleich in der goldensten Sonne und im Glücke Garibaldis sich zu baden. Seine Liebe zu Garibaldi offenbarte sich oft in kindlich scheuer und guter Weise, aber gegen seinen Willen; denn er fürchtete, ihm lästig zu fallen.

Garibaldi war drei Tage in Neapel, als Villamarina ihm die Mitteilung machte, daß Viktor Emanuel beschlossen habe, in die Marken und Umbrien einzufallen und diese Provinzen des Kirchenstaates seinem Reiche einzuverleiben; sein Heer stehe bereits an der Grenze und dem Papst seien die Gründe dieses feindlichen Schrittes in einer Zuschrift auseinandergesetzt worden. Villamarina, der seine Botschaft zögernd und nicht ohne Verlegenheit erledigt hatte, bemerkte in Garibaldis Augen ein Aufleuchten freudiger Genugtuung. So habe der König, sagte er, doch seinen Willen durchgesetzt! Nun werde Italien die Absichten und den Mut seines Königs erkennen! Nun werde auch die Befreiung Roms nicht mehr fern sein. Villamarina errötete und entgegnete, der König habe dem heiligen Vater versichert, daß er das Gebiet von Rom nicht antasten, vielmehr ihn in diesem Besitze schützen werde; denn da durch die Eroberung der Marken das angrenzende Oesterreich gereizt werden würde, könne er nicht auch den Kaiser Napoleon, der der Schutzherr des Papstes in Rom sei, sich zum Feinde machen.

Garibaldi schwieg; es ging ihm plötzlich durch den Sinn, daß diese unverhoffte Ausführung eines von ihm lange gehegten Planes den Zweck haben könnte, weniger die unter dem Drucke der Papstgewalt schmachtenden Provinzen zu befreien, als vielmehr ihn daran zu verhindern, daß er nach Rom ginge. Sein Gesicht verdüsterte sich, er wollte eine Frage an Villamarina richten, aber als er dann mit ehrerbietiger Teilnahme auf den ruhenden Blick sah, unterdrückte er sie und sagte freundlich, er zweifle nicht daran, daß die tapferen Truppen Seiner Majestät den Söldnern des Papstes obsiegen würden und freue sich dessen.

Als er spät abends mit Mazzini und Bertani in seinem Zimmer des

Palastes saß, den er bewohnte, erzählte er von der neuen Wendung in der Politik des Königs. Bertani sagte heftig auffahrend, das sei vielleicht dem Tatendrange des Königs lieb, erfunden habe es Cavour. Nein, nicht erfunden, gestohlen, erschlichen habe er es. Vor einem Jahre, als der König mit Garibaldi dazu einverstanden gewesen sei, habe Cavour es hintertrieben. Vor zwei Monaten, als er in Genua eine Armee dazu gerüstet habe, habe Cavour mit seinen Künsten den wohl angelegten Plan scheitern gemacht. Damals schon vielleicht sei ihm der Gedanke gekommen, die Tat Garibaldi und den Seinigen zu entreißen und sie selbst zu tun, Was er ihm, Bertani, damals als Gewissenlosigkeit vorgeworfen habe, werde nun Unerschrockenheit und Hochherzigkeit heißen. Ja, sagte Mazzini, das eben sei ihr Triumph. Alles das, wofür sie geächtet wären, in die Verbannung getrieben, gefoltert, getötet, das wären jetzt die Ruhmestitel der Verfolger von einst. Was die Dornenkrone der Märtyrer gewesen sei, sei Diadem des Königs geworden. Mit den Worten, die einst die Inquisitoren ihren Opfern entwunden hätten, um ihnen daraus das Todesurteil zu begründen, brüsteten sich jetzt die Häscher und Henker von einst. Das, das eben sei der siegreichste ihrer Siege. Wenn einmal die Bauern mit ihrer Sense nach ihm schlügen, weil er nicht mitgeschrien habe: Es lebe das einige Italien mit der Hauptstadt Rom! so würde er lächelnd sterben. Ihre Soldaten wären es ja mit ihren Wappen, die regierten, ihre Gedankenträume, ihr Geist.

„Ich weiß nicht“, sagte Bertani, „ob es unser Geist ist, oder nur unser Wort.“ „In den Worten ist der Geist“, rief Mazzini. „Ihr werdet sehen, daß Cavour binnen kurzem vom Throne herunter ausrufen wird, daß Rom Italiens Hauptstadt sei. Wir zwingen ihn dazu, kühn zu sein und groß zu denken, er muß es, damit die Rebellen ihn nicht beschämen.“

Garibaldi, der in Gedanken vor sich hin gestarrt hatte, sagte: „Ihr werdet mich oft getadelt haben, daß ich mich mit dem Könige verband, da ich doch in meinem Sinn Republikaner bin wie ihr. Ich tat es, weil ich mir die Ueberzeugung gebildet hatte, daß wir ohne ihn Italien nicht würden machen können; auch bereue ich es nicht: er ist ein Patriot, ein Soldat und ein ehrlicher Mann. In ihm habe ich mich nicht getäuscht, nur in Cavour. Cavour ist mein Feind; als ich im Frühling nach Sizilien ging, wollte er mich zurückhalten, als ich es dennoch tat und Sizilien eroberte, wollte er es mir nehmen; da es ihm nicht gelang, wollte er mich hindern, nach Sizilien zu gehen, und als ich es dennoch tat, wollte er mir Neapel entreißen, nun ich es dennoch genommen habe, will er mich hindern, nach Rom zu gehen, indem er den Namen meines Königs schützend davorstellt; denn das allein ist der Zweck dieses Feldzuges.“

Nachdem sie über die wahrscheinlichen Absichten des Ministers gesprochen hatten, sagte Bertani: „Wenn ich meine persönliche Erbitterung vergesse, muß ich ihn bewundern; er wagte mit seinem Angriff auf den Papst das äußerste. Er tritt als Rebell auf und rechnet, daß die Larve des königlichen Ministers,

die er trägt, die Sinne der Welt, vor der er handelt, täuscht. Indem er uns nachgibt, bewahrt er doch die Treue gegen seinen Monarchen. Und wenn Ihr dem König zuliebe jetzt Rom aufgebt", fuhr er, gegen den Diktator gewendet, fort, „so ist es das einzige nicht, was Ihr ihm geopfert habt." Mazzini sagte, wie man auch die Handlungsweise Cavours beurteilen möge, so hielte er selbst auch einen Angriff auf Rom eben jetzt für untunlich. Ein solcher würde zweifelsohne einen Krieg mit Frankreich herbeiführen, den Italien in seinem jetzigen Zustande kaum würde bestehen können. Es wäre nicht unmöglich, daß es Cavour gelänge, sich auf dem Wege der Unterhandlungen in den Besitz Roms zu setzen, was vorzuziehen sei. Seiner Meinung nach sollte man lieber an die Befreiung Venedigs denken, da nach den berechneten politischen Konstellationen Oesterreich weit weniger als Frankreich zu fürchten sei.

Garibaldi antwortete nicht; es traf ihn empfindlich, daß Bertani Cavour verteidigte, und von Mazzini hatte er die Ansicht, daß er mit Rücksicht auf die katholische Konfession, deren Bestehen er im wesentlichen wünschte, den Papst geschont wissen wollte. Seine eigenen Befürchtungen, ob die Eroberung Roms, die das eigentliche Ziel aller seiner Kämpfe gewesen war, jetzt ausführbar wäre, sprach er nicht aus. Er wußte, daß der Besitz des Königreichs Neapel noch keineswegs gesichert war, unter dem Taumel, der ihn empfangen hatte, brütete Verrat und zweideutige Gesinnung, schon waren in mehreren Ortschaften von Räuberbanden geleitete Aufstände ausgebrochen. Ob seine Truppen, wenn alle Arbeit hier getan wäre, noch zu weiteren großen Aktionen tauglich sein würden? Die Tausend von Calatafimi und Palermo waren nicht mehr sein, der Blitz, den sein Wort geschaffen hatte, war in Kämpfen und Genüssen erloschen, das Werkzeug hatte die Zauberkraft, die ihm innezuwohnen schien, allmählich eingebüßt. Das Zuströmen neuer Kräfte, das anfangs ununterbrochen gewesen war, ließ beständig nach, so daß es den Anschein hatte, als ob Italien gegeben habe, was es für ihn besäße.

Indessen er selbst bekämpfte so kleinmütige Gedanken; denn schließlich stand ihm noch ein bedeutendes, tüchtiges und ergebenes Heer zu Gebote, und noch hatte er nicht erprobt, wie das Volk eine neue, förmliche Werbung beantworten würde. Wenn es ihm gelang, die Macht, über die der König von Neapel noch verfügte, durch einen starken Schlag so zu lähmen, daß er ihm in nächster Zukunft nicht mehr könnte gefährlich werden, die Partei, deren feindseliges Wühlen er überall spürte, unschädlich zu machen, so konnte er seine ganze Kraft auf Rom richten. Einzig die Erwägung, daß der König mit seinen Truppen sich zwischen ihn und Rom stellen könnte, hemmte seinen Entschluß. Wiederum war es Cavour, der ihm entgegentrat; wäre Cavour entfernt und mit ihm die Fanti und Farini, so würde er, allein mit dem König, Italien durch eine glückliche Tat vollenden, daran zweifelte er nicht. Es kam ihm plötzlich der Gedanke, daß er den König selbst darum angehen könnte, ihn, Cavour, zu entlassen und ihm, Garibaldi, dadurch die Bedingung zu künftigen Siegen zu schaffen. Viktor Emanuel, dachte er, würde ihn nicht

zur Eroberung der Sizilien ermuntert haben, wenn er nicht willens gewesen wäre, die italienische Krone anzunehmen, so würde er denn auch über Rom mit ihm einig werden. Indem er über einen Mann nachdachte, der wegen dieser Sache zwischen ihm und dem Könige vermitteln könnte, einen, der ihnen beiden gleich wert und vertrauenswürdig wäre, fiel ihm Giorgio Pallavicino ein, der die Reinheit seiner Gesinnung durch Opfer, Leiden und Taten, in Jahrzehnten unwandelbar, bewiesen hatte. Dieser hatte kaum die Einladung Garibaldis erhalten, so schnell, wie es ihm möglich wäre, nach Neapel zu kommen, als er dorthin eilte. Er war ungeduldig, Garibaldi nach seinen großen Siegen wiederzusehen und zu umarmen, froh, im Alter noch einmal im hohen Wellengange des Lebens mitkämpfen zu können, und stolz darauf, daß der, den er seinen Garibaldi zu nennen pflegte, ihn dazu berufen hielt.

Freilich war ihm die Aufgabe, mit der Garibaldi ihn betrauen wollte, durchaus zuwider, vorzüglich, weil er voraussah, daß der König die befremdende Bitte Garibaldis ablehnen würde; daß es seine schwache Gesundheit angreifen mußte, die ermüdende Reise sogleich noch einmal zu machen, beachtete er weniger. Da jedoch Garibaldi sich nicht ausreden ließ, was er im Sinne hatte, erklärte er sich bereit, die heikle Sache zu übernehmen und den Vorschlag des Diktators vor dem Könige zu vertreten. Die Politik, die Cavour in den letzten Monaten verfolgt hatte, billigte er ohnehin nicht: mitunter war es ihm schmerzlich gewesen, daß der Monarch, den er sich selbst auserwählt und durch seine Stimme mit gehoben hatte, infolge von Cavours Regierung nicht so lauter und erhaben vor seinem Volke stand, wie er es gewünscht hatte.

Inzwischen war in Palermo der Gegensatz der Parteien unversöhnlich geworden; der Prodiktator Depretis trat offen auf die Seite derer, die den unmittelbaren Anschluß an Piemont forderten, während Crispi der verhaßte und gefürchtete Wortführer der anderen Partei blieb. Trotz der noch unsicheren Lage auf dem Festlande, fuhr Garibaldi selbst nach Sizilien und schlichtete die Streitigkeiten dadurch, daß er einen anderen Prodiktator ernannte und seinen Willen verkündigte, die Diktatur zu behalten, bis sein Ziel, Rom, erreicht sei.

In Neapel war die Abwesenheit Garibaldis um so bedenklicher, als gerade in die Zeit, nämlich auf den 19. September, das Fest des heiligen Januarius fiel, an welchem in der Kirche Piedigrotta in Anwesenheit des Königs das Blut dieses Schutzpatrons flüssig zu werden pflegte, und das Ausbleiben des Wunders den schlechtesten Eindruck auf das Volk würde machen müssen.

Am Tage vor dem Feste fand auf dem Platz del Mercato eine Disputation zwischen Fra Giovanni Pantaleo und einem Dominikanermönch statt, ob das Blut des heiligen Januarius oder das Garibaldis heilkräftiger und im allgemeinen wertvoller sei. Es hatte nämlich der Dominikaner behauptet, daß das heilige Blut nur in der Gegenwart des Gott vertretenden und darstellenden bourbonischen Königs flüssig werden könnte, am morgigen Tage infolgedessen nicht fließen würde, was als ein Zeichen der Ungnade Gottes und kommenden Unheils aufzufassen sei. Der regierende, jetzt vertriebene König

sei ein Gott insbesondere wohlgefälliges Lamm, und daß er nunmehr an das Kreuz des Leidens geschlagen sei, mache ihn vollends Christus ähnlich, das Volk aber, das ihn verraten habe, dem mit unersättlichem Fluche behafteten Volke der Juden.

Garibaldi habe sich schließlich entfernt, weil er wisse, daß sein ungesalbtes Piratengesicht keinen Einfluß auf das gesegnete Blut haben würde, und der öffentlichen Schande lieber aus dem Wege gehe. Hiergegen sagte Fra Pantaleo, es sei für Italien und ganz besonders für Neapel viel wichtiger, daß Garibaldis Blut geflossen sei und noch ferner fließen wolle, als ob das Blut des Januarius flösse oder nicht flösse; denn Garibaldis Blut habe Sizilien und Neapel erlöst, das Flüssigwerden jenes Blutes aber sei nur ein Spektakel für das Volk, das schlechte Priester gewöhnt hätten, bei ihren Gaukeleien Maulaffen feil zu halten, statt die Hände zu regen und die Kultur zu fördern. Dies schien dem Dominikaner eine schamlose Lästerung zu sein; er zählte auf, außer sich vor Entrüstung, erstens die Eigenschaften des Blutes des Januarius, zweitens die Aussprüche der Päpste, welche dieselben bestätigten und für unbezweifelbar erklärten und schließlich die Wunder, die dasselbe getan hätte. Das Publikum, das sich angesammelt hatte, war anfangs unsicher gewesen, ob der Dominikaner auch ein Garibaldiner sein könnte, der, um die Disputation zu ermöglichen und zu einem Siege des Fra Giovanni zu gestalten, die Rolle seines Gegners übernommen hätte, wie das öfters vorkam, und hatte sich belustigt, ja sogar über ihn gelacht; allmählich aber drängte die Echtheit seiner Art sich auf, und die Schilderung von der Kostbarkeit und Wundertätigkeit des heiligen Blutes, das jedem Neapolitaner wert war, rührte viele, so daß eine immer größer werdende Schar von Anhängern sich um den Dominikaner drängte. Fra Giovanni hatte Mühe, über das Blut Garibaldis so vieles und so merkwürdiges auszusagen, wie sein Gegner über das von ihm verteidigte, doch verfügte er über eine muntere Phantasie und über eine Stimme von angenehmerem und stärkerem Schall, wie auch sein inzwischen üppig aufgegangenes, in Kraft, Farbigkeit und guter Laune prangendes Gesicht die Menschen sympathisch anzog. Immerhin hätte die Rauferei, die schließlich entstand, da die Sache mit Worten nicht zu schlichten war, und die Wut des Dominikaners einen Ausweg doch durchaus suchte, für die Partei des Fra Giovanni ein übles Ende nehmen können, wenn nicht einige Offiziere Garibaldis vorbeigekommen wären und den Knäuel der Kämpfenden aufgelöst hätten.

Noch am selben Abend kam Garibaldi, der wohl wußte, wie wichtig seine Anwesenheit bei dem volkstümlichsten Feste Neapels war, aus Palermo zurück, und erschien am folgenden Tage, von seinem Stabe begleitet, in der Kirche. In höchster Spannung hingen aller Augen an den Priestern, die die Handlung leiteten, deren Gesichter wie Masken waren, hinter denen ebensowohl Gleichgültigkeit, wie sachlicher Ernst oder schadenstiftende Tücke verborgen sein konnte. Die Tatsache, daß auf dem Thronsessel, auf dem man

seit Menschengedenken die plumpen Bourbonen hatte sitzen sehen, jetzt ein fremder Held mit schönem Antlitz saß, dessen göttlich voller und stiller Blick, des Wunders, das sich von ihm begeben sollte, gewiß und doch nicht bedürftig schien, stimmte die Gemüter zum Außerordentlichen und reizte die ungeduldige Erwartung aufs äußerste. Als die lateinischen Worte des Priesters die eingetretene Verwandlung verkündigten, löste sich die Erregung in inbrünstigem Schluchzen; das Ansehen Garibaldis war nun, da Gott ihn als seinen Liebling und Gesandten förmlich geoffenbart hatte, noch höher gestiegen als am Tage seines Einzugs.

Indessen verstummten die Gegner des Diktators in der Diplomatie und unter den hohen Beamten deswegen nicht; vielmehr sah er sich gezwungen, einige von den Emigranten aus Neapel zu entfernen, die unter dem Einflusse Cavours standen, und die er, um allen Parteien gerecht zu sein, zu Ministern ernannt hatte, weil sie das Volk gegen Mazzini aufzustacheln und auch sonst ihm allerwärts Schwierigkeiten zu bereiten suchten. Sie gingen nach Turin zurück und vermehrten dort durch gehässige Berichte den Groll, der in der Umgebung Cavours gegen Garibaldi herrschte.

* * *

Cavour hatte die vielerlei Bedenken, die sich einem von dem Könige gegen den Papst unternommenen Feldzuge entgegenstellen mußten, völlig überwunden und hinter sich geworfen, so sehr erquickte seinen Geist die Aussicht, nach langen, zweideutigen, unterirdischen Windungen eine gewagte Tat mit großen Zielen und Folgen zu tun. Auch der König war froh, offen als Soldat für Italien auftreten zu können; seine Besorgnis, Napoleon dadurch zu reizen, zerstreute Cavour, indem er diesem die Expedition mehr gegen Garibaldi als gegen den Papst gerichtet hinstellte. Aber eben dieser Umstand: daß er Manifeste erlassen sollte, in denen Garibaldi und seine Freunde, wenn nicht ausdrücklich, so doch in jedermann verständlichen Andeutungen, als Rebellen und Feinde des Vaterlandes sollten hingestellt werden; daß er Garibaldi, wenn es nötig würde, die Diktatur mit Gewalt nehmen und sich an seine Stelle setzen, jedenfalls ihn bei Seite schieben und den Krieg selbst zu Ende führen sollte, verstimmte den König und machte ihm die sonst so erwünschte Aufgabe widerwärtig.

Garibaldis Treue, sagte er zu Cavour, sei ihm bekannt, es zieme sich nicht für ihn, Mißtrauen gegen ihn zu zeigen. Er habe Ursache, ihm dankbar zu sein, möge Garibaldi es über Gebühr ausnützen, das dürfe für ihn kein Grund sein, es nicht offen zu bekennen. Cavour sagte, Dankbarkeit solle er Garibaldi beweisen wieviel er wolle, zuvor aber möge er ihn von der Höhe herunter, auf die das Glück und der Genius den Mann unverhofft gehoben hätten, dahin stellen, wohin der Untertan gehöre und selbst den königlichen Platz einnehmen. Viktor Emanuel errötete ärgerlich; er wolle keinen

kleiner machen als er sei, sagte er, er sei kein kindischer Despot, der fürchte, durch die Größe eines Untertanen verdunkelt zu werden. Ob er sich ein Lorbeerreis aus Garibaldis Kranz stehlen müsse, um etwas zu gelten? Er sei der König, das könne ihm kein Mensch, kein Schicksal nehmen, nicht einmal Gott.

Cavour zuckte die Achseln und entgegnete, so könne der König von Sardinien reden, König von Italien sei er durch den Glauben des Volkes. Indem er die Hand nach dieser Krone ausgestreckt habe, habe er sich vermessen, ein Held zu sein. Ob er ihn an jene Worte des Barons Ricasoli, des hochmütigen Florentiners erinnern müsse, wenn Viktor Emanuel nicht größer sein könne als Garibaldi, so möge Garibaldi König sein, er wolle sich nicht vor einem Offizier des Königs beugen. Seinem Volke sei er es schuldig, größer zu sein und höher zu stehen als Garibaldi. Seinem edlen Sinne liege daran, ein anständiger Mensch zu sein; aber seine Pflicht sei, König zu sein. Im stillen möge er Garibaldi bewundern, die unbegreifliche Kraft, die ihm innewohne, verehren; vor den Augen des Volkes müsse er ihn behandeln wie der Herr den treuen Diener, der ihm Gehorsam schuldig und verpflichtet sei, Schlachten für ihn zu schlagen und die Länder, die er erobert, vor seine Füße zu legen. Garibaldis Treue wolle er nicht beargwöhnen, aber in seiner Macht, die fast Allmacht sei, liege wider seinen Willen Untreue; denn er sei sich ihrer bewußt; wie hätte er sonst vollbringen können, was er vollbracht habe? Er sei zum Diktator geboren, unversehens könne das, was seine Natur sei, sich schlechthin offenbaren, wenn der König einmal anders wolle, als er in einem Punkte, der ihm wichtig sei. In seinem Wesen liege Bescheidenheit, in seinem innersten Sinne nicht und könne es nicht. Er sei nicht falsch, wenn er sich des Königs Diener nenne; denn warum sollte nicht ein Herr seines Dieners Werkzeug sein? Vielleicht schätze er ihn, den König, so hoch ein wie einen seiner tüchtigen Offiziere, und dies Urteil könnten viele teilen, die sich gewöhnt hätten, in seinem Herzen zu lesen. Jetzt sei die Gelegenheit, sich ihm und allen als Feldherr und als König zu zeigen.

Dies Gespräch machte Viktor Emanuel nachdenklich und aufgeregt. Es war ihm früher niemals eingefallen, sich durch die Art und Weise wie Garibaldi als wie mit seinesgleichen mit ihm verkehrte, gekränkt zu fühlen; jetzt besann er sich darauf und auf die eigentümliche Freundlichkeit Garibaldis, die etwas an sich hatte, wie wenn ein Mächtiger einem Geringeren Zutrauen einflößen will. Ja, so hätte Herkules, der Halbgott, sich vor Eurystheus, dem Erdenkönige, beugen können, der ihm heimlich zitternd die ungeheuren Taten auferlegte. Die Augen des Königs blitzten ungeduldig; es lockte ihn, sich mit dem Liebling des Volkes, dem Wunder Europas, zu messen. So wenig er eitel war, unterschätzte er sich doch nicht; er hatte das Blut einer Familie, in der seit Jahrhunderten Tapferkeit, Unbeugsamkeit und unbefleckte Ehre sich vererbten. Wie hatte er Cavour gegrollt, weil er ihn aus Vorsicht, um Kriege zu vermeiden, deren Ausgang nicht abzusehen war, von patriotischen

Wagnissen zurückgehalten hatte! Inzwischen hatte Garibaldi eine unerhörte Siegesbahn durchlaufen können, der nur für sich selbst verantwortlich war und das Recht hatte, seinem Ruhme zu leben. Zwar gab Garibaldi vor, zu wissen, daß es ihm, Viktor Emanuel, nicht an Mut und Fähigkeit fehlte, damit er handelte, wie er selbst; aber er glaubte zu fühlen, daß das nur die Redensarten des Erfolgreichen wären, bestimmt, den Neidischen zu beschwichtigen. Er glühte zu beweisen, daß er es sich bisher nur versagt hatte, große Taten zu tun, und besonders Garibaldi zu zeigen, daß er seiner nicht bedürfe, um zu siegen.

In dieser Stimmung traf den König Garibaldis Antrag, er möge Cavour entlassen und sich ihm vertrauen. Das Außerordentliche desselben setzte ihn so in Erstaunen, daß es ihm fast seine gute Laune wiedergab. O warum nicht? sagte er; aber wäre es nicht besser, wenn ich auch meinen Kammerdiener, meinen Koch, überhaupt mein ganzes Personal entließe und als Pferdeknecht in Garibaldis Dienst träte? Wozu die Umstände? Der Diktator hat so viele Aemter zu vergeben; warum tritt Cavour nicht als Portier bei ihm ein und der heilige Vater als Faktotum, damit die italienische Frage mit einemmale beendigt wäre?

Vollends erfreut war Cavour über den Schritt Garibaldis, den er als eine Kriegserklärung auffassen konnte, durch die er zum Angegriffenen wurde, und durch die die Maßlosigkeit des Diktators bewiesen zu sein schien. Er brauchte nun dem Eifer seiner Anhänger keine Zügel mehr anzulegen, durfte und mußte es aussprechen, daß von dem, der für Italien zu kämpfen vorgäbe, Italien die größte Gefahr drohe. Die Anwesenheit Mazzinis in Neapel, Garibaldis in Palermo gegebene Erklärung, daß er die Diktatur behalten wolle, bis er Rom und Venedig befreit habe, dienten dazu, die Behauptung zu erhärten. Glaubte man im Volke wohl, daß der Feldzug des Königs den Zweck hätte, den Kirchenstaat zu erobern und Garibaldi bei der Eroberung Neapels behülflich zu sein, so wußten die eingeweihten Kreise, daß der König nach dem Süden eilen müsse, um die in Garibaldi verkörperte Revolution zu unterdrücken.

Auch im größeren Publikum begann man über die Siege der königlichen Truppen im Kirchenstaate die Wundertaten Garibaldis zu vergessen, ja es wurde ihm vorgeworfen, daß er nunmehr vier Wochen in Neapel sei und noch keine große Schlacht geliefert habe, obwohl das Land noch nicht von den Bourbonen gesäubert sei. Es fiel auf, daß die Zustände in Neapel noch nicht gebessert, die Gaunerei der Beamten und das Räuberunwesen eher zugenommen hätten, und namentlich daran, daß Garibaldi untauglich sei, ein Land zu verwalten. Wenn man ihn gewisser Vorwürfe entlastete, so geschah es, um seine Vertrauten desto heftiger anzuklagen, namentlich Crispi und Bertani. Zu den Beschuldigungen, die schon früher gegen Bertani waren verbreitet worden, kamen jetzt neue: Geld sollte er millionenweise unterschlagen haben, er sollte seinen Einfluß bei Garibaldi zu Gunsten der Republik

geltend machen. Gewisse Verfügungen des Diktators, die Mißfallen erregten, wurden ihm zugeschrieben: so daß der Gesellschaft Rubattini der Dampfer ersetzt wurde, auf dem Pisacane nach Sapri gefahren war, daß der Tochter des Pisacane, Silvia, eine Pension ausgesetzt wurde, ebenso der Mutter des Agesilao Milano, der den König von Neapel bei Gelegenheit einer Parade, vor aller Augen hatte töten wollen; daß über den Bau von Eisenbahnen ein Vertrag mit dem bekannten Patrioten, dem reichen Adriano Lemmi, abgeschlossen war. Die hauptsächliche Anklage bestand darin, daß er gesagt habe, man werde die Piemontesen, wenn sie die neapolitanische Grenze überschritten, mit Flintenschüssen empfangen.

Selbst die große zweitägige Schlacht am Volturno, in der Garibaldi die Bourbonen überwand, und die wie kaum eine andere Taten unerhörten Heldenmutes der Garibaldiner auszeichneten, vermochte die Cavourianer nicht zu versöhnen, vielmehr suchten sie den Ruhm Garibaldis durch die Behauptung herabzumindern, es sei eine Abteilung königlicher Truppen zum Heere des Diktators gestoßen und habe den Sieg entschieden. Cavour fühlte, daß er im Begriffe war, zu siegen, und das Bewußtsein offenbarte sich in seinem ganzen Wesen: im Schwung seiner Tätigkeit und im behaglichen Quellen seines Humors. Als das Parlament eröffnet wurde, war ihm zu Mute, wie einem unüberwindlichen Feldherrn am Morgen der Schlacht. In langer Rede rechtfertigte er zuerst den Angriff auf den Kirchenstaat und forderte das Parlament auf, es möge dem Könige das Recht verleihen, die mittleren und südlichen Provinzen, die sich durch Volksabstimmung dafür erklären würden, dem neuen Italien einzuverleiben. Von Garibaldi sprach er mit Achtung, als er mitteilte, daß derselbe den König um die Entlassung einiger Minister gebeten habe; dieser Mann sei dem Lande mit Recht teuer, das Parlament habe darüber zu entscheiden, ob die Minister, denen er mißtraute, sich zurückziehen oder ihr Werk vollenden sollten.

Am Schlusse der Rede sagte er, daß Italien nun vollendet sei; denn Rom sei, wenn auch noch nicht tatsächlich, die ideelle Hauptstadt des neuen Reiches, und auch Venedig werde nicht lange mehr dem allgemeinen Vaterlande entfremdet bleiben.

Dies, daß der Minister öffentlich Rom und Venedig als zu Italien gehörig bezeichnete, hatte eine überwältigende Wirkung auf die Abgeordneten. Auch war in seiner Rede Feuer und Poesie gewesen, was umsomehr zur Geltung kam, als sie sich übrigens, wie immer, durch unanfechtbare Folgerungen und glänzende Klarheit auszeichnute. Seine Anhänger triumphierten, als Bertani, der aus Neapel eingetroffen war, um seinen Platz im Parlamente einzunehmen, und von dem man, als dem Vertreter Garibaldis, erbitterte Angriffe erwartet hatte, anstatt dessen die Hoffnung aussprach, es möchten sich die beiden größten Mächte Italiens, Cavour und Garibaldi, zu gemeinsamem Handeln versöhnen lassen. Mehrere, denen diese Wendung unerwünscht war, antworteten ablehnend; einzig Cavour gab zu verstehen, daß er jederzeit zu

einer Verständigung mit dem Manne, der so viel für Italien getan habe, bereit sei, wenn es auf dem Boden einer vernünftigen und maßvollen monarchischen Politik geschehen könne.

Ueberhaupt begann die leidenschaftliche Haltung seiner Ergebenen dem Minister peinlich zu werden. Farini verfaßte ein Manifest an die südlichen Völker Italiens, in dem ihres Befreiers nur beiläufig als eines gefährlichen Aufwieglers gedacht wurde, der Art und Weise ähnlich, wie die ersten offiziellen Erlasse des Königs von Neapel ihn erwähnt hatten. Fanti, der den König auf dem Feldzuge begleitete, äußerte seine Geringschätzung der Freiwilligen ohne Scheu, und daß er ihre Verschmelzung mit den regulären Truppen, die Garibaldi wünschte, nicht leiden würde. Sie sprachen von Garibaldi in Ausdrücken, wie wenn er ein aufgeblasener Prahler wäre, der vor ihrer nun anrückenden Mannheit in sich zusammenfallen würde. Cavour errötete vor Scham und Aerger, als er von diesen Dingen erfuhr; denn wenn Leute wie Fanti und Farini seine Befehle auch treu und tüchtig ausführten, so sollten sie sich doch nicht so weit überheben, rücksichtsloser gegen Garibaldi vorzugehen, als er für anständig hielt. Er selbst hatte immer die Form zu wahren gesucht, nur im Vertrauen sich wohl einmal feindselig über Garibaldi geäußert, nicht öffentlich, und auch als dies in letzter Zeit doch hatte geschehen müssen, hatte er nie unterlassen, gleichzeitig seine Verdienste anzuerkennen. Er wußte, daß Garibaldi im Kampfe, auch wenn er haßte, sich niemals kleinlicher Mittel bediente, und hatte ihn oft um die Möglichkeit, immer nach eigenem Maße handeln zu können, beneidet; wenn er selbst zuweilen mit Spionen, Schleichwegen und Zweideutigkeiten arbeitete, so wollte er das durch die Notwendigkeit entschuldigt wissen. Es erbitterte ihn, daß sich so selten Menschen fanden, die mit der Beflissenheit energischen Handelns genug Klugheit und Geschmack vereinigten, um sich in jeder Lage schicklich zu benehmen: er hätte gewünscht, hundert Hände zu haben, um alle Geschäfte allein besorgen zu können. Der Gedanke, daß aller Art Taktlosigkeit und Frechheit seiner Kreaturen ihm könnte angerechnet werden, war ihm überaus widerwärtig. Die Eitelkeit von Fanti und Farini, die sich an Garibaldi dafür rächen wollten, daß er die Gunst des Königs besessen und die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen hatte, verachtete er; er war überzeugt, daß ihn nur die Sorge um das Wohl des Landes, niemals ein persönliches Gefühl bewegte, und daß er Garibaldi die Größe und das Glück, das ihm eigentümlich war, nicht mißgönnte. Ja, es schien ihm jetzt, als habe seine Hochschätzung des wunderbaren Mannes nie nachgelassen, und als müsse Garibaldi das wissen, trotz allem was er ihm hätte antun müssen. Eine Zeitlang ging er mit dem Gedanken um, Fanti und Farini unter einem Vorwande nach Turin zurückzurufen, da in ihrer bloßen Gegenwart eine Herausforderung für Garibaldi liegen mußte; aber der Ausgang des Feldzuges war noch zu ungewiß, als daß das tunlich gewesen wäre.

Noch wußte man nicht, wie Garibaldi angesichts der kriegerischen Ver-

anstaltung sich benehmen, wie er den König empfangen, ob er die Herrschaft über die eroberten Länder freiwillig in seine Hände niederlegen würde. Während die Monarchisten im allgemeinen Garibaldi eine Demütigung gönnten und infolgedessen einen Konflikt, der mit seiner Unterwerfung endete, erwünschten, hielt Cavour für besser, daß die Verwirrung sich gütlich löste. Wenn nur Garibaldi einsähe, daß er trotz aller Verdienste sich dem Willen eines Höheren unterordnen müsse, so daß er künftig nicht ohne Ermächtigung zum Schwerte greifen dürfe, so sollte er fühlen, daß man ihn liebte und schätzte. Es lag ihm daran, daß das Ausland so wenig wie möglich von diesem Zwist erführe; man sollte nicht sagen dürfen, daß der König seine Helden ausnütze, um sich zu bereichern, daß Italien seinen Befreier, den Europa bewunderte, mit Undank lohne. Fast hatte er vergessen, daß er jemals mit leichter Feder von der Möglichkeit eines Bruderkriegs geschrieben hatte; jetzt dachte er mit Besorgnis daran, daß Blut der Tausend Siziliens von Italienern könnte vergossen und sein Regiment auf spätes Gedächtnis dadurch befleckt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weinkampf in Frankreich.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Wir kennen bis jetzt in Deutschland die Alkoholfrage fast nur als eine Angelegenheit der Moral und der Volksgesundheit. Erst waren es die pietistischen Missionsvereine, Jünglings- oder Gesellenvereine und die Kongresse für innere Mission, die den Kampf gegen den Branntwein aufnahmen. Die ganze ältere Antialkoholbewegung, die wesentlich eine norddeutsche Bewegung war, wurde getragen von Männern streng christlichen Gepräges wie Wichern, Ahlfeld, v. Knobelsdorff u. a. Es erschien im Gegensatz zu diesen religiösen Bekämpfern des Alkohols vielen Liberalen geradezu als ein Stück Geistesfreiheit, sich für den Alkohol zu erklären. Inzwischen aber ist die Front der Kämpfer viel breiter geworden. Heute ist der Kampf „gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" keineswegs eine Sache der Pastoren oder ihrer nächsten Freunde. Im Gegenteil! Es gibt viele fröhlich trinkende Geistliche in beiden Konfessionen, sogar einige, die des guten gelegentlich zu viel tun. Dafür aber sind Aerzte, Juristen, Landwirte, Arbeiterführer aufgetreten und haben den Kampf gegen das Ertrinken von Menschen im Alkohol als eine ganz allgemeine humane Angelegenheit erklärt. Auch hier geht wieder, und zwar aus Gründen, die wir bald berühren, Norddeutschland voran. Die allerentschiedenste Truppe dieses Heeres sind die Guttemplerlogen in Schleswig-Holstein, deren Losung völlige Enthaltsamkeit ist. Diese Logen sind volkstümlich geworden und zwar bei Leuten, die vorher zu viel Spiritus zu genießen pflegten. Sie gehen dem

Alkoholteufel kräftig zu Leibe und sagen: entweder — oder! Ueberall aber in Deutschland steigt das Mißtraueu gegen das starke Trinken. Selbst in München fühlt man die Aenderung der Volksgesinnung gegenüber dem Alkohol. Und hier im Süden gibt es dabei besorgte Gesichter, denn was soll unsere Trinkindustrie anfangen, wenn den Menschen durch eine besondere Agitation das Trinken verleidet wird?

Man mache sich nur folgendes klar: Wenn wirklich der Grundsatz der Enthaltung von Alkohol zur Volkssitte wird, so steht für Süddeutschland viel mehr auf dem Spiele als für Norddeutschland. In Norddeutschland ist zwar der Spiritusbrenner zu Hause, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sich das Syndikat der Spiritusbrenner (Zentrale für Spiritusverwertung) leichter mit einem Rückgang des Trinkspiritus abfinden wird, als sich die Brauer und Weingärtner Süddeutschlands in eine Verminderung ihrer Abnehmer fügen können. Schon heute ist die Spirituszentrale stark darauf bedacht, die technische Verwendbarkeit ihrer Produkte zu steigern, aber was soll mit Wein gemacht werden, der nicht getrunken wird? Die Weingegenden bedürfen der Weintrinker, wenn sie nicht in die schwersten Nöte geraten sollen. Wer also für Abschaffung des Trinkens im ganzen eintritt, mache sich nur darauf gefaßt, daß an dem Tage, wo die Weinbauern fühlen, daß er ihnen das Brot nimmt, sie seine Feinde sein werden. Heute ist es noch nicht soweit gekommen Es gibt heute bei uns noch keine Standesbewegung der Weinbauern. Aber daß sie nicht unmöglich ist, zeigen die Vorgänge in Frankreich. Und zwar tritt hier mit Gewalt etwas neues auf: der Interessenkampf der Weinbauern gegen alle Spirituosen. Wein gegen Absynth! Der Weinbauer wird zum Alkoholgegner, aber selbstverständlich nur zum Gegner aller der scharfen und künstlichen Getränke, die sich an die Stelle des einfachen und natürlichen Landweins schieben. Er verlangt, daß Wein getrunken wird, nur Wein, nicht Likör, damit er leben kann.

Da ich in diesem Jahre meine Sommerferien in Frankreich verlebe, hörte und sah ich mehr vom französischen Weinkampf, als es von Deutschland aus möglich ist. Zwar sitze ich gerade nicht im Weingebiet, sondern an der Küste der Bretagne, wo man Apfelwein (Cidre) in Strömen genießt. Diese Apfelweingebiete sind heute von der allgemeinen Weinbewegung noch unberührt, aber auch das ist wohl nur eine Frage der Zeit. Auch der Apfelwein will leben, das heißt, er will getrunken und bezahlt werden. In einem Punkte zwar unterscheidet er sich vom Traubenwein. Er wird fast überall im Nebengewerbe hergestellt. Die Apfelbäume stehen in den Feldern und Gärten und bilden nicht besondere Anlagen für sich allein wie die Weinberge. Der Weinbauer hat in vielen Fällen überhaupt nichts anderes als seinen Wein, oder er hat neben dem Weinbau ein so kleines Nebengeschäft, daß er davon nicht leben kann. Er ist schlechterdings vom Weine abhängig. Sein ganzes kleines Kapital ruht in seiner Weinpflanzung. Deshalb ergreift ihn auch geradezu eine Verzweiflung, wenn er seinen Wein nicht an den Mann bringen kann.

Auch wer starke Neigung hat, den Kampf gegen das Trinken zu begünstigen, wird nachdenklich werden, wenn er den elementaren Ausbruch einer solchen Verzweiflung zu beobachten in der Lage ist.

Der ganze Süden Frankreichs ist unruhig und fast revolutionär um des Weines willen. Im gegenwärtigen Augenblick gibt es in Frankreich keine dringendere soziale Frage als diese. Das, was dort im Süden und in Burgund vor sich geht, ist in gewissem Sinne den Vorgängen ähnlich, die wir in Deutschland bei Entstehung des Bundes der Landwirte und der süddeutschen Bauernbünde erlebt haben, aber es geht hier alles viel stürmischer dabei zu. Die Versammlungen waren so gigantisch, wie wir sie bei uns nie erlebt haben. Ganze Gegenden wallfahrteten nach ihren Hauptstädten und überschwemmten alle Straßen und Plätze dieser Städte mit Menschen, die den Weinbau retten wollen. Die Gemeindeverwaltungen ließen sich von dieser Volksbewegung mit fortziehen, so daß sie ihre Aemter niederlegten, weil nicht sofort Rettung geschafft wurde. Man droht mit Zurückhaltung aller Steuern. Wozu soll man Geld für ein Staatswesen geben, das nicht einmal imstande ist, für Absatz des Weins zu sorgen? Alle volkswirtschaftlichen Grundsätze des in Frankreich sonst so beliebten wirtschaftlichen Liberalismus sind glattweg vergessen. Es gibt keine Parteien mehr im Süden, die nicht von der starken Welle mitgerissen wurden. Trotz des Streites um Staat und Kirche stehen sie alle in der Weinfrage Schulter an Schulter, der Freidenker und der Priester. Was ist dagegen selbst der Zirkus Busch? Natürlich bekommt eine solche Menschenmenge allein durch ihre Massenhaftigkeit ein Kraftgefühl, als könnte sie alles ihrem Willen dienstbar machen. Bezeichnend dafür ist das an verschiedenen Orten hervorgetretene Verlangen, die Eisenbahnen müßten die Teilnehmer an den Weinbauern-Versammlungen umsonst transportieren. Die Eisenbahnen haben ihr Möglichstes getan, aber umsonst können sie nicht fahren. Daraus entstand in Perpignan der erste Tumult, bei dem das Militär eingreifen mußte. Dieser kleine Zug wird der Regierung in Paris noch viel zu denken geben. Dem ersten Konflikt zwischen Militär und Weinbauern folgten dann andere schwere Auseinandersetzungen. Narbonne, Argeliers, alles was am Mittelmeer liegt, war fieberhaft bewegt, Tote lagen auf den Straßen, alles um des Weines willen. Marcelin Albert, vor 4 Monaten noch ein unbekannter Mann, wurde für einige Zeit zum „Heiland" von Südfrankreich. Man küßte den Rand seiner Kleider. Es ist möglich, daß er fertig ist, aber die Bewegung selbst ist sicher nicht zu Ende. Noch sind die Stadtverwaltungen in Streik und noch wagen sich die Gerichtsvollzieher nicht auf die Dörfer. Wer weiß, was der morgen anbrechende Tag bringen wird?

Da wir aber in den „Monatsheften" doch nicht imstande sind, die Einzelheiten des Kampfes zu verfolgen, wollen wir versuchen, die prinzipiellen Fragen darzustellen. Die letzte Rede Marcelin Alberts gipfelt in dem einfachen Satze: „Wir wollen unsern Wein verkaufen." Dieser Satz ist insofern sozialistisch, als der Staat dafür verantwortlich gemacht wird, daß Käufer vorhanden sind.

Nicht als ob die Massen der Weinbauern theoretische Sozialisten wären! Sie denken nicht daran, aber es liegt in der harten Logik der Dinge, daß alle Volksschichten, die durch das System der Gewerbefreiheit leiden, sich an das große Instrument des Zwanges wenden, an den Staat. Der Zwang des Staates soll ihnen das garantieren, was sie im freien Wettkampf nicht erstreiten können. Dem gegenüber wird der Staat zuerst immer antworten: Helft euch selbst! Aber in der Tat, der Weinbauer kann sich nicht selbst helfen, denn seine Konkurrenten sitzen fern von ihm und er weiß nicht, wie er sie fassen soll.

Zwei Gegner werden in allen Weinreden bekämpft: der Weinfälscher und der Hersteller von Spirituosen. Wie viel Wein gefälscht wird, entzieht sich naturgemäß der ziffernmäßigen Kontrolle, so lange es nicht gelingt, solche Bestimmungen, wie sie vor etwa zwei Monaten der württembergische Landtag auf Grund eines Antrages des Abg. Hieber einstimmig der Regierung empfohlen hat, durchzuführen. Es handelt sich dabei um berufsmäßige Kontrolle der Bücher und Kellereien und um genaue zeitliche und quantitative Begrenzung der Erlaubnis, den Wein mit Zucker zu verbessern, und um die Pflicht der Deklaration aller künstlichen Getränke als Kunstprodukte. Ein Teil dieser Bestimmungen besteht schon in Frankreich und ein anderer Teil von ihnen, verbunden mit Erhöhung des Zuckerpreises ist eben jetzt Gesetz geworden, aber es ist immer noch ein Unterschied, ob etwas Derartiges auf dem Papier besteht oder in Wirklichkeit eisern streng durchgeführt wird. Ob letzteres in Frankreich möglich sein wird, bezweifle ich. Aber jedenfalls haben die Weinbauern darin recht, wenn sie vom Staate Hilfe fordern gegenüber dem Weinfälscher. Auch diese Sache hat zwar, ganz abgesehen von der Schwierigkeit, die Kontrolle wirksam zu gestalten, ihre besonderen Hemmnisse. Da nämlich die Weinernten in Frankreich sehr verschieden sind (sie haben zwischen 30 und 60 Millionen Hektoliter geschwankt) und da andererseits das Trinkbedürfnis ungefähr gleich bleibt, so tritt in Jahren geringer Ernten der Wunsch, künstlichen Wein oder verdünnten Wein zu genießen, sehr lebhaft hervor. Der Konsument will überhaupt etwas zu trinken haben, es mag sein, was es will. Wird in solchen Jahren die Gesetzgebung stark genug sein, die Herstellung von Wein-Ersatz zu hindern? Das kommt auf die Probe an, aber jedenfalls müssen die Weingärtner von ihrem Standpunkt aus auch für die schlechten Jahre und gerade für sie, an der Forderung der Deklaration des Kunstweines festhalten. Ihre ganze Zukunft beruht ja darauf, daß der Begriff „Wein" festgehalten wird.

Aber selbst dann, wenn Gesetzgebung und Rechtsprechung sich in Frage der künstlichen Weine völlig auf die Seite der Weinbauern stellen (und es ist wahrscheinlich, daß dieses in Frankreich unter dem Druck der Weinbauernbewegung mehr als bisher geschieht), so ist damit erst der kleinere und leichtere Teil des Kampfes erledigt, denn auch dann bleibt die Konkurrenz der Spirituosen. Und damit kommen wir zum wichtigsten und interessantesten Punkte

der jetzigen französischen Auseinandersetzungen. Der Wein unterliegt dem Absynth. Was man hier alles Absynth nennt, ist für den Ausländer kaum feststellbar. Es gibt eine Unmasse von Getränken für alle Tageszeiten und in allen Farben, die mit Alkohol gesättigt sind. Kein Volk trinkt soviel Aquavit, Likör, Apéritif, Schnaps in allen Arten, von Chartreuse und Benediktiner bis hin zu den gröbsten Sorten, als das französische Volk. In jedem Café stehen zahllose Flaschen. Selbst in einer so stillen und friedlichen Familienpension, wie die ist, in der ich diese Blätter schreibe, sind sechzehn verschiedene Schnäpse zur Auswahl. Die Reklame, die für diese Getränke gemacht wird, ist viel größer als in Deutschland, und der ganze Zustand Frankreichs hängt sicher mit dieser aufdringlichen Alkoholreklame zusammen. Ein Volk, das keine Kinder mehr haben will und sich selbst langsam in kleinen Portionen zu Tode trinkt! Das ist also die Stelle, wo sich die soziale Klassenbewegung der Weinbauern mit der religiösen und humanen Antialkoholbewegung, die es auch hier gegeben hat, trifft. Vergebens haben Philanthropen seit Jahrzehnten vor dem Alkohol gewarnt. Was ist zu machen? Die bloße Predigt der Moral und Gesundheit reichte nicht aus. Jetzt aber stellt sich zu dieser Predigt ein starkes materielles Interesse: die Weinbauern wollen die Absynthflaschen zerbrechen und sie durch Weinkrüge ersetzen. Jetzt wird wohl Zug in die Sache kommen, denn der Süden ist in Bewegung und alle großen Pariser Zeitungen schreiben jetzt mit einemmale: für den Wein und gegen den Alkohol!

Das Zerbrechen der Absynthflasche zu Gunsten des Weinkruges wird nun aber im Süden Frankreichs sehr viel leichter sein als im Norden, denn überall dort, wo Wein gebaut wird, ist der Schnaps nur ein Importartikel geblieben. Man kann sehr genau sehen, wie die Sachen sich verhalten, wenn man eine Karte des Alkoholverbrauchs zur Hand nimmt, die der „Mattin“ am 8. Juni veröffentlicht hat. Die Loire ist eine Grenze, schärfer als bei uns der Main. Südlich der Loire ist der Schnaps nur in den größten Städten stark verbreitet, in Marseille, Toulon, Lyon, Bordeaux, aber selbst diese Städte sind mäßig gegenüber den Landgebieten und Städten des Nordens. Der französische Norden ist dem Weinbau durch die Alkoholindustrie verloren gegangen. Er trinkt Absynth statt Wein. Paris und alles was zu Paris gehört soll wieder lernen, Naturwein trinken. Das ist das eigentlichste Problem des heutigen Weinkampfes in Frankreich. So wenigstens stellt sich dieses Problem heute den Wortführern der öffentlichen Meinung dar.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß es ein großer Sieg der Vernunft und der Gesundheit sein würde, wenn Paris von seinen zahllosen schlechten Getränken zwangsweise befreit werden könnte, wenn der Pariser wieder guten, braven Landwein massenhaft trinken würde und zwar auch dann, wenn er zeitweise teuer ist. Wenn man nur wüßte, wie man die Einwohner von Paris und ganz Nordfrankreich zwingen könnte! Auf den langsamen Erfolg einer antialkoholischen Beeinflussung durch Schule und Literatur kann und will der Süden nicht warten. Es ist auch in der Tat eine etwas unsichere Aussicht für die

Hunderttausende von empörten Weingärtnern, wenn man ihnen sagte: Von nun an wird der Norden sich durch Einsicht und guten Willen zum Naturwein bekehren! Nein! Jetzt gleich soll er das tun müssen, denn Marcelin Albert ruft: Wir wollen unseren Wein verkaufen! Und wenn die Regierung keine Käufer schafft, — dann bekommt sie kein Geld.

Der Minister möchte ich nicht sein, dem jetzt die Sache in die Höhe wächst. Er wird versuchen müssen, einen Mittelweg zu gehen, wobei beide Teile auf ihn schimpfen werden. Was aber bleibt ihm sonst übrig. Auch die Alkoholindustriellen sind doch Staatsbürger, die leben wollen! Zugegeben, daß ihre Existenz weniger berechtigt und nötig ist als die der zahlreichen Weinbauern, aber vorhanden sind sie doch, und man kann ihnen wohl ihr Gewerbe erschweren, aber sicher nicht von heute auf morgen den Absynth entfernen, dessen Jahresertrag im Kleinverkauf auf fast eine Milliarde Franks geschätzt wird.

Bei uns in Deutschland sind alle Nöte, von denen wir hier reden, auch irgendwie vorhanden, aber sie treten weniger scharf an die Oberfläche, weil wir ein wachsendes Volk sind, dessen Trinkbedarf im ganzen beständig zunimmt. Bei uns können Wein, Bier und Spirituosen in gewissem Sinne nebeneinander wachsen. Aber eine Grenze dessen, was dem Volke an Quantität des Trinkens heilsam ist, gibt es unter allen Umständen und auch wir können keinesfalls die Verdrängung gesunder Naturweine durch Spritfabrikate wünschen. Es wird deshalb auch für Deutschland von großem praktischen Interesse sein, zu sehen, wie der Weinkampf in Frankreich sich weiter entwickelt. Wenn die nächste Ernte gut ist, wenn wieder mehr als 60 Millionen Hektoliter Wein erzeugt werden, dann gibt es ein „Weinjahr" mit vielen Ueberraschungen. Wird die Ernte geringer, so kann vorläufig noch einmal Ruhe eintreten, aber jedes zukünftige gute Weinjahr erhebt von neuem den Ruf: Für den Wein, gegen den Absynth!

Rundschau.

Das Gisela-Kinderspital.

Von Privatdozent Dr. med. Salzer in München.

Die Wogen der Erregung, die in den letzten Monaten über weite Kreise Münchens dahinfluteten, haben sich beruhigt. Freilich ist es nur eine Ruhe vor dem Sturm, denn der bevorstehende Prozeß zwischen dem Ehrengericht des ärztlichen Bezirksvereins und Herrn Prof. Quidde wird die ganze fatale Angelegenheit wieder aufwirbeln.

Die Beruhigung des Publikums ist eingetreten auf Kosten der Herren Dr. Trumpp und Hecker sowie der ärztlichen Standesvertretung. Die schweren Vorwürfe, welche gegen diese in der Presse erhoben worden sind, sind unerwidert geblieben. Das am schwersten angegriffene ärztliche Ehrengericht hat sich zunächst durch seine Schweigepflicht als gebunden erachtet und auch, nachdem es von dieser durch den ärztlichen Bezirksverein befreit war, sich mit einer knappen Richtigstellung begnügt. Offenbar genügte es ihm, daß ihm der Verein sein Vertrauen ausgesprochen hatte.

Die Herren Trumpp und Hecker haben, nachdem die in einer Generalversammlung des Gisela-Kinderspitalvereins ausgesprochene und in die Presse übergegangene schwere Beleidigung seitens des betreffenden Herrn zurückgenommen war, außer der Erklärung ihres Rücktrittes nichts von sich hören lassen. Keiner ihrer Freunde und Kollegen ist öffentlich für sie eingetreten.

Diese Zurückhaltung ist begreiflich. Unter dem frischen Eindruck des Selbstmordes des Herrn Dr. Hutzler herrschte der Wunsch vor, die Gefühle der Verwandten und Freunde des Verstorbenen zu schonen. Wer aber die jetzt geschaffene Situation betrachtet, muß sich sagen, daß diese Zurückhaltung nicht mehr am Platze ist. Denn dadurch, daß die Presse nur von einer Seite mit Nachrichten versorgt wurde, hat auch die öffentliche Meinung einseitig Partei genommen.

In der Tat, wer die Angelegenheit nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus der Presse kennt, der kann sich über Verschiedenes entrüsten. In einem Artikel des „Tag" entwirft Oppenheimer geradezu das schaurige Gemälde eines Justizmordes und sagt am Schluß: „Ich will nicht hoffen, daß es noch außerhalb Münchens Standesgerichte gibt, in denen so zweckwidrige und nur als Ueberbleibsel aus einer Zeit lächerlichen Standesdünkels begreifliche Bestimmungen bestehen."

Stärkeres leistet ein mit E. gezeichneter Artikel der Frankfurter Zeitung, No. 108. Der Geist Don Quixotes, des berühmten Ritters, der es für seine Pflicht hält, alles Unrecht zu bekämpfen, reitet darin gegen das ärztliche Ehrengericht. „Siehst du nicht, Sancho, dort diese finsteren Richter einer geheimen Vehme? Sie mischen sich in Dinge, die sie nichts angehen; drauf, auf die mittelalterliche Brut!" „Bei Gott, Herr, ich sehe nichts als ein paar

brave Doktoren, die ein fatales Amt aus Gemeinsinn ausüben." Es geht mir übrigens wie Sterne, der sagt, daß er den tapferen Ritter umarmen möchte, wenn er ihm im Leben begegnete. Natürlich nicht wegen seiner Taten, aber wegen seiner guten Absichten. Es gibt nämlich auch andere Gegner des Ehrengerichtes.

Die Münchener Neuesten Nachrichten haben in der Angelegenheit einseitig Partei genommen. Hat doch dieses Blatt einen rein sachlichen, ruhigen Artikel der Münch. med. Wochenschrift abzudrucken sich geweigert, dagegen eine Erwiderung auf diesen selben Artikel von dem Rechtsanwalt und Freunde Hutzlers gebracht. Das Bedürfnis nach einer Aufklärung und Darlegung des Standpunktes auch der anderen Seite besteht vielfach im Publikum. So komme ich denn dem Wunsche der Redaktion nach einer solchen gerne — das wäre zu viel gesagt — aber nach reiflicher Ueberlegung nach, um womöglich einer gerechteren Auffassung Bahn zu schaffen.

* * *

Das Kinderspital München Nord wurde im Jahre 1899 von den Herren Hecker und Trumpp als Ambulatorium gegründet und später durch stationäre Abteilungen vergrößert und zwar in den Räumen des städtischen Anwesens Haimhauserstraße 1, das den beiden Herren persönlich laut schriftlichem Vertrag mietweise, aber kostenlos vom Magistrat überlassen wurde. Eine Kündigung dieses Vertrages ist bis heute nicht erfolgt. Die erforderlichen Geldmittel brachte ein von den beiden Herren gegründeter und geleiteter Verein auf, hauptsächlich durch Stiftungen und Veranstaltungen von Wohltätigkeitsfesten. Im April 1905 gaben die beiden Herren den Vorsitz im Verein, der kurz vorher unter dem Namen Gisela-Kinderspitalverein eingetragen und neu organisiert worden war, an hierzu geeignetere Persönlichkeiten ab. Sie versäumten dabei, ihre Rechtsansprüche auf das Spital in den Statuten festzulegen. Sie hielten den § 1 der Geschäftsordnung für genügend, welcher lautet: „Die Leitung des Spitals liegt in den Händen der Herren Privatdozenten Dr. Hecker und Trumpp" und ergänzt wird durch § 3: „Die Spitalleitung ist unbeschränkt mit folgenden Ausnahmen". . . (Folgen rein wirtschaftliche Fragen.)

Im Laufe des Jahres 1906 führten allerlei Konflikte mit dem dritten leitenden Arzt Herrn Dr. Hutzler zu einer Katastrophe. Auf die Einzelheiten dieser Konflikte einzugehen kann hier nicht in meiner Absicht liegen. Das betreffende Material ist niedergelegt in einer Broschüre, welche die Herren Hecker und Trumpp als Antwort auf eine Broschüre Hutzlers versandten, sowie in den Akten des Ehrengerichtes.

Hutzler war im Dezember 1901, also nach fast dreijährigem Bestehen des Spitals als Hilfsarzt eingetreten. Sein hochgradig nervöses Temperament führte sehr bald zu allerlei Differenzen, die immer wieder beglichen wurden. Der Umstand, daß Herr Dr. Hutzler (zum großen Teil) unentgeltlich, wie seine Chefs, arbeitete und sich unbestrittene (wenn auch in der letzten Zeit stark übertriebene) Verdienste um das Spital erwarb, kann teilweise entschuldigen, daß man nicht beizeiten das auf die Dauer unhaltbare Verhältnis zu ihm löste. Ebenso kann dies die Tatsache, daß Herr Dr. Hutzler bei jedem Versuche, ihn zu entlassen, in eine krankhafte Depression und Erregung geriet und einmal direkt Selbstmordgedanken äußerte. Es war den Herren Hecker und Trumpp niemals recht verständlich, warum Herr Dr. Hutzler sich so fest an das Spital klammerte. Denn bei allen Vorzügen, die das interessante Arbeitsfeld und die Gelegenheit zum Lernen ihm boten, durfte er sich doch nicht verschweigen, daß

er sich eine selbständige Existenz hier nicht gründen konnte. Um das Verhältnis zu dem unbequemen Mitarbeiter, dessen bei aller Reizbarkeit weiches und treuherziges Wesen immer wieder Vertrauen erweckte, erträglicher zu gestalten, beschlossen die beiden Herren merkwürdigerweise, Herrn Dr. Hutzler zum dritten leitenden Arzt zu ernennen. Die Vorstandschaft war anfangs dagegen, gab aber schließlich auf eine im wärmsten Ton gehaltene Zuschrift der Herren Dr. Hecker und Trumpp ihre Bedenken auf. Im Dezember 1905 trafen die Herren untereinander folgendes mündliche Abkommen: Die Führung der Spitalgeschäfte übernimmt jeweils für den Lauf eines Kalenderjahres abwechselnd einer der drei Aerzte. Derselbe ist verpflichtet, allmonatlich bei einer Zusammenkunft im Spital den beiden Kollegen auf Grund genauer Aufzeichnungen über den gesamten Spitalstatus Rapport zu erstatten und ist ferner verpflichtet, zu jedweder von ihm geplanten Aenderung und Neuerung im äußeren oder inneren Spitalbetrieb vor Einleitung weiterer Schritte die Zustimmung seiner Mitleiter einzuholen.

Die Hoffnung, daß nun bessere Verhältnisse eintreten würden, erfüllte sich selbstverständlich nicht. Namentlich seitdem die anfangs nur provisorische Ernennung Hutzlers im Juli 1906 in eine definitive umgewandelt war, verschlimmerte sich das gegenseitige Verhältnis immer mehr. Herr Dr. Hutzler kam den übernommenen Verpflichtungen nur unvollkommen nach und suchte sich für das Amtsjahr des Herrn Dr. Trumpp weitergehende Rechte im Spital zu verschaffen. Die Vorgänge gelegentlich des Besuches der Kaiserin im Spital, die von gewisser Seite als eigentliche Ursache des ganzen Konfliktes dargestellt wurden, trugen lediglich insofern dazu bei, als sie zu neuen Spannungen führten. Eine eigenmächtige Handlung Dr. Hutzlers, die brüske Entlassung einer seit Jahren am Spital mitarbeitenden Aerztin, führte zum offenen Bruch. Die Herren Hecker und Trumpp, sowie vier von den fünf Konsiliarärzten des Spitals erklärten in einer Zuschrift an die Vorstandschaft, nicht mehr mit Herrn Dr. Hutzler zusammen arbeiten zu können und erwarteten, daß derselbe daraufhin demissionieren werde. Er tat das nicht. Die Vorstandschaft schlug daraufhin eine Kommissionsuntersuchung vor, um die Beweggründe, die zu dem Vorgehen gegen Herrn Dr. Hutzler geführt hatten, zu erfahren. Hecker und Trumpp wollten darauf zunächst nicht eingehen, erklärten sich aber schließlich bereit, *nachdem sie die bündige Zusicherung verlangt und erhalten hatten, daß die Kommission kein Urteil sprechen werde.* Trotzdem verlangte diese nach beendigter Untersuchung, daß die Herren sich entschließen sollten, wieder mit Herrn Dr. Hutzler zusammenzuarbeiten. Damit war der Konflikt zugespitzt. Hecker und Trumpp hielten es nun für das Beste, unter Vorbehalt aller ihrer Rechte als leitende Aerzte ihre Tätigkeit am Spital bis auf weiteres einzustellen und teilten dies der Vorstandschaft mit. Abermals erfolgte der erwartete Rücktritt Hutzlers nicht, vielmehr übertrug nun die Vorstandschaft ihm die alleinige Leitung des Spitals, indem sie zugleich den beiden Herren den „tiefempfundenen Dank für ihre dem Spital gebrachten Opfer" aussprach. Als die Herren sahen, daß sie auf diese Weise das Spital einfach verlieren würden, brachten sie der Vorstandschaft in Erinnerung, daß sie keineswegs auf die Dauer zurückgetreten waren und teilten ihr mit, daß sie ihre Tätigkeit am 1. Januar 1907 und zwar unter Leitung des ohnehin an der Reihe befindlichen Dr. Trumpp wieder aufnehmen würden. Darauf erhielten sie die Antwort, daß eine Uebernahme der Leitung durch Herrn Dr. Trumpp nicht in Betracht komme, und daß Herr Dr. Hutzler für das Jahr 1907 zum

alleinigen Chef ernannt sei. Nunmehr sahen sich die beiden Herren von der Vorstandschaft einfach entlassen und griffen, um es nicht sofort zu einem Prozeß kommen zu lassen, zu folgenden Mitteln:

1. Sie konsultierten einen Rechtsanwalt,
2. sie riefen zur Schlichtung des Konfliktes mit Herrn Dr. Hutzler das Ehren- (Schieds-) Gericht des ärztlichen Bezirksvereins an und wandten sich endlich
3. um Hilfe gegen die Vorstandschaft an den Leipziger Verband.

Dieses energische Vorgehen der Herren, das eigentlich nach dem Vorausgegangenen selbstverständlich erscheinen muß, rief die lebhafte Entrüstung der Vorstandschaft hervor.

In der Auffassung dieser bis zum Konflikt um das Spital hochverdienten Damen und Herren stellte sich die Sache etwa so dar: Unumschränkter Herr über das Spital sei lediglich der Gisela-Kinderspitalverein. Der Mietsvertrag zwischen den Herren Hecker und Trumpp einerseits und dem Magistrat andererseits sei stillschweigend auf den Gisela-Kinderspitalverein übergegangen. Dieser Auffassung schlossen sich auch zwei Mitglieder des Magistrats an. Uebrigens hätten die Herren Hecker und Trumpp die Kompetenz der Vorstandschaft, über die leitenden Stellen zu verfügen, damit anerkannt, daß sie sich nicht nur bei der Ernennung des Herrn Dr. Hutzler zum dritten leitenden Arzt, sondern auch gelegentlich seiner beabsichtigten Entlassung an die Vorstandschaft gewendet hätten. Damit, daß sie auf die Kommissionsuntersuchung schließlich eingegangen seien, hätten sie die Pflicht gehabt, sich dem Beschluß dieser Kommission auch zu unterwerfen. Sie hätten also ihre Entlassung ruhig hinnehmen und das Feld Herrn Dr. Hutzler überlassen müssen. Statt dessen hätten sie die oben erwähnten Schritte getan und damit versucht, das Spital lahm zu legen.

Vom Standpunkt der Herren Hecker und Trumpp gesehen, nahm sich die Sache dagegen so aus: Ihre Entlassung durch die Vorstandschaft erschien ihnen als eine schwere Rechtsverletzung. Hatten sie doch den ganzen Verein und folglich auch die Vorstandschaft nur gegründet, um von Verwaltungsangelegenheiten entlastet zu werden. Auf den Gedanken, daß diese Vorstandschaft sie eines Tages entlassen könne, wären sie nie gekommen. Davon, daß ihr mit dem Magistrat abgeschlossener Mietsvertrag auf den Verein übergegangen sein sollte, hatten sie vor Ausbruch der Differenzen keine Silbe gehört. Bevor sie in die Kommissionsuntersuchung einwilligten, hatten sie sich ausdrücklich gegen eine etwaige Jurisdiktion derselben verwahrt und so war denn ihre Verblüffung eine ganz erhebliche.

In der Auffassung, daß das Vorgehen der Vorstandschaft eine Rechtsverletzung darstelle, wurden die beiden Herren nicht nur von ihrem Rechtsanwalt, sondern von verschiedenen anderen juristischen Autoritäten bestärkt. Aus der Geschichte des Vereins und der einfachen Tatsache, daß Statuten und Geschäftsordnung nicht ein Sterbenswörtlein über ein solches Recht der Vorstandschaft, die leitende Stelle zu besetzen, enthalten, scheint in der Tat zunächst für jedermann hervorzugehen, daß die Vorstandschaft sich dieses Recht nur usurpierte.

Wenn ein Artikel der „Aerztlichen Rundschau" die Rechtsansprüche der Herren Hecker und Trumpp als eingebildete bezeichnet und behauptet, es sei auf Grund der Protokolle auf das evidenteste nachgewiesen, daß die Herren Privatbeamte des Vereines seien, so muß man doch fragen: auf Grund welcher Protokolle?

Indessen, diese rein formale Frage mögen Juristen entscheiden! Es gibt aber außer dem formalen auch noch ein moralisches Recht, das selbst dann

noch gilt, wenn die Wahrheit einmal im Dorngestrüpp der Paragraphen hängen bleiben sollte und vom Standpunkt dieses Rechtes aus darf man wohl einmal die Frage aufwerfen, wer hat eigentlich mehr Anspruch auf ein derartiges Spital, die Aerzte oder die Vorstandschaft eines Vereins, der ein solches Institut durch private Wohltätigkeit unterstützt? Sehen wir einmal ganz davon ab, daß der Verein in seiner Majorität keineswegs hinter der Vorstandschaft stand und daß die große Mehrzahl der Geldmittel durch persönliche Beziehungen der Gründer aufgebracht wurden. Fragen wir nur, wer hatte mehr Recht auf das Spital in einem Falle wie diesem? Selbst wenn ein Verein oder ein Privatmann einen Arzt gegen Gehalt engagiert, würde noch manches von dem gelten, was jetzt gesagt werden soll.

Ein Spital, ist das etwa die Einrichtung? Ist etwa ein Spital mit lauter neuen, fein lackierten Betten und Entfaltung des modernen medizinischen Luxus immer ein besseres Spital als ein mit geringeren Mitteln eingerichtetes? Oder ist es nicht vielmehr die ärztliche Tätigkeit, die der Anstalt Wert und Charakter verleiht? Der berühmte von Graefe hatte seinerzeit in Berlin nichts als ein paar bescheidene Mietszimmer mit einigen Betten, aber in diesem dürftigen Milieu wurde die moderne Augenheilkunde geschaffen. Solche Beispiele ließen sich häufen. Es ist also nicht das Haus und die Möbel, die ein Spital ausmachen. Aber wenn man sich auch nur auf den Geldstandpunkt stellen will, — ist vielleicht eine zu wohltätigen Zwecken zur Verfügung gestellte ärztliche Tätigkeit, auch wenn sie nur den halben Tag ausfüllt, nicht nach einigen tausend Mark jährlich zu schätzen?? Und wiegen diese auf dem Altar der Wohltätigkeit geopferten Werte nicht reichlich ebenso viel, wie die Erträgnisse von Bazaren und Bällen? Ich bin weit entfernt, diesen wohltätigen Vergnügungen, bei denen sich namentlich in München so viel geselliges Talent und weibliche Grazie entfaltet, feindselig gegenüber zu stehen. Im Gegenteil! Aber wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß wir nicht in der besten aller Welten leben, so könnte man anführen, daß ein so notwendiges Institut wie ein Kinderspital, keine andere Existenzmöglichkeit besitzt, als sie diese Privatwohltätigkeit bietet. In dieser Tatsache dürfte überhaupt der Kern der ganzen Affäre zu suchen sein. — — — —

Hätte es übrigens in der Absicht der Gründer oder des Magistrats gelegen, dem Gisela-Kinderspitalverein gewissermaßen die Oberaufsicht über die ärztliche Versorgung des Spitals, die Verantwortung für die Besetzung der leitenden Stellen zu übertragen, so hätte man doch gewiß bedacht sein müssen, wenigsten *einen einzigen* Sachverständigen in diese Vorstandschaft zu bringen.

Und wenn die letztere in ihrer öffentlichen Erklärung in den Münchener Neuesten Nachrichten sagt, daß sie „auf Grund ihrer eingehenden und langen Beobachtung des ausgezeichneten Charakters und der vorzüglichen ärztlichen Fähigkeiten und Leistungen des Herrn Dr. Hutzler ihm seinerzeit eine leitende Stellung im Spital übertrug,“ . . . so muß man eben doch in Parenthese bemerken, daß kein Sachverständiger in der Vorstandschaft saß. Herr Dr. Hutzler empfand allerdings hierin keinen Mangel, denn er sagt in seiner Broschüre von den Persönlichkeiten der Vorstandschaft: „Sie sind sichersten Urteils fähig. Jede Parteilichkeit liegt ihnen fern. Mit keiner von ihnen stehe ich in irgend welchen Beziehungen, die zu meinen Gunsten Einfluß üben könnten. Sie haben ihre Beschlüsse lediglich auf die jahrelange Beobachtung der Art, des Maßes und des Erfolges der von den Herren Doktoren Hecker und Trumpp und von mir am Spital ausgeübten ärztlichen Tätigkeit gegründet.“ Mit dieser Unterwerfung unter die Kritik von Laien dürfte Herr Dr. Hutzler nur bei wenigen Standesgenossen Anklang finden.

Wie dem nun auch sei, die Hauptsache in einem Spital bleibt nicht ein Verein, nicht die Verwaltung, nicht das Pflegepersonal, nicht die Oberin und die Finanzen, sondern die ärztliche Tätigkeit. Aber Hecker und Trumpp haben nicht nur unter unsäglichen Schwierigkeiten die Anstalt gegründet und in den ersten drei Jahren in die Höhe gebracht, bevor sie Hutzler kannten, sondern sie haben auch sechs lange Jahre hindurch neben der ärztlichen auch die ganze Verwaltungsarbeit geleistet, bis sie vor zwei Jahren die Last der Geschäftsführung und nur diese an die neue Vorstandschaft abgaben. Wer hat nun ein größeres moralisches Recht auf die Anstalt? Die Antwort darauf hat übrigens bis zu einem gewissen Grade die Vorstandschaft selbst gegeben, indem sie aus der (nach ihrer Ansicht bedeutenderen) ärztlichen Arbeit Hutzlers eine größere Anwartschaft desselben auf die leitende Stelle folgerte.

Der Kampf, der den Herren Hecker und Trumpp durch die Kommissionsentscheidung, welche sie ohne jeden sachlichen Grund mit vier Konsiliarärzten vor die Tür setzte, um Herrn Dr. Hutzler zum alleinigen Leiter der Anstalt zu machen, aufgezwungen war, mußte sich gegen zwei Fronten richten, einmal gegen die Vorstandschaft, wegen der Kompetenzfrage und dann gegen Herrn Dr. Hutzler. Die erstere Angelegenheit konnte nur durch gütliches Uebereinkommen oder durch einen Prozeß entschieden werden, den die Herren im Interesse ihrer eigenen Schöpfung so lange als nur möglich hinausschieben wollten. Wurde ihnen doch schon zum Vorwurfe gemacht, daß sie überhaupt einen Rechtsanwalt befragten! In der zweiten Sache dagegen handelte es sich um einen Konflikt mit einem Kollegen, der Mitglied des ärztlichen Bezirksvereins war. Dieser Konflikt gehörte also mit vollem Rechte vor das Schiedsgericht dieses Vereins und es zeugt von absoluter Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, wenn den Herren aus diesem durchaus den ärztlichen Gepflogenheiten entsprechenden Vorgehen ein Vorwurf gemacht wird.

Ueber den Wert eines ärztlichen Ehrengerichtes überhaupt (auch der rein wissenschaftliche „ärztliche Verein" besitzt ein solches) und dasjenige des Bezirksvereins München im besonderen kann man verschiedener Meinung sein. Die Statuten des genannten eingetragenen Vereins und damit auch die Statuten seines Ehrengerichtes sind vor noch nicht langer Zeit von der Regierung ausdrücklich genehmigt, die also das, was Herr Prof. Quidde „einen Skandal" nennt, sanktioniert hat.

Im allgemeinen hat das ärztliche Ehrengericht den Zweck, Prozesse zwischen Aerzten zu vermeiden, welche bei den Besonderheiten des ärztlichen Berufes sehr leicht entstehen und dem Ansehen des Standes nicht eben förderlich sein würden. Dazu kommt, daß es viele schwerwiegende Verfehlungen gegen die Kollegialität gibt, die juristisch niemals zu fassen sind, über die aber einige vom allgemeinen Vertrauen ihrer Berufsgenossen erwählte Aerzte sehr wohl ein zutreffendes Urteil fällen können.

Man kann natürlich die ganze Auffassung des Begriffes Kollegialität, wie sie jetzt für die Mehrheit der Aerzte gültig ist, kritisieren oder vollständig ablehnen. Man kann sagen, daß sie veralteten Zunftgebräuchen entspringe. Aber die Vorstandschaft des Gisela-Kinderspitalvereins hat früher niemals erkennen lassen, daß sie mit Aerzten zu arbeiten wünscht, die diese Begriffe nicht teilen, wohl aber hat sie sich für befugt erachtet, die Anwendung dieser Begriffe auf den vorliegenden Fall abzulehnen.

In der Tat kann man ohne derartige vom Stande selbst fixierte ethische Normen nicht gut auskommen.

Wer die Akten eines Ehrengerichtes durchblättert, kann sich davon leicht

überzeugen. Nehmen wir einmal einen sehr gewöhnlichen Fall. Ein Arzt behandelt nach den Regeln seiner Wissenschaft einen Patienten, verliert aber dessen Vertrauen aus irgend einem Grund; ein zweiter Arzt wird zugezogen. Auf die Frage des Patienten: „Nicht wahr, der Dr. X hat mich falsch behandelt", erfolgt ein Achselzucken, mit einem Augenaufschlag verbunden. Dadurch ist dem ersten Arzt ein Schaden zugefügt, der je nach dem Naturell und der sozialen Stellung seines Patienten ins Uferlose wachsen kann.

Aber halt, schon sehe ich den Ritter von la Mancha mit eingelegter Lanze gegen mich galoppieren. Mittelalterliche Zunftgeschichten! Also lieber soll der Patient Not leiden, als daß Du einen Kollegen fallen läßt? Kehrt um, edler Ritter, es ist wiederum nur eine Windmühle! Die Billigung oder gar die Fortsetzung einer als falsch erkannten Therapie kann niemals einem Arzte zugemutet werden. Aber es stehen ihm genug Mittel zu Gebote, um die seiner Ansicht nach richtige Behandlung durchzusetzen unter gleichzeitiger Schonung des Kollegen. Allenfalls eine grobe Fahrlässigkeit verdient keine Schonung. Wer aber soll nun in jedem Falle beurteilen, was vorliegt? Laien? Juristen? Bei der in Laienkreisen vielfach herrschenden, erstaunlichen Naivität in ärztlichen Fragen ist das schlechterdings unmöglich. Nur, aber auch nur Berufsgenossen können darüber ein richtiges Urteil haben. Irren können auch sie einmal. Aber sind nicht auch schon einige Leute trotz hohen Justizverfahrens unschuldig gehenkt worden?

Nichts ist leichter für einen gewandt auftretenden Arzt, als das Publikum einzeln oder in Scharen für sich zu gewinnen. Verletzt er dabei das Interesse seiner Standesgenossen, so kann allein das aus diesen selbst gebildete Ehrengericht, nicht die Gerichte ihm stellenweise Schranken auferlegen. Die Satzungen sind dabei nicht halb so wichtig, als die Persönlichkeit der Richter. Nicht nach starren Sätzen, auch wenn sie noch so sorgfältig ausgearbeitet sind und sogar unter Mithilfe eines Juristen angewendet werden, ist zu entscheiden, was anständiges, ärztliches Berufsverhalten ist und was nicht. Das Ehrengericht hat aber gerade nur über solche Angelegenheiten zu befinden. Macht sich ein Arzt etwa eines Betruges schuldig, oder sonst eines groben Vergehens, nun, dann wird sich der geschädigte Kollege von selbst an die ordentlichen Gerichte wenden.

Man hat nun das ehrengerichtliche Verfahren als besonders skandalös deswegen bezeichnet, weil dabei keine Laien vernommen werden. In der weitaus größten Zahl der Fälle erübrigt sich die Vernehmung von Laien von selbst. Wo aber etwa einmal ein objektiver Tatbestand nur durch die Aussage von Laien festzustellen ist, kann das Ehrengericht jederzeit durch direkte Befragung sich diese Aufklärung verschaffen. Welchen Wert hätte aber eine systematische Vernehmung von Laien, die durch keinen Gesetzeszwang gebunden sind, zu erscheinen, Zeugnis abzulegen, die nicht vereidigt sind und folglich sagen könnten, was sie wollten! Wo eine solche Laienvernehmung nötig ist, wo der Streitfall ohne eine solche nicht zu beurteilen ist, da bleiben nur die ordentlichen Gerichte.

Die Laienvernehmung würde auch dem Verfahren den Charakter der Oeffentlichkeit geben, während es gerade ein innerhalb des Standes wirksames Korrektionsmittel sein soll und die Urteile im allgemeinen geheim gehalten werden! (Im Falle Hutzler mußte davon Abstand genommen werden, weil er sich gegen den Spruch auflehnte.)

Im Falle Hutzler lagen dem Ehrengericht Akten von Laien und zwar nur von solchen, die auf Seite des Angeklagten standen, in einer Ausdehnung vor, wie es kaum jemals der Fall gewesen ist. Daß fast die ganze Vorstandschaft des Vereins, die Oberin, viele Schwestern des Spitals und ein Teil der Vereins-

mitglieder in Herrn Dr. Hutzler einen unschuldig verfolgten Arzt von hervorragender Bedeutung sahen, war dem Ehrengericht vollständig bekannt. Der Kern der ganzen Angelegenheit, über den es allein zu befinden hatte, nämlich ob Herr Dr. Hutzler kollegial gehandelt hat, als er sich an die Stelle seiner früheren Chefs und Lehrer von einer Vereinsvorstandschaft setzen ließ, deren Kompetenz dazu angefochten wurde, ist durchaus nicht kompliziert. Trotzdem dauerte die Verhandlung 8 Stunden. Herr Dr. Hutzler wurde wiederholt gefragt, ob er noch irgend etwas zu seinen Gunsten anführen könne, was er verneinte. Am Tag nach der Verhandlung wurde den Parteien die Ansicht der Ehrenrichter, die sie in fast 3stündiger Sitzung genau festgestellt hatten, mitgeteilt und der vorgeschriebene Sühneversuch unternommen. Es wurde den streitenden Parteien empfohlen, sich wieder auf den Boden des im Jahre 1905 auf Treu und Glauben geschlossenen Vertrages zu stellen, den Herr Dr. Hutzler nach Ansicht des Ehrengerichtes verletzt hatte, und das Weitere friedlichen Verhandlungen zu überlassen.

Dieser Vorschlag war für die Herren Trumpp und Hecker weitaus unangenehmer als für Herrn Dr. Hutzler. Trotzdem unterwarfen sie sich ohne weiteres, wie das der Sitte entspricht, dem Verlangen des Schiedsgerichtes. Herr Dr. Hutzler aber lehnte es ab, darauf einzugehen, mit der Motivierung, nur die Vorstandschaft könne über die leitenden Stellen verfügen und er sei deshalb nicht in der Lage, seinen Posten Herrn Dr. Trumpp zu überlassen. Selbstverständlich hatte das Ehrengericht nicht von ihm verlangt, daß er Herrn Dr. Trumpp gewissermaßen wieder einsetzen sollte, es wollte nur haben, daß er sein Amt niederlege, wozu er aber damals keine Neigung hatte.

Jetzt erst fällte das Ehrengericht seinen Spruch, der Trumpp und Hecker durchaus nicht von aller Schuld frei sprach, aber die größere Schuld auf Seiten des Herrn Dr. Hutzler fand.

Durch sein ganzes Verhalten hat Herr Dr. Hutzler also gezeigt, daß er zwar der treu ergebene Diener der Vorstandschaft war, daß er aber die Ansichten seiner Kollegen im Spital ebenso wie die Mahnung des Ehrengerichtes, die den Weg zu einer Verständigung bieten konnte, in den Wind schlug. Er hätte weiterhin gegen den Spruch des Ehrengerichtes an das Plenum des Bezirksvereins appellieren können, worüber er vom Vorsitzenden ausdrücklich belehrt wurde. Er tat es nicht, sondern trat aus dem Verein aus, weil, wie er sagte, auch dieser ihm nicht recht geben würde. Er hätte auch das Ehrengericht des ärztlichen Vereins anrufen können. Nichts davon war ihm sympathisch. Er zog es vor, eine leidenschaftliche Agitation gegen das Ehrengericht und seine mangelhaften Satzungen in vollster Oeffentlichkeit in Szene zu setzen. Er machte dem Ehrengericht, dessen Loyalität ihm gegenüber er während und nach der Verhandlung selbst nachdrücklich anerkannt hatte, den Vorwurf der Parteilichkeit, indem er z. B. behauptete, das Urteil sei der Gegenseite früher zugestellt worden als ihm. In Wirklichkeit hatte der Vorsitzende des Ehrengerichts, als er das Urteil Herrn Dr. Hecker übergab, gleichzeitig Herrn Dr. Hutzler in persönlichem Telephongespräch anheimgestellt, das Urteil gleichfalls bei ihm abzuholen, andernfalls würde er es durch die Post zugestellt erhalten. Herr Dr. Hutzler holte es nicht ab und erhielt es infolgedessen einen Tag später. Die Handhabe zur Anfechtung des Urteils bot ihm ein, auch nach meiner Ansicht nicht ganz glücklicher Ausdruck desselben, daß er „auch nach allgemein bürgerlichen Begriffen Treu und Glauben verletzt" habe. Diese Wendung sollte besagen: „Da der Vertrag vom Jahre 1905 mündlich auf Treu und Glauben geschlossen war, und zwar nicht nur mit Kollegen,

sondern auch, soweit Dr. Trumpp in Frage kommt, mit einem persönlichen Freunde, so hat Herr Dr. Hutzler nicht nur nach ärztlichen Standesbegriffen, sondern auch im gewöhnlichen bürgerlichen Sinne Treu und Glauben verletzt. Es hätte vielleicht besser gelautet: „nach rein menschlichen Begriffen."

Dieser Passus enthält also nur eine einfache Konstatierung einer nicht wegzuleugnenden Tatsache.

Eine Strafe sprach das Ehrengericht nicht aus, weil es der Meinung war, daß Herr Dr. Hutzler, nachdem ihm klar gemacht war, wie die offizielle Standesvertretung sein Verhalten beurteilte, endlich den einzig richtigen Weg einschlagen und sich wieder auf den Boden des im Jahre 1905 geschlossenen Vertrages stellen würde. Es muß einmal klar ausgesprochen werden, daß ein anderer Mensch, dessen „hellstes Gelingen" weniger „von der Mauer leidenschaftlichen Trotzes beschattet" gewesen wäre, Mittel genug gehabt hätte, um sich aus dieser Situation zu ziehen. So aber verrannte sich der Bedauernswerte in immer leidenschaftlicherer Weise in seine Opposition und zog immer weitere Kreise in dieselbe hinein, so daß allmählich die ganze Angelegenheit weit über Gebühr aufgebauscht wurde.

Es steht fest, daß die Herren Hecker und Trumpp vollkommen nach den bestehenden Gepflogenheiten ihres Standes gehandelt haben, als sie das ärztliche Ehrengericht anriefen. Dieses hat verhandelt und entschieden, nach den einzig und allein für es maßgebenden Richtlinien auf Grund der bestehenden Satzungen. Der erwähnte E.-Artikel der Frankfurter Zeitung fragt:

> „War das Schiedsgericht der Aerztekammer überhaupt kompetent, sich in die Angelegenheiten eines Privatvereines, dessen Vorsitzende nicht Aerzte, sondern ein Unterstaatssekretär und Professor, sowie ein Generalkonsul sind, einzumischen? Mit welchem Recht fällt dieses Ehrengericht des ärztlichen Vereins ein Urteil, das Dr. Hutzler zwingen sollte, das ihm von der Leitung des Spitals in Anbetracht seines unendlich segensreichen Wirkens verliehene Amt niederzulegen? Und mit welchem Rechte glaubte das Ehrengericht der Vereinsleitung einen anderen Arzt an Stelle des von Allen hochgeschätzten Dr. Hutzler aufzwingen zu können? Wenn Dr. Trumpp und Hecker sich in ihrem Rechte beeinträchtigt glaubten, so war das eine rein juristische Frage und sie hätten ihre Klage am rechten Orte anbringen müssen."

Dieser ganze Passus enthält fast ebenso viele Oberflächlichkeiten und Unrichtigkeiten wie Worte. Das Ehrengericht des Bezirksvereins (nicht der Aerztekammer und nicht des ärztlichen Vereins) hatte gar nichts mit der Vorstandschaft und der Frage nach ihrer Kompetenz zu tun. Es hat sich auch nicht (wie z. B. der Verfasser des E.-Artikels) in Dinge gemischt, die es nichts angehen, sondern es hat sich nur mit Herrn Dr. Hutzler persönlich beschäftigt. Es dachte gar nicht daran, dem Verein Herrn Dr. Trumpp aufzuzwingen und hat das nirgends ausgesprochen. Die Vereinsleitung hat auch nicht Herrn Dr. Hutzler in Anbetracht seines unendlich segensreichen Wirkens angestellt, sondern sie war ursprünglich sogar gegen Herrn Dr. Hutzler stark eingenommen und hat ihn erst auf die Initiative der Herren Hecker und Trumpp als leitenden Arzt gebilligt. Der ganze Artikel wimmelt so von falschen Angaben, daß es unmöglich ist, sie alle hier richtig zu stellen.

Noch mehr als die ganz selbstverständliche Tatsache, daß die Herren Dr. Hecker und Trumpp das zuständige Ehrengericht anriefen, ist ihnen die Inanspruchnahme des Leipziger Verbandes vorgeworfen worden.

Der Leipziger Verband ist eine 20,000 deutsche Aerzte umfassende Orga-

nisation, die in allen Städten ihre Sektionen hat und deren kraftvoller Wirksamkeit die von der sozialen Gesetzgebung geschädigte und dann im Stich gelassene Aerzteschaft die beginnende Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage zu danken hat. Wenn irgendwo Aerzte von der Vorstandschaft einer Kasse, oder dergleichen vergewaltigt werden sollen, so betreibt der Verband die Sache als seine eigene, knüpft Verhandlungen an und sperrt, wenn er auf Gewalt stößt, die betreffenden Stellen für seine Mitglieder so lange, bis der Konflikt durch Verhandlungen beglichen ist. Die Herren Hecker und Trumpp waren von der Vorstandschaft des Vereins entlassen und damit aus ihrem eigenen Spital ausgesperrt und mit ihnen die Konsiliarärzte. Die Vorstandschaft hätte nur sich auf einen neutraleren Boden zu stellen brauchen, um sofort einen geordneten Betrieb im Spital zu ermöglichen. Da sie das nicht wollte, wandten sich die Herren Hecker und Trumpp an den Leipziger Verband. Auch vorher schon hatte eine ganze Anzahl von Aerzten in richtigem kollegialem Empfinden die Uebernahme der umstrittenen Stellen spontan abgelehnt.

Der Obmann der Sektion München des Leipziger Verbandes teilte die Ansicht der Antragsteller, daß hier ein allgemeines ärztliches Interesse verletzt sei, ebenso den Wunsch derselben, womöglich den Betrieb des Spitals nicht noch mehr zu schädigen, als es ohnehin durch die gegebene Sachlage schon der Fall war. Dementsprechend richtete er ein Schreiben an die Vorstandschaft, folgenden Inhalts:

28. 1. 1907.

An die

Vorstandschaft

des „Gisela Kinderspital-Vereins"

Hier.

Georgenstr. 38/I.

Die Herren Dr. Hecker und Trumpp haben die Hilfe des Verbandes der Aerzte Deutschlands angerufen, weil nach ihrer Meinung die Vorstandschaft des „Gisela Kinderspital-Vereins" gegen den Willen der Gründer und leitenden Aerzte des Gisela Kinderkrankenhauses die Stelle des leitenden Arztes eigenmächtig besetzt und Herrn Dr. Hutzler übertragen hat.

Die Vorstandschaft des Verbandes der Aerzte Deutschlands in Leipzig hat sich mit der Angelegenheit beschäftigt und glaubt ihre Hauptaufgabe in dieser Angelegenheit in einer vermittelnden Tätigkeit suchen zu müssen. Jedenfalls wird der Verband der Aerzte Deutschlands keine Mittel unversucht lassen, um eine gütliche Regelung dieser Angelegenheit herbeizuführen, da es ihm von größter Bedeutung zu sein scheint, daß bei einer so außerordentlich segensreich wirkenden Wohltätigkeitsanstalt alle persönlichen Schwierigkeiten möglichst bald aus dem Wege geräumt werden. Zur Sache selbst scheint uns zu bemerken zu sein, daß nach ärztlicher und wohl auch allgemein menschlicher Auffassung keine Berechtigung vorliegt, die verdienten Gründer des „Gisela-Kinderkrankenhauses", die unter großen, persönlichen Opfern das Krankenhaus ins Leben gerufen haben, von der Stellung als leitende Aerzte auszuschließen. Inwiefern juristisch diese Frage zu beurteilen ist, vermögen wir im Augenblick nicht zu entscheiden. Nach den hier vorliegenden Satzungen scheint aber wohl eine Ausschließung nur unter Zustimmung der Mitgliederversammlung erfolgen zu können.

Der unterzeichnete Verband gibt es der Vorstandschaft anheim, nochmals

in eine wohlwollende Prüfung der Angelegenheit einzutreten und stellt seine Vermittlung in dieser Angelegenheit gerne zur Verfügung.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
der Verband der Aerzte Deutschlands
zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen.
Sektion München
i. A.
Vertrauensmann.

Auf dieses Schreiben erfolgte keine Antwort.

Darauf setzte sich der Obmann mit den beiden Münchener Standesvereinen ins Benehmen, die nun die Sache erörterten und beide einstimmig beschlossen, daß ihre Mitglieder in keinerlei Verhandlungen mit dem Kinderspitalverein treten sollten, ohne sich vorher mit ihrer eigenen Vereinsleitung ins Benehmen gesetzt zu haben. Schon vorher bemühte sich speziell der Vorsitzende des Bezirksvereins, der Vorstandschaft einen provisorischen ärztlichen Betrieb im Spital sofort zu verschaffen. Eine bewährte Spezialkraft sollte die Leitung übernehmen, zugleich wollten die ausgeschiedenen Konsiliarärzte ihre Tätigkeit wieder beginnen.

Es ist also eine grobe Unwahrheit, wenn behauptet wird, die Herren Hecker und Trumpp oder eine der ärztlichen Korporationen hätten beabsichtigt, den Betrieb des Spitals lahm zu legen. Aber freilich ist das gesperrte Spital mit den vergeblich um Hilfe jammernden Kindern eine viel zu wirksame Moritat, als daß man sie nicht öffentlich hätte absingen sollen. Im Gegenteil! Wie der Leipziger Verband, so erstrebte auch der ärztliche Bezirksverein lediglich eine Vermittlung und stellte bis zur gütlichen Schlichtung der Differenzen ausreichende ärztliche Versorgung des Spitals durch erprobte Spezialkräfte zur Verfügung. Die Vorstandschaft lehnte alles dies ebenso wie andere private Vermittlungsversuche*) a limine ab und übertrug die leitende Stelle einem nicht spezialistisch ausgebildeten Arzt, der dieselbe vorläufig annahm. Ob die Vorstandschaft dabei ganz objektiv nur das Beste des Spitals im Auge hatte?

Die Entrüstung über die anmaßende Aerzteschaft, die sich herausnimmt, mitreden zu wollen, wenn zwei angesehene Kollegen und Dozenten aus ihrem eigenen Spital entlassen werden sollen, auf Grund anfechtbarer Rechtsmittel, ist von erheblichem Interesse für unseren Stand. Wer die Kämpfe desselben in den letzten Jahren verfolgt hat, der kennt dieses Erstaunen über etwas, was früher nicht da war, über diese solidarische Aerzteschaft ganz genau. Und wenn bei dieser Gelegenheit einmal „weitere Kreise" über das neu erwachte Standesbewußtsein der Aerzte gestolpert sind, so ist das für die Zukunft vielleicht nicht ganz ohne Wert. Festzuhalten ist, daß in der Verurteilung des selbstherrlichen Vorgehens der Vorstandschaft die gesamte in den Versammlungen anwesende Aerzteschaft Münchens einig war, obwohl über den Konflikt der drei Kollegen selbst naturgemäß die Ansichten auseinandergingen.

So zog denn die Affaire immer weitere Kreise. Der wohltätige Verein spaltete sich in zwei Lager, die sich aufs heftigste befehdeten. Hatte der ganze Kampf schon die Gemüter in eine Erregung versetzt, die mit dem strittigen Objekt längst nicht mehr im Einklang stand, so tat dies noch mehr der tief beklagenswerte Selbstmord des Herrn Dr. Hutzler. Nun legte Ihre K. K.

*) Unerhört war die Behandlung, die der Nestor der Münchener Kinderärzte, Herr Geh.-Rat Prof. v. Ranke bei seinem Vermittlungsantrag erfuhr.

Hoheit Prinzessin Gisela von Bayern, das Protektorat über den Verein und die gesamte Vorstandschaft ihre Aemter nieder.*) Die sämtlichen Mitglieder der Vorstandschaft traten aus dem Verein aus, in einer Ausschuß-Sitzung, kurz nach Hutzlers Tod wurde vorgeschlagen, bei der Mitgliederversammlung den Antrag auf Auflösung des Vereins zu stellen. Die durch immer neue Preßnotizen geschürte Erregung des Publikums wandte sich impulsiv gegen die Herren Hecker und Trumpp und gegen das ärztliche Ehrengericht. In die berechtigte Klage der Freunde um den Verstorbenen mischte sich immer lauter die Anklage gegen die „Schuldigen", die ihn in den Tod getrieben haben sollten.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Erregung, als eine Reihe von Gemeindebevollmächtigten, darunter mehrere Aerzte, sich in einer Interpellation an den Magistrat wandte, was dieser zu tun gedenke, um die Forteristenz des segensreich wirkenden Instituts zu sichern und andererseits das Ansehen und die Interessen der Stadtverwaltung zu wahren. Die Begründung der Interpellation geht über den strittigen Rechtszustand mit dem Satze weg: „Als die Vertreter der Stadt den aktenmäßigen Beweis führten, daß die Stadt es mit dem Verein und nicht mit ihnen zu tun habe, der Vorstand also auch berechtigt sei, die Aerzte anzustellen, haben sie, um ihren Anspruch gleichwohl durchzusetzen, durch Schreiben vom 13. Januar beim Leipziger Verband der deutschen Aerzte Sperre, d. h. den ärztlichen Boykott gegen das Spital beantragt."

Von einem solchen aktenmäßigen Nachweis ist den Herren Dr. Hecker und Trumpp bis auf den heutigen Tag nichts bekannt.

Die Begründung der Interpellation fährt dann fort:

„Da Dr. Hutzler den Weisungen der Vorstandschaft und der Aufforderung der städtischen Verwaltung folgend seine Tätigkeit an dem Spital . . . fortsetzte, wurde das Verfahren vor dem Ehrengerichte des ärztlichen Bezirksvereins eingeleitet, das Dr. Hutzler in den Tod getrieben hat."

Nach den Regeln der deutschen Grammatik bezieht sich dieser Relativsatz unbedingt auf das Ehrengericht. Aber auch wenn er sich auf das Verfahren beziehen würde, dürfte es schwer sein, seine Richtigkeit zu beweisen.

Es kann hier nicht der Ort sein, zu untersuchen, welche Motive zusammengewirkt haben, Herrn Dr. Hutzler zu dem unseligen Schritt zu treiben. Der 2. Vorsitzende des Bezirksvereins, Herr Dr. Bauer, äußerte in einer Bezirksvereinssitzung (Bericht der Münchener med. Wochenschrift No. 18): „Hutzler habe ihm privatim in einer dreistündigen Unterredung Vieles gesagt, was eine Erklärung für sein Vorgehen geben könne. Der Tote könne ihn jedoch nicht von der Diskretion entbinden". Wie dem nun auch sei, so viel steht fest, daß hier wie bei jedem Selbstmord überhaupt zu allererst das Votum eines Nervenarztes gehört werden sollte, wie eine kluge Bemerkung in der ersten Mitteilung der Münchener Neuesten Nachrichten lautete.

Der Tübinger Professor Gaupp sagt in seinem trefflichen Aufsatz über den Selbstmord: „In den bisherigen Untersuchungen über die Ursachen und Motive des Selbstmords begegnen wir fast immer dem Fehler, daß in oberflächlicher

*) Aus welchem Grunde die damalige Vorstandschaft zurückgetreten ist, das ist bis auf den heutigen Tag nicht klar geworden. Der Selbstmord Dr. Hutzlers kann nicht das Motiv gewesen sein; denn sonst hätte sie sich schwerlich bestimmen lassen, zwei Monate nach dem schmerzlichen Ereignis sich größtenteils wieder wählen zu lassen und hierzu dem Vereine von Neuem als Mitglieder beizutreten!

Weise ein auffälliges Vorkommnis, ein Vermögensverlust, ein Trauerfall, ein häuslicher Streit, ein Liebesschmerz als zureichender Grund der Tat angenommen und bezeichnet wird.

Und doch ist nichts verkehrter, als solch eine Auffassung. Alle derartigen Vorfälle können ja wohl die unmittelbare Veranlassung werden, sie können — um einen medizinischen Ausdruck zu gebrauchen, — die Tat auslösen, niemals aber sie verursachen. Der Mensch, der auf ein persönliches Erlebnis peinlicher Art mit Selbstvernichtung reagiert, trug schon vor diesem Vorfall die Keime des Selbstmordes in sich. Lehrt uns ja doch die Geschichte menschlicher Gesittung nicht minder als die alltägliche Erfahrung, daß körperliche wie seelische Not allerschwerster Art nicht nur zur Selbstvernichtung zu führen pflegen, ja daß gerade in einem geknechteten Volk, das unter den schwierigsten Verhältnissen sein armseliges Dasein fristet, der Selbstmord seltener ist, als in den äußerlich schöneren Verhältnissen unserer modernen Künstler- und Gelehrtenwelt, denen die schlimmste Not des Lebens, wenn auch nicht immer, so doch meistens ferne bleibt."

Es zeugt wahrlich nicht von großer Besonnenheit und Sachkenntnis, wenn man einen schwerwiegenden Vorwurf, wie ihn die erwähnte Aeußerung der Gemeindebevollmächtigten darstellt, öffentlich ausspricht, ohne im mindesten an die Schwierigkeit eines Beweises zu denken.

Was soll man aber vollends dazu sagen, daß ein Arzt gegenüber dem Hinweis, daß doch möglicherweise bei dem Selbstmord eine psychopathische Veranlagung eine große Rolle spiele, sich auf den negativen Sektionsbefund beruft! Wie weit ist dieser Kollege der Entwickelung der pathologischen Anatomie vorausgeeilt!

Weiterhin wurde die öffentliche Meinung erregt durch ganz unzutreffende Schilderungen über die Vorgänge im ärztlichen Bezirksverein nach der Fällung des Urteils, resp. nach dem Selbstmord des Herrn Dr. Hutzler. Der Bezirksverein soll eine förmliche Ehrenerklärung für Herrn Dr. Hutzler beschlossen haben. In Wirklichkeit hat lediglich der 1. Vorsitzende in der Sitzung vom 23. März seine persönliche Ansicht über die Bedeutung des Ausdruckes „nach bürgerlichen Begriffen Treu und Glauben verletzt", geäußert, ebenso wie dies der eine Ehrenrichter Herrn Dr. Hutzler gegenüber bereits einen Tag nach Fällung des Urteils auf Befragen getan hatte. Diese Erklärung erfolgte lediglich zur Richtigstellung der ganz subjektiven Auffassung einiger Redner, daß die bürgerliche Ehre des Herrn Dr. Hutzler durch dieses Urteil vernichtet worden sei. In der Sitzung vom 20. April erklärte dann das Ehrengericht offiziell: „daß es mit dem Ausdrucke: „Dr. Hutzler habe auch nach allgemein bürgerlichen Begriffen Treu und Glauben verletzt" Herrn Dr. Hutzler seine bürgerliche Ehre niemals abgesprochen habe, sondern nur zum Ausdruck bringen wollte, daß Herr Dr. Hutzler dem einen seiner Vertragsgegner — als Kollegen und intimen Freund — gegenüber sich an den in früherer Zeit auf Treu und Glauben abgeschlossenen Vertrag doppelt hätte gebunden erachten müssen."

Es kann hier nicht unerwähnt bleiben, daß zur Zeit der ärztliche Bezirksverein sich in einer Krisis befindet, die inzwischen zu dem Rücktritt des hochverdienten Vorsitzenden geführt hat. Unter diesen schwierigen, inneren Verhältnissen litt bis zu einem gewissen Grade auch die ganze Behandlung der Ehrengerichtsangelegenheit. Zu anderen Zeiten wäre die Debatte darüber ruhiger verlaufen.

Im übrigen war der ganze Streit über den Wortlaut des Spruches nichts als ein Eiertanz um den schwer definierbaren Begriff „Ehre". Nicht nur der

Ehrbegriff einzelner Leute, sondern auch der ganzer Berufsklassen ist ein außerordentlich verschiedener. So kann z. B. die Ehre eines Offiziers schon verletzt sein, wo ein einfacher Bürger dieselbe nicht angegriffen fühlt. In dem Ehrengericht eines Standes spiegeln sich natürlich die Anschauungen, die die Mehrzahl der Standesgenossen über das hat, was „fair" und „unfair" ist.

Das Ehrengericht ist nach gewissenhafter Prüfung zu dem Schluß gekommen, daß Herr Dr. Hutzler als Kollege und Freund nicht fair gehandelt hat. Schon aus der einzigen Tatsache, daß es Herrn Dr. Hutzler nicht aus dem Bezirksverein ausschloß, und überhaupt keine Strafe über ihn verhängte, geht hervor, daß es die Ansicht hatte, Herr Dr. Hutzler könne seinen Verstoß wieder gut machen. Wenn Herr Dr. Hutzler und seine Freunde dem Urteil einen Sinn unterlegten, den es nicht hatte, so ist daran das Ehrengericht nicht schuld. Es ist aber eine verhängnisvolle Kombination von Eigenschaften: auf der einen Seite Handlungen zu begehen, die nach Ansicht der Standesvertretung nicht fair sind und auf der anderen Seite eine übertriebene Empfindlichkeit gegen das von Standesgenossen gefällte Urteil an den Tag zu legen.

Ein analoger Fall dürfte in den Akten des ärztlichen Schiedsgerichtes vergeblich gesucht werden. Jahraus jahrein waltet dieses seines oft recht dornenvollen Amtes und wenn bisher etwas zu beklagen war, so war es höchstens dies, daß in manchen Fällen der Spruch von dem Betroffenen zu leicht genommen wurde. Diese Wahrnehmung hat ja auch in manchen ärztlichen Kreisen den Wunsch nach einer staatlichen Ehrengerichtsordnung gezeitigt, wie sie seit Jahren in Sachsen, kürzer in Preußen, besteht. Auch in Bayern hat der Entwurf einer solchen Standesordnung schon einmal den Landtag beschäftigt, doch kam eine Einigung darüber nicht zu stande. Hätte im vorliegenden Fall das Schiedsgericht seinem Verlangen größeren Nachdruck verleihen können, so wäre das zum Besten aller Beteiligten gewesen, nicht zuletzt zum Besten des Herrn Dr. Hutzler.

Es ist nicht nötig, auf alle Einzelheiten des Streites um den ehrengerichtlichen Spruch einzugehen. Sowohl das Ehrengericht, wie die Herren Hecker und Trumpp werden in dem kommenden Prozesse Gelegenheit haben, sich gegen die unerhörten Angriffe zu wehren, die gegen sie gerichtet wurden.

Es ist übrigens nicht uninteressant zu beobachten, wie dieselben Leute, welche dem Ehrengericht oberflächliches und fahrlässiges Urteil und den Herren Trumpp und Hecker ihre Angriffe gegen Herrn Dr. Hutzler vorwerfen, nunmehr auf Grund eines weit oberflächlicheren Verfahrens selbst zu viel leidenschaftlicheren Anklägern und Verfolgern werden.

Mögen diese Zeilen zu einer gerechteren Beurteilung der bedauerlichen Vorgänge führen, als sie gegenwärtig an vielen Orten besteht.

Die pädagogische Vorbildung der Lehrer und Geistlichen.

Es gibt wohl keinen Stand, der um seiner hervorragenden Verdienste um der Menschheit willen auf größere Achtung und Wertschätzung Anrecht hat und doch so viele Jahrhunderte hindurch elender und unwürdiger behandelt wurde, als der des Lehrers, wie es auch keinen Stand gibt, der sich in so kurzer Zeit so mächtig gehoben und zu ungeahnter Blüte entwickelt hat. Diese Hebung hatte er aber nicht etwa nur seiner gesellschaftlichen und wirtschaftlichen, sondern ganz besonders seiner w i s s e n s c h a f t l i c h e n Besserstellung zu danken. Immer wieder läßt sich in der Geschichte des Erziehungswesens die Beobachtung machen, daß die Sorge für eine angemessene Vorbildung der Lehrerschaft von selbst auch das Bestreben nach sich zieht, ihr eine ihrem schweren, segensreichen Berufe entsprechende Lebenshaltung zu sichern. Diese Bestrebungen sind nicht bloß noch nicht zum Abschluß gekommen, sondern in der Gegenwart erst recht brennend geworden; allerdings gewinnt es den Anschein, als ob sie allmählich über das Ziel hinauszuschießen und damit sich selbst aufzuheben begännen. Eine sehr gute Uebersicht über die Richtungen und Strömungen, welche sich auf diesem Gebiete zur Zeit bemerkbar machen, gibt der Münchener Volksschullehrer Q u i r i n K o h l h e p p in seinem trefflichen Schriftchen: „D i e B e r u f s b i l d u n g d e r V o l k s s c h u l l e h r e r. Ein Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Lehrerbildungsfrage“ (Pädagogische Zeitfragen, herausgeg. von Franz W e i g l, Heft 8 Band II, 2. München, Lentner (Stahl) 1906. 49 S. 80 Pf.).

Die Volksschullehrer erhalten ihre Vorbildung in den (in Bayern 3kursigen) Präparandenschulen und in (2kursigen) Lehrerseminarien. Seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts glaubt man sich nun hiemit nicht mehr beruhigen zu können. Man strebt eine die bisherigen Verhältnisse völlig umstürzende Neuordnung an, für die man die verschiedensten Vorschläge machte. Am aussichtslosesten dürfte wohl die Forderung sein, Vorbedingung für den Eintritt ins Lehrerseminar müßte die Absolvierung eines humanistischen Gymnasiums sein. So zahlreiche und treue Freunde das humanistische Gymnasium einst hatte und noch haben könnte, so viele Sympathi?n hat es durch das unbegreifliche und unverzeihliche Vorgehen kurzsichtiger Leute verscherzt, ihm seinen eigenartigen, eben h u m a n i s t i s c h e n Charakter zu verwischen, erst die griechischen, nun auch schon die lateinischen Studien herabzustimmen und einzuschränken und dafür den realistischen Fächern immer breiteren Spielraum zu eröffnen. Wenn das Gymnasium seinen humanistischen Charakter nicht wahrt, dann büßt es seine Existenzberechtigung vollends ein und sinkt zu einer chamäleonartigen Anstalt herab, auf der man alles und nichts lernt. Früher lernte man auf den humanistischen Gymnasien wenigstens noch leidlich lateinisch und griechisch. Heutzutage sind die lateinischen und griechischen Kenntnisse, die selbst der bessere und beste Gymnasialabsolvent mitbringt, so bescheiden, daß sie in gar keinem Verhältnisse zu der auf sie verwendeten Zeit und Mühe stehen, ohne daß die Leistungen im Deutschen und in den realistischen Fächern einen auch nur halbwegs befriedigenden Ausgleich herbeiführten. Daß Schulen der Art, die selbst immer mehr zurückgehen, nicht die wünschenswerte Unterlage für den Ausbau einer für das Bildungswesen des Volkes so wichtigen Einrichtung, wie es das Lehrerseminar ist, abgeben können, liegt auf der Hand.

Bessere Aussichten scheint die 6kursige Realschule zu haben, die ja bekanntlich noch jüngst in der bayerischen Abgeordnetenkammer von Dr. Heim und Genossen zur Grundlage der Lehrerbildung gemacht werden wollte. Doch fand der Antrag in Lehrerkreisen wenig Anklang; Kohlhepp verweist nachdrücklich auf die üblen Erfahrungen, die man mit Gymnasium und Realschule als Vorstufen für das Lehrerseminar gemacht habe und gelangt zu dem Schlusse, die Regierung halte mit Recht an Präparandenschule und Lehrerseminar fest, nur müßten beide zu einem organischen Ganzen verschmolzen und zu einer 6kursigen Anstalt ausgebaut werden.

Wir glauben, daß diese Vorschläge allen Beifall verdienen, halten aber dafür, daß die Neuordnung der Lehrerbildung auf einem Gebiete anzustreben wäre, das auch Kohlhepp andeutet, wir meinen die Befreiung der Lehrerbildungsanstalten von all dem unnötigen Ballast, der sie ungebührlich beschwert. Dieser Ballast, den sie noch immer mitschleppen müssen, hängt aber mit der durchaus falschen, noch heute nicht völlig überwundenen Auffassung von dem Berufe des Lehrers zusammen, als ob dieser alles mögliche, den Mesner, Organisten, Chorregenten, Gemeindeschreiber abgeben und so halb nebenbei auch noch ein bißchen Lehrer sein müßte. Wir fangen an, über diese Vorstellung zu lächeln und ihre Unhaltbarkeit einzusehen. Der Lehrer soll Lehrer sein und sonst nichts; er hat als solcher, wenn er seinem schweren Amte gewissenhaft nachleben will, genug zu tun und kann mit Fug verlangen, daß er als Lehrer anständig besoldet und nicht mit einem Hungerlohn, zu groß zum Sterben und zu gering zum Leben, abgespeist wird. Er darf nicht gezwungen werden, erst noch zu Nebenverdiensten zu greifen, wenn er mit seiner Familie standesgemäß leben will. Der Lehrerstand wird herabgewürdigt, wenn er zu fremdartigen, mit seinem eigentlichen Berufe in gar keinem inneren Zusammenhange stehenden Dienstleistungen genötigt wird; von dem persönlichen Abhängigkeitsverhältnis, in das der Lehrer durch solche Nebenämter zum Nachteile seines beruflichen Ansehens und Wirkens gerät, ganz zu schweigen. An keinen anderen Stand werden derartige Zumutungen gestellt; die Trennung des Lehramtes vom Meßner-, Organisten- und Gemeindeschreiberdienst erscheint daher als eine Forderung nicht bloß der Zweckmäßigkeit, sondern der natürlichen Billigkeit. Hat aber der Lehrer nur Lehrer zu sein, so hat das Seminar auch nur Lehrer und nicht Mesner, nicht Organisten und Gemeindeschreiber heranzubilden; also müssen alle jene Gegenstände aus dem Lehrplane der Seminarien ausscheiden, die jene Obliegenheiten im Auge hatten. Daher sollte denn namentlich auch die Musik aufhören, Pflichtgegenstand zu sein; sie dürfte an den Lehrerseminarien nur mehr als Wahlfach betrieben werden, wie an den übrigen Mittelschulen auch. Würde mit allem dem Ernst gemacht — und wenn es heute und morgen noch nicht geschehen kann, und finanzielle Erwägungen die Ermöglichung der Entlastung des Lehrerstandes vielleicht noch auf viele Jahre, ja Jahrzehnte hinein vereiteln, einmal kommt sie ja doch — so wird eine Menge Zeit gewonnen, die man viel besser auf die eigentliche Berufsbildung verwenden kann.

Fragt man nun, worin diese Berufsbildung eigentlich bestehen soll, so wird heutzutage von einem großen Teile der Lehrerschaft die Forderung erhoben, sie müsse auch eine obligatorisch zu betreibende fremde Sprache umfassen; gerade auch mit Rücksicht auf diesen fremdsprachlichen Unterricht wird die Einführung eines sechsten Ausbildungsjahres verlangt. Auch Kohlhepp schließt sich dieser Forderung an, für die er einen sozialen und einen praktischen Grund geltend macht. Er meint nämlich, gerade der Mangel an fremd-

sprachlichen Kenntnissen sei daran schuld, daß der Lehrer „halbgebildet“ genannt werde; es sei für den Lehrer deprimierend, wenn er an Sprachkenntnis hinter dem kleinsten Lateinschüler oder der höheren Tochter zurückstehe, die noch vor kurzem zu seinen Füßen gesessen. In praktischer Hinsicht aber sei die Beherrschung fremder Sprachen besonders für das Privatstudium des Lehrers von Wichtigkeit. Sachlichere, aus den beruflichen Anforderungen des Lehrerstandes selbst hervorgehende Gründe für eine fremdsprachliche Vorbildung vermag der Verfasser und vermag die Lehrerschaft überhaupt, das sei ausdrücklich hevorgehoben, nicht anzuführen; die Gründe, die aber wirklich vorgebracht werden, sind doch wohl kaum ernst zu nehmen. Denn die Vorbildung, die ein Stand erhalten soll, muß sich doch stets wie das Mittel zum Zweck und wie der Weg zum Endziel verhalten und darf daher, wenn sich nicht ein bedauerliches, die Berufsfreudigkeit und die Berufstüchtigkeit bedenklich gefährdendes Mißverhältnis zwischen Seminar und Leben entwickeln soll, keine fremdartigen Elemente enthalten. Auch das Privatstudium des Lehrers muß vor allem seinem Berufe und den hiemit zusammenhängenden Fragen gewidmet sein; hat er Zeit und Lust, sich darüber hinaus noch mit anderen Dingen zu befassen, so bleibt ihm dies übernommen, auf keinen Fall können aber indivinelle Privatliebhabereien einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der beruflichen Ausbildung selbst üben. Und wie wenig die Einfügung einer fremden Sprache als eines Zwangsfaches in den Lehrplan des Seminars aus einem wirklichen Bedürfnisse erwächst, zeugt ja deutlich genug die Uneinigkeit darüber, ob eine lebende oder tote, bezw. ob die französische oder englische Sprache vorgeschrieben werden soll! Von einer gründlicheren fremdsprachlichen Ausbildung könnte in Lehrerseminarien ja doch nicht die Rede sein; denn wenn man die kläglichen fremdsprachlichen Kenntnisse ins Auge faßt, welche die Absolventen humanistischer Gymnasien nach 9jährigem Unterricht mit ins Leben nehmen, so wird man unschwer ermessen können, was Schüler mit wesentlich geringerer Unterrichtszeit lernen können; ihre fremdsprachlichen Errungenschaften werden gerade so weit reichen, ihr gesundes Gefühl für den Genius ihrer Muttersprache zu verbilden, ohne sie in den Stand zu setzen, in den Geist der fremden Sprache einzudringen. Man hört zwar viel davon reden, daß die Pflege fremder Sprachen schließlich der Muttersprache zugute komme. Dem steht jedoch die auffallende Tatsache entgegen, daß gerade unsere Gymnasial-Absolventen nicht selten ein Deutsch schreiben, das das Entsetzen aller Hochschullehrer, soweit sie sich um solche Dinge noch kümmern, hervorruft. Alle Fakultäten aller Universitäten sind seit Jahren einig in der Klage über das zunehmende Unvermögen der Studenten, sich ihrer Muttersprache auch nur korrekt, geschweige gewandt zu bedienen. Der saloppste Kaufmannsstil reißt immer mehr um sich; Schreiber dieser Zeilen erhielt unlängst von einem Studenten, der voriges Jahr ein bayerisches Gymnasium mit vorzüglicher Note absolviert hat, einen Brief, der in einem Deutsch abgefaßt war, das ihn ebenso beschämte, wie empörte. Wer die lateinischen und griechischen Partizipialkonstruktionen kennt, wer sich der sklavischen Uebersetzungen erinnert, die von pedantischen Mittelschulmeistern verübt und gefordert werden, wer an die haarsträubenden Vergewaltigungen denkt, die sich die geduldige deutsche Muttersprache von Lehrern, wie Schülern im fremdsprachlichen Unterricht gefallen lassen muß, der wird uns verstehen und nicht unrecht geben. Soll nun auch noch das gesunde sprachliche Empfinden der Volksschullehrer systematisch verdorben werden? Hieße das nicht, das Sprachgefühl des Volkes, das sich doch unter ihrer Hand entwickelt, in

der Wurzel vergiften? Wir würden es nachgerade für ein nationales Unglück halten, wenn dem deutschen Lehrerstand das Danaergeschenk fremdsprachlicher Vorbildung aufgedrängt würde, und wir fühlen uns verpflichtet, allen, die es angeht, von einem so verhängnisvollen Schritte aufs dringendste abzuraten. Es macht ja der Strebsamkeit der Lehrer alle Ehre, wenn sie sich emporarbeiten und fortbilden wollen; aber es ist nicht zu leugnen und wird zuweilen offen eingeräumt, daß bei derartigen Forderungen anderweitige, nicht beruflichen Rücksichten, sondern ökonomischen und schulpolitischen Tendenzen entstammende Erwägungen eine bedeutende Rolle spielen. Bestrebungen der Art, die den Lehrern mehr schaden als nützen und die Sympathien angesehenster Kreise rauben, entspringt auch der viel erörterte und oft wiederholte Vorschlag, dem Lehrer allgemein und zwangsweise Universitätsbildung vorzuschreiben. Allerdings trägt hiezu der gleißende Nimbus nicht wenig bei, in welchem die Universitäten besonders in den Augen derjenigen schimmern, die sie nicht kennen; Eingeweihte urteilen wesentlich nüchterner, und wer das offene und daher bittere Buch von der Leyens gelesen hat, wird sich hüten, den Lehrern den Besuch der Universität zur Pflicht machen zu wollen. Die Universitäten drohen, es läßt sich nicht leugnen, mehr und mehr in einem öden Spezialistentum zu versanden; und die lauten Klagen, die gerade aus Mittelschulkreisen über den für die späteren Unterrichtszwecke gänzlich ungeeigneten Hochschulbetrieb ertönen, sollten den Volksschullehrern zur Warnung dienen. Nicht gelehrte Spezialisten, sondern tüchtige Schulmänner haben wir für unsere Kinder nötig; solche werden aber nicht an den Universitäten, sondern an den Fachschulen, an den Lehrerseminarien herangezogen. Nur diese Fachschulen geben den Lehrern jene eigenartige, auf ihre Bedürfnisse zugeschnittene Vorbildung, die das Wissen mit der Kunst verbinden, eben dieses Wissen noch ganz unreifen und unentwickelten Kindern leicht und doch nachhaltig beizubringen. Daß sie Fachschulen sind, ist daher der größte Ruhm und Vorzug der Seminarien. Wissen vermitteln alle Schulen. Aber eben weil der Lehrer mit dem Wissen allein sich nicht begnügen kann, so kann er sich nicht auf irgend einer, sondern nur auf jener Schule fürs Leben vorbereiten, die ihn instand setzt, sein Wissen zum dauernden Besitz der Jugend zu machen; eine Kunst, die gar nicht so einfach ist, wie viele Leute sich vorstellen, und die, wenn sie auch auf natülicher Begabung ruht, doch auch eine gewisse Anleitung und geduldige Uebung heischt. Hand in Hand mit der wissenschaftlichen Ausbildung des Lehrers muß daher stets die pädagogisch-didaktische gehen; die eine ist so wichtig und nötig wie die andere, ja die letztere ist sogar noch viel wichtiger als die erstere, denn nicht der ist der beste Lehrer, der für sich selbst am meisten weiß, sondern derjenige, der, was er weiß, anderen leicht und mühelos mitzuteilen versteht. Es ist außerordentlich bedauerlich, daß dieser elementare, fast einer Binsenwahrheit gleichkommende Satz gerade in gelehrten akademischen Kreisen nicht gebührend gewürdigt wird; und doch verlangen so schwierige Fächer, wie es die alten Sprachen und die Mathematik sind, eine umso sorgfältigere methodisch-praktische Schulung der Kandidaten, die sie vor unzähligen Fehlgriffen und Verdrießlichkeiten, Schüler und Eltern vor Aerger und Kummer bewahren könnte. Wir sind fest überzeugt, daß die ewigen Klagen über die Gymnasien und Gymnasiallehrer, Ueberbürdung der Schüler und zu strenge Anforderungen zum guten Teil in dem mangelnden pädagogischen Geschick der Mittelschullehrer ihren Grund haben; gewiß ist, daß die letzteren den Volksschullehrern an schultechnischer Gewandtheit bedeutend nachstehen und vieles, vieles von

ihnen lernen könnten. Zum Greifen deutlich offenbart sich hier der unverkennbare Vorzug der zielbewußten seminaristischen Fachbildung vor der akademischen; Grund genug für die Lehrerschaft, an ihren durch eine lange Erfahrung bewährten Fachanstalten grundsätzlich festzuhalten. Nicht als ob wir den Lehrern die Universität prinzipiell verschließen wollten; aber die Regel wird der Besuch der Hochschule, schon weil er zu kostspielig, für viele unerschwinglich ist, bei Volksschullehrern, die dies sein und bleiben wollen, jedenfalls nicht bilden können. Wohl aber sollen die Hallen der Universität denjenigen offen stehen, die sich zu Lehrerbildnern (Seminarlehrern) ausbilden und daher ihre Studien fortsetzen und vertiefen wollen. Die Gegenstände, die sie an der Universität hören werden, sind ihnen durch die Natur der Sache vorgezeichnet; es sind vor allem die realistischen und naturkundlichen, dann auch die deutschsprachlichen und literaturgeschichtlichen Fächer. In vorderster Reihe muß aber die Pädagogik stehen, die ja für Lehrer und Lehrerbildner Kern und Stern aller Studien sein und bleiben muß. Das setzt voraus, daß ihnen auf der Universität auch wirklich Gelegenheit geboten wird, Pädagogik zu hören, und zwar von einem anerkannten Fachmann, der sich als solcher einen wissenschaftlichen Namen gemacht hat und sich mit der Pädagogik nicht bloß im Nebenamte, sondern ausschließlich und dauernd beschäftigt. Dies ist nur möglich, wenn für die Pädagogik ein eigener Lehrstuhl im Schoße der philosophischen Fakultät gegründet und mit einer ersten wissenschaftlichen Kraft besetzt wird; um nur im Nebenamte versehen und mit den kärglichen Brosamen abgespeist zu werden, die vom Tische des gesättigten Philologen oder Theologen fallen, dazu ist die Pädagogik nachgerade zu ernst und tief. Zwar verstieg sich ein bekannter katholischer Philosoph in einer hohen Körperschaft zu dem kühnen Ausspruch, er wisse nicht, was ein Pädagogik-Professor außer Geschichte der Pädagogik denn eigentlich vortragen solle. Möglich, daß er dies nicht weiß; es gibt Leute genug, die es umso besser wissen und für den Pädagogik-Professor so viel Lehrstoff bereit haben, daß er ihn über kurz oder lang allein gar nicht mehr zu bezwingen vermag. Wir rechnen zur Pädagogik nicht etwa nur Erziehungs- und Unterrichtslehre und ihre Geschichte, — für sich schon ein ungeheures Gebiet; wir denken hier auch an pädagogische Psychologie, an psychologische Pathologie, an Schulhygiene, Schulrecht und Schulpolitik, und wir halten es für selbstverständlich, daß mit der pädagogischen Lehrkanzel pädagogische Seminarien und Uebungsschulen verbunden werden, an denen sich die angehenden Philologen, Mathematiker und Seminarlehrer unter der Leitung hervorragender Praktiker die nötige Unterrichtstechnik aneignen können. Die Errichtung eigener pädagogischer Lehrstühle an den Universitäten kann unseres Erachtens nur eine Frage der Zeit sein. Sie muß kommen und wird kommen, und es ist traurig genug, daß an einer Universität vom Range der Münchener Pädagogik nur im Nebenamt gegeben wird, sodaß strebsame junge Leute in die Ferne ziehen und nach Jena und Leipzig wandern müssen, wenn sie sich in der Pädagogik ausbilden wollen. Mit dem Einzug der Lehrer in die Universität wird auch die Pädagogik ihren Einzug halten; die Volksschullehrer werden zuwege bringen, was die Mittelschullehrer nicht durchsetzen konnten.

Ein rechtes Schmerzenskind der Lehrerwelt ist seit langem die Schulaufsicht. Sonderbarerweise ist sie dies aber nur für die Volksschullehrer; für die Mittelschulen ist die Frage in der einfachsten Weise gelöst. Es ist auffallend, daß, was hier möglich ist, nicht auch dort möglich sein sollte; wie es ja auch eine der vielen Unbegreiflichkeiten des staatlichen Lebens

bildet, daß der simultane Betrieb, der in allen Mittelschulen anstandslos und ohne daß auch nur der Hauch einer Klage über Gefährdung religiöser Gefühle kundgegeben worden wäre, seit vielen Jahrzehnten herrscht, in den Volksschulen zum gänzlichen Untergang des katholischen Glaubens führen soll. Dabei gibt es an den Mittelschulen nicht einmal eine geistliche Schulaufsicht! Zwar wahrt sich die Kirche auch ihnen gegenüber ihr angestammtes Recht, die religiös-sittliche Erziehung der Schüler zu überwachen und dafür zu sorgen, daß sie einen ihrem Studiengange angemessenen religiösen Unterricht empfangen und ihre religiösen Pflichten erfüllen. Darüber hinaus erstreckt sich jedoch die kirchliche Aufsicht nicht; der bischöfliche Kommissär, der sich von Zeit zu Zeit sehen läßt, hat nur den Religionslehrer zu kontrollieren, der lateinische, griechische, mathematische und Turnunterricht ist seiner Obsorge entrückt und der Fachaufsicht staatlich bestellter Schulmänner vorbehalten. Der Simultanbetrieb ist vom kirchlichen Standpunkte aus möglich, vom staatlich-nationalen aus nötig; wenn er an den Mittelschulen kirchlich gebilligt wird und den Glauben nicht ruiniert, warum sollte er es an den Volksschulen tun? Und wenn die Fachaufsicht unbeschadet der kirchlichen Rechte an den Mittelschulen zulässig ist, warum sollte sie nicht auch an den Volksschulen durchführbar sein? Ein natürliches Recht auf die gesamte Schulaufsicht hat die Kirche keineswegs; sie hat die religiös-sittliche Erziehung der Jugend zu überwachen, mehr aber nicht; auf die Ueberwachung des gesamten Schulbetriebs kann sie, da das Technische des Schulwesens nicht mehr in die religiös-sittliche Sphäre fällt, keinen Anspruch erheben. Allerdings kann nun der Staat ihm zustehende Funktionen Kirchendienern übertragen, und mancher Staat, wie der bayrische, hat dies auch wirklich getan. Selbstverständlich übt dann der Geistliche die Schulaufsicht über die weltlichen Fächer nicht als Geistlicher, sondern als staatlicher Bevollmächtigter aus, und er kann diese Bevollmächtigung nicht etwa, wie es törichterweise häufig geschieht, durch die billige Berufung auf die Anweisung Christi stützen: „Gehet hin und lehret alle Völker“, sondern nur durch den Hinweis auf seine pädagogische und schultechnische Befähigung. Nur als Pädagoge, als wissenschaftlich gebildeter und praktisch erfahrener Schulmann ist der Geistliche zur Uebernahme der Aufsicht über den gesamten Schulbetrieb legitimiert. Ist er denn nun auch Pädagog? Ist er erfahrener Schulmann? Ohne Zweifel ging der Staat von dieser Voraussetzung aus, als er ihm einen Teil seiner Befugnisse überließ. Und es ist nicht zu verkennen, daß der Geistliche schon seinem ganzen Berufe nach der geborene Erzieher nicht bloß der Kleinen, sondern auch der Großen und Erwachsenen, überhaupt seiner ganzen Gemeinde ist. Als Katechet, als Prediger, als Beichtvater, als Seelsorger entfaltet er eine erzieherische Wirksamkeit, die nicht ihresgleichen hat; das Kindesherz und die Volksseele, wer sollte sie besser kennen als er? Schon aus rein seelsorgerlichen Gründen, von seinen Obliegenheiten als Schulvorstand ganz zu geschweigen, hat also der Geistliche allen Anlaß, sich pädagogischen und psychologischen Studien aufs eifrigste hinzugeben; und er selbst spricht sich denn auch pädagogische Schulung aufs entschiedenste zu. Als sie jüngst in einer aufsehenerregenden Gerichtsverhandlung in Zweifel gezogen wurde, brach ein bekannter geistlicher Würdenträger und Zentrumsführer sofort in die entrüsteten Worte aus: Auf die Aeußerung wegen der angeblichen Unwissenheit der Geitslichen in pädagogischen Dingen zu antworten, halte er unter der Würde der katholischen Geistlichkeit. (Augsb. Abendzeitg. 1907. Nr. 118. S. 8.)

Nun sind herrische Machtsprüche noch lange kein Beweis. Es bleibt also noch immer die Frage offen: wie steht es in Wirklichkeit? Es sind nun schon nahezu 100 Jahre her, seitdem die Geistlichen in Bayern die Schulaufsicht innehaben; in welcher Weise wurden und werden sie auf dieses Amt vorbereitet? Hält man Umfragen, wie es denn mit der pädagogischen Vorbildung des katholischen Klerus — und nur ihn haben wir, das sei ausdrücklich bemerkt, im Auge — aussehe, so überzeugt man sich bald, daß es damit keineswegs so trefflich bestellt sei, wie man nach der diktatorischen Aeußerung des Bamberger Domdekans erwarten möchte. An den Priesterbildungsanstalten wurden und wird Pädagogik überall nur im Nebenamte gegeben und mit allen möglichen Fächern verbunden, mit Kirchenrecht, Pastoraltheologie, mit alt- und neutestamentlicher Exegese, Kirchengeschichte, Moral usw. Ferne sei es von uns, diesen Männern zu nahe treten zu wollen. Sie tun, was sie können, und es ist nicht ihre Schuld, wenn sie nicht leisten können, was eben nur von pädagogischen Fachmännern geleistet werden kann. Mitunter fällt die Pädagogik mit der Katechetik zusammen; fast ausnahmslos wird sie in einem Semester mit 1—2 Wochenstunden abgefertigt. Von einer Einführung in die Methodik und Praxis der verschiedenen Unterrichtsfächer ist fast nirgends die Rede; höchstens finden hier und dort katechetische Uebungen statt, aber auch sie selten länger als ein Semester. Mit dieser mehr als bescheidenen pädagogischen Ausrüstung tritt der Geistliche ins Leben hinaus. Es kann vorkommen und kommt nicht so selten wirklich vor, daß er als junger Kaplan, kaum ein paar Wochen geweiht, nach dem Tode seines pfarrlichen Prinzipals als Pfarrvikar aufgestellt und damit eo ipso Lokalschulinspektor wird. Er, der kaum die Volksschule wieder betreten hat, ist nun der Vorgesetzte eines vielleicht in seinem Dienste ergrauten Lehrers! Er, der von der Technik des Schulwesens aus eigener Erfahrung noch kaum eine Ahnung hat, soll nun den Fachmann beaufsichtigen und überwachen! Und selbst wenn nicht ein junger Kaplan, sondern ein älterer Pfarrer Inspektor ist, so ermangelt er doch häufig genug der unentbehrlichen Vertrautheit mit der modernen Methodik der weltlichen Fächer; nur die wenigsten Geistlichen fühlen das Bedürfnis in sich, sich in der pädagogischen Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. Schon als Katechet steht er vielfach nicht auf der Höhe und gibt sich oft genug die ärgsten Blößen; gerade das Unterrichtsfach, das so recht die Domäne des Klerus bildet, die Katechese, hält mit dem Fortschritt, den die Didaktik auf allen anderen Schulgebieten zu verzeichnen hat, am wenigsten gleichen Schritt. Theobald Ziegler konstatiert in seiner vorzüglichen Geschichte der Pädagogik S. 183: „Der Religionsunterricht ist im Durchschnitt immer schlechter als aller andere Unterricht gewesen". Vermag sich aber der Geistliche zur Führung der Schulaufsicht nicht als wissenschaftlich und praktisch bewährter Schulmann erproben, so kann er seine Ansprüche nur mehr auf das positive Recht, d. h. auf die Macht gründen, deren Stütze dann einfach zur Parteisache wird; denn der Geistliche als solcher bezw. die Kirche kann, wie schon bemerkt, nur ein Recht auf die religiös-sittliche Ueberwachung der Jugenderziehung, nicht aber auf die Leitung und Beaufsichtigung des gesamten Schulbetriebes in Anspruch nehmen. Daß die Lehrerwelt verlangt, wie alle anderen Stände von Fachleuten, beaufsichtigt und geprüft zu werden, das kann man ihr wahrhaftig nicht übel nehmen. Der Klerus wird freilich sofort außerordentlich nervös, wenn man seine Schulrechte zu bezweifeln wagt; er verschiebt dann den Streitpunkt, gewiß nicht loyal, sofort auf das Dogmatische Gebiet, spricht von Verletzung der unveräußerlichen Rechte der Kirche,

von Verfolgung der Religion, und was dergleichen wohlfeile Phrasen, die die urteilsunfähige große Menge zum Gruseln bringen sollen mehr sind, und bedenkt nicht, daß es der sicherste Weg ist, auch seine berechtigten Ansprüche einzubüßen, wenn man unberechtigte aufstellt. Nur soweit die Ueberwachung der religiös-sittlichen Seite des Schulwesens in Frage kommt, handelt der Geistliche kraft eigenen, natürlichen Rechtes; sobald er darüber hinaus ins Bereich des technischen Schulbetriebes eingreift, ist er nur mehr staatlicher Mandatar, und er kann dieser Befugnisse auf legitimen Wege und ohne Rechtsverletzung ebenso wieder entkleidet werden, wie er einst mit ihnen bekleidet wurde. Es wäre sehr wünschenswert, wenn man sich dieses wesentlichen Unterschiedes beiderseits immer bewußt bliebe; viele Mißverständnisse und leidige Streitigkeiten könnten dann unschwer vermieden werden. Der Klerus sollte, was er im eigenen Lager für recht hält, auch im anderen für billig erachten. Stets bezeichnete er es als unerträgliche Anmaßung, daß sich Laien ein kirchliches Aufsichtsrecht beilegten, und wenn er es tatsächlich erträgt, so hört er doch nicht auf, es prinzipiell zu bestreiten; er selbst aber findet es ganz in der Ordnung, daß pädagogische Laien gleich ihm die Schule beherrschen. Will er aber seine nun einmal bestehenden Rechte behaupten, so zeige er sich ihnen wenigstens auch gewachsen! Nahezu ein volles Jahrhundert lang hat der Klerus in Bayern die Schulaufsicht inne, ohne es für nötig zu halten, sich eine seiner Stellung entsprechende pädagogische Ausbildung anzueignen. Nun ist das Vertrauen in seinen guten Willen und in seine Leistungsfähigkeit ernstlich erschüttert; ein verscherztes Vertrauen ist aber nur schwer wieder zu gewinnen. Wird er sich aufraffen? Wird er das Versäumte in letzter Stunde nachzuholen trachten? Wir glauben es nicht. Er wird sich wie bisher so künftig auf die Parteimacht stützen; er wird mit ihr herrschen und mit ihr untergehen.

München. Albert Schäffler.

Der neue bayerische Landtag.

Ein bayerischer Politiker schreibt uns:

Auf der Grundlage des direkten Wahlrechtes haben am 31. Mai die Wahlen zum bayerischen Landtag stattgefunden. Am Abend des 31. Mai waren 163 Abgeordnete gewählt; keine einzige Nachwahl war erforderlich. Das Landtagswahlgesetz vom 9. April 1906 hat für Bayern das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht gebracht. Das bis dahin geltende Recht war gewiß nicht so schlecht, wie das preußische, denn es beruhte nicht auf dem Prinzip der Klassenprivilegien; aber es war infolge des veralteten Wahlmännersystems ebenso unbequem, wie ungerecht. Das neue Gesetz, das — wenn man von der Wahlkreiseinteilung absieht — in gemeinsamen Vorschlägen beider Kammern an die Staatsregierung wurzelt, ist zweifellos nicht nur das modernste, sondern auch das beste deutsche Wahlgesetz, besser auch als das württembergische und badische. Vor dem badischen Gesetz hat es u. a. die Ausschaltung der Stichwahlen voraus. In Württemberg besteht neben den allgemeinen direkten Wahlen der Landesproporz; er hat sich praktisch nicht besonders bewährt insofern, als die Hoffnungen, welche man auf

die Qualität der Proporz-Abgeordneten gesetzt hatte, keineswegs erfüllt wurden, und auch deshalb, weil durch die Verkoppelung von zwei Wahlsystemen der Wahlkampf selbst mit all seinen Aergernissen und Häßlichkeiten bis zur Unerträglichkeit verlängert wird.

Eine Frage, die noch nicht entschieden ist, betrifft die Zweckmäßigkeit der relativen Mehrheit, die in Bayern die Wahl entscheidet. Die Liberalen haben sie ursprünglich gewünscht, sodann nach den ungünstigen Ergebnissen der Reichstagswahlen von 1903 verworfen. Das Zentrum hatte damals, um das Wahlgesetz von 1904 zustande zu bringen, den Liberalen die Konzession der Zustimmung zur absoluten Mehrheit gemacht, später aber, als es fast über die Zweidrittelmehrheit in der Kammer der Abgeordneten verfügte, die Wiederherstellung der relativen Mehrheit gefordert und durchgesetzt. Für die relative Mehrheit sprechen Gründe der politischen Moral; denn die zu Stichwahlen unentbehrlichen Bündnisse zwischen einzelnen Parteien werden hier in der Regel überflüssig. Gegen die relative Mehrheit spricht vor allem die Erwägung, daß das Eindringen von politischen Parteien in die Hochburgen einer anderen Partei aussichtslos bleibt, solange der „herrschenden" Partei etwas mehr als ein Drittel sämtlicher Wähler sicher ist; sie könnte nur durch eine Koalition ihrer sämtlicher Gegner geschlagen werden. Eine solche Koalition aber wird für Hauptwahlen immer sehr viel schwerer zu ermöglichen sein, als für Stichwahlen. Bei der Diskussion über den Wert der relativen Mehrheit darf aber eines nicht übersehen werden: zum Ausgleich der mit dem neuen Majoritätsprinzip verbundenen Inkongruenzen wäre eine gerechte Wahlkreiseinteilung das beste Mittel; durch eine objektive Einteilung der Wahlkreise könnten die in der relativen Mehrheit an sich begründeten Willkürlichkeiten paralysiert werden. Die Wahlkreiseinteilung des bayerischen Gesetzes ist nicht gerecht. Die Ergebnisse sind jetzt im einzelnen amtlich bekanntgegeben worden, und danach ist klar, daß z. B. in München II und VI, in Nürnberg III, und im Allgäu die Wahlkreiseinteilung starke Minoritäten geradezu erdrosselt. Daß es sich dabei nicht um Minoritäten des Zentrums handelt, liegt auf der Hand. Zum Beweise einige Ziffern nur aus dem Kreis Schwaben und Neuburg: Es wurden gültige Stimmen abgegeben: In Lindau: liberale 2309, Zentrum 2631; gewählt Zentrum. In Kempten: liberal 3758 bezw. 3747, Zentrum 4978 bezw. 4972: gewählt Zentrum. In Sonthofen: liberal 1973, Zentrum 2669; gewählt Zentrum. Es stehen 15 250 Zentrumsstimmen 11 787 liberale Stimmen gegenüber. Und das Resultat: 4 Zentrumsabgeordnete; die Liberalen sind leer ausgegangen. Eine Wahlkreiseinteilung, die solche Blüten treibt, kann nicht gerecht sein. Sie wirkt umso nachteiliger für die Liberalen, als durch die Schaffung einer beträchtlichen Anzahl zweimänniger Wahlkreise auf dem flachen Lande eine künstliche Vermehrung der Mandate des Zentrums garantiert ist.

Sieht man von diesen Kunstfehlern ab, so kann man sagen:

Das Wahlgesetz ist gut, die Vollzugsvorschriften sind klar und logisch, die mit dem Vollzug betrauten Behörden haben ausgezeichnet funktioniert, die Wahlagitation war, insbesondere bei den Liberalen, sehr intensiv, die Wahlbeteiligung im Vergleich zu früheren Landtagswahlen recht gut. Aber das Resultat ist, vom Standpunkt speziell bayerischer politischer Zukunftsaufgaben betrachtet, ungünstig. Das Zentrum beherrscht mit 98 Kandidaten die Kammer der Abgeordneten. Es hat für schul- und wirtschaftspolitische Zwecke zusammen mit der Mehrzahl der Bauernbündler und Konservativen

die zur Abänderung von Verfassungsgesetzen erforderliche Zweidrittelmehrheit. Die Liberalen haben 26 Sitze inne, darunter den des „fraktionslosen" Pfarrers Johannes Grandinger von Nordhalben, Abgeordneten für Naila, über den ungezählte Leitartikel geschrieben worden sind und in Zukunft wohl noch geschrieben werden. Die Liberalen hätten im günstigsten Falle etwa 34 Mandate erhalten können, nämlich zu den gewonnenen: 1 in München, 1 in Nürnberg, 1 in Erlangen, 1 in Memmingen, 1 in Nördlingen, 1 in Germersheim und 2 in Kaiserslautern. Die drei Mandate in der Pfalz wären den Liberalen sicher gewesen, wenn nicht im letzten Augenblick Zentrum und Sozialdemokratie in Kaiserslautern und Germersheim ein Kompromis abgeschlossen hätten. Das Mandat in Nürnberg ging infolge schlechter Wahlbeteiligung, das in Erlangen (wo leider Professor Dr. Geiger unterlegen ist) durch die Intriguen des Konservativen Beckh-Rathsberg, und das in Nördlingen durch die Agitation der protestantischen Pfarrer (auch unter ihnen gibt es politische Geistliche!) gegen einen Amtsbruder verloren. München II und Memmingen werden bei den nächsten Wahlen von den Liberalen gewonnen werden.

Die Sozialdemokraten hatten auf dem Schweinfurter Parteitage beschlossen, unter allen Umständen selbständig in den Wahlkampf einzutreten. Hätten sie den Beschluß befolgt, so wären sie nur mit 18 Mandaten in das Ständehaus eingezogen. Durch das Abkommen mit dem pfälzischen Zentrum haben sie die zwei Mandate in Kaiserslautern erobern können. Die 20 Mandate, welche die Sozialdemokraten nunmehr besitzen (bisher zwölf) stellen den Höhepunkt dessen dar, was sie jemals in Bayern bei selbständigem Vorgehen unter dem neuen Wahlgesetz erreichen können. In den Städten werden sie keine Fortschritte mehr machen und auf dem Lande haben sie ganz bedeutend an Zugkraft verloren; die christlichen Organisationen sind der sozialdemokratischen Propaganda auf den Fersen, und es wird nicht mehr lange dauern, bis die Sozialdemokratie auf dem platten Lande ausgespielt hat.

Die der freien wirtschaftlichen Vereinigung angehörenden Bauernbündler, Landwirtebündler und Konservativen rücken 19 Mann stark in den Landtag ein. Die Mitglieder des Bundes der Landwirte sind infolge des Wahlabkommens mit den Liberalen in Oberfranken und der Pfalz glatt, von den mittelfränkischen Konservativen Beckh und der seither verstorbene prächtige Tobias Nißler nur mehr mit Mühe und Not gewählt worden. Die altbayerischen Bauernbündler haben sich nun auf drei Mandate heruntergearbeitet; davon verdanken sie eines nicht etwa der Wucht ihrer Argumente, sondern einesteils dem Umstand, daß ein Zentrumskandidat wegen mangelhafter Steuerleistung nicht wählbar war, andernteils dem, daß der zweite Zentrumskandidat wegen seines Eintretens für die Schule äußerst unbeliebt war; da hatte der Bauernbündler leichtes Spiel. Im übrigen wird man gut tun, die Bauernbundsbewegung zu den Akten zu legen; sie ist daran gestorben, daß zu viele redeten, zu wenige etwas wußten und keiner zum Führer geboren war. Es ist schade um diese Bewegung, die einst wie ein Sturmwind eingesetzt und die Kronen des unbewegten Zentrumswaldes gehörig geschüttelt hatte. Es lag einmal etwas von Willen zur Befreiung des Bauern von geistigem und geistlichem Zwang in der derben, kunstlosen und rauhbeinigen Agitation der Bauern. Indessen — das Schimpfen auf den Pfarrer allein ist kein parteibildender Faktor. Der Bauernbund mußte zu Grunde gehen, als die Getreidepreise stiegen und die Zentrumsabgeordneten für die Bodenzinsablösung eifrig eintraten.

* * *

Die bayerische Kammer der Abgeordneten wird sich so zusammensetzen: 98 Zentrum, 26 Liberale, 20 Sozialdemokraten, 19 Wirtschaftliche Vereinigung. Die absolute Mehrheit beträgt 82 Stimmen; das Zentrum wird also in der Lage sein, der Gesetzgebung das Gepräge zu geben. Ob der maßgebende Einfluß dieser Partei für das Land ein Unglück ist, oder nicht, davon wird weiter unten noch die Rede sein. Auf alle Fälle heißt es sich mit den gegebenen Verhältnissen abzufinden und dabei zu bedenken, daß es auch bei einem — theoretisch immerhin möglichen — Bündnis aller Parteien gegen das Zentrum ausgeschlossen bleibt, es aus seiner Stellung zu verdrängen. Dann ist noch zu bedenken, daß es der Staatsregierung nicht erwünscht sein wird, Konflikte mit der die Mehrheit bildenden Partei heraufzubeschwören und daß man gerade vom liberalen Standpunkt aus diese Haltung des Ministeriums anzuerkennen hat.

Der große Erfolg des Zentrums bei den Landtagswahlen wird also die politische Entwicklung Bayerns während der nächsten sechs Jahre bestimmen; das Zentrum wird im Parlament herrschen und wird seinen Einfluß in Gesetzgebung und Verwaltung geltend machen, mindestens so energisch wie bisher. Bleibt die Frage: Was bedeutet diese Suprematie des klerikalen Konservatismus, wie er sich im Zentrum verkörpert, für Bayern?

Sie verbürgt einmal mindestens eine fortschrittliche Sozialpolitik. Dazu wird das Zentrum durch die Rücksicht auf seine christlichen Arbeiterorganisationen, insbesondere die Verbände der in Staatsbetrieben beschäftigten Bediensteten und Arbeiter, förmlich gezwungen. Auch in Bayern hat die Partei rechtzeitig und nicht ohne Glück den Weg vom einseitigen Agrarprogramm zur entsprechenden Vertretung der Interessen der Industriearbeiter gefunden. Sie hat vor allem Verständnis für Wohnungsreform und Verbesserung der Arbeitsbedingungen in Staatsbetrieben gezeigt und wird das in Zukunft tun. Daneben werden natürlich auch in Zukunft zünftlerische Ideale gepflegt, der Befähigungsnachweis gefordert, die Gewerbefreiheit bekämpft und von den ländlichen Abgeordneten (nicht mit Unrecht) die Last der Versicherungsgesetzgebung beklagt werden; aber derlei heterogene Strömungen laufen eben beim Zentrum friedlich nebeneinander her, und die Führer wissen es immer so einzurichten, daß die Wähler aus Arbeiterkreisen an die soziale Arbeitsfreudigkeit der Partei glauben. Indessen werden auch die politischen Gegner diese Seite parlamentarischen Wirkens der Zentrumspartei im Ernste nicht verkennen wollen.

Weiter verbürgt das Uebergewicht des Zentrums im bayerischen Landtag eine im Sinne der Verfassung durchaus berechtigte und gesunde Kontrolle der einzelnen Zweige der Staatsverwaltung und ihrer Organe, wenigstens solange, als die Krone an dem schönen und friedsamen Brauche der unparteiischen Geschäftsministerien festhält. In der Ausübung des Rechtes auf Kontrolle der Staatsverwaltung liegt naturgemäß die Quelle für die Popularität einer Partei. Können die Wähler felsenfest darauf bauen, daß ihre Abgeordneten imstande und bereit sind, unpopuläre Maßnahmen der Regierung oder mißliebige Beamte mit großem Geräusch zu kritisieren, so wird die Partei gute Tage haben. Das bayerische Zentrum weiß ganz genau, weshalb es sich seit Jahren gegen die Einsetzung eines ultramontanen Staatsministeriums wehrt; es weiß, daß die ihm nahestehenden hervorragenden Beamten, die für ein Kabinett Soden oder Hertling in Betracht kämen, unausgesetzt in einen Widerstreit der Pflichten kommen und die parlamentarische Aktionsfreiheit der Partei ganz empfindlich lähmen müßten. Gerade die Programmlosigkeit —

Treitschke sagt: „das Zentrum ist in der eigentlichen Politik grundsätzlich grundsatzlos" —, auf der hier die Massensuggestion beruht, bewahrt das Zentrum davor, seine Männer in die Regierung zu schicken. Es ist viel praktischer, die Regierung durch das Gewicht der parlamentarischen Stellung zu beeinflussen, als zu ihrer Unterstützung verpflichtet zu sein. Die Macht des Zentrums als Partei und seiner Führer auf die Berater der Krone wird durch die Unabhängigkeit von ihnen nur verstärkt. Wäre Herr v. Soden Verkehrsminister und Herr v. Hertling Kultusminister, so begännen die Thronsessel Dr. Pichlers und Dr. Schädlers zu wanken. Gerade dies Moment wird häufig von liberalen Politikern verkannt, die neuerdings darauf drängen, daß die Krone die Konsequenzen aus der parlamentarischen Situation ziehe.

In wirtschaftspolitischen und Steuerfragen bedeutet die Vorherrschaft des Zentrums die Stabilisierung einer einseitig agrarischen Politik. Der Umstand, daß das Zentrum bei den Wahlen in München ganz ausgeschaltet worden ist, wird dazu führen, daß die Steuerreform, die vor der Türe steht, vor allen Dingen auf die Interessen der ländlichen Bevölkerung zugeschnitten wird. Die allgemeine progressive Einkommensteuer, der Kardinalpunkt des liberalen Steuerprogramms, findet nicht den Beifall des Zentrums. Die Forderungen der Städte, sie durch Eröffnung beständiger Einnahmequellen aus finanziellen Nöten zu befreien, werden voraussichtlich nicht erhört werden, dagegen alle Bestrebungen auf stärkere Heranziehung großkapitalistischer Unternehmungen Aussicht auf Erfolg haben. In engstem Zusammenhang zur Frage der Steuerreform steht die Reform der Beamtengesetzgebung. Die Staatsregierung hat dem Landtag eine Denkschrift über ein neues Beamtengesetz und die Revision des Gehaltsregulativs in Aussicht gestellt. Ueber die Notwendigkeit ist kein Wort zu verlieren; das geltende Beamtengesetz mit seiner Unterscheidung von pragmatischen und nichtpragmatischen, statusmäßigen und nichtstatusmäßigen Beamten und mit seinen zahllosen, unübersehbaren „Kategorien" ist unhaltbar geworden, und die Besoldung der Beamten und Bediensteten steht in gar keinem Verhältnis zu den enorm gesteigerten Kosten des Lebensunterhalts. Die Regierung muß die Aufbesserung der Beamtengehälter von der Steigerung der regulären Staatseinnahmen abhängig machen, sie kann die Steuerreform aus ihrer Kalkulation auf die Dauer nicht ausschalten. Bisher hat das Zentrum die materiellen Interessen der Staatsdiener seinen bäuerlichen Wählern zuliebe schlecht vertreten; wahrscheinlich findet es auch im neuen Landtag Wege, Steuerreform und Gehaltsregulativ zu verschleppen und schließlich so zu behandeln, daß Regierung und Staatsdiener auf das Wohlwollen der einen Partei angewiesen bleiben.

Im Wahlkampf hat auch die Verkehrspolitik Bayerns eine große Rolle gespielt; seitdem die fetten Jahre der nicht sehr gesunden Riedelschen Finanzwirtschaft aufgehört haben, beschäftigt man sich in Bayern mit dem Projekt der Vereinheitlichung des Eisenbahnwesens. Ursprünglich war der Verkehrsminister mit Rücksicht auf die schwierige Finanzlage der bayerischen Staatseisenbahnen eifrig für eine Betriebsmittelgemeinschaft eingetreten. Je entschiedener das Zentrum sich aus partikularistischen Gründen dem Plan widersetzt hatte, desto entschiedener zog sich die Regierung auf den bescheidenen Seitenpfad der Güterwagengemeinschaft zurück. Nun, da Preußen anscheinend nicht mehr geneigt ist, der Sache näherzutreten, bekämpft in Bayern das Verkehrsministerium aus finanziellen Motiven den Gedanken der Verkehrseinheit, und es ist gar keine Aussicht vorhanden, daß der löb-

liche Eifer, mit dem die Liberalen eine Gesundung der Eisenbahnfinanzen verlangen, auf die beiden „höheren Instanzen“ Eindruck machen wird.

So gewiß nun in Wirtschafts- und Verkehrspolitik eine rückschrittliche Entwicklung bevorsteht, so wahrscheinlich ist es, daß das Zentrum auch in den geistigen und Schulangelegenheiten eine freie Entfaltung der Kräfte verhindern wird. Wahrscheinlich: denn es wäre ungerecht, verschweigen zu wollen, daß das bayerische Zentrum in der vergangenen Landtagssession sich der Wünsche von Schule, Wissenschaft und Kunst viel verständnisvoller und viel eifriger angenommen hat als einst. Der Wechsel der Taktik war auf den ersten Blick überraschend; er war nicht aus Liebe zu erklären, aber er zeitigte gute Folgen. Die Universitäten, deren Bescheidenheit durch den Herrn Kultusminister gar erfolgreich gezüchtet worden ist, hatten sich über ungerechte und kleinliche Abstriche am Etat nicht zu beklagen. Die ordentliche Geographieprofessur an der Universität München, über deren Notwendigkeit sich nicht einmal alle Fakultätsmitglieder klar waren, sowie die ordentliche Professur für Kunstgeschichte sind glatt bewilligt worden, und die Zentralstelle für Orthopädie und Krüppelfürsorge, deren die medizinische Fakultät in München dringend bedurfte, ersteht durch die Initiative des bayerischen Zentrums. Das wichtige Postulat der Oberrealschule wurde von allen Parteien, auch vom Zentrum, anerkannt, und ohne das Zentrum wäre es nicht erfüllt worden. In Kunstdebatten war von der alten, eingewurzelten Feindschaft gegen moderne Kunst nichts mehr zu spüren, und selbst die große prinzipielle Streitfrage der Konfessionalisierung der Mittelschule wurde nur ganz vorsichtig gestreift.

Das alles ist wahr. Und trotzdem besteht die Gefahr, daß es anders wird im neuen Landtag. Gewiß hatte das Zentrum ein sehr begründetes Interesse daran, vor den Neuwahlen zu beweisen, daß es nicht, wie einst, die Partei des geistigen Rückschritts und der konfessionellen Verbohrtheit ist. Aber das allein erklärt der Umschwung nicht; er wird erst verständlich, wenn man sagt: die Bewilligung der Geographieprofessur ist von Dr. Heim gegen Dr. von Daller durchgesetzt worden. Die Zentrale für Orthopädie verdankt Dr. Heim ihre Entstehung; die gute Idee sollte vom Kultusreferenten Dr. Schädler ursprünglich unterdrückt werden. Der Zentrumsantrag betr. die Oberrealschule und die Neugestaltung des Lehrervorbildungswesens trug den Namen Dr. Heims. Dr. Pichler und Dr. von Daller waren nicht bei den Unterzeichnern. Dieser Dr. Heim war damals der Führer des bayerischen Zentrums. Ihm ordnete sich selbst ein Dr. von Orterer unter. Dr. Heim wollte aus dem bayerischen Zentrum das machen, was Dr. Lueger aus den Christlich-Sozialen in Niederösterreich gemacht hat. Er wollte die Macht des Zentrums gründen auf wirtschaftlichen Wohlstand und fortschreitende Bildung. Er wollte zeigen, daß Zentrum nicht identisch sei mit Rückschritt und Verdummung. Die Organisation sollte das Mittel sein, diese beiden zu bannen. Der Klerus sollte einem neu gearteten Zentrum dienen, es in seiner religiösen Stimmung fest erhalten. Eine aufgeklärte christliche Volkspartei gegen die aufgestachelte sozialistische Volkspartei — das war das Ziel.

Dr. Heim ist heute erledigt. Schon im letzten Landtag war es klar geworden, daß die Entscheidung zwischen ihm und Dr. Pichler nahe bevorstehe. Inzwischen war der arg nervöse, unermüdliche Organisator, der sich fürs Zentrum aufgearbeitet hat, schwer erkrankt. Kaum genesen, macht er sich von Neuem an die Arbeit — da sieht er, daß seiner Energie Grenzen gezogen sind. Stacheldraht. Der unlösbare innere Gegensatz zwischen

dem konservativ-klerikalen und dem christlich-sozialen Gedanken trieb ihn in der Wahlbewegung bis zur offenen Auflehnung gegen die Partei: Er trat da für die Rechte der Wahlkreise in der Aufstellung der Kandidaten ein und mußte sehen, daß er dem von der Geistlichkeit ausgeübten Zwang gegenüber machtlos war. In ohnmächtiger Wut griff er angesehene Parteigenossen und Parteiblätter an, und der Erfolg: im Wahlkreis Bamberg-Land ist Dr. Heim unterlegen, indem die von ihm protegierten Zentrums-Kandidaten jämmerlich durchfielen.

Jetzt ist die Situation geklärt: Was s. Zt., als Dr. Heim das Referat über den Etat des Ministeriums Feilitzsch niederlegen mußte, in Umrissen erkennbar wurde, steht jetzt fertig da: die Herrschaft des konservativen Klerikalismus, der die Fühlung mit Hof und Ministern niemals verlieren will und der die Massen fesselt durch die große Macht der Autorität, der wirtschaftlichen Förderung und durch die noch viel größere Macht der Unbildung. Es gibt keinen stärkeren Kontrast als den zwischen der raffinierten Bauernerziehungsmethode Dr. Heims und der altbewährten niederbayerischen und oberpfälzischen Schul-„Politik", die noch heute von dem Grundsatz ausgeht, daß die wachsende Kriminalität eine Folge vertiefter Schulbildung sei. Die Richtung Dr. Pichlers, die das unbedingte starre Uebergewicht des Klerus über die Masse betont und die Richtung Dr. Heims, der bezeichnenderweise der jüngere und niedere Klerus mit Begeisterung anhing, mußten um das Erbe streiten. Was Dr. Heim mühsam aufbaute, das wurde von Männern der eigenen Partei seit Jahren untergraben. Widerwillig folgte man wohl seinen Ideen im Parlament, um den Zwiespalt nicht offenbar werden zu lassen. Aber schließlich hat er es zu toll getrieben; er hat die Wähler zu selbständigem Denken erziehen wollen.

Da wandte sich der Oberstudienrat Dr. von Orterer von ihm ab, der nach dem Beschluß des Eichstätter Katholischen Kasinos der eigentliche Repräsentant des bayerischen Volkes ist, und mit ihm Dr. Schädler. Es wäre Selbsttäuschung, daran zu zweifeln, daß Dr. Heim für das Zentrum unschädlich geworden ist. Das bedeutet für die politische Zukunft Bayerns sehr viel. Dr. Heim war ein heftiger und erbitterter, auch ein sehr ungerechter Gegner der Liberalen. Aber sein urwüchsiges demokratisches Empfinden trug ihn doch häufig über die Schranken des Zentrums-Komplexes hinaus, und dann konnte man mit ihm vortrefflich arbeiten. In den großen sozialen Fragen der Selbsthilfe durch Organisation war er ein Führer, und in Schulfragen hätte er ein Führer werden können; hier hätten einmal die Liberalen mit ihm gehen dürfen. Es war sein Ehrgeiz, den Liberalismus zu ersticken, aber er wußte, daß er diesen Ehrgeiz nur befriedigen konnte, wenn er selbst in sozialen und Bildungsangelegenheiten liberale Politik triebe.

Der Fall Dr. Heims erschwert die Arbeit der Liberalen des nächsten Landtages ganz bedeutend. Was für den letzten Landtag nicht mehr ganz zutraf: das Wort von der reaktionären Kulturpolitik des Zentrums — es wird im nächsten Landtag wieder zur Geltung kommen, und dann werden, da an der Stellungnahme der Regierung nicht zu zweifeln ist, die besten Propagandamittel des Liberalismus: die ehrliche Arbeit durch Erziehung und Bildung langsam, aber stetig entkräftet werden. Von der Sozialdemokratie wird den Liberalen keine Hilfe kommen; die bayerische Sozialdemokratie scheint in wehrlosen Schlaf verfallen, seitdem sie auf die Taktik des rätselhaften Georg von Vollmar eingeschworen ist. — Immerhin verpflichtet das erfreuliche Anwachsen der liberalen Stimmen die kleine liberale Partei dazu, für ihr

Programm auch im Landtag zu kämpfen. Sie hat genug tüchtige Männer zur Arbeit. Selbstverständlich wird die Phalanx gegen das Zentrum gerichtet sein; aber hoffentlich wählt man auch immer die richtigen Waffen. Eine Zeitlang war das Inventarium des Kulturkampf-Phrasenschranks aus dem bayerischen Landtag glücklicherweise verschwunden. Neuerdings scheint es, als solle der gewiß notwendige Kampf gegen das Zentrum wieder mit den alten, mürben Schlag- und Schimpfwörtern geführt werden; schlimmes verheißende Reden und Zeitungsartikel hat man hören und lesen können. Gerade in dem Augenblick aber, wo ein katholischer Geistlicher als Abgeordneter sich der liberalen Partei anschließt, sollten die Liberalen zeigen, daß es wahr ist, wenn sie behaupten: Wir bekämpfen das Zentrum, weil es der wirtschaftspolitische Rückschritt ist und weil es die Entfaltung der Volksbildung systematisch hindern will. — Ein Liberalismus, der das Zentrum deshalb bekämpfen wollte, weil es die Partei der katholischen Geistlichkeit ist, hätte erstens seinen Zweck verfehlt und zweitens sein eigenes Todesurteil unterschrieben. Der Kampf um Rom wird nicht in der Prannerstraße zu München entschieden.

Literatur.

Schweizer Literatur.

Von J. V. Widmann ist ein neues Bändchen Reisebilder da: „Du schöne Welt!“ heißt es, und bei Huber in Frauenfeld ist es erschienen. Du schöne Welt! Das ist ja auch Anfang und Ende des wehmütigen Lieds, das die sterbende Blaudrossel in Widmanns wundervoller Dichtung „Der Heilige und die Tiere“ singt. (Diese Dichtung sei als eine der formschönsten und gedankenreichsten unserer neuen Literatur unsern Lesern wiederholt aufs wärmste empfohlen. Vgl. Südd. Monatshefte, Augustheft 1905.) Aehnliche Stimmungen wehmütiger Dankbarkeit bewegen, wie es scheint, auch Widmann selbst, nur daß er sie, echt widmannisch, humoristisch ins Zoologische übersetzt: er vergleicht sein Buch mit dem Abschiedsblick eines Murmeltiers an einem Spätherbsttage, „da es aus blinzelnden Aeuglein noch einmal, bevor es im dunkeln Bau verschwindet, auf all die vertraute Herrlichkeit seiner Alpenmatten mit den darüber glühenden Firnhäuptern wirft“. Man glaubte dem Dichter sein Alter nicht, spräch' er nicht selber davon. Wie jung ist dieser alte Mann! Wie jung sein Auge, seine Fähigkeit aufzunehmen, seine Lust zu genießen! Ob er von Reisen in wenig bekannten Gegenden Süditaliens erzählt, oder von jenen Graubündner Alpenstraßen behaglich berichtet, die man nicht müde wird entlang zu schlendern, oder von Berner und Waadtländer Pfaden, oder endlich von kühlen Schweizer Tälern mit heilenden Wassern, wo es noch keine Fremdenindustrie gibt, immer zwingt er uns, mit seinen Augen zu sehen: hellen, dankbaren, gütigen Augen. So wird einem an all dieser Landschaften der Mensch lieb und immer lieber, der sie gesehen hat. Von wieviel Reisebüchern darf man dasselbe sagen?

* * *

Die Leser erinnern sich des Aufsatzes „Auf einsamem Posten“, der in unserm Schweizer- (August-) Heft 1905 erschienen ist und in dem der Dichter J. C. Heer die Geschichte des kleinen Buches erzählt, dessen Erfolg ihn, den Volksschul-

lehrer im Viehhändlerdorfe, zum Schriftsteller gemacht hat. Ferien an der Adria ist sein Titel, und in dem Vorworte „Die Geschichte eines kleinen Buches" finden die Leser den damaligen Aufsatz mit einigen Aenderungen wieder. (Verlegt ist es bei Huber in Frauenfeld.) Ein interessantes, viel zu wenig befahrenes Gebiet wird darin beschrieben: Das Friaul, Görz, Aquileja, die Lagune von Grado, Miramar, die istrische Küste der Karst. Die Häfen von Pola und von Triest werden ebenso malerisch geschildert wie die unterirdischen Wunder der Adelsberger Grotte. Wir wünschen der zweiten Auflage des Buches schönen Erfolg, und empfehlen es den Lesern, die das Erstlingswerk des beliebten Erzählers kennen lernen wollen. H.

Gespräche des Erasmus.

Die Gegenwart hat, wenn man den Anzeichen glauben darf, ein besonders lebhaft empfundenes Bedürfnis nach historischer Vertiefung ihrer Bildung. Schwierige geschichtliche philosophische und dichterische Werke, die bisher höchstens in wissenschaftlichen, dem gelehrten Studium dienenden Ausgaben wesentlich dem Forscher von Fach bekannt waren, werden ausgegraben, mit Auswahl bearbeitet und einem „weitern Kreise" von Gebildeten dargeboten; daß diese an der herben Kost Geschmack finden, dafür sorgt neben dem Herausgeber die mit allem Raffinement der heutigen Technik erzielte stilgemäße Ausstattung.

Unter diesen höchst dankenswerten Wiederbelebungsversuchen stehen die Ausgaben von E. Diederichs in Jena wohl an erster Stelle. Dr. Hans Trog in Zürich hat in diesem Verlag jüngst eine Auswahl aus den Gesprächen des Erasmus in flüssiger und geschmackvoller Verdeutschung erscheinen lassen. Eine fein und geistvoll charakterisierende Einleitung orientiert mit angenehmer Verhüllung des gelehrten Apparates über die Persönlichkeit des großen Humanisten und legt die Entstehungsgeschichte und Bedeutung der Kolloquien dar. Ein Geist, der für die germanica severitas nicht viel übrig hatte, steht Erasmus in dem großen Kampfe seiner Zeit selbständig zwischen den Parteien. „Er hat etwas von der leichten französischen Grazie. Nicht daß er in seinem Leben das Ernste nicht ernstgenommen hätte; aber warum sollte sich die Diskussion über derartige Fragen nicht maßvoll und ruhig bewegen können, warum die Prinzipien immer auf die schärfsten, intransigentesten Kontraste gestellt werden? Ließ sich mit den Waffen einer überlegenen Logik und einer spitzen, treffenden Satire nicht am Ende ebensoviel erreichen, als mit einer wuchtigen Schroffheit, welche jeden Vergleich ablehnte und ausschloß und damit statt des Uebergangs von einem schlechten Alten zu einem besseren Neuen nur den radikalen Bruch mit dem Bestehenden erzielte und hiedurch den erbitterten Kampf heraufbeschwor?"

Auch die Kolloquien sind voll von diesem Geiste überlegener Ironie. Ursprünglich eine Sammlung von lateinischen Wendungen für alle möglichen Verrichtungen des täglichen Lebens, wurde das Buch schon in der zweiten Ausgabe von Erasmus sachlich erweitert und hatte nun nicht nur diesem formalen Zweck zu dienen, sondern sollte zugleich auch die Elemente wahrer Frömmigkeit vermitteln. Uns kümmert heutzutage fast ausschließlich dieser stoffliche Nebenzweck. Höchstes Interesse bietet es, zu sehen, in welcher Weise dieser feingeschliffene Spiegel die Lebenserscheinungen der Reformationszeit zurückwirft. Ein ausgesprochen moderner Geist weht in dem Büchlein. Die

Auswahl und der modernisierende Stil der Verdeutschung, die mit Recht vor allem darauf ausging, den Inhalt und Fluß der Gespräche dem heutigen Leser möglichst leicht zugänglich und eindrücklich zu machen, mögen das Ihrige dazu beigetragen haben: oft ertappt man sich bei der Idee, daß diese Dialoge nicht vor vierhundert Jahren von einem gelehrten und welterfahrenen Humanisten, sondern von einem geistreichen und gewandten Essaisten unserer Zeit geschrieben seien. So das zweite Stück der Trogschen Sammlung („der Abt und die gebildete Frau"), das von der Frauenbildung handelt, oder der frauenrechtlerisch gefärbte „Frauensenat". Ueber kirchliche Mißbräuche spotten der achte und zehnte Dialog: „Das Wallfahren" wendet sich gegen die übertriebene und ekelhafte Reliquienverehrung und gegen das sinnlose Wallfahren, während „Zwei Tote" (diese Uebertragung von funus scheint mir übrigens nicht recht zum Inhalt des Gespräches zu passen) die ausbeuterischen Sterbegebräuche und die pomphaften Beerdigungsfeierlichkeiten der katholischen Kirche persifliert. „Die unnatürliche Ehe" und „Von Gasthäusern" beschäftigen sich mit Uebelständen des sittlich-gesellschaftlichen und des Verkehrslebens. Neben solchen mehr oder weniger aktuellen Stücken stehen andere, die nur aus dem Geist der Zeit des Erasmus begriffen werden können; im besondern das erste, „Die Apotheose des Reuchlin", worin doch wohl noch etwas viel mittelalterlich-scholastische, oder wenn man will, humanistisch-rhetorische Dialektik steckt.

In die satirische Schilderung mischen sich häufig mehr oder weniger breit ausgeführte novellistische Züge, und gerade solche Stücke lassen bedauern, daß Erasmus die oft künstlich und lästig empfundene Gesprächsform, die durch den ursprünglichen pädagogischen Zweck der Kolloquien gegeben war, später nicht völlig aufgegeben hat und zu rein novellistischer Gestaltung geschritten ist. Was für unvergleichlich scharfe und lebendige Genrebilder aus der Reformationszeit hätte das geben können!

Winterthur. E. Ermatinger.

Schutzfrist und Volksausgaben.

Der Verleger der Werke Scheffels, Adolf Bonz in Stuttgart, hat sich entschlossen, dem deutschen Volke eine billige Ausgabe zu bieten. Der erste Band enthält die biographische Einleitung von Johannes Prölß und den ersten Teil des Ekkehard; der zweite bringt den Rest dieses Romans; der dritte Hugideo, Juniperus und die Reisebilder; der vierte die Episteln, der fünfte den Trompeter von Säckingen, die Waldeinsamkeit und die Bergpsalmen; der letzte die Frau Aventiure und das Gaudeamus. Bisher kosteten diese Werke zusammen gegen fünfzig Mark, in Zukunft werden sie neun kosten. Dabei ist die Ausstattung nicht übel. Es ist schön von Bonz, daß er schon 21 Jahre nach Scheffels Tod eine Volksausgabe macht, und nicht das üble Beispiel eines Göschen befolgt, der die dreißig Jahre seines Mörikemonopols gewissenhaft auspreßte, und den die Hauptschuld an dem viel zu späten Erfolge Mörikes trifft. Er hatte dabei den Mut, den beigelegten Waschzettel also einzuleiten: „Mit dieser billigen Volksausgabe geht ein langgehegter Wunsch aller Mörike-Verehrer in Erfüllung, und zugleich wird ein

neuer Schritt vorwärts getan, um die Kenntnis dieses hervorragendsten Lyrikers seit Goethe in immer weitere Kreise zu bringen. Denn wenn auch die Mörike-Gemeinde von Jahr zu Jahr gewachsen ist, so ist der Dichter doch immer noch leider nur zu vielen so gut wie unbekannt. Wenn das an dem bisherigen teuren Preise seiner Werke gelegen hat, so ist diese Schranke jetzt mit einemmale aufgehoben." Unmittelbar vor Ablauf der Schutzfrist! Bis zu diesem Augenblicke hatten die Gedichte, für deren Wert der Waschzettel mit Recht gar nicht genug Worte finden kann, ungebunden 4 Mark, die Meisternovelle „Mozart auf der Reise nach Prag" 2.50 Mark gekostet. Bei Reclam, der zu den größten Wohltätern der Deutschen gehört, kosten die Gedichte 40, die Novelle 20 Pfg.

Auch für andere wahrhaftige Volksschriftsteller wäre es einmal an der Zeit, durch billige Preise wirkliche Volkskost zu werden. Anzengruber kostet noch immer 30, Keller 38 Mark. Die zwei Novellen und das Bändchen Gedichte, die in der Wiesbadener Volksbibliothek und in der Cottaischen Handbibliothek billig zu haben sind, bedeuten nicht allzuviel; denn immer noch kostet der Grüne Heinrich ungebunden 9 Mark. Von den exorbitanten Preisen der Anzengruberschen Volksstücke gar nicht zu reden! Aber Anzengruber ist erst achtzehn, Keller gar erst siebzehn Jahre tot, daher werden wir wohl noch zwölf, beziehungsweise dreizehn Jahre warten müssen, bis der Waschzettel lautet: „Mit dieser billigen Volksausgabe geht ein lange gehegter Wunsch aller Anzengruber-Verehrer (beziehungsweise Keller-Verehrer) in Erfüllung."

Daß man nicht nur tote, sondern sogar lebende Volksschriftsteller durch billige Preise volkstümlich machen kann, zeigt derselbe Bonz durch die soeben erscheinende Volksausgabe von Heinrich Hansjakobs ausgewählten Erzählungen: fünf Bände um 7.50 Mark (I Waldleute, II Erzbauern, III Der steinerne Mann von Hasle, IV Meine Madonna, V Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin.) Das ist ein gutes und der Nachahmung wertes Beispiel. h.

Notizen.

Richard Dehmel läßt bei S. Fischer in Berlin seine Gesammelten Werke in zehn Bänden erscheinen. Band eins: Erlösungen und zwei: Aber die Liebe, sind fertig. Bis Weihnachten 1909 soll die Ausgabe vollendet sein. Wenn irgend einer unserer lebenden Lyriker, hat Dehmel das Recht, sich historisch zu empfinden und sich zu sich selber objektiv zu stellen. Er hatte von Anfang an am meisten Chaos in sich. Aus dem Chaos hat sich eine Persönlichkeit von stärkster Eigenart geballt. In einer Vorrede entwickelt der Dichter seine Gedanken über sein bisheriges Werk. Er faßt die Freude an der Kunst als Streben der Seele nach Vollkommenheit, „ohne das ein menschliches Lied nicht einen Pfifferling wertvoller wäre als irgend ein

Lerchengetön oder Sturmgetose.“ Ein zum Nachdenken reizender Satz; hat ihn ein Dichter oder ein Denker geschrieben? „Die menschliche Seele reift nur dadurch, daß sie an ihren Aeußerungen nachträglich hinter sich selbst kommt.“ Dehmel spricht sich sehr offen über seine Erotika aus, die er, um gewissen Leuten das Suchen zu erleichtern, und „damit sie ihre sittlichen Nasen nicht in seine übrigen Bücher stecken“ in dem Bande „Die Verwandlungen der Venus“ zusammengestellt hat. Es wäre erfreulich, wenn die vom Verlage musterhaft ausgestattete Ausgabe viele nachdenkliche Freunde fände. Gewiß ist Dehmels Art nicht jedermanns Art, und wer Herrn Bierbaum für einen Dichter hält, hält sich selber am besten fern von Richard Dehmel. Hätte Dehmel das Glück gehabt, als Franzose geboren zu werden, als Sohn einer Nation, die nicht anfängt die Dichter erst dann zu lieben, wenn sie dreißig Jahre tot sind, — er wäre Mitglied der Akademie, würde in Deutschland mehr gelesen und bekäme, wenn er krank wäre, ein Telegramm aus Berlin. Bescheide er sich dennoch mit seinem Lose, ein Deutscher zu sein: Arbeiter lieben ihn, den die besseren Kreise nicht genug kennen, und manche jugendliche Seele brennt, wenn sie die alten ewigen Fragen in seinen Büchern leidenschaftlicher, tiefer und stolzer gestellt findet. h.

* * *

Der erste Schulmann Bayerns, der bekannte Münchener Stadtschulrat Kerschensteiner, hat soeben zehn seiner Reden und Abhandlungen über Schulorganisation in einem Bande gesammelt herausgegeben (Leipzig, Teubner): Grundfragen der Schulorganisation. Eine ausführliche Besprechung uns vorbehaltend, weisen wir auf die aufsehenerregende Publikation des erfolgreichsten Schulreformers hin.

* * *

Auf zwei Werke der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung in München sei, da von jedem vorerst nur der erste Band vorliegt, nachdrücklich hingewiesen und ihre Besprechung vorbehalten: Max J. Wolfs Shakespeare und Alfred Bieses deutsche Literaturgeschichte. Soll das erste ein Seitenstück zu Bielschowskys meisterlichem Goethe und Karl Bergers Schillerbuch werden, so will das andere die Literaturgeschichte fürs deutsche Haus und für die deutsche Jugend sein. Für Gediegenheit des Buches und der Ausstattung bürgt der Name des Verlages.

* * *

In unserem vorigen Heft wurde durch ein Versehen bei der Drucklegung der Verfasser des Aufsatzes über die Uraufführung des Grabbeschen Lustspieles am Schlusse des Artikels nicht angegeben: dieser Artikel ist von Dr. Robert Hallgarten in München.

Zuschriften.

Junge Mädchen im Auslande.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Lübeck, den 13. Juni 1907.

Zum Kapitel der deutschen, im Auslande Stellung suchenden jungen Mädchen ist schon viel und von vielen geschrieben worden. Wenn ich trotzdem das Thema wieder aufgreife, so geschieht es auf Veranlassung einer seit 23 Jahren in Südfrankreich lebenden Deutschen, die als Vorstandsdame des „Internationalen Vereins der Freundinnen junger Mädchen“ einen genauen Einblick nicht nur in die dortigen, sondern überhaupt in die in Frage kommenden Verhältnisse getan hat, und die auf Grund ihrer Erfahrungen der Ansicht ist, daß man die jungen Mädchen nicht nur nicht oft und nicht dringend genug warnen kann, in unbekannten Verhältnissen Stellungen irgendwelcher Art überhaupt anzunehnen, sondern, daß man vor allem ihnen die Mittel an die Hand geben soll, sich die Wege in etwas zu ebnen und sich auf alle Fälle auf das genaueste vorher zu informieren.

Die betreffende Dame vertritt den ganz richtigen Standpunkt, daß man bei der heutigen Ueberfüllung des Arbeitsmarktes unternehmende junge Menschen schwerlich ganz davon abhalten wird, im Auslande ihr Brot zu suchen. Man muß also mit dem Bestehenden rechnen. Das Richtige ist danach, nicht nur einseitig vor dem Auslande als solchem überhaupt zu warnen, obwohl eine solche Warnung nach den vielseitigsten Erfahrungen durchaus gerechtfertigt ist, sondern einerseits zu versuchen, die bestehenden Verhältnisse zu verbessern, andererseits die Stellungsuchenden immer wieder über die sie erwartenden Gefahren und unangenehmen Eventualitäten genau zu unterrichten und sie zu unterweisen, wie sie sich davor schützen können, durch wen sie sich von der Heimat aus über die Art der angebotenen Stellung und die sie dort erwartenden Verhältnisse informieren und an wen sie sich in Fällen dringender Not im Auslande selbst wenden können, ohne Gefahr zu laufen, in schlechte Hände zu geraten.

Unkenntnis der bestehenden Hilfsmittel, Unkenntnis der Verhältnisse, und dadurch entstehende Vereinsamung, ja zuweilen sogar rein sprachliche Mißverständnisse sind in vielen Fällen Grundursachen der traurigsten Vorkommnisse. Ich will hier nicht einmal von der von vornherein unlauteren Seite des Stellenangebots sprechen, von dem mehr oder minder raffiniert verdeckten Mädchenhandel, von Fällen, welche die Einmischung der Polizei verlangen, sondern ich spreche von wirklichen Stellungen in bürgerlichen Häusern, unter normalen Verhältnissen, gesucht von arbeitswilligen jungen Mädchen achtbarer Kreise.

Um praktische Beispiele anführen zu können, greife ich in diesem Falle Frankreich heraus und nenne Irrtümer, die immer wieder zu Mißverständnissen und Mißhelligkeiten führen.

Bei uns in Deutschland versteht man beispielsweise in vielen, und zwar gerade in den in Betracht kommenden Kreisen unter einer Bonne immer noch ein Kinderfräulein, etwa von der Art und Stellung einer Kindergärtnerin. In Frankreich erweist sich dann, daß die „Bonne“ ein einfaches

Dienstmädchen ist mit einem Gehalt von durchschnittlich 20—30 Francs den Monat, das auch durchaus zu den Dienstboten gerechnet wird. Aehnlich verhält es sich mit der „Gouvernante", die etwa dasselbe Gehalt bezieht wie die Bonne, nicht mit am Tische ißt und in der Zeit, in der die Kinder sie nicht beschäftigen, Hausarbeiten zu verrichten hat. Das, was wir gemeinhin unter „Gouvernante" verstehen, ist die „Institutrice". Ihre Bezahlung und ihre Stellung im Hause ist einer solchen bei uns entsprechend, nur wird die Institutrice selten gesucht. Die weniger bemittelten Familien verlangen sie begreiflicherweise nicht, und in den sogenannten ersten Kreisen gehört es zum guten Ton, die Töchter irgend ein Examen machen zu lassen, — zu welchem Zweck sie dann eine höhere Schule besuchen, welche die Lehrerin im Hause überflüssig macht.

Eine Reihe von jungen Mädchen, besonders solche aus guten Familien ohne Vermögen, welche die Sprache erlernen oder sich in eine Stellung hineinarbeiten wollen, suchen nun Au-Pair-Stellen, oder nehmen solche auf Grund möglichst verlockender Offerten an, in der Hoffnung, auf diese Weise eine angenehmere Stellung, eine solche in der Famile zu finden. Es gibt ja nun auch ohne Zweifel derartige Stellen, die ihre absoluten Vorzüge aufweisen. Aber sie sind wie alles Gute selten, das Angebot ist meist größer als die Nachfrage und last not least, die Stellung der arbeitenden Frau ist im allgemeinen in Frankreich noch nicht die gleiche wie beispielsweise bei uns in Deutschland. So läuft es denn gerade hier oft auf Fälle der brutalsten Ausnutzung heraus. Das junge Mädchen kommt, und an Stelle des „Familienanschlusses", des „Umgangs mit gleichaltrigen Töchtern", des „Sprachenaustauschs", der „leichten Beschäftigung", — an Stelle des „Chateau auf dem Lande", der „Villa", der „ersten Familie" findet es ganz jämmerliche Verhältnisse, von irgendeinem Anschluß keine Spur; man spart einfach an ihr einen Dienstboten! Man halst ihr ohne jede Rücksicht alles auf: Die Kinder, die Hausarbeit, die Näharbeit, — man läßt sie Stunden geben, flicken, bügeln bis spät in die Nacht, ersucht sie zum guten Ende kein Wort französisch zu sprechen, um nebenbei deutsch zu profitieren, — ja, eine besonders ingeniöse Hausfrau verfiel einmal sogar auf den guten Gedanken: Das junge Mädchen sollte in ihren an sich sehr kärglichen freien Stunden die Kinder von Bekannten unterrichten und der Hausfrau dann die Hälfte des Honorars abgeben! (Die aufgeführten Fälle sind alle Beispiele aus der Praxis.)

Zu allem kommt noch, daß die französische Hausfrau in den meisten Fällen ein recht minimales Verständnis für die Verantwortung hat, die man mit einem fremden jungen Mädchen übernimmt. Sie versteht sie zwar auszunutzen, nicht aber ihnen irgendeinen Halt zu geben. In den meisten derartigen Stellungen wird es nicht gern gesehen, wenn die jungen Mädchen Verkehr mit Altersgenossinnen oder anderen Ausländerinnen pflegen. Allein spazieren zu gehen, wird als unschicklich untersagt. Im Hause selbst finden sie keinerlei Anschluß, es sei denn an die Dienstboten. Aus einer solchen Isolierrng der jungen Ausländerin, zumal wenn sie aus guter Familie und den Anschluß an Gleichstehende gewöhnt ist, entsteht aber eine gefährliche innere Vereinsamung, die mit dem Mangel an irgend einer geistigen Anregung, in vielen Fällen im Verein mit der Scheu, den Angehörigen daheim den „Hereinfall" zu beichten, sehr häufig zu Verirrungen der traurigsten Art führt. Ist dann das Unglück da, so wird das Mädchen einfach auf die Straße gesetzt und kein Mensch kümmert sich darum, wo es bleibt. Da steht es, ohne Hilfe,

meist ohne Geld in der Fremde, und das traurigste Ende vom Lied ist meist nicht mehr weit. Auf diese Weise kommen nicht selten lediglich durch Mißverständnisse und Unkenntnis der Verhältnisse Mädchen mit der tadellosesten Vergangenheit, mit guten Kenntnissen und dem Willen zu arbeiten, in die jammervollsten Situationen.

Es wird deshalb ohne Zweifel von Nutzen sein, die Stellung suchenden jungen Mädchen auf den Internationalen Verein der Freundinnen junger Mädchen hinzuweisen, der durch seinen ausgebreiteten Wirkungskreis nicht nur bereit, sondern auch in der Lage ist, den jungen Mädchen mit Erkundigungen, Auskünften usw. hilfreich zur Seite zu stehen. Das Zentralbureau des Vereins ist in der Schweiz (Präsidentin Fräulein Anna de Perrot, Neuchatel, Rue des Terreaux 2), wo die Interessentinnen die Adressen der nationalen Komitees von Freundinnen im In- und Auslande je nach ihrem eigenen Aufenthalts- oder Bestimmungsort erfahren können. Auch den bereits im Auslande tätigen jungen Mädchen, die aus irgend einem Grunde ihre Stellung zu ändern wünschen, kann Vorsicht und Anschluß an den erwähnten Verein nicht warm genug empfohlen werden.

Und für beide: Für die das Vaterhaus erst Verlassenden und für die auf dem schweren Wege Weiterstrebenden gilt dieselbe Haupt- und Grundregel: Vorsicht im Voraus! Erkundigungen im Voraus! Genaue Abmachungen bezüglich Reiseentschädigung, Gehalt, Wohngelegenheit und Freistunden im Voraus!

Wie sagt Mark Twains unübertrefflicher Querkopf Wilson: „Es ist immer leichter, gar nicht hineinzugehen als wiederherauszukommen!"

Leonore Niessen-Deiters.

Warum es in Bayern kein Generalabonnement gibt.

Generalabonnements sind Dauerkarten mit aufgeklebter Photographie, die den Besitzer berechtigen, ein bestimmtes Land oder einen bestimmten Teil dieses Landes während einer bestimmten Zeit beliebig oft, in beliebiger Richtung, von jedem beliebigen Orte zu jedem beliebigen anderen Orte zu durchfahren.

Solche Generalabonnements gibt es in Oesterreich-Ungarn, in Belgien, in Italien, in der Schweiz.

Italien z. B. ist das Land der permanenten Verkehrsverbilligung. Es gibt Erleichterungen für die alljährliche Kunstausstellung in Venedig, für Feiern aller Art, Denkmalsenthüllungen usw. Der italienische Differenzialtarif ist für lange Strecken außerordentlich billig. Außerdem hat Italien 13 verschiedene Generalabonnements für die einzelnen Landesteile. Die Strecken Bologna — Florenz — Rom, Rom — Pisa — Genua, Pisa — Lucca, Florenz — Faenza — Bologna, Florenz — Terontola — Foligno — Rom, Empoli — Siena — Orvieto — Rom, Terontola — Chiusi kosten alle zusammen, nach Belieben fahrbar

	für 15 Tage	für 30 Tage
I. Kl.	95 Fr.	160 Fr.
II. Kl.	63 Fr.	110 Fr.
III. Kl.	40 Fr.	65 Fr.

Es gibt sogar eine Serie (Serie 13), die ganz Italien umfaßt, von den Alpen bis zum Aetna. Sie kostet ganzjährig 2500, 1700, 1100 Fr.

Das großartigste leistet die Schweiz:

	15 Tage	30 Tage
I. Kl.	70 Fr.	110 Fr.
II. Kl.	50 Fr.	75 Fr.
III. Kl.	35 Fr.	55 Fr.

Dafür kann der Reisende fahren von Basel bis Chiasso, von Romanshorn bis Genf, von Sankt Moritz bis Pontarlier, auf dem Vierwaldstättersee, Genfersee, Neuenburgersee, Brienzersee, Thunersee, Zürchersee. Nach Belieben: wie er will, wann er will, so oft er

will. Kein Billetlösen ist mehr nötig, keine Abstempelung, keine Bestätigung, z. B. einer Fahrtunterbrechung. Nichts ist nötig, gar nichts, als das Billet dem kontrollierenden Beamten zu zeigen. So fährt man in der Schweiz.

Der bayerische Reisende dritter Klasse kann sich für den Preis eine Monatskarte lösen, gültig für die Strecke München—Rosenheim. Anstatt die ganze Schweiz, kann er diese landschaftlich ungemein reizvolle Strecke solange hin- und herfahren, bis er für das an der Linie liegende Irrenhaus Eglfing reif ist. Aber wohlgemerkt; nur während eines Kalendermonats, also vom ersten wieder zum ersten, ja nicht vom zweiten zum zweiten. Wenn er gar vom zweiundzwanzigsten zum zweiundzwanzigsten führe, fiele das Bayerische Verkehrsministerium ein, und das wäre schad. Weil es nämlich noch nicht bezogen ist.

Der Anschein eines Verkehrs muß ja leider aufrecht erhalten werden, weil sonst der Verkehrsminister mitsamt seinen Ministerialdirektoren, Ministerialräten, Oberregierungsräten, und Regierungsräten überflüssig wäre. Hohe juristische Stellen aber sind bekanntlich niemals überflüssig. Wohin man kommt, wenn man Geschäftsleuten anstatt Juristen das Verkehrswesen leichtsinniger Weise überläßt, zeigt das traurige Beispiel der Schweiz: sie hat zwar einen Verkehr, aber keinen Verkehrsminister. Dafür ist auch der schweizer Bürkli oder Künzli das übersichtlichste Kursbuch der Welt, das bayerische Eisenbahnkursbuch ein Rätselbuch. Wenn man glücklich so weit ist, daß man alle seine Zeichen kennt und beobachtet, ist man reif für Eglfing. Die gewiß harmlosen Fliegenden Blätter sogar konstatieren das.

Baden mußte der berüchtigten Tarifreform das Kilometerheft opfern, Württemberg wird ihr seine Landeskarte (gültig für 15 Tage) opfern müssen. Bayern opfert nichts, denn es hat für den Fremdenverkehr nie etwas übrig gehabt. Bayern rühmt sich nur, miserabel rentierende Lokalbahnen nach oberpfälzischen Einöden zu haben. Auch seine Bahnen nach Süden sind ungeheuer sinnreich angelegt: um 10 Kilometer Luftlinie zu machen, muß der Reisende 40 Kilometer Umweg fahren und — zahlen.

Wenn Bayern soviel Verstand hätte, und ein Generalabonnement schüfe für die Strecken: München—Salzburg, M.—Kufstein, M.—Schliersee, M.—Tegernsee, M.—Tölz, M.—Kochel, M.—Garmisch, M.—Herrsching, mit dem Recht, den Königs-, Chiem-, Tegern-, Schlier-, Starnberger- und Ammersee auf Dampfschiffen und sonstigen Massenbeförderungsmitteln zu befahren, mit 50 Prozent Ermäßigung für die Königsschlösser und die staatlichen Automobilstrecken: Die Wirkung wäre entsetzlich — Bayern bekäme einen sehr lebhaften Fremdenverkehr! Das darf beileibe nicht sein. Denn dann hätten die hohen Verkehrsbeamten, wenn sie mit Freifahrtsvorweis erster Klasse in die Sommerfrische fahren, nicht mehr ihre königlich bayrische Ruah, und der Verkehrsminister mitsamt seinen Ministerialdirektoren, Ministerialräten, Oberregierungsräten und Regierungsräten, sie alle bekämen ja A r b e i t und könnten sich nicht gegenseitig die Akten zuschicken „zwecks Vereinfachung der Schreibarbeit".

Es ist natürlich in der Schweiz gelungen, die paar Dutzend verschiedenen staatlichen und privaten Eisenbahn- und Dampfschiffsdirektionen unter einen Hut zu bringen. Es wird jedoch niemals gelingen, z. B. die bayerisch staatliche Eisenbahndirektion und die staatliche Ammersee-Dampfschiffahrt so unter einen Hut zu bringen, daß man an ein Generalabonnement nur für diese beiden Strecken denken könnte. Niemals. Denn wozu hätten wir denn unsere Eisenbahnjuristen, wenn sie nicht einmal da, wo keine Schwierigkeiten s i n d, Schwierigkeiten m a c h e n könnten?

Mit dem offiziellen bayerischen Kursbuch ist zusammengebunden das „Bayerische Verkehrsbuch, herausgegeben vom

Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in München und im bayerischen Hochland." Das ist ein guter Witz. Wirklich ein guter Witz. . . .

Expeditor.

Ein Arzt in Frankfurt am Main schreibt uns:

Prof. Dr. Eugen Albrecht aus München, der Direktor des Frankfurter Senckenbergischen Instituts, ist mit der Gründung einer neuen Zeitschrift vor die Oeffentlichkeit getreten. Die „Frankfurter Zeitschrift für Pathologie" (Wiesbaden, J. F. Bergmann), deren 1. Heft als Festschrift zum 200. Geburtstag Johann Christian Senckenbergs erschienen ist, setzt sich ein hohes Ziel: Der Ausbau der Beziehungen zwischen pathologischer Morphologie und Physiologie, besonders im Bereiche der Zellularpathologie, soll gefördert, und weiterhin der Kontakt zwischen pathologischer Anatomie und praktischer Medizin, der ein unbedingtes Erfordernis darstellt, besonders betont werden. Das vorliegende Heft gibt uns die sichere Gewähr, daß dieses Ziel erreicht werden wird. Außer den rein fachwissenschaftlichen Beiträgen der Mitarbeiter führen wir hier nur einen Aufsatz aus der Feder des Herausgebers an: Die Definition des Begriffes „Krankheit" zeigt alle die glänzenden, den Lesern der „S. M." bekannten Vorzüge Albrechts, sein umfassendes Wissen, sein streng logisches Denken. Möge die neue Zeitschrift ein weiteres Band sein, das den allseitig beliebten Forscher an unser Frankfurt fesselt!

Eine Polizeiassistentin für München.

Der Verein zur Förderung der öffentlichen Sittlichkeit teilt uns mit, daß er auf die in unserem Maiheft veröffentlichte Eingabe von der Polizeidirektion folgende Antwort erhalten hat:

Betreff:

Aufstellen einer Pflegerin bei der K. Polizeidirektion München.

Inhaltlich Entschließung des K. Staatsministeriums des Innern vom 29. v. Mts. Nr. 11405 ist die zunächst versuchsweise Aufstellung einer Pflegerin bei der K. Polizeidirektion München genehm.

Als Aufgabe der Pflegerin ist im allgemeinen die Fürsorge für sittlich gefährdete und verwahrloste Frauen und Kinder im Geschäftsbereiche der Polizeidirektion in Aussicht genommen.

Da der Erfolg des Versuches im wesentlichen von der Gewinnung einer geeigneten Persönlichkeit abhängt, stelle ich unter Bezugnahme auf die an das K. Staatsministerium des Innern eingereichte Eingabe vom 17. März l. J. das ergebenste Ersuchen, falls dem Verein geeignete Persönlichkeiten für die zu besetzende Stelle bekannt sein sollten, entsprechende Vorschläge gefälligst anher baldtunlichst mitteilen zu wollen.

Gleiches Ersuchen erging an sämtliche Vereine, welche die Eingabe vom 17. März unterschrieben haben.

Heydte.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Württemberg und Sachsen.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Das Königreich Württemberg umfaßt 19,500 □ klm Fläche, während das Königreich Sachsen nur fast 15,000 □ klm besitzt. Da aber die bloße äußere Ausdehnung wenig besagt ist es nötig, ein Urteil über den Wert der beiden Flächen zu gewinnen. Als landwirtschaftliche Fläche hat Württemberg sicher von Haus aus gewisse Vorzüge, obwohl es etwas mehr kahles Oedland besitzt als Sachsen. Württemberg hat eine alte Weinkultur, die in Sachsen fast ganz fehlt, ist sehr viel reicher an gut bewässerten Wiesen und hat infolge seiner größeren Ausdehnung eine größere Acker- und Gartenfläche als Sachsen, ganz abgesehen von seinen viel bedeutenderen Waldbeständen. Die Vorzüge Sachsens liegen teils in der glatten Fläche des Nordstreifens, teils in der intensiveren Bodenbearbeitung, die ein Ergebnis der neueren industrielleren Entwicklung ist. Die Ertragsberechnungen pro Hektar sind in allen Getreidearten sehr günstig für Sachsen, während Württemberg in dieser Hinsicht hinter Reichsdurchschnitt bleibt. Immerhin wird man ohne Voreingenommenheit behaupten können, daß das Königreich Württemberg wie es nach der napoleanischen Zeit sich darstellte, als Land mindestens so wertvoll war wie das damalige Königreich Sachsen. Dem entspricht auch die Tatsache, daß bei den Volkszählungen von 1816 Württemberg eine viel stärkere Bevölkerung besaß als Sachsen. Damals hatte Württemberg 1,411,000 Einwohner und Sachsen nur 1,194,000. Sachsen war also schon damals prozentual berechnet, etwas dichter mit Menschen besetzt als Württemberg, blieb aber, weil es kleineren Umfangs war, um mehr als 200,000 Köpfe zurück. Wenn man deshalb sich im Geist in jenes Jahr der ersten allgemeinen deutschen Volkszählungen zurückversetzt, so muß man die Entwickelungsaussichten von Württemberg und Sachsen für ungefähr gleich halten, falls man nicht die von Württemberg als die besseren einschätzt.

Inzwischen ist nun ein Zeitraum von 90 Jahren verflossen, in dem sich der äußere Umfang beider Länder nicht verändert hat, in dem aber ihre Bevölkerungen in sehr verschiedenem Masse gewachsen sind. Die Ziffern sind folgende:

	Württemberg	Sachsen
1816	1,411,000	1,194,000
1855	1,670,000	2,039,000
1871	1,819,000	2,556,000
1882	1,957,000	3,015,000
1895	2,081,000	3,788,000
1905	2,302,000	4,509,000

Es ist wahrscheinlich, daß in einigen Jahren Sachsen genau doppelt soviel Einwohner haben wird als Württemberg. Diesen merkwürdigen Vorgang wollen wir zu verstehen suchen, nicht um Lobes oder Tadelns willen, sondern weil es von Wert ist, die Triebkräfte der geschichtlichen Entwicklung im einzelnen zu belauschen, auch wenn wir von vornherein wissen, daß es nie gelingt, alle Gründe eines verwickelten Geschichtsvorganges zu durchschauen.

Die Sache würde viel einfacher sein, wenn etwa von vornherein zwischen beiden in Betracht kommenden Bevölkerungen ein starker Unterschied in der Begabung und Bildung vorgelegen hätte. Das aber ist nicht der Fall. Die Schwaben und Sachsen haben zwar Unterschiede, von denen wir noch werden sprechen müssen, aber im ganzen sind sie sich nicht unähnlich. Beide Länder haben von Alters her eine gute wissenschaftliche Bildung gepflegt, bei der man nicht weiß, ob man den sächsischen Fürstenschulen oder den württembergischen Klöstern und Stiftern den Vorzug geben soll. Beide Länder haben zeitig und eifrig die Volksschule und den Schulzwang eingeführt und galten lange Zeit geradezu als Musterländer der Volksbildung. Inzwischen sind andere Landesteile teilweise mit stärkeren Schritten vorangegangen, aber die gute normale Grundlage ist in Württemberg und Sachsen geblieben, und (worauf es ankommt) die Leistungen beider Länder sind nicht übermäßig von einander verschieden. Sachsen verwendet etwas mehr Geld auf das einzelne Kind, Württemberg aber hat etwas kleinere Klassen. Auch in Bezug auf Fachschulen läßt sich unseres Wissens kein sehr großer Unterschied feststellen. Beide Länder haben sowohl landwirtschaftliche wie gewerbliche Bildungsanstalten nach Bedarf und rechtzeitig eingerichtet. Es wird also möglich sein, bei der Erklärung der verschiedenen Entwicklung die Bildungsfragen von vornherein auszuscheiden, da es sich um zwei Länder etwa gleichen Bildungsganges handelt.

Auch die große Politik kann außer Betracht bleiben, da weder Württemberg noch Sachsen in dem letzten Jahrhundert eine ausschlaggebende Stellung in der europäischen Gesamtpolitik gehabt haben. Man wird die Wirtschafts- und Bevölkerungsgeschichte Preußens nicht darstellen können, ohne seine politische Geschichte zu erzählen, aber bei den deutschen Klein- und Mittelstaaten liegt das anders. Sie haben ihren Anteil an der wachsenden deutschen Macht im ganzen gehabt, aber nichts besonderes für sich allein erlebt. Und auch darin sind sich Württemberg und Sachsen gleich, daß sie beide fern vom Meeresstrande liegen und dadurch des Vorteils entbehren, den in neuerer Zeit die Nähe großer Häfen darstellt. Sachsen besitzt zwar eine etwas günstigere Wasserverbindung, aber auch diese ist während der längsten Zeit des verflossenen Jahrhunderts nur wenig benützt worden. Beide Länder sind volkswirtschaftliches Hinterland, fern von dem Weltmarkt des Auslandes, mit Transportkosten belastet und ohne die anregende Wirkung, die von der täglichen Berührung mit anderen Kulturvölkern ausgeht. Mag auch Sachsen

früher mehr an der Heerstraße gelegen haben, so ist es im Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe kaum besser bevorzugt als Württemberg, das durch den Stuttgarter Bahnhof an der großen Linie Paris—Wien seinen Anteil hat, ähnlich wie Dresden zwischen Berlin und Wien liegt. Der ganz große Fremdenstrom bleibt in beiden Ländern nicht haften. Dresden selbst ist mehr Fremdenstation als Stuttgart, aber so bedeutend ist dieser Unterschied nicht, um durch ihn die verschiedene Entwicklung zu erklären.

Es wird also nötig sein, bis auf die ersten Elemente der Bevölkerungsbewegung zurückzugreifen. Wenn nämlich Sachsen an sich eine fruchtbarere Bevölkerung hat als Württemberg, so ist hier der Ausgangspunkt der Verschiedenheiten. Das aber scheint der Fall zu sein. Leider besitze ich keine Angaben über die Geburts- und Sterbeverhältnisse beider Staaten in den früheren Jahren und werde denen, die diesen Mangel ergänzen können, nur dankbar sein. Schon die Ziffern der letzten Jahre aber beweisen, daß die Sachsen in den letztvergangenen Zeiten produktiver in der Volksvermehrung gewesen sind als die Württemberger, sie zeigen aber gleichzeitig auch, daß diese größere Produktivität keine ewige und unveränderliche Eigenschaft ist. Die neuesten Ziffern sind folgende:

		Württemberg	Sachsen	
Geburten %:	1897	34,9	40,7	+ 5,8
	1901	36,1	38,2	+ 2,1
	1903	34,7	35,0	+ 0,3
	1904	35,0	34,6	— 0,4
	1905	34,1	33,2	— 0,9
Sterbefälle: %:	1897	23,5	25,0	— 1,5
	1901	22,6	22,5	+ 0,1
	1903	21,7	20,9	+ 0,8
	1904	21,8	20,7	+ 1,1
	1905	21,6	20,9	+ 0,7
Natürlicher Zuwachs %:	1897	11,4	15,7	+ 4,3
	1901	13,5	15,7	+ 2,2
	1903	13,0	14,1	+ 1,1
	1904	13,2	13,9	+ 0,7
	1905	12,5	12,3	— 0,2

Diese Tabelle ist bei aller ihrer Unvollkommenheit fabelhaft interessant. Beide Länder nehmen Teil an der allgemeinen deutschen Entwicklung des gleichzeitigen Rückganges der Geburten und der Sterbefälle, Sachsen aber stürmt geradezu voran, sowohl im Schlechten wie im Guten, während Württemberg langsamer geht, seine Geburtenziffer fast aufrechterhält und auch sein Verhältnis zum Tode nur mit Vorsicht änderte. Das Endergebnis ist, daß Württemberg ein Jahr erlebt, in welchem es prozentual besser dasteht als Sachsen. Aber freilich, was will das jetzt heißen, wenn der natürliche Zuwuchs Württembergs um 0,2% besser ist als der Sachsens, jetzt, wo die

Grundziffern schon so sehr verschieden geworden sind? In absoluter Ziffer sieht nämlich das für Württemberg beste Jahr so aus (1905):

	Württemberg	Sachsen	
Geburten	78 000	148 000	+ 70,000
Sterbefälle	50 000	93 000	— 43,000
Zuwachs	28 000	55 000	+ 27,000

Wir wissen nicht, ob es im Laufe des vergangenen Jahrhunderts noch viele Jahre gegeben hat, die wie das Jahr 1905 ein prozentual günstigeres Ergebnis der jährlichen Bevölkerungsbilanz für Württemberg gehabt haben, wenn man Sachsen vergleicht, aber sicher gibt es Jahre, in denen wie im Jahre 1897 der sächsische Zuwachs den württembergischen um mehr als 37000 übertrifft. Die Mütter sind auch hier der entscheidende Faktor gewesen.

So wichtig aber auch der natürliche Unterschied in der beiderseitigen Stellung zu Geburt und Tod ist, so genügt er allein noch nicht, um die ganze Verschiedenheit zu begründen. Es kommt als zweiter wesentlicher Umstand hinzu, daß Württemberg mehr ein Auswanderungsland ist und Sachsen mehr ein Einwanderungsland. Sachsen liegt dort, wo die Welle der östlichen Zuwanderung sich staut. An der Elbe hin geht eine Zone, die man als ersten Anprall der Heimatlosen des Ostens bezeichnen kann: Hamburg, Berlin, Magdeburg, Halle, Leipzig, Dresden. Nach Sachsen kommt der Schlesier, der Mähre und Böhme, wenn er Brot haben will. Das fehlt für Württemberg. Was über den Böhmerwald von Osten heranflutet, wird von Nürnberg, München und Augsburg aufgefangen, ehe es nach Württemberg kommt. Der Württemberger ist deshalb viel unvermischter als der Sachse. Während er aber wenig Zustrom aufnimmt, gibt er viel Auswanderung ab. Leider kann man ja nur die Auswanderung zur See statistisch erfassen, aber auch diese ist ganz charakteristisch, denn in vielen Jahrgängen ist die Zahl der über See auswandernden Württemberger beträchtlich höher als die der auswandernden Sachsen. Württemberger gibt es überall in der Welt und es sind oft nicht die schlechtesten, welche auswandern. Ich habe schon früher in den Monatsheften auf diese Wanderungsverhältnisse hingewiesen und will sie deshalb nur kurz erwähnen.

Wie aber kam es, daß Sachsen den Zuwachs seiner eigenen Kinderstube und den Zustrom des Auslandes ernähren und organisieren konnte? Damit kommen wir zu einem Hauptunterschiede beider Länder. Sachsen ist ein altes Bergbaugebiet. Schon vom 12. oder 13. Jahrhundert an war hier Silberbergbau und lange vor der neuen Zeit bestanden im Erzgebirge zahllose kleine Schmelzhütten und Pochwerke. Beides ist heute fast verschwunden. Der Freiberger Silberbergbau wird mehr aus Mitleid weitergeführt als um des Nutzens willen und die meisten alten handwerksmäßigen Eisengruben sind heute von Wald und Heide überwachsen, aber in diesen alten Betrieben erlangte der sächsische Volksstamm das, was die Württemberger nicht besessen haben.

Zwar auch Württemberg hatte alte Silber- und Kupferwerke bei Freudenstadt und hat Eisenerze im Jura, aber die Bergbautradition ist hier weniger zu Haus und hat für Fürst und Volk weniger bedeutet. Deshalb fand die kapitalistische Neuzeit nicht so gute Anknüpfungen und wohl auch nicht soviel Kapital.

Die alte sächsische Bergbautradition wurde aber wesentlich verstärkt durch das Entstehen des Kohlenbergbaues. So ähnlich im übrigen beide Länder sind, die Kohle verändert ihr gegenseitiges Verhältnis. Württemberg ist größer, aber es scheint, daß die wenigen Quadratkilometer Kohle, die Sachsen besitzt, volkswirtschaftlich wichtiger geworden sind als der starke Ueberschuß an Wald, den Württemberg aufweist. Weder Salz noch Torf können die belebende Wirkung ersetzen, die in den Anfangszeiten der modernen Industrie die Kohle gehabt hat. Nicht als ob der sächsische Kohlenbergbau so groß wäre, um fremde Reichtümer in das Land hineinzuziehen. Sachsen muß längst fremde Kohlen einführen, weil die eigenen nicht reichen, aber mit der Kohle erwachte die Spekulation, die Aktiengesellschaft, der Großbetrieb und die Eisenindustrie. Zwickau und Chemnitz hoben sich aus der Reihe der Provinzialstädte heraus und die beiden alten Hauptorte Sachsens, Dresden und Leipzig, waren an dem Pulsieren des Lebens in den Kohlengebieten finanziell und intellektuell beteiligt.

Der zweite Anknüpfungspunkt des modernen Geschäftslebens in Sachsen aber war die alte handwerkerliche Leinweberei im Erzgebirge und in der Lausitz. Hierbei handelt es sich nicht um etwas, was in Württemberg etwa ganz gefehlt hätte, denn überall im alten Deutschland gab es Dorfindustrien einfachsten Charakters, aber in Sachsen war die Armut der Gebirgsländereien, diese sprichwörtliche jahrhundertlange Armut des sächsisch-böhmischen Mittelgebirges, eine harte Erzieherin zur billigen Massenarbeit geworden. In ihr entstanden die Arbeiter und Arbeiterinnen, die für geringe Pfennige den ganzen Tag spulten, webten, klöppelten. Ich habe noch die Reste der alten Hausweberei gekannt und weiß, was sie für eine tägliche Drangsal war. In diesen Notindustrien entstand ein kleines Unternehmertum, das wenig besser lebte als die Handwerker und Arbeiter und das noch anders rechnen lernte als man es in der Schule lernt. Aus diesen Kreisen hoben sich aber sobald die Napoleonische Kontinentalsperre den englischen Kaufmann aus Deutschland verscheuchte, die ersten größeren Unternehmen heraus. Es gab in Sachsen eine Klasse von gewerblichen Unternehmern lange ehe es sie in Württemberg gab. Wo aber einmal diese Klasse auftritt, übt sie ihre Wirkungen auf das ganze Wirtschaftsleben aus, indem sie den neuen Geist der Geldwirtschaft in das ganze Volk bringt. Der Sachse wurde ein Rechner und zerschnitt damit seinen inneren Zusammenhang mit der Gemütsart und Denkweise der Vorzeit. Er wurde schneller und gründlicher ein Rationalist als der Württemberger.

Das mag auch in gewissem Grade mit den religiösen Unterschieden beider

Völkerschaften zusammenhängen. Die sächsische Religion war das reine Luthertum, eine Religion der Begriffe und der Ordnung. Die württembergische Religion hat immer einen anderen Grundton gehabt. Fromm waren vor 100 Jahren beide Länder, aber in verschiedener Weise. Der Württemberger hatte mehr Gemütsreligion, Pietismus, dichterische Frömmigkeit. Diese begleitete seine auswandernden Söhne nach der Wolga, an die untere Donau, nach Palästina oder Amerika. Die sächsische Religion brachte zwar auch gelegentlich ihre Zwickauer Propheten hervor, war aber im ganzen viel nüchterner, etwa so wie es in dem alten orthodoxen Verslein klingt:

Vor Zeiten hieß es wohl:
Geht hin in alle Welt!
Jetzt aber heißts: bleibe hier,
Wohin dich Gott gestellt!

Die Sachsen haben keinen Militarismus wie die Brandenburger, aber lange Zeit hindurch war ihre Kirche ihre Disziplin. Das würde für sich allein nicht ausgereicht haben, sie zum Industrievolke zu machen, hat aber, als die übrigen Zeitverhältnisse dazu reif waren, mitgeholfen.

Es ist also ein Zusammengreifen von Familienfruchtbarkeit, gewerblicher Tradition, Kohle und Hausweberei und seelischer Grundstimmung, wodurch die Industrialisierung Sachsens so stark befördert wurde. Mit dieser Industrialisierung aber hob sich die Landwirtschaft. Es gehört zu den auffälligsten Ergebnissen der modernen Wirtschaft, einen wie lebhaften landwirtschaftlichen Betrieb das kleinere Sachsen erreicht hat, während es industriell stark wurde. Wir geben die Ziffern der letzten Jahre:

	Württemberg	Sachsen		
Pferde	115 000	168 000	+	53 000
Rinder	1 049 000	684 000	—	365 000
Schafe	279 000	62 000	—	217 000
Schweine	550 000	640 000	+	90 000
Roggen	55 000 Tonnen	400 000 T.	+	345 000
Weizen u. Spelz	260 000	144 000	—	116 000
Gerste	139 000	55 000	—	84 000
Kartoffeln	875 000	1 689 000	+	814 000
Hafer	232 000	431 000	+	199 000
Wiesenheu	1 618 000	775 000	—	843 000
Obstbäume	10 886 000	9 258 000	—	1 628 000

Diese Nebeneinanderstellung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ist deshalb unvollkommen, weil einerseits der Wein- und Holzertrag und andererseits der Rübenertrag fehlen, aber sie genügt, um zu zeigen, daß wir zwei hochentwickelte landwirtschaftliche Kulturen vor uns haben, von denen schwer zu sagen ist, welche von beiden wertvoller erscheint. Darüber entscheidet ja auch nicht bloß die Stückzahl. Die Reichsabschätzung der Viehwerte im Jahre

1900 ermitteln für Württemberg 369 Millionen Mark, für Sachsen aber 343 Millionen. Das wesentliche für unsern Vergleich ist aber die Feststellung, daß durch die Industrialisierung Sachsens seine landwirtschaftliche Entwicklung nicht gehemmt worden ist, sondern möglichst gleichen Schritt mit der württembergischen Entwicklung gehalten hat. Es gibt also auch in Württemberg keinen Grund, sich etwa aus landwirtschaftlichen Interessen heraus gegen die Industrialisierung zu sträuben.

Karl Chr. Planck als Sozialpolitiker.

Von R. Planck in Bronnweiler.

Es wäre unbillig, wenn die Süddeutschen Monatshefte, die das Erbe eines Fr. Th. Vischer verwalten, sich nicht auch einmal mit dem Manne befassen sollten, der nicht nur zeitlebens mit Vischer befreundet war, sondern für den auch Vischer in den letzten Jahren seines Lebens in steigendem Maße persönlich eingetreten ist. Hat er sich doch grundsätzlich zu der gesamten Welt- und Lebensauffassung bekannt, die Planck in seinem „Testament eines Deutschen" niedergelegt und ausgesprochen hat. Er hat den großen Künstler Donndorf für die Ausführung seines Grabdenkmals gewonnen, und hat ihm bei der Einweihung desselben im Jahre 1885 die Weihrede gehalten. Wir haben es im folgenden nicht mit den größten Fragen der Weltanschauung zu tun, die Vischer damals im Sinne Plancks aufrollte, es ist vielmehr die für uns gewiß nicht weniger wichtige Frage nach der Zukunft und Bestimmung unseres deutschen Volkes, was uns jetzt beschäftigen soll. Aber gerade für diese Richtung in Plancks Denken hat Vischer das schönste Wort geprägt: (Kritische Gänge, Neue Folge, 6. H.).

„Unserer Jugend vor allem, die mitten im Qualm des jetzigen Treibens aufwächst, könnte es nur gut tun, wenn sie in diese Berge ginge, um reine Gebirgsluft zu atmen. — Hier schlägt ein braves, festes Mannesherz für die großen Interessen der Nation und die größeren der Menschheit."

Wir sind im Anfang des 20. Jahrhunderts dem, was Planck gewollt hat, um einen guten Schritt näher gekommen. Daß Planck noch das Geschlecht finde, das ihn versteht, braucht heute nicht mehr bloß als frommer Wunsch zu erscheinen. Es war auch Vischers innerste Ueberzeugung.

Wer zufällig eines der hohen begeisternden Worte gelesen hat, die im Lauf der letzten Jahre von den verschiedensten Seiten her[1]) dem vor nunmehr 27 Jahren verstorbenen schwäbischen Philosophen gewidmet worden sind, der wird ein gewisses Erstaunen nicht los geworden sein, wenn er nicht ge-

[1]) Anläßlich der Herausgabe seiner sozialpolitischen Aufsätze „Deutsche Geschichte und deutscher Beruf" (Tübingen, Mohr 1905) u. a. von F. J. Schmidt in den „Preuß. Jahrbüchern" 1907 Juni, Dr. Baumeister in den „Grenzboten" Nr. 42, Pf. Traub in der „Christl. Welt" Nr. 42, Dr. Diez in der „Allgemeinen Zeitung" Nr. 134 (letztere drei 1905).

rade selbst irgend woher einen wirklichen Eindruck von Plancks eigenartiger, in ihrer Art vielleicht einziger Persönlichkeit erhalten hatte. Und deren werden es wohl nicht allzuviele gewesen sein; denn Planck hat es ja seinen Lesern nicht allzu leicht gemacht. In seinen theoretischen Ausführungen redet er noch zu sehr die Sprache Schellings und Hegels (vergl. hiezu den Artikel über Planck in den „Protest. Monatsheften“, Juli u. August 1905). Nur wer zu den praktischen Partien seiner großen Werke sich durchgearbeitet hat, zu den ethischen und religiösen, den geschichtlichen, rechtlichen und sozialen, der wird wohl etwas von jenem Eindruck erhalten haben, wenn auch hier nicht ohne Mühe. Allein weit leichter zugänglich als in jenen großen Werken ist Planck in seinen kleineren Arbeiten, seinen Reden und Aufsätzen, die er den wichtigsten modernen Lebensfragen gewidmet hat, dazu auch literarischen und historischen Stoffen, die indessen sämtlich von ihm in ihrer allgemeinen, vor allem nationalen Bedeutung gewürdigt werden. So die Schriften über Jean Paul und über die moderne Kunstentwicklung (1870). Die meisten derselben, die zu ihrer Zeit kaum verständlich waren, nachgerade aber modern zu werden beginnen (woher das kommt, wird sich bald zeigen), sind indessen nur noch in alten schwerzugänglichen Zeitschriften zu finden, daher die soeben angeführte Sammlung nötig wurde. (In einer längeren Einleitung ist dort auch das wichtigste aus dem Lebensgang Plancks mitgeteilt.)[*] In diesen Schriften tritt nun der Mann selbst am unmittelbarsten hervor, hier aber auch mit einer solchen Kraft und Tiefe, oft mit einer solchen Fülle von Leben und Anschauung, wie man sie einem Meister der philosophischen Abstraktion kaum zugetraut hätte. Da verbindet sich der ganze sittliche Ernst des Mannes mit einer weitausschauenden und doch durchaus auf den realen Tatsachen gegründeten Geschichtsbetrachtung und mit einem ebenso auf die großen Errungenschaften der Neuzeit wie auf ihren ganzen Jammer gerichteten Blicke, und man erhält so ein Gesamtbild, das einen wohl durch seine Größe überwältigen kann. Daher stammt auch die monumentale Sprache, zu der sich selbst der sonst so nüchterne „Katechismus des Rechts“ (1852) erhebt und die auf jeden halbwegs sozial Denkenden einen tiefen Eindruck machen wird.

Planck, der in Tübingen mitten in der achtundvierziger Bewegung gestanden war (mußte er doch gelegentlich von handfesten Studenten vor der Wut der verhetzten Bürgerschaft geschützt werden), begann seine Tätigkeit als politischer Schriftsteller erst nachdem der Lärm des Tages längst verstummt war, d. h. in der Reaktionszeit der fünfziger Jahre. Das war von ihm sehr charaktervoll, aber nicht sehr weltklug; denn die Klugen schwiegen jetzt. Die nationale Frage war auf die lange Bank geschoben, und eine soziale Frage gab es für die meisten Gebildeten überhaupt noch nicht. Die achtundvierziger Bewegung war im großen und ganzen trotz allem demokratischen Radikalismus doch als eine gut bürgerliche empfunden und beurteilt worden und die leitenden Kreise, die etwas von schärferer sozialistischer Luft verspürt hatten, ließen nicht gern an dieses heikle Thema rühren. Plancks Grundforderungen aber wiesen einen ziemlich starken sozialistischen Einschlag auf und so bedurfte es seitens des loyalen Staatsrechtslehrers R. v. Mohl durchaus keiner allzugroßen geistigen Kraftleistung, um Planck als Genossen Fouriers abzutun und sein Buch in allen honnetten Kreisen unmöglich zu machen. Die bürgerlichen Kreise mit selbständiger Bildung waren dazumal noch so klein, daß sie Planck

[*]) Wer den ganzen Mann kennen lernen will, muß außer den genannten Schriften vor allem sein letztes Werk, das „Testament eines Deutschen“ zur Hand nehmen. Dort findet er alles beisammen.

kein-politisches Wirkungsfeld bieten konnten. So war er bis auf weiteres ganz auf sich selbst angewiesen.

Aber allerdings auch später stand Planck in so starkem Gegensatz zu fast allen politischen Tagesströmungen, daß es einen nicht wundernehmen kann, wenn er, der niemand zu lieb und niemand zu leid redete, keinen Eingang bei den breiteren Massen fand. Zudem entbehrte sein politisches Programm, wenigstens für damals, der aktuellen Spitze. Er konnte nicht wie Marx allem Volk ein einfaches glattes Bild von unserer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung vorhalten und daran solche Versprechungen knüpfen, wie dieser es getan. Er mußte sich in seinem Rechtskatechismus ausdrücklich darauf beschränken, das natürliche Rechtsbewußtsein zu klären und zu stärken und daraus die einfachen Grundsätze abzuleiten, welche die politische und rechtliche Gestaltung des Völkerlebens in Zukunft mehr und mehr durchdringen müssen. Denn — das unterscheidet ihn ja grundsätzlich von der Sozialdemokratie — die wirtschaftlichen Verhältnisse allein schaffen kein neues Rechts- und Staatsleben; nur ein aus gesundem Rechtsgefühl entsprungenes, neues, allgemeines Rechtsbewußtsein ist imstande, neue gerechtere soziale Lebensformen zu schaffen. Er gab dabei zu, daß die Sozialdemokratie eine Ahnung habe von dem ersten Menschenrechte, nämlich dem Recht auf Grund und Boden, der allen Menschen gemeinsam gegeben ist (er nennt es das „ursprüngliche Grundeigentumsrecht") und ferner ein Bewußtsein von der ersten Menschenpflicht, nämlich der Pflicht einer gemeinnützigen Arbeit, ohne welche ja die Erde ihre Schätze nicht öffnet. Die letztere Rechtspflicht nennt Planck das allgemeine Berufsgesetz. Aus jenem Recht und dieser Rechtspflicht leitet er dann die Grundzüge der nationalen Staatsverfassung wie auch die grundsätzlichen Beziehungen der Staaten untereinander auf dem ganzen Erdenrund ab. Eine oberste internationale Rechtsgewalt hat darüber zu wachen, daß kein Staat den Gesetzen des ursprünglichen Grundeigentumsrechts, der allgemeinen Berufsarbeit, wie des allgemein rechtlich geordneten Handelsverkehrs sich entziehe. Er hat dabei noch hie und da den Fehler begangen, den in der Nachfolge der kirchlichen Dogmatik alle spekulative Philosophie beging, nämlich den, das Haus vom Dache an zu bauen. Da er aber ausdrücklich betont, daß das, was für den Geist das erste ist, sich in der Wirklichkeit zu allerletzt durchsetzt, so ist es doch nicht wohlgetan, ihn im Gefolge seines ersten Kritikers darob lächerlich zu machen. Später hat Planck diesen Fehler vermieden, indem auch er von den bestehenden Verhältnissen ausging, um an den Nachweis des unbefriedigenden Zustandes der Gegenwart die unabweisliche Forderung einer Entwicklung zu höheren Zielen zu knüpfen.

Nichts destoweniger bleibt der Katechismus des Rechts eben in seiner naiv abstrakten Form ein Rechtsdokument allerersten Ranges. Einfacher und elementarer kann sich der natürliche und soziale Rechtssinn kaum äußern und vor allem bleibt bewundernswert, wie einfach sich von seinem Standpunkt aus die Beurteilung moderner uud modernster Bewegungen gestaltet. So hat er von der Friedensbewegung, die damals noch in den allerersten Anfängen stand, aber grundsätzlich noch heute auf demselben Boden steht, wenn sie auch jetzt eine fortgeschrittene Praxis verfolgt, auszusetzen, daß ihr die allererste Grundlage für ihre Forderung einer schiedlich-friedlichen Beilegung internationaler Streitigkeiten fehle. Ihre erste Aufgabe müßte nicht eine negative, nämlich die Bekämpfung des Krieges sein, sondern die positive der Schaffung einer allgemein anerkannten Rechtsgrundlage für die Schlichtung jener Zwistigkeiten. Ohne internationale Anerkennung jenes ursprünglichen Grundeigen-

tumsrechts aller Menschen und Nationen und der entsprechenden Rechtspflicht der Arbeit und des rechtlich geordneten Verkehres sei schlechterdings kein Maßstab vorhanden, nach dem ein Schiedsgericht seine Entscheidungen treffen könnte. Mit der Anerkennung jener Rechtsgrundsätze aber sei auch ein natürliches Recht auf Kolonialunternehmungen seitens derjenigen Völker gegeben, welche einen Ueberfluß an kulturellen Kräften, sei es nun bloß physischer oder aber vor allem geistiger und sittlicher Art, aufweisen. Im letzteren Fall ist z. B. dem höher stehenden Volk das Recht einzuräumen, niedrig stehende Völker in den Kreis der menschlich aufgeschlossenen Nationen hereinzuziehen und sie entsprechend ihrer Leistungsfähigkeit zu Arbeit und Verkehr zu zwingen. Diese wirklich so zu nennenden Rechtsgrundsätze würden allerdings allen einseitig nationalen Aspirationen, z. B. englischen und französischen, vor allem der amerikanischen Monroedoktrin ein wohlverdientes Ende bereiten und erst auf ihrem Grunde könnte sich eine internationale Rechtsprechung entwickeln. Aber nicht ohne Grund meint Planck, daß die internationale Anerkennung jener Grundsätze länger auf sich warten lassen werde, als diejenige innerhalb der eigenen Nation. Denn vermöge der viel engeren Berührung und Reibung der einzelnen Volksglieder, die eben zusammenleben müssen, werde hier die Anwendung derselben sich viel schneller als unumgänglich erweisen, während die großen Staaten ihr gegenseitiges eifersüchtiges und mißtrauisches Verhältnis so bald nicht fahren lassen werden, mag es sich noch so sehr als unfruchtbare Sache erweisen. (Man denke an die äußere Politik Frankreichs, die bei aller Unfruchtbarkeit nichts an ehrgeiziger Eifersucht eingebüßt hat.) So wird Planck doch Recht behalten gegenüber von seinem Schüler Umfrid, der als Vertreter der Friedensgesellschaft seinen Lehrer in diesem Stück korrigieren möchte.[3]) Gewiß kann und muß die Friedensfrage auch abgelöst von der sozialen für sich behandelt werden, wendet sich doch die Friedenspredigt z. T. an eine andere Adresse als die soziale Predigt; aber es ist wirklich nötig mit Planck zu betonen, daß es ein und dasselbe Recht ist, was z. B. der industriellen Arbeiterschaft einen Anspruch auf Besserstellung, größere Macht und Achtung in der Oeffentlichkeit verleiht und was dem deutschen Volk die Berechtigung gibt, eine Stelle unter den kolonialen Nationen einzunehmen. Und das haben die Friedensgesellschaften noch nicht mit wünschenswerter Deutlichkeit gepredigt. Dies auszusprechen ist aber dringend nötig angesichts der Unklarheit, welche in sozialdemokratischen Kreisen und nicht weniger in denen der Friedensgesellschaften oft gerade in diesem Punkte herrscht.

Allein weit mehr als die Kritik von Tagesströmungen, die doch immer mehr nur in die Breite als in die Tiefe gehen, lag Planck der Nachweis am Herzen, daß sein soziales Ziel die Vollendung desjenigen darstelle, wozu Naturanlage und Geschichte das deutsche Volk als vornehmstes Glied der christlichen Kulturwelt bestimmt hat. So ist er mit besonderer Vorliebe zum Historiker geworden. Wir müssen es uns hier versagen, seine universale Auffassung der gesamten Kultur- und vor allem Religionsgeschichte (letzteres ist wohl nicht seine kleinste Leistung) auch nur zu skizzieren, wir können nicht einmal seine Gesamtauffassung der deutschen Geschichte hier schildern, müssen uns vielmehr darauf beschränken, die Aufgabe des deutschen Volkes in unserer Zeit, wie er sie geschichtlich erfaßte, näher zu bestimmen.

---

[3]) Vergleiche seine Besprechung von „Deutsche Geschichte und deutscher Beruf" in der Julinummer der „Friedensblätter" 1905. Uebrigens trifft die hier an der Friedensgesellschaft geübte Kritik Umfrid selbst am wenigsten.

Die Neuzeit ist eingeleitet durch die französische Revolution, welche nicht bloß mit der absoluten Fürstengewalt, sondern auch mit dem alten ständischen Staat (Adel, Geistlichkeit und Zünfte waren ja immer noch privilegierte Organe von jener) aufgeräumt hat. An ihre Stelle trat der reine Polizeistaat, dem sämtliche Staatsbürger als reine Privatpersonen gegenüberstehen. Alle Vorrechte sind wegrasiert, alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich, haben daher auch gleiche politische Rechte, aber die natürliche Gliederung des Volkes nach Berufen ist damit auch völlig verschwunden. Denn diese beruht auf dem wirtschaftlichen Leben und darein hat sich der Staat nicht zu mischen. Politische Gleichheit und wirtschaftliche Freiheit! Nur schade, daß die letztere ein bloßes Wort bleibt angesichts der Tatsache, daß der Mensch nicht von der Luft leben kann. In der harten Wirklichkeit bedeutet sie Auslieferung der großen Masse der Konsumenten sowohl als der Arbeiter an die kleine Zahl der produzierenden Kapitalisten und gegen deren wirkliche Macht hilft ein abstraktes Staatsbürgerrecht nichts. Daß der satte bürgerliche Liberalismus hiebei nichts zu klagen findet, glauben wir ihm wohl, müssen es aber ebenso begreiflich finden, wenn die Massen derer, die bei der ersten Revolution nichts gewonnen haben, nach einer zweiten rufen, die zur politischen Gleichheit auch die wirtschaftliche fügen soll.

Planck greift daher die ganze Freiheitsidee der französischen Revolution in ihrem innerlich unwahren Individualismus an. Sie sei nur von dem gereizten Gefühle des subjektiven Eigenrechtes ausgegangen und ihr Prinzip müsse sich im bürgerlichen Leben als egoistischer Geschäftsgeist niederster Art entpuppen. Ihren geistigen Vertretern aber warf er vor, daß sie durch ihren abstrakten, von allen konkreten Bedingungen des Volkslebens, d. i. vom Besitz und Arbeit absehenden Rechtsbegriff diese Wendung der Dinge in der Praxis des Lebens wesentlich mitverschuldet hätten. Er verlangt gegenüber dem revolutionären französischen Rechtsbegriff eine deutsche Reformation des Rechts und er war optimistisch genug um zu hoffen, die Lehren des Jahres Achtundvierzig werden die führenden Kreise im deutschen Geistes- und Wirtschaftsleben dazu bringen, neue vom französischen Liberalismus grundsätzlich abweichende Bahnen einzuschlagen.

Den Fehler jenes großen Jahres hatte Planck so klar erkannt als irgend jemand. Statt auf das nächste Ziel, die nationale Einigung, unmittelbar loszugehen, verquickte man dieses mit allen möglichen sonstigen humanen und rechtlichen Forderungen, die in diesem Augenblick nichts anderes als unpraktischen und bornierten Doktrinarismus bedeuten konnten und außerdem verekelte man es den deutschen Fürsten und Regierungen durch unsinnigen demokratischen Radikalismus. Aber diese beiden „ismen" (Erbstücke der französischen Mutter), werde die deutsche Tochter, nun bald mündig geworden, zu überwinden wissen; denn Planck verlor den Glauben an das deutsche Volk nicht; eine zweite reifere Volksbewegung werde die Fehler der ersten gut machen. Die Not der Zeit (der fünfziger Jahre!) werde dabei das ihrige tun, sie werde den Rest des alten Zunftwesens vollends rasch zerreiben und die neue aufstrebende, auf dem Grundsatz des freien Wettbewerbs fußende deutsche Industrie werde im Interesse ihrer Selbsterhaltung gezwungen sein wenigstens in ihren leitenden Kreisen sich in großen über das ganze deutsche Zollgebiet sich erstreckenden Verbänden zusammenzufassen und werde die deutschen Regierungen zwingen, zur äußerlichen Zolleinheit eine innerlich wirtschaftliche und damit auch die politische Einheit zu fügen. Von den Regierungen allein erwartete Planck nichts, aber die deutsche Bildung, so hoffte er, werde einen Bund eingehen mit den aufstreben-

den Kreisen des Wirtschaftslebens und beide zusammen werden das deutsche Volk erst innerlich einigen und dann einer neuen auch äußeren Reichseinheit entgegenführen. Preußen werde sich dann nicht länger weigern im neuen Bundesstaat die Führung zu übernehmen. Jene großen wirtschaftlichen Verbände aber werden zusammen mit den Vertretern der Landwirtschaft und der geistigen Arbeit die natürlichen Stände des neuen deutschen Reiches darstellen. Dies Berufsparlament, ergänzt durch Vertreter der einzelnen Provinzen, werde dann die deutsche Volksvertretung bilden. Die einzelnen Berufsgenossenschaften aber, wie sie sich aus freien Stücken gebildet, werden sich auch durchaus ohne bureaukratische Einmischung selbst verwalten, sie werden vielmehr schon durch ihre lokale und allgemein staatliche Verantwortlichkeit (Gemeindevertretung und Volksparlament baut sich ja auf ihnen auf) genötigt sein, überall nach dem Rechten zu sehen.

Im einzelnen sind die Aufgaben der Berufsorganisation: 1. für die Zuverlässigkeit und Stetigkeit der Produktion zu sorgen, Entlohnungen und Preise zu regulieren, 2. auf einen zeitgemäßen Stand der Ausbildung für alle ihre Glieder bedacht zu sein, 3. in steter Fühlungnahme mit andern Berufsgenossenschaften allen technischen Fortschritt zu fördern, Erfinder zu belohnen usw. Selbstverständlich gehen diese Organisationen vom Scheitel des Volkes bis zur Sohle, umfassen den obersten Produktionsleiter ebenso wie den letzten Arbeiter; sollen sie doch die Gesamtheit des schaffenden Volkes umfassen und darstellen. Denn nur das Glied einer Berufsgenossenschaft ist aktiver Staatsbürger. Die Zentralregierung aber, durch das lebendige Ineinandergreifen der Berufsgenossenschaften ihrer dermaligen bureaukratischen Funktionen großenteils enthoben, ist wesentlich die Ausgleichsstelle für die verschiedenen sich natürlich oft widerstreitenden Interessen. An der entscheidenden Stellung des auf Lebenszeit gewählten Regenten will Planck nicht gerüttelt wissen, und insbesondere bleibt ihm die Vertretung des Reichs im Rate der Völker. Die einzelnen Berufsgenossenschaften aber, die jetzt nicht mehr wie die alten Reichsstände bevorrechtete Glieder des Ganzen sind, werden sich grundsätzlicher Gleichberechtigung, natürlich nach dem Maß ihrer Leistungen für das Ganze, erfreuen. Haben jene mit ihren Privilegien einst den Reichszusammenhang nach Kräften zerrissen, so werden diese neuen Reichsstände die natürlichen Bewahrer der Einheit sein. Es ist das Bild vom Haupt und seinen Gliedern, das Planck im neuen Reich verwirklicht zu sehen hoffte.

Es war gegen Ende der fünfziger Jahre als Planck dieses Bild der deutschen Entwicklung entwarf. Das kommende Jahrzehnt sollte ihm bittere Enttäuschung bringen. Die Hoffnungen, die er auf die geistige und politische Aktivität seines Volkes setzte, wurden zu Schanden. Die ganze volkswirtschaftliche Weisheit faßte sich in dem Schlagwort „Gewerbefreiheit" zusammen. Was diese Losung für die innere Einheit des Volkes bedeute, war für Planck von Anfang an klar, die Schwachen werden sich die Ausbeutung durch die Starken nicht gefallen lassen; es wird nicht beim bloßen Wettbewerb bleiben, wie man sagte, es wird vielmehr einen Kampf aller gegen alle geben. Das Ende wird sein, daß der bureaukratische Staat, gedeckt durch die sich immer mehr aufs Militär stützende Dynastie zu nie geahnter Gewalt gelangen wird. Und so kam es gerade. Planck sah wohl, daß bei der Jämmerlichkeit des deutschen Liberalismus und der Versumpfung des ganzen geistigen Lebens — der Materialismus war ja jetzt Trumpf in der Natur- wie in der Geschichtswissenschaft — die deutsche Einheit nur noch von oben gemacht werden könne. Aber Bismarcks Politik wollte ihm doch dem unmittelbaren Rechtsgefühl des

Volkes zu wenig entgegenkommen, die bloße Kronpolitik vermochte ihm zu wenig das innere Leben des Volkes zu wecken. Die deutsche Einigung schien ihm jetzt nicht mehr bloß von oben her zu kommen, sondern geradezu eine künstlich gemachte Sache zu sein; wir sind ja gar kein innerlich geeinigtes Volk! Das allgemeine Wahlrecht, das wir als Geschenk erhalten haben, wird nur diese innere Uneinigkeit dokumentieren. So konnte er sich mit Bismarck nur sehr allmählich aussöhnen, eigentlich erst; als die Not im neuen Reich, die er vorausgesehen, Wirklichkeit geworden war. Es war die Schwindelzeit gekommen, d. h. nicht nur, wie man zumeist annimmt, die Zeit der geschäftlichen Unredlichkeit, die dann in den großen Krachen von 1873 und 78 offenbar wurde, nein es war die Zeit, da man im ganzen politischen, ja fast im ganzen geistigen Leben Worte für Taten nahm, wo insbesondere der satte bürgerliche Liberalismus sich an patriotischen Phrasen berauschte, mit manchesterlichen Phrasen sein Gewissen beruhigte und so den eigenen Niedergang herbeiführte, aus dem er sich erst heute wieder emporzuarbeiten beginnt. Er hatte nichts getan und so war die revolutionäre Sozialdemokratie groß geworden, die man jetzt nur noch mit Gewaltmitteln bekämpfen konnte. Aber für Planck war es ein schlechter Trost, daß er Recht bekommen hatte, daß nur noch mit Gewalt zusammengehalten werden konnte, was nicht auf wahrhaft innerliche Weise geeinigt worden war.

Die unfruchtbare Negation, in der sich ein großer Teil seiner demokratisch und partikularistisch gesinnten Landsleute gefiel, machte er nicht mit. Er gab sich vielmehr noch in seinen letzten Lebensjahren eingehenden Studien hin, um zu sehen, welche volkswirtschaftlichen und politischen Maßnahmen zur inneren Einigung des Volkes, zur Versöhnung der Gegensätze und zur Festigung des neuen Reiches getroffen werden könnten. Daß unser Volk und Reich keinen bessern Freund haben konnte als ihn, zeigt wohl sein letzter politischer Aufsatz: „Die Not im Reiche 1878", vor allem aber sein letztes Werk: „Das Testament eines Deutschen". An seinem sozialpolitischen Ziel, der berufsgenossenschaftlichen Gliederung des ganzen Volkes hat er unentwegt festgehalten. Das Haus des neuen Reiches, in dessen Räumen sich gleich zu Anfang so häßliche Kämpfe abspielten, wird nicht vorher wohnlich werden, nicht bälder zur Ruhe kommen, als bis diese Organisation vollendet und zum Träger des ganzen innerpolitischen Lebens geworden ist. Was er von Ansätzen zu wirtschaftlicher Organisation noch selbst erlebte, auf seiten der Unternehmer-Kartelle und Trusts, auf seiten der Arbeiter, Gewerkschaften und Gewerkvereine, boten ihm freilich zunächst meist nur das Bild kurzsichtiger und engherziger Interessenpolitik; nichtsdestoweniger begrüßte er sie als die freilich sich noch etwas tierisch gebärdenden Vorboten des kommenden, wahrhaft menschlichen Berufsreichs deutscher Nation.

Auch den politischen Parteien[4]) glaubte er mit diesem seinem Programm

[4]) Es sind deren in Wirklichkeit drei, nicht wie Naumann in allzu enger Anlehnung an England meint zwei, nämlich:

1. Die konservative Partei, die das Erbe der Vergangenheit vor allem zu bewahren trachtet und welche daher von allen denen als Vertreterin anerkannt wird, die in instinktivem Interesse jenes, sei es nun mehr materielle sei es mehr geistige, Erbe behüten zu müssen glauben.

2. Die radikal-sozialistische, welche nur von den Forderungen des Augenblicks ausgeht und daher nur die Interessen derer vertritt, die an jenem Erbe keinen Teil haben, also die Masse derer, die leiblich und geistig von der Hand in den Mund leben.

3. Die liberale, welche meist in Anlehnung an die Staatsregierung von der auf freier vernünftiger Ueberlegung beruhenden Selbstbestimmung der politisch mündigen Volks-

einen alle ihre berechtigten Forderungen erfüllenden Einigungspunkt gegeben zu haben. Ohne daß er je den Gedanken an eine Kompromißpolitik gehabt hätte, hatte er doch tatsächlich von jeder derselben das Herzblatt genommen. Von der konservativen die ständische Gliederung, dazu die Unverantwortlichkeit der höchsten regierenden Gewalten; von der sozialistischen die Beschränkung dieser Organisation auf das wirkliche, d. i. das wirtschaftliche und berufliche Volksleben unter Ablehnung aller geschichtlichen Sonderrechte; von der liberalen die durchgehende Selbstverwaltung der Berufsgenossenschaften und Gemeinden, und Beschränkung ihrer Verantwortlichkeit allein auf das Forum der provinziellen und beruflichen Volksvertretung und der obersten Regierung.

Aber daß er es nun den politischen Parteien selbst recht gemacht hätte, das ließ sich freilich von vornherein nicht annehmen, denn diese vertreten ja in ihrer Einseitigkeit nur die Interessen ihrer Mitglieder (daher auch der prinzipienfrohe Liberalismus doch immer eine Spaltung entsprechend jenen beiden Interessengruppen aufweist; die Mittellinie ist natürlicherweise immer äußerst schwach besiedelt). Auch war Planck ein viel zu nobler Gegner; es wäre ihm innerlich nicht möglich gewesen, eine einzelne Partei anzugreifen und das Unrecht der andern zu verschweigen. An Kritik ließ er es ja nicht fehlen. An der konservativen Partei tadelte er das Pochen auf die geschichtlich gewordenen Sonderrechte; das Fideikommißwesen und das Zensuswahlrecht hatte er schon im Katechismus des Rechts aufs schärfste bekämpft; am bürgerlichen Liberalismus hat er grundsätzlich den unwahren Individualismus angegriffen, der wirtschaftlich zur Ausbeutung der Schwächeren durch die Stärkeren führt, politisch aber ein immer bureaukratischeres Regierungssystem nötig macht; an der Sozialdemokratie endlich hat er auszusetzen ihren Materialismus, der zu öder Mechanisierung des ganzen wirtschaftlichen Volkslebens führen, weiterhin aber, indem er die persönliche freie Initiative im Produktionsprozeß ausschaltet und nur noch eine Freiheit des Genußlebens (also nicht mehr Freiheit der Arbeit sondern nur noch des Spiels) kennt, die männlich sittliche Tatkraft im Keime ersticken muß. Dies ist gewiß der Kritik genug. Aber da Planck Licht und Schatten richtig verteilte, so fehlte dem Gegner der Anreiz zur Erwiderung. Ein klein wenig — wenn auch nur scheinbarer — Ungerechtigkeit gehört in dieser ungerechten Welt doch dazu um gehört zu werden. So ließ man ihn auf seiner einsamen Höhe stehen.

Wir werden nun begreifen, wie Planck dazu kam, sich in den letzten Jahren seines Lebens immer mehr als Propheten zu fühlen, und eines ist ihm jedenfalls zuzugeben: er hat die uns zur Zeit am nächsten liegende politische Forderung schon vor 50 Jahren gestellt, nämlich die, unser Bürgertum mit der einfachen sozialen Wahrheit zu durchtränken. Noch heute scheint wenig Hoffnung vorhanden, daß sie sich bald erfülle, hat doch Naumann bis jetzt gegen denselben Feind nahezu vergeblich gekämpft. Zwar findet Naumann nun doch in breiteren Kreisen Verständnis, dafür scheint aber auch der vulgäre Liberalismus noch platter und gleichgiltiger geworden zu sein. Und hier gibt es nun allerdings nur noch den Trost des Propheten, der in allewege kein tröstlicher ist, nämlich daß die Not, die wirtschaftliche wie die politische Not und in ihrem Gefolge endlich auch die geistige, die Rolle des Weckers übernehmen wird. Aber sie allein wird nicht imstande sein, ein Neues zu

---

kreise ausgeht und an diese appellierend durch Ausgleichung der genannten Interessengegensätze vor allem die Einheit des gesamten Volkslebens zu bewahren strebt. Wären Gerechtigkeit und Prinzipientreue auf Erden nicht so seltene Dinge, so könnte keine Macht der Welt dieser Partei die Zügel der politischen Volksführung entreißen.

schaffen, auch sie käme vergeblich und das deutsche Volk mit der ganzen christlichen Welt ging an dem Kultus des Eigennutzes zu Grunde, wenn nicht der Geist dem allem vorgearbeitet und den Kampf gegen den Feind zum voraus organisiert hätte. Und es wird nicht zu leugnen sein, daß Planck einer von denjenigen war, die zu diesem Kampfe am frühesten aufgestanden sind. Wer daran mitarbeiten will, eine neue bessere Zukunft für uns heraufzuführen, der gehe auch an Planck nicht länger vorbei, er wird in ihm einen starken treuen Bundesgenossen finden in dem Glauben, daß keine Macht der Welt Bestand haben kann, die sich nicht von dem Grunde aller sittlichen Kraft, nämlich von dem Bewußtsein des inneren Rechts ihrer Sache, getragen weiß.

Ausgehend von der Anerkennung des ursprünglichen Grundeigentumsrechtes aller Menschen hat Planck das bürgerliche Berufsleben auch zum Ausgangspunkt der politischen Organisation gemacht. Das ist seine originale Leistung. Daß die Berufsarbeit für die sittliche Persönlichkeit von zentraler Bedeutung sei, ist ja schon länger erkannt, es genügt an Luther zu erinnern, oder auch an Pestalozzi, in der neueren Theologie an Albrecht Ritschl. Der Grund, warum diese Männer in der Schätzung des Berufes zusammentrafen, ist wohl der, weil in ihm die natürliche und soziale Bestimmtheit des Menschen sich einigt mit seiner jederzeit notwendigen sittlichen Selbstbestimmung. Die soziale Forderung lautet doch: jeder Mensch soll in jedem Augenblick so viel sein, als er nach Naturanlage und Erziehung, nach selbstgewonnener Erfahrung und sozialer Stellung mit dem Einsatz aller sittlichen Kraft leisten kann. Dies trifft aber alles zusammen in seinem bürgerlichen Berufsleben. Bildet also dies das Zentrum eines vollen Menschenlebens, so darf auch die politische Organisation des Volkes es nicht länger ungestraft ignorieren. Sie darf sich nicht mehr bloß auf dem Privatdasein der „Staatsbürger“ aufbauen, sie muß vielmehr auch die wirkliche konkrete Bestimmtheit des bürgerlichen Lebens mitberücksichtigen und dies umsomehr, als ja wie gezeigt beim Berufe der soziale Wert des einzelnen und damit die sittlichen Motive viel unmittelbarer in Betracht kommen als in jener abstrakten Idee des Staatsbürgertums. Die Politik hat lange genug als bloße Machtfrage gegolten, der Fortschritt kann doch nur darin bestehen, daß immer mehr sittliche Motive auf rechtlich gangbarem Wege in diese eingeführt werden. Solange wir freilich gegen Herrenhaus und Zensuswahlrecht zu kämpfen haben, solange wird auch jene abstrakte Idee von Freiheit und Gleichheit ihrer Macht über die Herzen behalten. Sollte aber einmal wirklich alles, das gesamte Volkswohl, auf die Karte des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts gesetzt sein, so wird es sich auch zeigen, daß es doch nicht alles ist und zum mindesten einer starken Ergänzung durch eine zweite andersartige Volksvertretung bedarf. Denn eine Garantie, daß wirklich immer nur sachverständige Leute im Parlamente sitzen, ist wirklich bis jetzt nicht gegeben. Auch die Frage des Frauenwahlrechts scheint uns mit dem Gedanken der beruflichen Volksvertretung ihre natürliche Lösung gefunden zu haben.

Für eine solche sprechen aber noch viel ernsthaftere Gründe. Es ist bekannt, welche furchtbare Macht einzelne Kartelle über Staat und Gesellschaft schon jetzt ausüben. Werden sich letztere nicht vielleicht einmal aufraffen müssen und sich entschließen, das einzige Machtmittel gegen sie zu gebrauchen, das ihnen noch bleibt, nämlich sie ihrer bisherigen, innerlich unwahren, Privatstellung zu entheben, sie der Genossenschaft aller andern Kartelle anzugliedern und so alle sich einander in Schach halten zu lassen? Ist einmal ein wesentlicher Teil unserer volkswirtschaftlichen Produktion monopolisiert, so

werden die geschädigten Konsumenten (und das sind ja selbst wieder großenteils Kartelle) sich schon dieses Mittels erinnern. Auch die Gewerkschaften, wenn sie nur einmal im Sattel sitzen, werden eines Tages reiten wollen. Fährt die offiziöse reinpolitische Sozialdemokratie fort, sie in der bisherigen Weise zu verärgern, so könnten wir es erleben, daß jene über den Kopf dieser hinweg selber ihre Vertretung im Volksparlament verlangen. Schreitet die Selbstorganisation aller Berufsklassen (denn nur eine solche, nicht eine vom Staat oktroierte, ist wirklich lebensfähig) noch weiter fort, so wird auch der Staat selbst sich dieses Mittel, seiner eigenen Glieder sich zu versichern, nicht länger entgehen lassen wollen und können.

Die Wege, die unser Volk in Zukunft gehen muß, mögen in mancher Hinsicht eine andere Richtung aufweisen, als wir heutzutag denken; an dieser Seite von Plancks Testament wird es nicht wohl vorbeizugehen imstande sein. Dazu trägt es der inneren Wahrheit zu viel in sich.

Die Geniepromotion.

Von Hermann Fischer in Tübingen.

Ein Gedenkblatt zum dreißigsten Todestag Friedrich Th. Vischers.

Was ist das, eine Geniepromotion? Das alte Württemberg, in dem dieses Wort entstanden ist, hat für Kirchen- und Schulsachen noch manche Ausdrücke, die anderswo gar nicht bekannt sind oder doch nur in katholischen Gegenden. So heißt der Superintendent ersten Ranges Prälat, der zweiten Ranges Dekan, der Küster Mesner. Die schriftlichen Uebersetzungen in fremde Sprachen heißen Argument, wenn sie zu Hause, Proloco, wenn sie in der Schule gemacht werden. Das Uebersetzen in eine fremde Sprache heißt komponieren, aus ihr exponieren; ein Extemporale heißt Exzeption. Auch an dem Tübinger Stift und den darauf vorbereitenden vier „niederen theologischen Seminarien" (vulgo Seminärle) haften einige Bezeichnungen; der Vorstand heißt Ephorus und Promotion nennt man die Gesamtheit der gleichaltrigen jungen Leute, die zusammen in ein solches Seminar eingetreten sind und in den niederen Seminarien die Gesamtheit, im Stift ein Viertel der Insassen bilden.

So gleichartig im Durchschnitt der Zufall gut und böse, gescheid und dumm zu verteilen pflegt, so kommen doch, besonders wenn günstige andere Verhältnisse nachhelfen, mitunter auffallende Häufungen von bedeutenderen Persönlichkeiten (oder auch das Gegenteil davon) vor, wie jeder Lehrer einer größeren Schule weiß. Die jungen Leute, die 1807 geboren waren, 1821 nach dem regelmäßigen Turnus der Anstalten in das Seminar Blaubeuren, drei Stunden westlich von Ulm, und 1825 ins Tübinger Stift kamen, hatten das Glück, unter ihren Lehrern die zwei hervorragenden Männer Baur und Kern zu haben, die, noch während die Promotion in Tübingen war, dorthin als Theologieprofessoren versetzt wurden. Mag dieser Umstand manches schlummernde Talent stärker angeregt haben: sicher ist, daß keine der endlos

aufeinander folgenden Promotionen für die Geschichte der Literatur und Wissenschaft entfernt von der Bedeutung geworden ist, wie die „Geniepromotion", wie sie im Lande bald genannt wurde. Freilich ist das allerbekannteste Mitglied derselben, David Friedrich Strauß, erst im Januar 1808 geboren, aber, früh gereift, der Promotion bereits beim Abgang nach Blaubeuren einverleibt worden, was damals, schon weil das Militärwesen für diese Dinge noch ohne jede Bedeutung war, weit häufiger vorkam als heutzutage.

Strauß ist es auch, der schon frühe zum Geschichtsschreiber seiner Promotion geworden ist, von der er eines der kleinen Meisterbilder, deren wir so manche von ihm kennen, in seinem Buch über Christian Märklin gezeichnet hat. Das Buch, das von der rührendsten Pietät gegen den zu früh verstorbenen Freund eingegeben ist, gehört zu den Perlen unserer biographischen Literatur, und auch die inneren Zustände eines Landes werden selten von solcher Meisterhand gezeichnet worden sein. Unter dem Siebengestirn von Jünglingen, die Strauß dort mit Namen nennt, ist keiner, der im Lande nicht jetzt noch genannt wäre, und mehr als einer lebt in der Geschichte unserer Literatur fort. Bei einzelnen war, wie Strauß berichtet, die Richtung auf die Literatur schon in Blaubeuren deutlich wahrzunehmen.

In keiner Zeit hat Schwaben der deutschen Geisteskultur mehr gegeben als in dem Jahrhundert von 1750 an und ganz besonders in der ersten Hälfte des neunzehnten Säkulums, von den ersten Gedichten Kerners und Uhlands bis zu Auerbachs Dorfgeschichten und Kurz' Romanen, vom theologischen Rationalismus und Supranaturalismus bis zu Strauß' Dogmatik, von Schelling und Hegel bis zu Friedrich Vischers großem System der Aesthetik. Wenig nennenswert ist neben den poetischen und spekulativen Leistungen das, was für politische Dinge geschehen ist, wenn auch Paul Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen mit Ruhm zu nennen ist, und doch darf man nur Strauß und Vischer nennen, um zu zeigen, daß auch die Angelegenheiten des Vaterlandes die Geister beschäftigt haben. Ueberall aber sind unsere Achtzehnhundertsiebener in erster Linie mit zu nennen. Sie stehen zeitlich in der Mitte einer schwäbischen Dichtergeneration, die auf die romantische um Uhland im Abstand von etwa zwei Jahrzehnten folgt und deren Angehörige fast alle auch persönlich mit einander bekannt und verbunden waren. Man kann auch wohl den Namen nennen, um den sie sich mehr oder weniger ausgesprochen gruppieren. Es ist der drei Jahre ältere Eduard Mörike, der wenigstens noch ein Jahr mit ihnen zusammen Student war — freilich Student sehr auf seine eigene Art, aber auch die anderen scheinen in den gedrückten akademischen Verhältnissen jener Zeit, in der die Universität ihrer eigenen Verwaltung und Bewegung beraubt war, sich nicht allzusehr dem Burschenleben hingegeben zu haben. Dazu kann man noch Mörikes innigsten Freund Ludwig Bauer rechnen, der aber schon 1825 die Universität verlassen hatte und erst später als Stuttgarter Professor literarisch und gesellig wieder mehr hervorgetreten ist.

Eigentümlich aber ist und für die beschauliche Art der Zwanziger Jahre bezeichnend, daß man nicht etwa eilte, als eine literarische Gesellschaft in Front hervorzutreten, wie es die Romantiker unter Kerners Führung 1811 getan hatten und wie es ein paar um ein Lustrum jüngere Poeten unter Friedrich Richters Führung 1832 mit ihrer „Neckarharfe" getan haben. Freilich ist auch etwas mehr daraus geworden als diese ephemere Sammlung (von der ich im vorigen Jahr berichtet habe), als 1835 das „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten" erschien, zu dem ein paar unserer Siebener beige-

steuert haben. Wenn man eine solche Veröffentlichung mehrerer und ziemlich verschiedenartiger Schriftsteller unter eine bestimmte Bezeichnung bringen kann, so wäre es etwa die, die wir auch für die Poesie Mörikes und seines Freundeskreises wählen könnten: rein poetisch oder wenn man will, Goethisch. Das spezifisch-romantische ist ebenso verschwunden, wie die Tendenz der späteren Zeit, das Herausgreifen von Zeitproblemen, noch ganz fehlt.

Neben Mörike hat sich Wilhelm Zimmermann als Herausgeber genannt; wie Strauß erzählt, in Blaubeuren als das bedeutendste Talent der Promotion geschätzt. Wie so oft, mußte später das Urteil anders ausfallen. Er ist schon 1832 mit einer eigenen Gedichtsammlung hervorgetreten, gelegentlich auch als Erzähler und Dramatiker. Aber er hat sich späterhin von der Poesie ganz zurückgezogen und eine Menge historischer und verwandter Werke populärer Haltung geschrieben, unter denen die dreibändige Geschichte des Bauernkriegs das gründlichste war und gewiß auch am längsten gelesen worden ist. Politische Abneigung hat Strauß wohl nicht ganz gerecht gegen ihn sein lassen; denn Zimmermann gehörte mit leidenschaftlicher Seele der Demokratie an, hat 1848/49 in der Nationalversammlung als Mitglied der äußersten Linken eine nicht unbedeutende Rolle gespielt — er gehört auch zu den von Schwetschke verherrlichten Helden der Epistolae obscurorum virorum ad Arnoldum Rugium — und nachher im württembergischen Landtag sich in derselben Weise betätigt. Das hat ihn um seine mehrjährige Stellung als Professor in Stuttgart gebracht und er ist nach einiger Zeit in den Kirchendienst zurückgekehrt, bis zu seinem Ende (1878) mit historischen Arbeiten beschäftigt, der Welt aber so gut wie unbekannt geworden.

Ein anderer Mitarbeiter des Jahrbuchs und Angehöriger des Jahrgangs hat es zeitlebens vorgezogen, in der Stille zu bleiben: Julius Krais, „der mit reiner Seele in idealischen Dichterträumen wandelte“. Er ist als Mensch nie aus dem Idyll der Landpfarrei hervorgetreten, als Dichter immer mehr dem religiösen Gebiete zugewandt; liebenswürdig, harmlos, nicht bedeutend und nicht abstoßend. Er ist im selben Jahr wie Zimmermann gestorben.

Scharf hebt sich von diesen beiden derjenige ab, der als Dichter am bekanntesten geworden ist, dessen Bedeutung sich aber keineswegs darauf beschränkt. Gustav Pfizer, der jüngere Bruder des Politikers Paul Pfizer, wird von Strauß eine „feine, im besten Sinne vornehme Natur“ genannt. Edle äußere Erscheinung eignete dem Angehörigen einer verdienten Stuttgarter Beamtenfamilie und ist ihm bis ins hohe Alter eigen geblieben. Er hat sich in seinem letzten Studienjahr an den Stilübungen Uhlands mit Gedichten beteiligt und ein Lob davongetragen, wie es der Meister nicht jedem gespendet hat. Schon 1831 trat er mit einer Gedichtsammlung hervor, der mehrere andere folgten. Darauf folgten große poetische Versuche und Uebersetzungen, aber auch historische Werke, ein Leben Luthers, eine Geschichte Alexanders des Großen und eine Geschichte der Griechen, an denen sich mancher Knabe und Jüngling früherer Jahrzehnte für die Antike begeistert hat. Pfizer ist in der Literaturgeschichte besonders genannt worden wegen seiner Schrift über Uhland und Rückert (1837), nicht minder wegen der Angriffe, die er durch Goethe und Heine erfahren mußte. Ob diese ihn aus der literarischen Laufbahn hinauszudrängen imstande gewesen wären, ist fraglich; denn er hatte ebenso viel unbeugsamen Stolz als leichte Verletzbarkeit. Lange Zeit spielte er eine führende Rolle in dem damals blühenden Literaturwesen Stuttgarts als Herausgeber der Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes und des poetischen Teils des Morgenblatts. Daneben aber hatte er seit 1846 eine Lehrstelle

für Deutsch und philosophische Propädeutik am oberen Gymnasium in Stuttgart inne. Ob das ein Glück für seine wenig expansive, ganz und gar nicht populäre Natur war, mögen die beurteilen, die ihn als Primaner zum Lehrer hatten; für den frischen Verkehr der Wechselwirkung mit der Jugend war er schwerlich geschaffen. Pfizer war auch politisch lebhaft tätig, wenngleich nur in der großen achtundvierziger Zeit, wo er ähnlich seinem Bruder im Sinne des gemäßigten Liberalismus und der preußischen Führung sich vernehmen ließ. Der Gegensatz, in den er durch diese mit Charakterfestigkeit behauptete Gesinnung zu der großen Mehrheit seiner Landsleute kam, drängte den schwerlebigen Mann immer mehr in die Einsamkeit zurück; und als 1866 und 1870 die Erfüllung seiner Wünsche kam, da war er zu alt — nicht sich zu freuen, denn er hat noch später in Gedichten gerne seine politischen Sympathien geäußert, aber zu alt, aktiv mitzutun. Er trat 1872 in den Ruhestand und lebte, allgemein hochgeachtet, aber mit verschwindenden Ausnahmen keinem zugänglich, in Stuttgart als richtiger Emeri[tus] Erem[ita], wie er sich auf dem Titel einer Sammlung gereimter Rätsel genannt hat. Erst 1890 ist er als letzter des ganzen Kreises dahingegangen.

Man wird heute Pfizers Bedeutung, bei aller Anerkennung seiner historischen und politischen Schriften, doch nur in seiner Lyrik suchen, und auch über sie ist es schwer, ein ganz einheitliches Urteil zu finden. Sie unterscheidet sich gründlich von der rein empfindungsmäßigen, romantisch-idyllischen Art anderer Schwaben und hat einen energischen Zug zum Großen, Gedankenhaften. Goethe, Schiller, auch Platen können einem dabei einfallen. Dabei geht eine ausgesprochene starke Persönlichkeit hindurch, eine gehaltene Glut der Empfindung. Oft ringt Pfizer, der in diesen Dingen sehr an seinen älteren Freund Notter erinnern kann, mit dem Wort, oft stellt es sich in treffendster Weise ein. Am ehesten kann man ihn als Dichter mit Gustav Schwab vergleichen, dem er doch an Fülle des Inhalts und Gewalt der Persönlichkeit überlegen ist.

Das literarische Interesse fehlte bei keinem der Genossen ganz, dazu lag es zu sehr in der Luft. Aber es tritt bei ein paar andern hinter dem wissenschaftlichen und praktischen zurück. Strauß erwähnt den wackeren Heinrich Kern († 1885), den noch manche Lebende als Lehrer des Stuttgarter Obergymnasiums gekannt haben. Wenn bei seinen alten Schülern das Bild eines sehr gewissenhaften, aber zur Emphase und zu mächtigen Zornesergüssen geneigten Lehrers fortlebt, so haben alte Kollegen den braven Mann als einen charaktervollen Genossen in guter Erinnerung, der bei Beratungen meist schwieg und zu schlummern scheinen konnte, aber wo es ein rücksichtsloses freies Wort galt, öfters der einzige gewesen ist, der es gefunden hat. Es kann Gustav Binder genannt werden, im selben Jahr mit Kern gestorben, der langjährige verdiente Vorstand des württembergischen höheren Schulwesens. Besonders aber Christian Märklin, der Held des Straußschen Buches. Nächst Strauß ist er der sprechendste Zeuge der damaligen religiösen Kämpfe des Landes. Seine Schrift über den Pietismus hat ihm die Anfehdung der frommen Kreise zugezogen und ihn genötigt, seine Stellung als Diakonus in Calw, dem Hauptsitze jener Richtung, aufzugeben, wofür er ein Jahr später 1840 durch die Ernennung zum Professor in Heilbronn auf seinen richtigen Posten kam. Er hat dort als Lehrer und Freund der gebildeten Jugend mit schönstem Erfolge gewirkt, ist auch schriftstellerisch lebhaft tätig gewesen und hat 1848 die Sache des Liberalismus gegen die Demokratie mit Energie vertreten, bis ihn aus dem gedeihlichsten Wirken heraus eine hitzige Krankheit im nächsten Jahre weggerafft hat.

An breiter und nachhaltiger Wirkung, die sich, wie bei allen Menschen ersten Rangs, auf mehr als ein Gebiet erstreckt, sind die Genannten alle mit den zwei Männern nicht zu vergleichen, die stets neben einander genannt werden müssen: Friedrich Vischer und Friedrich Strauß — wir wollen ihnen auch mit historischer Treue ihre gleichen Vornamen lassen, denn im Leben ist David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer nie anders als Fritz gerufen worden. Für diesesmal nur von Vischer; ein andermal mag über Strauß geredet werden.

Merkwürdig, wie bei Vischer ein Grundzug seines Wesens in harmlos jugendlicher Form sich schon von Anfang an gezeigt haben muß: der Sinn für das Komische, für die Wirkung der Gegensätze. „Eine Fülle von Originalität, Witz und Humor . . . er war die Seele jeder heitern Gesellschaft oder komischen Darstellung": so schildert Strauß den Blaubeurer Seminaristen, bei dem er freilich den ernsten Hintergrund eines charaktervollen Wollens ebenso wenig verkannt hat. Der Trieb zum Komischen zeigt sich erst spielend, wenn Vischer schon als Seminarist und später als Student unter der Maske des Bänkelsängers als „Schartenmaier" auftritt; der Name ist ihm haften geblieben, von Landsleuten habe ich ihn kaum je anders nennen hören — Cerevisnamen auch noch für ältere und hochangesehene Männer sind bei uns nichts seltenes — und aus seinem eigenen Mund habe ich den Namen einmal vernommen. Später hat er in seinem Epyllion „Der deutsche Krieg" (1872) diesen Ton, durch den ein tiefer sittlicher und patriotischer Ernst hindurchklingt, mit größtem Erfolg wieder aufgenommen; glänzender noch war 1862 seine Parodie des zweiten Teils des Faust gewesen, an deren aristophanischem Witze sich auch die erbauen müssen, die seine Verwerfung jenes Werkes nicht billigen. Unter den Teilnehmern an Mörikes und Zimmermanns Jahrbuch stand Vischer in erster Linie. Mehr als die Hälfte des Ganzen kommt auf „A. Treuburg", wie er sich nennt: mehrere Gedichte, die schon den ganzen Reichtum der mannigfaltigsten Tonarten zeigen, und zwei Novellen: das komisch-parodistische Idyll „Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner" und die düster-romantische Erzählung „Cordelia" — der einschmeichelnde Name des Weibes, in dem die tiefste Schönheit einer Frauenseele ausgesprochen ist, hat Vischer nicht losgelassen, in reifster Vollendung erscheint die Figur in seinem großen Roman wieder. Bald aber nahm die wissenschaftliche Forschung Vischer ausschließlicher in Besitz, und es ist bezeichnend, daß er nicht nur seine Gelehrtenlaufbahn begonnen hat mit der Schrift „über das Erhabene und das Komische", sondern daß die Dialektik, die Bildung, Auseinandersetzung und Schlichtung der Gegensätze durch seine ganze spätere Arbeit hindurch geht. In seiner großen „Aesthetik" (1846—1857) zeigt sich das in der äußern Einkleidung in die Form der Hegelischen Dialektik. Aber es tritt als Grundzug seines ganzen Wesens allenthalben bei Vischer hervor. Man erinnert sich jener Randglossen, die sein Albert Einhart zu dem dummen Elaborat einer Frauenzimmernovelle macht: „Das ist keine Kunst, ideal tun, wenn man alles ungenau nimmt". Ihm ist Leben und Kunst eine ewige Auseinandersetzung von Gegensätzen; erst aus ihrer Versöhnung steigt das reine Schöne empor, und diese Versöhnung ist unmöglich ohne den vorhergehenden Kampf, in dem auch das letzte Wort gesagt, der letzte Hieb geführt worden ist. Dieser Grundzug seines Wesens ist es, der ihn im Humor die adäquateste Form seiner Geistesäußerung finden läßt. Er läßt ihn Jean Paul bewundern, ihm nacheifern und doch die Schwächen seiner Dichtung scharf erkennen; er läßt ihn, den begeisterten Verehrer Goethes, doch in Shakespeare die höhere und höchste Form des poetischen

Genies erkennen — ein Punkt, über den er sich, wie über gar manches andere, mit Strauß nie verstanden hat. Das Streben, den Dingen stets auf den Grund zu kommen, durch Widersprüche im Denken sich nie abschrecken zu lassen, sondern in ihnen gerade den Beweis der Echtheit des Denkens zu finden (man kann manchmal an Bahnsens „Realdialektik" erinnert werden, die solches in die Metaphysik übertragen wollte): es geht durch alle persönlichen und öffentlichen Aeußerungen Vischers hindurch. Es hat seinem Umgang mit Menschen das charakteristische Gepräge verliehen, es hat gewiß oft sein persönliches Unglück sein können; es geht durch seine politische Betätigung hindurch. Denn wenn er gewöhnlich auch etwas anderes zu tun hat als Politik zu machen, wenn er nie eine Rolle als Parteimann gespielt hat: innerlichst hat ihn kaum etwas so bewegt als die Geschicke und Probleme des Vaterlands. Nur als Mitglied der Nationalversammlung ist er selbst handelnd in die Reihen getreten; aber immer hat er in Gedanken und mit der Feder den Lauf der Dinge in den schicksalsschwangern Zeiten der vaterländischen Geschichte verfolgt: verfolgt als Denker, als Philosoph, als Patriot, den weder Erfolg noch Mißerfolg einer Sache über ihren innern Wert zu täuschen vermag, der aber auch im Interesse höherer Fragen nachzugeben, zu vergessen fähig ist. Der Verfasser der strafenden „Epigramme aus Baden-Baden" (1867) ist auch der des Gedichts an Uhlands Geist: „Noch ist nicht alles rund beisammen, Auch uns gefällt's nicht allerwärts, Doch seh' ich dir das Auge flammen Und klopfen hör' ich dir das Herz." Nicht anders in kirchlichen Dingen. Der feurige Gegner aller Pfaffenwirtschaft in weißer Halsbinde oder Soutane, den sein aggressiver Freimut Jahre lang um das schönste Recht des akademischen Lehrers, das Recht zur Jugend zu reden, gebracht hat: er verstand aufs beste echte theologische Gesinnung zu schätzen, er hat die gescheckten und gestreiften theologischen Liberalen gegen Strauß in Schutz genommen und man weiß, daß dem Sterbenden der Gedanke nicht zuwider war, daß an seinem Grabe ein christliches Gedächtniswort gesprochen werde. Das alles ist nicht Schwäche oder unstätes Schwanken, es ist ein Gefühl der Relativität und Subjektivität aller menschlichen Dinge; ein Gefühl, das ihn öfters hemmen, andern das Verstehen seiner Person erschweren konnte, das aber in großen Momenten ihn nie am Erfassen des einen, das ihm not schien, gehindert hat. Das haben vor allem seine Zuhörer gewußt, bis 1855 in Tübingen, bis 1866 in Zürich und am besten bis zu seinem Tode die in Stuttgart, deren Fähigkeit, einen bedeutenden Lehrer zu empfinden, weniger durch akademische Traditionen eingeengt war.

Aber die Welt hat Vischers Bestes erst bekommen, als er lange über das gewöhnliche Ziel menschlicher und vor allem schriftstellerischer Wirksamkeit hinaus war. Als ich ihm zum 30. Juni 1877 als seinem siebzigsten Geburtstage Glück wünschte, da meinte er: nun ja, vielleicht werde aus einem schlechten Sechziger noch ein brauchbarer Siebziger. Zwei Jahre nachher ist sein Roman „Auch Einer" erschienen. In diesem merkwürdigen Buche hat er seine ganze Persönlichkeit zusammengefaßt. Nur in einer Unordnung, die fern von aller geradlinigen Abwicklung ist, und nur in der Form des krausesten Humors konnte ein Buch erscheinen, das ein großes Selbstbekenntnis und eine überlegene Betrachtung der Weltdinge zugleich sein sollte. Dieser A. E., der Albert Einhart geheißen haben soll, ist von den Lesern gleich als Alter Ego gedeutet worden; ein „Kauz", wie Vischer selbst ihn in einem Bericht über die Entstehung des Buches genannt hat, aus Kleinem und Großem, Erhabenem und Seltsamem wunderlich gemischt, in dem alles jäh

und unvermittelt wechselt und dessen Blick doch unverwandt auf das Große und Schöne gerichtet ist; wunderlich, wehrlos den kleinen „Tücken des Objekts", den Unarten der Mitmenschen gegenüber und dabei von edelster Milde gegen alles harmlos-unvollkommene, stets den Himmel voll von düsterem Gewölk sehend und doch des festen Glaubens, daß die Sonne siegreich durchbrechen müsse: „Das Moralische versteht sich von selbst". Als der Roman kurz erschienen war, hatte ich die Freude, mit Gottfried Keller über ihn zu reden. Da konnte herzhaft gelacht werden über so manche aus Vischers Gesprächen wohlbekannte Lieblingsvorstellung, der er sich nicht hatte versagen können ein Plätzchen zu gewähren. Auf einmal sah mich Keller mit seinen größten Augen an: „Sie sind doch aber auch der Ansicht, daß das eines der bedeutendsten Werke ist, die unsere Literatur aufzuweisen hat?" Wer hätte das nicht gerne bejaht? Einer, dessen Sache das Schmeicheln mehr gewesen wäre, hätte wohl noch hinzugesetzt, daß an Weite und Mannigfaltigkeit des Interesses dieses Pandämonium menschlicher und allzumenschlicher Stimmungen, Gedanken und Strebungen nur mit dem Grünen Heinrich verglichen werden könne. Doch genug davon. Es ist ja vor drei Jahren eine billige Volksausgabe erschienen, die sich von anderen Volksausgaben durch ihre würdige Ausstattung rühmlich unterscheidet. Also: tolle, lege; man braucht das hoffentlich recht vielen nicht erst zu sagen.

Es dauerte nur drei Jahre, so erschien 1882 der starke Band „Lyrische Gänge" — im Titel an die zwei Serien „Kritische Gänge" anklingend. Von früheren Gelegenheiten her war Vischers Freunden seine lyrische Ader nicht unbekannt; daß sie so voll und reich fließe, werden wenige gewußt haben. Auch hier aber, für den auf eine reine Kunstform dringenden Leser angenehmer als in dem humoristischen Roman auf die einzelnen Gedichte verteilt, dieselbe Buntheit und Stimmungen der Farben, dasselbe Drängen und Ringen einer mächtigen Gemütsanlage, dieselbe oft selbstquälerische Dialektik und auch hier nach den Kämpfen derselbe siegreiche Schlußakkord: „Ein stiller Friede breitet sich über Berg und Tal. In lichtdurchdrungenem Aether schwimmt die selige Welt".

Noch zwei kleinere Gaben des Dichters sind nachgefolgt. 1884 erschien das Lustspiel in schwäbischer Mundart „Nicht la". In dem Kreise spielend, aus dem Vischer selbst hervorgangen war, dem des schwäbischen Pfarrhauses, gibt es eine liebenswürdig-harmlose Darstellung der kleinen Schwächen, der kleinen Leidenschaften und Konflikte dieser Sphäre; vielleicht dasjenige Werk Vischer, das am meisten in weiteren Kreisen fortleben wird — ist es doch zu einem festen Bestandteil des Repertoires unserer Liebhaberbühnen geworden.

Als im Winter von 1886 auf 1887 in Stuttgart die Vorbereitungen zu einer würdigen Säkularfeier der Geburt Uhlands getroffen wurden, da war selbstverständlich auch Vischer im Festausschuß. Zu der Aufführung des Herzog Ernst von Schwaben hat er den Prolog gedichtet, der jedem Zuhörer unvergeßlich bleiben wird; selten nur mag eine würdige Feier dichterisch so würdig verherrlicht worden sein. Es war wie ein prachtvoller letzter Akkord eines reichen Lebens. Ein Vierteljahr nachher hat ganz Stuttgart den achtzigsten Geburtstag seines Mitbürgers begangen, der mit allen eigensten Besonderheiten seiner Natur eine Popularität wie kaum einer erreicht hatte. Aufrecht ist Vischer, einer unter den letzten, von seinem Ehrenfeste heimgewandelt. Das Sommersemester ging kurz darauf zu Ende. Er wollte mit seinem Sohn ein letztes Mal Venedig besuchen. Auf der Reise ein leichtes Unwohlsein,

dann am 14. September 1887 ein sanftes Einschlummern aus ungebrochener Kraft heraus. Auf dem Friedhof in Gmunden ruhen Vischers Reste.

Als er dahingegangen war, da mußten sich seinen Freunden zwei Empfindungen aufdrängen. Eine freudige: daß eine solche Euthanasie ihm gegönnt war wie ein letzter Sieg über das kleine Elend des Lebens, das er so beredt zu schildern gewußt hatte. Aber auch eine schmerzliche, die durch zwanzig Jahre hindurch sich nicht verloren hat. Da ist eine ganze Zeit mit ihren Schmerzen, ihren Kämpfen und Siegen zu Grabe gegangen. Werden die Jüngeren jene Zeit und ihren beredtesten Interpreten noch ganz verstehen? Wer ihn kannte, wer Jahre täglich mit ihm zusammen war und nie ohne ein Gefühl der Erhebung von ihm gegangen ist, der hält sein Bild fest; der weiß aber auch: I shall not look upon his like again.

Zur württembergischen Musikgeschichte.

Von Ernst Holzer in Ulm.

In der üppig entwickelten württembergischen Spezialforschung gibt es ein verwahrlostes Gebiet, die Musikgeschichte. Man durfte bislang gelinde Zweifel hegen, ob sie überhaupt existiert. Die Gründe lassen sich mit Händen greifen. Es hat in Württemberg an Meistern ersten Ranges gefehlt und an Meistern zweiten Ranges, die an sich schon ein biographisches Interesse hätten entzünden können. Sodann ist von jeher kaum irgendwo in Deutschland der Musiker mit solcher Geringschätzung behandelt worden, wie in Alt-Württemberg. Kurze Formel, die ganz verständlich freilich nur dem Eingeweihten ist: Präponderanz des höheren Schreibers und des sogenannten Magisters. Insonderheit der höhere Kulturträger, wie man heute so anmutig sagt, war fast bis in die neueste Zeit der bekannte gegebene Theologe, den man in einen beliebigen Fachmann verwandeln konnte. Abseits natürlich vom Adel, den man sich — mit einiger Anstrengung — als Geist über den Wassern schwebend denken mochte. Man versuche, sich auszudenken, wie tief unter sich ein Zilling einen Schubart sah, der kein Stiftler war! Auch im Fall „Strauß über Schubart" läßt sich die Distanz mit einiger Feinheit noch herausfühlen. Daß in Strauß zeitlebens ein Stück Magister steckte, will man blos in Schwaben nicht Wort haben. Aus Gründen. Eine kritische Betrachtung über das schwäbische Magistertum in der Literatur des 19. Jahrhunderts zu schreiben, ist noch nicht an der Zeit. Wiederum aus Gründen.

Ganz uninteressant wäre es nicht, tiefer zu schürfen und diese Geringschätzung der Musik historisch-psychologisch zu erklären. Das Problem wäre ein kompliziertes. Man müßte einmal fragen, ob die Schwaben bezüglich der musikalischen Anlage gegen andere deutsche Stämme zurückstehen, sodann inwieweit etwa das Milieu der Entwicklung einer Anlage ungünstig war, z. B. der Protestantismus, die geringen Mittel des Landes, wo eine rasch aufschießende und eben so rasch hinwelkende Kunstblüte eigentlich nur der Verschwendung eines einzelnen Fürsten ihren Ursprung dankte. Kann speziell in den gesellschaftlichen Verhältnissen und Anschauungen Schwabens der Typus des Musikers und des Künstlers überhaupt gedeihen und strebt er nicht natur-

notwendig über die schwarzroten Grenzpfähle hinaus? Der Fall Schiller. Ein ganzes Büschel von Fragen gibt es hier, deren Beantwortung nicht ganz ohne Interesse, indes keinerlei dringendes Bedürfnis ist. Viel wichtiger ist, daß es in neuester Zeit teils anders geworden ist, teils anders wird. Württemberg wird eben auch in musikalischen Dingen in die größeren deutschen Zusammenhänge hineingezogen — allen Göttern sei's gedankt! — und erfreulicher ist es auf den sichtlichen Fortschritt hinzuzeigen, als auf rückständige Anschauungen Zeit zu verschwenden.

Daß Stuttgart heute in der vordersten Reihe für Meister wie Anton Bruckner und Hugo Wolf eintritt, das gleiche Stuttgart, das ehedem die neudeutsche Bewegung verschlafen hatte, ist eine hocherfreuliche Tatsache. Die Gegenbewegungen sind zu schwach, da in der Kunst das Können entscheidet. Ebenso erfreulich ist die Tatsache, daß Tübingen seit Jahren einen Extraordinarius der Musik besitzt! Und was für einen! — Den Freund Hugo Wolfs, der als Mann Mörike und Strauß nahestand, der Wagner, Brahms erlebte und verstand, um in vorgerücktem Alter noch Bahnbrecher für Berlioz und Bruckner im Ländchen zu werden! Früher rangierte der Musiker neben dem Turn- und Fechtlehrer. In den Vorlesungsverzeichnissen der Karlsschule, wo selbst Gartenbaukunst, Reitkunst spezialisiert werden, heißt es am Schluß lakonisch: Für die anderen Leibesübungen, sowie für die Tonkunst sind eigene Lehrer bestellt.

Auch für die musikgeschichtlichen Studien scheint eine günstigere Zeit zu nahen. Man munkelt wenigstens, daß an der Landesbibliothek irgendwann einmal etwas geschehen soll, wo es bis jetzt keine zielbewußte Sammlung vaterländischer Produktion, keine Musikkataloge (der treffliche Halmsche ist eine Ausnahme), sondern nur ein wüstes minderwertiges Durcheinander gab. Wer Studien über schwäbische Musiker machen will, schreibt heute noch besser nach Berlin, Brüssel, Dresden, London, München usw.

* * *

Bei dem erfreulichen Eifer, mit dem, sonderlich seit dem letzten Kultminister, die reproduktiven und retrospektiven Studien in Württemberg betrieben werden, bleibt eines erstaunlich, daß die allerdankbarste Aufgabe der württembergischen Musikgeschichte, die einer Darstellung der musikalischen Glanzperiode unter Herzog Karl Eugen, bis in die neueste Zeit eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Lösung nicht gefunden hat. Das Ministerium Sarwey tat hier einen Griff ins volle Menschenleben. Es subventionierte einen Musikschriftsteller, um eine solche Geschichte zu schreiben, und öffnete ihm willig die Schätze der Archive. Dieser Herr, mit der ganzen Unbedenklichkeit des für den Tagesbedarf Produzierenden angetan, schrieb zwei ganze Bände zusammen, ohne die nötige Schulung in der methodischen Verwertung von Quellen zu haben. Nicht einmal das wörtlich abgedruckte Material ist zuverlässig, er hat oft falsch gelesen. Latein verstand er offenbar nicht, Französisch und Italienisch kaum viel besser. Durch schwülstige Phrasen wollte er über den Mangel gediegener historischer Arbeit und gründlichen Wissens hinwegtäuschen; ein Versuch, der fast überall gebührend gewürdigt wurde. In Berlin lachte man darüber, das Ministerium Sarwey dekorierte ihn und er starb später, soviel wir wissen, auch als glücklicher Besitzer des württembergischen Professortitels, den er mit so vielen Leuten teilte.

In allerneuester Zeit ist ein großes Sammelwerk über Herzog Carl Eugen und seine Zeit im Erscheinen begriffen, das von dem rührigen württ. Altertumsverein veröffentlicht wird. Es erscheint seit einer Reihe von Jahren, ein

ganzer Stab von einheimischen Gelehrten und Künstlern ist dazu entboten, auf dem Umschlag zählt man deren über zwei Dutzend. Zwei Teile dieses Werkes kommen von vornherein einem wirklichen Interesse im weiteren Deutschland entgegen, die Geschichte der Karlsschule, welche mit der Biographie Schillers nun einmal verflochten ist, und die Geschichte der Oper unter Jommelli und seinen Nachfolgern. Die Kunst ist eine dankbare Göttin: gesetzt, man opfert ihr etwas Mammon, so flicht sie eine Strahlenkrone um das Haupt des Spenders. (Ins Kapitel des Humors gehört es übrigens, daß die Oper lange aus dem Kirchengut besoldet wurde!) Ohne Schiller und Jommelli wäre der „Karl Herzog" heute in Deutschland vergessen und des Sängers Fluch — in diesem Fall die Fürstengruft — hätte längst seine Wirkung getan . . .

In dem Gesamtplan war für Heft 6—8 folgendes Programm angegeben: „Die Kunst, bildende Künste, Theater und Musik, schöne Literatur: R. Krauß (schöne Literatur mit Theater), B. Pfeiffer (bildende Künste), Abert (Musik). Mit Recht durfte man auf das Musik-Heft als den Glanzpunkt des Ganzen gespannt sein, da Abert seine musikhistorische Befähigung in evidenter Weise erwiesen hatte. Gegenüber dieser Verheißung bringt das 1906 erschienene Heft 7 eine nicht kleine Enttäuschung: es enthält auf 155 Druckseiten das Theater von Krauß und die dramatische Musik von Abert.

Also das gesamte musikalische Leben außer der dramatischen Musik d. h. Komposition ist völlig ausgeschaltet. Für den Musikhistoriker ist dies nicht die einzige Enttäuschung. Von dessen Standpunkt gesehen, bietet das Ganze eine brauchbare Vorarbeit, aber nur eine Vorarbeit für eine Darstellung, wie man sie längst erhoffte. Die gründliche Ausbeutung der Akten für die Geschichte des Theaters und des Personals ist dankenswert, die Abertsche Zeichnung Jommellis und seiner schwäbischen Nachfahren ist sehr gelungen. Aber das Ganze ist ein Torso, die Beschränkung des Stoffes verfehlt, seine Verteilung unter die zwei Autoren ungeschickt, die Verwertung der Quellen — außer den Akten — mangelhaft. Die Frage, ob für eine solche nicht sonderlich tief gehende, immerhin recht populäre Darstellung, die wieder nichts wissenschaftlich Ganzes und Fertiges bringt, eigentlich ein Bedürfnis vorlag, getrauen wir uns nicht zu bejahen. Verrät sich in der Beschränkung und kuriosen Verteilung wieder jene altwürttembergische Geringschätzung der Musik überhaupt oder spielten persönliche Gründe mit? Das zweite interessiert natürlich keinen Menschen. An Raum kann es nicht gefehlt haben, an den Mitteln wohl auch nicht, an Zeit erst recht nicht, wird doch das Ganze annähernd ein Dezennium brauchen, bis es vorliegt. Nach dem Apparat, den man für das Ganze aufbot, hätten wir hier etwas Anderes erwartet. Was hätte sich aus dem Stoffe machen lassen!

Hermann Abert, den ich als Musikforscher hochschätze, sucht S. 557 die Beschränkung auf die dramatische Musik zu erklären. Er sagt, um die Kirchenmusik habe sich der Herzog nicht gekümmert (?), ebensowenig um Kammer- und Orchestermusik (?) und die Entwicklung des Lieds habe sich ohne sein Zutun (!) vollzogen, in der Geschichte des Lieds komme sein Name nicht in Betracht. Diese Motivierung dünkt mich auffallend schwach. Das Werk heißt doch Herzog Carl Eugen und seine Zeit. Man erwartet mit Fug in einem solch breit angelegten Werk ein wissenschaftlich fundiertes württembergisches Kulturbild der ganzen Zeit. In ein solches gehört die Kirchenmusik so gut

als die Kammermusik, vor allem aber das Lied, Volkslied so gut wie Kunstlied, um so mehr als die Schwaben hier etwas geleistet haben. Abert selbst ist ein feiner Kenner dieser Dinge, er hat z. B. auf Rheineck zuerst wieder aufmerksam gemacht und hat in einer Besprechung meines Buches über Schubart (Stuttgart, Kohlhammer 1905) mir ausdrücklich beigestimmt, als ich in der historischen Einordnung der schwäbischen Liederkomponisten gegenüber der sogenannten Berliner Schule etwas von Friedländer abwich. Er beruft sich in einer nachträglichen Bemerkung auf mein Buch und Landshoffs Zumsteeg. Aber hier waltet wieder ein Unstern: Landshoff hat dem ersten Band seiner 1902 erschienenen Zumsteegbiographie keinen zweiten folgen lassen. Der arme Zumsteeg hat also erst eine halbe Biographie. Wer wird sich dazu hergeben, eine solche Arbeit zu vollenden!

Wenn der Herzog auch selbst für das Lied nicht in Betracht kam, so ging doch von den ausländischen Musikern, die er berief, ein Strom von Anregung auf die Landeskinder aus, der auch das Kunstlied befruchtete. Krauß behauptet S. 495 das Gegenteil, was erweislich falsch ist. Wo bleibt die Schilderung des Konzertlebens, der Virtuosen, die nach Württemberg kamen, wo das Publikum, von dessen Neigungen und musikalischem Bildungsstand man so gut wie nichts erfährt, wo bleibt die gar nicht unbeträchtliche musikalische Schriftstellerei im damaligen Schwaben, wo der Zustand der geistlichen Musik, wofür die Quellen reichlich fließen, wo die musikalische Kultur des Landes, wobei die Lehrerschaft nicht übergangen werden durfte, wo schließlich eine Erwähnung des gar nicht unbedeutenden Instrumentenbaus, von dem Schubart und Christmann so manches zu berichten wissen? Nichts von All dem, sondern nur eine genaue Schilderung der Theatergeschichte, die den glänzendsten Teil, aber doch nur einen Teil des musikalischen Lebens bildete, und der dramatischen Komposition.

Die so beschränkte Aufgabe wird in zwei Teile gerissen. Am besten hätte man gewiß das Ganze in Aberts Hände gelegt, von dem man eine gründliche Monographie über Jommelli und eine Partiturausgabe des Fetonte erwarten darf. So wie das Buch ist, werden die gleichen Leute im zweiten Teil als Komponisten abgehandelt, ihre Personal-, Gehaltsverhältnisse, Lebenswandel ꝛc. im ersten; aber auch in diesem wird gelegentlich ein Urteil über das Musikalische gewagt oder exzerpiert. Da die Geschichte des Theaters in dieser Zeit fast ganz die Geschichte der Oper ist, so berühren, wiederholen, kreuzen sich die beiden Darstellungen in mehr als einem Punkte, in einem sehr wesentlichen widersprechen sie sich.

Niccolo Jommelli verdient eine Monographie in hohem Grad. Hermann Kretzschmar hat uns die Neapolitaner der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts richtiger zu beurteilen gelehrt. Sie wurden bis jetzt, von Mozart aus rückwärts gesehen, zu nieder gewertet und mit ein paar Schlagwörtern abgetan. Jetzt weiß man was ihnen Mozart verdankt und daß er wohl in der opera buffa den Sieg über die Italiener davontrug, daß er sie aber in der opera seria nicht erreichte. Ein kleiner Aufsatz Kretzschmars (im Jahrb. der Petersschen Musikbibliothek, Leipzig 1905) ist jedermann zur Lektüre anzuraten, der zur Zeit des Mozartrummels den Zeitungen gegenüber nicht Abstinenz geübt hat. Jommellis Entwicklung läßt sich jetzt verfolgen, er hatte eben eine Entwicklung, was bis jetzt niemand klar sah, obwohl auch Sittard in den Partituren herumgelesen hat. Er löste sich in Deutschland von dem Bann der Neapolitaner Schule, und zwar unter dem Einflusse der damaligen

deutschen Instrumentalmusik, und näherte sich einem musikdramatischen Ideal, das hohe Achtung verdiente. Erst jetzt, wo wir das alles bei Abert klar auseinandergesetzt und mit Notenbeispielen belegt finden, begreifen wir Schubarts Enthusiasmus und Mozarts Achtung vor Jommelli ganz. Eine gewisse Tragik liegt darin, wie der Gealterte in seiner Heimat mit seinem neuen Stil keine Gegenliebe fand, die Neapolitaner pfiffen ihn aus; in Deutschland erblich sein Stern als Mozart durchdrang. Dafür ist jetzt die Zeit gekommen historische Gerechtigkeit zu üben. Seine Nachfolger Sacchini und Poli waren Routiniers, ihre Musik Kapellmeistermusik: obgleich die 3 fähigsten Schwaben am Theater, Dieter, Gauß und Zumsteeg Schüler von Poli waren, alle haben sich an Jommellis Stil gebildet. Dieter hat sogar eine Oper Belmonte und Constanze, den gleichen Text wie Mozart, komponiert, es ist lustig, Osmins Liedchen in beiden Kompositionen zu vergleichen. Abert hat es abgedruckt. Alles was er hier gibt, z. B. auch über den talentierten Balletkomponisten Florian Deller, ist interessant und voll Sachkenntnis und entspricht ganz dem, was ich von dem ganzen Heft erwartete. Aber sein Schweigen über die ganze andere Musik ist mir ebenso rätselhaft als die Motivierung dieses Schweigens. . . .

* * *

R. Krauß vindiziert seiner Theatergeschichte S. 552 selbst das Verdienst der „ersten pragmatischen Darstellung des in Rede stehenden Gegenstandes.“ Mit Recht, ebenso wie seine Kritik Sittards völlig treffend ist. Sämtliche Personen, bis zum Bratschisten und Contrabassisten hinab, werden in den Akten fortlaufend verfolgt und die Feststellung der Daten macht einen zuverlässigen Eindruck. (Freilich bleibt der Zweifel ob die Akten vollständig sind, ich habe bei einigen Stichproben bekannte Leute vergebens gesucht z. B. 507 und 531 den berühmten Cellisten Jäger).

Aber die interessantesten Dinge stehen in den Akten nicht und der Musikhistoriker vermißt in der gewandten Darstellung manches.

Man bekommt von dem eigentlich musikalischen Leben, das in dieser Periode pulsiert, ein ganz blasses Bild. Es fehlt die lebhafte satte Farbe, es fehlt eine selbstgeschöpfte überzeugende Charakteristik der Künstlerpersönlichkeiten. Man spürt auf Schritt und Tritt daß der Autor kein Musiker ist. Wie dünn ist S. 493 die Schilderung des prächtigen Wieners Holzbauer, dessen Günther von Schwarzburg soviel Aufsehen gemacht hat! Und wie sonderbar berührt einen die Einschätzung Jommellis, wenn man Aberts Zeichnung daneben hält! S. 495 liest man: „Wenn man Jommellis Einfluß lediglich vom Standpunkt der Finanzlage des württembergischen Staates aus betrachtet, so muß er freilich als unheilvoll für das Land bezeichnet werden. Ja auch an dem Maßstabe, gemessen, den wir an die nationale Kunst mit Recht zu legen pflegen, kann seine Tätigkeit nicht bestehen (sic!). Was er ausübte, war höfische Kunst, die für das Volk nichts übrig hatte, und der das Volk nicht das geringste Verständnis entgegenbrachte. Und seine Musik blieb, im Grunde genommen welsch, wenn sie sich auch den Einwirkungen des deutschen Klimas nicht ganz entziehen konnte. Aber es war wenigstens in ihrer Art eine großartige Kunst, von einem Meister ersten Ranges ausgeführt“ usw. Hier ist alles schief und unhaltbar. Wem kann es einfallen Jommelli mit dem Maßstab zu messen, den wir an die nationale Kunst zu legen pflegen?! was war denn damals nationale Kunst? Jommelli war einfach Italiener und war auch nicht fürs Volk engagiert, sondern für den Hof. Darf man ihn

billigerweise nach den modernen Phrasen über die Aufgabe des Theaters als „Volksbildungsanstalt" taxieren? Natürlich blieb seine Musik „im Grunde genommen welsch" (!), wurde aber den Italienern zu deutsch! Schließlich ist Jommelli kein Meister ersten, sondern zweiten Ranges, aber über der Zensur, die ihm hier wird, steht er auch so noch.

Das interessante Kapitel des Verhältnisses Carl Eugens zu den Künstlerinnen wird mit köstlicher Schüchternheit besprochen S. 488: „die Herzogin sollte es bald bitter bereuen, die Theaterleidenschaft bei ihrem Gemahl genährt zu haben. Denn bei seinem leicht entzündlichen Herzen und stark entwickelten — Begehrungsvermögen (!)*) übertrug er seine Neigung zur Kunst auf die Künstlerinnen" usw. Warum so zipp? wir kennen ja alle diese Geschichten schon aus „Schillers Heimatsjahren" und der Humor der Zeitgenossen hat den Fürsten nicht geschont, der den Namen Landesvater mit größerem Recht trug, als die meisten Herrscher der Erde.

Der Vorwurf einer zu matten und farblosen Darstellung mag vielleicht subjektiv und unberechtigt erscheinen. Ich glaube aber dieses Defizit an Farbe kommt nicht etwa von geringerem Verständnis der Musik oder von mangelndem Temperament — beides möchte ich dem Theaterhistoriker nicht vorwerfen — wohl aber, wie mich dünkt, von der mangelhaften Benützung der Quellenliteratur. Die Benützung von „Riemann, Mendel usw." neben den schon unzähligemal ausgeschriebenen Schriften Schubarts genügt nicht.

Da sind eine Reihe von zeitgenössischen Zeitschriften, die von Anekdoten, Urteilen und Notizen über Herzog Carl Eugens Zeit geradezu wimmeln. Von Lexicis war natürlich in erster Linie der Zeitgenosse Gerber auszubeuten, der sogar einen Artikel über den Herzog selbst enthält. Diese ganze Literatur mußte durchforscht und benützt werden. Wie viel ist allein über die Aufsehen erregende Reise nach Venedig geschrieben worden! Natürlich mußte das Brauchbare von der Spreu geschieden und am Klatsch Kritik geübt werden.

Zu wiederholten Malen, schon vor Jahren, habe ich auf Boßlers Speyersche Realzeitung hingewiesen, welche eine Fundgrube ersten Rangs für diese Periode ist. Sie ist im ganzen Heft nicht genannt. Sodann stehen in Rochlitzens Leipziger Allgem. musik. Zeitung eine Reihe brauchbarer Notizen z. B. ein „Tableau des württembergischen Musikwesens" von einem so vortrefflichen Kenner, wie Christmann, von dessen ausgedehnter Schriftstellerei im ganzen Buch nicht die Rede ist! Den Verfassern wäre zu empfehlen gewesen, den ganzen Aufsatz wörtlich wieder abzudrucken.

Da sind die Polygraphen Forkel, Meusel, Eschstrut, Böcklin von Böcklinsau u. a., da ist eine ganze Gattung von Literatur, die musikalischen Almanache und Blumenlesen, die damals pilzartig aufschossen. Aus den Blättern dieser alten vergilbten Scharteken steigt ein farbenreicheres Bild dieser Zeit und ihrer Männer auf, als aus der ganzen sekundären späteren Literatur je zu gewinnen ist. Ich glaube in meinem Buch über Schubart eine Probe gegeben zu haben, wie man's machen muß, und durfte mich der Zustimmung der Kritiker freuen, auf deren Urteil ich Wert lege.

Ich verweile einen Augenblick bei einem Beispiel. Nach Veröffentlichung des Schubart stieß ich auf die musikalischen Almanache Junkers (Jahrgang 1782—84, Staatsbibliothek München, auch in Stuttgart — wer kann dort ohne musikalische Kataloge suchen?) Junker, Pfarrer in Kirchberg, selbst Komponist und als Kunstschriftsteller vielfach tätig, auch über Malerei,

*) Gedankenstrich rührt natürlich von mir her!

hat Schubart wiederholt auf dem Asperg besucht und so ziemlich alle damaligen bedeutenden Musiker in Süddeutschland persönlich gekannt. Man kann über ihn urteilen wie man will — ich halte ihn für einen eitlen selbstgefälligen Schwätzer, dessen Kompositionen glücklicherweise nicht erhalten sind, aber seine aus Autopsie geschöpften Berichte und selbst seine vielfach verschrobenen Urteile sind nie ganz uninteressant. Die drei Jahrgänge enthalten eine Menge Charakteristiken gerade württembergischer Musiker und sind doch noch in keiner der mir bekannten Darstellungen der Carl Eugen-Zeit ausgenützt worden.

Das zweite und dritte Bändchen habe ich ausführlicher behandelt in den Vierteljahrsheften für württemberg. Landesgesch. 1906 IV, S. 563. Es sei erlaubt, hier auf zwei Stellen des 1. Bändchens, Almanach auf das Jahr 1782, hinzuweisen, die über Schubart handeln. Ich hatte in der bekannten Geschichte von Voglers Besuch auf dem Asperg die Pointe: „Das ist entweder der Teufel oder Vogler!" für legendarisch erklärt. Junker erzählt sie S. 100f. noch ohne die Pointe. „Vogler besucht von Heilbronn aus, wo er Vorlesungen über die Tonkunst gehalten haben soll, Schubarten auf dem Asperg. Er kommt und erhält Eintritt durch den Obristen Rieger. Schubart wird gebeten, zu spielen; er kennt den Abbé nicht, und setzt sich ohne viele Umstände hin und spielt. — Spielt so gut, als es vielleicht das Instrument, das er vor sich hat, und besonders abgehärmte Laune, verstatten. Aber er würde dem Abbé mehr Genüge getan haben, wenn er ihn in Ulm in freyer Gottesluft gehört hätte. Vogler setzt sich nun auch hin und spielt, wie Vogler spielt — und ein Mann spielen kann, der unbefangen seine Straße nach Heilbronn wieder hinab ziehen kann. Schubarten rinnen Tränen! „Göttlich! — so habe ich noch nicht spielen gehört — um Gottes willen hören Sie auf!" Dies war die Sprache des zerflossenen Herzens." S. 49ff. steht ein ganzes Kapitel über Schubart, das in der Schubartliteratur nirgends zitiert ist. Ich hätte, als ich die Zeugnisse über den Klavierspieler Schubart zusammenstellte, daraus entnehmen können, daß seine Hauptstärke im Clavichordspiel lag (jede Geschichte des Klaviers belehrt über die Effekte, die auf dem Clavichord möglich waren).

„Ch. F. D. Schubart.

Nach mancherley Schicksalen endlich durch seine eigentümlichen Launen (!) auf den Asperg gebracht. Wenn das Eigentümliche der Spielart eines Meisters sich nur aus seiner eigenen Temperamentsmischung erklären läßt, so müßte man sich schon deswegen unter Schubart einen großen, gefühlvollen Spieler denken. Und das ist er auch; zwar nicht in dem Grad der Beekischen Geschwindigkeit, oder der Schobertschen oft betäubenden Vollgriffigkeit; aber in der Energie. Und da bahnte er sich seinen eigenen Pfad, einen Pfad, der zwar vor ihm nicht unbekannt, aber wenig betreten war. Diese Bedeutung, die sein höchster Zweck ist, sucht er in dem besonderen Ausdruck einzelner Noten. Schubarts Stärke bestehet in den Mordenten, in der Schwellung der Töne, durch den zitternden Druck der Tasten. Ihn sich selbst überlassen, im stillen Mayabend am Clavicord zu belauschen; Wonne war's für jeden, der's konnte. Clavicord haben wir gesagt. Schubart hält es (so wie es auch die Wahrheit ist) nicht nur für das beste aller Klavierarten (sic), sondern auch aller Instrumente. Und in der Tat, die eigene Spielart Schubarts entspricht nur allein dem Clavicord, so wie sich auf ihm allein Licht und Schatten am besten anbringen läßt. Wir hoffen, daß, da diese Spielart sich sehr gut in Beziehung auf niedergeschlagenes Gemüt denken läßt, Schubart auf dem Asperg vielleicht mehr gewonnen als verloren habe (naiv infames Magistergeschwätz!) Seine Kompositionen sind zu sehr Skizzen oder Manuskripte, als daß wir öffentlich

über sie urteilen sollten. Nach dem, was er hie und da in seinen Schriften über Tonkunst mehr hingeworfen als geschrieben hat, kann man keinen großen Contrapunktisten von ihm erwarten. Dies ist er auch nicht. Aber in der Aesthetik (Geschmackslehre aus den Theorien der Empfindungen abgezogen) hätte sich vielleicht viel von ihm erwarten lassen, wenn ihm sein Schicksal, das ihm selten lächelte, länger freye Luft und Frieden gegönnt hätte."

* * *

Wenn man bloß die Höhen oder gar die Spitzen des musikalischen Lebens für würdig der historischen Darstellung erachtet, bloß die Virtuosen und die Komponisten, oder gar die großen Komponisten, dann gibt es keine württembergische Musikgeschichte. In einer „monumentalen" Musikgeschichte, die bloß den Höhenzug der Kunstentwicklung aufzuzeigen hat, kann Württemberg vollständig übergangen werden. Es würde genügen, unter dem Strich mit zwei Worten die Episode Jommelli und die Tatsache zu erwähnen, daß von Zumsteeg zu Franz Schubert eine Linie führt! Eine kulturgeschichtliche Betrachtung aber, welche sich Zeit nehmen darf, ins Breite zu gehen, eine „antiquarische" Geschichte der Musik mag auch dem schlichten alltäglichen musikalischen Leben nachgehen, im Haus, im geselligen Leben, in der Kirche, in der Schule.

Ueber die Berechtigung der zweiten Art ist hier nicht zu reden: es gibt gegründete Einwände dagegen. Gesetzt, man hält sie für berechtigt, so kann heute niemand in Deutschland oder in Württemberg ein solches Kulturbild entwerfen, ohne des Anteils der Lehrerschaft zu gedenken. In Klammern bemerkt, es gibt keine Statistik, welche uns den Anteil der deutschen Schulmeister an der Erzeugung von Musikern vor Augen stellt. (Bruckner, Reger!) Jede lumpige Handelsstatistik ist begreiflicherweise wichtiger . . . .

Ich gehe aus von dem oben erwähnten Aufsatz Christmanns, der das musikalische Leben Württembergs von Grund aus gekannt hat. Er hat u. a. auch mit Knecht das württemb. Choralbuch herausgegeben. Christmann weist auf das bestimmteste auf die großen musikalischen Fortschritte der Lehrerschaft in der Zeit Herzog Carl Eugens hin und führt die Anregung dazu auf Schubart zurück, den menschenfreundlichen Schubart, wie er sagt, zu dem Hunderte auf den Asperg wallfahrteten, um Unterricht im Tonsatz und der musikalischen Aesthetik, sowie im Orgelspiel zu erhalten. Wir haben an sich keinen Grund in dieser bestimmten Aussage Christmanns nicht einen Teil der Wahrheit zu sehen. Aber allerdings nur einen Teil. Ich halte es für ganz sicher, daß der Glanz der musikalischen Aufführungen in Stuttgart und Ludwigsburg (in Theater, Kirche und Konzert) auch in die Kreise der kleinen Leute hineinstrahlte, wo in so mancher Familie bei kärglichsten äußeren Verhältnissen das heilige Herdfeuer echter deutscher Musik fortglomm und hunderte erwärmte. Bei Leuten, die nie bedeutende Musiker waren und werden konnten, die ihren elend bezahlten Dienst ohne Murren taten, ihre Orgel und ihre Schulkinder schlugen und in kleineren Kreisen tüchtige Aufführungen zustande brachten. Daneben aber die wahre Kunst das Klavier zu spielen von Ph. E. Bach auf dem Klavizymbel liegen hatten, Marpurgs und Voglers theoretische Schriften lasen und nach Art der Riehlschen göttlichen Philister ihre Hausquartette spielten. Selbst auf die Stelle bei Christmann hin würde ich solches nicht als bloße Vermutung aussprechen, wenn ich nicht mit ein paar Strichen das Bild einer solchen Familie hinzeichnen könnte, die sicher nicht die einzige ihrer Art war.

Da gibt es eine alte Schulmeisters- und Kantorenfamilie Auberlen, die in Fellbach bei Stuttgart in ununterbrochener Reihe 116 Jahr lang des

Organistenamts gewaltet hat. Georg Daniel Auberlen, geb. 1728, gest. 1784 war ein trefflicher Orgelspieler, der seine Präludien und Kantaten für den Kirchenchor mit Instrumentalbegleitung selbst komponierte. Noch existieren deren 37.*) Er war ein Freund Schubarts und hat ihn sicherlich auf dem Asperg mehr als einmal besucht.

Sein Sohn Samuel Gottlob, geb. 23. Mai 1758 in Fellbach, starb 23. Aug. 1829 als Münsterorganist in Ulm. Er hat sein bewegtes Leben selbst erzählt: Leben, Meinungen und Schicksale, Ulm, 1824. Ich setze die Daten ganz kurz her, wonach man Friedländers Notizen im Deutschen Lied im 18. Jahrh. I, 1, 296 berichtigen möge. Ganz gegen den Willen des starrköpfigen Vaters verläßt er 1782 den Schulmeisterberuf, schlägt sich als Musiklehrer in Zürich durch, hospitiert 1789 ein halbes Jahr als erster Violinist in der Hofkapelle in Stuttgart, ohne feste Anstellung zu finden, dann 1791 Musiklehrer in Zofingen, 7 Jahre in Winterthur, Konzertmeister bei der Witwe Carl Eugens in Kirchheim u. Teck, wo er in Korrespondenz mit Haydn tritt, dessen Schöpfung er wiederholt aufführte. Musiklehrer am Seminar Bebenhausen und in Tübingen, Konzerte, von denen Kunde in die Leipziger Mus. Zeitung dringt. Von 1807 bis 1817 Organist in Schaffhausen, wo er Mitbegründer der schweizerischen Musikgesellschaft wird, 1809 eine Totenfeier Haydns veranstaltet und 1811 das Musikfest dirigiert, bei dem Carl Maria von Weber anwesend ist. 1817 landete er in Ulm. Er hat zahlreiche Kompositionen geschrieben, auch viel veröffentlicht, Lieder, Orgelstücke, Kantaten und — Walzer, die sehr beliebt waren. Friedländer hat ein Lied von ihm abgedruckt. Ein bedeutender Musiker war er nicht, aber im kleineren Kreise hat er viel gewirkt. Hier wird er erwähnt als ein Zeuge der Stuttgarter Herrlichkeit unter Jommelli und Nachfolgern. Er erzählt selbst, wie ihn die Aufführungen in Stuttgart mit unbezwinglicher Macht dem Schulmeisterberuf entfremdet haben. a. a. O. S. 7 f.

„Mein Vater schüttete noch Oel in dieses aufflammende Feuer, dadurch, daß er mir, so oft eine Oper in Stuttgart (deutsch, französisch oder italienisch, das war mir einerlei) gegeben wurde, erlaubte hinzugehen. Die Opern nahmen gewöhnlich erst um acht Uhr Abends den Anfang und endigten Nachts elf Uhr. Zu meinem Lebensunterhalt hatte ich nur selten etwas mehr als 6 kr. Dies war natürlich nicht hinreichend, einem im Wachstum begriffenen Jüngling, der zwei Stunden nach Stuttgart zu gehen hatte, der vier Stunden ohne Nahrungsmittel in der Oper aushalten und nachher ganz allein wieder zwei Stunden nämlich nach elf Uhr und noch dazu in der Geisterstunde, nach Hause wandern mußte, Hunger und Durst zu stillen. Ich kam daher oft sehr ermattet nach Hause zurück. Allein alle diese Dinge schreckten mich nicht, ich ging doch wieder hin, wenn ich Erlaubnis dazu erhielt. Die herrliche Musik entschädigte mich für alle Unbequemlichkeiten und machte einen tiefen Eindruck auf mich. Hingerissen von demselben nahm ich einst meine Schreibtafel mit mir in die Oper; ich hatte sie zuvor zu Hause mit Notenlinien versehen; im Opernhause suchte ich mich so nahe als möglich an das Licht zu drängen, damit ich mir ausgezeichnet schöne Stellen aufschreiben konnte, die ich, da ich mich schon an die Komposition gewagt hatte, mit meinen eigenen Ideen in Verbindung zu bringen suchte. Man hätte dazu freilich mit Recht sagen dürfen: Reime dich! oder — — was mir selbst in reiferen Jahren lächerlich vorkam. Denn wie konnten die musikalischen Geistesprodukte der damals berühmten Kom-

*) Den handschriftlichen Nachlaß der musikalischen Auberlens hat jüngst die K. Landesbibliothek in Stuttgart auf meine Veranlassung von der Urenkelin Georg Daniels erworben.

ponisten **Jommelli**, **Sachini**, **Boroni**, u. a. mit meinen eigenen, damals noch ganz und gar nicht geordneten Ideen zusammen passen! Ich trieb aber dessen ohnegeachtet doch mein Wesen so fort" usw.*)

Fast noch interessanter ist sein Vetter Nikolaus Ferdinand Auberlen 1755—1828. Er sprang als Schulgehilfe für den Vetter ein, als er den Schuldienst verließ und blieb 44 Jahre lang Lehrer und Organist in Fellbach! Er war ein famoser Orgelspieler und trieb mit Vorliebe theoretische Studien, in seinem Nachlasse fand sich eine ganze Bibliothek theoretischer Werke, sein Evangelium war **Vogler**. Er komponierte wenig, 6 Choräle von ihm stehen in Knechts Choralbuch. Mit Vorliebe verbesserte er anderer Leute Kompositionen und nannte sich im Scherz einen „alten Uhrenreparierer". Dieser Mann verdient Erwähnung hier, weil er zwei Schüler besaß, die viel von ihm gelernt haben: den Pfarrverweser **Glück**, der das Lied „In einem kühlen Grunde" komponiert hat, und **Friedrich Silcher**, der Inzipient und Gehülfe bei ihm war und stets mit Pietät und Dankbarkeit des alten Lehrers gedachte. So führt ein historischer Faden von Silcher zu jener Schulmeistergeneration, welche die berühmte württembergische Oper noch gehört. Solcher Fort- und Fernwirkungen gibt es in der kleinen württembergischen Musikgeschichte noch mehrere aufzudecken und zu verfolgen und es ist nicht zu verstehen, warum den unbedeutendsten Dichtern, von denen kaum der Name noch lebt, jahraus jahrein gelehrte Abhandlungen gewidmet werden, während die Kleinmeister des Liedes unbeachtet bleiben, deren Liedern oft eine ganz andere Lebensfähigkeit innewohnt. Welch bezwingende Macht geht heute noch von Silchers fast namenlos gewordenen Liedern aus, indes die Wirkungen viel größerer Talente längst spurlos verrauscht sind.

Hier liegt eine ganze Schicht der Forschung für den späteren württembergischen Musikhistoriographen.

* * *

Diese aphoristischen Bemerkungen wollen keineswegs eine „Kritik" des neuesten opus bedeuten: eine solche würde ich in ganz anders ergiebiger Weise liefern, wenn sie gewünscht wird. Es kam mir lediglich darauf an, positiv auf das hinzuweisen, was noch zu tun ist. Vielleicht zieht uns Abert einen seiner Schüler dazu heran: von ihm selbst erwarten wir die Fortführung seiner fruchtbaren historisch-musikästhetischen Studien bis in die neuere Zeit. Wer immer aber Hand an die württembergische Musikgeschichte legt oder an die engerbegrenzte Aufgabe der Stuttgarter Opernherrlichkeit unter Carl Eugen, der möge **ganze** Arbeit verrichten. Der populären Halbheiten ist es genug und übergenug.

*) Von hier aus würdige man die Behauptung, Jommelli habe fürs Volk nichts bedeutet. Oder gehört der Organistenbube nicht zum „Volk"! Was zog den Geislinger Präzeptor ins Württembergische? eine Aufführung des Fetonte. Weitere Beispiele stehen zu Diensten.

Memoiren von Robert von Hornstein.

3.

Bevor ich den Leser auffordere, mir nach Stuttgart ins väterliche Haus zu folgen, will ich noch einiges aus dieser Züricher Zeit mitteilen.

Von Schopenhauer wurde noch viel und oft gesprochen. Für den Philosophen hatte Wagner noch immer das gleiche Interesse. Ich bestellte bei unserer ersten Begegnung Schopenhauers Grüße, hütete mich aber, seine Aussprüche über Wagners Musik und seine soziale Stellung als Flüchtling ihm zur Kenntnis zu bringen. Er mußte aber in der Zwischenzeit von anderer Seite Wind bekommen haben. Wahrscheinlich von einem Züricher Demokraten, den Schopenhauer ziemlich schlecht bei einem Besuche in Frankfurt behandelt hatte. Kaum hatte ich die Grüße ausgerichtet, fiel er mir ins Wort: „Ich habe seitdem ein Bild von ihm gesehen, er sieht ja aus wie eine wilde Katze." Die Begeisterung für den Menschen hatte nachgelassen.

Ich konnte das noch öfter bemerken. In der Beziehung sind die Herren alle kitzlig. Es ging ihm wie Hebbel. Der kam voller Enthusiasmus zu Schopenhauer nach Frankfurt. Er war gewiß, als kongenialer Dichter empfangen zu werden. Wie ein begossener Pudel stand er da, als Schopenhauer ihn frug, was er denn schon geschrieben habe. Hebbel kam nach Wien mit der Ueberzeugung zurück, Schopenhauer sei doch kein so großer Philosoph, wie er geglaubt habe.

Ich hatte freien Eintritt in die Opernproben des Stadttheaters, wovon ich öfter Gebrauch machte. Wagner mokierte sich regelmäßig darüber. Doch hatte er nicht nur „Fliegenden Holländer" und „Tannhäuser", sondern auch andere Opern in Zürich dirigiert. Zum Beispiel „die weiße Dame", für die er sehr eingenommen war.

Eine Lieblingsoper von ihm war „Joseph in Aegypten". Von den Zauberflötenchören sprach er in begeisterten Ausdrücken. Geradezu in Extase war er bei einem Aufschrei der ersten Geige in einem der letzten Quartette Beethovens. Ich war dabei, wie er dem Züricher Quartett diesen Beethoven einstudierte. Ich schwärmte einmal für eines der Quartette erster Periode, da rümpfte er die Nase.

Ueber Mendelssohn sprach er, wie ich schon bemerkte, ziemlich günstig. Einst erzählte er: „Mendelssohn hatte in Dresden den Tannhäuser gehört. Nach dem zweiten Akt kam er zu mir auf die Bühne und war des Lobes voll. Ich glaubte ihm anzumerken, daß er wohl fühlte, daß er auf falscher Fährte gewesen uud daß er hier das Rechte gefunden habe."

Bei unserer ersten flüchtigen Begegnung in München ging er mit mir ins Theater. Man gab „Robert der Teufel". Zuerst erstaunte er über die Größe des Hauses. Dann glaubte er von Herren des Orchesters erkannt zu sein. Er hatte kaum einen Akt angehört, so verließ er das Theater und ließ sich den ganzen Weg bis zum Hotel über das Falsche des Meyerbeerschen Prinzips aus.

Am Theater war einst ein Tenorist, der nicht beliebt war. Wagner hielt auf ihn. Nach einer Arie als Ottavio im Don Juan war mäßiger Applaus mit Zischen untermischt. Wagner dreht sich am Dirigentenpult um und ruft ins Publikum: „Dieser Mann hat sehr schön gesungen". Das Publikum war so verblüfft, daß es nicht zu reagieren wagte. Die Presse aber erklärte, daß Wagner zu solcher Manifestation nicht berechtigt sei.

Obwohl sich mein Leben hauptsächlich im Wagnerschen Kreise abspielte, kam ich doch auch in anderweitige Berührung. Mit den Herren vom Theater kam ich in der Bierwirtschaft von Grüninger zusammen. Grüninger war ein Flüchtling aus Donaueschingen, den es anheimelte, wenn er mit Landsleuten zusammenkam. Dahin kam auch ein Doktor Benfey, der sich in die Primadonna verliebt hatte, die aber in festen Händen war, in denen des ersten Bariton, der noch obendrein den „Don Juan" damals zu singen hatte. Vor lauter Liebeskummer bekam Benfey eines Abends einen Unfall. Er fing an irr zu reden und mußte nach Hause gebracht werden. Er erholte sich aber bald wieder und behauptete später, es beglücke ihn schon und er sei damit vollständig zufriedengestellt, wenn er ihre Hand küssen dürfe. Das wurde ihm vom Don Juan gerne erlaubt. In einer Probe zu Don Juan, der ich beiwohnte, kam es zu einem Skandal. Der Kapellmeister liebte dieselbe gefährliche Dame. Ihr stummes Spiel als Donna Anna mit Don Juan mochte ihm nicht gefallen haben. Er warf den Taktstock zur Erde und tobte dermaßen, daß die Probe längere Zeit unterbrochen werden mußte. Die Dame mußte ihre besonderen Reize haben, denn weder ihre physischen noch ihre künstlerischen Eigenschaften motivierten, daß alles verrückt wurde.

* * *

Ich bin wieder in Stuttgart. Durch die Bekanntschaft mit Madame Heinrich hatte ich manche schöne Stunde. Diese Frau war eine gesuchte Klavierlehrerin, besonders die jungen Damen der höheren Stände liebten sie sehr. Sie sorgte aber auch für ihre Unterhaltung. Außerdem war Madame Heinrich eine treffliche Klavierspielerin, eine Schülerin Chopins, von dem sie manches zu erzählen wußte. Besonders interessant machte sie die Freundschaft mit Lenau. Wie manche Dämmerstunde brachte der unglückliche Dichter in ihrem Mansardenzimmer zu. Sie mußte ihm dann Chopin vorspielen, er lauschte, träumte, manchmal weinte er auch.

Jeden Sonntag nach der Kirche hatte sie Empfang. In der kleinen Stube wimmelte es dann von jungen, hübschen Damen, meist Schülerinnen. Aber auch außer ihren Zöglingen traf man Alles bei ihr, was einigermaßen Interesse erwecken konnte. Besonders waren es Fremde, die sich nur wenige Wochen in Stuttgart aufhielten, welche von diesen Sonntagen Gebrauch machten. Ich war ein fleißiger Gast. Jedesmal forderte sie mich auf, einige kleine Kompositionen den jungen Damen zum Besten zu geben, was ich mir nie zweimal sagen ließ. Unschuldige Koketterien sah sie nicht ungern und ließ ihre schlauen Augen umherfahren, um irgend etwas zu entdecken. Eine Lieblingsfrage von ihr war: „Noch immer nichts Lieb's?" Dabei konnte sie so glückselig lächeln.

Bei ihr lernte ich ein Fräulein Marie von Kaßler kennen, ein schönes, liebliches, feinsinniges Mädchen, von echter Vornehmheit. Leider war die Mutter eine Pietistin ärgster Sorte, die ihr Leben in „Stündchen" verbrachte und dem fanatischen Geplärr junger Kandidaten lauschte. Ein alter zelotischer Dekan war ihr bester Freund. Die Töchter waren ebenso fanatisch katho-

lisch wie die Mutter protestantisch war. In diesem Hause ging es zu, wie auf dem Reichstage zu Worms. Immer wurde die Harmonie durch theologisches Gezänke gestört. Wie oft sah mich Marie bittend an mit ihren großen braunen Rehaugen, wenn ich gereizt ebenfalls loslegte; denn ich war damals ein ebenso fanatischer Freidenker wie die Damen orthodox kirchlich und glaubte ebenfalls die Mission zu haben, Wahrheiten zu verbreiten.

Eines Tages erklärte die Baronin, daß sie den Dekan konsultiert habe und es ihre Pflicht sei, mich aus dem Hause zu entfernen, aber noch wolle sie einen letzten Versuch machen. Ich wurde nun förmlich zu einem Widerruf aufgefordert. Da ich darauf nicht eingehen konnte, verließ ich das Haus, um es nie wieder zu betreten.

Viele Jahre später noch waren der Marie Theater und Konzerte verschlossen, wenn mein Name auf dem Zettel stand. In jungen Jahren starb sie.

Es gibt Menschen, von denen das Glück zu fliehen scheint. Auch Pauline Eichberg ist nun schon längst tot und in nordamerikanischem Boden eingebettet. Sie war eine reizende blonde Jüdin, spielte vortrefflich Klavier und war überall zu Hause. Sie lernte meine Kompositionen kennen und schwärmte für sie. Für sie komponierte ich die vierhändige Sonate. Ich trug mich sogar mit dem Gedanken an ein Oratorium „Kain" nach Byron. Als ich Schopenhauer davon sprach, meinte er, das gibt ja ein Oratorium des Teufels. In einem Konzert, das für die Mainzer gegeben wurde, welche durch die Explosion des Pulverturmes Not gelitten hatten, spielten wir das Mozartsche Doppelkonzert mit vielem Erfolg.

Gerade, daß das Mädchen eine Jüdin war, hatte für mich einen großen Reiz. Es stimmte zu meinen philanthropischen Anschauungen. Ich war ganz Philosemite.

* * *

In diese Stuttgarter Zeit fällt eine Reise mit meinem Vater ins südliche Frankreich. Lyon war die erste große französische Stadt, die ich sah. In Avignon sahen wir eine der malerischen Prozessionen. In Nimes und Arles bewunderten wir die Arena. Zum ersten Mal erblickte ich das Meer in Marseille.

Mein guter Vater hatte eine seltsame und gewiß selten bei Vätern vorkommende Marotte. Er knauserte, wenn es sich ums Essen handelte und war splendid beim Trinken. Am wenigsten gern zahlte er Kaffee. Ich hatte immer Umstände, morgens einen Kaffee zu bekommen. Eine Flasche Wein hätte er gern gezahlt. Ich wäre zum Trinker geworden, wenn ich die Anlage dazu gehabt hätte.

In Marseille war uns der spanische Wein etwas Neues. Gegen die Landessitte tranken wir ihn unvermischt. Eines Mittags hatten wir demselben ziemlich zugesprochen, besonders der Vater. Sonst auch im Trinken die Mäßigkeit selbst, glaubte er in diesem Fall schon aus touristischen Gründen etwas übriges tun zu müssen.

Mein Vater hatte in manchen Dingen eine sehr freigebige, ich kann sagen, noble Ader. In anderen drehte er den Kreuzer zehnmal um. Zu den Ausgaben, die er mied, gehörte das Anschaffen von teuren Theaterbilleten. Am liebsten ging er auf den Juchhe. An dem Abend nach dieser Ueppigkeit am Mittagtisch besuchten wir das Paradies im großen Theater. Der billige Platz war überfüllt und es herrschte eine Gluthitze. Auf einmal bemerke ich, daß es dem Vater übel wird. Ich bringe ihn an die frische Luft und dann nach

Hause. Den anderen Tag war wieder alles vorüber. Ich hatte einen Schlaganfall befürchtet.

In Orange hatten wir nochmals Aufenthalt und kehrten über Dijon und Straßburg nach Stuttgart zurück. Auf dieser langen Eisenbahnstrecke, die wir in der dritten Klasse zurücklegten, hatte ich Gelegenheit, eine nette Seite der Romanen kennen zu lernen. Infolge von Uebermüdung war mir sehr schlecht zu Mut und ich war genötigt, den Kopf zum Wagenfenster hinauszustrecken. Ich war der Gegenstand des allgemeinen Mitleidens. In Deutschland nimmt man immer an, es sei einer betrunken und es wird gelacht.

* * *

In unserem Hause in Stuttgart sollte eine Veränderung vor sich gehen. Fräulein Emma von Knoll wurde als Konzertsängerin nach St. Gallen berufen. Ich kannte den Dirigenten Scadrowsky von Konstanz her und so entschloß ich mich, einen Teil des Winters ebenfalls in St. Gallen zuzubringen. Die Stadt baute damals ein neues Theater. Diese Interimszeit wurde mit Symphoniekonzerten ausgefüllt. Ein gutes Orchester wurde zusammengestellt und zwei Winter hindurch an einem der Wochentage ein großes Konzertprogramm durchgeführt. An der Spitze des Unternehmens standen die Herren Pauly, drei Brüder, aus der Lombardei gebürtig.

Im Hause Pauly konzentrierte sich alles. Die Mutter dieser Paulys war eine äußerst anmutige alte Frau mit einem hervorragenden Verstande. Das große Zimmer im Parterrelokal war gewissermaßen die Börse dieses Musiklebens. Die Programme wurden da gemacht, Mitglieder engagiert und entlassen, Klagen angehört, zurückgewiesen oder beachtet.

Diese beiden Winter war ich eine Art Mitdirektor hinter den Koulissen. Im ersten Winter war es Fräulein von Knoll, welche den Konzerten das Gepräge gab. Im zweiten Winter hatte die später so berühmt gewordene Sophie Stehle ihre Rolle übernommen. Es waren zwei tolle Winter. Niemals war ich soviel in einem Konzertsaal gewesen. Fast jeden Abend war Probe. Scadrowsky nahm es sehr genau. War keine Probe, so wurden bei Paulys Trios und Quartette gespielt. Da bekam ich auch mein damals geschriebenes B-dur-Quartett zu hören, Fräulein v. Knoll sang im Konzert von meinen Liedern, ich begleitete. Einmal spielte ich auch einige meiner Klavierstücke.

Der zweite Winter bekam eine besondere Bedeutung durch die Anwesenheit Liszts und Wagners. Die Direktion hatte sie gebeten, mitzuwirken. Liszt dirigierte eine seiner symphonischen Dichtungen, Wagner die Eroika. Von diesem Konzert wurde ein Erinnerungsblatt ausgegeben. Liszt und Wagner hatten sich darauf verewigt. Wagner durch ein ziemlich geschmackloses Motto, das er unter die Anfangsnoten der Eroika setzte. „So dachte Beethoven über heroische Dinge.“ Es hat mir immer einen kindischen Eindruck gemacht, so oft ich es las. Diese Konzerte waren zu Anfang der zweiten Saison. Ich war noch nicht in St. Gallen, ich kam aber bald danach. Die Wogen gingen noch sehr hoch. Die beiden Herren hatten die Stadt auf den Kopf gestellt.

Sophie Stehle, die ich damals zum erstenmal sah, war ein reizender Backfisch, kaum 18 Jahre alt, sah frisch und munter in die Welt hinein mit ihren großen schalkhaften Augen. Sie war bald aller Liebling. Jedermann hörte sie gerne singen, jedermann lobte sie. Aber kein Mensch hatte eine Ahnung, was hinter dem Mädel steckte. Aber nicht nur das Publikum und die St. Galler Musikfreunde täuschten sich, sondern so alte geriebene Theaterkapellmeister wie

Scadrowsky, Liszt und selbst Wagner. Ich muß vorausschicken, daß das Mädchen gegen den Willen ihrer Eltern zur Bühne wollte. Endlich hatte man ihr erlaubt, diese St. Galler Stellung anzunehmen. Der Erfolg dort sollte das letzte Wort haben. Denn bei der Aussicht auf eine große Karrière konnte ihr die elterliche Einwilligung nicht ausbleiben. Sowohl im Hause Pauly, in dem sie untergebracht war, als im Publikum war man aber der Meinung, diese Ansprüche könne sie nicht erfüllen. Auch ich war stark im Zweifel.

Eines Tages fuhr ich nach Zürich zu Wagner, um ihn darüber zu hören. Wagner drückte sich so aus: „Das Mädel taugt nicht fürs Theater. Ihre Stimme ist ganz hübsch, wird aber einen großen Raum nicht ausfüllen. Und das sieht man doch auf den ersten Blick, daß kein Spieltalent vorhanden ist. Die Figur und die Gesichtszüge sind für die Bühne auch nicht günstig." Liszt war derselben Meinung.

Heutzutage weiß jeder, daß von all dem das Gegenteil eingetroffen ist. Diese Blindheit aber, mit der alles geschlagen war, kostete dem Mädchen zwei wertvolle Jahre, die sie in Sigmaringen vertrauern mußte. Der Dämon ließ ihr aber keine Ruhe. Eines Tages setzte sie es durch, in Augsburg einige Rollen einstudieren zu dürfen. Als Emmeline in der Schweizerfamilie sang sie vor Lachner Probe. Sie trat mit riesigem Erfolg auf. Der Zufall wollte, daß ich in einer der ersten Vorstellungen in München zugegen war und somit der erste der St. Galler Freunde gewesen bin, der ihr Glück wünschen konnte. Auch sie sang damals meine Lieder. In einem Wohltätigkeitskonzerte in Rohrschach, in dem wir beide mitwirkten, sang sie die „Grillen".

Adolf Pauly, der sehr für meine Lieder eingenommen war, fuhr einst mit mir zu Rieter-Biedermann nach Winterthur. Er akzeptierte drei Lieder, darunter die „Grillen". Pauly war es auch, der Schuld war, daß Ebner das „Hornstein-Album" (10 Hefte) herausgab. Auch der Titel stammte von ihm.

Am Schluß dieser zweiten und letzten Saison fand ein großes Bankett statt.

Bei der Rückfahrt über den Bodensee hatte ich stürmisches Wetter. Plötzlich fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, wenn das Schiff nun unterginge. Seltsamerweise dachte ich dabei nicht an mein Leben, sondern an meine Manuskripte, die ich alle bei mir hatte. Besonders waren es einige Lieder, Gedichte von Chamisso, die mir dabei vorschwebten, z. B. „Küssen will ich, ich will küssen". Ich erwähne das, weil damit bewiesen ist, daß alle die niederträchtigen Erfahrungen, die ich mit dem Absatz meiner Lieder gemacht habe, nicht im stande waren, mir den Glauben an den Wert meiner Lieder und ihren späteren Erfolg zu rauben.

* * *

Ich bin wieder in Stuttgart. Es ist Sommer. Kannstatt und Berg sind mein Tummelplatz. Das Sommertheater in Kannstatt wird viel besucht. Durch den Sänger Horlacher, mit dem ich befreundet war, lernte ich zwei Schwestern Ströfer aus Sachsen kennen. Die jüngere, Fanny, war als Soubrette engagiert. Einige Hohenheimer Studenten, Livländer, gehörten zu der Gruppe, welche nach der Theatervorstellung die Abende mit den beiden Mädchen verbrachten. Meist in einem der Wirtschaftsgärten Kannstatts. Fanny war ein herzensgutes Mädchen, weniger schön als interessant. Sie war die Tochter eines Arztes, gut erzogen, gebildet und verständig. Der Ton, der an solchem Theater herrscht, verwundete sie oft und den Intriguen war das feine Mädchen

nicht gewachsen. Die Hohenheimer hatten sich bald an die Liebhaberin gemacht, welche für sehr zugänglich galt. Horlacher war der väterliche Freund. So blieb nur noch ich übrig und es begann eine reizende Idylle. Ich hatte mein Taschengeld in die allgemeine Kasse geworfen und so führten wir gewissermaßen Menage. Ich verbrachte jeden Abend bei den Mädchen. Die ältere Schwester hatte gekocht und für den Trunk gesorgt. Ich erinnere mich, daß Fanny ein Herrenkostüm brauchte. Sie zog meine Kleider an, ich lag während der Vorstellung in Hemd und Unterhose auf ihrem Sofa. Der Direktor Winter, der ein sehr „vernünftiger" Theaterdirektor war, wie es im „Schauspieldirektor" heißt, bekam Wind davon, daß Fanny ein ernsthaftes Verhältnis habe. Er ließ sie kommen und sagte zu ihr die geflügelten Worte: „Bei mir darf nur die komische Alte ein ernsthaftes Verhältnis haben, die Soubrette und die Liebhaberin nicht. Das verdirbt mir mein Geschäft." Klugerweise hatte mein Vater nichts gegen diese Beziehungen, obgleich er sie wohl bemerkt hatte. Bei einer Begegnung mit den Mädchen war er sogar sehr freundlich gegen sie. So verlief die ganze Geschichte im Sand, als die Mädchen wieder nach Norddeutschland zurückkehrten. In Pforzheim, wohin Fanny mit Direktor Winters Truppe ging, besuchte ich sie noch einigemale. Da wir etwas vorsichtiger wurden, hatte auch der alte zynische Winter nichts mehr dagegen.

Im Bad Berg lernte ich eine hübsche, geistreiche Blondine kennen. Fräulein Mathilde Maier aus Mainz. Sie hatte eine ältere Mainzer Dame begleitet. Ich kam öfter mit dem interessanten Mädchen zusammen. Ich spielte und sang ihr vor und sie begeisterte sich für meine Kompositionen. In ihrem Hause fand ich später in Mainz gastliche Aufnahme. Mehrere Jahre darauf lernte sie in Biebrich Richard Wagner kennen, zu dem sie dann bis zu seinem Tode in freundschaftlichen Beziehungen blieb.

In einen meiner damaligen Stuttgarter Aufenthalte fiel auch eine drollige Konzertgeberei.

Ein verbummelter Schauspieler bat mich, ihn in einem Konzert in Tübingen zu unterstützen. Fräulein Leich, eine holländische Sängerin, die ich gut kannte, habe ihm schon zugesagt. Ebenso eine Altistin. Auf das hin sagte ich zu. Dasselbe Manöver hatte er bei den Mädchen gemacht. Die wurden mit mir geködert. Kurz das Konzert kam zu stande, gestaltete sich aber durch das niederträchtige Deklamieren des Unternehmers zu einer Art Schindluderkonzert. Uns andere ließ es das Publikum, das hauptsächlich aus Studenten und Professoren bestand, nicht entgelten. Unter den Zuhörern waren auch mein Freund Hertz und ein Graf Soden. Noch heute freut es mich, aus dem Munde des alten Silcher, des berühmten Komponisten der Loreley, mein Lob gehört zu haben. Der treffliche so einfache Mann hatte mich nach dem Konzert aufgesucht und sich lange mit mir unterhalten. Den andern Tag machten wir einen Ausflug nach der Wurmlinger Kapelle. Ich hatte die Holländerin am Arm, Hertz schleppte sich an der korpulenten Altistin ab. Auf dem Rückweg stießen wir in einem beliebten Wirtschaftslokal auf Studenten, die sich uns näherten. Es wurde sehr fidel. Ich meine sogar, es wurde noch getanzt.

Einen anderen, kaum minder abenteuerlichen Konzertzug machte ich nach Ulm mit zur Unterstützung eines originellen Schauspielers Dobritz, eines der besten des alten Stuttgarter Theaters, der durch ein gefährliches Extemporieren beim König Wilhelm in Ungnade gefallen war. Er hatte von „Stubenrauch" und „Königsrauch" gesprochen, wurde pensioniert und war dann immer in Geldnöten.

Im Musiksalon von Schiedmeier veranstaltete ich eine Matinee, in der

ich von meinen Klavierkompositionen spielte und Lieder singen ließ. Die ganze Elevenschar der Madam Heinrich war anwesend. Damals lernte ich auch Speidel und Stark kennen.

* * *

In Baden-Baden hielt ich mich mehrmals längere Zeit auf. Da sah ich zum ersten Mal Rossini. Ich war von Karlsruhe deshalb eigens dahin gefahren. Ich hörte, er komme gegen Abend nach der Tafel im Hotel de Paris an den Kursaal. Ich stellte mich auf, um irgend ein goldenes Wort aus dem Munde dieses Mannes zu erhaschen. „On mange très bien à cinque heures dans l'hôtel de Paris“ bekam ich zu hören. Damals wimmelte es von Kokotten und Abenteurern in Baden. So liederlich ist es wohl nie wieder dort zugegangen. Paris war vorherrschend vertreten. Vornehmes Gesindel aus ganz Europa war da zusammengelaufen. Eine kontrakte russische Gräfin spielte nicht nur den ganzen Tag am Roulette, sondern brachte auch die schlaflosen Nächte an ihrem Privatroulette zu, um Studien zu machen.

Ein Baron aus Stuttgart war da und lebte sehr flott. Er nahm mich einmal von der Straße mit. Ich mußte mit ihm dinieren. Die feinsten Weine flossen. Als er nichts mehr hatte, schoß er sich tot.

Hackländer und den Maler Saal lernte ich kennen. Wir brachten öfter die Abende in einem Garten zu. Hackländer erzählte die launigsten Geschichten und Saal ließ seinen Mutterwitz glänzen.

Hackländer war mit König Wilhelm da, der immer einen mißvergnügten Blick auf die Spieltische warf, so oft er die Säle betrat. Gegen ein Spiel in Kannstatt hatte er sich doch mit Händen und Füßen gewehrt.

Saal bat den Hackländer, er möchte ihm doch den König in sein Atelier bringen, um seine Nordlichtlandschaften zu sehen.

„Das wird der König nie tun“, war Hackländers Antwort. „Er hat einen Horror vor Schnee. Sonnige Landschaften und Nudidäten sind seine Passion.“

Gar Drolliges bekam man über Saal's arktische Studien zu hören. Seine hohe Gestalt schreckte die armen Kerle, welche davonliefen, wenn er plötzlich auftauchte.

Pepita hielt sich in Baden auf. Während eines Promenadenkonzertes hatte ich einen zweiten Stuhl belegt. Sie kommt in meine Nähe und bittet einen jungen eleganten Mann, ihr einen Sessel zu überlassen. Er tat, als ob er es nicht höre. Zornglühend wollte sie weiter gehen. Ich bot ihr meinen Stuhl. Mit dankbarem Blick nahm sie ihn an. „Diesen Herrn kenne ich sehr gut“ sagte sie französisch zu mir. „Er wollte mich nicht kennen wegen der Dame, die neben ihm sitzt.“ Sie sagte das sehr erregt.

Auch die Morgenkonzerte besuchte ich öfter. Ich trank dann auf der Terrasse den Kaffee und ließ mich durch reizende Straußsche Weisen in Zukunftsträume einwiegen. Ganze Novellen zogen an mir vorüber. Besonders der Walzer „Man lebt ja nur einmal“ entzückte mich mit seinem Gemisch von Sentimentalität und Liederlichkeit. Es stimmte so zu der bunten Menge, die vor einem herwogte. Dann und wann setzte ich auch einen Gulden auf das Roulette, ging weiter, wenn er verloren war, oder begnügte mich mit kleinem Gewinnst. Dagegen verspielte einmal Theodor Kirchner, eine furchtbare Spielratte, all sein Reisegeld. Ich half ihm aus, damit er nach Winterthur zurückreisen könne. Ich glaubte ihn abgereist. Als ich abends an den Kursaal

kam, lief er mir verzweifelt entgegen. Er hatte auch das Geld verspielt. Ich hatte nichts mehr zu versenden und half ihm seine Uhr versetzen, brachte ihn auf den Bahnhof und löste ihm das Billet. So kam er endlich weiter. Als das Geld aus der Schweiz angekommen war, löste ich ihm auch die Uhr wieder ein.

Berlioz und seine Frau lernte ich kennen. Er dirigierte ein Konzert aus seinen Kompositionen bestehend. Er war sehr aufgeregt beim Dirigieren. In Gesellschaft aber sprach er nicht viel. Seine Frau, eine pikante Pariserin, führte das Wort. Er machte einen ermüdeten Eindruck. Wie er seinen Kaffee bezahlen sollte, sah er sehr hilflos aus. „Ich glaube", bemerkte er, „ich lerne noch eher die deutsche Sprache, als das deutsche Geld."

Ich saß einmal in der Kolonnade neben zwei polnischen Damen, als der schöne Sänger Broulliot von Karlsruhe vorüber ging. Es hieß, er sei verlobt. „Der wird doch nicht heiraten", sagte eine der Polinnen, „der ist doch viel zu schön."

Dem jungen Fürsten Fürstenberg machte ich einen Besuch auf seiner Villa. Der alte Fürst war unterdessen gestorben.

* * *

Nach Frankfurt kam ich auch wieder auf einige Monate. Zwei Erlebnisse muß ich erzählen, die das alte zopfige Frankfurt, die starrgewordene Reichsstadt, charakterisieren. Ich suchte eine Wohnung, fand eine passende und war handelseinig. Zum Schluß fragte die Hausfrau nach meinem Stand. „Ich bin Künstler." „So einen nehme ich nicht ins Quartier." Ich suchte ihr meine Qualität zu verdeutlichen und sprach von meinen Beziehungen zum Hause Andree. „Sind Sie bei Andree im Geschäft?" „Das gerade nicht." Bei meinen weiteren Versuchen, ihr meine Stellung klar zu machen, ließ ich auch den „Freiherrn" durchblicken. Auch das verfing nicht. Sie wies mich endlich ab mit der Erklärung, sie nehme nur einen, der auf dem Bureau arbeite. Ich fand dann ein Quartier, in dem diese exorbitante Forderung nicht gestellt wurde, aber die Polizei verlangte 100 fl. Kaution, um ihre Bürgerschaft sicher zu stellen. Es kann einer ja mit Schulden durchbrennen. Es war mir das unangenehm, weil ich meinen Vater um die 100 fl. angehen mußte. Er schickte sie mit Vergnügen und war von dieser „soliden" Verordnung sehr entzückt.

Mit Schopenhauer kam ich wieder viel zusammen. Das Verhältnis wurde trotz des großen Altersunterschiedes ein immer intimeres.

Frau Jeanrenaud, die Schwiegermutter Mendelssohns, suchte ich auch auf. Sie war alt und müde geworden. Dagegen blühte ihre schöne Enkelin, Marie Mendelssohn, die ich seit Berlin nicht mehr gesehen hatte, wie eine Rose. In Mainz hielt ich mich auch einige Wochen auf und wohnte in der Rheinstraße. Durch die Bekanntschaft mit Frau Schott, welche öfter mit mir musizierte, brachte ich später meine vierhändige Sonate an. Viel verkehrte ich mit Meier's, mit der anmutigen, hoch gebildeten Mathilde, ihrer vortrefflichen Mutter und den guten zwei Tanten.

* * *

Der Wanderstab führte mich bald nach Düsseldorf, wo ich meinen Studienkameraden Dessoff als Kapellmeister wußte. In Köln hatte ich mich einige Tage aufgehalten. Zum ersten Mal sah ich den Torso des Kölner Doms, den ich von da an bis zu seiner Vollendung im Auge behielt.

Ich sah, daß ich in Düsseldorf billig leben könne und richtete mich zu längerem Aufenthalte ein. Meine Absicht war, so viel Geld zu ersparen, daß ich eine Reise durch Belgien nach Paris machen könne. Auch meinen Freund Langhans traf ich da wieder, verheiratet und Konzertmeister beim städtischen Theater. Ich wurde im Malkasten eingeführt, in dem ich gar heitere Stunden verlebte. Tausch, den Nachfolger Schumanns, lernte ich kennen. Ich erlebte unter seiner Direktion eine Aufführung der neunten Symphonie.

Die Erinnerungen an Schumann waren noch sehr frisch. Tausch, der ihm in letzter Zeit beigegeben war, mußte oft hinter seinem Rücken die Direktion führen. Sehr oft dirigierte Schumann weiter, wenn das Musikstück zu Ende war. Die traurige Katastrophe war unschwer vorauszusehen.

Der Karneval rückte heran und der Malkasten war in voller Tätigkeit. Die drei letzten Faschingstage verlebte ich in sonderbarer Weise. Ich war aus dem Malkasten gar nicht mehr hinausgekommen. Es gab immer einige sonderbare Heilige, die diesen Sport betrieben. Ich schloß mich ihnen an. Die Läden blieben diese drei Tage geschlossen. Ewiges Licht brannte. Tagsüber kamen die Modelle im Kostüm angerückt. „Ob der Bühn!" wurde gerufen. Die Masken mußten auf einer extemporierten Bühne erscheinen und sich begaffen lassen. So ging es fort einen großen Teil der Nacht hindurch. Gegen Morgen legten sich dann die ewigen Anbeter auf Strohsäcke und schliefen einige Stunden. Durch die Ankömmlinge zum Frühschoppen wurden wir geweckt. Waschwasser wurde gebracht und es ging wieder von vorne an. So drei Tage und drei Nächte. Am Aschermittwoch früh kam ich wieder nach Hause wie ein Träumender. Das Tageslicht tat mir weh.

Langhans hatte sich seit Leipzig nicht verändert. Seine putzigen Dikta flogen noch immer in der Luft herum. Seine Frau half wacker mit. Manche Scherze waren nun freilich nicht mehr möglich. In Leipzig hatte er mich einmal als seinen Stellvertreter ins Theaterorchester gelassen, um die Zwischenaktsmusik zu unterstützen. So sehr ich mich bemühte, mein Nichtspielenkönnen zu maskieren, wurde es doch bemerkt und machte im Orchester Aufsehen. Das erinnert mich daran, daß ich auf dem Offenburger Gymnasium einmal als Ministrant fungierte. Sie hatten mir einen langen Chorrock angezogen, auch war ich, ohne vorhergegangene Probe, etwas unsicher. Das ganze Gymnasium lachte. Ich wurde nie wieder zum Ministranten verwendet.

Dessoff war sehr nett gegen mich. Er studierte zum ersten Mal Lohengrin ein und war entzückt davon. Ich erinnerte mich, wie er über den Tannhäuser geschimpft hatte nach seiner ersten Aufführung in Leipzig. Dann und wann spielte ich im Malkasten Kompositionen von mir, die mir viele Freundlichkeiten eintrugen.

Bald nach den tollen Karnevalstagen schnürte ich den Bündel. Ich hatte mir ziemlich Geld erspart, schrieb aber doch an meinen Vater, eine kleine Unterstützung zu meiner Pariser Reise würde mir gut tun. Er schickte mir 12 Taler. So wenig das war, hatte ich doch eine dankbare Empfindung und war überhaupt froh, daß er sich gegen meine projektierte Reise nicht auflehnte.

* * *

Ueber Aachen, Verviers, Antwerpen ging es nach Brüssel. Ich besah mir überall die interessanten Bauten. In Brüssel war ich den letzten Tag noch im ärgsten Schneewetter herumgelaufen. Abends setzte ich mich mit nassen Füßen in den Pariser Zug. Da ich leben mußte wie ein Handwerks-

bursche, fuhr ich vierter Klasse. Diese Wagen waren zur Hälfte offen, zur Hälfte geschlossen. Man vergrub sich auf der vorderen zu beiden Seiten geschlossenen Hälfte ins Stroh. Trotzdem kam ich nach achstündiger Fahrt nachts 2 Uhr halb erfroren in Amiens an. In einem kleinen Gasthause hart am Bahnhof stieg ich ab. Den ganzen anderen Tag blieb ich in Amiens und lief herum. Ich verweilte viele Stunden im herrlichen Dom.

In den Nachmittagsstunden kam ich in Paris an. Da ich etwa fünf Franken täglich auszugeben hatte und noch Theater und Konzerte besuchen wollte, war ich sehr aufs Sparen angewiesen. Ich suchte und fand ein billiges Logis in der Nähe des Turms St. Jaques. Es war im sechsten Stock. Meine Nachbaren waren Ouvriers und Grisetten. Das Zimmer ging in den Hof hinaus und war so klein, daß außer Bett, Stuhl und Tisch nichts Platz hatte.

Das Frühstück nahm ich in einer benachbarten Crêmerie. Eine große Tasse Schokolade, mehr Milchsuppe als Schokolade, und einen Weck. Das kostete fünfundzwanzig Centimes. Meine Gesellschaft waren Grisetten und professionelle Priesterinnen der Venus. Erstere sahen auf die letzteren mit großer Verachtung herab und saßen nie zusammen. Letztere hatten besondere Häubchen zu tragen. Das war ihnen polizeilich vorgeschrieben. Eine der Grisetten hatte Mitleiden mit dem jungen, unerfahrenen Mann und gab mir täglich gute Lehren. Sie gab mir die auf der Liebesbörse üblichen Preise an und schärfte mir sehr ein, ja nicht mehr zu geben. Sie meinte es so gut. Aber es war ja gar nicht nötig, mir Ermahnungen zu geben. Ich hatte so wenig Geld, war abends immer so müde und gar nicht üppig genährt. Ich aß in einem der billigen Speisehäuser, das Diner zu 90 Centimes, wobei man noch ein Glas Bordeaux bekam. Was mag das für Fleisch, was für Bordeaux gewesen sein. Später wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß in diesen Küchen Katzen und Mäuse verwendet würden.

Nur in den seltensten Fällen gestattete ich mir einen Omnibus. Todmüde kam ich abends mit einer Wurst und einem Brot im Sack im Theater an, wo ich stundenlang Queue stand, um einen guten Platz auf dem Juchhe zu erwischen. Zumeist war ich in der komischen Oper, lernte aber die hervorragenden Theater alle kennen.

In den Bouffes Parisiennes war Offenbachs Orpheus in der Unterwelt Zugstück. Als die stark dekolletierte Venus auftrat, sagte meine Nachbarin zu mir: „Ça doit être très excitant pour les messieurs."

Die Musik kam mir damals ungeheuer barock vor. Eine Feerie, wie ich es zu übersetzen liebte, eine Viecherei sah ich im Châtelet.

Ich war in einer der ersten Aufführungen von Gounods Faust. Meyerbeer war den Abend zugegen und applaudierte demonstrativ. Die Musik hat mir keinen besonderen Eindruck hinterlassen und ich war empört über die Verwendung des Stoffes.

In der komischen Oper war es meist Auber, den ich genoß. „Fra Diavolo", „Teufels Anteil", „Schwarzer Domino", „Krondiamanten" waren auf dem Repertoir und oft wurden zwei Aubers an einem Abend gegeben. Ich wollte den genialen Meister sehen, hatte aber bei meinen damaligen sozialen Verhältnissen nicht den Mut, ihn aufzusuchen. So paßte ich ihn am Conservatoire ab und verfolgte ihn bis an seine Wohnung. Er wurde öfter von Vorübergehenden gegrüßt und dankte dann sehr höflich. Auch guckte der alte Sünder den Waden nach, wenn ihm eine aufgeschürzt begegnete.

In meine Anwesenheit fiel die Première von Meyerbeer's Dinorah.

Hineinkommen konnte ich nicht. Einer späteren Aufführung wohnte ich auf dem Olymp bei.

In ein Konzert des Conservatoire zu kommen war mit den größten Anstrengungen verknüpft. Es kostete eine schlaflose Nacht. Doch was tut man nicht alles in diesem Alter. Etwa um Mitternacht brach ich in einer Wirtschaft in der Nähe des Conservatoire auf und reihte mich jenen an, die die ganze Nacht hindurch Queue standen, um in den Morgenstunden eine Nummer zu bekommen, welche eventuell den Eintritt verschaffte. Ich sage eventuell. Der Saal faßt ungefähr 800 Menschen. Eine kleine Nummer für Paris. Die Plätze sind in festen Händen und werden vererbt. Es besteht aber die Verordnung, daß kein Platz leer bleiben darf. Ueber eine Karte, die eine Stunde vor Beginn des Konzerts, das in den Nachmittagsstunden beginnt, nicht abgeholt wurde, verfügt die Administration. Eventuell werden 40—50, ein anderes Mal nur 10—20 Plätze durch Krankheit oder Abhaltung frei. Diese Plätze werden dann eine Stunde vor dem Konzerte an die Nummernbesitzer verteilt. Obwohl ich eine der ersten Nummern hatte, war es mir doch erst wohl, als ich die Karte in Händen hatte. Das Vorrecht beim Queue-Stehen wird bekanntlich respektiert. Streitereien fanden keine statt. Hatte einer schon mehrere Stunden seine Stelle eingenommen, durfte er sich auch auf einige Zeit entfernen, ohne sein Recht zu verlieren. Man konnte sich auch auf die Treppe setzen. An Unterhaltungen fehlte es ebenfalls nicht. Allerlei Späße wurden gemacht. Endlich war die Nacht vergangen und die Nummern verteilt, dann zerstreute sich die Gesellschaft, die vielleicht zum Schluß aus 60 Köpfen bestand.

Das Konzert war sehr interessant. Die Kaiserin war anwesend. Damals lag schon der italienische Krieg in der Luft. (1859.) Jedermann sprach davon. Es empörte mich, daß „Gott erhalte Franz den Kaiser“ unter frenetischem Beifall gespielt wurde. Dieselben Leute schlugen sich die Hände wund, welche nach einem Vernichtungskrieg gegen Oesterreich schrieen und die Kaiserin hörte das so vergnügt mit an, während sie gewiß am meisten zum Kriege schürte. Es ist diese Nummer aus Haydns sogenanntem Kaiserquartett ein Paradestück des Konservatoriums. Es wird vom ganzen Streichorchester ausgeführt und macht eine wundervolle Wirkung. Eine Beethovensche Symphonie und Mendelssohns Sommernachtstraummusik war auf dem Programm. Mein Nachbar machte bei Mendelssohn die Bemerkung: „C'est joli mais bien froid“. Beim Ausgang sah ich Auber in lebhaftem Gespräch mit einem Herrn begriffen.

In einer Kammermusiksoiree hörte ich ein Haydnsches Quartett wundervoll ausgeführt.

Hans von Bülow hatte ich getroffen. Er schickte mir zu seinem Konzert eine Karte. Er spielte mit großem Beifall. Die Elite von Paris hatte sich eingefunden. Frau Cosima machte die Honneurs. Meyerbeer saß unweit von mir und fiel mir durch seine Lebhaftigkeit und Redseligkeit auf. In den Pausen stand er und hielt förmlich Cercle.

Als ich einst an den Tuilerien vorüberging, spielte im Garten Regimentsmusik. Ich frug nach dem Grund dieser Produktion. Es wurde der kleine kaiserliche Prinz gezeigt, der auf dem Balkon zuhörte. „C'est pour le distraire“, meinte ein Arbeiter.

Im Louvre begegnete mir einmal Therese Milanollo. Ich hatte sie seit Konstanz nicht mehr gesehen.

Obgleich sich die Pariser so sehr auf den italienischen Krieg freuten, der

Deutsche als solcher war sehr beliebt. Eine Liebe, die mit Bedauern und Verachtung gemischt war. In der Art, wie sie einem immer unter die Nase rieben: „n'est-ce pas Paris est une jolie petite ville?", lag schon etwas Beleidigendes. Ihre Kriegswut trug ganz den Charakter der Ungeduld der Kinder, wenn ihnen ein Amusement in Aussicht gestellt ist. Kindisch freuten sie sich auf die zu erwartenden Siegesbulletins, Truppeneinzüge, Illuminationen. Wie verhätschelten sie ihre unbesiegbaren Zuaven!

Einen großen Opernball an Micarême machte ich auch mit. Beim Nachtessen in einem der Foyers hatte ich eine echt pariserische Unterhaltung. Neben mir saß ein Paar, dem besten Arbeiterstand angehörend. Als der junge Mann auf kurze Zeit sich entfernt hatte, redete sie mich an: „Vous n'avez pas de femme?" „Je ne suis pas marié." „Oh je ne parle pas de ça." Sie meinte eine Geliebte, was unter femme auch verstanden wird. „Ich finde keine", sagte ich lachend. „O, es laufen ja genug hier herum. Ich möchte Ihnen gerne dienen, aber sehen Sie, der Junge ist ein gentil garçon. Ich lebe schon längere Zeit mit ihm. Ich möchte ihm nicht untreu werden. Wenn Sie einmal Handschuhe brauchen, in diesem Laden bin ich." Sie gab mir ihre Adresse.

Todmüde nach Mitternacht aus einem Theater gekommen, hatte ich mich gerade zu Bette gelegt, als neben mir Trompete geblasen wurde. Ich kleidete mich rasch wieder an, klopfte und trat bei meinem Nachbar ein. Ich frug ihn so höflich als möglich, wie lange er in der Nacht seine Exerzitien unternehme, er würde wohl einsehen, daß ich dabei nicht schlafen könne. Ich zöge es daher vor, unterdessen im Mondschein spazieren zu gehen. Sehr artig gab er zur Antwort, er werde sofort aufhören. Ich habe ihn auch nie wieder gehört.

Ein andermal ging es auf der andern Seite sehr hoch her. Es wurde hart an der Wand gelacht, gescherzt, geküßt. Natürlich war von Schlaf keine Rede. Endlich verläßt der Liebhaber das Zimmer. Ich denke, jetzt gibt es Ruhe, nun aber fängt die Donna an französische Couplets zu singen. Ich fange auf deutsch an fürchterlich zu fluchen. Auf einmal werde ich im schönsten Straßburger Deutsch angesprochen: „Was fluechet Sie jetz au gar so fürchtig?" „Da soll einer nicht fluchen, man kann ja die ganze Nacht kein' Aug' zutun." „Ah, wisset Sie, ein Amant isch bi mer xi, un mer hän ä paar Fläsche trunke. Kummet Sie rüber, i ha no e Fläsche, die wemmer mit enander ussufe." Ich dankte für diesmal und stellte ihr in Aussicht, ein andermal ihr einen nachbarlichen Besuch abzustatten. Wer weiß, was daraus geworden wäre! Ich begegnete ihr später auf der Treppe. Sie war sehr hübsch. Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, wurde durch ein Ereignis unmöglich gemacht, das ich nun erzählen werde. Just am andern Morgen trat mein Vater in die Kammer herein. Er war die Nacht hindurch in dritter Klasse von Straßburg nach Paris gefahren. Das kam so: In meinen Briefen hatte ich die Pracht und Ueppigkeit der Weltstadt mit glänzenden Farben geschildert und in ihn gedrungen, er solle doch meine Anwesenheit benützen und sich Paris einmal ansehn. Heimweh nach dem alten Herrn, die Freude, ihm Führer sein zu können und die Aussicht, keine Ratten und Mäuse mehr essen zu müssen, waren gleichmäßig verteilt, in dem Motiv, mir den Vater zu verschreiben. Jubelnd empfing ich ihn und proponierte ihm gleich einige mittlere Hotels, die ich für ihn in Aussicht genommen hatte. Er aber fand mein Zimmer allerliebst, und das breite französische Bett, das einzige Ueppige auf meiner Bude, imponierte ihm. Kurz, er sprach so lange darum herum, bis ich genötigt war, ihn einzuladen,

Zimmer und Bett mit mir zu teilen. Er nahm es wahrhaftig an. Um das zu verstehen, muß ich einiges aus dem Vorleben meines Vaters erwähnen.

Er hatte eine harte Jugend gehabt. Sein Vater behandelte ihn streng, fast lieblos, das lag im Geiste der Zeit. Als Knabe kam er nach Wien ins Theresianum. Als Leutnant sah er seine Heimat wieder, und es war charakteristisch, daß ihn sein Vater mit den Worten empfing: „Ferdinand, Du bist jetzt Leutnant, Du wirst Dich aber wie früher in die Hausordnung fügen." Morgens mußte er sich durch den Bedienten anmelden lassen und mit der Anrede: „Guten Morgen, Exzellenz Papa" die Hand küssen. Der Großvater hatte einen verschwenderischen Haushalt, seinem Sohne gab er aber nicht einen roten Heller. Als Leutnant in Wien litt er geradezu Mangel. Die ersten Salons waren ihm geöffnet, hatte er aber einen Abend ohne Einladung, so war er genötigt, sich vom Bedienten ein frugales Essen aus dem Speisehaus holen zu lassen, das er im Bett verzehrte. Sein Regieholz pflegte er zu verkaufen, um seine nötigsten Ausgaben bestreiten zu können. Als Hofkavalier beim Fürsten zu Fürstenberg hatte er alles, nur kein Geld. Nach dem Tod seines Vaters, der mit 92 Jahren starb, fand er alles in Unordnung. Jahre der Sparsamkeit waren geboten. Das Revolutionsjahr 48 kam heran mit seinen Beängstigungen. Es dauerte lang, bis er in den Genuß seines schönen Vermögens kam. Es war zu spät. Er war zu alt, und Sparen zur zweiten Natur geworden. Seine noble Natur brach manchmal durch, aber gerade gegen sich war er am härtesten. So damals.

Ich zeigte ihm Paris. Billige Restaurants wurden nach wie vor frequentiert. Nach vierzehntägigem Aufenthalte hatte der Vater genug und wir fuhren zusammen in dritter Wagenklasse nach Stuttgart zurück.

* * *

Auch der zweite Teil meiner Jugend geht nun seinem Ende zu. Wallbach und Rüthling waren verheiratet, Kröner verlobt. Doch fuhr letzterer fort, den regsten Anteil an meinem Schaffen zu nehmen. Auch von anderer Seite fand ich immer wieder Aufmunterung.

Dagegen kam mir zu Ohren, daß ein Tageskritiker, namens Ganther, die Aeußerung tat, für einen Baron komponiere ich nicht übel. Der Baron verfolgte mich noch Dezennien lang. Es war so leicht, mit dem Baron mich zum Dilettanten zu degradieren. Eine Frage, die mich auch zur Verzweiflung bringen konnte, war: „Komponieren Sie noch?"

Rubinstein habe ich in jenen Tagen kennen gelernt. Er spielte uns öfter auf seinem Zimmer vor. Einmal spielte er auch das neue Heft des Hallbergerschen „Salon's" durch, das eben erschienen war und eine Nummer von mir enthielt. Liszt hatte das Klavierstück „Minnelied" sofort aufgenommen und noch in einem Briefe an Hallberger eine besonders günstige Kritik darüber ausgesprochen.

Rubinstein komponierte damals an einem Oratorium und fahndete auf einen Operntext. Als er mit mir das Theater nach einer Aufführung von Aubers Krondiamanten verlassen hatte, sagte er: „Für so einen Text verschreibe ich dem Teufel meine Seele". Die Weiber setzten ihm sehr zu. Auch Männer waren in ihn vernarrt. So der Schauspieler Wentzel, der fidele Kumpan, der auf die Frage, wie es ihm ginge, lachend zur Antwort gab: „Ich balanciere mein Schuldengebäude".

Horlacher war noch da. Er war in einem Konzert der Frau Schumann schnell eingesprungen, was ihm viele Freunde erwarb. Durch ihn lernte ich Frau Schumann kennen. Sie sah sehr traurig aus und sehr ermüdet. Er

sang viel von mir. Auch hatte er einige Manuskriptlieder von Hugo von Senger aus Leipzig mitgebracht, darunter den Text von Lingg: Zu Boden sinkt ꝛc.

Meines Vaters täglicher Begleiter auf Spaziergängen war Schreckenstein. Der nahm eine Stellung am Germanischen Museum in Nürnberg an, welche Uebersiedelung auch meinen Vater später nach Nürnberg trieb.

* * *

Um die Bekanntschaft mit dem Hause Schott weiter zu verfolgen, ging ich mit der Absicht nach Mainz, dort länger zu verweilen. Ich verkehrte hauptsächlich im Hause Maier.

Wenn man damals durch die Straßen ging, begegnete man einer sonderbaren Gestalt, halb weltlich, halb nonnenhaft gekleidet. Es war die Gräfin Hahn-Hahn. Ihre Leidenschaft war, gefallene Mädchen zu retten, d. h. sie aus der Sansara des Hin- und Hergeschobenwerdens zu erlösen, indem sie den Mädchen ihre Schulden bezahlte, durch die sie unlöslich an ihre Ausbeuter gefesselt waren. Sie ließ sichs viel Geld kosten. Die Unterhaltung der Mädchen in den Salons der Bordelle drehte sich hauptsächlich um die Gräfin Hahn-Hahn. „Zur Hahn-Hahn zu gehen" war ihre letzte Hoffnung. Außerdem gefiel sich die Gräfin in der Anbetung des kampflustigen Bischofs Ketteler. Die hohe Gestalt und die bronzenen Züge dieses Priesters fielen dem Fremden sofort auf. Wenn er Frühmesse las, kniete die Gräfin in der Nähe. Er soll sie manchmal verwarnt haben, wenn sie es zu auffällig trieb. Ihre berühmten graziösen Füßchen wußte sie noch sehr kokett zu setzen. Die Weltdame lugte aus der Kutte heraus.

Dann und wann besuchte ich Schopenhauer in Frankfurt. Er war es hauptsächlich, der mich zu dem Entschluß brachte, den Winter in Frankfurt zu verbringen. Nach etwa zweimonatlichem Aufenthalt in Mainz nahm ich Wohnung in der Eschenheimergasse neben dem Bundespalais.

* * *

Die interessanten Erlebnisse dieses Winters drehen sich hauptsächlich um Schopenhauer. Da ich oben das Zusammenleben mit dem großen Philosophen in dieser Zeit ausführlich geschildert habe, will ich kurz darüber hinweggehen und mich an anderes halten.

Wenn ich den Abend nicht mit Schopenhauer im Englischen Hof zubrachte, so war ich im Bürgerverein zu finden, in dem ich allabendlich Bekannte treffen konnte.

Zu den Stammgästen gehörte der alte Schindler, der Biograph Beethovens. Man hat dem Manne viel Unrecht getan. Es war beliebt, ihn als den Bedienten des Heroen hinzustellen und ihm jede Berechtigung abzusprechen, mit so einem Manne zu verkehren. Dem war aber keineswegs so. Er war ein ganz gescheiter Mensch. Seine komische Erscheinung und seine Manieren trugen dazu bei, daß er unterschätzt wurde. Es machte eine durchaus komische Wirkung, wenn der lange hagere Mensch mit seiner näselnden Stimme und seinen Telegraphenbewegungen dozierte. Seine literarischen Fehden verschafften ihm viele Feinde. Er sei gar kein Musiker, wurde ihm vorgeworfen. Als Musiker hat ihn auch fast niemand gekannt. Lächerlichkeiten, die ihm nacherzählt wurden, waren wohl meist erfunden. Dahin gehört wohl, daß er in Paris auf seine Karte geschrieben haben soll: Ami de Beethoven. Ich hatte den originellen Kauz sehr gern. Manches aus der Geschichte seiner Tage

habe ich erfahren, was er nicht drucken ließ, u. a. eine Szene von Beethoven mit Konradin Kreutzer. Kreutzer hatte einst Beethoven in einer Theaterloge aufgesucht. Er mochte ihn etwas auffällig als Kollegen behandelt haben. Darüber wurde Beethoven so wütend, daß er ihm von da an jede Annäherung unmöglich machte. Als Beethoven schwer krank darniederlag, ließ es Kreutzer keine Ruhe, daß der Meister im Groll von ihm scheiden solle. Er bat Schindler, ihm eine Unterredung mit Beethoven zu ermöglichen. Schindler riet ab, versprach ihm aber schließlich, ihn an Beethovens Krankenlager schmuggeln zu wollen. Beethoven erblickt plötzlich den Konradin Kreutzer, dreht sich um . . . Kreutzer stammelte einige Worte der Entschuldigung und suchte ihn durch Bitten zu rühren. Vergeblich! Er verharrte in seiner respektswidrigen Lage, bis Kreutzer zur Türe hinaus war. Wenige Tage nachher starb Beethoven.

Interessant war mir, daß Beethoven mit Vorliebe die Kammerreden eines meiner Verwandten las, die Reden des ritterschaftlichen Abgeordneten in Württemberg, eines Freiherrn von Hornstein. Einmal sagte der alte Schindler zu mir: „Warum komponieren Sie keine Kirchenmusik? Das ist noch das Einzige, was gebraucht und verlangt wird." Das sagte der Gute, wie der Kampf um Wagner schon begonnen hatte. Auf Mendelssohn war er schlecht zu sprechen. Er habe die Beethovenschen Tempi verdorben.

Empört war er über das Gerede, das damals allgemein verbreitet war, daß Schubert ein liederlicher, versoffener Musikant gewesen sei, ein „Asot", wie die Studenten in Schwaben sagen. Er kannte ja Schubert sehr gut und bestritt aus eigener Erfahrung dieses Geschwätz, bewies sogar die Unmöglichkeit solcher Geschichten.

Als ein großer ungarischer Grundbesitzer als Theaterdirektor in Pest viel Geld eingebüßt hatte, riet ihm Beethoven er solle dafür sorgen, daß sein Vieh öfter belegt würde.

Schindler behauptete immer, Schopenhauer habe große Aehnlichkeit mit Beethoven, besonders auffallend sei das, wenn er die Straße daher käme.

In einer großen Abendgesellschaft bei einem der Financiers traf ich Brentanos und zwei Deszendentinnen der Bettina.

Ein Lieblingsspaziergang von mir war der nach Offenbach. Dort trank ich einen Schoppen Wein und kehrte wieder zurück. Eines Tages begegnete mir auf der Mainbrücke ein bekanntes Gesicht. Es war Hugo von Senger. Er sah sehr abgerissen und verwahrlost aus. Ich ging auf ihn zu und erfuhr, daß er in den traurigsten Verhältnissen war. In Offenbach hatte er sich bei Andree erkundigt, ob er eine Stelle für ihn wisse, oder einen Auftrag für ihn habe. Andree gab ihm auch eine Arbeit, die rasch beendet werden mußte. Senger kam von einer Schmiere, an der er Kapellmeister war. Das Unternehmen verkrachte und sie spielten auf Teilung. Zuletzt wohnte er in einem Rebhäuschen bei Mülhausen im Elsaß. In Frankfurt wohnte er in einer Kutscherkneipe. Ich löste ihn dort los und nahm ihn in mein Zimmer auf, wo ich ihm ein zweites Bett aufschlagen ließ. Es dauerte noch sechs Wochen, bis er eine Stellung bei einem Theater am Unterrhein bekam. In der Zeit behalfen wir uns so gut, als es ging. Wir richteten uns eben so ein, daß es für Beide reichte. Das hat er mir zeitlebens nicht vergessen und heute noch pflegt er mich als seinen Retter hinzustellen. Viele Jahre später konnte ich ihm direkt mit einer Summe Geldes aushelfen, als er dessen sehr bedürftig war. Ich bin auf Kreuzer und Pfennig von ihm ausbezahlt worden, als sich seine Verhältnisse geregelt hatten. Bei einem Besuch in Genf übertrieb

er aber die Dankbarkeit dermaßen, daß ich in größte Verlegenheit kam. Er ließ mich nie bezahlen, was mich vor seinen Freunden sehr genierte. Wenn ich mich dann wehrte, wurde er heftig und gab als ultima ratio an, daß ich ihm zweimal das Leben gerettet hätte. Wir treffen ihn noch öfter auf seinen abenteuerlichen Fahrten.

Der Karneval war gekommen. Ich hatte schon einmal einen Mainzer Karneval mitgemacht. Ich wollte das repetieren und siedelte wieder nach Mainz über. Den letzten Abend verbrachte ich mit Schopenhauer. Beim Abschied sagte er zu mir: „Fahren Sie fort, die Welt mit ihrer Kunst zu beglücken." Die Abende mit Schopenhauer gab ich am unliebsten auf und gerade in diesem Winter waren sie am häufigsten und interessantesten.

* * *

In Mainz nahm ich Wohnung neben dem Gasthof zum Karpfen. Ich stürzte mich in den Strudel des Karnevals hinein. Ich wurde von Maiers oft verlacht, wenn ich in meiner Narrenkappe herumlief, auf die ich sehr stolz war. In den Narrensitzungen fehlte ich nicht, in denen der Hauptheld ein gewisser Schäfer war, das „Schäferche" genannt. Später wurde er ein leidenschaftlicher Agitator für Wagner.

Ich genierte mich wenig in jener Zeit und heute noch erzählen sie mir nach, daß ich in einer Gesellschaft in vornehmem Hause sämtliche Hohlhippen weggegessen hatte, bevor sie nur serviert waren.

Auf einem der Theaterbälle lernte ich eine Jüdin kennen, deren Mutter meinen Vater gesehen hatte, wie er bei einem Judenkrawall mit einer Abteilung Oesterreicher in der Judengasse Ruhe herstellte. Er wurde dann von den Juden sehr fetiert und zum Laubhüttenfest eingeladen.

Zu Maiers kamen auch die Geschwister Lehne, Marie, die älteste Lotte und Toni, die jüngste. Letztere noch ein Backfisch. Lotte war kurz vorher aus einem Pensionat in Worms zurückgekommen.

* * *

Meine Junggesellenjahre gehen zu Ende.

Diese Lotte wurde meine Frau. Ich verliebte mich so in sie, daß ich nach Stuttgart zum Vater eilte, seine Einwilligung holte, zurückkehrte und um sie anhielt. Wir verlobten uns.

Ich habe eine gewisse Scheu über ganz intime Dinge zu reden. Ich übergehe daher die Zeit, in der ich „mit des Bräutigams Behagen" in Mainz verweilte.

Nach etwa 4 Wochen reiste ich auf einige Tage nach Stuttgart zum Vater.

Dann lenkte ich meine Schritte nach dem Höhgau, zum ersten Male nach so vielen Jahren. Von Konstanz fuhr ich in der Post nach Engen. Von da ging ich zu Fuß nach Weiterdingen und stieg beim „Bauvogt" ab. Den andern Tag wurde ich aber von Herrn Winzeler, der dem Vater einen Hof abgekauft hatte, eingeladen, bei ihm in Storzeln zu wohnen. Ich nahm es an. Bei dem Onkel in Binningen konnte ich bei dem unseligen Zwist, der unter den beiden Brüdern herrschte, nicht absteigen. Bei Tante Emmi sprach ich vor. Es war eine Scene aus einem Walter Scottschen Romane entnommen.

Tante Emmi, die Witwe des älteren Bruders meines Vaters wohnte noch immer im Schlosse Weiterdingen. Die Kurie von Freiburg, welche das

Schloß erstand, um eine Pönitenziaranstalt für Geistliche daraus zu machen, duldete sie so lange, bis die Geistlichen eingezogen waren. Ihre Tage im Schlosse, das sie ihr Leben lang bewohnt hatte, waren gezählt. Sie hauste allein in den weiten Räumen mit einer alten 80jährigen Dienerin. Auf mein wiederholtes Klopfen am Portal vernahm ich endlich Tritte, welche sich dem Tore näherten. Mehrere Balken werden geschoben. Die Türe wird halb geöffnet.

„Wer sind Sie, was wollen Sie?" „Kennst du mich nicht mehr?" „Wie kommen Sie dazu mich zu duzen?" „Ich bin ja dein Neffe, der Robert." „Der Tonkünstler?"

Diese seltsame, unerwartete Frage, erklärte sich vollkommen damit, daß diese treffliche Dame, die doch eigentlich ziemlich „verbauert" war, noch mit der Welt durch das Beiblatt der „Allgemeinen Zeitung" zusammenhing. Das war ihre tägliche Lektüre, ihr Stolz, ihre Freude. Wenn sie in ihrer bäuerlichen Kleidung plötzlich ein künstlerisches oder wissenschaftliches Thema berührte, traute man seinen Ohren nicht.

Als sie das Schloß verlassen mußte, mietete sie sich in der ehemaligen Kutscherwohnung ein. Das Wohnzimmer war zugleich Küche und hatte kein Fenster. Wenn im Winter die Türe geschlossen war, bekam sie nur Licht aus dem anstoßenden Schlafzimmer, welches stets mit Rauch aus dem Küchensalon erfüllt war. In diesen Keuchen wohnt die alte Schloßfrau nun schon über ein Vierteljahrhundert gesund und froh. Bei ihren geringen Mitteln läßt sie noch Bauernbuben studieren, unterstützt Kranke, hilft wo sie helfen kann. In der Kirche steht ihr die herrschaftliche Loge zu Verfügung, sie setzt sich aber mitten unter die Bauernweiber. Sie führte mich nun die breiten Treppen hinauf, am Rittersaal vorüber, wo die zwei Ritter am Portale standen, aber nun verschwunden waren, in ihre leeren Zimmer. Wie hatte sich das verändert seit meiner Kindheit!

In Storzeln saß man Abends am Herdfeuer. Geschichten aus Binningen wurden erzählt und manche glaubten sich bei mir einzuschmeicheln, wenn sie der dortigen Herrschaft Uebles nachredeten. Vor meiner Abreise übergab mir der Verwalter 1600 fl. eingegangene Gelder, um sie dem Vater zu überbringen. Es war kein Papier, wenig Gold, meist Silber in einen Sack eingenäht. Es war das erste Mal, daß ich so viel Geld in Händen hatte. Nicht ohne Sorge führte ich diesen ungewohnten Transport.

In Stuttgart bereitete sich Freund Kröner ebenfalls zur bevorstehenden Hochzeit vor. Schon bei einer früheren Anwesenheit hatte ich Mörike aufgesucht, auf Grund dessen, daß ich den „Feuerreiter", „Mausfallensprüchlein" und „Frühlingslied" von ihm komponiert hatte. Der einfache Mann nahm mich sehr freundlich auf. Unter anderen tat er die Aeußerung: „Meine geringen literarischen Erfolge machten mich nicht unglücklich. Ich war nie ehrgeizig". Diese Worte fielen mir immer wieder ein, wenn er an unserem Hause vorüberkam, seine Kinder in einem Korbwagen selber ziehend.

Ich strebte wieder Mainz zu. Mit meiner Braut, die in Worms auf Besuch war, traf ich ein. Die Tage der Hochzeit rückten heran. Ich wohnte unweit des bischöflichen Palais.

Den letzten Junggesellenausflug machte ich nach Aschaffenburg. Ich hatte Linggs Gedichte bei mir, von denen ich sehr begeistert war. Zwei Tage war ich fort. Unterdessen wurden die Hochzeitsfeierlichkeiten im Hause der Braut vorbereitet. Die Großmutter Reichardt wuselte emsig herum. Diese geistreiche und energische Frau hatte ein merkwürdiges Leben hinter sich.

Zur Zeit der Revolution war sie in einem Pensionat in Paris. Die Mädchen wurden in Prozession an die Guillotine gebracht, um ihre patriotische Gesinnung zu stärken und ihre Freiheitsideen zu erweitern. Sie wohnte denn auch der Hinrichtung Marie Antoinettens bei. Ein Herr hielt sie empor mit den Worten: „Vous verrez quelque chose, que vous ne verrez plus jamais". „O, cette jolie robe!" rief das Mädchen aus beim Anblick des mit Straßenkot beworfenen weißen Kleides der Königin. Auch an das blutende Haupt Robespierres erinnerte sie sich.

Mein Vater war zur Hochzeit gekommen. Die einfache würdige Handlung auf dem Stadthause machte mir einen günstigen Eindruck gegen den theatralischen Vorgang in der Kirche. Schon das sogenannte Stuhlfest oder Brautexamen machte mir einen widerlichen Eindruck. Geradezu komisch waren die blöden Fragen des jungen Geistlichen, der die gezwungene Beichte abnahm. Ich beichtete ihm, um der Form zu genügen, allerlei jungenhafte Albernheiten, z. B. ich habe meinen Eltern nicht immer gefolgt. „Wie oft haben Sie Ihren Eltern nicht gefolgt?" Ich nannte eine runde Zahl, wodurch er zufriedengestellt war. Meine Vater hatte bei der Trauung seine rote Maltheseruniform an, was den Gassenjungen sehr in die Augen stach.

Meine Frau und ich zogen uns nach den Hochzeilsfeierlichkeiten zurück, um auf den Zug ins Rheingau zu gelangen, hatten uns aber nicht umgekleidet und fielen auf dem Bahnhofe in Kastel sehr auf durch unsere festlichen Gewande. Die Großmutter hatte vergessen, in Winkel, dem meiner Frau gehörigen Landhause, für uns zu sorgen. Wir mußten durch einen Schlosser aufbrechen lassen und fanden nur einige Schokoladetafeln und etwas Brot vor. So war unser Einzug in Winkel.

Es kamen idyllische Tage. Schopenhauer hatte Recht, als er mir sagte: „Nun da werden sie Ihre Tage zwischen der Vossischen mit ihren unzähligen Beilagen zubringen." Ich räumte die vorgefundene Bibliothek ein, Reste der großen Hoffmannschen Bibliothek.

Ja, ich fing sogar zu gärteln an, wozu ich mir einen Leitfaden zur Gartenkunst angeschafft hatte. Vom Gartenhäuschen sah ich hinüber ans linke Rheinufer. Nach einer Weinprobe, die im Keller vorgenommen wurde, kam ich in erhöhter Stimmung wieder in den Garten zurück. Beim Anblick des linken Rheinufers hatte ich eine Art Vision, die mir versicherte, daß dieses Land nie Deutschland verloren gehen werde. Ich mußte nach dem Jahre 70 oft daran denken.

An Stelle der Hochzeitsreise hatten wir einen Besuch beim Vater in Nürnberg und einen daran sich schließenden Winteraufenthalt in München festgesetzt.

Noch einmal wollte ich einen Abend mit Schopenhauer im Englischen Hof zubringen. In Kastel stiegen zwei Herren ins Coupé. „Haben Sie schon gehört, heute früh ist Schopenhauer gestorben", sagte einer zum andern. Ich war wie vom Blitz getroffen. Mein erster Gang war ins Sterbehaus. Dort wurde mir von der Haushälterin die traurige Nachricht bestätigt.

Des andern Morgens fand ich mich früh im Trauerhause ein, nahm Abschied vom Toten und schnitt mir eine Locke ab.

Gwinner, der Testamentsvollstrecker, kam, um die Leiche auf den Friedhof zu bringen. Mir gab er den Auftrag, etwaige Besuche zu empfangen. Der Sarg verschwand am Ende der Mainlust und ich stand allein in der öden Wohnung.

Zum Begräbnis kehrte ich nach Frankfurt zurück. Es fand 8 Tage

später statt, infolge eines testamentarischen Wunsches. Er hatte immer Angst, lebendig begraben zu werden. Es regnete stark während der Beerdigung. Im engen Raum waren die vielen Verehrer des großen Toten. Die Leiche hatte zu riechen angefangen. Manche mußten während der Reden, die gehalten wurden, den Raum verlassen. Sic transit gloria mundi.

Gwinner übergab mir noch die Flöte Schopenhauers, die er als junger Mensch auf der Reise ins südliche Frankreich bei sich hatte. Ein mir teueres Andenken.

Nach Jahren suchte ich die alte Haushälterin in ihrer Wohnung in Sachsenhausen auf. Ihr Pflegekind, der Pudel, war neben ihr. Ihr Zimmer war gerade so eingerichtet wie bei Schopenhauer. Man merkte gleich, daß man bei einer guten Katholikin war. Schopenhauer hatte diese Eigenschaft sehr an ihr geschätzt. Dagegen war auch sie tolerant gegen ihren Herrn. „Mein Gott ist doch besser als der von meinem Herrn", sagte sie einmal zu mir, als wir dem Buddha gegenüberstanden, der in Schopenhauers Zimmer aufgestellt war.

* * *

Es wurde nach Nürnberg aufgebrochen. Die Abende verbrachte ich während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes dort mit meinem Vater in seiner Stammkneipe. Adelmann hieß der Wirt.

Zu den täglichen Besuchern gehörte der geistreiche Freiherr von Bibra. Er war der unverfrorenste Cyniker, der mir je vorkam. Von Hause aus ein hervorragender Chemiker wurde er in seinem 50. Lebensjahre Romanschriftsteller, ohne den Chemiker an den Nagel zu hängen. Das ging so zu. Das Jahr 48 hatte ihn so degoutiert, daß er auf ein Jahr nach Südamerika ging, um naturwissenschaftliche Studien zu machen. Nach seiner Rückkehr schrieb er Reiseerinnerungen nieder, die solchen Effekt machten, daß sein Verleger Lust nach mehr bekam. Von da an war er in den Vormittagsstunden Chemiker, in den Nachmittagsstunden aber Schriftsteller. Um 5 Uhr hörte er auf, ging in einen eleganten Gasthof, aß dort üppig und trank eine Flasche feinen Weines dazu. Dann ging er zu Adelmann, wo er anfangs Pfeife, zuletzt Zigarren rauchte. Er hatte einen sprudelnden Witz und war immer herrlichster Laune. Ich mußte mir oft denken, ob wohl Jean Paul beim Glase Bier ebenso gewesen ist. Der fränkische Dialekt hätte auch gepaßt. Seine Heirat stimmte ganz zu diesem Manne. Er nahm sich die Tochter seines Bedienten zur Frau. Mit seinem Schwiegervater stand er im komischsten Verhältnis. Er ließ ihn bei Tisch servieren, selbst wenn Gäste da waren. Abgesehen davon, daß der Schwiegervater sein Bedienter geblieben war, genoß er alle Rechte eines Schwiegervaters. Er duzte seinen Schwiegersohn, der nie Miene machte, das Verwandtschaftsverhältnis zu verleugnen. Bibras Lieblingswunsch war, daß Amerika einen König bekäme. Auf den Rex americanus freute er sich wie das Kind auf Weihnachten. An die Möglichkeit einer deutschen Einigung konnte er nicht glauben. „Wie kann man einen Norddeutschen, der Speck mit Syrup frißt, mit einem Süddeutschen unter einen Hut bringen?" Bekanntlich hat er ein bedeutsames Buch über die Brode geschrieben. Zur Cholerazeit glaubte er dem Wesen der Krankheit auf die Spur zu kommen, wenn er ein Stück Fleisch aus einer Choleraleiche schneide, dasselbe brate und verzehre. Das führte er auch aus, ohne daß die Wissenschaft von diesem Opfer was profitiert hätte. Als er anfing zu erblinden, nahm er sich vor, nach gänzlicher Erblindung Gift zu nehmen. Wenn unser

Herrgott die Läden schließe, sei es Zeit zu Bett zu gehen. Eine rührende Liebe hatte er zu seiner Tochter. Schon der Umstand, daß er nach ihrer Verheiratung getrennt von ihr leben mußte, macht ihn ganz unglücklich.

Baron Aufseß, der Begründer des germanischen Museums, besuchte auch diese Gesellschaft. Vetter Schreckenstein, der Historiker, der die Ursache war, daß der Vater nach Nürnberg umsiedelte, kam in diese Gesellschaft sehr selten.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt brach ich mit meiner Frau nach München auf.

* * *

In der Max-Joseph-Straße neben dem Palais Oettingen fand ich eine nette Parterrewohnung.

Mein erster Gang war zu meinem hochverehrten Herrmann Lingg. Ich traf ihn in seinem Gärtchen und übergab ihm eine Karte von Wilhelm Hertz, der mich an sämtliche Mitglieder der Dichtergesellschaft Krokodil empfohlen hatte. Es sind mir wenige Menschen vorgekommen, die mir beim ersten Begegnen einen so sympathischen Eindruck machten. Bei diesem Menschen gab es keinen Zwiespalt zwischen dem Menschen und dem Dichter. Nicht, daß er durch eine besondere geistige Kraftentwicklung imponiert hätte. Dazu war sein Auftreten von vornherein zu schlicht, zu anspruchslos. Aber aus dem ganzen Wesen sprach ein mystisches Etwas: Das ist keiner von den Gewöhnlichen. Er brauchte kein Wort zu reden, man fühlte sich glücklich in seiner Nähe. Tat er aber den Mund auf, so kam etwas Geistreiches, oft Einziges heraus. Manchmal auch was Tolles, kaum Verständliches. Doch nach einigem Nachdenken war die Quelle schon zu finden, der diese Ideenassoziationen entströmten. Durch ihn lernte ich auch seinen Entdecker Fernbacher kennen.

Dieser Fernbacher war es, der mit einem Stoß Linggscher Gedichte eines Tages Geibel aufsuchte und ihn beschwor, sich dieses großen Talentes anzunehmen. Zum Glück kamen gerade einige der schönsten Lieder bei flüchtiger Durchsicht vor Geibels Augen. Er unterzog sich der Mühe, sie alle durchzulesen, wählte eine Anzahl aus, schrieb eine enthusiastische Vorrede und veranlaßte Cotta, den Band in Verlag zu nehmen. Außerdem stellte er dem König Max vor, er könne der königlichen Gnaden nicht froh werden, wenn sein genialstes Landeskind darbe. Der König setzte Lingg einen lebenslänglichen Gehalt, ich glaube von 600 fl., aus. Diese Handlungsweise Geibels wiegt in meinen Augen schwerer als einige Dutzend seiner Auflagen. Fernbacher bekam bei seiner Volljährigkeit ein kleines Vermögen ausbezahlt. Mit diesem ging er nach Paris und kam erst wieder, als der letzte Heller ausgegeben war. Er galt für einen Feinschmecker und man erzählte, daß das Geld hauptsächlich in guten Restaurants geblieben sei. Sein späterer magerer Gehalt als kleinerer Beamter gestattete ihm nicht, dieser Leidenschaft weiter zu fröhnen. Sechs Tage lang mußte er sich mit frugaler Kost begnügen. Am siebenten aber konnte er es nicht mehr aushalten. Da wurde eine feine Restauration aufgesucht.

Aus Paris hatte er eine seltsame Marotte mitgebracht. Er dehnte den Begriff „romanisch" oder wie er es altbayrisch auszusprechen pflegte „romannisch" möglichst weit aus, so daß die Grenze zwischen Romanien und Germanien an die Isar zu fallen kam. Die Vorstadt Au, in welcher Fernbacher das Lebenslicht erblickt hatte, war „romannisch", die Stadt München germanisch. Mit dieser närrischen Idee aber vertrug sich doch ein glühender Patriotismus. Er war wohl einer der ersten „Kleindeutschen". Preußen erteilte er die Mission Germanien vom Rhein bis tief nach Rußland hinein

auszudehnen. Was er an die „Romannen" abtrat, holte er sich zehnfach wieder bei Slaven und widerstrebenden Germanen. Holländer, Schweizer, Skandinavier schlachtete er alle ins Haus.

Charakteristisch für ihn war die Art, wie er sich bei meiner Frau für eine Einladung zum Tee revanchierte. Sonntags darauf kam er zur Besuchsstunde in elegantester Toilette. Nach den üblichen Begrüßungsformen frug er meine Frau, ob sie gerne „Bieren" esse. Nachdem diese Frage bejaht worden war, zog er aus allen Taschen Birnen hervor, legte sie auf den Tisch und wies ausdrücklich darauf hin, daß dieses Geschenk, Birnen aus dem Garten eines Verwandten, als Revanche für die freundliche Einladung aufzufassen sei. Dieses „Essen Sie gerne Bieren" wurde lange stehende Redensart bei uns. Er wurde später nach Speier versetzt, wo er sich lange unglücklich fühlte, durch die wirklichen oder vermeintlichen Chikanen eines Vorgesetzten. Als ich ihn dort einmal besuchte, lamentierte er mir einen Abend lang vor. Später heiratete er eine vermögliche Witwe. Ich will hoffen, daß sie ihm gut kocht.

Auch an Geibel und Heyse hatte ich Hertzsche Karten. Den „Hochdonnerer", wie wir Geibel nannten, traf ich gerade in Gesellschaft Paul Heyses. Letzterer hatte soeben erzählt, daß sich Baron Schack sehr unglücklich fühle, weil er Schopenhauer gelesen habe. „Warum liest der Esel so etwas", fuhr Geibel polternd dazwischen. Man kam auf Melchior Meyrs „Gott und sein Reich." „Er ist mehr Philosoph als Dichter", war die kurze Kritik Geibels. Diese Idee Geibels hat den guten Melchior einen Jahresgehalt gekostet. Meyr ist kein Dichter, hatte er einmal in fahrlässigster Weise zum König Max gesagt. So oft Melchior diese Geschichte erzählte, spielte ein trauriges Lächeln um seine Lippen. Geibel fühlte sich etwas als Dichterpapst und legte gerne los. In dieser Rolle unterstützten ihn seine oberpriesterlichen Manieren. Melchior Meyr pflegte das so auszudrücken. Hatte Geibel das Krokodil verlassen, rief er aus: „Der Hof ist fort."

Eine andere Art von Vornehmheit hatte Heyse. Eine elegante Wohnlichkeit umgab ihn. Er pflegte nicht zu poltern, sprach aber sehr „dezidiert." Beide benahmen sich sehr höflich gegen mich und luden mich ein, den Sitzungen der Dichtergesellschaft Krokodil beizuwohnen. Dort lernte ich dann die übrigen Matadoren der Literatur kennen.

Noch hatte ich Bodenstedt aufgesucht. Der arme Teufel war nicht auf Rosen gebettet. Die beiden Anführer der Dichtertruppe Geibel und Heyse behandelten ihn schlecht. Bodenstedt revanchierte sich, indem er sich mit einem besonderen Kreis von Verehrern umgab. Seine Mithelferin war seine Frau Mathilde, als „Edlitham" in seinen Gedichten gefeiert. Da seine Berühmtheit, was Breite betrifft, nicht geringer war als die seiner beiden Gegner, so wurde er von allen Schöngeistern beiderlei Geschlechts aufgesucht. Frau Edlitham nagelte sie dann fest durch Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit. Der Lyriker und der Novellist übergossen ihn dann wieder gelegentlich mit Spott, den ihnen Bodenstedt wiederum recht leicht machte, indem er mit seiner mehr als naiven Eitelkeit die schönsten Breitseiten darbot. Manches wurde ihm auch nacherzählt, was wohl sehr übertrieben, wenn nicht ganz erfunden war. Eine Hauptschwäche von ihm war der Glaube an seine Unwiderstehlichkeit bei den Weibern, in welchem Glauben er von Frau Edlitham, deren Stolz das war, unterstützt wurde. Unter anderem soll er erzählt haben, daß eine hohe Dame, es waren immer hohe Damen, zu ihrem Schutz aus Angst vor sich selbst sich mit allen ihren Kindern umgeben habe, so oft er bei ihr eingetreten

war. Die Sache war um so komischer, als er eigentlich gar nicht gefährlich aussah.

Das Krokodil kam in der Zeit in den Abendstunden bei Darburger unter den finsteren Bögen zusammen. Damals wurde viel gelesen. Nach jedem Vortrag entstand eine längere Pause. Endlich, um die Folterqualen des Delinquenten abzukürzen, ergriff einer der Dichterchefs das Wort. Meist Geibel oder Heyse. Geibel, der die Augen geschlossen hatte während des Vortrags, öffnete dieselben auch jetzt noch nicht, sondern holte seine Orakelsprüche aus einer andern Welt. Sie klangen so sicher, daß kaum gewagt wurde, zu widersprechen. Schon der salbungsvolle priesterliche Charakter seiner Dikta, mit einer Bärenstimme vorgetragen, erlaubte das nicht. Der weltgewandte Heyse griff das schon anders an. Er hatte es gleichsam auf eine Debatte angelegt, die dann auch erfolgte. Natürlich aber in einem Ton, wie er sich schickte, „so lange der Hof da war."

Selbst der widerhaarige Hopfen tat sich mehr durch Grimmassen und Brummtöne hervor, als durch eine regelrechte Opposition.

Nach 7 Uhr verschwand der hohe Gerichtshof. Geibel zog sich zurück, um ungestört seine Medizin nehmen zu können, die er schon damals gegen sein beginnendes Unterleibsleiden in Bereitschaft hatte. An festlichen Abenden, an denen er nicht verschwinden konnte, hatte er ein Fläschchen bei sich, aus dem er von Zeit zu Zeit nippte. Heyse, dem das Wirtshausleben ohnedies ein Greuel war, kehrte in seine Familie zurück und Bodenstedt entschuldigte sich, daß eine durchreisende russische Fürstin bei ihm den Tee trinken werde.

Jetzt konnte es losgehen. Die jungen Unsterblichkeitsaspiranten suchten ihren noch mangelnden Ruhm durch Bier zu ersetzen. Oft ging es noch tief in die Nacht hinein, meist in einem andern Lokal. Bierkenner wie Hopfen und Leuthold brachten irgend eines mit gutem Stoff in Vorschlag.

Der arme Leuthold! In dieser Gesellschaft mit so viel solidem Element vertrat er das Grabbesche. Die ersten Zeichen seiner geistigen Erkrankung traten erst später auf. Damals fiel er nur durch einen maßlosen Ehrgeiz auf, der sich hauptsächlich in einem bis zur Lächerlichkeit gesteigerten Neid aussprach. „Wenn ich ein gutes Gedicht lese, fühle ich mich unglücklich, daß ich es nicht selbst gemacht habe, lese ich ein schlechtes, bin ich seelenvergnügt", pflegte er zu sagen.

Als ich an einem solennen Abend des Krokodils in dieser erlauchten Gesellschaft mit meinen Liedern großen Beifall gefunden hatte, was mir die Ernennung zum Ehrenmitglied eintrug, kam er auf mich zu und sagte in seinem scharf akzentuierten züribieter Deutsch zu mir: „Die Lieder sind recht schön, ich kann aber nicht finden, daß sie etwas Welterschütterndes haben". Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß es gar nicht meine Absicht gewesen sein könnte, die Welt mit meinen Liedern zu „erschüttern". Denselben Abend sagte er zu C. Lemcke: „Du hast da eine schöne Hose, ich kann aber nicht finden, daß" — ich fiel ein — „sie etwas Welterschütterndes habe".

Sein Ideal war, bei Cotta gedruckt zu werden. Andere Anerbietungen wies er, als unter seiner Würde, zurück. So erlebte er das Erscheinen seiner Gedichte gar nicht, und nach seinem Tode kamen sie nicht bei Cotta heraus.

Am selben Abend gerieten Leuthold und Hopfen auf dem Heimweg aneinander, was damit schloß, daß Hans durch Leuthold zu Fall kam. „Da liegt er auf dem Hintern der Gerechtigkeit", schrie Hertz auf. Hopfen, der die Sache durch Hänseleien provoziert hatte, war damit zufrieden und hing sich bei Leuthold in den Arm ein. Hopfen pflegte zu jener Zeit die Abende

im Hofbräuhaus zuzubringen, allein Balzac studierend. Zwischen Rettichschwänzen und Maßkrügen, neben den ärgsten Kaffern sitzend, bei spärlichster Lampenbeleuchtung, versenkte er sich in den französischen Romancier.

An solchen Abenden, wie der eben beschriebene, hörte ich öfter Geibel glänzend improvisieren.

Sein poetischer Sultanismus machte sich oft recht unangenehm geltend. Einmal brachte ich einen Vetter mit, einen jungen, bescheidenen, gebildeten Menschen. Ich kam nicht dazu, ihn dem zuletzt eingetretenen Geibel vorzustellen. Unglücklicherweise fing er zu lesen an, bevor er ihn erblickt hatte. Mit zornfunkelndem Auge verfolgte er während des Lesens den Unglücklichen, dem sein Eintritt ins Krokodil dadurch sehr vergällt wurde.

Spontane enthusiastische Ausbrüche habe ich selten nach einem solchen Vortrage miterlebt.

Der glänzendste Erfolg, der mir erinnerlich, war Linggs schönes Gedicht: „Die Büste der Bacchantin“. In zweifelhaften Fällen entstand eine längere peinliche Pause. Meist war es dann Heyse, der einem so unglücklichen Autor den Gnadenstoß gab mit einem gewandten, rücksichtsvollen Tadel.

Hertz befand sich diesen ersten Winter, den ich bei den Krokodilen verbrachte, noch in England, um daselbst linguistische Studien zu machen. Er gehörte unbedingt zu den besten Deklamatoren. Auch Geibel, Heyse, Lingg hatten guten Vortrag. Geibel kam nur leicht ins Poltern, wenn er vom Pathos besessen war. Den gegenteiligen Vorwurf konnte man allenfalls Heyse machen. Sein Vortrag war eher zu maßvoll, als daß er über die Schnur gehauen hätte. Sehr originell und sehr fesselnd war die Vortragsweise Linggs. Auch da kam das Seherische des merkwürdigen Menschen zum Ausdruck. Die Wärme seines Tons, das Aufleuchten seines Auges wirkten mehr als jegliches oratorisches Strapazieren.

Eine ganz rätselhafte Erscheinung in unserem Kreise war Melchior Meyr. Erst nach seinem Tode wurde er uns einigermaßen verständlich und zwar wurde uns das Licht aufgesteckt durch eine Persönlichkeit, die uns ganz fern stand. Durch den Generalstabschef Grafen Bothmer wurden wir inne, daß er eine kleine Gemeinde um sich hatte, welche in ihm den Gründer einer eigenartigen Philosophie verehrte. Durch Briefe und Tagebücher, welche Bothmer, sein bedeutendster Jünger herausgab, erfuhren wir, daß er ein Vollbewußtsein seiner philosophischen Bedeutung hatte, während wir annahmen, daß er sein Philosophieren als Luxusartikel behandle und den Akzent auf den Dichter lege.

Dieser anscheinend so anspruchslose Mensch lebte der festen Ueberzeugung, daß die Zukunft erst ernten werde, was er gesät. Von diesem in der Tiefe brodelndem Ehrgeiz hatten wir keine Ahnung, auch nicht von den Qualen, die mit solchem Denken verbunden sein müssen, wenn die äußere Anerkennung so spärlich tröpfelt und nicht ein unerschütterliches Selbstvertrauen linderndes Oel aufgießt.

Daß ein solches Selbstvertrauen aber über alles hinwegheben kann, habe ich an Karl Ritter erfahren, der unentwegt Dramen schreibt, von denen er annimmt, daß ein späteres Jahrhundert sie hervorholen, aufführen und bewundern wird, obgleich er es nie dazu gebracht hat, daß die geringste Notiz von ihnen genommen wurde. Laube hatte ihm Hoffnung gemacht, ihn aufführen zu können. Es kam nicht dazu. Aber auch das brachte ihn nicht aus der Fassung. Ich werde wie Kleist erst nach meinem Tode Anerkennung finden, sagte er mir einst in Venedig. In diesem Glauben führt er ein

anscheinend glückliches Stilleben. So war es mit Meyr nicht bestellt. Jetzt erst verstehen wir seine oft leidenschaftlichen Ausbrüche und auch sein stilles resignierendes Klagen. Als ich ihn wenige Tage vor seinem Tode aufsuchte, klammerte er sich noch krampfhaft ans Leben, das ihm so wenig geboten hatte.

In der gemütlichsten Weise wartete Hans Hopfen seine nicht ausbleibende Berühmtheit ab.

Felix Dahn hatte damals seine Schwingen noch nicht entfaltet und so machte ihm noch einen großen Eindruck, als ich ihm einige seiner Gedichte, die noch Manuskripte waren, komponiert überbrachte.

Auch Grosse war damals noch nicht besonders hervorgetreten, genoß aber eine große Hochachtung und es wurde angenommen, daß er eine bedeutende Karrière machen werde.

Zu den ganz Unzufriedenen gehörte Becker. Er stand dem Krokodil fern. Ich war, wie ich glaube, der Einzige, der von ihm Notiz nahm, indem ich sein „Spielmanns Wanderlied“ in Musik setzte, das ebenfalls viel Anklang fand. Er rächte diese Vernachlässigung seiner Kollegen durch boshafte Ausfälle aller Art. Der eine oder der andere konnte sich eines Tages in einem Roman finden, in einer Weise, daß er auf diese seltsame Reklame gerne verzichtet hätte.

Einmal ließ er einen Roman aufsteigen, der gar keinen anderen Zweck hatte, als die Leute zu ärgern. Das ganze literarische München war darin vermöbelt.

* * *

Als es dem Frühjahr zuging, trafen wir Anstalten, nach Winkel aufzubrechen, wo meine Frau ihrer Entbindung entgegensehen wollte. Mit der Absicht, im nächsten Jahre wiederzukehren, brachen wir auf.

Alles ging vortrefflich vorüber. Ein kleines Mädchen wimmerte mir aus der Wiege entgegen. Lolo wurde sie später genannt. Lolo hatte, wie Jean Paul sagt, „das närrische, verhüllte, träumerische Ding, das bekannte Leben, den langen Traum“ angehoben. Mein Vater sollte Pate werden und traf von Nürnberg in Winkel ein. Im Winkeler Haus fand die Taufe statt. Der Vater blieb noch einige Zeit bei uns. Sehr mußte er lachen, wenn er mich das schreiende kleine Ding herumtragen sah. Er erinnerte sich dabei, daß man mich als Knaben mit schreienden Wickelkindern jagen konnte.

Schopenhauer sagte mir einmal: „Den eigenen Hund kann man bellen hören“, als ich mich verwunderte, daß er das Hundegebell vertrage bei seiner Aversion gegen Lärm und Geräusch.

Eines Tages fuhr ich mit dem Vater den Rhein hinunter nach . . . Dort wurde uns eine kleine Wirtschaft verraten. Der Besitzer schenkte nur eigenes Wachstum aus. Dort kneipten wir uns fest. Der joviale Wirt hatte eine herzinnige Freude an diesem Verhältnis von Vater und Sohn. Wir waren aber auch zusammen wie die Turteltauben. Wir spürten beide den Wein und der gute, alte Herr verstieg sich einmal auf dem Dampfschiff bis zum Deklamieren. Einmal zitierte er Fiesco: „Das herrliche Genua mein“.

Ach, es war der letzte schöne Tag seines Lebens. In Winkel wurde noch eine Flasche aus unserem Keller geholt und die Seligkeit wollte kein Ende nehmen.

Ich wollte dem Vater Trier und die Mosel zeigen. Bis Trier war er etwas enttäuscht, das Nahetal hatte ihm keinen Eindruck gemacht. Trier und die Mosel aber entzückten ihn sehr. Es sollte unsere letzte Reise werden.

Ich hatte ihn bis Mainz begleitet. Er bestieg das kleine Dampfboot, um an die Bahn in Kastel zu fahren. Rüstig, elastisch bewegte er sich auf dem Schiff und sprach gleich munter einen Herrn an, wie es seine Gewohnheit war.

Ich sah ihm noch lange nach. Ich hatte aber keine Ahnung, daß ich ihn nie mehr sehen würde.

Eine Flasche Johannisberger aus meinem Keller hatte er sich noch mitgenommen. Auf dem Todbett tat sie ihm noch gute Dienste. Tonele erzählte, daß er immer geschmunzelt hätte, wenn sie ihm von dem Wein reichte.

Ich kehrte nach Winkel zurück. Ruhig vergingen einige Wochen. Ich lernte italienische Phrasen auswendig, da ich mich mit einer italienischen Reise trug.

* * *

Ueber Freiburg ging mein Weg. Dann ging es über Basel, Luzern, den Gotthardt hinauf. Ziemlich rasch war ich in Genua, fuhr aber gleich den anderen Tag weiter nach Neapel.

Die Verhältnisse waren damals bald nach der Besitzergreifung durch die Piemontesen sehr unreif. Falsches Geld kursierte in Masse. Brigantaggio blühte. Als ich vom Vesuv zurückgekehrt war, betrachtete mich meine Hausfrau wie einen Revenant. In der Tat war der Vesuv damals ganz unsicher. Ich wäre aber auch in meiner Reisewut nach Pästum gegangen, wenn mich in Salerno nicht die piemontesischen Offiziere zurückgehalten hätten. Die Vorstellungen dieser Leute machten mich, den Familienvater, doch stutzig.

In der ewigen Stadt lernte ich einen jungen Geistlichen kennen aus Westfalen, der es mir ermöglichte, am Peter- und Paultage unweit des Papstes, der zelebrierte, Platz zu nehmen. Einen komischen Eindruck machte die Art Piononos, zu zelebrieren. So oft er sich segnend umgewendet hatte, nahm er auch eine Prise.

Ueber Florenz, Mailand, Venedig kehrte ich nach Deutschland zurück.

* * *

In den Abendstunden kam ich in München an. Bei Maler Adam erwartete ich Briefe. Es war mein erster Gang dahin.

Wie erschrak ich, als ich mehrere Briefe und Telegramme vorfand, in denen mir die Nachricht schwerer Erkrankung des Vaters zukam. Die Telegramme ließen keinen Zweifel zu, daß es sehr schlimm stehe. Ich hatte etwa zwei Stunden Zeit bis zum Abgang des nächsten Zuges nach Nürnberg. Ich ereilte ihn noch und kam um Mitternacht in Nürnberg an. Ich stürze auf Vaters Wohnung zu. Es war dunkel. Kein Licht schimmerte aus der Wohnung. Ich ahnte das Schlimmste. Nach langem, peinlichem Warten öffnete sich das Fenster. Tonele rief herunter: „Wer ist denn da? Um Gotteswillen, Sie sind's? Der Vater ist schon seit zwei Tagen begraben." Weinend ging ich durch die öden Straßen weiter.

Die väterliche Wohnung war polizeilich geschlossen. Da die Mutter noch lebte, wurde sie auch nicht geöffnet. Ich schrieb an Onkel Kirsner, er möchte doch nach Nürnberg kommen, als Vertreter der Mutter. Er kam rasch an. Es war aber z. Z. noch nichts in Ordnung zu bringen, und ich reiste mit dem Onkel ins Rheingau ab. Er ruhte sich einige Tage bei uns aus. Dann strebte er nach Karlsruhe, um seinen Sitz in der Kammer einzunehmen. Ich brachte ihn noch nach Mainz. Nach Winkel zurückgekehrt, finde ich ein Telegramm vor, daß meine Mutter gestorben sei.

Den andern Morgen reise ich nach Illenau ab. Dort finde ich schon

den Onkel, den das Telegramm im Theater während des Aktes erschreckte. Meine arme Mutter sah ich noch in der Totenkammer. Sie hatte einen ruhigen, fast schönen Ausdruck. Keine Spur 25jähriger geistiger Umnachtung war auf diesem Gesichte zu bemerken. Ich hatte sie nur dreimal gesehen. Als Kind von 6 Jahren auf der Durchreise nach Freiburg. Ich hatte zeitlebens eine schwache Erinnerung an dieses flüchtige Begegnen. Mit 20 Jahren sah ich sie wieder in Illenau. Einen Morgen lang saß ich an ihrem Bette. Sie war geistreich und liebenswürdig. Nur war die Kette in einzelne Stücke zerrissen. Und die einzelnen Glieder der Kette waren so schön. Sie hatte mich nicht erkannt, sondern erwartete sich bei Ankündigung ihres „Roberts“ ein Kind von 6 Jahren. Sie erbleichte bei der Ankündigung. Eine Idendität zwischen diesem sechsjährigen Kinde und mir herzustellen war ihr unmöglich.

Zum dritten Male stand ich an ihrem Sarg und folgte tags darauf dem Sarg an das stille Grab auf dem Illenauer Irrenfriedhof. Ein großer Teil der Kranken folgte. Sie war ja von allen so sehr geliebt. Welch' ein Leichenzug!

Meine beiden Eltern, die lang getrennten, hatte der Tod in einer Woche wieder vereinigt. Der Onkel meinte, es sähe aus, als sei sie gestorben, um uns die Arbeit und Mühe der Erbschaftsauseinandersetzung zu ersparen.

Den armen Vater an sein Grab zu begleiten, hatte mir das Schicksal mißgönnt. Er wurde in eines der Nürnberger Massengräber versenkt. Eine alte Nürnberger Sitte. Mir graute, als ich davor stand. Meine erste Sorge war daher, ihm ein eigenes Grab zu verschaffen. Da er einmal beim Besuch des Rochuskirchhofes ein Monument gesehen hatte, das ihm besonders gefiel, ließ ich bei Lenz und Herold ein ähnliches gießen. An einem kalten Wintermorgen wurde er transferiert. Tonele, ich und einige Totengräber wohnten dem traurigen Akte bei. Der schöne Sarg wurde von Tonele kaum wieder erkannt, so hatte ihn ein halbjähriger Aufenthalt im Schoß der Erde zugerichtet.

Lebt wohl ihr Eltern beide!

Tausend Erinnerungen habe ich an meinen Vater. Kein Tag vergeht, an dem mir nicht einer der Witze, der treffenden Bemerkungen des guten alten Herrn einfielen, während ich von der Mutter kaum mehr weiß wie von einer flüchtigen Reisebekanntschaft mit wenigen, aber unvergeßlichen Episoden.

* * *

Ich kehrte über Winkel nach Nürnberg zurück. Nun wurde die Wohnung geöffnet, das väterliche Vermögen mir ausgeliefert. Es war viel bedeutender, als ich je geglaubt hatte. Was hatte der Mann gespart! Alles für mich!

Ein Abstecher nach München hatte den Zweck, dort ein Quartier zu suchen. Ich fand ein passendes in der Karlsstraße.

Während meines mehrtägigen Aufenthaltes schlenderte ich eines Morgens in die alte Pinakothek. Dort fand eine Begegnung statt, die von weittragender Bedeutung war. Ohne diese Begegnung wäre mein Verhältnis zu Richard Wagner wohl das alte geblieben und hätte nicht diese unangenehme Wendung bekommen. In der Pinakothek stieß ich auf Wagner, Ollivier aus Paris mit seiner Frau, der Schwester der Cosima Liszt. (Bülow).

Wagner stellte mich Ollivier vor, sprach längere Zeit in seinem schlechten stotternden Sächsisch-Französisch über mich und betonte auch meine philosophische Begabung. Ich gab den Führer ab. Als wir am Obelisken vorbeikamen, übersetzte ich Ollivier das originelle Motto: „Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung.“ „C'est tiré de long“, meinte er.

Ich aß mit den Reisenden an der Tafel im Bayerischen Hof. Nach Tische wurde eine Spazierfahrt gemacht. Bei der Rückkehr war Wagner sehr lebhaft und fing an, den Parkettboden des Hotelzimmers als Schleife zu benützen. Der steifleinene Ollivier sah diesem seltsamen Gebaren ganz verdutzt zu. Die gegenseitige Sympathie war offenbar sehr gering. Wagner flüsterte mir auch diesbezügliche Worte zu.

Frau Ollivier war das gerade Gegenteil ihrer Schwester Cosima, schon in der äußeren Erscheinung. Wahrscheinlich war sie ebenso ausgesprochen die Mutter (Gräfin D'Agoult, Daniel Stern), wie Cosima der Vater Liszt.

Als wir in dem Industriepalast eine Gemäldesammlung moderner Bilder anschauten, kam uns ein Wasserfall zu Gesicht. Wagner wandte sich mit komischem Schauer ab: „Wasserfälle erinnern mich an meinen Durchfall in Paris." (Tannhäuser.)

Im Hoftheater wurde Robert der Teufel gegeben. Wagner wollte das ihm unbekannte Haus sehen und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Wir wohnten einem Akt im Stehparkett bei. Er hatte offenbar seit vielen Jahren keine Note Meyerbeer gehört. Die Musik machte ihm einen unangenehmen Eindruck. Er sprach sich lebhaft darüber aus. Nach dem Akt brach er auf. „Im Orchester wurde ich erkannt", warf er vor sich hin beim Aufbruch. Das Haus überraschte ihn sehr. „Das ist ja ein großes italienisches Opernhaus." Nun ging es auf seinen Wunsch auf einen Bierkeller. Ich brachte die ganze Gesellschaft auf den Knorrkeller. Er und die Pariser ließen sich's wohl schmecken. Die Primitivität und der Radi imponierten ihnen sehr. Ollivier hatte echt französisch von München nicht die blasseste Vorstellung. Auf dem griechischen Platz sagte er mehrmals: „Was haben Sie hier für Architekten! Wie geschmackvoll gegen das Monstrum von der Madeleinekirche!"

Es wurde Zeit, an den Bahnhof zu gehen. Olliviers wollten mit dem Nachtzug nach Salzburg, um Bad Reichenhall aufzusuchen, das der Frau verordnet war. Wagner strebte nach Wien, wo er Aussichten hatte, den Tristan auf die Bühne zu bringen. Ich blieb am Waggon bis zur Abfahrt. Es war dies der letzte Tag, den ich in herzlichem Verhältnis stehend mit Wagner verbrachte. Leider!

Ich hatte ihm vom Tod meines Vaters erzählt, von meiner Verheiratung, von Winkel, von meiner Absicht, in München mein Domizil zu nehmen. Daraus baute sich ein halbes Jahr später unser Zerwürfnis auf.

Oft habe ich es schmerzlich bedauert, daß ich dem Manne nicht bis zu seinem Lebensabende Freund bleiben konnte. Aber es konnte nicht sein, es ging mir eben wie so vielen Anderen. Dem Schicksal konnte ich nicht entgehen, das mir Karl Ritter in Zürich prophezeit hatte. Auch ohne die Begegnung in der Pinakothek wäre es so gekommen. Auch wenn eine andere Antwort auf seinen Brief erfolgt wäre, konnte die Katastrophe nicht ausbleiben. Es verstrich noch einige Zeit, bis eine ganz andere Wendung eintrat und dann war man noch nicht sicher. Denn ganz war ihm doch nie geholfen. Diese Kette schleppte er zeitlebens mit sich herum. Vielleicht, wenn er früher eine Cosima zur Seite gehabt hätte. Doch auch über den Einfluß dieser Frau auf ihn sind ja die Akten noch lange nicht geschlossen. Die nächsten Jahre werden viel über ihn bringen. In den Tagen seiner fürstlichen Stellung in Bayreuth war er ja sichtbar wie ein Monarch, der Feste gibt und cercles hält. Ich kannte ihn, wie er von wenigen gekannt, von noch wenigern verstanden war. Aber eines habe ich von seinen späteren Freunden voraus: ich kannte ihn auf der Höhe seiner Schaffenskraft, im besten Mannes-

alter, berühmt wohl, aber noch nicht angebetet und Anbetung haben noch die wenigsten ertragen.

Nicht sehr lange nach unserem Zerwürfnis eröffneten sich ihm die glänzendsten Aussichten durch den Regierungsantritt König Ludwigs II.

Wagner kam nach München. Eine Kousine meiner Frau, Mathilde Maier, kam zu Wagner und Frau von Bülow in nähere Beziehungen. Fräulein Mathilde wohnte bei uns. Wagner besuchte sie. Bülows gingen bei uns aus und ein. Dann und wann begegneten wir uns, wechselten einige freundliche Worte, aber ein intimer Verkehr fand nie wieder statt. Ging es doch den meisten so, welche in der Zeit mit Wagner verkehrt hatten. Ich könnte fast sagen: „Noch keinen sah ich fröhlich enden."

Das letztemal bin ich ihm nahe gekommen beim Bankett nach der erstmaligen Aufführung der Trilogie in Bayreuth. Ich saß neben Mathilde Maier, die er zu begrüßen kam. Auch für mich hatte er einen freundlichen Gruß. War es doch der glänzendste Abend seines Lebens, nur getrübt durch die Taktlosigkeit der Rede, die er nach Schluß des letzten Abends gehalten hatte und die allgemein verstimmt hatte. Aber auch diesen Schatten verscheuchte er durch eine glänzende Rede, die er am Bankettabend gehalten hatte. Ja, wenn diesem glänzenden Geist und im Grunde guten Menschen die Taktlosigkeit nicht so oft einen Streich gespielt hätte!

Als seine Leiche in den Bahnhof in München einfuhr, stand ich abseits allein. Ich hatte mir ein stilles Plätzchen erobert, fern von der offiziellen Trauer und gedachte wehmütig der Tage, die ich in meiner Jugend mit dem nun stillen Manne verbrachte in einer Zeit, in der er noch nicht die Höhe erklommen hatte, die zu erklimmen nur wenige Sterbliche prädestiniert sind.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Briefe Franz von Roggenbachs.

Mitgeteilt von Ernst Traumann in Heidelberg.

Das Abendblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 6. Juni brachte unter der Ueberschrift „Franz von Roggenbach" eine Korrespondenz, worin die Verdienste, die sich der jüngst verstorbene Staatsmann als Kurator der neugegründeten Universität Straßburg erworben, kurz beleuchtet werden. Es ist darin die Frage offengelassen, „ob es mehr glücklicher Instinkt, als zielbewußtes Prinzip gewesen ist, als der Organisator aus der deutschen Universitätsgelehrtenwelt nicht die fertigen, sondern die werdenden Namen herausnahm, um die neueste deutsche Hochschule damit zu schmücken." Wenn ich im folgenden zwei Briefe Franz von Roggenbachs veröffentliche, so geschieht es nicht nur, weil sie über die Intentionen und das Vorgehen des ehemaligen Universitätskurators in authentischer und erschöpfender Weise Aufklärung geben, sondern auch, weil sie auf manche Zustände unseres politischen und sozialen Lebens, sowie auch auf einige hervorragende Persönlichkeiten — und nicht in etzter Linie auf Roggenbach selbst — ein Licht werfen, das, von einer so autoritativen Stelle ausstrahlend, für die Oeffentlichkeit Bedeutung gewinnen muß. Am 21. Juli 1904 hatte die „Frankfurter Zeitung" (1. Morgenblatt

Nr. 201) zum 80. Geburtstage Kuno Fischers ein Feuilleton aus meiner Feder: „Kuno Fischer und David Friedrich Strauß" gebracht, worin ich eingehend der Berufungen erwähnte, die für Kuno Fischer in Frage kamen und die in seiner Korrespondenz mit Strauß eine so gewichtige Stelle einnehmen. Meine Darstellung enthielt die Bemerkung: „Als es mit den Berufungen nach Straßburg ernst wird, denkt Strauß, wie er an Zeller schreibt, in erster Linie an Kuno Fischer, der ihm mit seiner glänzenden philosophischen Rednergabe für diesen Posten wie prädestiniert erschien. Doch es erfolgte nichts, Roggenbach hatte von Fischers Gegnern, den Anhängern Trendelenburgs von Berlin her einen wahren Haß gegen ihn eingesogen." Diese meine Behauptungen beruhten Satz für Satz auf dem Wortlaut eines Briefes von D. F. Strauß an Eduard Zeller vom 22. Februar 1872 (siehe Nr. 547 der „Ausgewählten Briefe von David Friedrich Strauß", herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller, Bonn 1895), worin es lautet: „Es machte mich daher sehr verdrießlich, daß von seiner Berufung nichts zu hören war und betrübte mich vollends, wie ich aus einem Briefe von ihm vernahm, daß Roggenbach gegen solche, die ihn genannt, mit einem wahren Hasse von ihm gesprochen habe, den er in Berlin von den Anhängern Trendelenburgs gegen ihn eingesogen. Hätte man ihn nach Straßburg, Dich nach Berlin berufen, so wäre nach dieser Seite nichts zu wünschen gewesen." Daß Franz von Roggenbach noch am Leben sei, schwebte mir zur Zeit, als ich jene Sätze niederschrieb, nicht vor; doch trug ich umsoweniger Bedenken, den von Kuno Fischer geäußerten Grund als Tatsache zu nehmen, als ich voraussetzen mußte, daß Eduard Zeller, zugleich der Adressat jenes Schreibens und der Herausgeber der Briefe von D. F. Strauß, als Fachgenosse Fischers die Sachlage kannte und, wie mir die rückhaltlose Veröffentlichung der Briefstelle bewies, für seine Person an der Richtigkeit der Behauptung seines Kollegen nicht zweifelte. Zu meiner großen Ueberraschung erhielt ich unterm Datum des 22. Juli 1904 aus Fahrnau, seinem Landsitze, einen Brief des Herrn von Roggenbach, der folgenden Wortlaut trägt:

Fahrnau / Baden, 22. Juli 1904.

Geehrter Herr Dr. Traumann!

Das „Erste Morgenblatt der Frankfurter Zeitung No. 201", vom 21. Juli d. J. bringt im Feuilleton einen Gedenkgruß, den Sie dem hochverehrten Manne, dem Geh. Rate Kuno Fischer zu seinem achtzigsten Geburtstage widmen. In demselben findet sich aus Anlaß einer eventuellen Berufung K. Fischers nach Straßburg, der — Sie verzeihen mir den Ausdruck — geradezu unbegreifliche Satz „doch es erfolgte nichts. Roggenbach hatte von Fischers Gegnern, von Berlin her, einen wahren Haß gegen ihn eingesogen". Ich kann diese Darstellung nicht unwidersprochen lassen. — Einmal wird es Ihnen selbst nicht unerwünscht sein, wenn dieselbe richtig gestellt wird, da Sie sich gewiß in optima fide zum Verbreiten einer Auffassung verleiten ließen, die vielleicht in einzelnen academischen Kreisen dem damals an allen Universitäten getriebenen Conjectural-Klatsch ihr Entstehen verdankt, von der ich selbst aber erst durch Ihren Aufsatz Kenntnis erhalte. Dann wäre es mir schmerzlich, wenn mein hochverehrter Zeit- und Altersgenosse an seinem Jubeltage über meine Stellung zu ihm eine so total falsche, in allen Teilen unrichtige Anschauung erhielte.

Richtig ist es, daß die Berufung nach Straßburg nicht stattfand.

Falsch ist, daß dieselbe nicht erfolgte „weil ich von Berlin her einen wahren Haß gegen ihn eingesogen".

falsch ist, daß Trendelenburg mit der Besetzung in Straßburg das geringste zu tun hatte. Zunächst was den persönlichen Haß betrifft. Im Allgemeinen verfüge ich meiner Natur nach über dieses brutale Inventarstück in meiner Charakteranlage nicht in dem Maße, wie man es von großen Zeitgenossen erwähnt, und rühmend der Nachwelt vermittelt, daß sie „große Hasser" waren. — Denn warum auch sollte ich Prof. Kuno Fischer jemals gehaßt haben? Kannte ich doch noch von meiner Studienzeit seinen Schwiegervater und als Mädchen seine erste Frau. — War ich doch noch ehe er seine academische Laufbahn begann, schon der bevorzugte Schüler vieler der verehrten Männer, die Sie als Gönner Fischers erwähnen, z. B. Schlossers u. Gervinus, der Freund und fast tägliche Genosse aller der Männer, die Sie gleichfalls erwähnen, im Kreise Häussers, Moleschotts, Hettners, Pickfords & tutti quanti, die freilich nun alle hinüber sind. Nicht minder der nachfolgenden Generation, der Mohl, Helmholtz rc. angehörten.

Dann kam die Krisis, welche Fischer nach Jena führte. Niemand hat wohl mehr die Verirrung der damaligen Karlsruher Staatsweisen beklagt, die damals die Verfolgung von Gervinus, wegen seiner Vorrede in Scene setzten, die berüchtigter Denunciationen „eines Mannes von Stande", die gegen Bunsen (den Gesandten) u. Usedom in Scene gingen. — Es waren dieselben Mächte, die damals schon das Ei bebrüteten, aus dem später die Unternehmung des Koncordates mit Rom hervorging. Ein Grund zu Haß gegen K. Fischer konnte daraus für mich nicht hervorgehen, im Gegenteil schuf sie Teilnahme, — umso weniger als ich ihn persönlich nie kennen lernte und auch heute nicht kenne.

Somit fällt auch die Motivierung der Nichtberufung nach Straßburg durch persönlichen Haß zu Boden und findet auch dadurch keine Rechtfertigung, daß ich zugebe, mich seiner Zeit für die Berufung Zellers nach Heidelberg, indessen mit Gervinus und Häusser, bemüht zu haben.

Nun zu dem sachlichen Verlaufe der Berufungen an die neue Hochschule im Elsaß; somit einer Concurrenz-Hochschule für alle bestehenden, von den einzelnen Bundesregierungen mit Liebe gepflegten Landesuniversitäten. Diese Bundesregierungen waren aber doch verfassungsmäßig die Souveräne der neuen Schöpfung und nicht eine war nicht von der doppelten Sorge beherrscht, daß eine Plünderung des Lehrkörpers ihrer Landesuniversitäten diese könnte verarmen, die Rivalin aber übermächtig machen könnte. Während in dieser für die Universitäten aufregenden Periode in den academischen Kreisen die Erwartung eines Rufes der Somitäten herrschte, lag vielmehr eine Art Interdict auf solchen Berufungen, welches um so wirksamer war, als die Bundesregierungen zugleich die Herrschaft über den nervus rerum hatten, und durch Berufungen, die vielleicht nicht effectiv wurden, indirect eine Steigerung des Etats der Landesuniversitäten unvermeidlich wurde. So war von vornherein die Notwendigkeit gegeben, bei Berufungen auf jüngere Kräfte abzusehen und es war auch zu vermeiden, Berufungen eintreten zu lassen, die doch schließlich zu späterer Ablehnung führen konnten. —

Gewiß habe ich die Lehrkörper sämmtlicher deutschen, östr. u. schweizerischen Universitäten incl. Dorpat u. Utrecht mehr als einmal, durchgesichtet und wo ich mich selbst nicht kompetent fühlte, mich im Einzelnen bei Sachkundigen über litterarische Leistung, Vortrag und Lehrerfolg zu unterrichten gesucht. Die schließliche Auswahl konnte nur durch Abwägung der pro et contra getroffen werden. Bei vielen entschied freilich das vielleicht nicht immer zutreffende Urteil: An N. N. in — ist nicht zu denken — der

kommt doch nicht. — In diese Kategorie gehörte nach meinem damaligen Ermessen, Prof. Kuno Fischer in Jena. — Ich sagte mir, Prof. Fischer hat ein Haus daselbst, das ihm lieb ist, einen Kreis sich immer erneuernder Zuhörer in geeigneter Athmosphäre ernster Studien. Wenn er Jena verläßt, wird er es nur tun, um nach Heidelberg als Triumphator zurückzukehren, und diese Rückkehr wird unfehlbar geschehen, wo diese Entscheidung in den Händen unseres gemeinsamen Freundes Jolly lag. — Ich hätte offengestanden gar nicht gewagt, Prof. Fischer auch nur die Proposition zu machen, nach Straßburg zu kommen, das ihm so absolut gar nichts zu bieten hatte, am wenigsten für philosophische Vorlesungen vorbereitete Studenten. — Ich bin ganz verwundert, aus Ihrer Darstellung eine entgegengesetzte Meinung herauszulesen, als ob Prof. Fischer eine solche Berufung erwartet hätte und bin sogar so vermessen, entgegen Ihrer Vermutung noch heute anzunehmen, daß ein eventueller Antrag eine unbedingte Ablehnung erfahren hätte. Jedenfalls sehen Sie, daß aber wie keine persönliche Abneigung auch sachlich keinerlei außerhalb liegende Einflüsse die Nichtberufung veranlaßt haben. Auch ist die erfolgte Wahl von Prof. Laas keineswegs durch Trendelenburg herbeigeführt, sondern durch eine Persönlichkeit im Reichskanzleramt beantragt, die nicht wohl umgangen werden konnte. Da dieselbe mir unbekannt war und die mir eingesandten Schriften mir eine Zustimmung nicht eben leicht machten, so verlangte ich ein gutachtliches Zeugnis, welche denn Prof. Trendelenburg dann in warmen Worten zu Gunsten des jungen Mannes abgab. Der Name von H. Prof. Fischer wurde dabei gar nicht erwähnt. Sie sehen aus dieser Darlegung, daß ich wohl berechtigt bin gegen den Satz den Sie glaubten, sich erlauben zu dürfen, als eine durchaus haltlose, eine verletzende in nichts begründete Behauptung Verwahrung einlegen zu müssen. Sie werden sich wohl von selbst gedrungen fühlen, wenn Sie dem hochverehrten Manne an seinem ernsten Jubeltage Kenntnis Ihres Aufsatzes geben, ihm auch meine Verwahrung nicht vorzuenthalten. Wenn Sie dies tun, so wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie seiner Exzellenz zugleich die Versicherung meiner Verehrung aussprächen, die keinen Augenblick einem anderen Gefühle gewichen ist. Als ein selbst nahezu 80 Jähriger verstehe ich vollkommen alle Empfindungen, die den so schmerzlich vereinsamten reichen Geist am Abend eines reichen Lebens bewegen müssen, und wünsche ihm von Herzen für die Tage, die ihm noch beschieden sein mögen, reichen Segen. —

Hochachtungsvollst

Frhr. v. Roggenbach.

Unverzüglich antwortete ich Herrn von Roggenbach in einem Schreiben, worin ich ihm genau meine Quelle und den Wortlaut jenes Straußschen Briefes angab, worauf meine Darstellung beruhte; ich teilte ihm fernerhin mit, daß ich alsbald der Schwägerin Kuno Fischers, da dieser selbst wegen schwerer Erkrankung für mich nicht zu sprechen war, auf Grund seines (Roggenbachs) Briefes den wahren Sachverhalt eröffnet und von ihr die Versicherung erhalten habe, auch Kuno Fischer davon zu unterrichten; schließlich erklärte ich mich bereit, sofort in der „Frankfurter Zeitung“ nach Maßgabe seiner Mitteilungen eine Richtigstellung zu veranlassen. Darauf schrieb mir Herr von Roggenbach d. d. Fahrnau, 27. Juli 1904:

Fahrnau, 27. Juli 1904.

Geehrtester Herr Dr. Traumann!

Zunächst meinen verbindlichsten Dank für Ihr Schreiben vom 25ten und die darin enthaltenen Aufklärungen. Wenn ich auch keinen Augenblick an Ihrer

eigenen bona fides in der Sache gezweifelt hatte, so gereicht es mir dennoch zur Befriedigung, daß die Quelle dieser unglaublichen Entstellung zu Tage gebracht ist. — Ich habe selbst einen großen Teil der Briefe von D. F. Strauß an Zeller mit großem Interesse gelesen. Diese Stelle war mir indessen entgangen. Ich würde dieselbe auch keinenfalls zum Gegenstand einer Erörterung gemacht haben und hätte nur beklagt, daß Strauß diese Darstellung seinem Freunde weitergegeben hat, ohne in diesem Falle die Schärfe der Kritik, die ihm eine so hervorragende Stelle unter den geistigen Größen des letzten Jahrhunderts sichert, in Anwendung gebracht zu haben. — Wie die Sache liegt, ist Prof. Kuno Fischer selbst in Jena das Opfer dieser unerfreulichen Zuträgerei geworden und sind lediglich die Personen dafür verantwortlich, die solche vermittelt haben. Es ist sehr beklagenswert, daß H. Prof. Fischer dadurch der Stachel vielleicht langjähriger Erbitterung zurückbleiben mußte. Es ist absolut ausgeschlossen, daß der unmittelbare Interlocutor, dem Prof. Fischer die Mitteilung meiner haßerfüllten Gesinnung verdankt, die Person ist, gegen die ich „mit einem wahren Hasse von ihm gesprochen habe". Sollte dieselbe noch am Leben sein, so wird sie ohne Zweifel das doppelte bestätigen, daß nicht sie es war, die bei mir zu Gunsten von Prof. Fischers Berufung nach Straßburg sich bemühte und daß die incriminirte Aeußerung des Hasses gegen denselben nicht gegen sie gefallen ist, sondern daß sie den ganzen Bericht von Dritten gehört habe. — Ich darf nun für ein sehr gutes Gedächtnis dankbar sein, das ich bis heute bewahrt habe. Es ist mir aber absolut nicht erinnerlich, daß überhaupt irgend Jemand zu Gunsten dieser Berufung Fischers intervenierte. Gewiß aber ist, daß wenn dies der Fall gewesen wäre, ich nicht Veranlassung genommen, einen mir angedichteten Haßgefühle Luft zu machen, sondern daß schon Höflichkeit und Klugheit mir geboten hätte, die Sache zur Erwägung zu nehmen und sowie Zusage wie Absage zu vermeiden. Ganz ebenso liegt es mit der zweiten Zuträgerei, der angeblichen Gegnerschaft der Trendelenburg'schen Kreise. Mir war von dieser Gegnerschaft nie etwas bekannt geworden, noch wüßte ich nicht, durch welche Person sich solche bei mir geltend gemacht haben könnte — das sind reine Luftgebilde. —

Mir kam es bei meiner Verwahrung indessen lediglich darauf an, Prof. Fischer einen peinlichen Eindruck durch die Erzählung eines ungerechtfertigten gegen ihn gerichteten Hasses zu ersparen. An einer Richtigstellung Coram publico liegt mir absolut nichts, dagegen bin ich abgehärtet und ziemlich gefühllos für das Urteil der Legende, die man Geschichte nennt. — Umso wichtiger aber ist es mir, daß Geh. Rat Fischer von der Irrigkeit der Darstellung unterrichtet ist, die er, freilich auch in gutem Glauben, selbst in Kurs gebracht, weil er dieselbe für zutreffend hielt.

Hochachtungsvollst

Ihr ergebenster

Roggenbach.

Der Denkweise Roggenbachs entsprechend, habe ich s. Zt. von einer Rektifizierung meiner Darstellung abgesehen. Aber was dem Lebenden für seine Person gleichgültig war, ist es nicht im Interesse des Toten und der Geschichte, der er angehört. Hier gilt es, zumal da die Frage der Ersprießlichkeit seiner Straßburger Tätigkeit aufgerollt wurde, Alles beizutragen, was sein Wirken in das richtige Licht zu rücken vermag, und es ist publizistische Pflicht, soweit man dazu in der Lage ist, eine „Legende" zu zerstören. Diese Aufgabe ist umso erfreulicher, wenn die Vernichtung einer falschen Tradition so

sehr zu Gunsten der historischen Persönlichkeit ausfällt, wie hier, wo Roggenbachs hochherzige und gerechte Gesinnung über jeden Zweifel erhoben wird. Kuno Fischer selbst, der nach schwerer, seit Herbst 1903 ununterbrochen andauernder Krankheit am 5. Juli d. Js. gestorben ist, hätte sich, wenn ihn Roggenbachs Feststellung erreicht hätte, unbedenklich zur Berichtigung seines Irrtums bereit erklärt. Der Hauptzweck unserer Veröffentlichung aber wäre erfüllt, wenn sie in die Hände möglichst vieler Besitzer der von Zeller ausgewählten Briefe von D. Fr. Strauß gelangen und auch die Veranstalter einer späteren Auflage zur Aufnahme einer rektifizierenden Randnote veranlassen würde.

Einer aus dem Ellbacher Oberamt.

Von A. Supper in Stuttgart.

Gegen Simon und Judä hin ist in Uflingen so ziemlich alles eingeheimst. Die Kartoffeln, eine besonders rauhe, hartschalige Sorte, die in dem schweren Boden der Markung am besten gedeiht, sind immer das letzte, was eingeführt wird.

Wenn schon die kalten Herbstregen, vom Wind gepeitscht, wie graue Schleier über die Höhe gehen, werden sie geholt. Der lehmige Uflinger Boden bleibt dann so zäh an den gelblichen Knollen hängen. Und die gefüllten Scheffelsäcke ziehen dann gut auf der Wage.

Aber da gibt's nichts Schlimmes dabei zu denken. Die Uflinger sind nicht schuld, daß just ihre Kartoffelsorte so spät reift, und sie machen das Herbstwetter nicht und nicht den zähen Boden.

Mit Schuhen, deren Gewicht sie kaum mehr heben können, stehen die Erntenden zwischen dem abgestorbenen, faulenden Kartoffelkraut, dessen strenger Geruch weithin auf der Hochebene liegt. Wenn die gebückt Arbeitenden sich aufrichten, dann läuft der Regen in tiefen Rinnsalen über braune Gesichter, die die deutliche, frische Schrift des eben entschwundenen heißen, arbeitsvollen Sommers tragen.

Und die Gesichter sehen dann wohl hinüber über die tiefen, grünen Täler, die jäh vom Rand der Hochebene abfallen und jenseits in tannenbestandenen Hängen wieder aufsteigen zu dem fernen Plateau, das zum Ellbacher Oberamt gehört, und das statt der Aecker und ihrer schweren Mühsal nur Wald trägt, grünen Wald, der ganz von selbst seinen Besitzern ins Geld wächst.

Dann spucken die von Uflingen in die Hände, fassen den Stiel der schweren Haue fester und murmeln; „Um Ellbach 'rum, die Hungerleider hänts doch besser als Unsereiner."

„Jo", sagt dann ein anderer, „des z'wege send se au' so kommod, die Waldbaure' jellt dromme!"

Streng und ernst schauen gegen Simon und Judä hin die Uflinger in die Welt. Streng und ernst, wie müde Leute, die keine leichten Stunden kennen. Wenn aber der lange, tatenlose Winter sich gegen das Ende neigt, wenn in vielen müßigen Tagen das Uflinger Blut eindickt und verhockt, dann keimt in den Gesichtern ein unguter Zug von Grobheit und Gewalttätigkeit und Streitsucht auf.

Dann weiß der liebe Gott, daß es jetzt höchste Zeit ist für die Frühlingswinde, die Schnee und Eis von der Markung lecken müssen, damit die Bauern mit den glattrasierten Gesichtern, die Weiber mit den spitzen, schmalrückigen Nasen, ihr nicht für Müßiggang erschaffenes Blut an den offenen Furchen wieder zurecht arbeiten können.

Man tut nicht leicht mit den Uflingern. Besonders nicht, wenn man aus dem Ellbacher Oberamt ist, wo die grünen Wälder von selber wachsen.

Und der schwarze Jakob ist aus dem Ellbacher Oberamt. Bei des Kälberer Daniel Witfrau, dem Bäbele, ist er als Knecht eingetreten kurz vor der Hopfenernte.

Hopfen gibt's um Ellbach herum nicht. Der rauhe Wind hätte dort das zähe Geranke mitsamt den Stangen, an denen es in die Höhe klettert!, über den Haufen geworfen. Aber in Uflingen, in dem breiten, warmen Deich zwischen dem Scheckenwald und der Steinhalde, dort wo der Wind immer nur obenher fährt, wie einer, der sich nicht Zeit und Mühe nimmt zu ordentlicher, gründlicher Arbeit, dort gedeihen die grüngelben, schuppigen, flatterigen Dolden aufs beste.

Im Herbst, wenn die Blätter sich zu verfärben beginnen, wird das Geranke von den Stangen gerissen und in hohen, duftenden Fuhren heimgebracht iu die Scheune.

Mitten in diese Ernte hinein kam der Jakob. Maul und Nase riß er auf.

Auf der blanken Scheunentenne zwischen schwatzenden, lachenden Kindern, Weibern, Mägden sitzen und die grünen Dolden von den Ranken zupfen, das war so recht eine Arbeit für einen aus dem Ellbacher Oberamt.

Was doch die Weiber alles wußten! Da war eine, ein blutjunges Ding, die Heinrike, die Jungmagd, die ließ mit den flinken Fingern zugleich das flinke Mundwerk laufen — gar nicht zum glauben.

Und die Bäuerin selbst, ein stattliches, frisches Weib, hörte zu, lachte bisweilen und hatte dabei ihre prüfenden Augen in jedem Simrikorb, ob sein duftender Inhalt auch rasch genug anwachse.

Dem Jakob ging's nicht sonderlich schnell aus der Hand. Wenn einer auf den Holzhauer gelernt hat, dann hat er einen ganz anderen Griff in den Fingern, als man ihn zum Hopfenzupfen braucht.

Aber die Bäuerin sagte nichts. Sie sah den guten Willen. Zur Vesperzeit ging sie dann ins Haus, und der neue Knecht rückte näher zur Heinrike.

„Du“, sagte er, „dir ist's aber wohl!“

Das Mädchen warf ihm eine Handvoll Hopfen ins Gesicht. „Worum soll mir's net wohl sei'?“, fragte sie lachend, „i be net aus 'm Ellbacher Oberamt, wo nix wachst, wie d' Kröpf' und d' Tannezapfe.“

Der Jakob strich sich den gelben Staub von den Lederhosen und sah unter den schwarzen, gelockten Haaren her die Kecke seltsam an.

„Kennst du di' so aus?“, fragte er langsam und trocken. Da wurde das Mädchen glühendrot und wußte nicht warum.

Schweigend zupften beide eine Zeitlang fort, dann begann der Knecht wieder: „Send eigentlich au' Kender do vom Kälberer Daniel?“

Die Heinrike schaute sich rasch und kurz im Kreise um, dann gab sie halblaut zurück: „Schwätz' net so laut. Die Alt' dort ist d' Nagelschmiede, d'r Bäure' ihr Mueter. Die ist taub; aber sie hört älles und sieht älles.“

Dann leerte sie ihren Korb auf den großen Haufen, setzte sich wieder zurecht und sprach ganz leise auf den Knecht ein: „Kender — was schwätzst au'! D'r Kälberer Daniel ist doch bresthaft gwe', sei' Lebtag. Do' dem

könnet doch keine Kender do sei'. Wenn d' Nagelschmiede net gwe' wär, sächt ällemol mei' Mueter, no hätt' unser Bas [1]) den halbe Ma' nie g'nomme. Wenn mer doch jung ist und g'sund und sauber, wie 's Nagelschmieds Bäbele, no will mer doch en ganze Ma', en rechte, feste! Aber die Alt' hot fortg'macht, bis se 'n g'nomme hot. Weil er halt viel Sach g'hät hot. Und sie nix. Gar nix. G'rad so viel wie i." Das Mädchen lachte, daß der Jakob alle ihre weißen Zähne sah. „Tätst du au' ein' nemme' wege' seim' Sach?" fragte der aus dem Ellbacher Oberamt nach einer Weile bedächtig.

„Du, sell goht die nix a'", gab die von Uflingen zurück.

„Noi weger, und i' will au' nix devo'", sagte Jakob, dem es war, als müßte nicht unbedingt immer Uflingen das letzte und gröbste Wort haben.

Später kamen dann die Hopfen auf die luftige Darre hoch oben unter dem Dach.

Um liebsten hätte sich der Knecht in die grünen, hohen, duftigen Haufen geworfen und hätte durch die offenen Laden und Lucken in den Himmel gestarrt, an dem die Wolken mit dem Winde zogen. So etwas gab es daheim nicht. Ja, die Heinrike hatte eigentlich recht. Nur Tannenzapfen wuchsen dort und die paar Kartoffeln, die man brauchte, und der kurze Flachs, den das Weiblein mit dem großen Kropf im dunkeln Winter verspann. Ueber die Kröpfe hatte die Heinrike auch gelacht. „O du frech's Menschle du! Laß du mei' Mueter in Ruh', wer weiß, wenn du so alt bist und so viel durchg'macht host, ob du net au' en Kropf host."

Der Jakob stieg die knarrenden Stiegen hinunter. Bis in den Schafstall, wo er in einer uralten Himmelsbettlade seine Liegerstatt hatte, folgte ihm der würzige Geruch der grünen Dolden. Jeder Lufthauch trug ganze Schwaden davon durchs Haus. Nein, so etwas gab es um Ellbach herum nicht.

Und dann hieß es, die Hopfen gelten dieses Jahr ganz ungewöhnliche Preise.

Man wartete auf die Händler, auf die „Hopfejude", wie sie in Bausch und Bogen hießen. Da sollte es Geld regnen.

Die Uflinger machten die Rücken steif, schon lange, ehe ihre Hopfen begehrt wurden.

Das Bäbele gab ihrem Knecht Verhaltungsmaßregeln. Er sollte den Bauern vertreten, den Händlern gegenüber, weil das nicht Weibersache sei.

Endlich ging der Tanz los.

Jeden lieben Tag rannte jetzt des Nachtwächters „krumm's Fritzle" mit seinem verkrüppelten Fuß flinker als der Gesündeste durch den Ort und schrie schon in aller Gottesfruhe; „'s ischt scho' wieder oar im Flecke". Damit war ein Händler gemeint. Und dieser „Oar" stellte dann sein kotbespritztes Fuhrwerk im Ochsen ein und wärmte sich zunächst die von der Kälte des Herbstmorgens verklammten Finger am Ofen der Gaststube.

Die Ochsenwirtin steckte derweil zur besseren Repräsentation den Zipfel der schmutzigen Schürze in den Bund, strich die Haare unter das Kopftuch und fuhr sich mit dem Aermel übers Gesicht. Dann ging sie, den Schoppen Besigheimer zu holen; dieweil zu Uflingen jeglicher Hopfenjud einen Schoppen Besigheimer haben muß, mit oder ohne seinen Willen.

Mittlerweile kamen die vom krummen Fritzle alarmierten Bauern angestiegen. Mit schweren, gewichtigen Schritten traten sie in die Stube, rückten oberflächlich an den baumwollenen Zipfelmützen und sahen sich den Mann

[1]) Herrin.

am Ofen an von oben bis unten. Ein wenig herrisch, ein wenig von oben herab, ein wenig mißtrauisch blickten heute die Uflinger, denn jetzt im Hopfenherbst, waren sie nicht schlechtweg Bauern, die hinter den Stadtleuten rangieren, besonders hinter Stadtleuten, die wie der Mann am Ofen schwere Geldtaschen umhängen haben — heute waren sie Produzenten. Jawohl Produzenten — das sagte der Schultes immer frei heraus, wenn es einer hören wollte. Die Ochsenwirtin hatte zu laufen. Denn wie dem Händler der Besigheimer, so gebührte den Produzenten der Heidelbeer und das Bier. Langsam kam ein Gespräch in Gang. Wie schwere, vereinzelte Tropfen, die dem Wetterregen vorangehen, so fielen die Worte. Vom Wetter, vom Jahrgang, von den Kartoffeln war die Rede, und dann fing einer von den Hopfen an. Jetzt war's, als sei die Schleuse aufgezogen. Laut erschollen die rauhen Stimmen, die harten Fäuste schlugen auf den Tisch, daß der Weckenberg auf dem Teller übereinanderfiel, und die von der Morgenkühle noch halbbetäubten Fliegen erschrocken zwischen Salzfaß und Brotlaib hervorkrochen.

Der Mann am Ofen warf nur dann und wann ein Wort zwischen den Diskurs.

Aber dieses Wort war immer wie ein Knochen, der unter balgende Hunde fliegt.

Der Ochsenwirt kam jetzt dazu. Mit der lächelnden Sicherheit des Unbeteiligten trat er her, die Hände in den Hosentaschen, in denen Geld klimperte, das braunrote, gestrickte Metzgerwamms über dem baumwollenen Flanellhemd und dem schier städtischen Embonpoint lässig zugeknöpft.

„Waas ischt's? waas saget'r?" fragte er, als ahne er nicht entfernt, um was es sich handle. Wie einer höheren Instanz wurden ihm die Für und Wider unterbreitet. Des Mannes bartloses, wohlgenährtes Gesicht verlor die lächelnde Unbefangenheit nicht. Ganz Unparteiischer stand er da. Vielleicht, aber nur vielleicht flog von dem Mann am Ofen zum Unparteiischen und vom Unparteiischen zu dem Mann am Ofen ein kurzer Blick, ein kaum merkliches Augenzwinkern. Niemand sah es. Höchstens der schwarze Jakob, der aus dem kommoden Oberamt war, und der als Bevollmächtigter von des Kälberer Daniels Witfrau, dem Bäbele, seinen Heidelbeer trank, den Mund hielt und horchte. — So sind sie halt, die um Ellbach herum. —

Mit dem Jakob ging dann der Hopfenjud, der ein Christ war. Die vielen knarrenden, steilen Stiegen hinauf stiegen die Männer. Der Knecht bedächtig aber mit leichtem Atem, der Händler mühsam und keuchend.

Auf der letzten, leiterartigen Bodenstiege stand der Fremde, sog die herabströmende, würzeschwangere Luft tief in die Lungen und sagte dann leise, gleichsam tastend: „Ein bißchen Schwefel? —"

Der Jakob wandte den Kopf. Er, der Sohn einer hopfenlosen Gegend, wußte aus dem halbgeflüsterten Wort nichts zu machen. Stumm, ratlos, fast wie ein Schuldbewußter stand er da.

Aber da kam aus naher Tiefe, hinter der Stiege oder wo immer hervor, die Stimme der ergrimmten Bäuerin.

„Schwefel?" — „Und was sonst no? Jakob, schwätz doch, tu doch dei' Maul auf! Hänt mir scho' emol Hopfe g'schwefelt?"

Der Knecht schüttelte den schwarzhaarigen Kopf. Noch war ihm die Sachlage nicht ganz klar; aber daß der Fremde an dem Hopfen mäckeln wollte, so viel verstand er.

Hastig stieg er vollends empor, und er fuhr mit beiden Armen in die gelbgrünen, leise raschelnden, duftenden Massen, drückte das Gesicht hinein und tat einen tiefen Atemzug.

Nein, schönere Hopfen gab's nicht, weit und breit. Der Jakob wurde beredt. Es kam ihm aus dem tiefsten Herzen heraus. An die paar Kartoffeln und an die Tannenzapfen, die um Ellbach herum wachsen, dachte er, an die herben Schlehen, die dort drüben dürftig an den Hecken stehen.

Wie war das alles hart, duftlos und kümmerlich gegen solch einen duftenden, flatterigen Hopfenberg!

Die Bäuerin mußte ihrem neuen Knecht erstaunt auf den Mund schauen. Solch ein Loblied war ihren Hopfen nie gesungen worden. Sie beugte sich selbst nieder, nahm eine Handvoll der grünen Dolden auf, und betrachtete sie wie etwas ganz Neues.

Heiß wurde der Handel. Der Knecht wich und wankte nicht. „Frau", sagte der Händler, „der Schwarze da spielt den Hofbauern nicht schlecht."

Die Bäuerin nickte nur und der Handel ging weiter. Dann zum Schluß, als es zum Klappen kam, gab das Bäbele Zusage und Handschlag, und der Jakob konnte wieder in den Stall an seine Arbeit gehen; man brauchte ihn nicht weiter. Dort stand er, der Schwarze, hatte die Hände in den Taschen und pfiff durch die Zähne.

Die Rolle, die er gespielt, gefiel ihm nicht. Wenigstens der Schluß nicht.

„Gang an dei' Arbet", hatte die Frau gesagt.

Hollah, Bäuerin, der ewigen Arbeit zulieb ist man auch nicht in die Fremde gegangen. Die kann man im Ellbacher Oberamt auch haben.

Grade der Schluß vom Handel: Zusage, Handschlag und das Geldeinnehmen wäre etwas für Unsereinen.

* * *

Um Sonntag wichst sich der neue Knecht die Rohrstiefel, rasiert das bläuliche Kinn, drückt das Hütlein schief auf den Kopf, stopft die Pfeife und setzt sich auf die Steinbank, vorne im Hof, von der man die Gasse hinabsieht und aber auch hinauf zum Fenster, an dem die Bäuerin am Sonntagnachmittag zu sitzen pflegt und den Christenboten liest, den sie von des Schulmeisters Tochter, der schieligen Luis entlehnt, und wofür dann und wann ein reichliches Deputätlein an Eiern und Butter ins Schulhaus wandert.

Zuweilen blickt das Bäbele vom Christenboten auf. Dann sieht sie den Jakob sitzen und die Gasse hinunterschauen, dorthin, wo das kleine Häuslein der Weberin liegt, der Mutter der Heinrike. Was es nur dort zu sehen gibt? Ein armseliges Häuslein ist's. Man sieht schon von außen, daß die, die da herstammt, einmal nicht Fuggers Gut mitkriegen wird.

Da steht des Kälberer Daniels Haus doch ganz anders da. Nach und nach wichst der Jakob die Stiefel immer öfter. Mitten in der Woche kann es ihm einfallen.

Eigentlich hätte das so ein Hungerleider aus dem Ellbacher Oberamt nicht nötig.

Die Nagelschmiedin ist bald achtzig Jahre alt, geht am Stock und tiefgebückt; aber sie sieht doch jeden Vogel fliegen.

„Bäbele", sagt sie zu ihrer Tochter, „des könnt' dem passe', daß er z' Uflingen in e warm's Nest sitze tät."

Die Bäuerin fragt gar nicht lang: wem? Sie schaut hart, fast finster drein und sagt kurz: „Zeh', zwölf Johr ist 'r jünger wedder i — — i tät mi schäme." —

Die Alte kichert. „Wege sellem — die junge werdet vo' selber alt."

„Aber die Alte nemme jung", sagt leise, daß es fast wie ein Seufzen

klingt, die Siebenunddreißigjährige und sie sieht auf den Hof hinunter, wo eben die Heinrike mit dem Rechen auf der Schulter vorübergeht. Siebzehn ist die.

* * *

Hat einer schon den Herbst gesehn, den tiefen Spätherbst dort auf der Höhe bei Uflingen?

Die Bauern, die mit schweren Schuhen, an denen die nassen, lehmigen Schollen hängen, hinterm Pflug einherstapfen, die sehen ihn nicht. Und die, die aus den schräg umgebundenen Säcken die Saatkörner wie einen gelben Regen über die schwarzen, offenen, hungrigen Furchen hinstreuen, die sehen ihn auch nicht.

Die Weiber in den zwilchenen Röcken, die mit dem schweren Karst zwischen Kartoffeln und Rüben stehen, die sehen nur die Mühsal, die an jeder Scholle, an jedem Strunk, an jedem Stein im Ackerboden hängt.

Aber der schwarze Jakob aus dem Ellbacher Oberamt, der ist ein anderer, der sieht den Herbst.

Wenn er zum Angersenholen ausfährt am späten, nebeligen Morgen, dann steht er breitspurig auf dem leeren, ratternden Wagen, sieht über die wohlgenährten, schwankenden Rücken seiner Zugochsen weg, hat das Hütlein aus der Stirn gerückt, das grobe Hemd über der haarigen Brust geöffnet, so daß die frische Kühle des Morgens ungehindert den Weg findet zu dem heißen Herzen. Mühselig geht's die steile Steige empor. Uflingen liegt im Tal und seine Markung auf der Höhe und im Deich hinterm Scheckenwald.

Träg schreiten die Ochsen aus; aber dem aus dem Ellbacher Oberamt gehts schnell genug.

Der Schwarzhaarige sieht — bei einem aus Uflingen wär's nie erhört; aber „dort drüben“ sind sie so — er sieht das Blümlein Wegwart am Straßenrand, er sieht die träge, große Kröte im feuchten Graben, er sieht die roten, reifen, berstenden Pfaffenhütchen am kahlwerdenden Strauch, er sieht das sich verfärbende Laub am Haselbusch, in dem die Uflinger Buben und Eichhörnchen gehaust haben, so lang etwas zu holen war.

Da wird dem Jakob auf der Steige die Zeit nicht lang, und die Ochsen bekommen die Peitsche nicht.

Oft fährt ein Uflinger mit einer einzigen, dürren Kuh dem Ochsenwagen vor. Dann schüttelt wohl der Bauer den Kopf, spuckt aus und denkt: „Daß 's Daniels Bäbele net besser hinter dem Lohle[1]) her ischt!“

Auf der Höhe, gleich vorne bei der steinernen Ruhebank, neben der ein Busch voll überreifer Hagebutten steht, ginge es für den Jakob hist. Aber bisweilen fährt er hott oder geradeaus. Das kommt, weil es so viel zu sehen, so viel zu denken gibt da oben.

Liegt da der Nebel zitternd, wie in ruheloser Angst über Nähe und Ferne. Dann fährt plötzlich der starke Hauch eines Unsichtbaren in das Gewoge. Der Jakob grinst. Der Herrgott ist's, der den Rauch seiner Morgenpfeife auseinanderbläst, damit er heruntersehen kann auf die Uflinger Markung.

Und dann kommt von Neudorf, dem ferne sichtbaren Ort auf der Hochebene herüber, ein gelber und roter Schein. Und noch ein wenig danach fahren aus dem gelben Schein heraus lange, schräge, feurige Spieße, und aus ist's mit den Nebelfetzen.

Wie von den Seifenblasen, die die Buben auf der Rathausstaffel machen,

---

[1]) Schlafmütze.

nur ein nasser Fleck bleibt, wenn die luftigen Dinger auf den Steinen geplatzt sind, so bleibt von all dem flatterigen Gewoge nur die grauweiße Nässe auf den Erdschollen und in den tausend Spinnennetzen, die sich von Furche zu Furche, von Stein zu Stein spannen.

Das zu sehen und zu beobachten ist so recht eine Sache für den Schwarzen.

Langsam fährt er auf dem schmalen Ackerweg dahin.

Die windschiefen Goldparmänenbäume auf des Schulzen Acker, die so gepflanzt sind, daß sie den Schatten auf das nachbarliche Krautfeld des Nachtwächters werfen, sie flimmern im goldenen, letzten Laub, das beim leichten Wind, der zuweilen anhebt, niederwirbelt und bis unter die Hufe der Ochsen dahergetanzt kommt.

Der schwarze Jakob, der jetzt neben seinem Wagen geht, bückt sich und hebt solch ein Blättchen auf.

Das wäre wahrhaftig einem von Uflingen seiner Lebtag nicht eingefallen. Um und um dreht der Knecht das Blatt, dann nickt er mit dem Kopf, macht ganz helle Augen und sagt: „sauber" und nocheinmal „sauber". Das klingt und sieht aus, als habe der Schwarze soeben eines Goldschmieds gelungene Arbeit begutachtet und dem geschickten Meister ein Lob gesagt. Und derweil ist's ein welkes Blatt von des Schulzen Apfelbäumen. Noch im Weiterschreiten schaut der Jakob zurück nach diesen Bäumen. Sie und ihresgleichen haben ihm immer gefallen. Wie sie so vornübergeneigt dastehen und sich den Neudorfer Wind gleichmütig über den Rücken streichen lassen, da sehen sie aus wie kluge, hartschlägige, seelenruhige Kerle, die zu allem Ungemach sagen: „steig mir de Buckel nauf!" Und dies Wort steht auch vorne dran im Wörterbuch derer aus dem Ellbacher Oberamt. Und dann kommt der Acker, in dem der späte Haber war, den man erst heimgeholt hat. Noch stehen die Stoppeln und dazwischen huschen die Mäuse. Mit steifabstehenden, feinen Ohren, blanken Kugeläuglein und pudelnassen, erdfarbenen Fellchen witschen die flinken Dinger von einem Loch ins andere.

Von der Mäuseplage war viel im Blatt gestanden den ganzen Sommer hindurch. „O—ha!" schreit jetzt der Jakob und hängt sich schwer ins Leitseil, daß die Ochsen stehen. Dann sieht er mit gespanntem Blick dem Gehusche zwischen den Stoppeln zu. Also so sieht eine Plage aus! Wenn's nicht gedruckt im Blatt stünde, man würde es nicht glauben. Wie lauter heller Uebermut, wie die tollste Freude am Leben kommt das Treiben dem Schwarzen vor. Von Plage keine Spur.

„Goht's do lustig zu, — so wenn's bei de Leut zuging! —" murmelt er und stemmt den Peitschenstiel auf den lehmigen Boden.

Rings auf der Höhe sind Uflinger bei der Arbeit. Klar und scharfumrissen heben sich die Gestalten der Leute und der Gespanne ab und drüben auf des Nachtwächters Krautäckern ist des Schulzen Spitzer hinter einem Hasen her. Der Jakob reißt die Peitsche herauf, als sei's eine Flinte und legt an. Er ist immer der beste Schütze bei seiner Kompagnie gewesen. Ganz dunkel und groß werden seine Augen im Jagdeifer.

Da bricht hinter ihm ein helles Gelächter los.

„Schwarzer", ruft die Heinrike, „schießt mer im Ellbacher Oberamt d'Hase mit d'r Geißel?"

Das weiße Tuch von der sonnverbrannten Stirne zurückgeschoben, den Kittel am Hauenstiel über die Schulter gehängt, steht die Siebzehnjährige in den Furchen und lacht, daß die weißen Zähne blitzen. Der Knecht wendet sich jäh um und faßt die Ochsen am Zügel.

„Du", ruft er im Weiterfahren, „soll i dir emol zeige, was älles im Ellbacher Oberamt der Brauch ist?" —

Die Heinrike läuft immer noch lachend den Weg voraus.

„Wart, Menschle, wart", murmelt hinter ihr her der Schwarze und läßt die Augen nicht von ihr.

Auf diese Weise kommt's, daß wenn um Simon und Judä herum alles eingefahren ist zu Uflingen, der aus dem Ellbacher Oberamt allein nicht fertig ist. Er sieht zuviel, der Jakob, er hat zuviel Abhaltung, das kann die Heinrike bezeugen.

Die alte Nagelschmiedin ist eine Gescheite. Man sagt in Uflingen, sie höre das Gras wachsen. Aber immer die ganz Gescheiten sind's, die die ganz dummen Streiche machen. Oder ist's vielleicht kein dummer Streich, neben trockenem Zunder Feuer zu schlagen, wenn man einen Brand verhüten will? In der siebenunddreißigjährigen Witwe des bresthaften Daniel ist viel trockener Zunder aufgehäuft. — Was doch die Mutter daherreden mag von einem Hungerleider, der sich ein warmes Nest sucht! — Was war denn des Nagelschmieds Bäbele dazumal, als sie den reichen Kälberer heiratete? Vielleicht keine Hungerleiderin? Sie, die kaum das Hemd auf dem Leib hatte. Damals hatten die Uflinger geschimpft; sie hatten den reichen, kranken Bauern gewarnt vor dem „Bettlmenschle", das nur ins warme Nest wolle. Das Bäbele schaut vor sich hin mit großen, heißen Augen. War denn das Nest warm gewesen bei dem Bresthaften? Ein ganz leiser Schauder geht ihr durch den blühenden Leib. Sie riecht den Tee wieder, der immer in der Ofenkachel sott, so lang der Bauer sein armseliges Leben fristete, sie sieht die Tränklein und Salben stehen, hört seine heisere nörgelnde Stimme. Und dann verzieht sich ihr herber Mund. Der Daniel, der hat sich nie die Rohrstiefel gewichst und das Kraushaar gescheitelt, um dem Bäbele zu gefallen, der hat nur mit dem vollen Beutel gewunken; sonst hatte er keine Reize aufzuweisen. Und jetzt ist da einer gekommen, ein Junger, Gesunder, ein stämmiger Kerl, der nicht weiß, wie Tee riecht und wie Salben aussehen; und vor dem soll sie sich in acht nehmen, als vor dem Bösen? — Die Bäuerin rüttelt am Pfannenstiel, den sie in der Hand hält, wie in heißem Unmut. War denn des Nagelschmieds Bäbele nur für einen Bresthaften recht gewesen —? Stramm richtet sie sich auf, wie eine, die etwas vorhat, was die ganze Kraft erfordert; da tritt die Heinrike mit einem Arm voll Holz in die Küche.

In die Augen der Frau kommt ein Flackern. — Die ist siebzehn, die da mit dem Holz. —

Feindselig hängt der Blick der Bäuerin an der Magd. Wie sie klein ist und leibarm, die Heinrike! Für des Kälberer Daniels Hof wäre eine stärkere Magd am Platz. Aufs Frühjahr gibt's da einen Wechsel.

* * *

Der Jakob führt den letzten Wagen voll Dung auf die Höhe.

Auf die dampfende, festgepritschte Last wirbelt der weiche Schnee herunter; vereinzelte Raben streichen über die leeren Aecker hin, und in des Schulzen kahlen Aepfelbäumen lärmen Finken und Meisen.

Sonst ist heute kein Leben auf der weiten Höhe. Die Mäuse sind nicht da, des Schulzen Spitz ist nicht da, der Hase von dazumal ist nicht da, und die Heinrike ist auch nicht da. Der Knecht schaut sich um. Es ist kein gutes Alleinsein da oben.

Wohl sieht man hinüber über die weiten Talgründe, hinüber zu den

Tannenwäldern des Ellbacher Oberamts, unter denen irgendwo das alte Weiblein mit dem großen Kropf wohnt.

Aber was hilft das dem Jakob? Wenn man sich einmal verrannt hat, so recht gründlich in eine böse Sackgasse verrannt, dann kann auch kein altes, kropfiges Weiblein heraushelfen. Das lose Leitseil in den schneenassen Händen trottet der Schwarze neben seinen Ochsen dahin und sieht den Weg nicht unter den Füßen. Das ist das Schlimmste, keinen Weg unter den Füßen zu sehen. Also die Bäuerin nimmt ihn, das ist jetzt sicher. Vor der Nagelschmiedin hat sie's ihm gesagt, deutlich und mit dürren Worten. Und die Nagelschmiedin mit ihrem bösen Schandmaul hat zuerst getan, als habe sie falsch gehört, hat mit dem Kopf gewackelt und gesagt: „Bäbele, was denkst au! Zweihundert Mark ist haufe gnueg für so en junge Kerle vom Wald drübe! Und wenn er mit dem Loh' net z'friede ist, no schick ihn fort mitsamst d'r Heinrike, dem leichtsinnige Menschle, wo immer mit 'm rumkarressiert — —"

Da war die Bäuerin blutrot im Gesicht geworden und hatte der Alten überlaut in die Ohren geschrieen, wie und was. Daß der Hof einen Bauern brauche, und daß der Jakob ein tüchtiger Mensch sei und so und so.

Der Schwarze lacht jetzt auf, daß die träge trottenden Ochsen erstaunt die schweren Köpfe wenden.

Den Zorn von der alten Hexe hätte einer sehen sollen! Alles, nur nichts Rechtes hat sie ihre Tochter gescholten, und ihn, den Jakob, nicht weniger. Und dann ist sie davongehumpelt und hat in ganz Uflingen herumgeschrieen, was der hergelaufene Hungerleider aus dem Ellbacher Oberamt im Sinn habe. Die Bäuerin aber ist aus der Stube gegangen mit einem ganz verzerrten Gesicht. Kein Wörtlein hat sie mehr zu dem Jakob gesagt. So, als sei's ihre Meinung, daß alles übrige des Schwarzen Sache sei.

Der Knecht fährt sich über die Stirne. Ihm wird heiß, mitten im Schneetreiben.

Er hat ganz vergessen, daß er dazumal, als ihm bei jenem ersten Hopfenhandel seine Rolle nicht behagte, anfing, die Stiefel blitzblank zu wichsen, einen Scheitel durchs Kraushaar zu ziehen und Sonntags unter der Bäuerin Fenster zu sitzen. Er hat vergessen, wie ihm die Hopfengärten und Kornäcker, die Ochsen im Stall und die Schafe auf der Weide gefielen.

Hier oben auf der Höhe, wo er so manchen Tag im Herbst bis in den späten Abend hinein mit der Heinrike gearbeitet hat, als die Felder noch nicht kahl waren, hier oben vergißt er das und denkt an anderes.

Und das ist die Sackgasse.

Schärfer schaut jetzt der Jakob hinüber gegen den Tannenwald. Das Weiblein, das dort wohnt, sitzt um diese Zeit in einer spärlich erwärmten Stube, zieht die Kniee hoch und legt die halbverklammten, alten Hände an die Ofenkacheln, um sie wieder zu erwärmen, daß sie den wirren Flachs vom Wocken spinnen können.

Weiblein, sage, was hältst du von der Sache?

Der Jakob sieht sie lachen, die Alte. „Bue", sagt sie, „im Alter de Ofe und in der Juged de Schatz em Arm, — des scht 's Best!" — —

Sei still, Alte! Das will dein Bub jetzt gar nicht hören! Nach einer wärmeren Stube, nach besserem Flachs, einem weicheren Bett, einer kräftigeren Suppe sollst du verlangen, dann weiß dein Jakob, was er zu tun hat.

Aber das Weiblein ist eigensinnig. Sie sagt nichts von der Suppe und nichts vom besseren Flachs. Grade nur immer von einem Schatz erzählt sie, und wie das schön gewesen sei, so lang sie den hatte, und wie dann das große

Elend angefangen habe, als er eine reichere genommen und sie sitzen gelassen habe, sie und ihren Buben, den Jakob. — —

Der Schwarze starrt und starrt und sieht den Weg nicht.

* * *

Aus den Spalten der strohumflochtenen Stalltüren dringen beständig Dampfwölkchen auf den Hof, wo an der hohen Güllenpumpe die mistfarbenen Eiszapfen hängen. Der zottige Hund liegt in seiner verhangenen Hütte und rührt sich nicht. Ein paar Hühner scharren im zertretenen Schnee, als sei's ihnen mehr um Bewegung und Wärme als um verborgene Körnlein zu tun.

Die zwilchenen Fäustlinge über die frierenden Hände gezogen schneidet der Jakob Futter auf Vorrat in der Scheune.

Er hat's gut in diesen Tagen. Oder vielmehr, er hat wenig Arbeit. Denn zum Guthaben gehört sonst noch allerlei. Drüben, um Ellbach herum, ja, da meinen sie, wenn einer nur die Hände in die Taschen stecken könne, dann habe er's gut. O je! Der Jakob weiß das jetzt ganz anders. —

Es ist dämmerig da hinten in der Scheune, wo der Knecht steht. Halbdunkel fast. Und wenn das Messer der Futterschneidmaschine nicht gerade knirscht, dann ist es auch still, mäuschenstill.

Dem Jakob ist's eigentlich viel zu still. — So lang im Hof draußen die Dreschmaschine ratterte und der Göpel knirschte, so lang man im Schweiß seines Angesichtes Garben herschleppen und Säcke tragen mußte, so lange konnte man nicht an die vermaledeite Sackgasse denken.

Aber da innen in der stillen Dämmerung zwischen den Futterhaufen — — Der Schwarze fährt sich durchs Kraushaar und seufzt tief auf.

Unter der Scheunentüre erscheint die zierliche Gestalt der Heinrike. Sie hat den leeren Korb über der Schulter hängen und kommt, von dem geschnittenen Futter zu holen für die Kühe.

Der Jakob sieht sie wohl daherschreiten; aber er tut nicht dergleichen. Auf und ab geht das schwere Messer, als gebe es für einen aus dem Ellbacher Oberamt nichts auf der Welt als Arbeit und wieder Arbeit.

Langsam naht sich die Jungmagd. Unter dem weißen Kopftuch schaut ihr Gesicht ein wenig blasser, ein wenig spitzer hervor als im vergangenen Herbst. Ja, der Winter läßt erblassen, was die Sonne gefärbt hat. Als sei das Lachen eingefroren, so streng und frostig ist der junge Mund, und die Augen gleiten kurz und scheu über den Mann an der Maschine.

Sie hält den Korb vor sich und beugt sich tief, vielleicht etwas gar zu tief über den Futterberg, dicht vor dem Messer.

Und dann schreit sie kurz und leise auf. Das Ende ihres Zopfes, der vornüber fiel, ist in das Messer gekommen. Ein scharfer Ruck hat ihr den Schrei erpreßt.

Der Knecht hält an und macht sie frei.

„Hätt'st net sage könne, i soll halte?" murmelt er zwischen den Zähnen. Zornig klingts und verbissen, und der Heinrike steigen die Tränen in die Augen.

„Hättst du net selber wisse könne, wenn de halte mueßt?" fragt sie leise dagegen, und es ist, als ob ein bitterer Vorwurf in den Worten liege.

Der Jakob hält seine Fäustlinge in der Hand und schaut finster vor sich hin. Nichts fällt ihm ein, was er sagen könnte, gar nichts, und doch muß einmal etwas gesagt werden.

„Ben i' vielleicht allei' schuldig? — —" stammelt er nach einer langen, schweren Pause, und er sieht dabei die Heinrike nicht an; er sieht nicht, wie ihr

die Tränen langsam übers Gesicht laufen, wie der junge Mund zuckt. Auf einmal lehnt sie sich an den Balken, neben dem sie steht, sie hebt beide Arme wie in großem Jammer und stößt heraus: „Du und i, Jakob, du und i!“ — —

* * *

In der niederen Stube, wo die zahllosen Soldatenphotographien über dem Sofa hängen, wo der Glaskasten steht mit den goldrandigen Kaffeeschüsseln und der mächtige Tisch, auf dem immer die Händler der Bäuerin das schwere Geld aufzählen — in dieser protzigen Uflinger Stube steht der Hungerleider aus dem Ellbacher Oberamt vor seiner Herrin.

Er hat die Rohrstiefel gewichst, das Kraushaar gescheitelt und das bläuliche Kinn frisch rasiert. Stattlich steht er da und gerade, wie eine der Tannen, unter denen er aufgewachsen ist.

Die Nagelschmiedin ist heute nicht bei der Unterredung. Man braucht sie auch nicht.

Das Bäbele hat einen scharfen Zug um den Mund. Man sieht ihr in dieser Stunde die siebenunddreißig an. Ja, noch älter sieht sie aus. Wie eine, die ihrer Jugend nachschaut.

„Also wieder 'uf de' Wald nüber wi't und Holzknecht wi't wiedr werde —?“ fragt sie und sie legt die ganze herbe Verachtung, die die Uflinger für die Waldbauern haben, in ihre gepreßte Rede. „Jo, jo, 's ischt besser! Ihr sellt dromme send kei' rechts Feldg'schäft g'wöhnt, bei euch wachst nix als Kröpf und Tannezapfe.“

Die Augen der Bäuerin werden jetzt dunkel und hart. Der grobe, gewalttätige Zug, der gegen das Frühjahr hin an allen Uflingern zutage tritt, verzerrt ihr Gesicht.

„Gang no'! Aber daß d' 's weißst: d' Heinrike, des leichtsinnig Menschle, mit dem d' älleweil rumkarresiert host, die jag i' au' 'naus, die ka'st mitnemme, no ka' se d'r helfe Schlehe moste und Gaise melke, ha, — ha — ha —“

Sie lacht so böse auf, die Frau, wie nur die lachen, die nicht hinausschreien wollen.

Der Jakob verzieht keine Miene. Er dreht sein rundes Hütlein in den Händen, schaut zu der Frau hinüber und sagt: „G'rad sell han i sage wölle, Bäuere! D' Heinrike tät i gern mitnemme zu mei're Mueter. Sie därf jo so doch net heimkomme zu d'r Webere. Die tät s'e jo doch bloß ploge. Und plogt soll se net werde, d' Heinrike. Sie ist net dra' schuldig. I hätt au' könna wisse, wenn mer halte mueß. Aber jetzt ist's scho' so. Und mei' Mueter tut d'r Heinrike nix. Mei' Mueter hot au' en ledige Buebe g'hät, und des ben i. Do weiß mei Mueter, wie des ist. Und später heirat i d' Heinrike. Mir brenget uns scho' 'naus. Wir send jo jung. Und 's Jungsei' ist doch 's best! —“

Der Schwarze hat zuerst seelenruhig gesprochen. Dann schneller und bewegter und zuletzt hat's geklungen, als ob ein heller Jauchzer der Schluß sein müsse.

Die Bäuerin stützt sich ganz schwer auf den Tisch. Also so siehts aus! Sie bringt kein Wort hervor. Sie weiß auch nicht, daß sie die Zähne zusammenbeißt.

Als der Jakob schon lange aus der Stube ist, steht sie noch und kann sich nicht rühren. Sie steht und hört es in den Ohren gellen: „mir send jo jung, und 's jung sei' ist doch 's best.“ Und etwas in ihr schreit nach den siebzehn Jahren, die dahin sind, und die der bresthafte Daniel Kälberer mit seinem Beutel voll Talern erschlagen hat.

* * *

Die steile Steige hinauf, wo er so oft mit dem Ochsenwagen fuhr, schreitet der Jakob.

Heute wirbelt kein Schnee hernieder, heute sieht er seinen Weg.

Und Besseres gibt's nicht, als seinen Weg sehen.

Die Heinrike geht neben dem Schwarzen her, und beide tragen ein Bündel.

Das Blümlein Wegwart blüht noch nicht am Straßenrand und auch die dicke Kröte liegt noch im Winterschlaf. Oben auf der Höhe stehen des Schulzen Apfelbäume noch kahl, so daß die lichte Vorfrühlingssonne auch auf des Nachtwächters Ackerstreifen scheint.

Die zwei bleiben Hand in Hand stehen und schauen hinüber, wo die Aecker von des Kälberer Daniels Witfrau liegen. Wie oft sind sie miteinander da oben gewesen! —

Des Mädchens schmales Gesicht rötet sich.

Dann schreiten sie weiter über die Höhe hin. Rechts drüben hinter dem Scheckenwald liegt der tiefe Deich mit den Hopfengärten.

Jetzt rötet sich dem Jakob die Stirne.

Vorhin ist dem Mädchen, jetzt dem Manne eingefallen, daß etwas verloren ist.

Weit drüben über dem grünen Tal, das sie überqueren müssen, sieht man dunkel, fast schwarz, die stillen Wälder stehen, wo die Tannenzapfen wachsen.

Der Knecht zieht seinen Hut und jodelt hell hinaus.

Er grüßt sein Oberamt.

So sind sie, die um Ellbach herum.

Das Mädchen aber macht die Augen groß und sieht hinüber. Wie wird man sie aufnehmen dort drüben, die Uflingerin, die nichts mitbringt als ihr Bündel? —

„Du", sagt der Jakob, „mei Mueter, wenn de siehst, die wurd d'r g'falle."

Er schmunzelt vor sich hin. Er muß immer schmunzeln, wenn er an die kleine Alte denkt.

„Aber en Kropf hot se!" — fügt er dann auf einmal weniger zuversichtlich hinzu.

„Sei still", murmelt die Siebzehnjährige verweisend; „wer weiß, wie i be', wenn i emol so alt be'." —

Und schweigend gehen sie weiter.

* * *

Die Uflinger plagt ihr verhocktes Blut, weil der Winter gar lang war. Da sind sie froh, daß sie für ihre gärende Grobheit einen Abfluß haben. Im Ochsen wird über den Jakob verhandelt.

„Wer wurd au ein' aus 'm Ellbacher Oberamt ei'stelle. Faullenzer send's, kommode Kerle! Wenn 's Frühjahr kommt und 's G'schäft a'goht, no laufet se davo'."

„Jo und an d'r Heinrike hot 'r vorher de Schlechte g'macht. Des ist die ganz Kunst vo' dene Waldbaure."

Der Wirt tritt jetzt her. Im braunen, gestrickten Wamms, das vorne das bunte Flanellhemd sehen läßt.

„Waas saget 'r, vo waas ischt d' Red?" Er tu, als ahne er nichts.

„Ha do, daß 's Kälberer Daniels Bäbele den Hungerleider ei'gstellt hot, und daß 's jetzt so gange ist."

„Hm", sagt bedächtig der Ochsenwirt, der gern seine eigenen Gedanken hat, „'r hot doch wenigstens an d'r Webere ihrer Heinrike net de Schlechte g'macht. Er häb se jo mit uf de Wald 'nüber."

Eine große Stille ist unter den Uflingern.

Dann schlägt der Treibers-Gottlieb auf den Tisch, daß der Weckenberg übereinander fällt und schreit: „A Kapitalrindvieh ist 'r gwe, d'r schwarz Jakob! 's Kälberer Daniels Bäbele hätt 'n gnomme, wenn er's recht a'g'fange hätt."

Sie lachen vor sich hin, die Uflinger, als wüßten sie alle Bescheid, und sie vergessen, wie sie kürzlich noch die Wut der Nagelschmiedin teilten.

Die Ochsenwirtin steckt ihren Schürzenzipfel auf und meint: „'s ischt net jedem sei' Sach, bloß noch de' Taler z' gucke."

„Jo", sagt rasch ihr Gatte, „i han au net dernoch guckt."

Ein stoßweißes Gelächter geht um den Tisch. Keiner weiß recht, warum er lacht.

Einer der Jüngeren unten am Tisch klopft seine Pfeife aus. „I sag bloß", brummt er, „wenn i 's z'tu' g'hät hätt, 's Kälberer Daniels Hof wär mir net 'nauskomme."

„Und d' Heinrike au net!" fällt ein anderer ein.

„Jo, sell mein i au", bekräftigt ein dritter.

„So send halt die um Ellbach rum!" ergänzt der Treibers-Gottlieb. Und der muß es wissen.

Der Kampf um Rom.

Historischer Roman von Ricarda Huch.

9.

An einem der letzten Septembertage suchte Bertani den Diktator in Caserta auf, wo er wohnte. Garibaldi saß auf einer Marmorbank vor dem Palaste und sah in die düsteren Schatten des alten Parks, durch den sich harte weiße Wege zogen; es war Abend. Er sei gekommen, sagte Bertani, um Garibaldi zu bitten, daß er ihn entlasse: er wolle nach Genua zurück. Ihm schwinde nicht der Mut, den Kampf zu Ende zu kämpfen, wohl aber die Hoffnung, unter den obwaltenden Verhältnissen, ihm, Garibaldi, noch zu nützen.

„Verfolgt man meine Freunde", sagte Garibaldi, „so gilt es mir so gut wie ihnen, und auch ich muß ausharren. Ihr habt Euch sonst nicht durch Verfolgung und Verleumdung schrecken lassen." Seit er gesehen habe, wie verhaßt seine Person in Neapel sei, sagte Bertani, habe er sich gesagt, ob er nicht besser täte, aus dem Wege zu gehen, um überflüssigen Anstoß zu vermeiden; er sei geblieben, weil es ihm unrecht vorgekommen sei, sich von einer Arbeit zurückzuziehen, die andere vielleicht ebenso gut, aber nicht in demselben Sinne tun würden. Nun, da Crispi gekommen sei, der ihn ersetzen könne, falle dies Bedenken weg, und er bitte, ihn gehen zu lassen. Vielleicht könne er im Parlament der guten Sache nützen, der er hier zu schaden fürchte.

Garibaldi nickte und starrte in Gedanken, während Bertani ihn traurig betrachtete, gradeaus in die schnell wachsende Dunkelheit. „Was mir den Abschied so schwer macht“, sagte Bertani nach einer Pause, „ist, daß ich die Sonne nicht mehr auf Eurem Antlitz sehe, die uns so oft erwärmt und stark gemacht hat“. Es sei so, sagte Garibaldi, indem er sich Bertani zuwendete, er habe Sorgen. Ein unglückliches Gefecht, das kürzlich vorgefallen sei, dessen schlimmen Ausgang die Unbesonnenheit einiger Offiziere verschuldet hätte, müsse den übelsten Eindruck machen. Er könne sich nicht bewegen, bevor die bourbonische Armee vollständig geschlagen sei, und selbst dann noch müsse er Anstand nehmen, Neapel hinter sich zu lassen. Neapel sei nicht wie Palermo, stolz, der Freiheit ergeben, den Tod verachtend, hier sei das Volk gleichgültig, kindisch, käuflich. Der Wunsch, Rom zu befreien, beseele niemanden oder wenige, die sich an ihn hängten, täten es um persönlicher Zwecke willen: Besoldung, Beförderung, Sieg der eigenen Partei oder ihrer Provinz, nicht um Italien.

„Der arme Gustavo Modena hatte Recht“, meinte Bertani, „wenn er sagte, er wolle auf der Bühne des Lebens nicht mehr auftreten; denn der Direktor treibe Schacher mit den Rollen ärger als der Papst mit den Kirchenämtern, und die etwas könnten, müßten die stummen Diener machen und die leergespeisten Tafeln hinter die Szene tragen.“

Garibaldi nickte wieder, ohne zu lächeln. Er habe einen Brief vom Könige erhalten, fuhr er nach einer Weile fort, aus dem ein anderer Ton klinge als sonst, er fühle, daß er sein altes Vertrauen nicht mehr besitze. Der kalte Geist Cavours habe Macht über sein Gemüt gewonnen. Dieser Mensch, dem er nie etwas Böses getan habe, hasse ihn, er wisse nicht warum, vielleicht, daß er in ihm den Rächer des verratenen Nizza spüre.

Eine törichte Furcht scheine ihn zu verblenden, sagte Bertani. Auch ihn verfolge und verdächtige er, wie er aus Briefen und Zeitungen von zu Hause erfahren habe. Es mache ihm Ekel, sich gegen bewußte Verleumdungen zu verteidigen, doch müsse es sein; dennoch könne er nicht anders, als Cavours Geschick und Größe anerkennen. Er glaube nicht, daß ein anderer Mann in Italien fähig sei, seine Stelle auszufüllen.

Garibaldi stand rasch auf und brach das Gespräch ab; Bertani verabschiedete sich. Einige Tage später kam Pallavicino mit der Antwort des Königs: Garibaldi möge Mazzini, Bertani und Crispi entfernen, so könne man sich vielleicht verständigen. Der Alte hatte die Botschaft mit schwerem Herzen übernommen, da er voraussah, daß sie Garibaldi kränken würde; doch erschrak er an dem Ausdruck des Zornes, der sein Gesicht verdüsterte. Er versuchte zu erklären, daß der König nichts anderes als Garibaldi selbst getan habe, da auch er die Entlassung dreier dem Könige ergebenen Männer von ihm gefordert habe. „Sie sind dem Könige von Sardinien ergeben, wir dem Könige von Italien“, rief Garibaldi. „Habe ich die beste Jugend Italiens dem Könige von Sardinien geopfert?“ Was Pallavicino noch hinzufügte, um

Garibaldi mit der Politik des Königs zu versöhnen, war vergeblich gesprochen; doch lenkten ihn die kriegerischen Verwicklungen von diesen Kämpfen ab. Indessen war der Sieg, den der wohl vorbereitete Feind tapfer bestritten hatte, kaum errungen und Garibaldi, der während der zwei Tage, die die Schlacht gedauert hatte, nur Wasser und Brot zu sich genommen hatte, nach Caserta zurückgekehrt, als ihn die Nachricht von bedrohlichen Tumulten in die Stadt rief. Die Forderung des Königs, die Entfernung Mazzinis, Bertanis und Crispis betreffend, war bekannt geworden oder absichtlich verbreitet, und es zogen Banden durch die Straßen, die, das Ansinnen unterstützend, Drohrufe gegen diese Männer ausstießen. Der magischen Stimme Garibaldis, die den aufgeregten Massen zürnend verwies, seinen und Italiens Freunden zu drohen, gelang es augenblicklich Ruhe herzustellen; aber er hatte keine Freude daran.

Er fühlte sich von Ueberdruß voll an dem schmutzigen und klebrigen Gewühl dieser Stadt und sehnte sich fort, wohin es auch sei. Aber indem er es bedachte, wurde eine andere Stimme in ihm laut; er sagte sich, daß man das neapolitanische Volk nicht für seine Tat verantwortlich machen dürfe, daß der Despotismus der Könige und der Kirche es willenlos gemacht hätte, bis es sich hätte treiben, locken, peitschen und füttern lassen wie eine Bestie. Allmählich überwog das Erbarmen ganz in ihm, und der Wunsch, das gequälte und verdorbene Land auf seine Weise regieren zu können, wie ein Vater mit strenger Liebe seine Kinder zum Guten führt. Er wußte wohl, daß seine Gegner ihm grade das, daß er in Friedenszeiten ein Reich verwaltete, nicht gönnten und ihm die Fähigkeit dazu nicht zutrauten; aber er hatte ein Anrecht auf das törichte und kindliche Volk, das er befreit hatte, und wollte darauf bestehen. Auch das hatte er bemerkt, daß unter den von ihm eingesetzten Beamten diejenigen, die den alten Schlendrian gehen ließen, ihr Gehalt in Behaglichkeit verzehren konnten, während die gehaßt und verleumdet wurden, die zum Besten des Volkes etwas neues einführen wollten, und begriff, daß er das Volk selbst, für das er arbeitete, bis auf wenige gegen sich hätte; wie sehr ihn aber das betrübte, sollte es ihn doch nicht abschrecken.

Im Verlauf des Festessens, das Garibaldi einige Tage nach der Schlacht am Volturno seinen Offizieren gab, kam Antonio Elia, den Garibaldi auf dem Schlachtfelde von Calatafimi mit einer allem Anschein nach tödlichen Wunde hatte fallen sehn, und der sich nun, leidlich geheilt, begierig an weiteren Kämpfen teilzunehmen, wieder einstellte. Eine Kugel hatte ihn in den Mund getroffen, dessen schöne Bildung zerstört und dadurch das regelmäßige Gesicht des Jünglings entstellt. Garibaldi umarmte den Unerwarteten, küßte ihn und sagte, indem er ihn zärtlich betrachtete: „Dein Mund hat seine Schönheit gegen Beredsamkeit vertauscht, die ohne Worte deinen Heldemut und deine Treue rühmt“; denn Antonio war verwundet worden, als er den General mit seinem Leibe zu decken suchte. Garibaldi war im Begriff, ihn den Offizieren, die ihn noch nicht kannten, vorzustellen, als die Nachricht eintraf, daß General Cialdini die französischen Truppen, die den päpstlichen Stuhl ver-

teidigten, besiegt habe, daß Viktor Emanuel in Ankona eingezogen sei, und daß königliche Truppen die neapolitanische Grenze überschritten hätten. Die anwesenden Herren richteten ihre Blicke unwillkürlich auf Garibaldi, um zu sehen, wie er die Botschaft aufnähme. Ueberraschung und Freude machten sein Gesicht hell, er erkundigte sich lebhaft nach den Einzelnheiten der Schlacht, lobte den General Cialdini und die Tüchtigkeit der piemontesischen Soldaten und verweilte bei dem beglückenden Gedanken an die Erlösung einer Landschaft, die ihm teuer war. Dann sprach er über den stolzen und furchtlosen, nur allzu hitzigen Charakter der Romagnolen und den verwahrlosten Zustand der Romagna, den er im Jahre 1849 kennen gelernt hatte; allmählich wurde er still und nachdenklich.

Als er zu später Abendstunde allein war, legte er sich, fast ohne zu wissen, daß er es tat, zu Bett, da seine Gedanken anderswo waren. Es war hell im Zimmer vom Mondschein; durch das offene Fenster sah er die volle Scheibe des Gestirns wie eine Glanzgestalt in undurchdringlicher Einsamkeit und Ferne. Er blickte lange hin, und als er dann zu seinen Gedanken zurückkehrte, waren sie ruhiger und bestimmter geworden. Es war ihm nun gewiß, daß der König ihn an der Spitze eines Heeres verhindern wollte, nach Rom zu gehen, daß er das Ziel, nach dem er mit ganzer Seele gestrebt habe, aufgeben müsse; denn er könnte es nicht erreichen, ohne den Bürgerkrieg in Italien zu entzünden. Zweifel war nicht in seinem Innern; es stand ihm fest, daß er warten müsse, bis der König anders gesinnt sei, oder bis er, der Einmischung zuvorkommend, das Gefahrvolle ausführen könnte und dem vollendeten Sieg sich alle beugen würden. Seit Tagen schon hatte die Meinung, daß es so kommen würde, schwer auf seinem Herzen gelegen; nun war ihm besser, da er es klar sah und sicher wußte. Zuvor hatte er nicht begreifen wollen, wie der König ihm, dessen Sinn er kennen mußte, grollen, ihm mißtrauen, ihm feindlich entgegentreten könnte; aber wenn er sich nun, da alles unabänderlich war, in das Gemüt des Königs versetzte, empfand er mehr wehmütiges Bedauern als Bitterkeit. Vielleicht hatte Viktor Emanuel, durch gehässige Ratgeber gereizt, erwartet, daß er, Garibaldi, ihn, wenn er käme, als Feind empfangen würde; man mochte ihm durch unwahre Berichte zugesetzt haben, bis das richtige Gefühl ihn verlassen hatte. Garibaldi stellte sich vor, wie der König, ein Mann ohne Falsch, leiden müsse bei dem Gedanken an eine feindliche Begegnung mit ihm, der viel Unvergeßliches für ihn getan hatte; sein stolzes Herz war vielleicht von Furcht und Scham erfüllt über das, was geschehen war und was bevorstand. Dieser Gedanke war ihm unleidlich, und er beschloß, am folgenden Tage den König wissen zu lassen, daß er ihn an der Spitze seines siegreichen Heeres freudig in Neapel erwarte, ihm ins Bewußtsein zurückzurufen, daß er kein Empörer und kein Parteiführer sei, sondern Garibaldi, der Mann des Volkes, dem er oft die Hand gereicht, der ihm Treue gelobt habe und diese, so lange er, der König, Italien nicht verlasse, halten werde.

Nachdem Garibaldi den Zug nach Rom aufgegeben hatte, war es ihm um vieles gleichgültiger geworden, ob das eroberte Königreich, sofort oder später, bedingt oder unbedingt, mit Sardinien verbunden würde; denn ihm hatte vor allem daran gelegen, daß er seine Grundlage behielte, von der seine weiteren kriegerischen Operationen ausgehen könnten. Nur ein Gefühl der Verpflichtung gegen das von ihm befreite Volk, den neuen Zustand desselben durch gute Gesetze zu begründen, hielt ihn davon zurück, die Verschmelzung augenblicklich zu vollziehen und nach Caprera zu gehen und auszuruhen. Eben in diesen Tagen war der Prodiktator von Sizilien, Mordini, auf den Einfall gekommen, eine Versammlung einzuberufen, welche die Bedingungen, unter denen der Anschluß an Sardinien zu erfolgen habe, festsetzen sollte, und da dieser Ausweg Garibaldi gut schien, wollte er in derselben Weise in Neapel verfahren. Darin bestärkten ihn namentlich Mazzini und Crispi; dagegen warnte ihn Pallavicino, den er trotz mancher Meinungsverschiedenheit zum Prodiktator in Neapel ernannt hatte, indem er sagte, eine solche Versammlung stelle die Herrschaft Viktor Emanuels, von der er ausgegangen sei, doch gewissermaßen wieder in Frage, sie gebe allen Parteien Gelegenheit, streitend hervorzutreten, die durch schwere Opfer errungene Einigkeit werde dadurch bedroht. Garibaldi fand die Ansichten auf beiden Seiten berechtigt und gut begründet; es machte ihn ungeduldig, daß er darüber nachdenken und entscheiden sollte. Zuweilen ärgerte er sich über alle, daß sie die widerstreitenden Meinungen aufgebracht hatten und sich nicht selbst darüber einig werden konnten, welche die bessere sei; er sehnte sich fort nach seiner Insel, wo er von dem immer gleichbleibenden Streite nichts mehr würde hören können. Um zu einem Ende zu kommen, lud er alle die Persönlichkeiten, die in Betracht kamen, ein, in seiner Gegenwart ihre Ansichten über die wichtige Frage zu begründen und sich womöglich zu irgend einem Beschlusse zu einigen.

Bevor diese Beratung stattfand, erschien das von Farini verfaßte Manifest des Königs an die Völker des Südens, in welchem es hieß, daß sein Heer komme, um die Ordnung herzustellen und den Zeitraum der Revolutionen abzuschließen; es klang wie das unanständige Triumphgeschrei der Emporgekommenen über dem gefallenen Helden. Garibaldi äußerte sich nicht darüber, und seine Miene war so streng, daß niemand sich erkühnte, ihn zu befragen. Manche dachten, diese Herausforderung würde ihn so erbittern, daß er nun mit Entschiedenheit gegen die Annexionisten auftreten würde, Mazzini beschwor ihn in einem Briefe, er, von dem die Zukunft Italiens abhänge, möge nicht zulassen, daß die gequälten Provinzen ausgeliefert würden, bevor ihr künftiges Gedeihen verbürgt sei; aber man wußte nicht, wie er das eine und andere aufgefaßt hatte.

An dem dazu bestimmten Tage empfing er die Geladenen mit ernster Freundlichkeit und forderte sie auf, ihre Meinungen auseinanderzusetzen: Pallavicino vertrat die unmittelbare Annexion, auf der Seite der Gegner war Crispi der Wortführer. Während Crispi klar und bestimmt sprach, verriet Palla-

vicino, der ohnehin ein guter Redner nicht war, die schmerzliche Erregung, in der er sich befand, und das Bewußtsein, ein ungeschickter Verfechter der Sache zu sein, die ihm so sehr am Herzen lag, raubte ihm vollends Unbefangenheit und Beherrschung. Er sah in seiner Vorstellung die Schrecken der nächsten Zukunft: Krieg zwischen Brüdern und Freunden, den Namen Garibaldis, des Erlösers, zum Fluch geworden, Italien zerrissen, eine Beute vieler Feinde, und dies Schicksal einzig auf sein ungenügendes Wort gestellt. „Könnte ich doch dich, ehrwürdiger Mann", sagte er zu Garibaldi, „bei der Hand nehmen und auf eine Anhöhe führen, wo du das Land, das du befreitest, überblicktest und dort dich anflehn: entfessele die Furie des Bruderkriegs nicht über diese Fluren, die du vor kurzem wie eine Gottheit, segnend und angebetet, durchzogest. Mir, dem alten Manne, der trotz Jahre lang getragener Ketten, Italien nicht minder liebt, der es von dir, den er unter allen Menschen am meisten liebt und ehrt, errettet sehen möchte, würdest du nachgeben, mich erhören; aber du hast Ratgeber, die dich gegen deine Freunde taub machen. Dieser ist es", rief er, indem er leidenschaftlich auf Crispi deutete, „der deine Seele umgarnt, und eingekerker that, so daß meine Worte nicht zu dir dringen. Er will dich, der Italien, nein, der Welt angehört, für seine Sekte. Wenn nun von neuem die Parteien ihr Haupt erheben und sich befehden, und der Bourbone aufsteht und höhnisch von dem Gut, um das sie sich eifersüchtig streiten, Besitz nimmt, was kümmert es ihn, daß Italien zu Grunde geht? Was kümmert es ihn, wenn verwandtes Blut fließt, wenn Feinde aller Art sich auf das verratene Land werfen, so nur die nicht obsiegen, die er bitterer als die Fürsten haßt, obwohl sie seine Sprache sprechen! Auf den Trümmern des Vaterlandes errichtet er frevelmütig die Republik oder sein eigenes Haus und Denkmal!"

Zorn und Angst hatten das Gesicht des guten Mannes gerötet, seine Stimme bebte, es war ihm zu Mute, als ob er um sein Leben kämpfe. Crispi hielt seinen Anklagen stand, ohne eine Miene zu verziehen oder ihn mit einem Worte zu unterbrechen; man sah seine Bewegung nur daran, daß er blaß geworden war. Indessen Garibaldi stand auf und sagte mit starker Stimme: „Ich dulde nicht, daß meine Freunde, die das Leben für ihr Vaterland vielemale gewagt und ihre liebsten Wünsche ihm geopfert haben, in dieser Weise angegriffen und beschimpft werden"; worauf Pallavicino, außer sich, seinen Hut nahm und mit den Worten: „So habe ich hier nichts mehr zu schaffen", den Saal verließ.

Nach diesem Vorfall glaubte Pallavicino von seinem Amte zurücktreten zu müssen; allein Garibaldi bat ihn am anderen Tage, daß er bleibe. Er wisse, sagte er, daß alles, auch was er Ungerechtes sage oder tue, aus der reinen Quelle seines liebevollen, redlichen Herzens fließe, daß die Angst um das Schicksal Italiens ihn hingerissen habe. Tränen in den Augen versuchte Pallavicino nochmals Garibaldi zu seiner Meinung zu überzeugen. Das sei umsonst, sagte dieser, er könne nicht voraussehen, welcher Entschließung die größeren Uebel folgen würden; wenn er den aufrichtigen Wunsch des Volkes

kennte, würde er ihn erfüllen. Es schmerze ihn, edle Männer sich entzweien zu sehen, doch wolle er sie bitten, sich noch einmal, ruhiger, zu besprechen und eine gütliche Einigung zu erzielen, wenn es möglich sei.

In der Stadt erneuerten sich wegen des ergebnislosen Ausgangs der Versammlung die tumultarischen Auftritte, und Anschläge an den Mauern forderten den Anschluß an Sardinien. Garibaldi ließ es gehen, als ob er es nicht bemerkte. Als es Abend wurde, nahm er ein Boot und ruderte allein auf das Meer hinaus; die Fischer, die draußen waren, sahen ihm von fern zu, wie er still liegend auf die Tropfen starrte, die langsamer und schwächer vom Ruder ab ins Wasser fielen. Das farbenreiche Glühen des Himmels, des Landes und Meeres umgab seine Träume wie ein Flammenkranz, der keinen Laut und kein Bild zu ihm dringen ließ, das ihn hätte stören können. Sein Sinn wurde so ruhig, daß es ihm schien, als wäre es das gleiche, ob er an dieser Stelle wäre oder auf dem Kapitol stände und den Herbstgeruch des unsterblichen Rom einatmete. Denn würden die Menschen dort und dann anders sein als hier? Vielleicht waren sie alle von gleicher Beschaffenheit, der Papst und die Jesuiten und der König und die, die man Krämer und die man Banditen und die man Märtyrer nannte, so daß es gleich wäre, ob dieser oder der andere herrschte, dieser oder der andere weinte oder lachte. Blind unter ihren Larven wären die gleichen unverträglich und zerfleischten sich selber. Die Sonne versank; die unheilvollen Häupter des Vesuv und Somma erglommen noch einmal in roten und violetten Farben von süßester Glut und Trunkenheit und starrten dann grausam aus der Helligkeit der kurzen Dämmerung Wie man auf Töne horcht, die sympathisch einander folgend Melodien bilden, erwartete Garibaldi das Erscheinen der Sterne, des Schwanes, der Leier, der Krone und des Orion, und das unfehlbare Zusammenwandeln der leuchtenden Geschöpfe des Chaos erschütterte seine Seele wie Musik. Das feindselige und eifersüchtige Lauern der Menschen, ihr sinnloses Aufeinanderstoßen oder Vorüberjagen, ihr verblendetes Irren erschien ihm um so häßlicher, aber es rückte ferner weg; er dachte, daß der zurückgewendete Blick, wenn er die verflossene Bahn der Völker verfolgte, möchten ihre Kämpfe der Gegenwart noch so verworren, ärmlich, klein und unedel erschienen sein, darin das mächtige Ringen von Notwendigkeit und Leidenschaft erkennte, und daß auch der Haß und Mißklang dieser Tage sich für die Augen künftiger Geschlechter in große Chöre einer tragischen Schicksalsbegebenheit auflösen würde.

Bei einer Fahrt durch die Stadt beobachtete Garibaldi am folgenden Tage, daß viele Männer und auch Frauen weiße Zettel an den Hüten trugen, auf denen das Ja stand, das dem unmittelbaren Anschluß an Sardinien galt; denn man wußte, daß Garibaldi nochmals eine Versammlung einberufen hätte, um über diese Frage zu entscheiden. Zuweilen drängten sich Haufen von Menschen an seinen Wagen und warfen Hände voll Zettel hinein. Garibaldi wurde dadurch nachdenklich gestimmt, immerhin sagte er sich, daß Demonstrationen der Straße von bestochenen Müßiggängern herrühren könnten, jeden-

falls, als von verhältnismäßig wenigen veranstaltet, nicht genügten, um ihn den Willen des Volkes finden zu lassen.

In der Versammlung waren die Herren bemüht, sich zu beherrschen und einige machten Vorschläge, die vermitteln sollten; aber Pallavicino blieb dabei, daß nur der sofortige und unbedingte Anschluß an Piemont das Land vor unabsehbarem Unglück bewahren könne, während Crispi und seine Anhänger zuvor verbürgt wissen wollten, daß den beiden Sizilien eine von Abgeordneten aus ihrer Mitte beratene Verfassung erteilt werde, die ihrer besonderen, vom nördlichen Italien völlig abweichenden Beschaffenheit und Entwicklung Rechnung trüge. Garibaldi begann ungeduldig zu werden, als Türr eintrat, um eine Adresse zu überreichen, die, von der Nationalgarde ausgehend, zu Gunsten der sofortigen Vereinigung Neapels mit Piemont an den Diktator gerichtet war. Dieser nahm dem Adjutanten, für den er eine besondere Vorliebe hatte, die Adresse ab und durchlas aufmerksam die zahlreichen Unterschriften, die die Blätter bedeckten; es waren Namen von Gewicht, Männer, die bürgerlichen Berufen angehörten, meist solche, von denen anzunehmen war, daß sie nicht infolge von Druck oder Bestechung, sondern aus Ueberzeugung dort standen. Er hatte bei sich beschlossen gehabt, daß dieser Tag nicht zu Ende gehen dürfe, ohne daß irgend eine Entscheidung getroffen sei; aber schon war ihm klar geworden, daß eine Versöhnung der Parteien nicht zustande käme. Der Einblick, den er in eben diesem Augenblick nochmals in die Gesinnung einer erheblichen Schicht des Volkes hatte tun können, schien ihm ein Zeichen zu sein; er nahm das Wort und sagte, da die Herren sich nicht einigen könnten, müsse er einen Beschluß fassen, und tue dies, indem er zur Ausführung bringe, was der Wunsch der Mehrzahl der Nation zu sein scheine; in den nächsten Tagen solle denn eine Volksabstimmung über den Anschluß an Piemont entscheiden. Als er sah, daß Pallavicino, von Rührung und Freude überwältigt, auf ihn zueilen wollte, erhob er abwehrend die Hand und sagte, er handle nicht etwa so, um dem König oder irgend einem anderen Menschen gefällig zu sein, noch weniger weil er den unbedingten Anschluß als das beste erkannt hätte, vielmehr glaube er, daß bei beiden Entschließungen viel zu wagen und viel zu verlieren sei; wie er aber den Namen Viktor Emanuels auf seine Fahne gesetzt habe, weil das italienische Volk die Republik nicht wolle, sondern die Monarchie, so habe er auch jetzt mit dem Volke gehen wollen, und schließlich habe er gerade das aufgegeben, was am meisten nach seines und seiner Freunde Sinne sei, weil er wisse, daß ihre Liebe für Italien so groß sei, daß sie sich seiner, des Diktators, Entscheidung um des Friedens willen unterwerfen würden. Sein Blick war, indem er dies sagte, ernst, doch nicht finster, man konnte ihm anmerken, daß es ihn befriedigte, den Streit beendet zu sehen.

Einige Tage später fand die Abstimmung statt. Die Partei Cavours hatte Sorge getragen, daß diejenigen, die aus Anhänglichkeit an die Bourbonen oder an die Republik oder aus was immer für Gründen gegen den Anschluß hätten stimmen können, eingeschüchtert wurden, was Garibaldi, so

weit es zu seiner Kenntnis kam, geschehen ließ; denn er glaubte, daß es nun das beste wäre, wenn die Wahl glatt im bejahenden Sinne verliefe. Unter denen, die zu der aufgestellten Urne strömten, befand sich die Giovanara, die den unerhörten Anspruch trotz ihres Geschlechts ihre Stimme abzugeben, damit begründete, daß sie sich an der großen Schlacht am Volturno beteiligt und mehrere Schüsse gefeuert habe. Garibaldi, vor den die Sache gebracht wurde, entschied, daß die Frau, die wie ein Mann für das Vaterland gekämpft habe, auch das Recht des Bürgers, sich selbst die Regierung zu wählen, ausüben dürfe; worauf sie hochgehobenen Hauptes zur Urne ging, um nach so vielen Anstrengungen für die Revolution ihr Willenswort zur Begründung des einigen Italiens niederzulegen.

* * *

Nachdem Garibaldi sich geweigert hatte, Mazzini aus Neapel zu entfernen, sann Giorgio Pallavicino darüber nach, wie er trotzdem erreichen könnte, was er zum Gedeihen des Vaterlandes für notwendig hielt. Es war sein Wille, gegen jedermann gerecht zu sein, und er bemühte sich, die Verdienste Mazzinis um Italien, von denen Garibaldi und andere ihm gesprochen hatten, und die ihm ohnedies nicht unbekannt waren, anzuerkennen; aber er konnte es nicht ändern, daß sein Herz sich sträubte, dem Genuesen wohlzuwollen. Seine Jugend hatte ihren Schmerz, ihren Trotz und ihre Verschwörungen ohne Mazzini gehabt, der damals noch ein Kind war; als er aus den Kerkern in das Leben zurückkam, empfand er nicht minder feurig und opferwillig, sodaß es ihm nicht einging, warum das neue allgemein gewordene Streben und Wagen Mazzini zu verdanken sein sollte. Von dem Gedanken des einigen Italiens schien die Luft, die man atmete, voll zu sein; wußte er auch, daß Mazzini zuerst ihn mit Plan und folgerichtig verbreitet hatte, so war es ihm doch nicht gegenwärtig und wirklich. Im Gegenteil kam es ihm vor, als störe Mazzini mit seiner Republik die Uebereinstimmung, die sonst allgemein sein würde; auch hörte er ihn von vielen, mit denen er umging, als einen Unruhstifter und vor keiner Gewaltsamkeit zurückschreckenden Parteimann schildern. Daniele Manin, der einstige Präsident der Republik Venedig, der in seiner Jugend ein Anhänger Mazzinis gewesen war, hatte sich wie viele andere später von ihm abgewandt; Pallavicino hatte ihn in Paris, wo sie bis zum Tode Manins in enger Freundschaft miteinander verkehrt hatten, oft mit einer seltsamen Erbitterung von Mazzini reden hören. Wie sehr sein Gemüt auch dadurch beeinflußt war, hielt er sich doch vor, was dagegen sprach, und immer bereit, an die Wirksamkeit großartiger Offenheit zu glauben, malte er sich aus, daß, wenn Mazzini wirklich ein so edler Mann wäre, wie viele wollten glauben machen, er sich würde bewegen lassen, freiwillig das Land zu verlassen, für das seine Gegenwart verderblich wäre.

Er setzte einen Brief auf, in dem er von der Achtung sprach, die er für ihn empfinde, und daß er von der Größe seiner Vaterlandsliebe überzeugt sei; setzte ihm dann die Lage, wie sie seiner Meinung nach sei, auseinander: daß

nämlich die große Menge des Volkes die Monarchie wünsche, daß er, Mazzini, als Anführer und Vertreter der Republikaner gelte, und selbst wenn er es nicht mehr sei oder sein wolle, selbst gegen seinen Willen und ausdrückliche Erklärung von der Menge immer als solcher würde betrachtet werden. Da nun um seine Person sich alle sammeln würden, die aus Ueberzeugung oder aus eigennützigen Gründen dem sich jetzt bildenden Zustande feind wären, so möge er, der schon so viel für Italien getan und geopfert habe, jetzt das beste, erhabenste Opfer bringen und sich freiwillig aus seiner Heimat verbannen, der er, trotz oder vielleicht wegen seiner großen Liebe, zur Zeit nur schaden könne.

Während Mazzini den Brief las, fing sein Herz an zu klopfen, und er hielt nochmals inne, angstvoll vor jedem Worte, das sich ihm wie mit scharfer Spitze ins Herz bohrte. Als er fertig war, verbarg er das Gesicht in beide Hände und blieb lange so. Es stand ihm fest, daß er nun gehen müsse, ja es war ihm zu Mute, als stände sein Koffer schon gepackt, und als wäre der Abschied schon genommen; aber das bekümmerte ihn kaum. Das, daß er nicht durch den König gezwungen, wandern mußte, sondern von einem Manne weggewiesen, den er als Patrioten und guten Menschen kannte und immer verehrt hatte, nicht wegen irgend welcher Taten, die er begangen hätte oder haben sollte, sondern einzig, weil er es selbst sei, dazu verdammt, selbst wenn er es nicht wolle, Haß zu entzünden, das betäubte ihn wie ein unvermuteter, von rohen Händen zugefügter Schlag.

Er stellte sich die Erscheinung des alten Pallavicino vor mit den Spuren der langen Kerkerhaft, die gedrückte Haltung, die Perücke auf dem oft etwas schiefgeneigten Kopfe, die gelbe Haut, der Blick der Augen, in dem sich zuversichtliche Kindlichkeit und greisenhafte Trübe wunderlich mischten, er dachte an die ein wenig eitle, ein wenig feierliche Art, in der er seines ausgestandenen Martyriums zu gedenken pflegte, an die kurzsichtige Begeisterung, mit der er sich den Menschen hingab, die ihn für sich einzunehmen wußten, und konnte sich plötzlich eines heftigen Widerwillens gegen ihn nicht erwehren. Dann dachte er daran, daß Garibaldi ihn zum Prodiktator von Neapel gemacht hatte, weil er ihn überschätzte, und weil er geistiges Uebergewicht geringer anschlug als den Wert eines einfältigen, treuen Herzens. Er liebte Garibaldi; aber um so bitterer mußte er es empfinden, daß Garibaldi ihn nicht verstehen wollte. Mußte er es nicht Schwäche nennen, daß Garibaldi ihm den König Viktor Emanuel vorzog, der ihn benützte und ohne Bedenken preisgeben würde, aus keinem andern Grunde, als weil er ein tapferer Soldat war, weil er auf eine treuherzige Art mit dem einstigen Matrosen umzugehen wußte, und weil er sein angestammter Fürst war? Mit dieser Schwäche verbunden, erschien ihm in diesem Augenblicke hassenswürdig die Unerbittlichkeit und Unergründlichkeit seines Willens, der über das Flehen Befreundeter achtlos hinwegfahren konnte, wie die Schicksalsgötter der Zeit und der Vergänglichkeit. Immer schneller kamen ihm die Bilder verschiedener Menschen, mit denen er sich berührt hatte, als mängelvoller, unweiser Wesen, die ihn mit

Haß gegen das launenhafte oder trostlose Gestalten der Natur erfüllten. Wenn er in Neapel über die Straße ging, sah er verkrüppelte Körper, unedle Nacktheit, listig freches Grinsen und selbstgefällige Verderbtheit schon im Lächeln der Kinder. Nicht nur die Stadt, die übelriechende, zappelnde war ihm zuwider, auch die Landschaft mochte er nicht mehr sehen, die als Hintergrund eines bacchantischen Taumels nur ein paar wilde Festtage lang zu dauern erdacht schien, und plötzlich wie der Anblick eines bunten Flitterkleides, das man nachts in erleuchteten Sälen getragen, die Seele traurig und ekel macht. Warum zog ihn immer und immer die Sehnsucht nach Italien, wo er sich nicht mehr heimisch fühlte, und das ihm, wenn er es mit England verglich, weit zurückstand? In London, da dröhnten die Steine Vergangenheit, durch die meerfeuchte Luft jener Straßen und Plätze schritt mit überirdischem Leib und alleserinnernden Tagen die Muse der Geschichte. Die kleinen, glatten Plätze der italienischen Städte, die Schlösser wechselnder Despoten beherrschten, glichen einer Theaterbühne, auf der Schauspieler Begebenheiten voll leidenschaftlicher Einfälle schreiend und gestikulierend darstellen. Hatte er sich nicht betrogen, wenn er geglaubt hatte, daß dies Volk berufen sei, eine neue, reinere und reichere Kultur in Europa zu begründen? Denn es waren die Männer und Frauen, die er am höchsten geschätzt hatte, fast alle Ausländer gewesen. Es wollte ihm scheinen, als hätte er in Italien nie einen anderen Menschen gehabt als seine Mutter und wäre nie geliebt worden als von ihr. Er hatte Freunde gehabt, die sich von ihm hatten erwärmen, begeistern, erregen, tragen lassen, und die ihn, als der Schwung der Jugend nachgelassen hatte, und sie bequem geworden waren, verlassen und verraten hatten. Die wenigen aber, die treu in Kampf und Opfer geblieben waren, wußten im Grunde nicht einmal, worauf es ankam. Dachten sie sich etwas Vernünftiges dabei, wenn sie nach Italien schrien und dafür starben? Selbst Garibaldi, so dachte er, hatte keinen klaren Begriff von den Folgen seiner großen Taten, und glaubte, daß damit, daß Italien frei und einig gemacht, der alte verwesende Stoff umgeformt sei, etwas Endgültiges geschehen sei. Ihm schien es, als sähe er schon, wie es kommen würde; zu den alten Lastern der Italiener würden die neuen der Prahlerei und Heuchelei, des hohlen Ehrgeizes, der plebejischen Geldgier und Genußsucht kommen. Wenn er an seine Kindheit und Jugend zurückdachte, so erinnerte er sich vieler Männer, zu denen man aufgeblickt hatte als zu Mustern redlicher Uneigennützigkeit, bedürfnisloser, strenger Sitte; von denen, die vor ihm und zu seiner Zeit in die Verbannung gegangen waren, hatten viele trotz der Ungunst der Umstände, der fremden Sprache und Umgebung, geachtete Stellungen erlangt, viele hatten, mittellos und darbend, durch unermüdliche Arbeit nicht nur sich ernährt, sondern Kenntnisse erworben, ihren Geist ausgebildet und ihren Charakter gestählt. Dies Geschlecht schien ihm allmählich auszusterben und ein neues an seine Stelle zu treten, das nur danach trachten würde, mit möglichst leichter Mühe sich Titel, Orden und volle Taschen zu verschaffen.

Es war ihm, als ob seine Augen zu scharf sähen, und er schloß sie ermüdet. Eine bitterliche Sehnsucht überkam ihn, weit fort zu sein, an einer Stelle zu sein, wo er zu Hause wäre, und wo niemand ihn finden würde, da, wo seine Mutter begraben lag. Er empfand eine verzweifelte Begierde, die lockere Erde mit seinen Händen zu fühlen, den Geruch der Friedhofrosen einzuatmen und sich in die warme Dunkelheit hineinzuwühlen, wo die heiligen Gebeine ruhten, denen er angehörte. Nachdem er eine lange Weile mit seinen Gedanken still dort verweilt hatte, war er ruhiger geworden und fast zufrieden in dem Bewußtsein, dieses Land verlassen zu müssen.

Plötzlich indessen fiel es ihm ein, sich zu fragen, ob es denn wahr sei, daß er fortgehen müsse oder fortgehen dürfe. Er hatte sich wie ein Kind seinem Fühlen hingegeben, und besann sich nun erst, daß er kein Kind mehr war, kein glücklicher Träumer, kein glücklicher Einsiedler, die wie die Kinder sich vom Zucken des Herzens dürfen beherrschen lassen: er war ein Mann, der vor aller Welt gelobt hatte, für ein Ideal bis zum Tode zu kämpfen, der diesem Ideal viel teures Blut derer, die ihm vertrauten, geopfert hatte, der allen, die er veranlaßt hatte, ihm nachzufolgen, unlöslich verbunden war, so daß sein Leben ihm selbst nicht mehr gehörte. Er war um des Vergnügens willen nicht gekommen, und durfte nicht gehen, weil er des Streitens müde geworden war. Wenn ein alter Mann den kindischen Einfall hatte, in Kämpfen, die einer großen Sache gallen, persönliche Großmut anzurufen, so war es an ihm, klar und kühl zu bleiben; denn er hatte mit Bewußtsein, als er den Weg einschlug, der ihn durch lange Verbannung hierher geführt hatte, auf persönliches Glück und persönlichen Frieden Verzicht getan.

Als er die Antwort an Pallavicino geschrieben hatte, daß er bleiben würde, solange ihm noch eine Möglichkeit dazusein schiene, der Idee, die er verträte, zum Siege zu helfen, war der krampfartige Schmerz, der ihn befallen hatte überwunden. Wie ein Gefangener, der eine Kette am Fuße hat, dem sie infolge einer ungewöhnlichen Bewegung weher als sonst tat, und der dann tobt und jammert, bis er den Fuß wieder in die Stellung gebracht hat, wo er das Eisen kaum noch verspürt und es vergessen kann, so hatte er seinen Standpunkt unter den Menschen wiedergefunden und bemühte sich, nicht wieder daran zu rühren. Als nach dem Vollzug des Plebiszites seine Anwesenheit dieser Sache nicht mehr nützen konnte, blieb er doch noch in Neapel, um mit seinen Anhängern Verabredungen für die Unterstützung und Ermunterung der revolutionären Partei in Rom und für die künftige Befreiung zu treffen.

Die Wärme war jetzt gelinder, so daß man die Sonne nicht mehr mied; die Luft schien in einen olympischen Aether verwandelt, in dem die Körper golden leuchten und ohne Schwere wandeln. Garibaldi war mit militärischen Operationen beschäftigt, die hauptsächlich den Zweck hatten, die Truppen Viktor Emanuels in ihren Bewegungen mit entsprechenden gegen die bourbonische Armee zu decken. Es fielen kleinere Gefechte vor, die nicht ganz ohne Verluste waren. Eines Tags lagerte Garibaldi um die Mittagszeit mit

mehreren Freunden auf einer mit Wein bebauten Anhöhe, während die Soldaten speisten; eine Abteilung des bourbonischen Heeres hatte sich nach einem Geplänkel mit seiner Vorhut zurückgezogen, es war ihm ungewiß, in welcher Absicht, und er beobachtete sie dann und wann mit einem Feldstecher. Nachdem er eine Zeitlang sinnend still gelegen hatte, sagte er zu Nuvolari, seinem Sekretär Basso und dem alten Ripari, die ihm zunächst saßen, wenn er die vielen zu Kampf und Zerstörung bestimmten und bereiten Menschen sähe, weithin durch das fruchtreiche Gefilde zerstreut, so dränge sich ihm die Widernatürlichkeit und Sündhaftigkeit des Krieges auf. Meilenweit läge die Erde um Rom herum wüst, meilenweit dünste die Erde zwischen Rom und Neapel Fieber aus Sümpfen, wo feuchtes Dickicht wuchere, das nur die Herden der Büffel durchbrächen. Wenn alle diese Menschen arbeiteten, anstatt einander zu zerfleischen, könnte das Land urbar und zu einem Boden des Lebens gemacht werden.

* * *

Nuvolari, der eine schwere schwarzblaue Traube in der Hand hatte, und die Beeren, die die Größe und Form kleiner Pflaumen hatten, langsam zum Munde führte, billigte die Worte Garibaldis und setzte hinzu, wenn alle Länder so gesittet wären wie die Lombardei, könne der erwünschte Zustand wohl eintreten. Was wäre aber von einem Lande wie Neapel zu hoffen? Diejenigen, die jetzt den Soldaten machten, würden in Friedenszeiten nicht arbeiten, sondern die Horde der Faullenzer vermehren.

Garibaldi widersprach lebhaft; der Italiener sei nicht faul, ihm fehle nur die Tatkraft zu weitsichtigen Unternehmungen; die Regierung müsse ihn anleiten. Ein Land, das so vielfältig bebaut sei wie Italien, habe keine faulen Bewohner.

Ripari sagte wegwerfend, Kriege werden sein solange Europa voll schlechter Kerle sei. Daran sei etwas wahres, sagte Nuvolari, die Friedfertigkeit könne einem nichts nützen, wenn man von Ruhestörern umgeben sei. Ferner wären die Fürsten, Diplomaten und Offiziere dem Frieden im Wege; denn diese würden ohne Kriege nichts wichtiges zu tun haben und möchten sie trotz der damit verbundenen Mühsal und Gefahr so wenig missen, wie eine Hausfrau ihre große Wäsche. Auch wäre der ganze Krieg für barbarische Völker nicht gerade von Uebel, weil diese viel überflüssiges Blut hätten, daß sie zu Greueltaten aller Art antreibe, und wovon am schicklichsten in Kriegen etwas abgezapft würde.

Ihm sei es gleich, sagte Basso, wenn der Krieg nur nicht abgeschafft würde, bis er wenigstens einem Dutzend Oesterreichern das Maul gestopft hätte.

Während sie sich in dieser Weise unterhielten, beobachtete Garibaldi die Bewegungen des feindlichen Heeres und legte sich dann wieder in die Sonne, stillschweigend seinen Gedanken nachhängend. Plötzlich richtete er sich auf, um seinem Sekretär einen Aufruf an die Völker Europas zu diktieren, in dem er seine Ansichten über die Wünschbarkeit und Möglichkeit eines allgemeinen

Friedens aussprechen wollte. Er sagte darin, daß die Völker Europas, einander verwandt durch Abstammung und ähnlich durch Sitte und Kultur, sich als untereinander einig betrachten sollten wie die Glieder eines Bundesstaates und sich gewöhnen sollten, jeden Krieg zwischen europäischen Staaten als Bruderkrieg anzusehen und als solchen zu verabscheuen. Wenn Streitigkeiten zwischen ihnen entständen, sollten sie Schiedsgerichte darüber entscheiden lassen; denn es sei gesitteter Nationen unwürdig, sich nicht gütlich vergleichen, sondern jeden Zwist wie Kinder oder Wilde nur durch Schlägereien bis zum Unterliegen des einen Teiles endigen zu können. Freilich dürfe keine Nation die andere verdrängen oder unterdrücken wollen, sei es aus Habgier oder um der Ruhmsucht ihrer Dynasten zu fröhnen.

Als Garibaldi eine Pause machte, sagte Nuvolari: „Ich glaube, General, du würdest einen besseren Erfolg haben, wenn du sie aufforderst, sich gegenseitig totzuschlagen“. Garibaldi entgegnete, er glaube vielmehr, daß die Menschen sich leichter zum Guten als zum Schlechten hinweisen ließen, worauf Ripari sagte, das würde wahr sein, aber auf einen, der zum Guten anreizte, kämen zehn, die zum Bösen und Dummen verführten.

Als der König sich der Grenze näherte, begab sich Garibaldi mit seinem Stabe und einem Teil seiner Truppen nach Teano, um ihn bei seinem Einzuge in das Neapolitanische willkommen zu heißen. An dem Abend, der Viktor Emanuels Ankunft vorherging, schlug das bis dahin heitere Wetter um; der Himmel war schwarz, der Südwind blies schwer über die leeren Aecker und bog die Wipfel der Palmen und Ulmen, die aus der Ebene hervorragten. Die Bäume waren kaum anders kenntlich, als daß die Dunkelheit sich um sie her zu verdichten schien, und sie belebten die Nacht auf Geisterart mit ihrem Seufzen und Aechzen und gestaltlosem Schwanken. Als Garibaldi, spät noch wach, von einer Runde zu seinem Zelte zurückzukehren im Begriffe war, sah er auf einem Grenzsteine zwischen zwei Feldern einen Mann sitzen, der eine Melodie vor sich hin pfiff: es war Vincenzo Caldesi, einer der Abgeordneten der römischen Republik im Jahre 1849, der zu den Tausend gehörte. Garibaldi blieb vor ihm stehen und fragte, warum er noch nicht schlafe. „Ich dachte“, sagte Caldesi, „wie diese Nacht auf dem Kapitole wäre. Mit dunkeln Fenstern werden die Paläste auf dem leeren Platze wie Särge in einem schwarzverhangenen Gewölbe stehen. In ein Tuch gehüllt wird eine alte Bettlerin auf der Treppe sitzen, die niemand hinaufkommt oder heruntergeht, und es wird keiner ahnen, daß es Rom ist, die hohe Unsterbliche, die unser wartet. Dann dachte ich an unsere Kameraden, die auf den Hügeln gefallen sind. Sie werden als ruhelose Schatten auf schaudernden Rossen, aus allen Wunden blutend, nach ihrem General ausblicken, der von Süden kommen will, um Rom und sie zu erlösen. In dieser Nacht werden sie wähnen, das Galoppieren seiner Reiter und das Kommando seiner Stimme von fern zu hören, während es nur der Wind ist, der einsam über die Gräber der Campagna braust.“

Garibaldi setzte sich neben Caldesi und blickte starr in die Dunkelheit. Nach einem langen Schweigen sagte er: „Sie sollen nicht lange mehr warten: wo ich auch bin, bin ich auf dem Wege nach Rom"; gab Caldesi die Hand und stand auf, worauf beide ihr Lager aufsuchten.

Am Morgen hatte der Wind sich gelegt. Der Himmel war voll von schweren, dunkelblauen in Sonne glühenden Wolken, und die Gegenstände erschienen größer und deutlicher, wie wenn sie eine Hülle von sich getan hätten und nun mit nacktem Leibe daständen. Garibaldi war heiter, obwohl er ernst aussah, spielte ein Lächeln in seinen Zügen. Es war noch nicht 8 Uhr, als die ersten piemontesischen Truppen eintrafen, die Garibaldi mit Anteil betrachtete, während seine Augen zufrieden glänzten. Zu den Herren, die ihn begleiteten, machte er Bemerkungen über ihre gute Haltung und sprach davon, daß er überall die italienischen Soldaten besser gefunden habe, als er erwartet hätte; es ließe sich aus Italienern ein Heer schaffen, das keinem anderen in Europa nachstehen würde. Den fremden Offizieren, die ihn achtungsvoll begrüßten, antwortete er freundlich. Zwischendurch sah er sich um und genoß den freien Blick in das leuchtende Land. Ringsumher waren Aecker, von denen einige noch Stoppeln trugen, andere schon zum Empfang der neuen Saat umgegraben waren; die Erde in diesen war purpurfarbig und sammetweich, und die Vögel, die darauf hüpften und pickten, schienen darin zu schwimmen. Die Straße entlang standen hohe Pappeln, deren Blätter zu fallen begannen; sie fielen gelblich blitzend langsam durch die unbewegte Luft, so langsam und ruhevoll, daß es aussah, als weideten sie sich an der Wonne des Vergehens. Bei einem Gehöft in der Nähe standen Männer, Frauen und Kinder und blickten neugierig erwartungsvoll auf das militärische Schauspiel.

Plötzlich erscholl von Trompeten geblasen der Königsmarsch, der das Erscheinen des Monarchen verkündete; es war eine muntere Musik, aber in der unermeßlichen Weite der in sich selbst versunkenen Luft verlor sie sich schnell, wie abgebrochen und zur Erde gefallen. Die Natur schien mit allen Sinnen auf das kaum vernehmliche herbstliche Rieseln in den gleitenden Blättern und in dem glühenden Schaum der gelockerten Erde zu lauschen. Hinter der Musikbande und der Leibgarde kam auf einem auserlesenen arabischen Pferde Viktor Emanuel, von einem glänzenden Gefolge umgeben, unter dem sich Fanti und Farini befanden; ihre Blicke waren mit hochmütigem Triumph auf Garibaldi gerichtet. Indessen sah Garibaldi nur den König: er bemerkte in seinem Gesicht einen trotzig stolzen, abweisenden Ausdruck, in dem zugleich auch Verlegenheit war, und der nicht wohlwollender wurde, als er Garibaldis Blick empfing und erwiderte; aber dessen Stimmung wurde dadurch nicht getrübt. In diesem Augenblick sah er in Viktor Emanuel nur den König Italiens, das erwählte Haupt des geeinigten Volkes, dem er sein Schwert gelobt hatte. Nachdem ein paar kurze Worte der Begrüßung gewechselt waren, rief er, sich gegen seine Truppen wendend: „Es lebe der König von Italien", worauf diese den Ruf wiederholten.

Derer, die von den Tausend anwesend waren, bemächtigte sich ein Gefühl der Enttäuschung oder der Erbitterung; viele hatten sich die erste Begegnung zwischen dem Könige und seinem Helden anders vorgestellt, erwartet, daß der König Ergriffenheit und Liebe äußern würde, daß seine Offiziere sich beeifern würden, den zu sehen und verehrend zu begrüßen, der die Sehnsucht eines halben Jahrhunderts erfüllt hatte; andere hatten, ohne von den politischen Verwickelungen der letzten Monate genau Bescheid zu wissen, sagen hören, daß der König mißgestimmt sei, weil er Garibaldi allzuviel zu verdanken habe, und hatten ihm keinen unbefangenen Sinn entgegengebracht. Sie verstanden die unbekümmerte Stille seines Blickes nicht, andere hielten sie für den Ausdruck seiner Arglosigkeit, ihre jungen Augen hingen, viele mit Tränen kämpfend, an dem Mann ohnegleichen, der inmitten der prächtig funkelnden königlichen Offiziere allein zu stehen schien, wie durch einen unnahbaren Strahlenmantel von ihnen entfernt und abgetrennt. Als der Auftritt vorüber war und die Regimenter sich wieder in Bewegung setzten, schlugen die Herzen mit Abschiedsklagen: Nun taumeln wir wie lose Blätter hierhin und dorthin, da du stürzest, o Baum, der uns trug und mit uns in die Wolken rauschte! Wir irren wie erlöschende Sterne, da du untergehst, o Sonne, die uns regierte! Dein Herz war ein voller Blutbrunnen, aus dem wir Schatten das Leben tranken, durch deine Kraft fühlten wir seine Herrlichkeit! Wir möchten in deinen Schlachten fallen, Samenkörner von deiner mächtigen Hand in die Schollen italischer Erde geworfen. Garibaldi, du gehst nicht unter. Wer kann die Glorie von deiner Stirne nehmen? Wenn du dich verbirgst, wird dein Schatten dich verraten, und wir werden dahin blicken, wo es nachtet, um den Aufgang unserer Sonne zu erwarten.

Unterdessen ritt Garibaldi neben dem Könige, und auch die beiden Gefolge vermischten sich anscheinend vertraulich. Er freue sich darauf, sagte Garibaldi, nachdem sie von diesem und jenem gesprochen hatten, ohne daß das Gespräch recht in Gang hatte kommen wollen, daß seine Soldaten nunmehr in Gemeinschaft mit denen des Königs fechten würden, und hoffe, es werde sich ein kameradschaftliches Verhältnis zwischen ihnen herausbilden. Der König antwortete, sichtlich bestrebt, sich zuvorkommend zu geben, er, Garibaldi und die Seinen hätten genug geleistet, sie sollten nun ausruhen, indes er mit seinem noch frischen Heere den Kampf zu Ende kämpfe. Diese Worte, die bestimmt waren, ihm in freundlicher Einkleidung anzukündigen, daß er verabschiedet sei, trafen Garibaldi empfindlich ins Herz; denn er war bereit gewesen, über jede ihm angetane Kränkung hinweggehend, die Ehre des Krieges mit den Truppen zu teilen, die gekommen waren, um ihn abzusetzen, damit die fabelhafte Verschmelzung von Revolution und Königtum, auf der das neue Reich beruhte, als etwas Wirkliches vor aller Augen dargestellt würde. Er hatte nicht daran gedacht, daß dies Opfer könnte verschmäht und anstatt dessen er mit den Freiwilligen entlassen werden, und das Gefühl, unerhört betrogen zu sein, überfiel ihn im ersten Augenblick mit atemraubender Heftigkeit.

Gleich darauf jedoch, indem er den König von der Seite ansah, legte sich diese Aufwallung und ging in ruhige Wehmut über; es war ihm, als habe Viktor Emanuel ihm heimlich ein Bekenntnis abgelegt, das ihn mit einem Male jedes Vorwurfs entlastete. In seiner gespannten Miene glaubte er zu lesen, daß der König weder mit sich noch mit seinem Lose zufrieden sei, und er hätte ihm sagen mögen, daß er wisse was in ihm vorgehe, daß er seine Unfreiheit kenne, daß er ihm nicht zürne und seiner unveränderten Liebe gewiß sei. Da er fühlte, daß es nicht anging, etwas derartiges auszusprechen, von anderen Dingen aber nicht mehr reden mochte, nachdem die letzte Erklärung gegeben war, trennte er sich bei der nächsten Spaltung des Weges vom Könige, dessen Einladung, das Frühstück mit ihm einzunehmen, ablehnend. Seine Offiziere, die das gute Einvernehmen mit den Begleitern Viktor Emanuels widerwillig zur Schau getragen hatten, schlossen sich ihm an, froh, daß die peinliche Zeremonie beendet war.

Im ersten Dorfe, zu dem sie gelangten, machten sie Halt, um etwas zu essen, da sie noch nichts zu sich genommen hatten. Garibaldi trat mit einigen Herren, unter denen der alte Ripari war, in einen großen leerstehenden Stall ein, wohin die Bauern brachten was sie hatten, Brot, Käse und Wasser; der General setzte sich auf einen Baumstumpf, der zum Holzspalten diente, während seine Begleiter sich auf den Boden warfen oder sich auf die den Stand der Pferde und Rinder abteilenden Bretterwände schwangen. Sie unterhielten sich halblaut untereinander und blickten zuweilen forschend nach Garibaldi hinüber, der blaß und sehr ernst aussah und stillschweigend sein Essen verzehrte. Indem er den ersten Schluck aus dem Kruge voll Wasser trinken wollte, machte er eine unwillkürliche Bewegung des Abscheus und spie rasch aus was er im Munde hatte, worauf er erklärend zu den erstaunt auf ihn blickenden Herren sagte: „Das Wasser schmeckt faul, es muß ein totes Tier im Brunnen liegen". Damit stand er auf und verließ den Stall, um dafür zu sorgen, daß die Pferde frisches Wasser bekämen. Einer von den Zurückbleibenden, die noch mit dem groben Brote beschäftigt waren, sagte belustigt, der König werde mit seinem Gefolge nach einem feineren Speisezettel frühstücken. „Sie werden die Kastanien essen, die wir aus dem Feuer geholt haben", sagte Ripari trocken, und man lachte. Als die Herren im Begriff waren, den Raum zu verlassen, sahen sie eine Frau mit fanatisch staunenden Augen an der Tür stehen, die zu einem Kinde, das sie an der Hand hielt, sagte: „Sieh, unser Herr Jesus Christus ist in einem Stalle geboren, und Garibaldi hat ein Stück trockenes Brot in unserem Stalle gegessen". Der alte Ripari sagte absichtlich unwirsch: „Freilich, man kommt nicht umsonst zu der Ehre, gekreuzigt zu werden", sodaß die Frau in verständnislosem Schrecken aufschrie und davonlief.

Garibaldi hätte am liebsten Neapel sofort verlassen; aber er hatte noch die Aufgabe, an der Seite des Königs in die Hauptstadt einzuziehen, ferner die Medaillen, die der Gemeinderat von Palermo für die Tausend hatte prägen lassen, diesen auszuteilen und Abschied von seinen Truppen zu nehmen.

Auch lag ihm daran, Heer und Volk nicht argwöhnen zu lassen, daß eine Mißhelligkeit zwischen ihm und dem Könige bestehe, vor allem aber den König dazu zu bewegen, daß seine Mitkämpfer nach Verdienst belohnt und behandelt würden. Abgesehen davon, daß ihn der Gedanke schmerzte, diejenigen, die mit größter Tapferkeit und Opferwilligkeit für die Befreiung Italiens gekämpft hatten, wie gemietete Söldner entlassen sehen zu sollen, bedachte er auch, wie es die Betroffenen und einen großen Teil des Volkes erbittern würde, wenn die Siegreichen geringschätzig heimgeschickt, und die, welche vor ihnen geflohen waren, nämlich die neapolitanischen Soldaten, hervorgezogen und ausgezeichnet würden. Es war ihm bekannt, daß General Fanti, der die gewichtigste Stimme in diesen Dingen hatte, sich wegwerfend über die Freiwilligen geäußert hatte und sie als ein schädliches, die herkömmliche Ordnung auflösendes Element, durchaus nicht in die regulären Truppen eindringen lassen, auch die Grade, die Garibaldi erteilt hatte, nur in seltenen Fällen anerkennen wollte. Unter diesen Umständen wünschte er, den König die Wichtigkeit der Sache einsehen lassen zu können, von dem er glaubte, daß er unterscheiden könne, wie weit Vorsicht, Klugheit und Berechnung, sei sie richtig oder nicht, das Gefühl verdrängen dürften, und dessen Willen er in militärischen Fragen für maßgebend hielt.

Kurze Zeit nach dem Einzuge des Königs nahm Mazzini Abschied von Garibaldi, um wieder nach England zurückzukehren. Er legte Garibaldi ans Herz, daß er zunächst an die Befreiung Venedigs denken möge; daß, wenn er doch nach Rom gehen wolle, dort eine Erhebung stattfinden müsse, die mit ihm zusammenwirke und daß er hoffe, eine solche durch die Anhänger, die er dort habe, bewirken, vielleicht, wenn es notwendig wäre, selbst hingehen zu können. „Deine Verbannung wird nun bald ein Ende haben", sagte Garibaldi, „der König wird dich ehrenvoll zurückrufen". Mazzini schüttelte den Kopf: „Ich habe jetzt erfahren", sagte er, „wie sie mich hassen. Wird das Königreich Italien je so stark sein, daß sie mich nicht mehr fürchten?" Wenn der König es nicht tue, entgegnete Garibaldi, werde das Volk es fordern. Mazzini schwieg traurig; er dachte, daß das Volk ihn ebenso wenig liebe wie der König, aber es wollte ihm nicht über die Lippen. Nach einer Pause sagte er: „Wenn ich im Auslande bin, habe ich keine Heimat, aber wenn ich hier bin, fühle ich mich auch nicht zu Hause. Wie ich mich an die schwarze Tracht gewöhnt habe, die ich als Jüngling erwählte und nicht abzulegen schwur, bis Italien einig und frei sei, so ist heimatlos zu sein meine Natur geworden. Vielleicht", fuhr er mit einem Lächeln fort, „kehre ich nach vielen Jahren oder Jahrhunderten in dies geliebte Land zurück; dann möchte ich ein schlichter Bürger sein, der, ohne zu wissen, daß es anders sein könnte, die Freiheit genießt, um die wir jetzt kämpfen". Garibaldi sah ihn überrascht und aufmerksam an und fragte, was er denn in solchem Falle tun möchte? „Ich denke mir", sagte Mazzini, „daß ich bei irgend einer Arbeit, auf die ich mich verstände, glücklich sein könnte; wenn ich aber so gemacht wäre, wie

ich es jetzt bin, würde ich mir die Feder zum Werkzeug wählen. Ich würde nicht von Politik und Staatsreform und Wirtschaft schreiben, wie ich es jetzt beständig tue, sondern aus Worten, die wie Edelsteine selten, unzerstörbar und zauberkräftig wären, die schönen Gesichte bilden, von denen ich in meiner Jugend träumte, und die mir jetzt entschwunden sind."

Diese Bemerkung Mazzinis beschäftigte Garibaldi noch, als er allein war. Große Bilder wankten an ihm vorüber, die das Gefühl des Lebens mächtig in ihm erregt hatten, und er fragte sich, ob er sie wieder erleben möchte. Als ihm zufällig die Herden wilder Pferde einfielen, die er in Amerika über die Prairieen hatte jagen sehen, ging ihm durch den Sinn, daß er lieber als alles ein solches Tier sein möchte. Er stellte sich die edlen Geschöpfe vor, deren Anblick ihn entzückt hatte, ihr stolzes Bäumen, ihre wollüstig die Luft einschlingenden Nüstern, ihre Kraft und Freiheit, das triumphierende Donnern ihrer Hufen, wenn sie ausgelassen wie spielende Götter im Sturme über die unabsehbare Steppe rasten. Wie damals fühlte er den üppigen Geruch jener wilden Erde, den berauschenden Zug des entfliehenden Himmels.

Diese Gedanken brachten ihn darauf, daß er, sowie er in Caprera angekommen sein würde, die beiden Pferde, die er während des Feldzuges geritten hatte, freilassen wollte, und er freute sich darauf, zu sehen, wie sie erst stutzen, dann die Mähne schütteln und schnaubend in die Wildnis sprengen würden. Mit einem Glücksgefühl dachte er daran, daß er die hohen Aemter, Einkünfte und Orden, die der König ihm angeboten hatte, um ihn für seine Taten zu belohnen, abgelehnt hatte und also frei war; die Vorstellung, daß er noch einmal die piemontesische Uniform tragen würde, hatte jetzt etwas von dem Druck eines bösen Traumes für ihn. Zwar hätte er die Statthalterschaft über die beiden Sizilien angenommen, um diese Länder auf seine Weise und mit den Mitteln, die er für gut hielt, zu erziehen, teils auch um sich einen Zugang auf Rom offen zu halten; aber nun der König ihm den Wunsch abgeschlagen hatte, empfand er innigste Befriedigung darüber. Er hatte erfahren, daß er die Luft der Versammlungen und Beamtenstuben und Gerichtshöfe nicht lange atmen konnte; auch mochte es besser sein, wenn er sich noch nicht mit den Geschäften des Friedens befaßte, sondern einzig den Augenblick erspähte, wo er das Signal zum neuen Aufbruch geben könnte. Es war ihm wichtig, den jungen Männern, die ihm gehorchten, bevor er sie verliere, einzuprägen, daß sie sich bereit hielten, und er entwarf zu dem Zweck einen Aufruf, der ihnen zugleich mit seinem Abschied seine Absichten für die Zukunft verkündete. Er sagte ihnen darin, daß er jetzt auf kurze Zeit das Schwert niederlegen müsse und sie entlasse, daß aber der Frühling des nächsten Jahres sie wieder unter seiner Fahne versammeln solle. Diejenigen, die es könnten, sollten in Waffen bleiben, die anderen sich bereit halten. Er hoffe, daß nicht nur seine Tausend, mit denen er Sizilien erobert, sondern viele Tausend kommen würden, wenn er riefe, um durch die Befreiung Roms und Venedigs den heiligen Krieg im Namen des Königs Viktor Emanuel zu vollenden.

Ohne beim König hinsichtlich des Schicksals der Freiwilligen etwas Bestimmtes ausgerichtet zu haben, reiste Garibaldi nach Caprera ab. Die Mantuaner Nuvolari und Gusmaroli, sein Sekretär Basso und Ripari gingen mit ihm, einige andere Freunde gaben ihm das Geleit bis zum Hafen. Es war ein düsterer Herbstmorgen, schwere Wolken lagerten am Himmel wie gestrandete Schiffe, und ein rötlich gelbes Licht, das aufflackerte, denn es war die Zeit des Sonnenaufgangs, gemahnte an die Flamme einer Pechpfanne, vom Leuchtturm ins Meer wehend. Auf einem kleinen Platze unweit der Abfahrtsstelle begegneten sie mehreren Leuten, die allerlei Ware, mit der sie Handel trieben, auf kleinen Eseln zum Markte führten; ein Junge trug eine Menge winziger, aus hölzernen Stäben zusammengesetzter Käfige, in denen Vögel saßen. Garibaldi, der im Gespräch mit seinen Freunden begriffen war, verstummte und blickte mit gefalteter Stirn auf den beladenen Esel, den ein Mann unter lasterhaften Flüchen mit einem Prügel vorwärts stieß, und auf die ängstlich flatternden Vögel. Als sie einander ganz nahe waren, konnte er es nicht unterlassen, zu dem Manne zu sagen: „Warum mißhandelst du das geduldige Tier, dem du ohnehin über seine Kräfte aufgeladen hast?“ Der Mann blieb stehen, zuckte die Schultern und sagte mit einem verbindlichen Lachen: „Ist es nicht besser, ich lasse meine Galle an dem Esel aus, der kein Christ ist und nichts empfindet, als an einer getauften Seele? Wenn Ihr aber ein gutes Wort für ihn einlegt, so will ich mich auf die Zunge beißen und ihn ungeprügelt laufen lassen“, worauf er mit Augenzwinkern die Hand gegen Garibaldi ausstreckte. Dieser reichte ihm ein paar Münzen und sagte: „Es fragt sich, wer von euch beiden ein besserer Christ ist, der Esel, der ohne sich zu widersetzen seine Last schleppt, oder du, der in böser Laune das Geschöpf Gottes unter Flüchen vorwärts treibt. Du solltest dich schämen, die Religion zum Vorwande deines grausamen Gemütes zu nehmen. Freilich habt ihr es von den Priestern, die euch regiert haben, gelernt: sie haben euch anstatt eines allmächtigen Herrn einen Wüterich anbeten lassen, der Millionen seiner Kreaturen einigen Günstlingen ausliefert, um ausgebeutet und gemartert zu werden. Ihr verdient es, von den Reichen der Früchte, die die Erde gibt, ja des Lichts und der Luft beraubt zu werden, solange ihr die schwächer als ihr sind, knechtet, Vögel, deren Heimat die grenzenlose Luft ist, in enge Käfige einsperrt.“

Nachdem er dies im zürnenden Tone gesagt hatte, fuhr er fort von der Schönheit und den Tugenden der Tiere zu sprechen, die den Kreis ihres Lebens, von Gott ihnen gezogen, gefügig vollendeten, den Sternen vergleichbar, noch immer Zöglinge des Paradieses, aus denen die Menschen verstoßen. Je länger Garibaldi sprach, desto aufmerksamer horchten die Leute, unterbrachen ihn zuweilen durch beifällige Ausrufe und billigten in geflüsterten Worten und durch feuriges Anschauen die Erscheinung, Stimme und Rede des Unbekannten. Als nun Menschen in den naheliegenden Häusern aufmerksam wurden und herzukamen, erkannten einige von diesen den Diktator und riefen: Garibaldi!

Evviva Garibaldi! so daß nun auch die Hausierer erfuhren, wen sie vor sich hatten. Während die Frauen und Kinder auf ihn zustürzten und seine Hände und sein Gewand zu küssen suchten, riß der Mann, der den Esel getrieben hatte, dem Jungen die Käfige aus der Hand, öffnete sie, zog die Vögel, die des Ausgangs in die Freiheit nicht sofort inne wurden, selbst heraus und warf sie in die Luft, indem er ausrief: „Garibaldi ist es, der euch und uns befreit hat!“ Die Herren steckten ihm noch etwas Geld zu und gingen mit Garibaldi an den Hafen; in einiger Entfernung folgten die Hausierer und andere Leute und sahen der Abreise zu, das Auf Wiedersehen, das Garibaldi ihnen zuwinkte, mit lautem Zuruf erwidernd. Als das Schiff sich in Bewegung gesetzt hatte und langsam entschwand, kehrten sie um. Der Mann mit dem Esel sagte gedankenvoll: „Das also war das Haupt, das der heilige Vater mit Gold aufwiegen würde, wenn man es ihm brächte. Ein herrliches, schweres Haupt! Und vielleicht hätte ich mir zu dieser frühen Stunde, vor dem Beginn des Marktes, wo die Straßen leer sind, den Lohn verdienen können. Aber meines Vaters Sohn“, setzte er mit zufriedenem Lächeln hinzu, „ist kein Judas. Der Wein würde ihm nicht schmecken, um den das Blut eines so schönen und guten Mannes geflossen wäre.“ Während er mit seinen Angehörigen beredete, daß sie das Eselchen zum Andenken an Garibaldi Giuseppino nennen und erzählen wollten, daß der Diktator es gelobt und gestreichelt habe, um dadurch Kunden anzuziehen und das Geschäft zu fördern, zogen sie unter den hohen Häusern, an denen die feuchte Luft wie nasser Flor klebte, dem Markte zu.

* * *

An einem der letzten Februartage wurde in Turin Gustavo Modena begraben; unter denen, die gekommen waren, dem berühmten Schauspieler und Patrioten die letzte Ehre zu erweisen, befand sich Camillo Cavour. Während die zahlreiche Versammlung den Beginn der Trauerfeierlichkeit erwartete, sagte Lorenzo Valerio halblaut zu dem Minister, es sei schön und groß von ihm gehandelt, daß er dem Toten die Anerkennung bezeige, die der Lebende zurückgewiesen habe mit Beziehung darauf, daß Cavour vor einigen Jahren versucht hatte, Modena durch eine einkömmliche Stelle als Theaterdirektor in Turin zu fesseln, daß dieser aber, obwohl bedürftig, aus republikanischer Gesinnungstreue und besonderer Abneigung gegen die sardinische Regierung abgelehnt hatte. Cavour antwortete, es mache den Künstler nicht geringer und auch den Mann nicht schlechter, daß seine politischen Ansichten beschränkt gewesen seien. Leider seien die Verhältnisse in Italien so gewesen, daß gerade die tüchtigen Männer zum Ideal der Republick ihre Zuflucht hätten nehmen müssen, hoffentlich würden sie allmählich einsehen, daß auch in der Monarchie Freiheit und Größe gedeihen könnten. Freilich sei das unmöglich, wenn die Guten sich hochmütig abwendeten.

Die Ansprache, die der junge Schauspieler Tommaso Salvini hielt, lautete so: Da die Stimme schweigt, mit der ein Genius uns erschütterte, wage ich es, des Meisters Schüler, an seinem Sarge die meine zu erheben, um seiner zu gedenken, der dahin ist, und uns zu beklagen, die ihn verloren haben. Ihn beklage ich nicht, der willig schied: wie mußte er des Irdischen überdrüssig sein, da er ihm lächelnd entsagte, obgleich er eine über alles geliebte und liebende Frau verließ. Ja, während Italien jubelnd seine Auferstehung feiert, verhüllte er sein Haupt und stieg ins Grab; er, der, obwohl ein Herrschender im Reiche der Kunst und als solcher, wenn er hätte wollen, über die Nöte unseres politischen Lebens hinausgehoben, heldenhaft, mit Aufopferung eines sicheren Glückszustandes um Italiens Freiheit gekämpft hatte. Aber, wir wissen es alle, er liebte die Könige nicht; er hatte es sich anders gewünscht. Manche hat es, solange er lebte, zu Scherz, Spott oder nachdenklicher Betrachtung gereizt, daß der Republikaner, der die Könige haßte, die Könige der Dichtung auf der Bühne verkörperte wie kein anderer, so daß man sagen darf, es habe keiner den König gesehen, der Gustavo Modena nicht als König gesehen habe. Wenn man ihn besuchte und ihn in seiner Laube sitzen fand, vor sich den feurigen Wein, der ihm verhängnisvoll geworden ist, und den Risotto, den seine Julia bereitet hatte, sprühend von Witz, der in seinem drolligen Dialekt um so beißender, doch auch anmutiger wirkte, dem fielen die venezianischen Gassenbuben ein, die in der Gondel liegend sich sonnen und singen und sich damit belustigen, die Vorüberkommenden zu verspotten. Wer ihn dann auf der Bühne als König sah, in einem Duft von Hochmut, Wahn, Erhabenheit und Trauer schreitend wie ein Blinder, der mißtrauisch tastet und nicht ahnt, daß am Rande seines Thrones sich ein Abgrund hinunterstürzt, des Lebens so gierig und so müde, daß man meinte, das alte grünliche Königsblut in den Adern seiner Hände zu erkennen, der glaubte, daß er erst jetzt in der Vermummung des Theaters die Maske abgeworfen habe und sein Wesen zeige. Vielleicht war es so, vielleicht war er deshalb Republikaner, weil er von königlicher Art war. Wie hätte der Mann, der mit seiner Stimme, seiner Miene, seinen Geberden Menschen schuf, der uns zwang, ihn wechselnd zu hassen, zu verehren, zu fürchten, anzubeten, der in unserer Brust unsere Tränen, unser Lachen, unseren Jubel und unsere Begeisterung regierte, sich in der Herde verlieren können? Wenn er die Anklagen schleuderte und die Rache drohte, so entbrannte, wenn auch nur auf Minuten, in dem Raume, den seine lodernde Stimme erfüllte, die Revolution. Wenn er ein paar Abendstunden lang geherrscht hatte, dankte er freiwillig ab, und gern; aber er wußte, daß sich ihm alle unterwerfen würden, wenn er das Szepter wieder in die Hand nähme. Er hätte sich den Fürsten, die der Zufall des Weltgangs auf den Thron geworfen und die sich durch Tyrannenkünste darauf festzuhalten suchen, nicht beugen mögen, und an andere glaubte er nicht, da er zu viele von diesen gesehen hatte. Ich glaube, daß, wenn die Republik geworden wäre, er gefunden hätte, daß auch dort nicht Raum wäre für die majestätische Geberde, von der er

träumte. Abseits zu stehen war sein Los, seine Hoheit, sein königliches Laster. Das große Jahrhundert der Revolution hat ihn gekrönt und nimmt ihn mit sich, nun er von uns geht. Die wir hoffend in eine Zeit der Erfüllung, des Friedens und der Versöhnung blicken, zürnen ihm nicht, daß er unversöhnlich war, sondern wir danken ihm, daß er seine jähe Bahn sich selbst treu vollendete.

Ständest du hier statt meiner, Gustavo Modena, wie anders würdest du von deiner Seele zu sprechen vermögen! Du würdest alle, die hier zusammengekommen sind, weil sie dich als Freund liebten oder als Künstler bewunderten, Männer und Frauen verschiedener Sinnesart, zusammenschmelzen zu einem Gefühle banger Ehrfurcht vor der Herrlichkeit, Macht und Gebrechlichkeit des Menschentums, wovon du ein Bild bist.

Cavour, der, da er sich selbst mit Ausdauer zum Redner erzogen hatte, die Beredsamkeit als Kenner schätzte, war mit dieser Rede sehr und mehr als mit den anderen, die gehalten wurden, einverstanden; Salvini, der versprechendste Schüler Modenas, verschmähte das theatralische Pathos und wußte mit Kunst sich so einfach zu fassen, daß es war, wie wenn die Natur selbst aus einem empfindlichen Menschen spräche. Daneben unterhielt es den Grafen, sich die Männer zu betrachten, die den Sarg des Vereinsamten umstanden: da war Mordini, der im Namen Garibaldis Sizilien regiert hatte, der alte Ripari, Garibaldis Arzt und Gefährte bei allen Feldzügen, Crispi, Felice Scifoni, ein bekannter römischer Republikaner, Männer, die viel Mühsal erduldet, Schlachten geschlagen und in fremden Ländern sich ein karges Brot erarbeitet hatten. Sie gefielen ihm ausnehmend, wie sie da als ein trotziges Häuflein beieinander standen und er dachte bei sich, indem er lächelte: das monarchische Brot wird darum nicht schlechter schmecken, weil die republikanischen Esel das Mehl zur Mühle tragen geholfen haben.[1]

Ueberhaupt war der Graf in vorzüglicher Stimmung, wie er gewöhnlich nach einem Begräbnis zu sein pflegte; es war ihm dann, nachdem die anfängliche mehr oder weniger starke Erschütterung überstanden war, zu Mute, als habe sich der geheimnisvolle Schlund, der von Zeit zu Zeit durch ein Menschenopfer abgespeist werden müsse, für einmal wieder geschlossen, und man könne einstweilen unbehelligt seinen Weg fortsetzen. Während Medici, der ihn auf dem Heimweg begleitete, mit Wärme von dem Verstorbenen sprach, beklagte, daß seine Neigung zum Trinken in den besten Jahren seine Gesundheit zerstört und den Umgang mit ihm schwierig gemacht habe, und daß manche Menschen es für Festigkeit des Charakters hielten, wenn sie bei den Vorurteilen ihrer Jugend verharrten, nickte Cavour nur und summte eine undeutliche Melodie vor sich hin. Der Tag habe ihm, sagte er, mit einem guten Vorzeichen empfangen, so daß selbst die Begräbnisfeier seine gute Laune nicht habe verdüstern können; es sei ihm nämlich jener Bruder Giacomo begegnet, der ihm versprochen habe, wenn er einmal ans Sterben käme, ihn mit den Sakramenten zu versehen, allen Bannflüchen des Papstes zum Trotz,

so daß er also gewiß sei, sein Leben im Frieden der Kirche zu endigen. Er glaube zwar nicht, daß die Tröstungen der Religion das Sterben erleichtern oder seinen Wert vor Gott erhöhen könnten; aber das vorschriftsmäßige, durch den Segen uralter Formen geheiligte Ende betrachte er als Symbol dafür, daß er überhaupt erreicht habe, was sein Streben gewesen sei: das neue Italien auf den alten Ruinen aufzubauen. Es sei wohl war, daß man ein Gebiß nicht einsetzen könne, bevor die faulen Zähne ausgerissen seien; aber das beste wäre doch, von den eigenen Zähnen so viele zu erhalten wie möglich sei. Oder um es anders auszudrücken: wenn eine Kloake auszumisten sei, solle man erstens die Verbreitung des üblen Geruches zu verhüten und zweitens den Mist als Dünger zu verwerten suchen.

Medici erkundigte sich vorsichtig, ob Cavour Hoffnung habe, die römische Frage auf dem Wege der Unterhandlung zu lösen. Die Aussichten wären nicht übel, sagte Cavour, ein großer Teil der Geistlichkeit, namentlich der niederen, neigten zu der Ansicht, der Papst müsse auf die weltliche Herrschaft verzichten, und vielleicht übe diese Meinung einen Druck auf ihn aus. Jedenfalls habe sich Antonelli bei den Vorverhandlungen, die er eingeleitet habe, ziemlich weit eingelassen, wenn sich das alles auch am Schluß als Spiegelfechterei erweisen könne. Medici sagte, ein Erfolg sei um so wünschenswerter, als Garibaldi im Hinblick auf eben diese Unterhandlungen des Ministers von dem geplanten Handstreich auf Rom abgestanden sei, wodurch gefährliche Verwickelungen vermieden würden.

Er freue sich, sagte Cavour, daß Garibaldi wiederum die Einsicht und Selbstbeherrschung zeige, die er immer an ihm geschätzt habe. Auch daß er die Wahl ins Parlament nicht angenommen habe, sei des höchsten Lobes würdig. Er müsse gestehen, während die meisten Menschen je mehr Schwächen verrieten, desto länger und besser man sie kenne, überraschte Garibaldi bei jeder neuen Wendung seines Lebens durch ungeahnte Weisheit und Seelengröße. Ja, erwiderte Medici, er sei klug genug, zu wissen, daß er kein Redner und kein Politiker sei; auch hätten wohlmeinende Freunde ihm geraten, sich nicht auf ein Feld zu begeben, auf dem er nicht heimisch sei und nur Enttäuschungen ernten würde. Für den Soldaten sei es immer das beste, sich von der Politik soviel wie möglich zurückzuhalten, eine Regel, die Garibaldi zu seinem Unglück nicht immer befolgt habe. Immerhin, sagte Cavour, hätten doch diejenigen Unrecht, die Garibaldi nur als Feldherrn wollten gelten lassen, und ihm besonders die Fähigkeit, ein Land zu verwalten, absprächen. Während seiner Regierung in Palermo und Neapel habe er wohl Fehler begangen, wie das unter so außerordentlichen Umständen nicht zu verwundern sei; aber er habe bei allem Großes und Gutes im Sinne gehabt, und es zeige sich bereits, daß diejenigen, die ihn getadelt hätten, nun sie selbst am Steuer ständen, weit mehr Irrtümer begingen als er, so daß sich die Zustände in den neuen Provinzen nicht verbesserten, sondern verschlimmerten.

Medici stimmte bei: Wenn Garibaldi einen Fehler begangen, so wäre

es der, den Menschen zu viel Gutes zuzutrauen, wozu er insofern berechtigt wäre, als unter seinem Einfluß die Menschen wirklich des Guten fähiger als sonst wären.

Es sei so, sagte Cavour, er sei ein Mann, der das Edle der menschlichen Natur anziehe, so daß ihm das Gemeine weniger sichtbar würde. Es kränke ihn, daß er so wenig tun könne, ihn in der Angelegenheit der Freiwilligen zu befriedigen. Fanti würdige zwar Männer wie Medici und Bixio nach Verdienst, im allgemeinen aber habe er unleugbar eine Abneigung gegen die Garibaldiner, und diese, noch mehr die Bevorzugung der bourbonischen Offiziere vor denen des freiwilligen Heeres, müsse jeden Wohlwollenden empören und das Gewissen des Volkes verwirren. Er tue, was er könne, um Ungerechtigkeiten zu verhindern, und es wäre ihm lieb, wenn Garibaldi das erführe; er wäre der erste der ihm gefällig sein möchte, wenn es mit dem, was er für das allgemeine Beste halte, verträglich sei.

Bald nach diesem Gespräche zeigte es sich, daß manche Verhältnisse weniger günstig lagen, als es Cavour hatte scheinen wollen: die Unterhandlungen mit dem Papste zerschlugen sich, und es blieb zweifelhaft, ob er jemals ernstlich daran gedacht hatte, auf irgend einen der Vorschläge der italienischen Regierung einzugehen. Dadurch wurde die einzige Möglichkeit hinfällig, auf friedlichem Wege in den Besitz Roms zu gelangen, und alle die mit dieser Frage verbundenen Schwierigkeiten drängten sich wieder vor. Auch Garibaldi änderte seine Haltung, indem er das Mandat der Stadt Neapel, die ihn zu ihrem Vertreter im Parlamente wählte, annahm. Er tat es, um für das Schicksal seines Heeres einzutreten, dessen Auflösung unzweifelhaft bevorstand, was ihn nicht nur wegen der dadurch bewiesenen Undankbarkeit und Ungerechtigkeit entrüstete, sondern als ein Zeichen, daß zunächst an die Befreiung Venedigs und Roms nicht gedacht werde; nach seiner Meinung war es die dringendste Aufgabe der Regierung, das ganze Volk zu rüsten, damit der große Sieg zu Ende geführt würde.

Das Erscheinen Garibaldis in Turin rief Schrecken und Unruhe hervor; es wurde als Vorzeichen stürmischer Ereignisse aufgefaßt. In einer Zeitung las man die Erklärung Garibaldis, daß das Gerücht, er sei auf den Wunsch des Grafen Cavour gekommen, falsch sei; er wolle nicht leiden, daß jemand glauben könne, es sei etwas gemeinsames zwischen ihm und dem Minister. Obwohl diese Gesinnung Cavour bekannt war, hatte doch Garibaldi es dem ihm so befreundeten und ergebenen Bertani nicht verziehen, daß derselbe im Parlament von einer möglichen und zu hoffenden Versöhnung des Generals mit dem Minister gesprochen hatte: verursachte ihm diese förmliche Ankündigung seiner Feindschaft dennoch eine peinliche Empfindung. Sein Wunsch wäre es gewesen, das Einvernehmen, das früher zwischen ihm und Garibaldi bestanden hatte, wiederherzustellen. Er mißtraute Garibaldis unbedingter Anhänglichkeit an das monarchische Programm nicht mehr und sah also keinen Grund mehr, ihm entgegenzuarbeiten; er traute sich zu, die Dinge so zu

ühren, daß Garibaldi einsähe, er dürfe die Vollendung Italiens ruhig abwartend, ihm, Cavour, überlassen. Daß es seine Pflicht war, sich auf die Möglichkeit vorzubereiten, daß Garibaldi unselbständiger oder selbstsüchtiger gewesen wäre und gehandelt hätte, als er wirklich tat, hätte dieser nach seiner Ansicht begreifen müssen. Trotzdem mißfiel ihm die ungestüme Offenheit, mit der Garibaldi ihm seinen Haß ins Gesicht warf, nicht ganz; sie entsprang nicht der Heftigkeit eines zügellosen Temperamentes, sondern dem Stolz eines Mächtigen, der nicht gewohnt ist, sich zu verbergen, und der will, daß sein Volk wisse, wen er liebt und haßt. Cavour dachte, daß, wenn alle Menschen wären wie Garibaldi und die Welt ihm angemessen, das Recht ganz auf seiner, auf Garibaldis Seite wäre; da jedoch, was geschähe, das Ergebnis von Selbstsucht und blinder, persönlicher Leidenschaft sei, müsse einer regieren, der dies Getriebe durchschaue.

Im Parlament wurde während der ersten Sitzungen, bei denen Garibaldi nicht anwesend war, öfters von seinem bevorstehenden Auftreten gesprochen. „Das beste wäre", sagte einer der Herren, „wir lösten uns auf, wie die bourbonische Armee; denn er ist an solche Naturereignisse gewöhnt und erwartet sie vielleicht". „Solange das heilige Kardinalskollegium Stand hält, ziemt es uns, fest zu bleiben", erwiderte Farini, würdevoll lächelnd. Es komme ihm vor, meinte Urbano Rattazzi, als erbleichten die herrschenden Götter, weil die Titanen unten sich in ihren Ketten rührten und die Erde erschütterten. „Ich denke", entgegnete Cavour gemütlich, „wir sind sicher auf unseren Stühlen, wenn sie auch nicht von Gold sind und wir noch nicht lange darauf sitzen". Cavour hatte Ursache, so zu sprechen; denn er hatte noch niemals das Parlament, das bei weitem zum größten Teile aus seinen Anhängern zusammengesetzt war, so unbedingt beherrscht. Selbst Garibaldis Freunde hätten es lieber gesehen, wenn er nicht gekommen wäre, da sie fanden, er passe nicht in Sitzungen, wo politische und persönliche Gegensätze in geordneter Form sich äußern sollten. Dennoch war Cavours Gemüt unruhiger, als er selbst gerechtfertigt fand und andere merken ließ. Eine öffentliche Auseinandersetzung mit Garibaldi, der den Schein wahren weder wollen noch können würde, war ihm in jedem Falle unangenehm, und der Gedanke, daß er auf den Verlust Nizzas zu sprechen kommen könnte, hatte für ihn etwas aufregendes. In der Hauptsache jedoch schob er seinen reizbaren Zustand auf eine nervöse Verstimmung, die ihn schon seit mehreren Tagen quälte, und bemühte sich, darüber hinwegzukommen.

Garibaldi erschien zum ersten Male an dem Tage, als die Frage der südlichen Armee auf der Tagesordnung stand. Er trug das rote Hemd und den weißen Mantel, den er als Führer der Tausend getragen hatte, und schien damit herausfordernd an die Wundertaten seines Schwertes erinnern zu wollen. Cavour blickte mit komischer Bedenklichkeit an seinem schwarzen Rock herunter, und fragte einen Nachbar, ob er glaube, daß es nützen könne, wenn er seinen Pelz aus dem Vorzimmer hole und anlege; der antwortete, er würde umsonst

sein, dagegen sei nicht aufzukommen. „Schreiben wir wieder 1848?" flüsterte ein Herr dem andern zu. Einige verbissen ein Lächeln, andere maßen Garibaldi mit einem kalten Blick. Er ging auf seinen Platz, ohne etwas davon zu bemerken; aber er hatte das Gefühl, feindliches Gebiet betreten zu haben, obwohl ihn lauter Beifall auf der Bühne und auch in der Kammer empfing. Unwillkürlich suchten seine Augen den Grafen Cavour, dessen Gesicht den Ausdruck selbstzufriedener und wohlwollender Ruhe trug, der ihm eigentümlich war, und die unbestimmte Unlust, die in ihm war, verdichtete sich sofort zu bewußter Abneigung gegen den Minister. Wie er so dasaß, schien er ganz der gute Haushälter zu sein, der die Taten anderer in Münze umwandelte, damit wucherte und spekulierte und eine Schar von Dienern und Klienten an sich fesselte. Er dachte daran, wie er diesen Mann, den er für den berufenen Retter Italiens ansah, verehrt und bewundert, wie er sich ihm rückhaltlos hingegeben hatte mit einem Vertrauen, das jenem vielleicht lächerlich erschienen war. Insofern hatte er sich nicht geirrt, als Cavour ungemeine Klugheit, Tatkraft und Ausdauer wirklich besitzen mußte; wie hätte er sonst den König und das Parlament beherrschen können? Aber es schien ihm etwas teuflisches zu sein, wenn diese Eigenschaften in einem Menschen nicht mit Großherzigkeit und hohen Absichten verbunden waren, sondern nur der Herrschsucht dienten.

Er mußte sich sammeln, um den Worten des Barons Ricasoli folgen zu können, der als Präsident die Sitzung eröffnete; plötzlich jedoch wurde seine Aufmerksamkeit dadurch gefesselt, daß Ricasoli auf ihn selbst, ohne ihn übrigens mit Namen zu nennen, zu sprechen kam. Anknüpfend an einen Umstand, der den meisten bekannt war, daß nämlich Garibaldi sich verächtlich über die bestehende Regierung, König und Parlament, geäußert haben sollte, weil sie lässig in der Befreiung Italiens wären, sagte er, daß er dies Gerücht für eine Verläumdung halte, fügte aber wie einen Tadel oder eine Drohung hinzu, daß kein Bürger, habe er noch soviel für Italien getan, das Recht habe, sich über den König oder andere gleichfalls verdiente Männer zu erheben. Dann spielte er darauf an, daß Italien durch das Zerwürfnis zwischen Cavour und Garibaldi feindlich gespalten sei, in einer Weise, als wäre die Schuld daran Garibaldi beizumessen. Schließlich forderte er den Kriegsminister Fanti auf, seine Mitteilungen und Vorschläge die südliche Armee betreffend vorzubringen.

Von dem nun folgenden langen und eintönigen Vortrage, in welchem Fanti begründete, warum er die Freiwilligen nicht in das reguläre Heer aufnehmen wollte, hörte Garibaldi nur den Schall; die Worte fielen wie Strahlen durch ein durchsichtiges Glas, das nicht spiegelt, unverstanden in sein Ohr. Er fühlte quälend die Gegenwart unzähliger Menschen, denen es eine Genugtuung war, daß einer es gewagt hatte, ihn öffentlich zu maßregeln und ihm einen bescheidenen Platz unter den übrigen Untertanen anzuweisen; zugleich kamen ihm eine Menge von Vorstellungen aus seinem Leben, eine die andere drängend, fremdartig an diesem Ort, die sein Herz unerträglich voll machten. Er dachte

an die Nächte, wo er mit sich gerungen hatte, ob er aufbrechen sollte, um mit Tausenden ein Königreich zu erobern oder mit Tausenden unterzugehen; er dachte an viele zertretene Fluren in Italien, die das Grab von Männern und Jünglingen waren, die er lieb gehabt hatte, an die keiner mehr dachte; an den Herbstmorgen in Teano, als er Viktor Emanuel als König von Italien begrüßte, und der ihn entließ wie einen begnadigten Missetäter, und daß er geschwiegen hatte; an den fernen Tag auf den rauschenden Höhen von Tivoli, wo er geschworen hatte, wiederzukehren und Rom zu befreien, und daß er darauf verzichtet hatte, damit der König es täte, der es nun nicht tat. Diese Gedanken rasten durch seine Brust, wie Sturm, den man nachts aus tiefer Ferne kommen und näher und näher hört, und er hatte ein Gefühl, wie wenn die Mauern seines Herzens wankten.

Als die Reihe an ihn kam zu sprechen, faßte er sich gewaltsam und stand auf, um im Einklang mit den Formen, die hier herrschen, der Aufgabe nachzukommen, die ihn hergeführt hatte. Er hatte mit Freunden, die besser als er in der Kunst parlamentarischer Rede und der Begründung des Gesagten durch Statuten und Gesetze bewandert waren, das, was er sagen wollte, ausgearbeitet, denn man hatte ihm gesagt, daß er nur auf diese Weise etwas erreichen würde. Man wollte wissen, daß Urbano Rattazzi, dem jeder gegen Cavour und sein Regiment gerichtete Angriff erwünscht war, dabei beteiligt gewesen sei. Die ersten Sätze las Garibaldi ruhig in unauffallender Weise; plötzlich indessen fiel ihm ein, daß er auf die Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben worden waren, antworten wolle, nicht zwar auf die Verläumdung, daß er sich verächtlich über König und Parlament geäußert habe, sondern auf das, was sein Verhältnis zu Cavour betraf, und er unterbrach sich selbst, um sofort dazu überzugehen. Cavour, sagte er, nicht er habe den Zwiespalt in das neue Reich gebracht; Cavour habe den Grundsatz der Einheit Italiens nicht geachtet, indem er ein Stück davon abgerissen und verhandelt habe, er habe der Eroberung des Südens entgegengearbeitet, nicht mit seiner Hilfe, sondern gegen seinen Willen habe sich die Einigung Italiens vollzogen. Er richtete bei diesen Worten den Blick fest auf den Grafen, der seinerseits ihn ansah; die vielen Gesichter und Gestalten, die den Saal füllten, und die ihn vorher belästigt hatten, rückten jetzt in ungewisse Ferne, und er fühlte sich allein dem Gehaßten gegenüber. Man bemerkte, daß die Papiere, von denen er anfangs abgelesen hatte, aus seinen Händen fielen, und daß seine Stimme einen anderen Klang annahm, und ein unwillkürliches Erschrecken ging durch die Versammlung. Es war, wie wenn ein entsprungener Löwe in das Haus gedrungen wäre, zunächst noch von der Gewohnheit des Käfigs beherrscht. ohnmächtig dagestanden hätte, nun aber sich seiner Freiheit bewußt würde, drohend umblickte und die furchtbare Stimme triumphierend erhöbe. „Damals“, sagte er, „vor zwei Jahren, als meine Freiwilligen fast ohne Kleider und Waffen in den Krieg geschickt wurden, habe ich an das Vaterland gedacht und geschwiegen. Ich habe geschwiegen, als die Kreaturen des Ministers

schlimmer als je die Carbonari und das Junge Italien konspirierten, damit Neapel nicht in meine Hände fiele. Ich habe geschwiegen, als im Namen des Königs gefertigte Manifeste mich vor aller Welt als Rebellen brandmarkten, und alle Bitterkeit mein eigenes Herz verzehren lassen. Nicht um den Jünglingen zu danken, die ihr Leben für Italien einsetzten, als niemand es wagte, mischte sich der Minister in die große Begebenheit, sondern um ihnen Steine auf den Weg zu werfen, und den verdienten Lohn zu entwinden. Dennoch, wenn er mit erheuchelter Wärme sich mir näherte, während er mich insgeheim bekämpfte, bin ich nicht ausgewichen, obwohl es mir graute, die Hand zu fassen, die die Freiheit Italiens dem Tyrannen von Frankreich auslieferte und sich nicht gescheut hätte, den Bürgerkrieg zu entfesseln, damit ein Napoleon nicht erzürnt würde!"

Bei diesen Worten brach der Schrecken, der sich der Versammlung bemächtigt hatte, laut hervor. Die meisten Herren hatten einen derartigen Ausbruch an dieser Stelle so wenig für möglich gehalten, daß das bloße Erstaunen sie eine Weile gelähmt hatte. Sie sahen Cavour erbleichen und seine Miene sich schrecklich verändern und hatten das Gefühl, als müßten sie ihm beispringen und seinen Gegner gewaltsam zum Schweigen bringen; auch die Freunde Garibaldis waren in peinlicher Verlegenheit und wünschten, er möge sich mäßigen. Indessen hielt er seinen Feind mit den durchbohrenden Augen fest und wiederholte lauter, da die Hälfte des letzten Satzes durch den Sturm des Unwillens, der laut wurde, überhört worden war: „sich nicht gescheut hätte, den Bruderkrieg zu entfesseln, damit ein Napoleon nicht erzürnt würde!" Seine herrliche Stimme durchbrach das Getöse und machte Raum für die Anklage; es schien sie ein Blitz mit unvertilgbarer Feuerschrift leserlich auf die Mauern geschleudert zu haben. Die Versammsung löste sich auf, alles drängte sich zu Cavour, um ihm Teilnahme und Verehrung zu bezeugen. Cavour wäre in diesem Augenblick lieber unbehelligt, am liebsten allein mit Garibaldi geblieben, aber er bemühte sich, gefaßt und verbindlich auf die Beflissenen einzugehen. Als die Ruhe wieder hergestellt war, vollendete Garibaldi seine Rede, in der er anstatt Entlassung der Freiwilligen, Bewaffnung des ganzen Volkes forderte; dann erwiderte Cavour. Er sagte, daß er den Schmerz Garibaldis um Nizza begriffe, da er ihn an seinem eigenen messen könne; daß es eben der Verzicht auf Nizza sei, das Opfer, das er dem ganzen Italien gebracht habe, das Garibaldi von ihm getrennt, ihn blind und ungerecht gegen ihn, Cavour, gemacht habe. Dann erinnerte er daran, daß er es gewesen sei, der im Jahre 1859 Garibaldi gerufen und an die Spitze der Freiwilligen gestellt habe, trotzdem es ihm von vielen Seiten verdacht und vorgeworfen sei; denn er habe die außerordentlichen Gaben des Generals erkannt und nicht an seiner Vaterlandsliebe gezweifelt. Obwohl er mit Selbstbeherrschung sprach, konnte man spüren, daß er im Innersten erschüttert war und den Inhalt seiner Rede nicht wie sonst bemeisterte. Seine Anhänger waren insofern enttäuscht, als sie etwas Schärferes erwartet hatten, und daß Garibaldi

ordentlich heimgeleuchtet würde; immerhin hatte man den Eindruck, daß er durch die vornehm gemäßigte Erwiderung den Sieg über seinen Angreifer davongetragen habe. Da indessen die unheilvolle Stimmung durch die Worte des Ministers nicht aufgehoben war, niemand aber den Mut einzugreifen und die Fortsetzung des Kampfes zu verhüten zu haben schien, erhob sich Nino Bixio und beschwor Garibaldi, zurückzunehmen, Cavour zu vergessen, damit der Welt nicht das Schauspiel gegeben würde, daß die beiden Männer, die am meisten für die Befreiung Italiens getan hätten, sich befehdeten, und das kaum befreite Italien nicht durch innere Kämpfe von neuem zerrissen würde; beide, Garibaldi und Cavour wären zu groß, um nicht auch des Gegners Wert zu erkennen und anzuerkennen. Die Worte des berühmten Soldatenführers, mehr ein leidenschaftliches Stammeln als eine Rede, ergriffen die Zuhörer; auch diejenigen, die dem Gefühl in parlamentarischen Verhandlungen nicht gerne Geltung einräumten, wurden von dem starken, aus einem warmen, übervollen Herzen über jedes Bedenken hin sich ergießenden Strome gerührt und hingerissen. Cavour erklärte sich sogleich bereit, die gegen ihn gerichteten Angriffe zu vergessen, Garibaldi allein verriet keine Bewegung. Er sprach nochmals zur Sache der südlichen Armee in maßvollem Tone, ohne sich aber einer versöhnlichen oder nur einlenkenden Wendung zu bedienen; sein Blick war düster und voll Verachtung.

Inmitten einer Schar von Anhängern, die ihn wegen des davongetragenen Sieges beglückwünschten, verließ Cavour den Saal. Man beklagte in Worten, die etwas hämisches hatten, daß ein in vieler Hinsicht so hervorragender Mann wie Garibaldi ein so unbezähmbares Temperament und eine so mangelhafte Bildung habe, und daß er, trotzdem er den parlamentarischen Formen nicht gewachsen sei, den Mißgriff begangen habe, im Parlament auftreten und dort eine Rolle spielen zu wollen. Einige berieten, ob es nicht angezeigt sei, dem Uebermütigen, der noch immer den Diktator spielen wolle, in einem offenen Briefe zu sagen, daß er die Achtung seiner Mitbürger, in der er sonst so hoch gestanden sei, durch seine Ueberhebung verscherzt habe. Cavour beeilte sich, nach Hause zu kommen, um allein zu sein; das Gespräch mit den Menschen, die sich seine Freunde nannten, war ihm mühsam und widerwärtig. Es reizte ihn, daß Leute, deren er sich bei seinen Unternehmungen bedient hatte, die blindlings ausgeführt hatten, was er getan haben wollte, sich einbildeten, ihm mehr als ihre Brauchbarkeit zu gelten; es müsse geistige Instrumente geben, dachte er, die man, wie anderes Handwerkszeug, wenn man genug damit hantiert hätte, beiseite legte, um es nicht mehr anzurühren. Die Vorstellung peinigte ihn, daß Garibaldi ihm nachsähe und aus dem Pöbel, der ihn umgab, nicht unterscheiden könne. Er hätte ihnen gern zu verstehen gegeben, daß ihre überflüssigen Gesichter vor dem Löwenhaupt des Einzigen erloschen, der, wo er auch war, allein war in einem ungeheuren Raume, den seine Seele beherrschte.

Er atmete auf, als er in seinem Arbeitszimmer war und ungestört

das häßliche Erlebnis in sich klären konnte. Daß der Vorfall ihm zum Siege geworden war, fand er so gut wie seine Anhänger, ja, er sagte sich, wenn es ihm darauf ankäme, sich Garibaldi überlegen zu fühlen, so müsse er vollkommen mit sich zufrieden sein; anstatt dessen war sein Gleichgewicht mehr als jemals erschüttert gewesen. Kränkte es ihn so sehr, daß Garibaldi ihn mißverstand und unterschätzte? Daß er ihn vielleicht niemals würde zwingen können, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sowie er, Cavour, ihm tat? Er war in dieser Zeit erschienen wie ein Geist der Vorzeit, dessen übermenschlicher Wuchs und heldenhaftes Schreiten mit den Maßen der verfeinerten Gegenwart nicht in Einklang zu bringen war und das kunstvoll verschlungene Triebwerk ihrer Verhältnisse zerreißen mußte. Er ging mit Groll und ohne Verständnis durch die entfremdete Welt, in der er Unrecht hatte, und die doch den Aethergeruch der Ewigkeit um ihn her spürte und schauderte oder taumelte, wenn er vorüberging. Es verlangte ihn, ihm zu sagen, daß er ihn kenne und würdige, und daß die Wärme, die er ihm oft entgegengebracht hätte, nicht erheuchelt gewesen sei; daß, wenn er, Garibaldi, die Welt kennte wie er selbst, er wissen würde, daß man die Formen des Lebens für die Schwäche der Menschen, nicht für die Güte und Größe berechnen müsse. Bei reiflicherem Nachdenken jedoch verwarf er solche Antriebe. Er überlegte sich, daß er Mittel habe, Garibaldi durch Taten zur Anerkennung zu zwingen, wenn es ihm nämlich gelänge, Rom und Venedig für Italien zu gewinnen. Der Gedanke an diese Möglichkeit erfrischte ihn, er fing an im Zimmer auf und ab zu gehen, während sein Geist sich mit allerlei schon gefaßten Entwürfen beschäftigte. Es würde so schnell nicht gehen, wie Garibaldis Ungestüm forderte, daß er es aber einmal erreichen würde, daran zweifelte er nicht. Sein Selbstgefühl wuchs, indem er mit seinen weitausgreifenden Plänen umging: die Zukunft war sein, die wollte er ausnützen und sich von niemand, wer es auch sei, die Netze zerreißen lassen. Dahin mußte er es bringen, daß Garibaldi ihm vertraute und nicht ohne ihn handelte; denn das hielt er jetzt für die größte Gefahr, daß der Ungeduldige durch einen auf eigene Hand unternommenen Gewaltstreich Krieg mit Frankreich oder Oesterreich herbeiführte. Würde Garibaldi auch nicht aufhören, ihn zu hassen, so würde er sich doch versöhnen lassen, um den für Italiens Geschick verhängnisvollen Zwiespalt aufzuheben, und in der Einsicht, daß kein anderer da wäre, ihn als Minister zu ersetzen. Er traute sich zu, ihm beizubringen, daß es ihm mit der Gewinnung Roms und Venedigs ernst sei; so würde er den Löwen in Güte fesseln und unschädlich machen.

Bald hatte Cavour seine Ruhe und Zuversicht wiedergefunden; allein, ohne daß ein Anlaß vorgelegen hatte, wiederholten sich Anfälle von Müdigkeit und Niedergeschlagenheit. Er hatte Stunden, wo er sich einsam fühlte, dann sagte er sich, der König habe ihn nie geliebt, die Verdammung des Papstes habe doch, wie man auch über das Mittelalter lächelte, auf viele gerade unter seinen Standesgenossen Eindruck gemacht, so daß sie, schon früher

seine Richtung mißbilligend, aus Freunden seine Feinde geworden wären. Freilich war er des Beifalls des gebildeten und freisinnigen Standes sicher, aber was lag überhaupt an Beifall und vollends am Beifall solcher, deren Interessen er vertreten und gefördert hatte? Er hatte oft mit Genugtuung daran gedacht, daß es zum großen Teil ihm zu verdanken sei, wenn Piemont, und damit sei wohl nun Italien gesagt, künftig in den Verkehr der anderen europäischen Kulturstaaten wetteifernd eintreten könne, und er hatte sich gesagt, daß ein Mann, der in die allgemeinen Begebenheiten einzugreifen vermöchte, nichts dankenswerteres tun könne, als Formen zu schaffen, in denen das Leben sich seinem veränderlichen Gehalte gemäß entfalten könne; aber nun hatte er Augenblicke, wo ihm alles zweifelhaft war, ob er das getan hätte, und ob es die Arbeit eines Lebens wert sei. Indessen schob er solche ihm ungewöhnliche Traurigkeiten auf die Abspannung nach vorangegangener Erregung und überwand sie glücklich, indem er sich mit Eifer an die großen, ihm obliegenden Aufgaben machte.

Inzwischen hatte der General Cialdini einen Brief an Garibaldi verfaßt und veröffentlicht, in welchem er, gewissermaßen als Vertreter des Heeres, ihm die Verehrung, die er bisher für ihn empfunden, aufkündigte, da er ihn als derselben unwert erkannt habe. Garibaldi, hieß es da, wolle in seiner Selbstüberhebung mehr als der König, mehr als die Minister, mehr als das Parlament und die parlamentarischen Gebräuche sein, da er in einem theatralischen Aufzuge daselbst erschiene, mehr als das ganze Volk, das er treiben wolle wohin es ihm beliebe. Er habe Italien nicht allein befreit, am Volturno würde er ohne die piemontesische Armee besiegt worden sein. Ferner habe er gesagt, daß er die Piemontesen mit Flintenschüssen empfangen wolle, aber er, Cialdini, sei ein Feind jeder Art von Tyrannei und würde auch die Garibaldis zu bekämpfen wissen. Durch die Unverschämtheit und Geschmacklosigkeit dieses Briefes, der gleichsam um ihn zu rächen geschrieben war, fühlte sich Cavour auf das peinlichste bloßgestellt, und es war ihm zweifelhaft, ob Garibaldi nach solcher Beschimpfung noch zur Versöhnung geneigt sein würde. Indessen begnügte sich Garibaldi damit, die Herausforderung, die seinen Gleichmut nicht sonderlich störte, mit wenigen zurechtweisenden Worten zu erwidern und dadurch zu erledigen. Auf den Wunsch des Königs erklärte er sich bereit, dem Grafen bei einer Begegnung in Viktor Emanuels Gegenwart die Hand zur Versöhnung zu reichen, wobei er allerdings durch seine Miene und sein Betragen merken ließ, daß sein Herz nichts davon wisse.

Um so mehr überraschte den Minister ein Brief Garibaldis, der ein gewisses Zutrauen ausdrückte und die Möglichkeit eines gemeinsamen Handelns in der Zukunft hoffen ließ. Cavour, der es darauf abgelegt hatte, Garibaldi dahin zu bringen, daß er sich seiner Politik einordnete, las ihn mit Genugtuung; da es undenkbar war, daß der General sein Gefühl gegen ihn so schnell sollte geändert haben, erklärte er sich den entgegenkommenden Schritt dadurch, daß seine nachdrücklich eingeleiteten Unterhandlungen mit dem päpst-

lichen Stuhl und dem Kaiser von Frankreich ihn befriedigten und überzeugten, daß Cavour mit der Erwerbung Roms nunmehr Ernst machen wolle. Wenn es ihm gelänge, Rom und Venedig zu befreien, würde Garibaldi vermutlich der erste sein, ihn als größten Mann und Wohltäter Italiens zu feiern. Je länger Cavour darüber nachdachte, desto mehr schien ihm in diesem Ausschalten der persönlichen Empfindung und Beziehung ein unsägliches Verachten zu liegen; denn mit derselben Art von Anerkennung hätte Garibaldi den verworfensten Menschen behandelt, wenn derselbe etwas für Italien hätte tun können. Es fiel ihm ein, daß er hatte erzählen hören, wie Garibaldi im Jahre 1849 eine Schar gewalttätiger Frevler, Mörder und Brandstifter, die die republikanische Regierung ins Gefängnis führen wollte, eigenmächtig befreit hatte, weil er fand, daß die starken, verwegenen Männer bei der Verteidigung Roms gute Dienste tun könnten. Man müsse annehmen, dachte er lächelnd, daß er für diese sogar ein weit sympathischeres Gefühl gehabt habe als für ihn, da er die schöngewachsenen, heißblütigen Geschöpfe der Romagna liebte, während er Männern, die mit der Feder und diplomatischen Subtilitäten arbeiteten, leicht mißtraute. Man sagte, daß er auch Mazzini nicht liebe; hatte er überhaupt einen Freund, den er seiner selbst wegen schätzte, einen, den er schätzen würde, wenn er sich um Italien nicht kümmerte? Dennoch regierte seine Stimme die Herzen, und nach seinem Lächeln begierig weihten sich Legionen dem Tode.

Immerhin war das Zugeständnis Garibaldis, daß er ohne ihn Italien nicht machen könne, und daß er jetzt ihm die Vorhand lassen wolle, eine Befriedigung. Auch wollte er sich dies Vorrecht, zu handeln, von keinem, sei er König oder Rebell, nehmen lassen. Er wollte kein Reich für Helden und Halbgötter, Schwärmer und Abenteurer, sondern für Bürger in schwarzem Gehrock mit gebügeltem Kragen, die zu höflich, zu geschmackvoll und reinlich wären, um Verbrechen zu begehen; das würde nüchtern, aber nützlich sein, und mit entsprechenden Mitteln wollte er es begründen. Mitten im Schwung verheißungsvoller Arbeit ergriff ihn eine Krankheit, der er nach kurzer Zeit erlag. Es war eine Entzündung des Gehirns, das in den Stunden hohen Fiebers in gesteigerter Weise an den Gegenständen fortarbeitete, die es zuletzt beschäftigt hatten. Damals fingen an Klagen aus dem Süden über das neue Regiment einzulaufen, aus Sizilien namentlich wegen der Härte, mit der diejenigen bestraft werden, die sich dem Militärdienst zu entziehen suchten, aus Neapel wegen der Grausamkeit, der sich piemontesische Soldaten gegen die Räuber und ihre wirklichen oder vermeintlichen Helfer schuldig machten, welche, da sie der Ausfluß systematischer Strenge und eingewurzelter Abneigung des nördlichen Stammes war, über die berüchtigte Roheit der Bourbonen hinauszugehen schien. Schon drohten Aufstandsversuche und Abfall; trotzdem mahnte Garibaldi vergeblich, sich Verständnis für den Charakter der Südländer und Einsicht in ihre noch auf niedriger Stufe befindlichen Kulturverhältnisse anzueignen. An diese Dinge dachte Cavour auf dem Sterbebette und sagte mehr-

mals erregter und eindringlicher, als er gesund zu tun pflegte, man solle auf Garibaldi hören und Nachsicht üben. Sein letztes Wort, das er angstvoll und beschwörend ausrief, offenbar vom Gefühl des Scheidenmüssens in so schwankend schwerer Zeit gepeinigt, war Italien.

* * *

Mit dem Dampfschiff, das jeden Freitag vom Festlande kommend bei Caprera anlegte, pflegten Menschen der verschiedensten Art Garibaldi zu besuchen, Italiener und Ausländer, die ihn sehen und ihm huldigen wollten. Unter diesen waren im Sommer einige junge Amerikaner, die zur Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in Brüssel gehörten, um im Auftrage des Präsidenten der großen Republik Garibaldi zu fragen, ob er geneigt wäre, in dem Kriege, der zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen entstanden war, den Oberbefehl über die Armee des Nordens zu übernehmen. Der Mann, so sagten die Herren, der in der alten und neuen Welt für die Sache der Freiheit und Unabhängigkeit gekämpft habe, könne bei diesem Kriege nicht gleichgültig bleiben, in dem die nördlichen Staaten die Menschlichkeit gegen die Barbarei verträten; denn es handelte sich um die Aufhebung der Sklaverei, von der die südlichen Provinzen nicht lassen wollten, weil ihr wirtschaftliches Uebergewicht darauf begründet war. Wenn demnach die feindlichen Parteien im Grunde jede ihren Vorteil suchten, so war doch die Befreiung einer ganzen, bisher rechtlosen Menschenmasse das Feldgeschrei und, im Falle, daß der Norden siegte, das Ergebnis des Krieges, so daß einer, der mehr die großen Gedanken der Geschichte als die Interessen des Augenblicks sah, wohl aus Begeisterung in dem Kampfe Partei ergreifen und sein Schwert in die Wage hätte werfen können. Garibaldi fragte nach dem augenblicklichen Stande der Dinge und ließ seinen lebhaften Anteil und die Freude, die er über den Antrag des Präsidenten empfand, ohne Rückhalt merken; aber eine Zusage gab er nicht. Sein Herz, sagte er, ziehe ihn zu dem freien Volke Amerikas und dem ruhmvollen Unternehmen, doch gebe es vielerlei zu bedenken, wozu er einer kurzen Frist bedürfe.

Mitten in der Nacht, die diesem Tage folgte, wachte Garibaldi mit dem klaren Bewußtsein auf, daß er nach Amerika gehen und den Bürgerkrieg zu Ende führen müsse. Ein stolzes Glücksgefühl überströmte ihn warm und glänzend; es war ihm zu Mute, als habe der Weg seines Lebens sich plötzlich gegen eine neue Weite, Gipfel und Meere, gewendet, seinen Schritt und Blick aus engen Schluchten ins Unendliche führend. Wie er die Augen schloß und von draußen her die Töne des Meeres hörte, wurde ihm so, als wäre er schon auf dem Schiffe und triebe nach Westen. Während das Meer endlos auseinanderwogte, versank Italien: Italien mit Rom und Palermo, der

Berg Vesuv, der die bewegliche Rauchsäule ausatmete, die Kaffeehäuser auf den Plätzen voll schmausender und schwatzender Wichtigtuer und Tagediebe, die Klöster voll Mönche, das Parlament, der König, der Papst, die Offiziere, deren Brust mit Orden ausgeputzt dem Rad eines Pfauen glich; kein Hauch dieses Getümmels erreichte mehr sein Ohr. Es schien ihm, als wäre Italien in seiner eigenen Brust versunken, und ein Ozean decke es; wie eine Insel würde es wieder auftauchen, wenn er es bei Namen riefe, um ihn wieder aufzunehmen, damit er ihm Hülfe brächte, wenn es seiner bedürfte, oder ins Grab stiege. Vor ihm indessen lag die neue Welt, einen gigantischen Schatten über die alte werfend, mit ihren wimmelnden Städten, deren Betriebsamkeit den Reichtum erzeugte, der Europa blendete, mit ihren Steppen und ihren Urwäldern, die Strecken, größer als Länder des Ostens, überwucherten. Die Republik, die einst von stolzen, die Freiheit mehr als das Leben liebenden Männern gegründet war, hatte er immer verehrt; er liebte die englische Sprache und den Charakter des englischen Volkes, dessen Willensstärke und Selbstzucht er überzeugt war drüben gesteigert wiederzufinden. Dort würde er nicht um Soldaten betteln müssen, wie er es in Italien getan hätte: jenes unerschöpfliche Land würde ihm seine Söhne bei Tausenden, bei Millionen geben, wie die Erde Berge, Bäume, Früchte und Getreide ungeheuer und im Ueberfluß hervorbrachte.

Indessen waren Garibaldis nächste Freunde mit diesem fremdartigen Plane nicht einverstanden. Nuvolari sagte, die Erde müsse einmal bebaut werden, in Amerika seien die Bauern schwarz und würden Sklaven genannt, das sei der ganze Unterschied, es könne einmal nicht allen Menschen gut gehen. Vielleicht, wenn die Schwarzen hier wären, würden sie über die Weißen herfallen und sie umbringen, schon die Sizilianer wären wilde Menschen, weiter dem Aequator zu möchte es noch ärger sein. Keinesfalls gehe die Sache Garibaldi etwas an. Nächstens würde das Rindvieh ein paar Ochsen an ihn abordnen, damit er sie befreite, weil sie nicht länger wollen geschlachtet werden. Auch der alte Ripari schüttelte den Kopf. Wer außer Landes müsse, meinte er, solle froh über den ehrenvollen Ruf einer fremden Regierung sein, mutwillig aber solle keiner, der daheim sein Brot finden und etwas nützliches tun könne, sich vom Vaterlande so weit entfernen, geschweige denn Garibaldi. Die Amerikaner sollten ihre Händel allein ausmachen.

Garibaldi entgegnete, das wäre falsch und kleinlich gedacht; denn ihn ginge jeder, der seiner Hülfe bedürfe, gleich viel an, da alle Menschen Brüder, nämlich Kinder Gottes und der Erde wären. Freilich würde es töricht sein, einen nahebei Ertrinkenden untergehen zu lassen, um einem beizuspringen, der in der Ferne um Hülfe riefe, und so sei jeder dem Volke, unter dem er aufgewachsen sei und das er kenne, am innigsten verpflichtet; andererseits sei jeder zu tadeln, der nur seine Landsleute wolle gelten lassen. Er wolle die heilige Elisabeth von Ungarn nicht verteidigen, die unter Anleitung ihres Beichtvaters ihre eigenen Kinder verlassen habe, um kranke Bettelkinder zu pflegen; aber

ebenso sei die Mutter zu mißbilligen, die ihre eigenen Kinder verwöhne, und fremde, die sie anriefen, hülflos darben lasse.

Da sähe man, sagte Ripari, was für einen Satan ein Pfaffe aus einem überspannten Weibsbilde machen könne.

Dann erinnerte Garibaldi an die Deutschen, Polen, Franzosen und Ungarn, die im Jahre 1848 und jetzt für Italien, ein fremdes Land, gekämpft hätten. Das wären edle Männer gewesen, die sich Dank und Bewunderung und Heimatrecht in Italien verdient hätten.

Ripari schnitt ein grimmiges Gesicht und Nuvolari sagte, der General wisse nicht, wieviel Unfrieden daraus entstanden sei, daß er die Fremden im Heere so sichtlich bevorzugt habe. Im Grunde möge sie keiner leiden, das liege im Blute; das Blut habe keinen Verstand, sondern sei ein Tier und könne nur mit seiner Art hausen. Hätten jene Leute zu Hause einen guten Platz gehabt, so würden sie ihre Waffen nicht ins Ausland getragen haben. Auch die vielen Italiener, die als Verbannte in Spanien und Griechenland gekämpft hätten, wären schleunig heimgekommen, sowie es möglich gewesen sei, und hätten Recht gehabt; denn in die Heimat gehöre man, vorzüglich wenn dieselbe Italien sei, wo einem unter dem blauesten Himmel der reichlichste, schmackhafteste und feinste Tisch gedeckt sei.

Hingegen waren viele andere für das amerikanische Projekt außerordentlich eingenommen. Die Schüler Mazzinis waren von dem Gedanken erfüllt, daß alle Völker sich einander nähern und gemeinsame Interessen miteinander fördern sollten, nicht abgelöst von ihrer Nationalität, vielmehr jedes in der seinen stark und eigentümlich. Manche dachten hauptsächlich daran, daß Garibaldi seinem Namen durch neue Taten in der Ferne noch mehr Glanz und Wohlklang verleihen würde, was allenfalls auf Umwegen wieder Italien zu Gute kommen könnte. Schließlich glaubten einige, unter ihnen Medici und Bixio, daß es für die Ruhe Italiens und für Garibaldi selbst besser wäre, wenn er sich eine längere Zeit im Auslande aufhielte, als daß er durch irgend einen verhängnisvollen Schritt Krieg oder Revolution im Vaterlande hervorriefe.

In diesen Tagen streifte Garibaldi viel allein durch die Wildnis Capreras. Wenn er auf dem höchsten Berge, dem Teggiolone, stand, und die Felswand der Insel im Norden und Süden zugespitzt ins Meer schneiden sah, schien sie ihm die Form eines Schiffes zu haben, von dessen Mast er in die Runde blickte. Es lag noch verankert im Hafen, so daß er die schöne Küste des geliebten Landes als ein lila Band das blaue Meer begrenzen sehen konnte. Er fühlte ein Schlagen seines Herzens, daß sein Körper Erde von jener Erde sei, und daß es ihn dahin ziehen müsse, wohin er auch gehe. Doch fiel ihm ein, daß die Frau, die er geliebt hatte, Anita, ihm folgend, weit von ihrem Vaterlande getrieben und von Fremdlingshänden in fremder Erde verscharrt sei, so daß ihr Staub sich mit dem Staube des italienischen Landes mischte. Vielleicht, dachte er, sei es der Wille der Gottheit, daß der Mensch, was er am meisten liebe, verlassen und überwinden solle, um in immer weiteren Kreisen zu ihm

selbst emporzuwachsen, und so, wie er jetzt mit seiner Kraft dem unbekannten Erdteil dienen wollte, so würde er einst zu entfernten Sternen geführt werden, um dort gewaltige Kämpfe zu bestehen und höheren Zielen zuzustreben.

Immerhin beunruhigte es ihn, daß er Italien in einem Zustande der Unruhe und Unzufriedenheit zurückließe, der nicht andauern konnte und dessen Ende doch nicht abzusehen war. Die Briefe, die er aus Sizilien und Neapel von seinen Freunden erhielt, sprachen fortwährend von der Enttäuschung und Erbitterung, die die rücksichtslose Einführung der piemontesischen Gesetze hervorrief; man mußte mit der Möglichkeit eines Abfalls der kaum erworbenen Provinzen rechnen. Die bourbonische Reaktion werde vom benachbarten Kirchenstaate begünstigt, so daß Raub, Ueberfall und kriegerische Bewegung im Neapolitanischen nicht aufhörte. Das Schlimmste war, daß die Regierung, nachdem sie Rom und Venedig als Italien zugehörig proklamiert hatte, doch nichts tat, um die Absicht wirklich zu machen, wodurch das Volk in unruhiger Spannung gehalten wurde, und das Gefühl eines dauerhaft befestigten Zustandes sich nicht ausbilden konnte. Wenn Garibaldi das bedachte, stieg in ihm die Frage auf, ob es nicht besser sei, das Werk der Einigung aller Gefahr zum Trotz mit einemmale gewaltsam zu Ende zu führen; aber er hatte dem Könige zugesagt, sich ruhig zu verhalten, bis dieser selbst den Krieg ausrufe, und wenn er auch zuweilen ungeduldig und an dem ehrlichen Willen der Regierung irre wurde, so hatte er sich doch vorgenommen, zu warten, so lange es möglich sei.

In diesem Zwiespalt entschied er sich plötzlich dafür, dem Könige die Frage vorzulegen, ob er die ehrenvolle Berufung ins Ausland annehmen oder in Italien bleiben solle; in der Meinung, daß der König, wenn er Krieg für die nächste Zukunft plane, ihn nicht würde gehen lassen. Als er dem alten Ripari erzählte, was er getan hatte, während sie in der Cypressenallee vor dem Hause auf- und abgingen, sagte dieser, er hätte sich die Frage sparen können; denn was der König antworten würde, könne er ihm vorher sagen: daß er ihm Urlaub mit Freuden auf unbegrenzte Zeit gewähre. Garibaldi entgegnete erstaunt und unwillig, wenn die Antwort so ausfiele, sei das ein Zeichen, daß in absehbarer Zeit an Krieg nicht zu denken sei, und in dem Falle tue er vielleicht wirklich besser, fortzugehen, da es ihm schwer fallen würde, ein stiller Zuschauer des heimischen Elends zu bleiben.

Natürlich denke der König nicht an Krieg, sagte Ripari. Er würde Rom vielleicht einstecken, wenn der Papst und der Kaiser Napoleon es ihm aufnötigten, sonst aber ein Kreuz schlagen und ein Knie beugen und vorbeigehen. König und Papst seien zwei Köpfe einer Schlange und bissen sich einander nicht. Die Nähe Garibaldis sei beiden gleich unangenehm, sie sei dem einen eine Drohung, dem andern Vorwurf und Mahnung, und grade weil der König überhaupt keinen Krieg wolle, würde er gern sehen, wenn Garibaldi über Meer ginge und womöglich nicht wiederkäme.

Garibaldi blickte betroffen vor sich nieder und bekämpfte ein krampfhaftes

Schmerzgefühl, das in ihm aufstieg. Er brach das Gespräch ab und kam nicht darauf zurück, obwohl er beständig daran dachte. Mit Unruhe erwartete er die Antwort des Königs und wünschte so inständig, er möge ihm raten, sich nicht weit von Italien zu entfernen, daß er anfing zu glauben, es müsse so kommen; anstatt dessen lautete sie, wie Ripari vorhergesagt hatte, schlechthin, er möge gehen, der König habe nichts dagegen einzuwenden.

Garibaldis Freunde fanden ihn in diesen Tagen ernst und schweigsam, von Amerika sprach er nicht mehr, und es zeigte sich, daß er den Gedanken, hinzugehen, aufgegeben hatte. Je mehr Tage und Wochen vergingen, ohne daß irgend etwas geschah, um den vielfachen Uebeln abzuhelfen, die Italien bedrohten, desto mehr verdüsterte sich seine Stimmung. Die Regierung suchte ihn dadurch zu zerstreuen, daß sie ihn einlud, die Schützengesellschaft einzuweihen, welche damals als Ausdruck des nationalen Gefühls gegründet wurde und in allen Städten des neuen Reichs vertreten war. Die Reise, die er zu diesem Zweck unternahm, fand im Frühjahr 1862 statt.

(Schluß folgt.)

Bildende Kunst.

Die XIII. Ausstellung der Berliner Sezession.

Das Ausstellungshaus am Kurfürstendamm, das der Berliner Sezession nun schon das dritte Mal für ihre große Jahresausstellung dient, ist kein sehr glücklicher Bau. Um einen prunkhaft großen quadratischen Mittelsaal herum sind teils als Gänge teils als Eckzimmer die kleineren Räume angelegt. Wer das alte bescheidnere Gebäude an der Kantstraße gekannt hat, das im ganzen viel weniger regelmäßig angelegt war, in den einzelnen Sälen aber viel feinere und wärmere Verhältnisse aufwies, konnte sich von vorn herein in den kalt errechneten neuen Räumen nicht wohl fühlen; aber in diesem Jahre zeigt sich besonders deutlich, daß die Anlage mit dem so unnahbar dominierenden Mittelsaal zu dem Geist der Sezession gar nicht paßt. Man hat sich dazu verführen lassen, der Natur des unglücklichen Raumes zu folgen und hat ihn als Repräsentationssaal ausgestattet. Einige Koryphäen der Sezession und ihr Ehrengast, van Gogh, werden darin vorgeführt und zwar sind von ihnen zumeist große, dekorativ oder repräsentativ gedachte Bilder hineingebracht. Es äußert sich in dieser Anordnung ein gewisses monarchisches Empfinden, das dem Wesen der Sezession fremd war und glücklicherweise auch heute im Grunde noch fremd ist. So wirkt das äußere Bild der Ausstellung irreführend, und die Ausstellungsleitung ist selbst schuld daran, wenn viele voreilige Stimmen laut geworden sind, die behaupten, in die Berliner Sezession sei ein reaktionärer Geist eingezogen. Diese Stimmen haben ja in Wahrheit gar kein Recht; wer näher zusieht, muß erkennen, daß es kaum jemals so lebhaft und so prachtvoll fortschrittlich in der Sezession hergegangen ist wie heuer.

Beunruhigt ist das Publikum freilich noch durch ein andres Moment. Die Sezession vereinigte nämlich zur Feier von Liebermanns sechzigstem Geburtstag eine große Reihe von Werken dieses so hitzig befehdeten und in Berlin so autoritätenlüstern gefeierten Künstlers, der dadurch ein Uebergewicht auf der Ausstellung hat, das wohl einen leisen Druck auf die Stimmung ausübt. Es ist sogar offen gesagt worden, Liebermann erweise sich als das A und O der Sezession. Das muß naturgemäß alle die, welche nicht mit eigenen Augen sehen, was im Leben unserer Kunst sich heute vollzieht, um die Zukunft bange machen und gegen die Ausstellung im ganzen verstimmen. Aber auch in dieser Beziehung trügt der Schein durchaus.

Man muß nur die Lebensarbeit Liebermanns selbst verfolgen, die uns in so ungewöhnlich schönen oder interessanten Zeugnissen vorgeführt wird, um zu sehen, daß man diesen in unverwelkter Frische fortschaffenden Künstler nicht als einen Pagoden zu fürchten braucht.

Vor dem „Altmännerhaus in Amsterdam" vom Jahre 1880 muß man immer wieder an den erbitterten Widerspruch denken, den die moderne Malerei bei ihrem ersten Auftreten in der ganzen Welt — nicht nur in Deutschland — gefunden hat. Die anspruchslose Sachlichkeit des Bildes mutet uns heute so selbstverständlich an, daß wir uns in jene Kampfesstimmung

kaum noch hineindenken können. Aber so fremd uns die aus Grundsätzen höchst problematischer Natur hervorgegangene ablehnende Stimmung sein mag, auf der anderen Seite ist es doch auch wahr — und diese Wahrheit ist viel nützlicher als die Mißachtung jener nun toten Grundsätze — daß die Interpretation, die das Altmännerbild bei der wohlwollenden Kritik bei seinem Erscheinen gefunden hat, uns durchaus nicht das wesentliche getroffen zu haben scheint. Man stand damals noch weit mehr als man selbst wußte, auf dem Boden der älteren Genremalerei und sah das Bild daraufhin an, was es erzählte. Man versenkte sich in die zahlreichen Gestalten der alten Männer und bewunderte die vorurteilslose Psychologie des Künstlers, der in eine bis dahin der Kunst fremde Welt eingetreten war und ein „Armeleutebild" gemalt hatte. Wir stehen heute dem Werke ganz anders gegenüber, nicht nur weil wir die Psychologie doch ein bißchen enge finden, sondern noch weit mehr deshalb, weil durch den Fortschritt der Kunst im ganzen und ganz besonders der Liebermanns jenes Band, das den Maler in seiner frühen Periode noch an den literarisch-tendenziösen Naturalismus von damals knüpfte, für uns ganz gelöst worden ist. Wir sehen in dem Bilde ein Stück Malerei und interessieren uns einzig für die bildnerischen Probleme, die der Künstler darin aufgeworfen hat: das freie Licht und die prägnante, bildmäßige Schilderung einer schnell vorübergehenden und dennoch typischen Situation. Beide Probleme sind ja noch keineswegs gelöst, aber sie sind doch so weit gefördert, daß in dieser Arbeit der Stil Liebermanns schon ganz klar vor uns steht. Der Farbenauftrag ist noch etwas altmodisch speckig und das Licht hat nicht die unbedingte Herrschaft in dem Bilde, aber es flimmert doch schon belebend zwischen den Blättern der Bäume und in dem schattigen Gange. Und auch die Szene hat, trotzdem sie der Einzelheiten noch zuviel enthält, bereits jene kräftige, einfache Anschaulichkeit, die für Liebermann so charakteristisch ist.

Zehn Jahre später entstand das „Stevenstift in Leyden". Hier hat Liebermann das Literarische ganz abgestreift und er sucht nun lediglich die individuelle Stimmung des Gartens in einem solchen Armenhaus zu schildern. Die speckige Farbe ist nun gewichen, es liegt ein weicher, feiner, beinahe eleganter Glanz auf dem Bilde, das dadurch trotz einer gewissen Schwerfälligkeit einen hohen Reiz gewinnt. Freilich hat die Farbe auch eine gewisse trockene Hübschheit, sodaß man schon bei diesem, innerhalb der Ausstellung noch frühen Bilde mit Sicherheit sagen kann, daß nicht in der Kühnheit des Kolorits die Hauptbedeutung von Liebermanns Kunst liegen wird. Eine andere Grenze in seinem künstlerischen Wesen zeigt das im gleichen Jahre 1890 entstandne Bild „Ostfriesische Bauern beim Tischgebet". Es gehört die zarte Weichheit Uhdes dazu, um ein so sehr episches Thema wie dieses zu bewältigen. Liebermann ist groß, wenn es gilt, für bewegtes Leben den schärfsten Ausdruck zu suchen, wenn er seine Bilder schafft aus dem plötzlichen Interesse an springenden Distanzen oder überhaupt an jenen überraschenden optischen Situationen, für die das moderne Auge so empfindlich ist und die gerade in der scheinbaren Zufälligkeit ihren Hauptreiz haben, aber ein gelassener Erzähler ist er nie gewesen; alles tiefe Behagen, aller langverweilende Genuß ist ihm, der nie ein reines Stilleben hat malen mögen, gänzlich fremd.

Das spürt man sogar ein wenig auf dem berühmten Bilde einer Allee, das auf der Ausstellung die nicht sehr zutreffende Bezeichnung „Wald" gefunden hat. Das Bild verdient aber seinen Ruhm vollauf; es ist sogar ein Meisterstück im vollen Sinne des Wortes. Wie ruhig und gleichmäßig wird

der Blick in die Tiefe gezogen, wie ist das Licht nun in zarter Schönheit entwickelt, welch graziöse Feinheit nimmt uns hier gefangen. Der Zeit nach schließt sich dann eine kurze Folge aus Liebermanns berühmten Strandbildern an, die in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts entstanden sind. Die Bilder sind alle drei durch einen sehr feinen kühlen Ton ausgezeichnet, aber wenn man bei dem frühesten, den „Badenden Jungen" die Bewegungen nicht ganz frei und die Atmosphäre über dem Meer gar zu trocken behandelt findet, so ist es vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man in den „Reitern am Strande" und in der „Pferdeschwemme" die Höhepunkte von Liebermanns Schaffen sieht. Es ist dabei nur eine Frage des persönlichen Geschmackes, ob man der federleichten Bewegung der Pferde auf dem Reiterbild oder der wunderbar weichen Malerei der Schwemme den Vorzug geben will. Nirgend kann man wie bei diesen Bildern erkennen, wie unverständig das Gerede ist, das man immer wieder hören muß, Liebermann sei ein phantasielos platter Kopist der Natur. Gerade die Kraft und Klarheit des Bildgedankens macht den tiefsten Wert dieser Arbeiten aus.

Seitdem bewegt sich Liebermann mit voller Freiheit in seiner Kunst und gerade in den letzten Jahren hat er eine ganze Reihe höchst geistreicher Situationsstudien gemalt, die die unscheinbarsten Stoffe zu der feinsten und ausdrucksvollsten Bildform bringen. Es steckt eine beinahe dialektische Schärfe in diesen letzten Werken. Nicht leidenschaftliche Versenkung in die farbige Natur fesselt uns darin, aber man genießt diese feinsinnige Pointierung, diese lebhafte Verteilung der Massen, diese kluge Erfassung des springenden Punktes als echte und vor allem als originelle Schönheit.

Die bewunderungswürdige Lebhaftigkeit seiner Auffassung kommt Liebermann natürlich besonders zugute bei demjenigen Zweige der Malerei, den er seit langem mit ganz besonderer Liebe gepflegt hat, beim Porträt. Seine Bildnisse sind alle, der Natur des Künstlers gemäß, auf den momentanen Ausdruck gestellt und Liebermann hat wie kein zweiter deutscher Künstler die Prinzipien des Impressionismus für die Bildnismalerei fruchtbar zu machen verstanden. Dabei sind ihm Porträts von fesselnder Bestimmtheit gelungen, aber freilich ist es wahr, daß er sich nie als einen Deuter tief-individueller Geheimnisse erwiesen hat. Zur Teilnahme an dem inneren Leben der Personen gelangen wir vor Liebermanns Bildnissen nicht, man hat auch nicht das Gefühl, als seien die dargestellten Menschen von dem Künstler, der doch so lange mit ihnen Umgang pflegen muß, wirklich erkannt. Das Gute und die Mängel dieses Porträtstils kommen sehr deutlich zur Geltung in dem Porträt des Bürgermeisters Petersen. Die suggestive Kraft der Erscheinung des alten Herrn, der gegen eine einfache Wand gestellt ist, ist sehr bedeutend, aber dennoch wirkt das Bild nicht nachhaltig; dafür ist die Charakterschilderung nicht klar genug. Viel interessanter ist das Herrenporträt, das Liebermann in diesem Jahre gemalt hat, es ist so glänzend im Rahmen entwickelt und es hat solch fabelhafte Lebendigkeit, daß gegen diese Vorzüge das allgemeine Bedenken gegen Liebermanns Bildniskunst etwas in den Hintergrund tritt.

Auf dem Gebiete der Bildnismalerei liegt nun auch diejenige Arbeit Liebermanns, die auf der Ausstellung ganz besonderes Interesse erregt, freilich fast nur Ablehnung erfahren hat: der Hamburger Professorenkonvent. Es entspricht durchaus Liebermanns gern joustierendem Sinne, daß er die neun Männer nicht zwanglos zu einander gesellt hat, sondern sie in angeregter Beratung begriffen schildert. Einer spricht gerade, mit breiter Handbewegung

setzt er seine Meinung auseinander; die anderen hören mit großer Teilnahme seinen Worten zu. Die Szene hat durch diese Gegenüberstellung eine Lebhaftigkeit gewonnen, die wohl das wertvollste an dem Bilde ist. Denn, was die Darstellung der einzelnen Männer betrifft, so zeigt ein Vergleich mit den nebenan hängenden Studien zu den Köpfen, daß die Aehnlichkeit nicht sehr bedeutend sein kann. Manche der Personen haben auf dem Bilde nicht nur einen andern Gesichtsausdruck als auf den Studien, sondern sogar einen grundverschiedenen geistigen Gesamtcharakter. Daß der Raum nicht gut und klar geschildert ist, wird allgemein bemerkt, ebensowenig hat die recht zerrissene Disposition Beifall gefunden. Schlimmer noch ist die Undurchsichtigkeit der Farbe, aber ganz besonders muß ein Einwand erhoben werden, der den Kern des Werkes betrifft: es gebricht ihm an reiner künstlerischer Freiheit. Wie die Männer mit allzu wenig zurückgehaltener Ergebenheit den Worten des Sprechenden folgen und wie alle ihre Attitüden einen peinlich bureaumäßigen Charakter haben, das werden wohl die — vielleicht meist unbewußten — letzten Gründe sein, aus denen das allgemeine Mißbehagen bei diesem Bilde zu erklären ist. Neun Männer, was für eine Summe menschlicher Existenz! Liebermann läßt sie uns nicht genießen.

So entläßt uns der Künstler leider mit dem Eindruck von ungelösten Gegensätzen, aber dieser letzte Eindruck vermag doch den anderen nicht zu zerstören, daß wir vor dem Lebenswerk eines Malers von ganz ungewöhnlichem künstlerischen Bewußtsein gestanden haben.

Für die gedeihliche Entwicklung unseres künstlerischen Lebens ist vielleicht nichts so wichtig als die Strenge, mit der wir auf gediegene Arbeit sehen; unser Begriff von guter Malerei ist von Jahr zu Jahr klarer und anspruchsvoller geworden. Slevogt ist derjenige Künstler, der diesen Ansprüchen am besten Genüge tut, ja er ist es, der unsere Empfindlichkeit in diesem Punkte erst so hoch gesteigert hat. Er ist vollkommen frei von aller akademischen Engherzigkeit, aber er kennt für seine Kunst keine höhere Forderung als die unbedingt zuverlässiger und lebendiger Wiedergabe der körperlichen Erscheinungen. Schon Leibl hat uns ja an Vorzügliches in dieser Beziehung gewöhnt, aber Slevogt ist doch von vornherein mit noch ganz anderer Initiative und Rücksichtslosigkeit an seine Aufgabe herangegangen. Er arbeitet auch auf dem Grunde einer bedeutend reicheren Vorstellung vom Leben als Leibl, der doch wohl einer gewissen Schwäche seiner Natur nachgegeben hat, als er sich gar so fest in die Einsamkeit setzte.

Die Ausstellung bringt eine der frühen Arbeiten Slevogts: das Selbstporträt mit dem im Entstehen begriffenen Bilde eines nackten Mädchens zur Seite. Dieses jetzt zwölf Jahre alte Werk ist uns ja in mancher Weise fremd geworden, aber es bewahrt sich trotzdem seine Stellung, weil es auf alle Künste gefälliger Stimmungsmalerei verzichtet und die Gestalten mit wahrhaft wuchtiger Objektivität entwickelt. Bei der Energie, mit der Slevogt in diesem frühen Bilde aufgetreten ist, kann man sich nicht wundern und noch weniger wird man sich darüber beklagen, daß dem Werke noch eine ziemliche Rauheit anhaftet. Die Farbe, auf die der Künstler doch alles setzte, war eben noch nicht so fein und reich in seiner Hand geworden, daß man sie schlankweg schön oder unfehlbar sicher nennen könnte.

Heute ist es nun gerade die im reinsten Lichte erstrahlende, üppige Farbe, die die Schönheit der Bilder Slevogts ausmacht. Zwei Herrenporträts aus den letzten Jahren legen davon auf der Ausstellung das beste Zeugnis ab. Sie zeigen auch, bis zu welch außerordentlichem Grade Slevogt die

Wahrheit der körperlichen Schilderung und die Schärfe der Charakteristik entwickelt hat. Aber, so groß die malerischen und geistigen Vorzüge der beiden Bilder auch sind, es läßt sich dennoch nicht verschweigen, daß sie künstlerisch nicht vollkommen befriedigen. Der Wahrheit und dem Reichtum der Darstellung entspricht die Bestimmtheit der Bildwirkung nicht. Es gibt bei Slevogt eine Trennung zwischen Figur und Umgebung, zwischen Figur und Hintergrund, die unser Gefühl, das den festen momentanen Eindruck, die einheitliche Durchgestaltung der Bildfläche so sehr genießt, zugleich beunruhigt und ermüdet. Dabei sprechen wir nicht etwa von einem technischen Mangel, Unklarheiten der Ausführung oder dergleichen, sondern es handelt sich um die rein künstlerische Tatsache, daß jener fesselnde Rhythmus in den Bildern fehlt, der eigentlich erst im vollen Sinne die Bildfläche belebt. Es liegt — man kann das Wort nicht zurückhalten — eine gewisse Ausdruckslosigkeit in Slevogts Flächendisposition. Und doch hat gerade in dieser Beziehung der wegen seiner angeblichen Kompositionslosigkeit arg verlästerte Impressionismus die reichsten Anregungen gebracht.

Es wird immer wieder behauptet, die moderne Zeit trage nicht die Kraft in sich, eine echte Kultur zu erzeugen. Aber durch nichts wird diese mißmutige Phrase schöner widerlegt als durch die Tatsache, daß die letzten Jahrzehnte nicht nur den oder jenen guten Künstler hervorgebracht haben, sondern daß unsere Zeit eine freie Malerei in voller Ruhe sich entwickeln ließ und daß auch jetzt wieder neue Kräfte auftreten, die sich an den Prinzipien der modernen Kunst erzogen haben und auf dieser Basis zu ganz persönlichen künstlerischen Taten gelangt sind. Die jüngste Generation schneidet auf der Sezessionsausstellung recht günstig ab, sie besitzt sogar in Hans Purrmann einen Vertreter, den man ohne alles Zaudern neben so hochgeachteten Männern wie Liebermann und Slevogt nennen darf. Der erste, allgemeinste Eindruck vor den Bildern Purrmanns ist der eines ganz ungewöhnlichen Reichtums. Nichts von mühselig angeeignetem oder leichtherzig aufgenommenem Schema, sondern jede der Arbeiten erscheint als klares freies Produkt weitausgreifender malerischer Gedanken. Purrmann arbeitet in Paris, wie das ja viele unserer Künstler getan haben oder noch heute tun. Daraus wird man ihm zunächst keinerlei Verdienst konstruieren; aber es sind doch nicht viele, die sich ganz mutig dem Einflusse der fremden Art hingegeben haben, ohne doch Schaden an ihrer Selbständigkeit zu nehmen; keiner aber von den heutigen geht mit soviel Konsequenz wie Purrmann darauf aus, sich die Errungenschaften der französischen Kunst zu eigen zu machen, ihre Ziele zu den seinen werden zu lassen. Daher zunächst die ungemeine Delikatesse von Purrmanns Malerei. Aber der beste Lohn für seine Unbefangenheit, an die das jämmerliche Angstgeschrei vor fremder Kunst bei uns gar nicht zu dringen scheint, ist, daß in dieser schweren Arbeit der Aufnahme seine Kräfte sich gestählt haben, sein Geist gelenk geworden ist, daß sich ein völlig eigner Stil in ihm entwickelt hat.

Die Straßenbilder aus Paris, die wir den Impressionisten verdanken, sind viel zu bekannt, als daß sich vor Purrmanns Pont neuf nicht sogleich die Erinnerung daran einstellen sollte. Aber wie umständlich ist Pissaro neben der knappen, einfachen Ausdrucksweise, die wir bei unserem Künstler haben; wie viel mehr ausgedehnt als wahrhaft frei erscheint der Horizont von Pissaros analogen Bildern im Vergleich zu dieser prachtvollen Weiträumigkeit, wo die vielen Ebenen der Straßen und des Flusses und die Massen der Häuser so breit herankommen und mit solcher Energie auf den Mittelpunkt

hindrängen. Der Vortrag ist herb und ganz ruhig; vielleicht ist er sogar zu ruhig, um die allgemeine Aufmerksamkeit sogleich auf sich zu ziehen.

Umso schlagkräftiger ist das kleine Bild einer mit Pappeln bestandenen Landstraße. Seine Wirkung beruht wohl zunächst auf dem höchst geistreichen Ausschnitt, der aus der Natur genommen ist. Dieser erinnert in seiner Bestimmtheit an Liebermann, aber er dient in ganz anderer Weise als bei diesem dazu, den besonderen Charakter der Landschaft aufs klarste zu enthüllen. Noch bedeutungsvoller ist die Farbe. Sie ist auf die allerzarteste Nuance gestellt; die weiche schimmernde Feuchtigkeit des leicht bedeckten Himmels wird durch ein paar helle Lichter belebt und sie vereint sich wunderbar mit dem kräftigen Frühlingsgrün der Bäume. Als echt moderner Künstler läßt Purrmann den Ausblick in die Weite des Landes nicht unbestimmt verdämmern, sondern er schließt die Ferne fest mit den hellen Farben vorne zusammen.

Die wertvollste Arbeit aber von Purrmann und aller Wahrscheinlichkeit nach das wichtigste Bild der ganzen Ausstellung ist ein ruhender weiblicher Akt. Ein junges Mädchen liegt da, die Beine leicht angezogen und die Arme halb träumend um den Kopf gelegt; sie ist dem Beschauer zugewendet. Sie lagert auf einem breiten schwerroten Divan, der ein wenig schräg ins Bild hinein dicht an einer Wand steht. Ihr Kopf ist auf Kissen von dunklerem und lichterem Grün gebettet; zu ihren Füßen lehnt ein weiteres Kissen von seltsam blaugrünem Ton an die Wand. Dieses farbige Arrangement, das mit so vollem Bewußtsein und mit so reicher malerischer Phantasie ersonnen ist, ist nicht etwa von dekorativen Absichten bestimmt. Die Farben stehen in einem viel zu tiefen und klaren Verhältnis zu einander, als daß man nicht unmittelbar empfände: hier waltet nicht launenhafte Willkür mit sogenanntem guten Geschmack, sondern der innerlichste Genuß und das feinste Verständnis für die Farbigkeit der Welt haben dem Künstler dieses reiche Farbenspiel eingegeben. Im gegebenen Falle steht die Farbenkomposition im Dienste des großartigen Problems, das die Malerei immer wieder beschäftigt, den menschlichen Körper in der Herrlichkeit seiner reichen Farbe darzustellen. Die starken stumpfen Farben der Umgebung überschütten den Leib des Mädchens mit einer Menge ganz reiner farbiger Reflexe, die ihn malerisch fest mit seiner Umgebung verbinden und sie bringen durch den Gegensatz den feinen Schimmer der Haut erst voll zur Geltung. Das mild und mit gleichmäßiger Kraft auf den Körper herabströmende Licht vermehrt noch die weiche Durchsichtigkeit des Schmelzes der Haut und läßt den Körper noch in ganz weite Entfernung unsagbar voll erstrahlen. Wo ein Problem so originell und mit so viel Kühnheit behandelt wird, braucht man sich nicht zu ärgern, daß das Publikum ratlos dasteht. Es ist verwundert über den scheinbar unnötigen Farbenaufwand bei dem nackten Körper, wo es doch zufrieden wäre, den konventionellen, ganz unwahren sogenannten Fleischton zu finden. Aber wenn man die Farbe schon nicht verstand, so hätte man doch die Komposition des Bildes beachten sollen, die jedem einzelnen Teile einen ganz ungeahnten, äußerst kräftigen Raumwert verleiht. Vor allem aber muß man fühlen, daß Purrmanns Bilde eine höchst edle geistige Auffassung zugrunde liegt. In der Tat haben wir etwas ähnliches an Gebärde in unserer modernen Kunst noch nicht erlebt. Purrmann gab dem Mädchen nicht nur eine zufällige und momentane reizvolle Haltung, sondern er strebte nach einem Ausdruck von elementarer Bedeutung. Die Weiblichkeit des liebenswürdigen Geschöpfes ist mit einer Kraft geschildert, die nur von der Zartheit des Empfindens übertroffen wird.

Die drei Künstler, von denen wir bis jetzt gesprochen haben, sind zwar nach Art sowohl als nach Qualität nicht wenig von einander verschieden, aber sie stellen sich doch der Schar der übrigen insofern gemeinsam gegenüber, als auf ihnen der sichere Fortgang unserer Malerei in ganz besonderer Weise beruht. Die Ausstellung ist aber auch sonst sehr interessant, insofern sie von den anderen Künstlern der Sezession teils gute, teils wenigstens charakteristische Arbeiten enthält. Wir müssen ihrer zum Schluß noch gedenken. Thoma hat in dem „Donautal" wieder eine seiner schönen, durch die stille Friedlichkeit so sympathischen Landschaften geschaffen. Trübner, der andre so berühmte Karlsruher, ist dagegen zu keinem rechten Erfolge gelangt. Mit seiner frühen Amazonenschlacht können wir angesichts der knalligen Farben und der unbestimmten Zeichnung nichts rechtes mehr anfangen, obschon das Bild doch sehr geschickt arrangiert ist. Noch weniger Eindruck macht das Bildnis des Königs von Württemberg. Man braucht sich nicht gerade nach Lenbach zu sehnen und kann doch wünschen, daß ein König auch im Bilde königlich erscheine. So sind es diesmal nur die Landschaften, die Trübners geschmackvolle, tonige Malerei würdig repräsentieren. Mit einer ganzen Reihe von Bildern ist der Graf Kalkreuth vertreten. Besonders zu nennen ist darunter das vor langen Jahren gemalte Porträt seiner Gemahlin, das sich, wo immer es gezeigt wurde, Aller Sympathie mit vollem Recht erworben hat, obschon ihm alle modernen malerischen Eigenschaften fehlen. Kalkreuth wendet sich nicht gerade an starke, aber doch immer an gesunde Instinkte, und das ist sein großer, in letzter Zeit auch allgemein besonders gern anerkannter Vorzug vor dem technisch viel unternehmenderen Corinth. Dieser hat mit dem Porträt Rittners in der Rolle des Florian Geyer den unvermeidlichen Schlager auf die Ausstellung gebracht. Der Mann, der die letzte zerfetzte Fahne in der Hand haltend sich seinen Feinden nicht ergeben will, ist ja sehr effektvoll in das Bild gestellt. Die Darstellung des Körpers hält dem ruhigen Auge aber keineswegs stand und das Gesicht ist von so weichlicher Charakterlosigkeit im Ausdruck, daß muntere Konstitutionen sehr peinlich dadurch berührt werden. Leistikow bleibt sich selber gar zu treu. Seine Kunst ist immer noch gemischt aus starken dekorativen Ideen und einer stimmungsvollen, sehr weichen Auffassung der Landschaft. Fremden gilt Leistikow ja als der rechte Schilderer des märkischen Landes; wer aber die tiefe Farbe der Wälder hier kennt, dem erscheinen Leistikows Darstellungen doch etwas schematisch und einseitig. Seine Bilder sind ja stets sehr wirkungssicher komponiert, aber es steckt doch gar keine Federkraft darin.

Unter den jüngeren Berliner Malern ist diesmal Breyer am glücklichsten vertreten. Sein Damenbildnis ist zwar im ganzen etwas hart und auch in der Auffassung nicht sehr glücklich, aber die Nelken, die dem jungen Mädchen an der Brust stecken, sind ein Stück hervorragend schöner Malerei, wie sie weder Kardorff, noch Ulrich Hübner, noch Linde-Walther gelingen will. Große Hoffnung setzt man in Berlin auf E. R. Weiß, der eine große Zahl sehr heller Stilleben ausgestellt hat. Die Bilder sind allerdings verblüffend sicher im Tone zusammengehalten, aber mir scheint Weiß' Colorismus doch zu gedankenarm und innerlich kalt, als daß ich an eine Zukunft dieser Kunst glauben könnte.

Berlin. Fritz Rintelen.

Rundschau.

Sexuelle Pädagogik.

Von Julian Marcuse.

Kein Problem, mit dem die Gegenwart ringt, greift so tief in die natürlichen wie in die im Laufe der Entwicklung entstandenen gesellschaftlichen Verhältnisse des genus homo ein wie das sexuelle, keines erfährt eine so widerspruchsvolle Beurteilung und Stellungnahme wie dieses, das in der Gedankenrichtung des zwanzigsten Jahrhunderts bald als kulturgestaltende Triebkraft, bald als die sittliche Bande zerreißende Sinnesherrschaft auftaucht. Und zwischen diesen beiden Strömungen, von denen die eine die Diktatur des Naturtriebes, die andere die asketische Ertötung desselben darstellt, der Gang des Menschengeschlechtes, das zum großen Teil in der Triebwelt lebend ein Sittengesetz in dem Gattungsbegriff kaum kennt und schrankenlos über alle Gebote wie Anathemata der religiösen Ethik hinwegschreitet. Die Geschichte zeigt Schritt für Schritt die Ohnmacht aller Versuche, religiöse Grundanschauungen als hemmende Instanzen gegenüber dem Sexualismus aufzurichten, die schon um deswillen versagten, weil sie unwandelbar in ihrer Dogmatik sich nie der wechselgestaltigen Form des gesellschaftlichen Lebens anzupassen vermochten. Und die Kraft ihres Bannes fällt vor allem wirkungslos zu Boden in einer Phase der Entwicklung, in der wir augenblicklich stehen, und die gekennzeichnet ist durch eine völlige Veränderung des Seelenzustandes des Einzelnen, durch die Zusammenschweißung der Geschlechter zu gemeinsamer Arbeit, durch die soziale Umgestaltung von Erwerb und Ehe, von Gattungsmöglichkeit und Gattungstrieb. Und mit dieser Epoche sind zwei Faktoren ins Sexualleben der Kulturmenschheit eingetreten, das sind die S y p h i l i s und die P r o s t i t u t i o n, gesellschaftliche Erscheinungen, denen gegenüber nur das E v a n g e l i u m d e r w o l l e n d e n P e r s ö n l i c h k e i t obsiegen kann. Ihre Ueberwindung verlangt die Erkenntnis ihres Wesens, die Anbahnung einer Willenskultur auf ethisch-sozialer Basis, wirtschaftliche Reformen tiefgreifendster Art. Und dies scheidet die Gegenwart von allen früheren Zeitläufen: daß noch bis vor wenigen Jahrzehnten wissenschaftliche Erwägungen über sexuelle Fragen kaum möglich waren, daß man von den Gefahren des Geschlechtlichen eine dunkle, von ihrer Abwehr kaum eine Vorstellung hatte, und daß die Prostitution nirgends so aufdringlich war, daß sie ein soziales Problem bedeutet hätte. All diese Momente in ihrem ursächlichen Zusammenwirken erkannt zu baben, dies Verdienst gebührt den Männern und Frauen — diese waren die ersten Rufer zur Sammlung — die die „Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" begründeten und hiermit den ersten Schritt zur wissenschaftlichen Ergründung des Sexualproblems wie zur sozialhygienischen Wertung der aus ihm entstehenden Individual- und Raceschädigungen unternahmen. In diesem Streben ist nach mancherlei Wandlungen der Grundauffassungen, die sich notgedrungen aus der Zusammenarbeit ver-

schiedenster Gruppen ergaben, die Gesellschaft auf ihrer letzten Tagung zu Mannheim im Mai dieses Jahres zu einem ersten abschließenden Schritt gelangt, nämlich zur Entscheidung der Frage, ob und wie eine sexuelle Pädagogik einzusetzen und hiermit die Methodik der Aufklärung im Entwicklungsstadium des Menschen zu beginnen habe. Mit dieser Lösung eines seit Jahren die weitesten Kreise beschäftigenden Problemes ist ein Schritt ins praktische Leben getan, der von höchster Bedeutung ist und in seiner prinzipiellen Durchführung — denn es ist wohl anzunehmen, daß die auf dem Kongreß formulierten und begründeten Gesichtspunkte Eingang finden werden in das deutsche Unterrichtswesen — eine völlige Umgestaltung bisheriger pädagogischer Methodik über elementare Fragen der Biologie wie der menschlichen Triebwelt in sich schließt. An der Hand der in Mannheim geführten Verhandlungen sollen an dieser Stelle die Grundzüge der in Frage kommenden erzieherischen Bestrebungen näher dargelegt werden. Der entscheidende Punkt, ob überhaupt eine über die Geschlechts- und Fortpflanzungsverhältnisse der organischen Welt aufklärende Erziehungsmethode in das jugendliche Alter verlegt werden solle, fand bei den Pädagogen wie Aerzten, welch beide das Parterre der Versammlung bildeten, nahezu einstimmige Bejahung und auch die Unterfrage, ob in diesem Falle die **Schule** ihre Aufgabe in der Uebernahme eines diesbezüglichen Unterrichtes zu erblicken habe, wurde in gleichem Sinne entschieden. Von den einen glattweg, von den anderen als notwendiger Ersatz dort, wo das Haus versagt, und das letztere ist in der Gegenwart fast die Regel. Denn nicht nur, daß mit den seltensten Ausnahmen die Elternkreise jedweder naturwissenschaftlichen Kenntnisse ermangeln, die notwendig sind, um das sexuelle Problem beim Menschen im Zusammenhang mit den Tatsachen der Fortpflanzung bei Tieren und Pflanzen zu betrachten und die Gleichartigkeit der geschlechtlichen Vorgänge im gesamten Bereiche des organischen Lebens aufzudecken, meist wird ihnen auch das pädagogische Geschick und die nötige Unbefangenheit abgehen, um mit ihren Kindern Dinge zu besprechen, die bisher als unvereinbar mit Sittengesetz und Kindererziehung galten. Und selbst eine so warm empfindende Frau und Mutter wie Frau Krukenberg (Kreuznach), die über die Aufgabe der Mutter und des Hauses in der Sexualpädagogik referierte, mußte in der gegenwärtigen Generation die völlige Nichtqualifikation der Eltern zugeben und an ihre Stelle die Schule in den Kreis der auf dem Gebiete der Sexualerziehung einzutreten habenden Kräfte mit heranziehen. Doch verlangt sie — und mit ihr ein großer Teil der in Frage kommenden Beurteiler — einen Vorbau im Elternhaus, ohne den alles Aufklären Stückwerk bleibt. Die Mutter vor allem ist berufen, von den ersten Kindesjahren an das Emporwuchern und Festwurzeln falscher Vorstellungen zu verhüten, dadurch daß sie unbefangen und schrittweise einfache, natürliche Auffassungen für alles Geschehen auf Erden in die Kinderseele pflanzt. In den ersten Jahren der Entwicklung handelt es sich um **eine** Frage allein, um das Entstehen des Menschen. Woher kommen die Kinder, darum dreht sich das Interesse des Kindes. Ruhig kann man, das war die Auffassung der Referentin, vom Storch reden, vom Engel, der die Kinder bringt, aber **stets wie von einem Märchen**. Deutlich aber muß geschieden werden zwischen solchen Märchenerzählungen und der Wirklichkeit. An zufälligen Beobachtungen im Pflanzen-, im Tierreich anknüpfend kann man unmerklich Schlüsse ziehen auf den Menschen. Wie das Samenkorn in der Erde, so schlummert der Menschenkeim im Schoße der Mutter und wächst und bildet sich darin, bis er entwickelt genug ist, ans Tageslicht

zu kommen. Man zeige dem Kinde gelegentlich, wie der aus der Erde herausgenommene Sprößling abstirbt an der rauhen, ihm noch unzuträglichen Luft und spreche dann zum Beispiel von zu früh geborenen Kindern, die in Watte gepackt und sorgsam gepflegt werden müssen und doch oft Sorgenkinder bleiben, weil sie noch nicht entwickelt genug waren bei der Geburt. Man erzähle, daß die verschiedenen Tierarten verschieden lange brauchen, bis sie lebensfähige Junge werfen, spreche ruhig davon, wenn ein Muttertier bald Junge bekommen wird. Von der bevorstehenden Geburt eines Kindes spreche man ebenso harmlos. Ganz von selbst als etwas durchaus Natürliches bildet sich dabei im Kinde die Vorstellung, daß man vorher weiß, wann beim Tier ein Junges, beim Menschen ein Kind zu erwarten ist. Je unbefangener man von dem allen spricht, desto weniger wird das Kind grübeln und forschen. „Ein Stückchen von der Mutter sein“, das ist einem Kinde, ein behaglicher Gedanke. Daß es aber keine Kleinigkeit ist, ein Kind bis es vollständig lebensfähig ist, in sich zu schützen, daß die Mutter vor und während der Geburt auch Schmerzen und Krankheitsgefahr, Uebermüdung, Ueberanstrengung ausgesetzt ist und der Schonung bedarf, wenn das Kind geboren wurde, das leuchtet ohne viele Worte ein. Viel ist gewonnen, wenn das Kind — und hier handelt es sich schon um das schulpflichtige Alter — schonendes Mitgefühl mit jeder Mutter bei der Geburt eines Kindes empfindet. Und seine Achtung vor der Mutter steigt, wenn es von ihr hört, daß sie Gefahr und Schmerzen gering schätzt, weil die Freude an dem zu erwartenden oder an dem neugeborenen Wesen sie alles vergessen macht. Auch gegenüber den sogenannten heimlichen Lastern ist frühes Warnen am Platze, weil häufig es sonst zu spät ist. Dem Kinde ist, ohne viel daraus zu machen, von klein auf die Vorstellung beizubringen, daß ein Spielen, ein Reiben an den Geschlechtsteilen geradeso gesundheitsschädlich ist, wie z. B. ein häufiges Reiben am Auge, eine klar und unbefangen wirkende Nebeneinanderstellung. Und weiterhin ist schon vor der Verführung, zu Beginn der Schulzeit also, ein Widerwillen, ein verächtliches Gefühl gegen Kinder mit häßlichen Gewohnheiten zu wecken. Offenes Vertrauensverhältnis zwischen Eltern und Kind ohne zu ausführliches Warnen — letzteres würde leicht die Unbefangenheit stören und die Neugierde reizen — ist das beste Schutz- und Vorbeugemittel. Ein unbemerktes Ueberwachen kann und muß immer hinzukommen. Durch Körperpflege (Schwimmen, Nackturnen u. dergl. mehr), durch gelegentliches gemeinsames Betrachten von Statuen, von künstlerischen Darstellungen soll man weiterhin die Freude an den edlen reinen Linien des nackten menschlichen Körpers und die Freude an körperlicher Gesundheit im Kinde wecken und wach erhalten und so, ohne irgendwie aufdringlich zu werden, das Gefühl der Unbefangenheit allem Natürlichen und der Freude allem Schönen und Reinen gegenüber in das Kind einpflanzen. Dieses die Grundgedanken der Aufgaben des Elternhauses, die natürlich Hand in Hand gehen müssen mit der Erweckung der Selbstzucht, mit der Betonung des Verantwortlichkeitsgefühles für das Leben, mit dem reinen Denken und Handeln der Erzieher selbst als dem zur Nacheiferung allein zwingenden Vorbild. Ohne Zweifel ist dieser Ideengang eine Art programmatischen Entwurfes, der in seinen Richtlinien bindend sein kann, ohne natürlich zur Schablone werden zu dürfen. Das Empfindungsleben des Kindes ist ein so vielgestaltiges, die Phantasie eine so lebhafte, daß auf alle diese Seelenregungen Rücksicht genommen und an ihrem Wachsein Höhe und Tiefe der schrittweisen Aufklärung gemessen werden muß; hier wird die

Unbefangenheit und das folgerichtige Vorgehen einsichtsvoller Mütter die richtige Gangart suchen und finden müssen, um an den mannigfachen Klippen vorbeizukommen, die das Leben, die zahlreichen sittlichen Konflikte innerhalb unserer gesellschaftlichen Verhältnisse und das Milieu in Haus und Schule mit sich bringen.

Weniger kompliziert, aber auch weniger im stande, auf individuelle Eigenart einzugehen und anzuknüpfen ist die Intervention der Schule in sexualpädagogischer Hinsicht, deren Aufgabe zunächst eine didaktische zu sein hat, durch Einführung in die biologischen, anatomischen und physiologischen Tatsachen, die für die Fortpflanzung, die Erhaltung und Vermehrung des Lebens auf der Erde bestimmend sind. Der sexuelle Stoff, der ohne jede Mitwirkung anderer Berufskreise vom Lehrer allein zu behandeln ist — in dieser Richtung sprachen sich übereinstimmend die beteiligten Fachkreise aus — soll sich in der Volksschule auf alle Jahreskurse des botanischen, zoologischen und biologischen Unterrichts verteilen und auch hier nur ein Glied bilden in der Kette der gesamten zu besprechenden physiologischen Erscheinungen. Die enge Verknüpfung der sexuellen Aufklärung mit dem gesamten Stoff des naturkundlichen Unterrichts bringt es von selbst mit sich, daß schrittweise und stufenmäßig vorgegangen, und daß dem Volksschüler nichts geboten wird, was seine Fassungskraft übersteigt oder was geeignet ist, Neugierde und Phantasie anzustacheln. Die nüchterne, naturwissenschaftliche Behandlungsweise erstickt geradezu jeden etwa keimenden Trieb der sexuellen Sphäre und lenkt Denken und Vorstellungen in die Welt naturwissenschaftlicher Tatsachen und ihres gesetzmäßigen Aufbaues. Gewohnheit und Lehrplan scheiden den Naturgeschichtsunterricht in zwei nach Jahreszeiten getrennte Gebiete, in Botanik und Zoologie. Ausgang und Anknüpfung für die sexuelle Belehrung bietet vor allem letztere, weil sie das ganze anatomisch-physiologische Problem der Sexualität umfaßt und in ihrem Rahmen allein die des Menschen erörtert werden kann. Als Stoff für den Unterricht kommt hierfür in Frage: 1. Die Vorsorge der Eltern für die zu erwartende Nachkommenschaft. 2. Die Befruchtung nach äußerer Erscheinung und innerem Vorgang. 3. Die Entwicklung des Eies zum Embryo und die besonderen Verhältnisse während derselben. 4. Die Geburt bezw. das Verlassen der Eihüllen. 5. Die postembryonale Entwicklung bezw. die Aufzucht der Jungen bis zur Geschlechtsreife. Die Besprechung der Befruchtungsvorgänge wird sich einleitend auf diejenigen der Blütenpflanzen beschränken. Tier- und Windbestäubung werden erläutert und die Notwendigkeit des Zusammentreffens zweier verschiedenartiger Körperchen, als welche zunächst Samenknospe und Pollenkorn bezeichnet werden dürfen, zur Erzielung einer Nachkommenschaft betont. Unter den Tieren bilden am besten die Fische den Ausgangspunkt. „Rogen" und „Milch" sind den Schülern bekannt, ihre Bedeutung wird erklärt, der Begriff „äußere Befruchtung" wird gewonnen, zunächst im Gegensatz zu derjenigen der höheren Pflanzen, die als „innere Befruchtung" erkannt wird. Daß in der Tierwelt die Uebertragung des männlichen Zeugungsstoffes in den weiblichen Körper besondere Begattungsorgane erfordert, wird gleichfalls erörtert; auf die spezielle Anatomie und Physiologie wird jedoch nicht näher eingegangen. Wenn mit dem Mikroskop gearbeitet wird, also im 6. bezw. 7. Schuljahre, sind die Vorgänge Bestäubung bezw. Begattung begrifflich zu trennen, das Wesen der letzteren, die Vereinigung der beiden Keimzellen und ihrer Kerne zu besprechen und die Wesensgleichheit dieses Vorgangs für die gesamte Lebewelt mit geschlechtlicher Vermehrung zu betonen. Das letzte Stoff-

gebiet, — es lassen sich an dieser Stelle natürlich nur die hauptsächlichsten Gesichtspunkte andeuten — das der sexuellen Belehrung dienen soll, ist zugleich das ethisch Wertvollste. Es umfaßt die der Geburt, dem Verlassen der Eihüllen folgende Entwicklung, die bei den Säugetieren und Vögeln, wie bei einzelnen Arten der Reptilien, Amphibien, Fische, Insekten, Spinnen, Krebse unter Schutz und Leitung der Eltern bezw. der Gesellschaft vor sich geht. Sie zeigt in der Tätigkeit der Eltern manche Aehnlichkeit mit der Vorsorge für die zu erwartende Nachkommenschaft, ist aber von viel größerer gefühlswirkender Kraft, da die Identifizierung, wenigstens der Vergleich vornehmlich der kleineren Schüler mit der gepflegten und geführten Nachkommenschaft ein weitgehendes Miterleben und Nachempfinden weckt. Es ist an keiner Stelle des Zoologieunterrichtes schwieriger sich anthropomorphisierender Darstellungsweise zu enthalten als bei dem Kapitel der Aufzucht der Jungen, aber auch bei keinem Kapitel ist der Fehler so geringfügig und verzeihlich. Reinigung, Ernährung, Wärmeschutz, Unterhaltung, Unterricht und Zucht sind die treu ausgeübten Pflichten der Eltern, bei der Verteidigung der Nachkommenschaft gegen Feinde setzen sie oft ihr Leben ein. Hervorgehoben muß ferner werden, daß die Fortpflanzungsorgane unter allen Organsystemen sich als letzte entwickeln und zugleich, daß zwischen beginnender Entwicklung und funktionsfähiger Reife die lange Periode der stillen Kraftansammlung liegt. Analoge Fälle, die andere Organsysteme betreffen, wie die Zähne, den Magen usw., lassen sich mit leichter Mühe finden. Ob die ganze Fülle des angeführten Stoffes mit jeder Schülergeneration durchgearbeitet werden kann, hängt von vielen Umständen ab, besonders aber der nicht in allen Generationen gleich hohen geistigen Reife der Schüler. Ein Versuch, den angeführten Stoff in den Lehrplan für Naturgeschichte an einer achtstufigen Volks- und Mittelschule einzugliedern und auf fünf Jahreskurse zu verteilen, findet sich in der sehr lesenswerten Arbeit des Hamburger Lehrers Höller „Die sexuelle Frage und die Schule", Leipzig 1907, bei Erwin Nägele. Nach all diesen Vorunterweisungen erhebt sich nun die Frage, wann und bei welcher Gelegenheit die Uebertragung der gewonnenen Einsicht in sexuelle Verhältnisse auf den Menschen stattfinden soll. Die Antwort kann — so der Tenor der Referenten auf dem Kongreß — nur lauten: Das kann auf jeder Stufe geschehen, sowie die Frage eines Schülers oder besondere Gelegenheiten Veranlassung dazu geben. Sollte sie ausbleiben, so ist sie vom Lehrer zu stellen im Laufe des 7. Schuljahres, in welchem Anatomie und Physiologie der Lebewesen im Vordergrunde der Behandlung stehen sollen. Die Antwort erfolgt stets so, daß sie den bis zum Zeitpunkt der Frage gewonnenen Unterrichtsergebnissen auf sexuellem Gebiet entspricht; sie wird auf den verschiedenen Stufen demnach verschieden ausfallen. Die zusammenfassende Wiederholung des anthropologischen Lehrstoffs im 8. Schuljahr setzt dann die Bekanntschaft mit den sexuellen Verhältnissen des Menschen voraus. Die hygienischen Belehrungen vor der Klasse, die an die Besprechung der Genitalapparate angeknüpft werden, sollen sich nicht auf den Geschlechtsverkehr und seine eventuellen Folgen beziehen, auch die Geschlechtsverirrungen sollen nicht Gegenstand öffentlicher Besprechung sein, sondern sie beschränken sich auf die Aufklärung über die allen Organen gegenüber späteste Entwicklungszeit des Geschlechtsorgans, auf Hinweise auf die Empfindlichkeit und Zartheit desselben, die eine sorgfältige Schonung vor Verletzungen rc. erheischen und gipfeln in dem Versuch, in den aus der Schule zu entlassenden eine Art von Verantwortungsgefühl gegenüber der Gesellschaft, in der wir leben, zu wecken. In dem

Bestreben, soziale Gefühle lebendig zu machen, berührt sich dann die sexuelle Aufklärung mit den Unterrichtsgebieten der Geschichte, der Literatur, der Religion und der Ethik. Alles was die „ethischen Fächer" erstreben zur Weckung und Stärkung des Gemeinschaftsgefühls, des Bewußtseins der Zugehörigkeit zu einem großen Ganzen, alles was auf eine ästhetische Kultur abzielt, alles das steht auch im Dienste einer sexuellen Aufklärung der künftigen Generationen: Gesellschaftlich-ästhetische und soziale Gefühle sollen die heranwachsenden jungen Menschen — Knaben wie Mädchen — den Kampf mit den bald sich entfesselnden, durch unsere ökonomischen Verhältnisse und unsere sexuell überreizte Zeit andauernd aufgestachelten geschlechtlichen Begierden bestehen lassen. Die Bekanntschaft mit den Rechtsverhältnissen des Staates und der Gesellschaft wird den Widerstand gegen die Verlockung zu unbedachter Vereinigung stärken. Besonders Großes aber kann die künstlerische Erziehung durch Vorführung der Schöpfungen der Literatur und der Plastik leisten, indem sie einesteils das gewaltige erotische Gebiet, diese Projektion des Sexuellen in eine höhere Gefühlssphäre, den Schülern in reiner Form näher zu bringen sucht und anderenteils dadurch, daß sie die Menschheit wieder zu jenem naiven Verhältnis zum Nackten zu erziehen oder besser in ihm zu erhalten sucht, wie es das Kind vor unserer heutigen sexuellen Aufklärung besitzt.

Nahezu die gleichen Gesichtspunkte des Unterrichtes wurden von den jeweiligen Referenten auch für die höheren Lehranstalten verlangt, sowohl in ihrem allmählichen, dem Alter und der Erkenntnisfähigkeit entsprechenden Aufbau wie in ihrer Anlehnung an die allgemeinen Aufgaben der Schule, die Erziehung zur Pflicht. Auch hierbei handelt es sich vorläufig um Postulate, da eine systematische Einfügung sexueller Aufklärung in den Lehrplan des deutschen Unterrichtswesens bisher noch nicht erfolgt ist. Nur die Ansätze hierzu sind vorhanden; als ein solcher ist die auf dem Kongreß seitens des Dezernenten im preußischen Kultusministerium mitgeteilte These der Direktoren der höheren Lehranstalten Hannovers zu betrachten, welche lautet: „Belehrung reifer, zumal abgehender Schüler über Vorgänge des Geschlechtslebens außerhalb des Schulunterrichts ist zulässig, sofern die Eltern damit einverstanden sind". Diese Belehrung, speziell der abgehenden Schüler, hat allerdings schon in einer Reihe von höheren Schulen ihre Feuerprobe bestanden, in methodischer Weise wird sie demnächst vor allem an den preußischen Fachschulen in Erscheinung treten. Auf Grund eines Erlasses des preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe vom 16. März 1907, wonach den Kuratorien der Fachschulen empfohlen wird, die Schüler am Beginn des Schulhalbjahres durch einen erfahrenen Arzt in einer dem ernsten Zwecke und der Jugend entsprechenden Weise belehren zu lassen, sollen die von den Volksschulen in die Fachschulen übergetretenen Schüler eine derartige Einführung in die sexuellen Verhältnisse unterrichtlich erfahren. Und zwar ist beabsichtigt im Anschluß an die an allen Maschinenbau- und Baugewerksschulen, an den Navigations-, Seemaschinen- und sonstigen Fachschulen für die Metallgewerbe bestehenden Samariterkurse, die von Aerzten abgehalten werden, eine allgemein-hygienische Unterweisung mit Einbeziehung sexualhygienischer Aufklärung anzugliedern. Diese Samariterkurse umfassen 12 Unterrichtsstunden, an den Maschinenbauschulen sogar 20. Was die oben erwähnten, schon teilweise durchgeführten Belehrungen abgehender Schüler anlangt, so handelt es sich in erster Reihe um die Abiturienten höherer Lehranstalten und hier haben eine große Reihe von Städten bereits praktisch eingegriffen, ich nenne unter anderem nur Düsseldorf, Frankfurt a. M., Mann-

heim, Wiesbaden, Berlin, Elberfeld-Barmen, Köln, Braunschweig ꝛc. Die hierbei gesammelten Erfahrungen sind durchweg die denkbar günstigsten, so daß heute wohl das Postulat nach einer ausnahmslosen Durchführung derartiger Bestrebungen zu einem allgemein anerkannten geworden ist. Die Grundprinzipien, nach denen er einzusetzen hat, legte Dr. Fürstenheim (Berlin) in außerordentlich klarer und instruktiver Weise dar. Er verlangt den Beginn des Unterrichts bereits in der Unterprima, will ihn durch den naturkundlichen Unterricht über die Fortpflanzung im Tier- und Pflanzenreich vorbereitet und durch den Arzt im Rahmen eines allgemeinen Gesundheitsunterrichtes gehalten sehen. Der diesbezügliche Kursus soll nach einer kurzen anatomisch-physiologischen Einleitung auf die Gefahren hinweisen, die das Geschlechtsleben mit sich bringt, soll vor törichten Vorurteilen gegenüber etwaigen Schädigungen der Enthaltsamkeit warnen, soll sich aber vor Uebertreibungen hüten und nie vergessen, das Schamgefühl zu schonen. Die Belehrung soll nächst Klarlegung der rein hygienischen Prophylaxe vor allem zu wirken suchen auf die Willensrichtung durch Hinweis auf den persönlichen Nachteil, die Mitverantwortlichkeit für das Schicksal der jungen Mutter, des unehelichen Kindes, auf die Willenskräftigung (Abhärtung und Ablenkung, wiederholte Vorstellung der Willensentscheidung und ihrer Motive, denkerische Vereinigung mit der Erzieherpersönlichkeit).

Und als Krönung des gesamten Aufbaues dieses für unser Unterrichtswesen neuen Zweiges der Pädagogik wurde allenthalben die unbedingte Notwendigkeit eines diesbezüglichen Unterrichtes in den Lehrerseminarien betont, denn erst ein völlig geschultes Lehrermaterial wird im stande sein, die sicherlich nicht leichten Aufgaben, die ihm auf diesem Felde erblühen, zu erfüllen. Präzisiert wurden diese Forderungen in die Sätze: a) Die Sexualpädagogik im Seminar muß den Seminaristen mit dem nötigen Wissen in der vorliegenden Frage ausrüsten. b) Sie muß die Methode der praktischen Durchführung in der Volksschule lehren, alles in allem also muß sie auf der Grundlage der Erkenntnis die Fähigkeiten zum Unterrichte in der Sexualfrage verleihen. Auch auf diesem Gebiete haben wir im Gegenwartsleben bereits Anfänge, in Breslau sind auf Veranlassung der dortigen Stadtverwaltung im letzten Winter diesbezügliche Kurse vor Volksschullehrern unter großer Beteiligung und regstem Interesse ärztlicherseits gehalten worden. Ihre Stoffeinteilung war eine genau geregelte und entsprach den hygienischen wie ethischen und sozialen Bahnen des Sexualproblemes. Allein diese Maßnahmen zeitgenössischen Handelns sind natürlich nur Lückenbüßer: Die Einrichtung derartiger Fortbildungskurse darf nur so lange ein Mittel zur Einführung der Lehrer bleiben, so lange nicht ein methodischer Unterricht hierin in die Lehrerbildungsanstalten aufgenommen ist. Und dieses letztere ist mit aller Kraft anzustreben, gibt es doch die einzige Gewähr dafür, daß die sexuelle Aufklärung zum Gegenstand rationeller Schulerziehung gemacht wird. Für diese ist ein Hinweis, der nahezu von sämtlichen Beobachtern immer wieder konstatiert wurde, von einschneidendster Bedeutung, das ist der bemerkenswerte Unterschied in der Beurteilung und Auffassung geschlechtlicher Dinge zwischen Stadt und Land. So berichtete ein badischer Lehrer: „Die kleinen Landstädte, die nur sechs- oder siebenklassige Schulen haben, schicken bei uns in Baden bekanntlich jedes Jahr eine Anzahl Schüler zum Abschluß ihrer Schulbildung in die Mittelschulen größerer Städte. Diese Knaben vom Lande sind den Versuchungen der Großstadt viel weniger zugänglich und reden viel natürlicher über geschlechtliche Dinge als ihre Kameraden. Sie haben

eben alles auf natürliche Weise kennen gelernt, sie konnten in der Zeit ihrer Mannbarwerdung nicht mit chinesischen Mauern lügenhafter Verheimlichung und Vorenthaltung von Tatsachen umgeben werden, die dann doch auf Umwegen und in einem verzerrten Bilde sich aufdrängen; jede Blume, jeder Strauch, jeder Stall hat zu ihnen in der Sprache der Wahrheit geredet". Und das ist und bleibt wohl der springende Punkt in der Lösung dieses Problems, daß man Natur und Anschauung, die unverrückbaren Grundlagen jedweder sexuellen Erziehung, in das Kulturleben des Stadtkindes wieder hineinzubringen und dieses mit einem Wort mit den greif- und sichtbaren Geschehnissen der organischen Welt wieder vertraut zu machen sucht. Dann dürfte mühelos und unbefangen sich das ergeben, zu dessen Erreichen man jetzt Doktrin und Erziehungskunst in Massenaufgeboten heranwälzt.

Der intellektuelle Unterricht wird in der Frage der Sexualpädagogik das nächste sein, was zu tun ist, nie aber das alleinige bleiben dürfen. Haus und Schule haben hierin noch eine Reihe weiterer Pflichten zu erfüllen, im besonderen die Schulung für das Leben, das heißt die körperliche und geistige Stählung und Charakterbildung. Nach welchen Richtungen und in welchem Umfange dieselbe sich zu erstrecken hat, ist ein Kapitel für sich und scheidet aus einer Betrachtung an vorliegender Stelle aus: Daß alle Imponderabilien zu dieser persönlichen und sittlichen Erziehung herangezogen werden müssen, auf welchem Gebiete der Beeinflussung sie auch immer liegen mögen, ist naturnotwendig. Nur einen Punkt, der auch auf dem Kongreß eine wesentliche Rolle spielte, möchte ich herausheben, weil er gleichsam das Fundament obiger Zielstrebigkeit nach Charakterbildung ausmacht, das ist die Erziehung des Willens. Hierin liegt unleugbar die wichtigste Aufgabe der ganzen sexuellen Erziehung. Weder die ethische noch die hygienische Aufklärung können irgendwelchen zuverlässigen Einfluß auf das Handeln gewinnen, wenn der Wille nicht die Kraft hat, den höheren Einsichten gegenüber den Impulsen und Illusionen der Triebe die Treue zu bewahren. Also muß Willenskultur und Willensübung im Vordergrunde aller Sexualpädagogik stehen. Hiezu benutze man vor allem das Gebiet des Nahrungstriebes sowie die Neigungen zur Faulheit, Nervosität, zum Zorn und zur Ungeduld, um es schon in früher Jugend zu einer vornehmen Tradition des ganzen Organismus zu machen, daß der Geist sich dem Körper unterwirft. Wollen muß gelernt werden! Und so schloß der diesbezügliche Referent seine Ausführungen, denen Wort für Wort beizupflichten ist: Die Sexualpädagogik darf nicht isoliert im Leben der Jugend stehen. Es entsteht dadurch die Gefahr, daß der jugendliche Geist zu sehr auf die sexuelle Sphäre hingelenkt wird. Vielmehr ist die Willensschwäche, die Entartung der Phantasie und die Verwahrlosung des Denkens auf diesem Gebiete nur dadurch wirksam zu bekämpfen, daß an stelle der intellektuellen Ueberernährung überhaupt die Charakterbildung wieder in den Vordergrund des ganzen Schullebens und der häuslichen Einwirkung tritt. Dann ist es nicht mehr nötig, allzu ausführlich über sexuelle Dinge zu dozieren — es genügt dann zu zeigen, daß gewisse allgemeine festbegründete Ueberzeugungen und Gewohnheiten des Denkens, Fühlens und Wollens gerade gegenüber dieser Sphäre ihre stärkste Anwendung und Erprobung finden müssen.

Literatur.

Ein theosophischer Roman.

H. Der verstorbene Karl du Prel hat einen spiritistischen Roman geschrieben: „Das Kreuz am Ferner“. Nicht in diesem Sinn ist Alfred Meebolds Buch „Das Erwachen der Seele“ *) ein Roman, trotzdem es diesen Untertitel führt; das eigentlich Romanhafte, nämlich Verkettung und Entwirrung des geschichtlichen Knotens, ist sogar das schwächste. Es hat weder Aufbau, noch Handlung oder gar Spannung. Das Handwerkliche ist über Gebühr vernachlässigt, und das ist schade; denn der bedeutende Inhalt hätte durch einheitliche Form nur gewinnen können.

Man könnte so über das Buch urteilen. Das Buch selber aber, könnte es sprechen, erwiderte: Ich habe keinen Aufbau, keine Handlung, am wenigsten Spannung. Zugegeben. Vielleicht sogar selbstverständlich. Denn ich führe nicht von Schürzung zu Lösung, nicht vom Fuß über Terrassen zum Gipfel, sondern von Außen ins Innere, vom Alltag ins Geheimnis, von der Zeit in die Zeitlosigkeit, von dem Individuum zur Seele. Wie soll ich das Erwachen der Seele anders zeigen können, als indem ich die Erwachte zur Erwachenden reden lasse? Ich trage mein Gesetz in mir.

Sei es! Wenn man dem gewöhnlichen Unterhaltungsroman seine oft unwahrscheinlichen Voraussetzungen zugibt, so ist es billig, dem ungewöhnlichen Buche auch ungewöhnliche Zugeständnisse zu machen, sich von Anfang an auf gleiche Ebene mit ihm zu stellen und sich von ihm führen zu lassen. —

„Zwei Schwesterseelen sind wir, aus dunkler Nacht der Ewigkeit geboren, emporgetaucht aus einem Meer von Glück, das Nacht scheint, weil wir's schwächlich nicht begreifen. Ein einzig All, ein einzig großes Wesen vereinte uns in seinem Schoß, und alles schien vollendet, in sich geeint. Das kann ich nicht verstehen, wie sich das Wollen in uns regte, jedoch wir wollten, und damit hoben wir uns hoch ins Reich des Ich, des eigenen Lebens. Wir zwei zusammen, neben all den andern, den vielen tausend Millionen ..... Da kommt der Irrtum. Durch Millionen Jahre, die zwischen jetzt und unserm Urquell liegen, ist die Erinnerung daran verblaßt, daß wir dereinst zusammenflossen in einem Ich und einem Wesen.“ Es ist die Grundvoraussetzung aller Mystik, in der Individuation das Aufgeben eines vollkommenen Zustandes um eines unvollkommenen willen zu erblicken, und als eigentliches

*) München, R. Piper & Co. 1907.

Ziel für die Seele die Verneinung der Individualität, die Rückkehr in das große Allgemeine, Zeitlose und Individualitätlose hinzustellen. Schon in einer Upanischad heißt es:

Du bist das Weib, du bist der Mann,
Das Mädchen und der Knabe,
Du wächst, geboren, allerwärts,
Du wankst als Greis am Stabe.

Am stärksten nun äußert sich das Individuelle in der Liebe: hier scheint es seine Triumphe zu feiern, hier täuscht es sich am gründlichsten, indem es ein ganz bestimmtes, nur dieses eine mal vorhandene Individuum begehrt, dieses Eine allen Anderen vorzieht, ja in Gegensatz zu allen anderen bringt, wo es doch nur eine uralte verwehte Erinnerung und Sehnsucht ist, die das Individuum liebend zum Individuum drängt: Erinnerung an jenen seligen Zustand einstigen vollkommenen Eins-Seins, Sehnsucht nach der Erlösung von der Individualität, um ins alte All-Eine zurückzuschmelzen. „Und endlich tagt es im Bewußtsein .... Der Mensch entsagt .... Mählich wird verwandelt auch das Entsagen. Es erweist sich als festes Wollen, stet und mächtig, scheinbar ins eigne Fleisch sich schneidend, in Wirklichkeit zum Ziel gerichtet, zum Ziele, wo das alles endet, das Schwanken, Fallen, blinde Tappen, das Irren, Quälen — und der Tod. Ja, auch der Tod — —" Oder, um wieder die Upanischad sprechen zu lassen:

Wie Ströme rinnen und im Ozean,
Aufgebend Name und Gestalt, verschwinden,
So geht, erlöst von Name und Gestalt,
Der Weise ein zum göttlich höchsten Geiste.

Von den alten Indern bis zu Wagners Tristan und Isolde, von Buddha bis Schopenhauer, ist das Zurück-Wollen des Individuums zum All und Einen, um in ihm unterzutauchen und zu versinken, mit ihm zu verschmelzen und sich in Eins zu glühen, durch Vernichtung der individuellen Wesenheit und Gestalt zum wahren, unendlichen, unbegrenzbaren, gestaltlosen, unsichtbaren, unhörbaren, den Sinnen und dem Intellekt unzugänglichen, außerhalb jeder empirischen Realität stehenden Sein zu gelangen, — von jeher ist diese Grundstimmung zugleich die Grundtatsache jeder pessimistischen Religion und Philosophie gewesen, bald offen ausgesprochen, bald nur Ahnenden angedeutet, hier rein bewahrt, dort vom Schutt klügelnder Auslegungen überdrückt, mit andersartigen und wesensfremden Lehren vermischt und verunreinigt, bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Dies ist auch die Grundtatsache und Voraussetzung unseres Romans; sein Proton Pseudos, wenn man will: — der Name ist gleichgültig.

Das Buch beginnt mit einem Gespräche zwischen Günther und Hedda, oben auf Brunate am Comersee des Nachts; die Schilderung der Landschaft mit ihrem sanften Scheine, ihrem matten Leuchten, Sterngefunkel, Lichtersprühen ist außerordentlich schön, wie auch das dichterische Gespräch, das

darauf folgt, und mit Heddas Anklage endigt: Ich liebe dich, du aber liebst mich nicht: was du Freundschaft nennst, verstehe ich nicht, fühle ich nicht, will ich nicht; ich will dich, dich. Da faßt er langsam ihre Hand und läßt Hedda in die Wahrheit des schauenden Traums versinken, in dem sie sich und ihn als lichte Wesen über sich und ihm als dunklen, irdischen Gestalten schweben sieht. Erwachend, ist sie sanfter und scheidet leisen Schmerzes von ihm.

Es folgt Heddas erster Brief, in dem sie sich selbst und dem Geliebten erzählt, wie sie einander in Rom kennen lernten. Die skizzenhaften Schilderungen römischer Fremdenkreise sind anregend; der Verfasser scheint die ewige Stadt und was an Fremden und Einheimischen darin kreucht und fleucht, gut zu kennen. Günthers Antwort auf den Brief ist andeutend und ausweichend. Im zweiten Briefe erzählt sie einen seltsamen Traum, den er in seiner Antwort überraschend tiefsinnig deutet. Dann beginnt ein neues Manuskript: Günthers Werdegang, das von der ersten Kindheit bis zu den stürmischen Universitätsjahren führt. Hier ist Heddas dritter Brief eingeschoben, dann fährt das Manuskript fort. Es berichtet von Günthers Weltschmerz und Verzweiflung, wie er bei einem alten, als Spiritist verschrieenen Onkel sein Leid klagt und Trost erfährt: der Onkel empfiehlt ihm Erziehung des eigenen Willens, Nachdenken, Umwandlung der Leidenschaften; er gibt ihm auch Meister Eckhart zu lesen: „Wahrscheinlich wirst du es nicht gleich verstehen. Dann lege es weg und nimm es nach einem oder zwei Jahren wieder vor. Wenn du reif dafür sein wirst, kommt alles von selbst. Bis dahin nützt dir kein Kommentar etwas, der doch nur das Rätsel mit dem Rätsel erklären wollte." Im Heimweg hat Günther blitzartig die Empfindung, als hörte er die Tiere, die Bäume, das Wasser sprechen; zum erstenmale ahnt er, daß es zweierlei Leben gibt: „das eine, das wir sehen und das wir meinen, wenn wir das Wort gebrauchen, und ein anderes, dessen einzige Spur in unserem Bewußtsein ein Ahnen ist. Das alles läßt sich nicht in Worten ausdrücken."

Günther begibt sich auf Reisen, und wird durch eine Reihe merkwürdiger Begegnungen seinem Ziele, ohne daß er's weiß, näher geführt: mit einer mystisch angelegten alten Engländerin am Vierwaldstättersee, mit einem vornehmen englischen Spiritisten, der ihn in die theosophischen Zirkel der römischen Gesellschaft einführt, und vor allem mit einem rätselhaften Fremdling, der allwissend und unsterblich zu sein scheint. Das Leben in Rom ist mit farbiger Anschaulichkeit geschildert, und eine Zeitlang ist das Buch sogar in dem üblichen Sinne inhaltlich spannend, bis unmerklich der Lokalboden, der irdische Boden überhaupt schwindet, und die ganze Entwicklung sich vertieft und verinnerlicht. Worte helfen hier wenig; denn, um zum letztenmale die Upanischad sprechen zu lassen

> Nicht durch Belehrung faßt sich selbst die Seele,
> Nicht durch Verstand noch viele Schriftgelehrtheit;
> Nur wen sie selbst erkoren, der erfaßt sie,
> Ihm offenbart das Selbst sein eignes Wesen. —

Alljährlich erscheinen ein paar tausend Romane, deren Horizont ein Haus, ein Dorf, eine Landschaft, eine Stadt ist. Ist es anmaßend, wenn ein schmächtiges Buch um Gehör bittet, dessen Horizont die Sehnsucht, der Selbstvervollkommnungstrieb der Seele ist? Alle Niedrigkeit und schwehlende Leidenschaft findet ihren Ausdruck in Büchern und Gedrucktem. Bedarf ein Schriftwerk der Entschuldigung, wenn es, und sei's in geheimnisreichen Worten, nach fernsten Fernen und höchsten Höhen deutet? Die unendliche Mehrzahl alles Hervorgebrachten dient dem Tage und allem was des Tages ist: dem Verstande, dem Erfolge, Geld und Besitz, Ständen und gefügten Ordnungen. Soll die leise Stimme ungehört bleiben, die von einem Leben außer der Zeitlichkeit, vom Abfallen alles Begehrens und Wollens, vom Welken alles Scheins, und Aufblühen alles Wahrhaftigen spricht? Sie wirbt nicht, überredet nicht, heischt nicht. Sie wartet, wie der Magnetberg des Märchens auf die Schiffe wartet. Dann mag es geschehen, daß alles Eisen aus dem Schiffsholze herausfliegt, und das ganze stolze Gebäu fällt und schwimmt und treibt. Glücklich, wer aus dem Schiffbruch sich auf den Magnetberg rettet. Glücklicher vielleicht der Weise, der ihn in weitem Bogen gemieden: Sie haben nicht einerlei Art noch Glück, aber unendlich ist das Meer, unendlich die salzigen Wege, und wer den seinen gefunden hat, schmähe nicht den Sucher, der einen anderen wagt, weil ein Mächtigeres in ihm es so gebeut.

Die Balladen von Börries Freiherrn von Münchhausen.

Unter den neuern Balladendichtern machen sich zwei Adlige: Detlev Freiherr von Liliencron und Börries Freiherr von Münchhausen den Platz streitig.

Aus dem dünnen schlichten Balladenbuch, mit dem uns Münchhausen vor 7 Jahren beschenkte, ist ein stattlicher, herrlicher Prachtband geworden; es sind für ihn sieben Jahre des weiteren Gestaltens und Ausbauens seiner Technik gewesen. Wie Münchhausen s. Z. im „Lotsen" vom 23. November 1901 gleichsam als Geleitworte zu der ersten Ausgabe der Balladen seine Ansichten über diese Dichtungsform niederlegte, so hat er auch vor kurzem in der deutschen Monatsschrift (Oktober – Dezember 1905) „Bausteine zu einer Aesthetik der deutschen Ballade" geliefert. Für ihn ist die Ballade: ein Gedicht, dessen Wesen in der charakteristischen Behandlung einer Handlung liegt. Hier kann nicht der Ort sein, den interessanten und geistvollen Ausführungen zu folgen. Es sind aufrichtige Geständnisse darin, die wahrlich imponieren müssen. Er führt uns ein in seine dichterische Werkstatt und gesteht z. B. offen ein, daß er die Stelle aus dem Pagen von Hochburgund:

„Und wir ritten von dann, fern blieb das Gefolg,
Und ein Lachen lag mir im Blute,
An meiner Seite tanzte der Dolch
Und unter mir tanzte die Stute."

seinem Lieblingsdichter von Strachwitz, den er im Gespräche wohl ein „hippologisches Talent" genannt hat, entlehnt hat. Wie viel er von ihm hat, das lehrt der Ton seiner Balladen. Münchhausens Darstellung vermag eine außerordentliche Anziehungskraft auszuüben. Wie anziehend und schön in Form und Reim sind die Pagenlieder! Welche Kraft liegt in dem „Fischer von Svendaland", den wir schon in Münchhausens erster kleiner Gedichtausgabe finden. Wie köstlich frisch klingt „Das Lied des Obristen" und wie prächtig ist der Ton in den alten Landsknechten getroffen.

Die Illustrationen von dem bekannten Münchner Maler Robert Engels tragen dazu bei, die bereits in den Balladen gelegene Anschaulichkeit zu erhöhen, und bilden einen imposanten Buchschmuck zu der wahrhaft köstlichen Prachtausgabe. Es ist erklärlich, daß von verschiedenen Seiten der Wunsch rege geworden ist, auch eine Volksausgabe „ohne Buchschmuck" zu veranstalten; wenn auch Münchhausen glaubt, daß er „der Dichter des Adels" geworden ist, „wie etwa Reznicek" der Zeichner der reichen Leute, so wird er selbst wie der Verlag (Lattmann in Goslar) es sich wohl nicht nehmen lassen, diesem wohlberechtigten Wunsche früher oder später einmal nachzukommen.

München. Erich Ebstein.

H. **Der dritte Band der 1001 Nächte** (Leipzig im Inselverlag) beginnt mit der Fortsetzung der Geschichte des Königs Omar Bin Al-Nu'uman und seiner Söhne, in die wieder eine Reihe andrer Erzählungen eingeschaltet sind: als erste die Erzählung von Tadsch Al-Muluk und der Prinzessin Dunja, die wieder durch die Geschichte des Azis und der Azisah unterbrochen wird. Diese letztere ist ein Kleinod der Weltliteratur, ebenso reich an orientalischen Scharfsinnsproben wie an außerordentlich zarten Einzelzügen. Azis und Azisah sind Vetter und Base, unter dem gleichen Dache aufgezogen, und von den Eltern schon früh als zukünftige Gatten einander bestimmt. Aber am Tage der Vermählung verliebt sich Azis in eine grausame Schöne, und die treue Azisah, die ihn doch von Herzen liebt, hegt nun kein andres Sinnen und Trachten, als ihn mit seiner Geliebten zu vereinigen. Klug deutet sie ihm alle Zeichen der Unbekannten, und trotz des bittern Wehs, sich verschmäht zu sehen, zeigt sie dem gereizten Azis stets ihr sanftes Lächeln; ja, da er wieder heimkehrt, ohne Einlaß bei der geheimnisvollen Verführerin gefunden zu haben, und auf ihre schwesterlich teilnehmende Frage ihr einen Tritt vor die Brust versetzt, daß sie auf einen hölzernen Pflock fällt und sich blutig schlägt, da, heißt es, „schwieg sie und ließ keinen Laut vernehmen, stand auf, verbrannte ein wenig Feuerschwamm, stillte die Wunde damit und legte sich eine Binde um die Stirne. Dann wischte sie das Blut auf, das auf den Teppich geronnen war, und tat als sei nichts geschehen. Sie trat zu mir, lächelte mich an und sagte mit sanfter Stimme: Bei Allah, o mein Vetter, ich sprach diese Worte nicht, um dich zu verhöhnen oder sie! Mich quälte ein Schmerz im Kopf, und ich wollte zur Ader gelassen werden; jetzt aber hast du mir den Kopf erleichtert und mir die Stirn entlastet, also sage mir, was dir heute

widerfahren ist.“ Wie schlicht und rührend ist dieser wundervolle Zug! In derselben Rahmenerzählung folgt die unglaublich dicke Zote vom Haschischesser und die Räubergeschichte von Badawi Hammad. Einen großen Teil des Bandes füllen Tierfabeln: von den Vögeln und den Tieren und dem Zimmermann; vom Einsiedler und den zwei Tauben; vom Wasservogel und der Schildkröte; vom Wolf und vom Fuchs (darin eingeschaltet: vom Falken und vom Rebhuhn); von der Maus und dem Ichneumon; vom Raben und der Katze; vom Fuchs und dem Raben; vom Floh und der Maus; vom Falken und den Vögeln; vom Sperling und dem Adler; vom Igel und den Holztauben (dazwischen: vom Kaufmann und den zwei Gaunern); vom Dieb und seinem Affen (eingeschaltet: vom törichten Weber); vom Pfau und vom Sperling. Manche dieser Tiergeschichten sind ganz kurz, manche nach europäischen Begriffen etwas stumpf zugespitzt, aber man muß alle Vorurteile von europäischer Schriftstellerei ablegen, ehe man in die seltsame Welt von 1001 Nacht eintritt. Dann erst kann man sich dieser unerschöpflichen Fabulierlaune wirklich freuen, und die lehrhaften Sprüche genießen, die behagliche Ironie, den trockenen Humor, Volksweisheit und fremde Kultur im Zerrspiegel der Tiergeschichte. Man legt sich vielleicht knappe, nachdenkliche Worte als Fund beiseite: „Was uns auf der Stirne geschrieben steht, das müssen wir wahrlich erfüllen; und wenn der bestimmte Tag uns naht, wer will uns von ihm erlösen?“ „Laß laufen im Graben das Wasser der Schurkerei, daß die Mühle des Lebens sich dir drehe geschwind; und pflücke die Früchte, doch stehn sie zu hoch, so fülle den Wanst dir mit Gras wie das Rind.“ „Im Tode der Bösen liegt Ruhe für die Menschheit, und er ist ein Abführmittel für die Erde.“ „Wahrlich, wenn einer von euch seinen Bruder tadelt, der an einer Hündin Zitzen sauge, so soll auch er an ihren Zitzen saugen!“ Träumerisch und phantastisch ist die Erzählung von Ali Bin Bakkar, der eine Schöne aus dem Harem des Kalifen liebt. Mit dem ersten Teile der Erzählung vom weiberfeindlichen Prinzen und der männerhassenden Prinzessin schließt der Band. Die Uebersetzung Greves liest sich im ganzen flüssig, wenn auch an einigen Versstellen die Abhängigkeit von der englischen Vorlage fühlbar wird. (Die fortwährende Verwechslung von „Kohle“ mit „Kohl“ stört.) Diese Gesamtausgabe des Inselverlages wird zugleich die billigste vollständige Uebersetzung der Tausendundein Nächte sein. Diejenige von Burton wird schon jetzt mit Gold aufgewogen, die französische von Mardrus umfaßt nicht weniger als 16 Bände zu je 7 Francs. Wer 1001 Nacht nur aus den landläufigen gereinigten Bearbeitungen kennen gelernt hat, kennt es überhaupt nicht. Denn neben rein phantastischen Märchen finden sich Liebesgeschichten, denen gegenüber Crébillons Sopha ein Erbauungsbuch für Mädchenpensionate ist, neben abgerundeten Erzählungen eine Anzahl andere, die durch die zahllosen Wiedererzähler und Schreiber stark verdunkelt und unebenmäßig geworden sind, neben den strahlend schönen Feenmärchen, die ihren persischen Ursprung nicht verleugnen, derbrealistische Skizzen, die irgend ein fröhlicher Erzähler für gröbere Hörer aus alten Anekdoten zurechtmachte. Bedenkt man noch das Alter der meisten dieser Geschichten, — Tabak und Kaffee, ohne die wir uns den Orient nicht denken können, werden nur in einer einzigen sehr späten Erzählung erwähnt, dagegen wird noch tüchtig Wein gezecht, — macht man sich endlich klar, daß bei fast allen nur die Form arabisch, der Gehalt hingegen vielfach persisch ist, so geht einem allmählich diese ganze anscheinend so einfache, in Wirklichkeit so komplizierte und bunte Welt auf, die keinen Unterschied kennt zwischen reinem und unreinem Getier, in der holde Märchen

und scharfe Wirklichkeit, Menschen, Geister, Tiere, alle Stände und Schicksale, bunte Abenteuer und Alltagsleben, tausend und tausend volkstümliche Züge sich zu einem Ganzen von unerhörter Fülle vereinen.

Notiz.

Die Verlagsbuchhandlung A. V. Sijthoff in Leiden macht uns darauf aufmerksam, daß sie die Faksimile-Reproduktion des Breviarium Grimani verlegt. Die in unserer Besprechung des monumentalen Unternehmens (Süddeutsche Monatshefte IV, 3) als Verlag angegebene Firma K. W. Hiersemann in Leipzig hat den Alleinvertrieb des Werkes für Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Schweiz und die Balkanstaaten übernommen.

Zuschriften.

Nochmals das Gisela-Kinderspital.

München, den 27. Juli 1907.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Ich bitte, folgendes Ihren Lesern zur Kenntnis bringen zu wollen:

Der im Augustheft Ihrer geschätzten Zeitschrift erschienene Artikel des Herrn Privatdozenten Dr. Salzer, „Das Gisela-Kinderspital", gibt mir Veranlassung, als Freund und Rechtsbeistand des Herrn Dr. Hutzler und seiner Hinterbliebenen zu erklären, daß in diesem Artikel die tatsächlichen Vorkommnisse in den entscheidenden Punkten durchaus unrichtig dargestellt und die daraus gezogenen Schlußfolgerungen falsch sind. Die bevorstehende gerichtliche Verhandlung der von dem früheren Ehrengerichte des Aerztlichen Bezirksvereins gegen Herrn Prof. Quidde gestellten Privatklage wird Gelegenheit geben, dies zu erweisen — durch Zeugen und Urkunden, u. a. auch durch die von den Herren Dr. Trumpp und Dr. Hecker selbst an Herrn Dr. Hutzler gerichteten Briefe. Da die Angelegenheit gerichtliche Beurteilung finden wird, scheint mir ihre weitere journalistische Erörterung nicht angezeigt.

Hochachtungsvoll ergebenst

Justizrat Bernstein

Rechtsanwalt.

Zu diesem Schreiben teilt uns Herr Dr. Salzer mit, daß er seine Darstellung in allen Punkten aufrecht erhält, im übrigen aber mit dem Wunsche des Herrn Justizrat Bernstein, die Angelegenheit der gerichtlichen Aufklärung zu überlassen, vollkommen einverstanden ist. Die einseitige, mangelhafter Sachkenntnis entspringende Stellungnahme eines Teiles der Tagespresse ließ ihm sowie vielen anderen Aerzten und vielen Mitgliedern des Gisela-Kinderspitalvereins eine Darlegung an neutraler Stelle wünschenswert erscheinen.

Der „aussichtsreiche" Apotheker-Beruf.

Unter vorstehender Ueberschrift befindet sich im Juniheft d. J. der Süddeutschen Monatshefte ein Artikel, geschrieben von einem Apotheker in Süddeutschland. Die Tendenz des ganzen Artikels macht nicht den Eindruck, als ob dieser sine ira geschrieben sei. Die Ausführungen des Apothekers in Süddeutschland atmen im Gegenteil solche Gereiztheit gegen Beruf und Stand der Apotheker, daß es im Interesse der Unparteilichkeit geboten erscheint, auf denselben zu erwidern.

Der Artikelschreiber gehört offenbar den Kreisen der Nichtbesitzer des deuschen Apothekerstandes an. Durch irgend welche Umstände mag er in den Erwartungen die er sich in dem erwählten Beruf glaubte machen zu sollen, getäuscht worden sein und in dieser Stimmung sucht er den Stand als solchen zu diskreditieren und junge Leute zu warnen, vor einem Beruf,

der „der Höhle eines Ungeheuers gleicht“. —

Veranlassung zu seinen Ausführungen hat dem süddeutschen Kollegen die vom Vorstand des Deutschen Apotheker-Vereins herausgegebene kleine Schrift gegeben, welche in durchaus sachlicher Weise die Aussichten im Apothekerberufe erörtert und junge Leute, die vor einer Berufswahl stehen, auf den Apothekerstand aufmerksam macht. Daß die Ausführungen dieser Schrift objektive sind, muß der Verfasser der Zuschrift an diese Monatshefte selbst zugeben. Er behauptet aber, dem Sinne nach, daß die Schrift des D. A. V. eine geschickte Mache zum Gimpelfang sei, nicht durch das was sie schreibt, sondern durch das was sie verschweigt. Nun es müßte in der Tat ein kurzsichtiger Vereinsvorstand sein, der solche Vogelstraußpolitik treiben wollte. Mit Recht würde ihn die Oeffentlichkeit bald in die Versenkung verschwinden lassen!

Der Apothekerberuf erfordert von seinen Jüngern zweifellos einen hohen Grad von Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl. Die Eigenartigkeit des Berufs bringt es ferner mit sich, daß der Apotheker nicht in dem Maße Herr seiner Zeit sein kann — die Apotheke soll zu jeder Tages- und Nachtzeit dem arzneibedürftigen Publikum zur Verfügung stehen — wie dies bei anderen Berufsarten möglich ist. Nun besteht fast der dritte Teil der deutschen Apotheken aus kleineren oder kleinen Betrieben auf dem Lande die nicht imstande sind, bezahlte Hilfskräfte zu unterhalten. Wenn die Inhaber dieser Apotheken, ohne jede Hilfskraft, trotzdem aushalten, in treuer Erfüllung ihrer Berufspflichten, unter Verzicht auf eine Bewegungsfreiheit wie sie verfassungsgemäß sonst jedem Staatsbürger garantiert ist, so tun sie es in dem Bewußtsein für sich und ihre Familien eine, wenn auch recht bescheidene Existenz gefunden zu haben, in dem Bewußsein ein eigenes Heim zu besitzen und die Opfer, welche sie sich persönlich auferlegen im Interesse ihrer Familie, ihrer Kinder zu bringen. Es ist nicht zu leugnen, daß das „Gebundensein“ des Apothekers im allgemeinen, besonders aber des alleinstehenden Landapothekers, eine der Schattenseiten dieses Berufes ist, die indessen mehr die besitzenden, als die nichtbesitzenden Mitglieder des Standes betrifft. Dem gegenüber bietet der Apothekerstand im Vergleich mit dem Beamtenstand die größere Selbständigkeit und gegenüber dem Kaufmannsstand die größere Sicherheit der Existenz.

Was nun im einzelnen die Ausführungen des Herrn Kollegen aus Süddeutschland betrifft, so erwähnt er zuerst als bei den Veröffentlichungen des D. A. V. (resp. seines Vorstandes) mit Absicht verschwiegen, die Tatsache, daß die Eltern der Eleven früher zumeist einige hundert Mark Kostgeld bezahlen mußten, während letztere jetzt in den meisten Fällen schon etwas Taschengeld beziehen. Er deduziert daraus, daß die „mißlichen Verhältnisse“ im Apothekerberufe dem Außenstehenden nicht mehr verborgen seien, daß mit anderen Worten, die Apotheker nur noch Nachwuchs bekämen, wenn sie gleich von Anbeginn Opfer brächten. Der Kollege aus Süddeutschland übersieht dabei ganz die modernen Zeitverhältnisse und besonders die seit Einführung der nenen Prüfungsordnung (1. Oktober 1904) geschaffene Lage. Während früher zum Eintritt in die pharmazeutische Lehre die Reife für Obersekunda einer 9klassigen höheren Schule mit obligatorischem Unterricht in Latein (Gymnasium, Realgymnasium) vorgesehen war, wird seit dieser Zeit die Primareife der genannten Schulen verlangt. Der deutsche Apothekerverein und der weitaus größte Teil des deutschen Apothekerstandes ist seit Jahren für die Einführung der vollen Maturität eingetreten (die in anderen Kulturstaaten

schon längst auch für den Apothekerberuf verlangt wird). Sie haben obige Maßregel von Anbeginn für verfehlt gehalten und wie sich gezeigt hat, mit Recht. Dieselbe gibt dem Stand nicht das was er in seiner Mehrheit erstrebte und was alle pharmazeutischen Hochschullehrer als unerläßlich erklärten, die volle Maturität einer 9klassigen höheren Schule, und anderseits hemmt sie den Zugang zum Fach. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß ein junger Mann, der es bis zur Unterprima gebracht hat, nur ausnahmsweise ohne zwingende äußere Momente die Schule verlassen wird. Einmal so weit, wird er auch die Maturität zu erreichen suchen, wonach ihm alle höheren Berufsarten geöffnet sind. Dies ist der hauptsächlichste Grund weshalb in den letzten Jahren der Zugang zum pharmazeutischen Beruf etwas zurückgegangen ist. Er macht es auch erklärlich, daß die Eleven jetzt vielfach schon etwas Taschengeld erhalten.

Bezüglich der pharmazeutischen Lehrzeit bemängelt der Verfasser, daß viele Apotheker sich nicht in der erforderlichen Weise mit ihren Eleven befaßten, daß sie diese in den ersten beiden Jahren der Lehrzeit hauptsächlich mit nebensächlichen, rein mechanischen Arbeiten beschäftigten, die jeder Schusterlehrling ebenso gut machen könne. Auch glaubt er, daß bei regelmäßigem systematischen Unterricht, die zur Absolvierung der pharmazeutischen Vorprüfung (nach der Lehrzeit) erforderlichen theoretischen Kenntnisse in 9 Monaten zu erlernen seien. Nun es mag ohne weiteres zugestanden werden und ist nicht zu entschuldigen, daß mancher Lehrchef sich nicht so intensiv mit der praktischen und theoretischen Ueberwachung seines Eleven befaßt, wie es sein sollte. Im allgemeinen dürfte dieser Vorwurf jedoch unberechtigt sein. Die geringe Anzahl der Durchfallenden spricht dagegen. — Gegenüber den Ausführungen des Artikelschreibers, daß die theoretischen Kenntnisse, wie sie zur pharmazeutischen Vorprüfung verlangt werden, bequem in 9 Monaten zu erlangen seien, behauptet aber der Schreiber dieser Entgegnung, der selbst Lehrlinge ausgebildet hat, daß es doch seine Schwierigkeiten haben möchte, einen Eleven in 9 Monaten so tief in Chemie, Botanik, Physik und Pharmakognosie eindringen zu lassen, wie es für die Vorprüfung verlangt werden kann. Zu einer Einpaukerei, lediglich fürs Examen mag dies vielleicht einmal genügen. Dauernden Erfolg fürs Leben wird aber der betr. Kandidat schwerlich davontragen.

Nach bestandener Vorprüfung tritt der bisherige Eleve in die Rechte des Gehilfen. Er bezieht als solcher, d. h. für die Zeit bis zu seinen Abgang zur Universität, nach den Feststellungen in der mehrfach erwähnten Schrift des Vorstandes des D. A. V., einen Durchschnittsgehalt von 1200 Mk. bei freier Wohnung und Verpflegung oder 1800 Mk. ohne Verpflegung. Der Verfasser der Zuschrift an diese Monatshefte läßt es dahin gestellt, ob dies eine angemessene Entlohnung sei. Man sollte denken, der Herr Kollege würde im Gegenteil anerkennen, daß dies im Gegensatz zu anderen Ständen, besonders günstige Verhältnisse seien. Die jungen Herren, die doch noch in der Ausbildung begriffen sind, verdienen damit schon ein ganz schönes Stück Geld, oft mehr als mancher Arzt, der nicht nur die ärztliche Vorprüfung erledigt haben, sondern auch die Approbation als Arzt besitzen muß, um zu seiner weiteren Ausbildung in Krankenhäusern Kliniken ꝛc. Assistentenstellen mit gar keinen, oder ähnlich hohen Entlohnungen annehmen zu müssen. —

Auch mit den Wohnungsverhältnissen für die konditionierenden Herren ist der Kollege nicht zufrieden. Die Verhältnisse hierin können aber nicht

so schlechte sein, da sonst mehr Klagen darüber an die Oeffentlichkeit kämen. In ihrem eigenen Interesse sind ja die Apothekenvorstände schon gezwungen auch hierin aufs Rechte zu sehen, wenn anders sie überhaupt einen Gehilfen bekommen wollen. Ein weiterer Punkt zur Unzufriedenheit ist für den Verfasser die den konditionierenden Herren zur Verfügung stehende freie Zeit. Sie beträgt nach seinen Ausführungen innerhalb vierzehn Tagen 1 Sonntag, 2 Nachmittage von 1 Uhr ab, 4 Abende von 5 Uhr ab, mit den dazu gehörigen Nächten, an elf Tagen je 1 1/2 Stunde Mittagspause — „alles übrige ist Dienst" wie der Verfasser schreibt.

Hierzu ist zu bemerken, daß die Besonderheit des Apothekenbetriebs — die Apotheke soll, wie oben erwähnt, dem arzneibedürftigen Publikum jederzeit zugänglich sein — auch besonders geartete Regelung der Dienst- — resp. Freizeit des im Apothekenbetrieb beschäftigten Hilfspersonals bedingt. Der Uneingeweihte möge nun nicht etwa denken, daß der Gehilfe, wenn er „Dienst" hat, Tag und Nacht hinter dem Rezepttische stünde und Mixturen anfertige oder Brustpulver verkaufe. In Wirklichkeit kann der betr. Herr auch wenn er Dienst hat um 10 Uhr (vielfach wird schon um 9 Uhr, geschlossen) zu Bett gehen und bis 7 Uhr morgens den Schlaf der Gerechten schlafen. Es kommt vor, daß er wochen- selbst monatelang nicht dienstlich durch die Nachtglocke gestört wird, womit freilich nicht ausgeschlossen ist, daß eine Störung der Ruhe 2—3 mal in einer Nacht vorkommen kann. Im übrigen ist auch die übrige Dienstzeit nicht in dem Sinne völlig „Dienst" wie es der Fernstehende vielleicht annehmen sollte.

Selbst in großen Betrieben gibt es in der Zeit von 7, resp. 8 Uhr morgens bis 9 resp. 10 Uhr abends manche ruhige Periode und in kleineren oder kleinen Apotheken weiß der Herr Gehilfe, welcher Dienst hat, oftmals nicht womit er die Zeit totschlagen soll. In neuerer Zeit sind übrigens auch in dieser Hinsicht, durch Einführung einer beschränkten Sonntagsruhe, Mittagspause, früheren Geschäftsschluß, vielfach Erleichterungen eingetreten; auch werden den Herren fast allgemein jährliche Reiseferien von 8 Tagen bis zu 3 Wochen bewilligt. —

Der Verfasser wendet sich nun zu den Aussichten des Apothekers nach erfolgtem Studium, absolvierten Staatsexamen und erlangter Approbation als Apotheker. Er kann natürlich auch hierüber nichts Erfreuliches berichten. Tatsache ist freilich, daß nur derjenige Apotheker in der Lage ist, sich alsbald nach erfolgter Approbation selbständig zu machen, der im Besitze von mehr oder weniger hohen eigenen oder geliehenen Kapitalien ist, um eine mehr oder weniger große Apotheke kaufen zu können. Daß der heutige Apothekerstand, auch der besitzende Teil, nicht gerade auf Rosen gebettet ist, muß im allgemeinen zugegeben werden. Die Apotheken bedürfen, um lebensfähig zu sein und all den Anforderungen, die der Staat an sie in Bezug auf Einrichtung und Betrieb glaubt stellen zu müssen, eines gewissen Schutzes. Der natürlichste Schutz bestünde nun darin, daß der Staat den ganzen Arzneimittelverkehr möglichst unbeschränkt den Apotheken überwiese. Durch die Kaiserl. Verordnungen, welche den Verkehr mit Arzneimitteln außerhalb der Apotheken regeln, ist aber eine große Anzahl gangbarer Mitttel dem freien Verkehr überlassen und besonders durch den Umstand, daß das Heer der neu auftauchenden Mittel dem freien Verkehr ohnehin so lang überlassen bleibt, bis nach Jahren vielleicht eine neue Kaiserl. Verordnung das eine oder andere davon — wenn es unterdessen genügend Unheil angerichtet hat — in die Apotheken verweist, ist diese Art des Schutzes der Apotheken sehr unter-

höhlt. Die andere Form des staatlichen Schutzes besteht darin, daß die Vermehrung derselben eine beschränkte ist. Neuanlagen von Apotheken erfolgen erst bei nachgewiesener Lebensfähigkeit; (im Durchschnitt sind hierzu 8—10000 Einwohner erforderlich). Sie sind außerdem mit einer Konzession verbunden (welch letztere in fast allen deutschen Bundesstaaten jetzt nur noch als persönliches und unveräußerliches Recht vergeben wird). Da nun alljährlich im Gebiet des deutschen Reichs mehr Apotheker approbiert werden als Neukonzessionen ausgeschrieben werden können und Besitzer von verkäuflichen Apotheken mit Tod abgehen, ist es erklärlich, daß die vorhandenen Apotheken, soweit sie verkäuflich sind, sehr begehrte Kaufsobjekte geworden sind. Der Wert eines Handelsartikels regelt sich bekanntlich in national-ökonomischem Sinn durch das Verhältnis von Angebot zu Nachfrage, da aber die Nachfrage nach verkäuflichen Apotheken aus obigem Grunde größer sein muß als das Angebot, so ist es erklärlich, daß die Preise in die Höhe gehen mußten. Diese Preise sind indessen naturgemäß immer noch solche, daß der Käufer bei vernünftiger Wirtschaftung sein gesichertes Auskommen finden muß. Es kommt freilich auch vor, daß ein Käufer sich nicht genügend über die Rentabilität seines Kaufsobjektes orientiert und daß er infolge dessen sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht. Es ist aber unrichtig und irreführend wenn der Verfasser des Artikels allgemein von unsinnigen, jede Rentabilität ausschließenden Apothekenpreisen spricht. Apothekenkonkurse sind im Vergleich beispielsweise zu Konkursen im Kaufmannsstande auch heute noch große Seltenheiten. Dem Schreiber dieser Zeilen sind verschiedene Kollegen bekannt, die es ohne eigene Mittel, trotz der „unsinnigen und jede Rentabilität ausschließenden Apothekenpreise", unterstützt durch Kredit und persönliche Tüchtigkeit, zu gesicherten Existenzen gebracht haben. Das Geheimnis hierzu liegt nicht zum mindesten auch darin, daß man sich nach seiner Decke zu strecken versteht. —

Hat der approbierte Apotheker weder Geld noch Lust zum Ankauf einer Apotheke und er bleibt dem Beruf trotzdem treu, so muß er, um zur Selbständigkeit zu kommen auf die Verleihung einer Konzession warten. Im Durchschnitt kommt er dazu mit Ende der dreißig oder Anfang der vierziger Jahre (die Bewerber werden nach dem Datum der Approbation berücksichtigt). Diese Zeit des Wartens, des Aushaltens in abhängender Stellung, mag ja für manchen der Herren etwas Unbefriedigendes bieten. — Der approbierte nicht selbständige Apotheker bezieht ein durchschnittliches Einkommen von 2—3000 Mk. Er kann sich hiermit freilich keine Familie gründen und sie standesgemäß unterhalten. Dieses Schicksal teilt er aber mit unbemittelten Angehörigen anderer akademischen Berufsarten, wie Forstleuten und Juristen, die häufig auch bis tief in die dreißiger Jahre kommen, bis sie als wohlbestallte Oberförster oder Amtsrichter sich einen eigenen Herd gründen können.

Um die Stellung des approbierten konditionierenden Apothekers möglichst in seinem Sinne zu illustrieren, erzählt nun der Verfasser „nach den glaubwürdigen Mitteilungen des Rezeptars einer Stadtapotheke" allerlei Absurditäten wie diejenige eines Kunden der für 10 Pfg. Rizinusöl kaufte und dem Rezeptar zumutete, daß er dasselbe dem mitgebrachten Hund gleich eingieße, oder die Geschichte von Herrn Meier der für 5 Pfg. Oblaten kaufte und verlangte, daß dieselben nach seiner Wohnung gebracht würden. Nun, Leute mit rüpel- und pöbelhaftem Betragen wird es immer geben und immer gegeben haben. Es mag zugegeben werden, daß manche Apotheker im Interesse ihres Geschäfts in

dieser Hinsicht den Wünschen des Publikums zuviel entgegenkommen und die Standesehre verletzen. Das richtige Taktgefühl ist eben nicht Jedermanns Sache.

Alles in allem muß anerkannt werden, daß die Schrift des D. A. V. resp. seines Vorstandes die Verhältnisse in unserem Beruf völlig wahrheitsgemäß schildert. Für junge Leute, die Lust und Liebe zum Fach mitbringen, ist der Apothekerberuf, im Vergleich zu anderen Berufsarten, auch heute noch ein „aussichtsreicher."

Sollte freilich der von der Reichsregierung ausgearbeitete Gesetzentwurf, zur Regelung des Apothekenwesens, der zur Zeit den beteiligten Kreisen zur Begutachtung vorliegt und die allmählige Umwandlung der bisher verkäuflichen Apotheken in unverkäufliche zum Ziele hat, so würde dies nach einstimmigem Urteil aller einsichtigen Fachgenossen den Todesstoß der deutschen Apotheke wie sie sich historisch entwickelt hat, bedeuten. Für das Publikum ist maßgebend, daß in keinem Lande die Arzneien bequemer, billiger und zuverlässiger zu erreichen sind, als dies in Deutschland bis jetzt der Fall war. Möge es so bleiben.

Gedern (Oberhessen)

Apotheker Otto Moog.

Aus dem italienischen Geistesleben.

Freunde des schönen Landes und des Idioma gentile, die sich für das italienische Geistesleben, vor allem die religiös-philosophische Bewegung in Oberitalien interessieren, finden in der in Lugano erscheinenden periodischen Revue Coenobium eine eigenartige Veröffentlichung. Durchaus ernst, geht die Zeitschrift eigene, manchmal einsame Wege. Spiritualistischen Problemen zugewandt, beschäftigt sie sich mit Fragen des Glaubens, Bedürfnissen der Seele. Buddhistische Texte, arabische Kultur, deutsche Philosophie, soziale Fragen, das Gebiet der Geheimwissenschaften, die katholische Renaissance, das alles wird italienisch wie französisch, manchmal auch englisch (deutsch leider noch nicht) besprochen. Als Dokument unserer suchenden Zeit, verdient diese internationale Tribüne ernste Aufmerksamkeit. Aufmerksamkeit hat sie auch schon bei einer anderen Seite erregt, nämlich bei den Jesuiten der Civiltà Cattolica, die in einem Artikel vom 6. April das neue Unternehmen denunzieren, und hinter der rein spiritualistischen Zeitschrift schon Materialismus, Positivismus und andere -ismen wittern. Ebenso schreibt das in Brüssel herauskommende Le XXme siècle: Le Coenobium, c'est le terme logique du Rinnovamento. Emilio Zanzi, der Herausgeber der Lega Lombarda, wurde sogar gezwungen, in einer öffentlichen Erklärung seine Mitarbeiterschaft am Coenobium zurückzunehmen. Leser, die sich für reformkatholische Probleme interessieren, seien auf Rinnovamento und Coenobium verwiesen, in denen ein ganz anderer Geist ernster Reform weht, als in den trockenen Pelzwaschanstalten Deutschlands, das einmal theologisch eine Bedeutung hatte. Wer die französische, italienische, englische und amerikanische Reformbewegung einigermaßen kennt, kann unmöglich ernst bleiben, wenn vom sogenannten Reformkatholizismus unserer sogenannten Reformkatholiken die Rede ist.

Germanus Contractus.

E. Heilemann im Simplicissimus?

Der Simplicissimus hat sich durch seinen unermüdlichen Eifer, das was schlecht und lächerlich ist, sei es politischer, sozialer oder rein menschlicher Natur, zu züchtigen durch Jahre hindurch das größte Verdienst erworben.

Jedoch wird denjenigen, die früher jedesmal mit Freude den Simplicissimus zur Hand nahmen, seit kurzer Zeit fast wöchentlich eine sehr unangenehme Überraschung bereitet — in Gestalt des Herrn E. Heilemann.

Wer z. B. die letzte Badenummer des Simplicissimus gelesen hat (die mit Heilemannschen Zeichnungen und Witzen gespickt war), wurde auf das lebhafteste an „Das kleine Witzblatt" oder ähnliche Erscheinungen erinnert.

Diese unkünstlerischen Zeichnungen, diese kaltschnautzigen Witze gehören doch nicht in den Simplicissimus!

Hat es der Simplicissimus nötig, eine solche Konzession an die schlechtesten Instinkte des Publikums zu machen?

In den Rahmen eines Blattes, dem Männer wie Ludwig Thoma, Th. Th. Heine, Gulbransson, Thöny und Schulz (früher auch Bruno Paul) das Gepräge gaben, paßt Herr Heilemann nicht!

Die Stileinheit des Simplicissimus ist durch ihn auf das empfindlichste geschädigt!

Die Redaktion des Simplicissimus wird, wenn sie diese Politik weiter verfolgt, bald das Vertrauen des besten Teiles ihrer Leser verscherzt haben.

Tegernsee.

Paul v. Klenau.

Antworten.

B. M. in Dresden. Zur Einführung in das umfangreiche und komplizierte Lebenswerk Dostojewskis empfiehlt sich die Schrift von Dr. Josef Müller: Dostojewski: Ein Charakterbild. (München 1903), und der Aufsatz von Georg Brandes in Menschen und Werke (Frankfurt 1895). Die beste Einführung sind natürlich die Werke selbst die im Verlage R. Piper & Co. München in einer 20bändigen Gesamtausgabe erscheinen.

Wagnerianer in Freiburg in Baden. Sie haben vollkommen Recht: „Und wenn Wagner darauf, ihm die kräftigende Einwirkung des „Einbeckers" auf den großen Reformator rühmend, ihn zu einem Glase „Weihen-Stephan" einlud, erwiderte er mit unvergleichlicher Anmut und Heiterkeit eines nach Innen von allen Fesseln entbundenen Wesens: „Wohlan, trinken wir das Bier des Dr. Martin Luther."" (S. 17.) Man kann den profanen Vorgang des Biertrinkens nicht weihevoller ausdrücken. Auch dies ist niedlich: . . . Dann die ungestüm heitere Empfindung der Wunderlichkeit unserer heutigen Lyrik, welche die mutwilligsten Auslassungen etwa darüber eingab, daß man „nicht grolle", daß der Eine oder der Andere „wie eine Blume" sei, bis man schließlich bis zu „ich bin eine Blume" gelangte". (S. 25) Durch nichts wird Wagner mehr genützt, als durch den toleranten beziehungsreichen und klaren Stil seiner schriftstellernden Jünger. Ohne das „innerste Weltwesen" geht es auch beim kleinsten Nachrufe nicht. Die „Welt" besteht aus zwei konträren Mächten: Wahnfried, und Nicht-Wahnfried. Alles was irgendwann und irgendwo von Bedeutung war, erhält seine Erfüllung und offizielle Existenzberechtigung erst durch die Konstruktion, durch die es zu Wahnfried in irgend eine Verbindung gebracht wird: Griechentum, Buddhismus, Christentum, deutsche Mystik, Goethe, Schiller, Schopenhauer, Beethoven, omnia ad maiorem Magistri gloriam! Wenn man allerdings manche Stellen dieses „Erinnerungsbildes aus Wahnfried": Graf Arthur Gobineau, mit profanen Augen liest, könnte man fast an dem innersten Weltwesen irre werden und meinen, es bestehe aus Schwefel.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.
Nachdruck der einzelnen Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet.
Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.



+ E. T. A. Hoffmanns Bamberger Wohnung.

Ruederers „München".

Das Buch Josef Ruederers [1]) über seine Vaterstadt hat eine merkwürdige Aufnahme gefunden. Die dünnen Bände verkauften sich aus dem Schaufenster wie warme Semmeln, die Presse ging nicht ohne Vorsicht um das heißblütige, kratzende und beißende Ding herum. Die Klügsten machten gute Miene zum bösen Spiel und lachten, sei es ehrlich, seis verlegen. Weniger klug waren die Ironischen: sie hätten es von Herzen gern totgeschwiegen: Totschweigen ist von je die Lieblingswaffe betroffener Münchener Ringe gegen unangenehme Wahrheitsager gewesen. Erfreulicherweise war das Bemühen, mit den berühmten zwei Filzschuhen, von denen der rechte Zwar heißt, und der linke Aber, leise um das böse Buch herumzuschleichen, unmöglich. Es ging schlechterdings nicht an, das Temperament des Verfassers und die Anschaulichkeit seines Stils zu preisen, dabei aber die unangenehmen Wahrheiten seines Buchs geräuschlos zu unterschlagen. Als geborener Münchner, das heißt als ein Mann, von dem es geradezu stillos gewesen wäre, anderswo als in München auf die Welt zu kommen, ist Ruederer befugt und zuständig, über München zu schreiben wie kein Zweiter. Daß er Tatsachen sehen will und kann, hat der Verfasser der Fahnenweihe bewiesen. Er schmeichelt nicht, lügt nicht, fälscht nicht; nicht einmal auf Retouchen läßt er sich ein. Er stellt die Dinge hin: „So sehe ich sie. Ohne Brille, ohne Vergrößerungsglas. Wems nicht gefällt, läßts bleiben."

Was Ruederer als Grundfehler des Münchner Lebens aufzeigt, ist auch in diesen Blättern mehr denn einmal ausgesprochen worden: In München wird zuviel gelobt. Es gibt zuviele Leute, die davon leben, sich gegenseitig für bedeutend zu halten und zur Geltung zu bringen. „Es geht alles durch- und ineinander, es mündet alles an einer Stelle und trifft sich wieder, so entgegengesetzt die Ausgangspunkte sein mögen, im Punkte des gegenseitigen Zusammenhaltens. Geprüft wird niemals, was gut oder schlecht, was wahr oder unwahr, was echt oder unecht, es wird nur gelobt, es wird nur gefördert. Brüaderl, kennst mi scho, leih mir an Sechsa! Das ist die geheime Parole, die mit listigem Augenzwinkern verteilt wird, gegenseitiger Händedruck als Freimaurerzeichen, das ist die Begrüßung, und der bayerische Patriotismus das Banner, unter dem gesiegt wird". (S. 66.)

Als Dramatiker spricht Ruederer viel von den Münchner Theatern. „Sie gehen friedlich weiter, einen angenehmen Trott, und stören in keiner Weise durch selbständige Ideen". (33.) Er verhöhnt die Wagneraufführungen und

---

[1]) München, bei Georg Müller. Die beiden ersten Kapitel sind zuerst in unserem vorjährigen Juliheft erschienen.

zugleich die in München übliche Wagner-Kritik: „Heute, wo die Eintrittspreise ums dreifache teurer sind und die Aufführungen ums dreifache schlechter, behaupten kundige Thebaner mit hochgezogenen Augenbrauen und aufgeblähten Backen, die Tempi von damals seien nicht richtig gewesen, mit der Beleuchtung habe es an so mancher Stelle gehapert und die brodelnden Dämpfe um den Walkürenfelsen seien nicht immer aus dem richtigen Loch gekommen“. (50.) Wenn er das Hoftheater tadelt, schenkt er dem Schauspielhause nichts: „Auch die Ansprüche sind dort geringer (nämlich als in Berlin). Man kann mit einem Ensemble arbeiten, das ein paar sehr gute, im allgemeinen aber nur Durchschnittskräfte enthält, man kann ein und denselben Rittersaal im Sarazenenschloß Siziliens, in der Villa des Kommerzienrats Schweißheimer und im Pariser Freudenhaus verwenden, man kann wohl akkreditierte Mitglieder nach Belieben hinausschmeißen oder gehen lassen — die Münchner schlucken alles hinunter. Sagen hinterher doch immer wieder: Besser wie im Schauspielhaus wird nirgends gespielt“. (119.) Er verzeichnet als „Tatsache, daß die königliche Zivilliste ihre Theater in geradezu jämmerlicher Weise subventioniert“ (121), und gibt zugleich die Ursache dafür an, die „königlich Bayrische Wildsau. Ein fettes Borstentier, diese Wildsau, das in der Hauptstadt des Landes eine ganz ungebührliche Rolle spielt. Es wird gehätschelt, geehrt und gepflegt wie der heilige Stier in Aegypten, es hat den Vortritt vor politischen Staatsaktionen, es darf ungestört die Forste durchziehen, es darf auffressen, was es will: die Felder, die Wiesen und den Zuschuß der königlichen Hofbühnen. Weil es eben so ein liebes, prächtiges Viecherl, weil es die königlich Bayrische Wildsau ist, das Ueberbleibsel aus den Zeiten der Herrenrechte, das Noli me tangere des Bayrischen Hofes. Darum hütet man sich, darum sagt man nicht mit dürren Worten: Ja, diese Bestie ist schuld an allem, unter ihr hat die Kunst zu leiden, . . . Die königlich Bayrische Wildsau ist das Grundübel“. (197.) Das Theater am Gärtnerplatz ist eine „gänzlich heruntergekommene Schmiere“, und im Volkstheater spielt man „einen merkwürdigen Mischmasch für kleine Leute, sowie Sherlock Holmes für die gute Gesellschaft“. (123.) In der Tat hat kein Münchner Theater gute Versprechen schmählicher gehalten, als das Volkstheater, und kaum irgendwo anderwärts könnte die Salome für geistig Unbemittelte, Lehars Lustige Witwe, so unentwegt Tag für Tag heruntergewerkelt werden, wie im Gärtnertheater. Mit gleicher Unentwegtheit spielt das Intime Theater schon über zweihundertfünfzigmal eine Zote mit dem pikanten Titel „Die Brautnacht“. Wenn aber Reinhardt mit seinem Berliner Ensemble kommen will, wird er und seine Truppe „behandelt wie Herrschaften vom Stadttheater in Straubing oder Vilsbiburg“ (124), oder die hochmoralische Münchner Zensur, die nichts, gar nichts gegen die zweihundertfünfzig Brautnächte hat, verbietet Wedekinds „Frühlingserwachen“, damit nicht die Stadt, die sich des stärksten Prozentsatzes unehelicher Geburten rühmt, durch sexuelle Aufklärung verdorben werde. Es gibt in ganz München, außer Ernst von Possart, kaum einen einzigen Schau-

spieler, kaum eine einzige Schauspielerin, die in dem Sinne Sprachtechnik besäßen, wie man von jedem Pianisten Klaviertechnik, von jedem Geiger Violintechnik einfach verlangt: das heißt, die immer phonetisch einwandfrei, deutlich, sinngemäß, in jeder Schnelligkeit und Tonstärke verständlich, Vokale und Konsonanten, Wörter und Sätze, Verse und Prosa sprechen können: aber man schlägt die große Trommel für ein Münchner „Künstlertheater" auf der Ausstellungshöhe, in dem vermutlich auf Grund neuer Dekorationen die neue Kunst entdeckt werden soll.

Wie steht es mit Münchens Spezialartikel, den bildenden Künstlern? „Sie veranstalten Ausstellungen, zerfallen immer mehr in einzelne Gruppen und haben sich beinahe schon so lieb wie die Schriftsteller" (33). Gekauft werden sie nicht. „Aber kauften etwa andere so ein Zeug? Der Bierbrauer X? der Großmetzger Y? der Kaffeesieder Z? Leute, die zehn, ja zwanzigmal soviel Geld hatten? Leute, die fürstliche Wohnungen, Equipagen und Dienerschaft hielten?" (59). Das Schimpfen auf Berlin ist so wohlfeil, wie das Eigenlob von der Kunststadt München. Die vielgeschmähten Berliner Kreise aber tun doch etwas für die Kunst: „Die Leute kaufen, sie kaufen wirklich. Draußen am Kurfürstendamm, wenn die Sezession alljährlich geöffnet wird, gehts zu wie bei der Première im Lessingtheater. Nur daß es sich dort um Liebermann handelt. Und die Galerien unter Bode und Tschudi kaufen erst recht. München dagegen hat jedes Jahr eine Ausstellung im Glaspalast, eine in der Sezession. Da gehen ein paar Leute hinein, und der Staat erwirbt für die geringen Mittel, die zur Verfügung stehen, wahl- und systemlos recht minderwertige Sachen. Nur zwei Privatgalerien hat die ganze Stadt. Die des Herrn Thomas Knorr in seinem gastfreien Heim an der Briennerstraße, die des Herrn Wilhelm Weigand in der weltfremden Stille des Sterngucker-viertels" (126). Was war für einen Münchner Maler das größte Glück? „Offizielle Persönlichkeiten bei sich zu Gaste zu sehen" (89). „Keine Kritik, weder an sich selber, noch an anderen. Wahllos himmelte man Maler an, die alle drei Wochen zur Allerhöchsten Tafel gezogen wurden" (196). Es gibt in München eine „festgeschlossene, stille Vereinigung, ohne die man heute innerhalb der weißblauen Grenzpfähle in künstlerischer Hinsicht nichts mehr erreichen kann. Wenigstens jetzt nicht mehr. Früher kam es wohl vor, daß der eine oder andere Auftrag durch fatalen Zufall in unberufene Hände kam. Das hat man zu verhindern gewußt. Man gab der nach Innen längst gefesteten Vereinigung auch nach außen ein bestimmtes Gepräge und ließ sich von einer allezeit hilfsbereiten Regierung die offizielle, staatliche Anerkennung erteilen. Durch Allerhöchstes Dekret, sowie durch den Titel einer königlich bayerischen Monumentalbaukommission" (62). Nichts ist für die Eigenart Münchner Künstlerwesens bezeichnender, als die herzerquickende Selbstverständlichkeit, mit der Fritz August von Kaulbach das Erbe Franz Lenbachs als „der" Münchner Porträtmaler antreten durfte. Es sei denn die Tatsache, daß gerade Münchner Kreise und speziell Münchner Künstler an dem Tanz-

taumel der letzten Jahre die Hauptschuld tragen: „Und so was wird möglich sein immer wieder. Auch wenn hinterher aufkommt, daß alles ein heilloser Schwindel war. Ganz gleichgültig. Die es in Szene setzen, mögen sich noch so unsterblich blamieren, die angebliche Hypnose mag allen Männern der Wissenschaft als riesige Seifenblase an dem schwer bebrillten Riechorgan platzen: die gute Gesellschaft ist von ihrer Leidenschaft nicht mehr zu retten. Das hat sich am stärksten in den letzten Jahren bewiesen. Die langweilige Cléo de Merode mit ihrer typisch gewordenen Frisur, die kleine Saharet mit ihren frechen Purzelbäumen, die gespreizte Rita Sacchetto, — alle wurden jubelnd empfangen, bis zu dem nach Lola größten Phänomen, der in München entdeckten, hochkeuschen Isadora Duncan. Mit der Stupsnase und den nackten Beinen, mit dem ganz kurzen Unterröckchen und der Etepetetewirtschaft. Ein fortwährender Kitzel der Sinne und dabei doch immer die verdammteste Wohlanständigkeit" (136). Es gibt keine Dreistigkeit, vor welcher ein richtiger Duncaniot zurückschreckte. Hier ein Beispiel aus der allerjüngsten Zeit: „Wer jetzt in München Gelegenheit hat, unmittelbar vom Prinzregenten-Theater zur Tonhalle zu gehen, dem wird sich wohl die Empfindung aufdrängen, daß hier wie dort in gewissem Sinne das gleiche angestrebt wird: dramatische Musik; in Handlungen, Bewegungen, körperliche Aeußerungen umgesetzte Musik". Schwarz auf weiß im Vorabendblatte der Münchner Neuesten Nachrichten Nr. 390, Donnerstag, 22. August 1907, Seite 4, Spalte 2. Es ist zum Schreien: das Musikdrama Richard Wagners „im gewissen Sinne" auf eine Stufe gestellt mit den Beinübungen einer temperamentlosen, gezierten Miß, die Chopin, Schubert und Johann Strauß „tanzt", die sich sogar unter atemloser Bewunderung des Münchner Kunstgeschwerls herabließ, auf Beethovens Siebenter Symphonie mit ihren nackten Füßen herumzutanzen.

Den Münchner Neuesten Nachrichten hat Ruederer ein eigenes Kapitel gewidmet. Auch hierin bewährt er sich als echter Münchner, denn es gibt keinen Münchner, der nicht über die Neuesten schimpft, wie es andrerseits keinen Münchner gibt, der die Neuesten nicht liest. Ruederer wirft dem gelesensten Blatte Süddeutschlands Vieles vor: allzugroße Rücksicht in vielen Dingen, Rücksicht auf alle Vettern- und Basenschaften (184 und 185), Rücksicht auf jeden abspringenden Abonnenten (186), Rücksicht auf all die Wanzen „im Theater, im Landtag, in der Gesellschaft, in der Bauspekulation, in der Fälschung der öffentlichen Meinung, in der Verdrehung der offenkundigsten Tatsachen" (189): „Das muß einmal in München öffentlich ausgesprochen werden. Ohne Rücksicht auf die unantastbare Ehrenhaftigkeit von Verlag und Redaktion. Die ewige Sucht, es allen recht zu machen, die allgemeine Schmuserei, das behäbige Gwappelhubertum, sowie die Taktik der immer offenstehenden Türen hat eben Besitzern und Leitern jedwedes Gefühl dafür geraubt, daß sie eine Macht sind, eine unerhörte Macht. Oder, daß sie es sein könnten". (192.)

In jeder richtigen Uhr muß es eine sogenannte Unruhe geben. Vielleicht will Ruederer die Unruhe in der Münchner Uhr sein. Von Zeit zu Zeit das sagen, was alle Welt weiß, aber alle Welt vertuscht. Satiren schreiben, im alten, Horazischen Sinn: ridendo dicere verum! Wer seine Vaterstadt lieb hat, züchtigt sie! Ruederer ist kein Juvenal. Dazu fehlt ihm die Moralsäure, die sittliche Empörung. München hinwiederum ist kein spätes Rom. Dazu fehlt ihm vor allem das Geld. Aber Satiren im Sinne Horazens sind diese Kapitel: geistreiche Plaudereien über tausendundein Dinge, mit köstlichen Abschweifungen; Skizzen, denen der Ernst nicht fehlt; Federzeichnungen eines wuchtigen Gestalters; Müßiggang eines Dramatikers.

Das alte München mit seiner spießbürgerlichen Gemütlichkeit, seinem behäbigen und billigen Leben, seinen Typhusepidemien und Bierkrawallen ist unwiederbringlich dahin, und das neue München ist erst im Werden. Neue soziale Schichten haben sich angesetzt, oben und unten. Das bajuvarische Gepräge ist da und dort verwischt, die Zahl der geborenen Münchner ist verhältnismäßig geringer, Nichtmünchner und Nichtaltbayern sind zahlreicher und in gewissem Sinne beinahe tonangebend geworden. Vor allem ist das Publikum ein anderes geworden: d a s Publikum, das Konzerte, Theater und Ausstellungen besucht.

München ist unheimlich rasch gewachsen. So rasch wächst nichts ungestraft. Aus dem Provinznest, das durch Sendlingertor, Neuhausertor, Schwabingertor und Isartor so ziemlich begrenzt war, und in dem Jedermann Jedermann, wenigstens dem Namen und Gesicht nach kannte, hat sich eine Stadt von über einer halben Million entwickelt. Entwickelt? Wenn eine Treibhauskultur eine Entwicklung ist, dann ja. Die Entwicklung Münchens zur Hauptstadt und als Hauptstadt ist so künstlich wie nur möglich. (Die natürliche Hauptstadt von Bayern wäre Regensburg.) Erst Ludwig I. schuf aus der Stadt den steinernen Kunstatlas, um dessentwillen München in den Reisebüchern erwähnt wird, auf dem Königsplatz einen Tempel im jonischen, einen im korinthischen Stil, und die dorischen Propyläen; eine Nachbildung von San Paolo fuori le mura in der Basilika; des Florentiner Doms in der Ludwigskirche; der Loggia dei Lanzi in der Feldherrnhalle; des Palazzo Pitti in der Residenz; — wer zählt sie alle auf, die Nachbildungen? Sind wir, nach den Stilexperimenten Maximilians II., nach der Gedonperiode, stilsicherer geworden? Weist nicht sogar das neue Nationalmuseum unverkennbar auf Kensington, und was ist das neue Rathaus andres als ein geschmackloses Brüssel mit einem halbtausend Nippfiguren? Ganz allmählich hat sich ein bodenständiger Münchner Stadtstil gebildet, und ebenso allmählich bildet sich das neue München. Wir sind mitten in diesem Uebergang, und Ruederers Buch ist die Diagnose dieses Uebergangs. Wir fühlen nur, ein neues München ist im Werden. Wir ahnen nicht, w a s es wird, Gutes oder Schlimmes. Aber wir haben das dunkle Gefühl, als seien in diesem Werden Mächte am Werke, die für München schädlich sind. Als seien gerade die lautesten Lokalpatrioten nicht un-

gefährlich. Die Gefahr, vielleicht die Hauptgefahr aber ist, daß München über seine Verhältnisse lebt. So war es vielleicht symbolisch gemeint, daß Ruederer sein Buch Ernst Schweninger gewidmet hat? Ist das, was für München zunächst und vor allem andern notwendig ist, eine strenge Diät?

Gewiß ist Ruederers „München" nur eines der vielen Bücher, die über München geschrieben werden können: aber es ist das frischeste, unabhängigste. Jedenfalls ist kaum je unserer Stadt eine sonderbarere Liebeserklärung gemacht worden; eine Liebeserklärung, die manchmal einer Kriegserklärung verzweifelt ähnlich sieht. Doch gerade dies tut Not. Wir laufen Gefahr, einem Phantom-München zu lieb in eine durch und durch unwahre und unfreie Stimmung zu geraten, ein Gemisch aus ununterbrochenem Festjubel, kurzsichtigem Eigendünkel und billiger Sentimentalität: die unvergleichliche Münchner Kunst! Das goldene Münchner Herz! das süße Münchner Mädel! Dieselbe Stimmung, wie sie der selige Wenzel Krakauer für Wien in seinen gefühlvollen Kouplets verewigt hat, und die uns in Wiener Feuilletons, Wiener Geschichten und Wiener Operettentexten mit aufdringlicher Monotonie belästigt.

Wer jedoch glaubt, Ruederer übertreibe, der nehme sich die Mühe, ein anderes Buch über München zu studieren. Sein Titel heißt „Dreißig Jahre München"[1]) und sein Verfasser ist der bekannte Musikschriftsteller Dr. Theodor Goering, der vor einigen Wochen seinen Freunden und seinen überaus zahlreichen Lesern allzufrüh entrissen worden ist. Dies Buch ist schon vor ein paar Jahren erschienen, sein Verfasser war gut zwanzig Jahre älter als Ruederer, war Nichtmünchner, Nichtbayer, als Temperament milder, als Schriftsteller zurückhaltender, er hat auch keine Dramen geschrieben, die in München schlecht oder gar nicht aufgeführt werden, und dennoch: wer sein hübsches Buch aufmerksam liest, seine Anspielungen versteht, nicht nur in, sondern auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der wird nicht nur gerade in den Hauptpunkten Goering als Kronzeugen für Ruederer in Anspruch nehmen können, sondern er wird aus dem ganzen Buche denselben Grundton heraushören wie bei Ruederer, wenn auch gedämpfter: Die Sorge, daß vor lauter Entwicklung und Aufschwung und Verschönerung und Fremdenverkehr das eigentlich Wertvolle in München verloren geht! Das Wertvolle, das auch München, so wenig wie irgend einer anderen Stadt, in den Schoß fällt, um das vielleicht gerade München härter und schwerer zu ringen hat als eine andere Stadt: Die eigene Art immer kräftiger herauszubilden und zu wahren, einfach, stolz und unaufdringlich zu leben, und nicht für das Linsengericht eines Scheinaufblühens die Erstgeburt der Unabhängigkeit und der Gediegenheit dranzugeben.

Freising. Josef Hofmiller.

[1]) München, O. Beck.

Neue Kunde von und über Bürger.

Mit ungedruckten Briefen und Stammbuchblättern.

Von Erich Ebstein in München.

Die ältesten Niederschriften, die wir von Bürgers Hand besitzen, stammen aus seiner Hallenser Studentenzeit; es sind zwei Stammbuchblätter. Das eine vom 30. September 1765, das Schüddekopf zuerst veröffentlicht hat, bringt die letzte Strophe des „Zweifels" von Weiße; das andere, vom 29. May 1766, ebenfalls wie das erste mit dem Symbolon: „fugit irreparabile tempus", stammt auch nicht von Bürger; ich gebe es hier zum ersten Male nach dem faksimilierten Original (Jacques Rosenthals Katalog No. 41) in Druck; es ist gerichtet an den Studiengenossen Bürgers, F. C. Wüstner aus Obernzenn in Franken.

Bürger an Wüstner.

O Freund wären wir beständig, wie
O Freundschaft du kanst mehr entzücken
Als alle Süßigkeit der Welt
Dein Trieb muß unsern Stand beglücken.
Seht, Menschenhaßer, waß euch fehlt!

Theurester Freund
und Bruder
Errinnere Dich hierbey
zuweilen an die Freund-
schaft

Halle
d. 29 May
1766

Symb.
— fugit irreparabile tempus —

Deines
aufrichtig[en] Freundes u. Bruders
Gottfr. Aug. Burger
aus d[em] Halberst. d. G. G. B.

Vor kurzem habe ich im Hannoverland, Juliheft 1907, S. 152—155 eine unbekannte Ode Bürgers auf den Herzog Wilhelm Henry von Gloucester zum Abdruck gebracht, die der 22jährige Student bei Gelegenheit der Anwesenheit des Herzogs im August 1769 verfertigt hat; wir haben in dieser Ode das zweite gedruckte Gedicht Bürgers vor uns. Bereits 1771, schreibt Boie an Althof, ward er (Bürger) schon als Poet in Göttingen genannt und manches Gelegenheitsgedicht von ihm ist „bezahlt, gedruckt und vergessen"; 1767 und noch später wollte Bürger eine Decade von Gedichten drucken lassen, wie er an den Professor Klotz in Halle schrieb. Ich gebe den auf die Ode bezüglichen Brief Bürgers an Kästner zum ersten Male nach dem Original, dessen Einsicht ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Ferdinand Schöningh in Osnabrück verdanke:

Bürger an Kästner.

S[ine] T[itulo].

Hochgeehrtester HErr Hofrath

Ich habe — nur pour passer le tems — eine Ode auf den Herzog von Gloucester gemacht. Ew. Wohlgebohren sind ja wohl so gütig und sagen mir, wie diese Fiction gerathen ist? Waller sagte einmal zu Karl den 2ten, da er auf Cromwel ein besseres Gedicht, als auf ihn gemacht hatte: den Poeten glückt es in Fictionen alle mal beßer. Ohne Zweifel also mir auch? Heute wieß ich sie HE. Prof. Dietzen, er hatte aber keine Zeit, es ganz zu lesen. Er meinte, ich sollte sie künftigen Sonnabend in der deutschen Gesellschaft deklamieren. Darf ich das wohl? Und darf ich vorher — es ist zwar recht lächerlich, ja recht d . . . dreist — Dieselben wohl bitten, die garstigen Stellen darinn — nur anzustreichen, oder nach Befinden das Urthel von Volusii Annalibus auszufertigen. Ich hätte es gewagt, das Produkt in Person zu bringen, allein ich fürchtete, die unrechte Stunde zu treffen. Und ich denke dergleichen Poetaster-Verse, sind, wie die Virtuosen, die öfters des Mittages bey meinem Tische sich hören laßen wollen, selten angenehm.

Da fing er an sich herzulesen
Das war kein Spaß.

würden Sie — wenigstens gedacht haben. Morgen will ich das Opus wieder abholen lassen.

Ew. Wohlgeboren
gehorsamster
Bürger.

An
d HE. Hofrath
Kästners Wohlgeboren.

Die Beziehungen Bürgers zu den Werken Edmond Wallers (1606—1687) habe ich in meiner oben angezogenen Publikation behandelt; mir bleibt nur noch übrig zu erwähnen, daß Annales Volusii usw. den Anfang einer Ode von Catull[1]) bildet, und daß das deutsche Zitat entlehnt ist aus der zweiten Strophe „Der Unwillige" von Friedrich Wilhelm Zachariä (Poetische Schriften, Karlsruhe 1777, S. 378, 2. Teil), die da heißt:

„Kleont lud mich vor wenig Tagen;
Und das kann ich mit Wahrheit sagen,
Daß ich bey ihm recht prächtig aß.
Nicht lange war ich da gewesen,
Da fieng er an sich herzulesen,
Das war kein Spaß!"

Bürger an Listn.

Der folgende Brief, der an den Hofrat Listn gerichtet ist,[2]) versetzt uns nach Gelliehausen, dem Lenoredörfchen unweit Göttingen. Listn war dort bis

[1]) Hier sei erwähnt, daß Bürgers aus demselben Jahre 1769 stammendes Gedicht „An Amalchen" Catulls Carmen ad Juventium (Nr. 99) — wenn auch sehr frei — nachgebildet ist.

[2]) Im Besitze des Herrn Dr. O. Deneke in Göttingen, der mir den Brief in liebenswürdigster Weise zur Publikation überlassen hat.

1767 Uslarscher Gerichtshalter gewesen, dann lebte er als Vormund über zwei von Uslarsche Minorenne daselbst. In Geschäften war er oft abwesend in Hannover. Bürger nahm sich unterdessen der leidenden Hofrätin an, von der er am 2. August 1772 an Boie schrieb: „Das Frauenzimmer . . . soll einst meine Genossin in den paradiesischen Lauben werden. Auf Erden aber soll ein neues, unbeflecktes Harfenspiel und eine neue Art von Gesang, so ich mir zu bilden beschäftigt bin, dieser schönen Seele hinfort allein geweihet sein. Denn wo ist eine ihres Geschlechts, die einer Engelseele so ähnlich wäre?" Ende Dezember übersendet Bürger an Boie das an sie gerichtete Gedicht „An Agathe" mit dem Untertitel „Nach einem Gespräche über ihre irdischen Leiden und Aussichten in die Ewigkeit." Ende 1773 erkrankte die verehrte Frau an der Rose, und am 4. November teilte Bürger seinem Freunde Boie mit, daß die Hofräthin seit acht Tagen in ihre alte traurige Krankheit verfallen sey. „Der Doctor nennts Melancholiam hystericam und macht zu baldiger Besserung Hoffnung, welche denn auch etwas angefangen hat in Erfüllung zu gehen."

A Monsieur
Monsieur Listn Conseiller
de Cour de S. A. S. le Duc
de Wurtemberg
à
fr. Hannover.

G.[elliehausen] d. 13: Septbr 1773.

Ich weiß nicht ob unsre Frau heut noch schreiben wird; denn kurz, sie ist diese Nacht krank geworden. Sie hat sich zwar diesen Morgen wieder aus dem Bette gemacht, aber wie es scheint ist ein Fieberchen mit abwechselnden Frost und Hitze vorhanden. Gestern Nachmittag waren wir noch bey Obristlieutenants ganz gesund. Man merkte auch noch nichts, als wir zu Bette giengen, allein um ein oder zwey Uhr musten die Struben und ich heraus und da schien sie recht sehr krank zu seyn. Sie können sich leicht vorstellen, daß wir viel zu schaffen gehabt haben, weil Sie wißen werden, wie Sie ist, wenn sie krank ist. Ihre schwachen und empfindlichen Nerven geben, wenn mans nicht schon erfahren, dem Dinge immer ein gewaltig gefährliches Ansehen. Indeßen so arg denke ich nicht, daß es ist. Die gute arme Frau agitirt sich über Sie, über ihre Mutter, über sich selbst, über Ihren Bruder Antonium und, wer weiß über wen alle noch. einmal, daß es sich mit ihnen solange hinzieht, sodann daß am Freytage wieder ein verwünschter Notarius wegen des Restes à 46 rthlr bey der Bornemann mit aller Gewalt die Chaise mitnehmen wollte, und es auch gethan hätte, wenn ich meinen Grimm nicht über ihn ein wenig ausgeschüttet hätte. Wir haben nun noch 8 Tage Frist erhalten. Allein es ist kein anderes Mittel zur Bezahlung, als Verkauf der Perlen. Und der mag dem weiblichen Herzen freylich sehr nahe gehn. Hiernächst soll Anton einen gar klägl[ichen] Brief geschrieben haben und Miene machen, Ihnen mit seiner Frau auch noch übern Hals zu kommen. Die Mama ist auch rappelköpfisch und unzufrieden. Kurz dies alles zusammen-

genommen, hat sie so angegriffen daß sie über Kopfweh, und Angst ums Herz klagt, und über Nacht ein Fieber ausgebrochen. Aber wie gesagt, sie ist diesen Vormittag aufgestanden und vielleicht schreibt sie noch selbst. Ich denke nicht, daß es von Folgen seyn soll, daher ängstigen Sie sich nicht über die Noth. Ich habe alles getreulich beschrieben und die Sache weder vergrößert noch verkleinert. Denn von beyden halte ich nichts, denn das allerschlimmste auch, nur offenherzig entdeckt, ist noch lange so schlimm nicht, als einen in ängstlicher und wartender Ungewißheit zu lassen. —

Jetzt da ich vom Schreiben aufstehe und zu sehe, wie sich die Kranke befindet, treffe ich sie am Pult schreibend an und sie befindet sich ganz leidlich. Wenn das Fieber nicht wieder kommt, ist sie gesund. Kömmts wieder, nun so wird es ja auch überstanden werden. Mache dir also keinen Kummer, Alter, du wirst so wohl deine völlige Ladung ohne .sie schon haben. Gott gebe doch allen einen baldigen glücklichen Ausgang! Ich kann sagen, daß mich sehnlich nach Ihrer Rückkunft verlanget. Leben Sie wohl,

Ich bin allezeit Ihr aufrichtiger Freund.

G. A. Bürger.

Mit der Krankheit ging es nicht so gut, wie der Arzt gedacht hatte; drei Monate später, als vorstehender Brief geschrieben ist, hatte sie, wie Bürger schreibt, „ihren besten Teil, den Verstand eingebüßet. Noch scheint er nicht wiederzukehren. Ich kann und mags nicht detaillieren, was ich dabey gelitten habe und noch leide."

Herrn Joh. Martin Miller zu Göttingen.

G.[elliehausen], den 20. Jan. 1774.

Vorzeiger dieses soll den Stuhlgang der gratulierenden Muse, fein sicher emballirt, damit nichts unterwegs verdüfte, in Empfang nehmen. Ich will hoffen, daß alle drey Sedes gut von Statten gegangen sind. Wahrhaftig! ich clystiere sie sonst auf den Tod.

Bestiolam, cum naso adunco, salvere jubemus

G. A. B.

Das kleine derbe Billet an Miller, das ich der Freundlichkeit des Herrn M. Feuchtwanger in München verdanke, ergänzt den Brief Millers an Bürger vom Tag zuvor (19. Januar 1774), in welchem Miller schreibt: „Können Sie schlechterdings nichts machen, nun so kann ichs noch weniger, denn niemand hat so weniges Geschick zum Gelegenheitsdichter, als ich." (Strodtmann I, 190.)

Dasselbe Jahr 1774 zeigt Bürger in Beziehung „zu den Mädchen meiner Nachbarschaft", wie er sich ausdrückt. Gemeint sind die Töchter des Niedecker Amtmanns Leonhart, die zweitälteste war Dorette, die drittälteste Augusta, Gustchen — oder Molly (Vgl. E. Ebstein, Das Heim von G. A. Bürgers Molly zu Niedeck. Hannov. Geschichtsbll. 1901, 442—447.) — wie Bürger sie in seinen Liedern nennt. Das nahe Niedeck gelegene Pfarrdorf Groß-Lengden enthält in seinem Kirchenbuche folgende Eintragung, deren Mitteilung ich dem jetzigen Geistlichen daselbst, Herrn Spannuth, verdanke: „Den 22ten November 1774 ist der Junggeselle Herr Johann [!] Gotfried Bürger, Weyl. Pastoris

Bürgers zu Wolstorf [statt Westorf] im Halberstädtischen nachgelassener, ehelicher Sohn, Amtmann im Gerichte Gleichen, und Jungfer Dorothea Marianne Leonhardts, des Herrn Amtmanns Leonhardts zu Niedeck eheliche Tochter priesterlich eingesegnet und copuliert worden."

Damit sind wir in Bürgers Amtmannszeit eingetreten, die jüngst durch Edmund Freiherr von Uslar-Gleichen eine recht breit gehaltene Darstellung gefunden hat.[1]) Der folgende Brief, den ich nach einer von Gotthilf Weisstein nach dem Original gemachten Abschrift hier zum erstenmal abdrucke, zeigt uns, mit welch' den Dichter wohl wenig interessirenden Sachen er sich befaßen mußte.

HErrn Hof- und Lehns Rat Gelhus
Wohlgebohren
frey. in Gandersheim.

Wohgebohrener Herr
Insonders Hochzuehrender Herr Hofrath

Ich nehme mir die Freyheit angeschlossnes Prorogationsgesuch an Ew. Wohlgebohren zu adressiren, mit gehorsamster Bitte, die Sache gütigst dahin einzuleiten, daß der neue Belehnungs Termin für die Herrn von Uslar bis nach Pfingsten dieses Jahres hinausgesetzet werde. Denn es ist nur allzuwahr, daß die Geldpräştanda eher nicht herbeygeschafft werden können, indem einige Mitglieder der Familie alzusehr in ärmlichen Umständen sich befinden, als daß sie ihre Ratam aus ihren Privatbeuteln herbeyschaffen könnten.

Ich habe übrigens die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung zu seyn
Ew Wohlgebohren
Wöllmarshausen gehorſ. Diener
d. 17. May 1776. G. A. Bürger.

* * *

Unter dem 24. November 1777 (Hannoversches Magazin, 94. Stück, Spalte 1503 f.) rückt Bürger folgende „Anfrage" anonym ein (vgl. Strodtmann II, 180):

Anfrage.

„Welches ist die beste Art den Betrügereyen oder sogenannten Keimeleyen der Schäfer Einhalt zu thun? und wie ist die Besoldung derselben am vortheilhaftesten und dergestalt einzurichten, daß die Schäfer ihres eigenen Vortheils wegen angetrieben werden, mehr Augenmerk auf die Verbesserung der Schäferey im Ganzen zu richten?"

Das letzte hier wiederzugebende Reskript Bürgers an die Gemeinde Gelliehausen gebe ich nach dem in der Städtischen Altertumssammlung in Göttingen liegenden Original wieder:

An die Gemeinde Gelliehausen.

Demnach der bisherige Schaz Samler Sontag schwach und krank darnieder lieget und vielleicht zu besorgen stehet, daß Gott denselben aus diesem

[1]) Hannover 1906. Verlag von Carl Meyer; es sei hier hingewiesen auf Friedrich Thimmes Besprechung in der Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen, 1907, Heft 2 und meine demnächst erscheinende im Euphorion.

Krankenlager zu sich fodert, so wird zu Vermeidung aller etwa nach seinem Tode besorglicher Irrungen hier mit bekant gemacht, daß alle diejenigen, welche herschaftliche oder gemeinschaftliche Gelder an ihn abgeliefert, annoch bey seinen Lebzeiten sich Quitungen von selbigem zu verschaffen suchen, widrigenfalls sie hernach nach seinem Tode mit der Ausflucht, daß sie bereits bezahlet nicht weiter gehört, sondern sie vielmehr sofort unmittelbar selbst durch Execution zu Entrichtung ihrer Beyträge zu allen Praestandis angehalten werden sollen. Wornach sich also ein jeglicher zu achten und vor Schaden zu hüten hat.

Solten aber einige seyn, welche etwas an den Sontag bezahlt zu haben vorgeben, dessen derselbe nicht geständig ist, und worüber derselbe also keine Quitung ertheilen kann und will, so haben dergleichen Leute die wirklich geschehene Zahlung binnen 14 Tagen nach Publication dieses auf rechtliche Art, entweder durch Quitung oder Zeugen oder Eidesdelation gegen den Sontag allhier vor Gericht erweißlich zu machen, unter der Verwarnung daß sie widrigenfalls gänzlich mit ihrem Beweise praecludirt werden sollten.

Damit dieses algemein in der Gemeinde Gelliehausen bekannt werde, so hat der Schulze Hecke solches bey Trommelschlag zu publicieren und mit seiner Bescheinigung wieder einzuliefern.

Wollmershausen den 3ten März
1778

Adel. Uslar. GesamtGericht.
G. A. Bürger.

Puppelzierett [!] Gelligehausen
den 4. Märtz 1778
Schulze Lukas Hecke.

Etwa 14 Tage später kündete Bürger dem Freunde Scheufler, der Amtmann im nahen Wittmarshof war, die Geburt der zweiten Tochter aus der Ehe mit Dorette an; sie wurde Marianne Friederike getauft und starb unverheiratet den 11. November 1862.

Bürger an Scheufler.

Wölmarshausen den 16. Maerz 1778.

Gestern ist mir wieder ein hübsches Mägdlein gebohren worden. Da sich meine Frau sehr schwach befindet und ich mithin Haus und Kopf voll habe, so kann ich heute weiter nichts, als die Obligationen vollzogen zurückschicken und hinzufügen, daß ich mit Leib und Seele verharre,

in
T[reue]

G. A. Bürger.

Die nächsten beiden Briefe betreffen Bürgers erste Gedichtausgabe von 1778, die mit 8 Kupfern von Chodowiecki geschmückt war; der erstere befindet sich im Besitze des Herrn Robert Koch in Frankfurt a. M., der zweite im Besitze des Herrn Prof. Köster in Leipzig.

Bürger an Rothmann.

An
den HErrn Lieutenant Rothmann
durch Einschl. in Münster.

W[öllmarshausen] den 9. Apr. 1778.

Nur nicht böse geworden, mein theürer Rothmann, daß ich jetzt so selten schreibe. Mein Subscr[ibenten] Werk veranlaßt häufige Korrespondenz. Dazu werd' ich von Amts-Familien Geschäften, in dem ich die Leonhartsche Kuratel übernommen, herumgepeitscht, wie ein Kreisel. Zu seiner Zeit hole ich alles nach. HE. Schücking hat mir eine ansehnliche Kollekte geschickt. Er bleibt nicht in Münster und komt auch nicht nach Göttingen! — Was ich damit sagen wil, werden Sie verstehen. Ich kan mir nicht anders helfen, Sie müßen dann an den Tanz, die Exempl. in Empfang nehmen, austheilen u. s. w. Mit Zalung der Gelder könte ich Sie zum Theil an meinen Schwager verweisen, so würde das Porto erspart. Was macht der Bursche? Er hat lange nicht geschrieben, und ich solte doch denken, wenn es ihm am Gelde fehlte, so wäre das ein gutes Mobile zum Briefschreiben. Ich glaube der Engel, der den Propheten Habakuk mit Brei stopfte,[1]) unterhält ihn auch; weil er so wenig um Geld anträgt.

Apropos! An wen adreßire ich die Exemplare für Ihre eignen Subscribenten? Denn ich sehe, daß sie aus verschiedenen Orten sind, wovon Sie jezt entfernt leben. Auf lezteres bitte ich mir vorzüglich bald Nachricht aus. Von Literatur kan ich jetzt nicht ein Wörtchen schreiben. Ihr Anliegen, wegen Ihrer an Dietr[ich] gesandten Gedichte, hab ich mir hinters Ohr geschrieben. Nächstens von dergleich Affären mehr.

Ich umarme Sie und bin

ꝛc. ꝛc.

G. A. Bürger.

Bürger an Dieterich.

An
HErrn Buchhändler Dieterich
in
Göttingen.

Niedeck den 29. Apr. 1778.

Sie haben Recht, Herr Verleger, daß je länger man die Kupfer ansieht, je mehr sie gefallen wollen. Ich erkläre sie nach und nach für treflich, bis auf den Harfenisten in der Stuz Perüque. Da hatt' ich dem Künstler einen simpel aber modern gekleideten Sänger und Spieler vorgeschrieben. Zuverläßig aber hat sich Ch[odowiecky] unter einem Amtmanne einen solchen Perüquenherrn vorgestelt. Das übrige des Blats ist treflich nach meiner Idee ausgeführt und mich dünkt, die Vorstellung, algemeiner populärer Poesie läst

1) Vgl. „Von dem Bel zu Babel" 32—33.

sich nicht verkennen. Die Geister Gruppe über Lenoren ist herlich und entspricht meiner Idee vollkommen. Nur solten sie freilich etwas gräslichere Gesichter und minder schöne Umrisse haben. Kurz bis hieher bin ich, bis auf die Stuzperücke, wol zufrieden. Laß ja mit dem Abdruck saüberlich verfahren. Darauf verstehe ich mich nicht, ob den Platten die Jungferschaft schon genommen ist. Kan seyn! Aber Chodowiecky Stich ist immer flach! Die lezten von 2000 werden wol nicht zum statlichsten ausfallen. Hier kommt der Rev[isions] Bogen zurück. Ich bin mit Macht dabei das Mspt bis Sonnabend hin einzuliefern. Aber — aber! Plaz! Du Tausendsasa! Adio!

GAB.

Bürger an Hindenburg.

An
Hrrn Magister Hindenburg.
fr. in
abzugeben in Göttingen.
Schmalen Laden. [1])

Hochedelgeborener Herr
Hochzuehrender Herr Magister.

Noch habe ich an keine neue Auflage meiner Gedichte gedacht, wiewol vermutlich der Vorrat der ersten nicht alzugros mehr seyn dürfte, da Herr Dietrich die Subscription so stark nicht vermutete, und sich daher in Zeiten nicht mit hinlänglichem Papier versehen hatte. Wenn einige Hundert über die Subscription abgedrukt sind, so wirds alles seyn. Ob jemals, oder gar so geschwind schon eine neue Auflage nötig sey, hat mich die Zeit noch nicht gelehret.

Wenn Ihr Freund, diejenigen Stücke, die er in seine Samlung aufzunehmen gedächte, mir anzuzeigen belieben wolte, so könte ich ihn vielleicht mit mancher beßern Lesart versehen.

Der Roman des Xenophon v. E[phesus] ist wol schon vor drei Jahren gedrukt und wenigstens schon vor 10 Jahren von mir als Student, da ich einmal kein Geld hatte verdolmetscht. Das Ding ist nicht der Mühe wehrt, daß Sie es lesen, da es noch überdies von gewaltig vielen Drukfelern verunsaubert worden. HE. Weygand wird vermutlich noch einige Exemplare vorrätig haben, die er gern los seyn wil. Darum hat er den Kranz von neuem ausgestekt. Hätte ich nicht mein leztes Exemplar durch Ausleihen verloren, so würde ich mir ein Vergnügen draus machen, es Ihnen zu kommuniciren.

Ich habe die Ehre hochachtungsvol zu seyn
Euer Hochedelgeboren
Wollmersh. gehorſ. Diener
den 9. Jan. 1779. GABürger.

[1]) So hieß nach dem früheren Besitzer das Dieterichsche Haus, in dem Lichtenberg wohnte. Vergl. Meiners, kurze Geschichte und Beschreibung der Stadt Göttingen, S. 155; diesen an Hindenburg gerichteten Brief verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Theodor Apel.

Bürger an G. W. Becker.

Appenrode d. 14ten Junii 1781.

Sie thun mir schmerzliches Unrecht, mein lieber Becker, wenn Sie aus meinem Nichtschreiben und daraus, daß ich neulich Ihren Besuch verbat, einen Mangel der wärmsten Hochachtung und Liebe für die Talente Ihres Geistes und Herzens argwohnen. Können Sie sich wohl Situationen und Stimmungen denken, in denen der Unglückliche Unzufriedene alles, alles, sey es leides oder liebes, von sich zu stoßen geneigt ist? Ist Ihnen nie ein Spieler vorgekommen, der, nachdem ihn das widrige Glück aufs äuserste cujonirt hatte, den lezten Ueberrest seines Beutels im Unwillen vorsäzlich von sich warf? Das war damals, als Sie mich besuchen wolten, meine Stimmung und ist es leider! noch oft. Dazu kam noch, daß ich mit Plackereien überhäuft war, die mir keine Minute Zeit übrig ließen; es kam dazu, daß ich seit mehreren Tagen von höchstbeschwerlichen Ueberläufen und Besuchen ganz abgemattet war. Ich wuste nicht, wo mir der Kopf vor allen Zerstreuungen stand, als Dietrich Sie anmeldete. War es also Wunder, daß ichs vergaß, es sey Becker, der mich besuchen wolte? O mein Lieber, wenn Sie noch nie in solchen Lagen gewesen sind, so beten Sie Abends und Morgens, und so oft Sie an Ihren vor Quälerei und Mißbehagen zu Grunde gehenden Freund denken, zu Gott, daß er Sie davor bewahren wolle. Was sind Sie glücklich, der Sie auf einer langen und vermutlich angenehmen Reise Ihren Geist stärken mit den herrlichsten Kenntnissen bereichern und Ihr Herz für alles edle und gute erweitern können, was sind Sie glücklich gegen einen, der, an eine dunkle Stelle hingebannt, seine besten Kräfte unter dem Druck eines schmählichen undankbaren Joches verschwenden muß! Doch, ich wollte ja nicht klagen, sondern mich nur gegen den kränkendsten Verdacht vor einem Manne rechtfertigen, dessen aus so manchem schönen Aufsaz hervorleuchtender männlicher Kentnißreicher Geist und edles Menschenherz auf meine innigste Hochachtung und Liebe Anspruch machen. Aber warum gab ich diese Erläuterung nicht schon eher? Warum schwieg ich nun schon wieder an die Sechs Monate, da es mir ein interessantes Geschäft hätte seyn sollen, Ihnen zu sagen, was Sie meinem Herzen sind? — Dies muß Ihnen ein Beweis seyn, wie unglücklich ich bin, daß ich fast jeden Reiz dieses kurzen Lebens seinen Mühseligkeiten aufopfern muß.

Auf einige Ihrer während Ihrer Reise an mich geschriebene Briefe hätte ich gern geantwortet, wenn ich den jedesmaligen Ort Ihres Aufenthalts mit Gewisheit gewust hätte. Wie manches liebes mal habe ich mich zu Ihnen gewünscht! Dann hätte es uns besser seyn sollen, als Ihnen mit dem Abbé Raynal war.

Aber sagen Sie mir doch einmal gelegentlich, liebster Freund, wie hielten Sie es mit der Einrichtung Ihrer Reise? Hat sie Ihnen viel gekostet? Und stehet das, was Sie an Kentnissen darauf eingesammelt haben, soweit wieder zu versilbern, daß jene Kosten wieder herauskommen? — Sie werden lächeln über meine Fragen. Aber ich sage Ihnen im ganzen Ernste, daß ichs in

dieser elenden Situation weder an Leib noch an Seele in die Länge aushalte. Ich denke auf ein ähnliches Unternehmen; um Leib und Seele wieder etwas zu stärken. —

Dichten Sie noch? Ich schon lange nicht mehr. Ich weiß nicht, manchmal stinkt mir die Poëterei ordentlich an. Eine gesunde nahrhafte Prosa ist mir lieber, als alle die lose Speise. Sie sind mir (sehen Sie wie treuherzig ich bin!) durch Ihre prosaischen Aufsätze zwanzigmal schäzbarer geworden, als Sie es durch Ihre Verse waren. Nicht, als ob ich diese für schlecht erkennte, wiewohl ich Ihnen allerdings mehr Ruhm in Prosa, als in Versen prophezeie, sondern weil ich mir überall aus Versen und vornemlich aus den meinigen wenig oder nichts mehr mache. Es würde eine gewaltige Revolution meines äusern und innern Ichs dazu gehören, wenn es in diesem Leben noch wieder anders in diesem Puncte mit mir werden solte. Wenn Sie indessen eine Beisteuer zum M[usen] Alm[anach] haben, so theilen Sie mir solche mit. Aus Freundschaft für Dietrich, dem ich so manchen Dank schuldig bin, kann ich mich der Herausgabe desselben nicht füglich entziehen, wiewohl er mir auch eine wahre Last ist. Ich glaube zwar, daß von Ihrem vorhineingesandten noch eins oder das andere ungedruckte vorhanden ist; allein wenn ich Sie auch noch 10mal so lieb hätte, als ich Sie habe, so könnte ich doch jezt unmöglich und vielleicht wohl gar vergeblich darnach suchen, da mir bei einer Veränderung meiner Wohnung vorm Jahr viel Papiere zu Grunde und verloren gegangen sind.

Ob wir uns gleich vorigen Winter in Göttingen nicht gesehen haben, so ist es doch nicht unmöglich, daß wir uns bald in Leipzig einmal sehn. Ich habe eine Schwester unweit Weißenfels, der ich schon so lange einen Besuch versprochen habe, und so bald ich abkommen kann, zu geben gedenke. Bei dieser Gelegenheit komme ich gewiß nach L[eipzig] und ists nicht eher, so ists auf K. Ostermesse. Leben Sie indessen wohl, mein Lieber, und schreiben Sie recht oft an mich. Ich will auch immer hübsch, wenn gleich nicht immer viel, antworten, nachdem nun einmal das Eis wieder gebrochen ist. Beruhigen Sie mich sonderlich darüber, daß Sie nichts arges mehr von mir wähnen.

Ganz der Ihrige
G. A. Bürger.

An Kl. Schmidt.[1])

Appenrode d. 24. Septbr. 1781.

Gebt unsereinem doch auch einmal Almosen, alter lieber Schulkamerad! Ist denn Voß Eur alter Fideler und Landsmann oben drein, wie ich? Oder ist Goeckingk mehr Eüer Landsmann, als ich? Was recht und billig ist, lobt Gott. Führt Eüch doch nicht so ganz und gar stiefmütterlich auf gegen

Eüern
Bürger.

[1]) Im Besitz des Herrn Dr. Deneke in Göttingen.

Beantwortet d. 2. Jul. 1782 und zu dem M. Allm. aufs Jahr 1783 beygetragen.

1. An Mutter Natur. Hurtig lauft der Sonnenstrahl von K. Schmidt.
2. Daß der Tod unbestechlich sey. nach Anakreon, von K. Schmidt.
3. Die Spinnengesellschaft vom 2ten April 1719 von S.
4. Das Taubchen, nach Anakreon von K. Schmidt.
5. An Wiese. Sichtbar beleuchtet die lichte Fackel des pp. von dt.
6. An Daphnis. O der Zeit gedenk' ich immer zc. von Daphne.
7. An K. Schmidts Geburtstage. Liebe ward empor gehoben von Gleim.
8. An K. Schmidt und Weise. Solch eine Liebe glaub ich, ist gewesen, v. Gleim.

Dabey Bitte an Bürger, mir Beyträge zu der Anthol. der Halberst. Dichter zu senden, und dem großen Weinglaß ein Lied zu singen.

K. Schmidt.

Stammbuchblatt an Anna Louise Blumenhagen, geb. Hildebrandt.[1])

Gott gebe mir doch jeden Tag
Was ich bedarf zum Leben,
Er giebts dem Sperling auf dem Dach
Wie sollt ers mir nicht geben.

In freundlicher Erinnerung.
Gottfried August Bürger.
Hannover den 28. Mai 1785.

Drei Wochen später, am 17. Juni 1785, wurden Bürger und Molly zu Bissendorf bei Hannover getraut; bereits am 9. Januar des folgenden Jahres starb seine Geliebte an den Folgen der Entbindung von einer Tochter; es folgt hier Bürgers gedruckte Todesanzeige (von „Jammer" ab handschriftlicher Zusatz Bürgers); zuerst abgedruckt im Hannoverschen Courier, nach dem Original, vom 8. November 1880:

Bürger an Mackenthum.

Mein theurer, theilnehmender Freund!

Auch meine zweyte Gattinn, meine liebenswürdige Auguste Marie Wilhelmine Eva gebohrne Leonhart, Sie die Ganzvermählte meiner Seele, Sie, in deren Leben mein Mut, meine Kraft, mein Alles verwebt war, hat gestern, am funfzehnten Tage nach ihrer anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, ein grausames unüberwindliches Fieber getödtet. O des kurzen Besitzes meiner höchsten Lebensfreude!

Ich kann weder meine unaussprechliche, ach! so unglückliche Liebe, noch den nahmlosen Schmerz, worunter mein armes auf immer verwittwetes Herz erseufzet, in Worte fassen. Gott bewahre jedes fühlende Herz vor meinem Jammer! Ich elender Mensch kann Ihnen jetzt und solange ich nicht aufhören kann, sinn- und gedankenlos in die entsetzliche Nacht meines unerforsch-

[1]) Freundliche Mitteilung des Herrn Hans Bremer in Osnabrück.

lichen Verhängnisses hinzustarren, nichts weiter sagen, als daß ich unter herzlichen Grüßen an Ihre theuere Familie unveränderlich bin

Ihr

gehorsamster Diener und Freund

G. A. Bürger.

Göttingen, den 10. Jan. 1786.

Antwort wird verbeten.

Bürger an G. P. Ludwig Leonhard Wächter.

Wächter, unter dem Pseudonym Veit Weber bekannt, studierte von 1783—1786 in Göttingen, wo er sich außer der Theologie mit altdeutscher Kunst, Literatur und Geschichte beschäftigte; in dieser Zeit hat er auch Bürger kennen gelernt und offenbar auch bei ihm gehört.

Anfang 1784 finden wir Wächter (vgl. dessen historischen Nachlaß, hrsg. von C. F. Wurm, Bd. 2, Hamburg 1839, S. VIII ff.) tätig bei der Einweihung einer „literarischen Gesellschaft". Auf einem Blatte, das ein lustiges Quodlibet enthält, ist die Liste der Mitglieder aufbewahrt: J. J. P. Schulz, J. F. Dietz, C. Ph. v. Reizenstein, Carl Meißner, Carl Morrien, Fr. von Lüder, Leonhard Wächter, Carl Niemann, Mutzenbecher, Merkel. Obenan aber steht als Ehrenmitglied Bürger. Bürger war es auch, der Wächter aufmunterte, die „Sagen der Vorzeit" drucken zu lassen; der ganze erste Band wurde in Göttingen vollendet, erschien zur Ostermesse 1787 und wurde „Seinem biedern Freunde Gottfried August Bürger im Gefühl der wärmsten Freundschaft und Hochachtung gewidmet"; Bürger schrieb ihm ins Album die Anfangsworte aus den Einladungsblättern zu seinen Vorlesungen: „Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten". (Göttingen 1787.) Soviel ich weiß, hat Bürger diese Sentenz dreimal in Stammbücher geschrieben, das erste Mal an Wächter (die Abschrift verdanke ich Fräulein Wendland in Hannover):

Zwey Cherubim, Wahrheit und Schönheit, überflügeln gemeinschaftlich die Lade des Herrn, und in dieser das ewige, göttliche Gesetz intellectueller Vollkommenheit des menschlichen Geistes.

Zu freundschaftlichem Andenken

von

Gottfried August Bürger.

Göttingen d. 13. April 1786.

Das zweite an Amalie [Baldinger?]:

Bürger an ?[1])

Zwey Cherubim, Wahrheit und Schönheit, überflügeln gemeinschaftlich die Lade des Herrn, und in dieser das ewige Gottes Gesetz menschlicher Geistesvollkommenheit.

Amalien, der wahren und schönen Tochter der wahren und schönen Natur, zu freundlichem Andenken

an

Gottfried August Bürger.

Göttingen, d. 11. Jun. 1787.

---

[1]) Nach dem Original im Besitze des Herrn Schulrat Jonas in Berlin.

Die dritte Eintragung (vgl. Euphorion, drittes Ergänzungsheft 1897, S. 114) ist vom 11. September 1786 datiert.

Der folgende Brief Bürgers ist vielleicht an Heyne oder Lichtenberg gerichtet, die ihn besonders zu dem Kolleg über Kant ermunterte, das er zum ersten Male im Wintersemester 1787/88 las; die Ankündigung im Lektionskatalog lautete: „Einige Hauptmomente der Kantschen Philosophie aus der Kritik der reinen Vernunft wird Herr M[agister] Bürger Mittwoch und Sonnabend um 9 Uhr unentgeldlich auf möglichst populäre Art zu erklären suchen." (Vgl. E. Ebstein, Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht. 1902. 16. Jahrg. S. 745—757.)

Die Cantate Bürgers, „Ode der funfzigjährigen Jubelfeier der Georgia Augusta am 17. September 1787 gewidmet von mehreren zu Göttingen Studierenden" (Einzeldruck, dann Göttinger Musenalmanach 1788) wurde von den Zeitgenossen des Dichters allgemein bewundert (vgl. Deutsche Revue 1878, S. 160). An diesem Jubeltage wurde Bürger „cuius poemata cum voluptate legit Germania" neben der „virgo erudita" Dorothea Schlözer zum Doktor und Magister kreiert.

An? P P.

Euer Wohlgeboren

haben gestern in meiner Abwesenheit zu mir geschickt; aber meine Leute aber haben mich über Dero Befehl nicht verständigen können. Ich vermuthe jedoch, daß die Lektionsanzeige verlangt worden ist, welche hierbey erfolgt.

Zugleich nehme ich mir die Freyheit Euer Wohlgebohren das Ding von Cantate, das ich herausgewürgt habe, gehorsamst vorzulegen. Ich habe nichts besseres herauszubringen gewußt. Es geht mir immer so, wenn die Muse nicht mir zuerst von selbst nachläuft, sondern ich ihr nachlaufen muß. Indessen — es ist Strohfeuer; brennt es nicht, so flackert und praßelts doch wohl — und das ist ja den meisten Menschen gerade recht. Gern würde ich, wenn Euer Wohlgebohren das Ding durchzusehen würdigten, zu verbessern suchen, was Ihnen etwa am meisten misfiele.

Herr Cantor Rudorf erschrickt vor der Ausdehnung, welche die Musik erfodern wird, auch darum mit, weil die Geistlichkeit lieber alle Musik, wäre es auch eine Händelsche, als an dem gewöhnlichen langweiligen Ritual etwas einbüßen will. An einem so seltenen Sonntage könnte hierunter doch wohl eine Ausnahme gemacht werden.

Euer Wohlgebohren statte ich auch hiermit meinen gehorsamsten Dank ab für Ihre gütige Beystimmung zu der Ehre, welche mir die philosophische Facultät zugedacht hat. Ich entschuldige mich nicht, daß ich dieß nicht persönlich thue, weil ich bey dem Abtrage dieser Schuld von meinem harten Gelde noch etwas kleine Münze herauszubekommen hoffe, daß ich so discret bin, Ihnen, besonders in diesen Tagen, die Zeit nicht zu verderben.

Ich bin mit der vollkommensten Verehrung

Euer Wohlgebohren
gehorsamster Diener
G. A. Bürger.

U[niversitas Gottingensis]
d. 2. Sept. 87.

An Boie.[1]) G.[öttingen] d. 20 April 1789.

Du bist der erste, mein lieber Boie, der die neue Aufl[age] meiner Gedichte gleichsam noch naß von der Preße (wenigstens was die letzten Bogen betrifft) hiermit erhält. Es soll mir lieb seyn, wenn dir eins und das andere, so du noch nicht kennst, Freude macht. Der Zahl nach ist zwar nicht viel hinzugekommen; allein dem Gewicht nach, bilde ich mir ein, muß es allem vorherigen die Wage halten. Auch dich habe ich nicht vergessen, wie du an seinem Orte ersehen wirst. Das Vorgefühl [der Gesundheit] ist nicht ganz eingebildet, denn ich befinde mich wirklich jetzt besser, als seit langer Zeit. Ich gehe, um mich vollends auf den grünen Zweig des Wohlseyns und der Kraft an Seele und Leib hinaufzuarbeiten, im ganzen Ernst damit um, diese für mich in aller Absicht so ungedeihliche Stadt und das ganze Land bald möglichst zu verlaßen.

Du sollst nicht glauben, als ob du mir dieß Exemplar zu bezahlen hättest, wenn du gleich deinen Namen mit unter den Subscribenten erblickst. Er steht nur mit darunten, um die kleine Liste ansehnlicher zu machen. Ich müßte dir viel schenken, wenn ich alles gleich machen wollte, was du mir seit 20 Jahren gutes erwiesen hast. Allein du weißt, ich bin ein armer Teufel, der nur mit etwas, das ihm weiter nichts kostet, seinen guten Willen an den Tag legen kann — mit einem Strauß von Feldblümchen, die er umsonst hat.

Wenn du mir etwas gutes, besonders über das hohe Lied, Gewißens halber sagen kannst, so weißt du wohl von alten Zeiten her, welch ein Honigseim mir dein Lob ist. Gib mir also dessen ein Theelöffelchen voll.

Du hast wieder geheirathet? —

Gott segne, Gott behüte dich
Samt deinem Liebchen hold.

Gemeldet hast du mirs zwar nicht, vermutlich aus Schmollerey: allein ich kanns dir nicht verdenken, wenn du dich um den Menschen nicht weiter bekümmern willst, der sich um dich nicht zu bekümmern scheint. Ich bekenne, daß ich mich geraume Zeit gegen alle meine Freunde übel genug aufgeführt habe. Aber der Henker habe auch Lust zum Briefschreiben, wenn man sonst keine Lust zum Leben mehr hat, wie das mein Fall war. Ich hoffe es wird künftig wieder besser mit mir werden. Daher will ich auch ein hundert Exemplare von dieser neuen Auflage, an welcher ich ohnehin keine Messerspitze voll Salz profitire, nicht anstehen, mich wieder hie und da etwas wohlriechend zu machen.

Lebewohl und verzeihe meine diesmalige Kürze. Denn ich habe noch mehr Briefe zu schreiben. Unveränderlich Dein

N. S. Bürger.

Das alberne Bilderwerk zu den Gedichten mußt du nicht auf meine

[1]) In meinem Besitz; da dieser Brief der Gedichtausgabe von 1789 beilag, ist es erklärlich, daß er sich nicht bei dem auf der Kgl. Bibliothek in Berlin befindlichen Nachlaß Boies befindet.

sondern Freund Dietrichs Rechnung schreiben. Denn der meint das Bilderwerk macht die Gedichte erst recht beliebt und verkäuflich. Ich hoffe es denn aber doch nächstens zu einer simpeln eleganten Ausgabe mit lateinischen Typen zu bringen. Ich wollte du ließest bey gelegener Muße alle Gedichte einmahl eine rechte genaue Specialmusterung paßieren und zeigtest mir alle babbles an, die ich gern ausmerzen möchte. Du glaubst nicht wie gleichgültig und zuwider mir die meisten, ein Dutzend etwa ausgenommen, sind. Ich hätte schon dießmahl ein unbarmherziges Gericht ergehen lassen, wenns nicht auf Corpulenz angesehen gewesen wäre, und nicht auch manche Vorbitter dem strafenden Arme der critischen Gerechtigkeit Einhalt gethan hätten.

* *
*

Ex post ersehe ich aus einer Dietrichschen Subscribentenliste, daß du einst auf 10 Ex. subscribirt hast. Da die Umstände sich seitdem verändert haben können, so mußt, du Dietrichen erst wieder melden, wie viel du noch haben willst.

Bürger an Schwarzkopf.

Göttingen d. Jul 89.

Mein Vertrauen auf Ihre Liebe und Güte, theuerster Schwarzkopf, muß nothwendig sehr groß seyn, weil es noch nicht lange her ist, da Sie mir auf Ihre ganz eigene überredende Art die Versicherung davon gaben. Es ist also kein Wunder, wenn ich es wage, in folgender Angelegenheit Gebrauch davon zu machen.

Ich werde von mehreren Freunden und Bekannten zu einer außerordentlich splendiden Ausgabe meiner Gedichte aufgefodert, weil die zuletzt erschienene für diejenigen, die etwas daran wenden können und wollen, nicht schön genug ist, worüber ich mich auch gar nicht wundere. Da gleichwohl diese letzte Ausgabe bereits vergriffen ist, so scheint jetzt ein Zeitpunct zu seyn, in welchem ich vielleicht mit gutem Erfolg ein Unternehmen wagen kann, das sonst wahrscheinlich scheitern würde. Kurz, ich bin mehr als halb entschloßen:

„für den Pränumerations Preis von —

Ey was! ich will Ihnen lieber mein allenfals auszulaßendes Proclama (welches Sie mir ja wohl gütigst wieder zurücksenden werden) gleich in Extenso mittheilen.

Mit dem Dietrichschen Druck- und Papierwesen bin ich, wie viele andre Leute, ziemlich unzufrieden. Zu Anschaffung einer Didotschen Schrift werde ich ihn schwerlich bewegen; und seine mir angerühmten Paar Baskerwillischen auch ziemlich schon abgestumpften Schriften wollen zu meinem Ideal von Schönheit des Druckes eben nicht stimmen. Ob er sich nun gleich mit Händen und Füßen gegen meinen Vorschlag wehrt, diese außerordentliche Ausgabe in der Ungerschen Officin zu Berlin veranstalten zu lassen, so bin ich doch nach Art der schwangern Weiber alzusehr auf Didotsche Schrift gesteuert, als daß ich meinen Appetit mit leeren Worten zufrieden sprechen lassen könnte. Wenigstens

kann ichs nicht unterlassen bey Ungern der Kosten wegen vorläufig ins Haus zu horchen.

Da ich an Unger nicht gerade zu selbst schreiben mag, gleichwohl in Berlin keine Mittelsperson weiß, die mit einer Gewandtheit und Gutwilligkeit, wie die Ihrige, mein lieber Freund, diese Angelegenheit für mich besorgen möchte: so — — ey, der Nachsatz ist ja oben schon da gewesen. Sollte Ihnen aber, mein Bester, diese Bitte aus irgend einer Ursache ungelegen fallen, so schlagen Sie mir getrost und ohne Bedenken die Erfüllung ab.

Wenn aber dieß nicht wäre, so wünschte ich wohl: 1) daß Sie mir von Unger eine Probe Charte aller Didotschen Schriften, die er hat, verschaffen. Obgleich die Schrift, woraus das Ramlersche Epithalamium auf Lamprecht gesetzt ist, die beste zu meinem Zweck scheint, so möchte ich doch auch gern die Proben der Uebrigen neben einander setzen. 2) daß Sie sich um den genauesten Preis des Satzes à Bogen erkundigten. Es würde nehmlich eben so viel von Zeilen auf einer Median Octav-Seite stehen müssen, als auf meiner letzten Ausgabe befindlich ist. Zurnächst möchte ich 3) wissen, wie hoch das Hundert zu drucken und 4) Wie hoch das geglättete Schweizer- oder holländische Papier komme. Von letzterm möchte ich auch wohl die Proben sehen. Lieber, wenn Sie mir etwa eine Berechnung verschaffen könnten, wie hoch z. E. eine Auflage von 500 Exempl. mit gewissem bestimmten Druck und Papier kommen würde, oder wenigstens solche data, daß ich die Berechnung auf eine gewiße Stärke der Auflage daraus selbst zu formieren im Stande wäre, so würden Sie mir einen großen Gefallen damit erweisen.

Sie haben in dem großen, gelehrten geschmackvollen Berlin unstreitig mehr Gelegenheit, als ich in diesem Lumpennest, das weiter nichts als gelehrt ist, die Meinung einsichts- und geschmackvoller Leute zu vernehmen. Sehr lieb sollte es mir seyn, wenn Sie irgend einen guten Rath für mich daraus abstrahiren könnten. Und dieß besonders in Ansehung der Kupfer Verzierungen. Ich bin sehr unschlüßig, an was für Meister ich vorzüglich mich wenden, was und wie ichs von ihnen verlangen soll. Denn so wie das Geld, so müßte doch auch wohl die Waare seyn.

Leben Sie wohl, bester Schwarzkopf, und behalten Sie mich nur halb so lieb, als ich Sie immer und ewig behalten werde. Bürger.

Im Herbst 1789 war Bürger zum Titularprofessor ohne Gehalt ernannt worden; die folgenden drei Schreiben entstammen den Curialakten der Göttinger philosophischen Fakultät.

Unterthänigstes P.[ro] M.[emoria][1])

Der M. Bürger hat sich nun seit mehrern Jahren in Göttingen aufgehalten; hat sich auf gelehrte wissenschaftliche Studien gelegt, insonderheit,

[1]) Universität Göttingen V. Philosoph. Fakultät, betr. die Bestallung des Profess: Philos: Gottfried August Bürger.

und mit vielem Fleiße, auf Philosophie und auf schöne Litteratur; er hat auch verschiedene Collegia gelesen, und hat das Zutrauen der Studirenden im Unterricht für den guten deutschen Stil. Wenn gleich seine Reputation in der gelehrten Welt nicht eigentlich von der Gelehrsamkeit selbst ausgehet: so ist, doch auch die Dichtkunst unter den schönen Künsten, welche zur philosophischen Klasse gehören; er ist aber doch auch mehr als blos Dichter im gemeinen Sinn, hat einen berühmten Namen, und ist also im Ganzen ein Mann, der Aufmerksamkeit verdient.

Nun fängt man außerdem gar zu laut an, es der Universität Göttingen zum Vorwurf zu machen, daß sie einen so berühmten Mann bey sich hat, den man hier ganz im Dunkel läßt und zu vernachläßigen scheint.

Da seine Aufführung, so lange er in Göttingen gewesen ist, durchaus nichts wider sich hat; und da ihn die philosophische Fakultät würdig gehalten hat ihm den Magistertitel freywillig anzutragen, welches man schon damals als einen Anfang zu weitern Fortschritten in der academischen Laufbahn ansah: so stelle ich zu hohen Ermessen unterthänigst anheim, ob es nicht gut befunden werde, dem M. Bürger den Charakter eines Professoris philosophiae extraordinarii gnädigst beizulegen.

Göttingen Chr. G. Heyne.

6. August 1789.

An den Hof Rat Heyne zu Göttingen.

Unsern p.

Die von euch angerühmte Fähigkeiten des M. Bürger sind auch Unserer Aufmerksamkeit nicht entgangen und würden Wir nicht anstehen bey Se. Königl. Majestät auf Ertheilung einer außerordentlichen Professur in der philosophischen Fakultät für denselben anzutragen, wenn Wir nicht das Bedenken hätten, daß der Magister Bürger nach erhaltener Professur um eine Gehalts Ertheilung nachsuchen möchte. Da die euch am besten bekannte beschränkte Umstände der Universitäts Kaße Uns nicht erlauben gedachtem Magister dazu einige Hofnung zu ertheilen; So habet ihr ihm solches bekant zu machen und demnächst zu berichten, ob unter diesen Umständen dem M. Bürger annoch mit der Ertheilung des Profeßor-Charakters gedient seyn dürfte? Auch würde es sich gedachter Magister gefallen laßen müßen, daß vorerst die Censur des Musen-Almanaches von euch noch ferner respicirt würde.

Wir p.

Hannover den 21ten August 1789.[1])

Königlich Großbritannische zur Churfürstlich Braunschweig Lüneburgschen Landesregierung hochverordneten Herren geheime Räthe,

Hochgebohrne Freyherrn,

Gnädige Hochgebietende Herren,

Eure Hochstrengherrlichen Excellenzen haben geruhet unterm 21.

[1]) es folgen die Unterschriften.

August durch ein gnädigstes Rescript mir in Bezug auf den M. Bürger hohen Auftrag zu ertheilen.

Ich habe nicht ermangelt, diesen von den Bedingungen und Einschränkungen genau zu unterrichten, ohne welche er nie hoffen könne zu seinem Wunsche zu gelangen, daß ihm eine außerordentliche Profeßur der Philosophie ertheilt werde; ich that dieses sogar mit einer eher abschreckenden als einladenden Art.

Seine Äußerungen giengen indeßen dahin: er bescheide sich gern, daß er auf keinen Gehalt Anspruch machen könne, und daß er auch nicht darum ansuchen werde; dagegen habe er aber das unterthänigste Vertrauen, daß, wenn er einst als Profeßor sich auszeichnen werde, die Hofnung, seinen Fleiß, so wie andere belohnt zu sehen, ihm nicht benommen sey. Die zu erwartende Veränderung seiner jetzigen ihn erniedrigenden Lage werde schon allein hinlänglich seyn, ihn anzuspornen seine Kräfte zu gebrauchen, und so hoffe er bald Eurer Excellenzen hohe Zufriedenheit sich zu erwerben; und in Ansehung des Musenalmanaches wolle er sich nie wieder etwas zu schulden kommen laßen.

Ehrerbietigst devotest beharre

Göttingen den 24. August 1789.

Eurer Hochstrengherrlichen Excellenzen
unterthänig gehorsamster
C. G. Heyne.

Bürger und Elise an Frau Louise Charlotte von Zschock.

In dem Stammbuch der Frau von Zschock in Zerbst, das sich z. Z. im Besitze des Herrn Karl W. Hiersemann in Leipzig befindet, der mir die Einsichtnahme gütigst gestattete, finden sich folgende Eintragungen. Bürger war damals auf der Hochzeitsreise in Stuttgart, um von dort sein Schwabenmädchen heimzuführen.

Vergiß der fernen Dich Liebenden nicht:
Entwallen die Cörper gleich deinem Gesicht;
So scheiden der Liebenden Seelen doch nicht.

Gottfried August Bürger.
Stuttgard d. 17. Oct. 1790.

Holdes Weibchen, froh und lieblich müßen
Deines schönen Lebens Stunden fließen
Bis des Wiedersehens Freude uns umschwebt
Und die schönen Stunden zu noch schönern hebt!

Stuttgardt
d: 17t Octbr:
1790

fern wie nah
Ihre
Freundin
Elise Bürger.

Bürger an Kuntz.

In der Handschriftensammlung des Késmarker evangel. Lyzeums findet sich das Album eines Göttinger Studenten Kuntz, der Ende der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts aus Deutschland zurückkehrte; in diesem Stammbuch finden sich noch Verse von Kästner, Heyne, Feder, Lichtenberg, Schlözer u. a. Bürger schreibt:

Meister Katechismus.

Nur dieß gebeut die Kunst dem Meister für und für:
Zuerst versteh dich selbst, und dann gefalle dir.

Gottfried August Bürger.
Göttingen d. 14. Octobr.
1791.

Dieses Epigramm, zuerst im Göttinger Musenalmanach von 1798, S. 16 abgedruckt, ist also bereits 1791 entstanden, nicht wie Sauer und Berger meinen, später.

Einer der letzten Lichtblicke in Bürgers Leben war Friedrich von Matthissons Besuch kurz vor dessen Tode.[1]) Bürger war bereits so schwach, daß er kaum ein Wort vernehmlich aussprechen konnte; er schrieb dem Freunde zum Andenken folgende Gleim'schen Verse ins Stammbuch (vgl. Zeitschrift für Anhaltische Geschichte 1890, Bd. 5, S. 677):

„Wer ist's, der hat ihn krank gemacht?
Weib oder Mann?
Wer's kann,
Der thu ihn in die Acht."

* * *

Bürger durfte mit Recht von sich sagen:

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald, den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange;
Jede meiner Blüten welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?

---

[1]) E. Ebstein, Hannov. Geschichtsblätter 1903, S. 346—360.

E. T. A. Hoffmanns Bamberger Wohnung.

Von Carl Georg von Maassen.

Es ist schon einige Jahre her, daß ich auf einer Reise von München nach Berlin meine Fahrt in Bamberg auf einen Tag unterbrach und zwar nur, um mir die Wirkungsstätte eines Dichters anzusehen, der vor hundert Jahren dort gelebt und — gelitten hatte. Leiden ist intensives Leben, und wir Nachgeborenen wären um manches wundervolle Kunstwerk ärmer, wenn es Ernst Theodor Amadeus Hoffmann damals besser ergangen wäre: in puncto pecuniae et amoris.

Es war schon dunkel, als mich der Hotelomnibus über ein entsetzlich holpriges Pflaster eine lange langweilige Straße hinunter ins Hotel brachte.

Ich sah es schon mit innerem Grausen: eine ganz kleine Stadt. Aber selbst kleine Städte haben ein Variété. Bamberg hat keins. Im Gastzimmer ein paar verwitterte Spießbürger, ein paar Geschäftsreisende. Glücklich ist derjenige, der es versteht — selbst, wenn er allein ist — nicht auf das zu horchen, was am Nebentisch gesprochen wird. Das einzige, was mich erfreuen konnte, war das wohlfeile Essen. Um halb elf Uhr leerte sich die Gaststube, man ging zu Bett. Erkundigungen beim Hotelportier ergaben, daß auch ich, gegen meine Gewohnheit, mein schlichtes Zimmer aufzusuchen begann. Begann, denn keine Kleinigkeit war es, in diesem weitläufig angelegten Etablissement, dessen Flure etwas scheunenartiges hatten, sich zurecht zu finden. Das Zimmer war so ungemütlich, daß ich ins Bett ging. Ein Hotelbett. Ich nahm mir das Funcksche Buch über Hoffmanns Bamberger Aufenthalt vor, um mich für den nächsten Tag ein wenig zu informieren. Als es zwölf Uhr schlug, hörte ich gespenstisch schlürfende Schritte draußen auf dem Gange. Wild klopfte es an meine Tür und eine böse Stimme rief: „Licht aus!" — Dieses ungewöhnliche Ereignis, das ich niemals, so alt ich auch werden mag, vergessen werde — und ich habe ein ungewöhnlich schlechtes Gedächtnis — lenkte mich dermaßen von meiner Lektüre ab, verwirrte mich derart, daß ich wirklich bald das Licht löschte. —

Am anderen Morgen stand ich auf dem Theaterplatze — der jetzt Schillerplatz heißt — vor einem kleinen schmalen Hause, das die Nummer 26 führte; zwei Stockwerke über dem Erdgeschoß und darüber noch eine Dachkammer. Ich konnte mich nicht irren, die Beschreibungen, deren ich gleich erwähnen will, stimmten: es war Hoffmanns Wohnhaus, denn von allen übrigen konnte es, da es bei weitem das kleinste war, keines sein.

Es war wohl etwas wie eine tiefe Rührung, die mich überkam. Keine Gedenktafel, gar nichts; fast glaube ich, kein einziger Mensch in ganz Bamberg weiß, daß hier ein deutscher Dichter gelebt hat, der — natürlich nicht bei uns, sondern in Frankreich — zu den allerbedeutendsten des neunzehnten Jahrhunderts gerechnet wird. Dort oben im zweiten Stockwerk hauste der kleine so ungerecht übel behandelte Musikdirektor. Dort schrieb er die ersten Phantasiestücke in Callots Manier, dort die ersten Noten zu seiner schönen Oper „Undine", die trotz eifrigster Bemühungen noch nicht wieder auf die Bühne gebracht werden konnte.

Hoffmanns Bamberger Freund, der Wein- und Buchhändler C. F. Kunz, der unter dem Pseudonym Z. Funck eine Schilderung von Hoffmanns Bamberger Aufenthalt gibt (Aus dem Leben zweier Dichter. Leipzig 1836), beschreibt die Wohnung, wie folgt:

„Diese Wohnung liegt auf dem Theaterplatze, dem Theater selbst schief gegenüber. Der Besitzer des kleinen schmalen, aber freundlichen Häuschens ist der noch lebende, pensionierte Hofmusikus Wahrmuth. Ein Stübchen parterre wird von diesem bewohnt, ein ditto über demselben von dessen Familie, und endlich über diesem hauste unser Freund [Hoffmann] mit seiner Gattin. Ein Dachfenster zeigt sich noch den Blicken des Fremden. Das war Hoffmanns Schlafzimmer. — In dieser, obwohl beschränkten Behausung befand er sich doch recht bequem und behaglich und lebte mit seinen Hausleuten in stetem Frieden und gutem Einverständnisse. Noch in mehreren seiner Briefe an mich gedenkt er derselben mit Achtung und Liebe." —

Um zuerst noch bei der äußeren Ansicht des Hauses zu bleiben, füge ich eine Stelle aus einem Buche des gleichen Verfassers an, das — wohl, weil es im ganzen herzlich unbedeutend ist, und es daher des Aufhebens niemand für wert gehalten hat — überaus selten sein dürfte: Drei Novellen aus dem Leben. Von Z. Funck. Schleusingen 1839. In No. II „E. T. A. Hoffmann und die Epigonen" betitelt der Verfasser den vierten Abschnitt „das ominöse Häuschen", womit er Hoffmanns Wohnhaus meint. Dieser beginnt folgendermaßen:

„Auf dem Theaterplatze angekommen, stellte ich mich mit dem Professor in gehöriger Sehweite vor ein Haus hin und sagte: „Sehen Sie, das ist das winzig kleine Häuschen, eins der kleinsten, die Bamberg aufzuweisen hat, welches fünf Jahre hindurch wie eine Nußschale über dem kleinen Kernmann [Hoffmann] hing. Betrachten Sie aber das Dachstübchenfenster und denken Sie sich, daß aus diesem, wie aus einem Wurmloche, der Kleine stets fröhlich und wohlgemut guckte, und zu mir heruntersprach, und mich gewöhnlich zu sich hinauflud. Denken wir, bester Professor, er wohne noch oben, und gehen wir, ihn zu besuchen! —"

Der Professor, von dem hier die Rede, ist J. D. Elster, der im November 1837 als Musikdirektor nach Bamberg kam, dem es aber bei den verrotteten Theaterverhältnissen und dem bildungslosen Publikum um kein Haar besser erging, als neunundzwanzig Jahre früher dem armen E. T. A. Hoffmann, der den Dirigentenstab niederlegen mußte. Er befreundete sich mit Kunz, der ihm als Trost ständig die Hoffmannsche Theatermisere vorhielt. Elster hat in seinem Buche: Neue Fahrten des alten Musikanten. Chemnitz 1841 eine eingehende Schilderung seiner Bamberger Zeit entworfen. Merkwürdigerweise stimmen gewisse Abschnitte dieses Werkes wörtlich mit einigen des letztgenannten Kunzschen überein. Da man nun nicht gut annehmen kann, daß Elster seine eignen Erlebnisse abgeschrieben hat, glaube ich, daß Kunz das Tagebuch des anderen benutzte. Das Kapitel über den Besuch der Hoffmannschen Wohnung findet sich in ziemlich gleicher Fassung bei beiden. Ich will, so interessant es auch ist, hier aus Raumrücksichten von der vollständigen Wiedergabe absehen. Kunz, wie auch wohl Elster, waren beide nicht imstande, Hoffmann in seiner vollen Bedeutung zu erfassen, trotzdem sie mit den höchsten Ausdrücken der Bewunderung von ihm reden. Man erkennt dies leicht aus der Art, wie sie es tun. Die Schilderung des Besuches der Hoffmannschen Wohnung scheint stark mit dichterischen Freiheiten ausgestattet und strotzt von Sentimentalität. Das für uns wichtigste ziehe ich in folgendem aus:

Die beiden — sehr korpulenten Herren — zwingen sich mit Mühe durch die offenstehende Tür des Häuschens. Sie ergreift, in den ebenso so schmalen Hausflur eingetreten „ein geheimer Schauder" und sie ziehen wie auf Verabredung ihre Hüte ehrfurchtsvoll ab. Beide glauben einen Totengeruch zu bemerken, welche Wahrnehmung sich auch später bestätigt, als sie in dem

früher von Hoffmann bewohnten Zimmer dessen ehemaligen Hausherrn, den Kammermusikus Wahrmuth, tot im Bette finden. Das Zimmer ist unverändert wie zu Hoffmanns Zeiten. Dieselben drei Stühle, derselbe Schreibtisch, „an welchem er seinen Berganza ausgearbeitet, seinen goldenen Topf angefangen, und die ersten Noten zu seiner Undine gesetzt". Elster erwähnt in seiner Schilderung noch einen Pokal, aus dem sich „der Kleine manchmal Erholung schlürfte, wenn ihn das Musikantenvolk und die Philister getreten hatten". Auf dem Tische ist ein Brandfleck zu bemerken, den ein Lichtstümpfchen, das der Leuchter nicht mehr halten wollte, hineingebrannt, als der Kreislersche Lehrbrief entstand. Mit den Schlußworten desselben war das Licht erloschen, und andern Tages hatte Hoffmann dem ihn besuchenden Kunz den „Schandfleck des Teufels" lachend gezeigt. In einem Winkel der Zimmerdecke befindet sich eine Oeffnung, von der dieser in seiner Biographie folgende Schilderung gibt:

„Sein Duodezstübchen gab ihm oft, wenn ich zu ihm kam, Stoff zu komischen Einfällen, und besonders war es ein viereckiges, etwa zwei Schuh breites Loch in der Decke, aus dieser in das obere Schlafstübchen führend, das ihn stets auf komische Weise beschäftigte, und von dem er die wunderlichsten Dinge berichtete. Der Hausbesitzer hatte vor, dieses Luftloch, das das Stübchen keineswegs zierte, zumauern zu lassen; allein Hoffmann litt dies durchaus nicht, weil die Späße, die er mit demselben trieb, dann aufgehört hätten. Es diente ihm nicht nur, wenn er z. B. sich im Schlafzimmer befand, und die Frau unten war, zur Konversation mit derselben; sondern auch zu allerlei komischen Ueberraschungen, die er ihr, bald durch das Hinabhängen eines langen Handtuchs oder Hinabwerfen eines Stiefelpaars und dergleichen bereitete."

Das Himmelbett mit den langen rotgeblümten Vorhängen, aus deren Faltenwürfen er so viele komische Physiognomien herausblicken sah,[1]) trägt die eingeschnitzten Buchstaben E. T. A. H. u. M. (E. T. A. Hoffmann und Micheline, dessen Gattin). Als Andenken nimmt sich Professor Elster ein Blatt mit Hoffmanns Handschrift, Noten aus der Undine, mit, die um den das Luftloch verschließenden Ziegelstein gewickelt waren.

Hiermit schließen die authentischen Nachrichten über Hoffmanns Bamberger Wohnung, das einzige Asyl des Dichters, das sich noch in seinem alten Bau bis auf unsere Zeit erhalten hat, und das sich als solches mit Bestimmtheit nachweisen läßt. Sein Königsberger Geburtshaus ist gefallen, sein Berliner Domizil, Tauben- und Charlottenstraßenecke, ist schon lange durch einen Neubau ersetzt, der seit kurzem sogar wieder das Opfer eines spekulativen Bauunternehmers wurde.

Lange stand ich mit dem Entschluß, einzutreten, ringend vor der kleinen dunkelgrünen Haustür, zu der drei Stufen emporführen, deren mittelste so stark ausgetreten ist, daß sie in ihrer stummen Sprache den Beweis erbringt, auch Ernst Theodor Amadeus Hoffmann habe etwas zu ihrer jetzigen Form beigetragen. Damals betrat ich aber noch nicht die denkwürdige Schwelle. — Der ganze Platz mit seinen alten Häusern hat noch dasselbe Aussehen wie vor hundert Jahren, und kein neueres Gebäude stört den Gesamteindruck. So wird es besonders begnadeten Leuten nicht allzuschwer, in milden Frühlingsnächten, wenn der Platz in feierlichem Schweigen verharrt, den Kapellmeister Kreisler am Dachstübchenfenster zu erblicken, wie er eine Pfeife rauchend nach den über den Mond huschenden Wolken schaut. Bisweilen bleibt das Fenster

---

[1]) Vielleicht eine Reminiszenz an Lichtenbergs Beschreibung eines sonderbaren Bettvorhangs, s. Vermischte Schriften 1800, Bd. I, S. 378.

leer. Dann steht aber unten auf dem Platze ein großer schwarzer Hund unbeweglich, Pollux-Berganza, und starrt wartend nach dem geschlossenen Fenster. —

Schräg dem Hause gegenüber steht ebenfalls unverändert das alte Theater, in dem Hoffmann als Musikdirektor, Regisseur und Dekorationsmaler tätig gewesen war. Daneben befindet sich das Theaterrestaurant, das ehemalige „Gasthaus zur Rose", wo der Vielbeschäftigte so manche vergnügte Nacht durchzechte, und noch heute besteht der durch das Phantasiestück „Don Juan" historisch interessante Verbindungsgang, ebenso wie die Fremdenloge, in der ich aber — ich muß sagen: zum Glück — nicht jene Oper, sondern nur mit ironischem Entzücken den Suppéschen „Boccaccio" genossen habe.

Eine einzige Stelle in, oder richtiger vor Bamberg trägt eine Gedenktafel an den Dichter: das ist ein kleiner halbrunder Turm auf der Altenburg, über dessen Tür ein schmales Holztäfelchen hängt mit der Aufschrift: „Amadäus Hoffmann-Stube". Innen hängt die billige Reproduktion eines kleinen Oelgemäldes, auf dem Hoffmann sich als Virgil und den Medizinaldirektor Marcus als Dante dargestellt hat,[1]) wie er ihn offenbar von der Höhe der Burg herab auf die Schönheit des unter ihnen liegenden Landschaftsbildes aufmerksam macht.[2]) Auf dieser Kopie ist zu lesen: „Ernst Theodor Amadäus Hoffmann, Novellist, 1808—1813, Musikdirektor in Bamberg, wohnte, dichtete und malte in diesem Turme", und: „F. A. Marcus und Amadäus Hoffmann, nach dem Original in der königlichen Bibliothek in Bamberg. 1812 als Gast seines Freundes Dr. Adalbert Marcus". Dieser hatte damals die Burgruine gekauft, und jener während eines Sommers vier Wochen in diesem, etwas abseits vom Hauptkomplex liegenden, Türmchen gewohnt, den er mit Fresken aus dem Leben des Grafen Adalbert von Babenberg geschmückt hatte. Diese sind aber schon im Jahre 1818 der Zerstörung anheimgefallen.

Der Januar des Jahres 1907 sah mich wieder in Bamberg. Diesmal hatte ich mir fest vorgenommen, das Innere des Hoffmannschen Wohnhauses zu besichtigen. Oft schritt ich an dem kleinen Häuschen vorbei, ohne den nötigen Mut zum Eintritt entwickeln zu können. Ich war verlegen um die Begründung des Besuches. Eine halbe Stunde vor Abfahrt meines Zuges drückte ich entschlossen die Klinke. Aus dem Adreßbuch wußte ich, daß die jetzigen Bewohner eine Tagelöhnerswitwe und ein Zugführer waren. Der letztere kam mir auf dem schmalen Hausgange entgegen. Meine abenteuerlich erlogenen Vorwände ließ ich angesichts der Tat fallen und rückte mit der Wahrheit heraus, da ich dachte, daß vielleicht auch noch andere Leute sich schon für diese Stätte interessiert hätten. Jedoch entpuppte sich der Inwohner als völliger Ignorant, und seine Tochter sah mich trotz meiner Scherze mit einem tiefernsten Gesichte an, in dem sich zuerst Zweifel am Grunde meines Besuches, später, als sie sich von der Wahrheit meiner Aussagen überzeugt haben mochte, Bedauern und tiefes Mitleid mit meinem Geisteszustand malten.

Die historische Wohnung des zweiten Stockwerkes wollte mir der Mann durchaus nicht zeigen, die sie bewohnende Tagelöhnerswitwe mochte sie wohl schrecklich entheiligt haben. Nur soviel erfuhr ich, daß ein Loch in der Zimmerdecke nicht mehr existierte. So sah ich nur das dem obern völlig ähnliche Gemach des ersten Stockwerks. Es war gar nicht so übermäßig klein, hatte

[1]) Man kommt unwillkürlich zu dieser Deutung, obwohl Marcus im Gegensatz zu Hoffmann, der ein herabwallendes Gewand trägt, in gewöhnlicher Kleidung ist. Die Kopie (sie findet sich auch in dem Werke von Leitschuh, Franz Ludwig von Erthal), soll sich jetzt in einer Art Kuriositätenkammer auf der Altenburg befinden, die mir s. Zt. aber nicht zu Gesicht kam.

[2]) der die Bamberger Hölle zeigt? —

eine angenehme quadratische Form und erhielt reichliches Licht durch die zwei Fenster.

Als ich den freundlichen Mann und das denkwürdige Haus verließ, fühlte ich, wie die stille Tochter drei Kreuze hinter meinem Rücken machte. So kümmerte sich also niemand mehr um Hoffmann und seine Wohn- und Wirkungsstätte, ja man wußte wohl garnicht darum. Noch im Jahre 1835 schreibt Kunz, daß sich eine Menge Freunde nach Hoffmanns Wohnung führen ließen und wenigstens von außen das Stübchen betrachteten, „in welchem Kreisler-Hoffmann lebte, komponierte, dichtete und phantasierte, und das Fenster, aus welchem der Geniale sich mit seinen blitzenden Augen täglich nach dem Wetter umsah und behaglich sein Pfeifchen rauchte.“ —

Um ganz sicher zu gehen und um den Beweis zu erbringen, daß ich mich in der Feststellung des Hauses nicht irrte, wandte ich mich noch an den Bamberger Magistrat. Die Auskunft wird, auch ohne die Erwähnung des Dichters als Inwohner, genügen:

Es wird konstatiert, daß das Haus des Hofmusikers Kaspar Wahrmuth (Hoffmanns Hausherrn), welcher am 22. April 1837 dahier verstarb, heute die Nummer 26 des Schillerplatzes führt.

Ferner, daß sich der „Bestand des Hauses“ bis zum Jahre 1767 zurückverfolgen läßt. Es gehörte zu dieser Zeit dem Regierungsadvokaten Johann Jacob Schwend, war „3gäthig“ und hatte vier Zimmer und drei Kammern. — Damit sind wir sicher, keinen Neubau vor uns zu haben.

Es ist interessant, daß die Elster-Kunzsche Schilderung, wie sie bei ihrem Besuche den Hofmusikus tot in Hoffmanns Bette finden, eine poetische Lizenz ist. Elster kam, wie schon erwähnt, erst im November 1837 nach Bamberg.

Zum Schluß noch die notwendigen Daten:

Hoffmann, der im Jahre 1807 infolge des französischen Einfalls in Polen seine Warschauer Stelle als preußischer Regierungsrat verloren hatte und keine andere Anstellung wegen des nunmehrigen Beamtenüberschusses erhalten konnte, ging als Musikdirektor auf eine Berufung des Grafen Soden an das Bamberger Theater. Am 1. September 1808 traf er ein. Zuerst wohnte er Zinkenwörth 56 beim Schönfärber Schneider dreiviertel Jahr, nicht wie Kunz irrtümlicherweise angibt: nur wenige Wochen, denn ein Brief an Hitzig vom 25. Mai 1809 trägt noch die ebengenannte Adresse. Ungefähr Anfang Juni bezieht er das Häuschen auf dem Theaterplatze, jetzt Schillerplatz Nr. 26, das er bis zum 21. April 1813 nicht wieder verließ. Dann ging er als Musikdirektor der Secondaschen Truppe nach Dresden. —

Vielleicht wird es sich ereignen, daß man sich auf diesen Aufsatz hin auch in Bamberg ein wenig mehr um Hoffmann und das Haus kümmert. Vielleicht erhält es 1908, oder richtiger 1909, wo es sein hundertjähriges Jubiläum feiern dürfte, sogar eine Gedenktafel. Obgleich dies nun nicht weiter schaden könnte, so ist es gewiß nicht durchaus notwendig, denn einmal ist Hoffmann kein sogenannter Nationaldichter, dann war er niemals ein Mann der Menge, die er sogar haßte und verachtete. Nie hat er sich um das Lob und den Tadel der Allgemeinheit bekümmert und ist seinen Weg unbeirrt gegangen. Warum also sein Gedächtnis einem Volke wachrufen, das ihn nicht würdigt und versteht? — Und für die wenigen, die ihn lieben, bedarf es einer solchen Aeußerlichkeit nicht. Er braucht kein Denkmal aus Erz und Stein, wie die, deren Namen und leider so oft auch Taten mit der Zeit versinken, in der sie gelebt und für die sie gearbeitet haben.

Der Kampf um Rom.

Historischer Roman von Ricarda Huch.

10.

Im Sommer, als Garibaldi als Gast im Hause Cairoli sich aufhielt, erhielt er einen Brief von Mazzini, in welchem dieser ihn beschwor, die Aktion fortzusetzen, und zwar so, daß er zunächst Venedig angriffe, während es Rom anbelangend besser wäre, zu warten, bis die französischen Truppen, die es noch immer seit dem Jahre 1849 besetzten, von dort zurückgezogen wären. Gerade jetzt, schrieb er, dürfe man nicht nachlassen, wo in einem großen Teile Italiens die Wünsche der Unzufriedenen erfüllt wären; nun trete, so sei der Mensch, nach den Erregungen und Anstrengungen der letzten Jahrzehnte Abspannung ein, Behaglichkeit und Vergnügungssucht verbreite sich unter denen, die früher zu den erhabensten Opfern bereit gewesen seien. Ausgegangen sei die Revolution von den höheren Ständen, diese hätten, ein glänzendes Leben preisgebend, ohne Hoffnung auf Erfolg, ihr Blut vergossen. Jetzt predige diese Klasse Mäßigung, es sei gemein geworden, rebellisch zu sein, und Königstreue und festliche Sattheit seien die Abzeichen der feinen Menschen geworden. Diejenigen, die bisher die Anführer der Kämpfe gewesen seien, sollten wachsam sein, daß das Feuer nicht ganz erlösche, sollten nicht nachlassen, zu erinnern, daß noch etwas zu tun übrig sei. Wenn die Nation nicht sofort und mit Nachdruck zeige, daß sie selbst den jetzigen Zustand noch nicht für vollendet halte, würde sich ein europäischer Kongreß beeilen, die bestehenden Verhältnisse zu sanktionieren.

Garibaldi las den Brief mit unbestimmtem Mißtrauen; er wollte nichts davon hören, daß zuerst Venedig erobert werden sollte: eben weil durch den Angriff auf Rom Napoleon gereizt werde, wollte er es angreifen. Es empörte ihn, überall dieser Rücksicht auf Napoleon zu begegnen; auf Augenblicke fühlte er mehr das Bedürfnis, dem Kaiser zu zeigen, daß nicht alle Italiener ihn fürchteten, als Rom zu befreien. Wenn er trotzdem zögerte, war es, weil er begriffen hatte, daß es Viktor Emanuel zukäme, selbst Vollender seines Reiches zu sein, und daß es ihm zieme, zur Seite zu stehen. Er liebte es an Viktor Emanuel, daß er nicht nur den Namen des Königs tragen, sondern auch königliche Taten tun wollte, und wenn diese nur getan wären, hätte er sich gern, so glaubte er, mit dem Teil des gehorchenden Soldaten begnügt; aber daß der König sich mit Menschen umgab, die ihn daran hinderten, statt ihn darin zu fördern, erbitterte ihn und ließ ihn immer wieder zweifeln, ob er

nicht dennoch selbst handeln müsse, wenn dem Volke sein Vaterland werden sollte. Daß er zum Schwerte greifen würde, wenn das Maß der Geduld voll wäre, stand ihm fest; aber er fühlte noch nicht, daß der Augenblick da sei, und wollte sich ihn nicht von Mazzini vorschreiben lassen. Es mißfiel ihm an Mazzini, daß ihm jeder Zeitpunkt zum Handeln gleich gut galt, und er sah es für einen Beweis an, daß er, außerhalb der Geheimnisse des Lebens stehend, etwas Fruchtbares zu schaffen nicht fähig sei. Auch daran wollte er nicht glauben, daß die Menschen sich verändert hätten, und daß eine Zeit kommen könnte, wo nicht Begeisterung und Opferwilligkeit genug mehr in Italien aufzubringen wäre, um den Befreiungskampf zu Ende zu kämpfen. Er wußte wohl, daß die Männer, die in den hohen Aemtern saßen, die, welche regierten und sich in die Beute der Freiheitskriege geteilt hatten, den Frieden zu erhalten wünschten; aber er dachte, das sei im Grunde niemals anders gewesen. Er erinnerte sich, wie er im Jahre 1848 bei Fürsten und Ministern um die Erlaubnis, Italien zu befreien, betteln gegangen war, und wie sie mit nichts als Bedenken und Ausflüchten darauf geantwortet hatten. Er hatte Cavour wie einen Heiland verehrt, weil er willens gewesen war, zu handeln, freilich mit der Macht Napoleons zum Schutze hinter ihm. Was kümmerte es ihn, da er aller dieser Menschen nicht bedurfte? Nur das Volk, das mit dem Frieden keine Genüsse zu verlieren hatte, sei immer bereit, so schien es ihm, Großes zu wagen, und darin ändere sich nichts. Er dachte an die Reise durch Oberitalien zurück, die er im Frühling wegen der Schützengesellschaft unternommen hatte, und welchen Beweis von Anhänglichkeit und kriegerischer Gesinnung das Volk ihm freiwillig gegeben hatte. Der ungeheure Jubel, der ihn in Mailand, Moroza, Como, Lodi, Cremona umflutet hatte, strömte in seinem Gedächtnis zusammen, so daß es war, als woge die lombardische Ebene von Männern und Frauen, die seine Stimme mit einem überschwänglichen Echo zurückgaben: Wir sind dein! Nimm uns selbst und unsere Kinder! Aber führe uns nach Rom! Wie er oft, wenn er am Meere saß, in das Wühlen des Wassers starrte, das sein Herz schaukelte und seine Gedanken verschlang, ließ er sich in die Bilder versinken, die vor ihm strahlten. Er sah die Fluren Italiens von Schwertern blitzen, die alten Straßen der Römer durchgossen von der strahlenden Jugend des neuen Reiches, eine unerschöpfliche, unbesiegbare, weltbeherrschende Macht. Darum, dachte er, warf sich das Volk, wenn er erschien, zu seinen Füßen, fast wie vor einem Gotte anbetend, weil sie wußten, daß er ihre Sehnsucht, kräftig und frei zu sein, erfüllen wollte; weil er die Schätze an Mut, Stolz und Todesverachtung, die sie in ihrer Brust bargen, kannte und darauf vertraute, darum ließen sie ihn zum äußersten damit schalten. Da Jahrhunderte der Knechtschaft den Heldenmut des Volkes nicht zu ersticken vermocht hatten, würde er auch jetzt derselbe bleiben, ob er in Monaten oder Jahren das Zeichen gäbe: kommt, es ist Zeit. Noch konnte er warten, davon war er überzeugt, und wollte es; er wollte dem Könige Zeit lassen, sich den Lorbeer vom Kapitole mit eigener

Hand zu brechen, wie schwer es ihm auch fiele. In dieser Stimmung beschloß er, nach Caprera zurückzukehren; denn es kam ihm vor, als sei er auf der Insel mehr geschützt vor den Menschen, die seine Sicherheit störten, indem sie ihn nach ihrem Gutdünken treiben oder zurückhalten wollten.

Unterwegs hielt er sich in Turin auf und besuchte den König und den Minister Rattazzi. Sein Gespräch mit dem König war kurz; derselbe erwiderte, daß er Rom und Venedig nicht aus den Augen verliere, daß er am liebsten beide sofort mit dem Schwerte erobern würde, daß es aber der politischen Verhältnisse halber nicht angehe, und daß Garibaldi sich wie er selbst bescheiden und warten möge. Dagegen hielt Rattazzi den General Longe mit liebenswürdigen Reden fest. Er begriffe wohl, sagte er mit einem Seufzer, warum Garibaldi für die Diktatur sei, damit freilich ließe sich etwas erreichen. In Italien dünke sich jeder ein wenig Diktator sein zu können, da sei Cavour gewesen, da seien Ricasoli, Farini und andere, von denen jeder meinte, er allein vermöge das Heil zu bringen. Er habe den Trieb nicht, alle zu beherrschen, seine Absicht sei, den Volkswillen zu vertreten; freilich müsse er auch manche Rücksicht nehmen, aber er hoffe doch das Notwendige zu erreichen, wenn auch langsamer, als ein imperatorischer Wille vermocht hätte. Garibaldi fragte, wie er sich verhalten würde, wenn ihm einer Rom und Venedig bedingungslos als Geschenk überreiche, so wie es mit Sizilien gewesen sei. Ja, antwortete Rattazzi, Wunder geschähen nicht alle Tage. Freilich, eine schönere Lösung könne man sich nicht denken, als wenn plötzlich ein Gott die Hand durch die Wolken strecke und das Ersehnte so ordne, daß alle sich beugen müßten. Der Gedanke tauchte in Rattazzi auf, daß man nicht wissen könne, ob Garibaldi nicht wider Erwarten noch einmal einen glücklich wundervollen Fischzug tun könne, und daß es ihm zur Unehre würde angerechnet werden, wenn er sich ihm widersetzt hätte. Es sei schwer für einen anderen, fuhr er fort, sich da einzumischen; denn das Wunder könne niemand regieren, wenn es da sei, müsse man sich dazu fassen. Garibaldi solle nicht glauben, daß er die Franzosen fürchte, seine Unabhängigkeit habe er dadurch bewiesen, daß er gegen die Abtretung Nizzas gestimmt habe. Dem Könige sei es Herzenssache, sich gegen den Kaiser, als seinen Verbündeten, dankbar zu zeigen und das sittliche Gefühl des Volkes nicht zu verwirren, indem er es in Feindschaft zu der Nation bringe, die ihm in der Not geholfen habe; schließlich sei diese Dankbarkeit Viktor Emanuels ein Trieb, den man schonen und ehren müsse. Uebrigens möge Garibaldi überzeugt sein, daß er sich mit dem Schicksal der mitbefreiten Provinzen fortwährend beschäftige, und daß er auf des Generals Beistand rechne; vielleicht sei der Tag nicht fern, an dem er ihn bitten würde, die alten Heldentaten zu erneuern. Umgekehrt könne auch Garibaldi auf ihn zählen; sie wollten beide dasselbe, und er wisse, daß Garibaldi nichts für Italien Verderbliches beginnen werde.

Als er geendigt hatte, kam es ihm vor, als sei er zu weit gegangen und habe Garibaldi vielleicht zu Taten ermuntert, die ihm Verlegenheiten

bereiten würden. Immerhin schien ihm die Gefahr nicht groß zu sein; da er selbst zwar stets geschäftig war und seine Hand in vielerlei Betrieben hatte, aber niemals etwas so abschließendes und folgetragendes tat, daß man es Handeln hätte nennen müssen, glaubte er nicht an Ereignisse der Willkür, von wie vielen er auch schon Zeuge gewesen war, sondern meinte, es werde sich schon alles geben und im Sande verlaufen, besonders wenn er da sei um aufzupassen. Auch machte Garibaldi ihm einen so angenehmen Eindruck, daß er nicht anders konnte, als ihm sagen was er gern hörte. Das bescheidene Auftreten des vor kurzem gewaltigen Mannes hatte für ihn etwas rührendes; er hatte etwas von einem Kinde an sich, das die Verständigen sprechen läßt und auf seine Art darüber phantasiert. Dazu kam, daß er sich sagen konnte, es sei die Hauptsache, ihn bei guter Laune zu erhalten und sich sein Vertrauen zu sichern, weswegen er denn am Ende überzeugt war, die richtige Sprache geführt zu haben.

Garibaldi kam in unzufriedener Stimmung nach Caprera zurück. An einem der nächsten Nachmittage spielte er mit seinen Söhnen und mehreren jungen Männern, die zu Besuche auf der Insel waren, Boccia, ein Spiel, welches darin besteht, daß mit Kugeln nach einer festliegenden Kugel, die als Ziel dient, geworfen wird. Er hatte einen Platz am Strande dafür hergerichtet, weil ihm das Spiel besonderes Vergnügen machte, so daß er Stunden dabei zubringen konnte. Allein an diesem Tage ließ er die Gesellschaft bald allein und warf sich etwas abseits in den Sand, wohin ihm niemand folgte. Er konnte von dort aus das Treiben der jungen Leute beobachten, aber er wendete sich dem Meere zu und dachte an andere Dinge, erst allmählich wurde seine Aufmerksamkeit wider seinen Willen dorthin gezogen. Die Freunde hörten nämlich auf zu spielen, tranken Kaffee, rauchten und plauderten, wobei ein ausgelassenes Gelächter oft die Worte übertönte. Ein junger Mann aus Udine, der in Sizilien und Neapel tapfer mitgekämpft hatte, besaß die Gabe, Menschen nachzumachen, und belustigte die übrigen, indem er eine Reihe von Leuten, die an dem Kaffeehause vorübergingen, wo er täglich ein paar Stunden zu sitzen pflegte, auf diese Weise vorführte. Dann schilderte er einen Priester, einen eifrigen Anhänger des Papstes und Feind des neuen Italien, der infolge großer Schwächen des Geistes und Charakters sich zur Zielscheibe von Neckereien eignete, und dessen Umgang aus diesem Grunde gepflogen wurde. Er, der Erzähler, und mehrere Freunde hatten dem Priester Briefe geschrieben, wie wenn sie von einer Dame herrührten, ihn bald hierhin, bald dorthin bestellt und in die Irre geführt und abends, nachdem er getrunken hatte, sich die gehabten Enttäuschungen und neu erregten Hoffnungen erzählen lassen, was er nun mit den Grimassen und Geberden des Gefoppten darstellte.

Wie Garibaldi Bruchstücke dieser Unterhaltung auffing, verfinsterte sich seine Laune. Es schien ihm unbegreiflich, daß sich junge Männer auf so rohe und alberne Weise belustigten, und unmöglich, daß sie zu großen Dingen noch fähig sein sollten. Waren solche Menschen etwas anderes als Tiere,

die schwatzen konnten? Wenn er mit einem Hammer auf ihre Herzen schlüge, würde Fett herausspritzen, nicht Feuer herausschlagen. Es fiel ihm ein, ob vielleicht doch die Muße des Friedens verderblich entnervend wirke? Er stand auf und ging zwischen ein paar Hügeln hindurch in das Innere der Insel hinein, bis er von den jungen Leuten nichts mehr sah und hörte. Auf einer Felsenhöhe blieb er und blickte, im braunen Gestrüpp des Ginsters liegend, auf das blendende Meer.

Es würde ihm jetzt wohler sein, dachte er, wenn er von Italien fort wäre; auf weiten Fahrten hatte sich oft in Zeiten des Unmuts sein Herz geheilt. An Gelegenheit fehlte es nicht; denn nicht nur daß er nach Griechenland gerufen war, es war auch davon die Rede gewesen, daß er die Unruhen in den Donauländern unterstützen solle, wodurch Oesterreich geschadet, mittelbar Italien geholfen würde. Indessen er hatte, als er den Gedanken an Amerika aufgab, zugleich auf alle anderen Pläne, die ihn von Italien entfernten, verzichtet und was dieser Art an ihn gelangte, abgelehnt; auch bereute er es nicht, aber es ging ihm wieder durch den Sinn. Er träumte sich auf ein Schiff, das rauschend das blanke Wasser durchschnitte und in die flimmernde Ferne vorstürzte: das war wie auf ungezähmtem Pferde die Prairie zu durchjagen. Sein Herz schlug leichter; er schloß die Augen halb, so daß von der Oberfläche des Meeres her wie von einem besonnten Diamanten Blitze durch seine Lider zucken konnten. Als er sie endlich ganz schloß, war er weit von Caprera, und sah aus dem blauen Bade die weißen Paläste von Palermo auffsteigen, wie ein Diadem gebogen, eine stille, schöne Erscheinung. Er blieb eine lange Weile mit geschlossenen Augen liegen, um von dem Frieden und Schimmer, in dem das Bild schwebte, sich überfließen zu lassen.

In heiterer Stimmung gesellte er sich wieder zu den jungen Leuten und teilte ihnen mit, daß er eine Seereise vorhabe; wer ihn begleiten wolle, möge sich bereit machen, denn es gehe schon in den nächsten Tagen fort. Sie waren überrascht und hätten gern gefragt, welches das Ziel der Reise sei; aber selbst Menotti, Garibaldis Sohn, hatte nicht den Mut, seinen Vater danach zu fragen. Als sie unter sich waren, sahen sie sich betroffen an und fragten Menotti, ob er wisse, was im Werke sei; er antwortete, daß er es nicht ahne und ebenso bestürzt sei wie sie selbst. Auch als man unterwegs war, äußerte sich Garibaldi gegen niemand über seine Absichten; er war sehr heiter und wohlwollend, aber meistens schweigsam und in sich vertieft. Eines Abends, da die Freunde auf dem Verdeck zusammensaßen, sagte Guerzoni, ein junger Offizier, ihn lasse die Furcht nicht los, daß es nach Rom gehe; er fürchte es, denn die Regierung werde es nicht dulden, so könne nur Unheil daraus entstehen. Menotti entgegnete, Rom liege wohl seinem Vater warm im Sinn, aber er denke doch jetzt nicht daran, zu handeln, erst kürzlich habe er gesagt, er lasse sich nicht binden, aber er wolle sich auch nicht treiben lassen; freilich könne er auch nicht erraten, wohin es jetzt gehe. Missori, einer der Kühnsten und Tüchtigsten von den Tausend, sagte, er kümmere sich nicht darum; Gari-

baldi sei wie das Leben, das einem tapferen Mann, der sich ihm ergeben habe, Kampf und Glück und leuchtende Augenblicke verleihe, und schlimmeres nicht als ehrenvollen Tod; was ihn betreffe, er folge ihm, sei es gegen die Türken oder nach dem Pole.

Nicht einmal der alte Ripari, der mit war, kannte das Ziel der Fahrt; er beobachtete Garibaldi so gut er konnte, ohne daß es diesem auffiel, wenn er mit den Matrosen verkehrte oder selbst zugriff; oft stand er allein auf der Schiffsbrücke in seinem Mantel, der um ihn wehte, so still, als wäre sein Körper untätig, während seinen Geist ein Traumbild bezauberte. Die fortwährend eingehaltene südliche Richtung ließ Ripari endlich die Möglichkeit erwägen, daß es nach Griechenland gehe, und er enthielt sich nun nicht mehr, Garibaldi zu fragen, ob es sich so verhalte; denn seine Sorge, der General könne Italien auf unberechenbare Zeit verlassen, überwog die Zurückhaltung. Garibaldi erwiderte, er denke nicht an Griechenland, es handle sich um einen Besuch in Sizilien; er habe Sehnsucht dahin gehabt und beschlossen, hinzureisen, da er ja zu Hause nichts versäume und seine Gegenwart der Insel nützen könne.

Man sagt, als Garibaldis Fuß die sizilische Erde betreten habe, erbebte sie, ihr Glutberg kochte und ihr goldener Atem schlug aus den Vulkanen. Wie wenn ein Löwe, der gefangen war, wieder in die Wüste kommt, und die Hügel unter dem Tritt ihres Königs zittern, der Wind aufflammt und den siedenden Sand singend durch die Luft jagt, der Heimgekehrte aber, seiner Kraft und Wildheit sich entsinnend, die Mähne schüttelt und mit todbringenden Augen den Umkreis mustert, so, sagt man, hätten die Insel und ihr Herr sich erkannt und berauscht.

Er zog auf derselben Straße in Palermo ein, die er vor zwei Jahren mit den Tausenden gekommen war; vor dem Tore bei der Admiralsbrücke, wo der Kampf am heftigsten und blutigsten gewesen war, ließ er den Wagen halten, in dem er fuhr, und sah sich um. Die Brücke, in vergangenen Jahrhunderten von den Sarazenen erbaut, stieg in spitzen Bogen über den ausgetrockneten Boden; das gelbliche Gestein, aus dem sie besteht, wies im grellen Lichte Spuren des Alters, das sie aber nicht zerstört, sondern dauernder gemacht zu haben schien; sie glich dem versteinerten Gerippe eines aus Fabelzeiten übriggebliebenen Geschöpfes, durch dessen morsche Poren die Sonne sickerte. Von den Bergen, die die Stadt umkränzen, schimmerten einige im stärksten Lichte, die andern, die im Schatten standen, waren kalt unter der Bläue des Himmels; die Götter des Lebens und des Todes schienen an dieser Stelle Wache zu halten und feierlich jubelnde Töne gegeneinander zu singen. Nun war es, als führe die Brücke in ein Reich, das durch einen himmlischen Balsam unverweslich gemacht und der Vergänglichkeit entrissen sei. Garibaldi ließ den Wagen langsam fahren. Als er des Tores ansichtig wurde, das sie erstürmt hatten, dachte er an Tukery, den edlen und tapferen Ungarn, der ihm teuer gewesen und der dort von der Kugel getroffen war, an der er nach

einigen Tagen in Palermo starb; ihm war es zu Mute, als würde er ihm dort begegnen.

Der Platz, wo er damals Halt gemacht, die Berichte der Offiziere in Empfang genommen und Weisungen gegeben hatte, trug noch Spuren der Geschoße, die ihm gegolten hatten. Er erinnerte sich, wie er dort am Brunnen stand, allein mit wenigen Getreuen in der großen, unbekannten Stadt, mit einem Gefühl, wie er es in Stürmen auf dem Meere gehabt hatte: daß die Bretter unter ihm zerbrechen und alle seine Gefährten neben ihm untergehen könnten, daß er stehen werde, bis die letzte Planke weggerissen sein würde, bis sein Herz erlahmte und das Licht erlöschte. Dann hatten plötzlich die Glocken, das Herz der gefangenen Stadt, angefangen zu läuten und die Häuser gesprengt, die wie Gräber dagestanden hatten, wonach der Todeskampf begann, der mit Sieg geendet hatte.

Garibaldi saß still erinnernd im Wagen. Das Blau des Himmels über ihm war fast so schwarz wie Blut, ein Abgrund, aus dem die Ewigkeit in stillen Strömen herunterflutete. Der Jubel des Volkes, das seinen Wagen umdrängte, klang ihm wie ein ferner Gesang, der lautete: Wir haben dich erwartet, den Bringer großer Tage! Unsere Herzen rauchen wie Altäre, die Blätter unserer Bäume klirren wie Schwerter, unser Meer rauscht von Göttern und Helden!

Die königlichen Prinzen, die sich, ohne daß Garibaldi es gewußt hatte, in Palermo aufhielten, verließen am folgenden Tage die Stadt in dem Gefühle, daß es ihnen nicht anstehen würde, zuzusehen, wie das Volk von Sizilien seinem Imperator huldigte. Garibaldi wurde belagert: alte Freunde und neue Verehrer eilten zu ihm und trugen ihm Klagen über die italienische Regierung zu, die wohl grausam genug sei, jede Widerspänstigkeit gegen die neuen, unverstandenen Gesetze mit Härte zu bestrafen, aber nicht kräftig genug, um die Anmaßungen Frankreichs und Oesterreichs abzuwehren und Rom und Venedig zu befreien. Er antwortete allen begütigend: es werde sich zeigen, daß der König Mut habe und Italien liebe; inzwischen soll sich ein jeder zu neuen Gefahren und Opfern bereithalten; denn man solle nichts von andern, alles von sich erwarten und verlangen.

Seit es bekannt geworden war, daß Garibaldi Caprera verlassen hatte, herrschte Unruhe in Italien; die Garibaldiner, die gewohnt und gewillt waren, ihrem Führer überall zu folgen, warteten auf seinen Ruf, doch nicht ohne Besorgnis, die Anhänger der herrschenden Politik fürchteten eine Unterbrechung des Friedens, verwünschten den Eigenmächtigen und hofften im stillen seinen Sturz als Folge seines noch unbekannten Vorhabens. Seine Ankunft in Sizilien schien zwar zu beweisen, daß es auf einen unmittelbaren Angriff auf Rom oder Venedig nicht abgesehen sei; aber die Spannung und Ahnung aufregender Ereignisse blieb in den Gemütern. Die Berichte über die in Palermo herrschende Begeisterung las man mit Unwillen, einmal müsse es doch, so fand man, mit der Ausnahmestellung, die Garibaldi inne habe, ein Ende

haben. Größte Bestürzung rief vollends das Bekanntwerden seiner Rede hervor, die der General bei Gelegenheit einer Parade der Nationalwache gehalten hatte, in der er das Volk aufforderte, Rom aus den Händen Napoleons zu befreien, der es unter heuchlerischen Vorwänden aus Herrschsucht und Habgier besetzt halte, und gegen den, wenn es nötig sei, eine neue Vesper müsse entfesselt werden. Ohne einen erkennbaren Anlaß war plötzlich der verhaßte Name aus einer seiner kurzen Ansprachen hervorgeschossen, beleidigende Ausdrücke des Zornes und Hasses nach sich ziehend. Hier schien eine unbezähmbare aufspringende Flamme und jähe Erschütterung das Bevorstehen einer Katastrophe zu verraten, und ein angstvolles Gefühl, Vorkehrungen zum Schutze treffen zu müssen, griff in den Kreisen der Regierung um sich.

Napoleon zwar, als er von dem Vorfall hörte, war so gestimmt, daß er mit kaiserlicher Gelassenheit erklärte, der Angriff von seiten einer Privatperson, wie Garibaldi sei, könne keinen Einfluß auf seine Politik haben. Nichtsdestoweniger beschäftigte sich das Parlament nur noch mit dieser Angelegenheit, denn es war klar, daß der Kaiser anders denken würde, sowie Garibaldi von kränkenden Worten zu kriegerischen Taten überginge. Urbano Rattazzi, der Ministerpräsident, blieb kühl unter den Tiefbewegten und Besorgten, und begegnete den stürmisch auf ihn eindringenden Forderungen, dies oder das zur Vorsorge zu tun, mit beinahe spöttischem Gleichmute. Er hatte eine so große Meinung von der Ueberlegenheit seines Verstandes, daß er die Notwendigkeit, ihn auch wirken zu lassen, leicht vergaß und an und für sich schon alles damit getan glaubte. Außerdem dachte er, der Weg von Sizilien nach Rom sei weit genug, daß sich darauf vieles zerschlagen und im Sande verlaufen könne; jedenfalls wolle er nicht, ohne daß es nötig sei, einen öffentlichen Aufruhr machen und Garibaldi vor den Kopf stoßen, den er schließlich immer noch von einer Torheit oder Verwegenheit zurückhalten könne.

Statthalter Siziliens war zu der Zeit der alte Pallavicino, der den Sizilianern durch seine Freundschaft mit Garibaldi empfohlen war, eben dadurch aber dessen offenen und versteckten Gegnern verdächtig. Es wurde ihm bitter verargt, daß die leidenschaftlichen Worte gegen Napoleon in seiner Gegenwart hatten ausgesprochen werden können, und er schien der beunruhigten Regierungspartei keine Bürgschaft für den Frieden mehr zu sein. Die einlaufenden Nachrichten bestätigten die Befürchtungen mehr und mehr; Garibaldi unternahm eine Reise mitten durch Sizilien und besuchte die Orte, durch die er auf seinem Zuge mit den Tausend gekommen war, getragen von hoher Flut anbetender Ergebenheit. Man fragte sich, wohin das Volk, das die Gegenwart des tatenbrütenden Mannes außer sich versetzte, mit seiner rasenden Begeisterung ziele; was er selbst mit diesen Massen vorhabe, die sich ihm blind mit Gut und Blute anboten? Eines Tages geschah es, daß jemand aus der Menge, die Garibaldi zujubelte, gleichsam seine Anrede beantwortend ausrief; Roma o morte, Rom oder Tod! vielleicht ohne der Tragweite dieser Worte sich bewußt zu sein; es war, wie wenn die Erde selbst, von ihres Befreiers

Füßen zauberkräftig berührt und entzündet, das Geheimnis seiner Seele geweissagt hätte. Dieser Ruf wurde sofort von zahllosen Lippen wiederholt, als wären die Herzen längst davon voll gewesen, und Garibaldi nahm ihn als eine Darbringung vom Munde des Volkes.

Nun konnte auch Rattazzi die schwebende Vermutung nicht länger abweisen; es begannen schon freiwillige Soldaten nach Sizilien zu eilen. Er sandte Briefe über Briefe an den Statthalter und die Behörden von Palermo mit Befehlen, die Umtriebe Garibaldis zu verhindern, aber in Wendungen und mit Zusätzen, die die ausgesprochenen Anweisungen abschwächten; der plötzlich auftauchende Gedanke machte ihn unsicher, daß Garibaldi doch vielleicht im Begriff sei, ein Wunder zu tun, und daß spätere Richter ihm vorwerfen könnten, es sei nicht auf sein Betreiben, sondern ihm zum Trotze geschehen. Auf das Gebot, Garibaldi an dem, was er vorhabe, im Notfalle mit Gewalt zu verhindern, antwortetete Pallavicino, man könne ihm, der Garibaldis Freund sei, nicht zumuten, Mittel wie gegen Räuber und Rebellen gegen den Helden Italiens anzuwenden; und dankte ab.

Inzwischen gingen die Freiwilligen ungehindert durch die Straßen Palermos, von den Bewohnern ausgezeichnet; die Warnungen und Verbote der Regierung wurden in ganz Sizilien weniger verachtet als unbeachtet gelassen, wie wenn sie zu einer verabredeten Komödie gehörten. Denn konnte man glauben, daß der König und das Land einen anderen Willen hätten als Garibaldi? Das geängstigte Parlament bewog bei der zunehmenden Gefährlichkeit der unerhörten Erscheinung den König, ein Manifest zu erlassen, in dem er Garibaldi und alle, die an diesem gegen seinen Willen unternommenen Feldzug teilnehmen würden, für Rebellen erklärte.

Garibaldi befand sich in Mezzojuso, einem kleinen Orte arabischen Ursprungs, etwa eine Tagereise von Palermo, als der Baron Correarsa, den er seit 1860 kannte, ihm die Nachricht von dem Erlasse des Königs brachte. Der Baron hatte sich selbst anerboten, Garibaldi zum Verzicht auf das nunmehr zum Untergange verdammte Unternehmen zu bewegen; denn er wollte nicht, daß der General gerade durch eine von Sizilien ausgehende Bewegung sich unglücklich machte. Er fühlte sich persönlich und im Namen seines Vaterlandes Garibaldi so sehr verpflichtet, daß er es fast wie den Druck einer Sklavenkette empfand, umsomehr, als er vor zwei Jahren als Anhänger des unmittelbaren Anschlusses an Piemont gewissermaßen zu seinen Gegnern gehört hatte. Es schien ihm deshalb, als sei seine Ehre dabei verpfändet, daß Garibaldi Sizilien nicht verlasse, um einem tragischen Schicksal, dem er nach Ausführung der verhängnisvollen Tat verfallen müsse, entgegenzugehen; und damit er sicher wäre, daß das Menschenmögliche in dieser Hinsicht versucht sei, wollte er selbst gehen und ihn zurückhalten. Da er nun gewöhnt war, teils durch seine Persönlichkeit, teils wegen seines Rufes und seines Namens die Menschen seinem Willen unterwürfig zu finden, dachte er nicht ernstlich an ein Mißlingen seiner Aufgabe; erst als er in einem Zimmer des Gasthofes,

wo Garibaldi wohnte, sich ihm gegenüber befand, bemächtigte sich seiner Unsicherheit und ein ihm fremdes Gefühl der Ohnmacht.

Er begann damit zu erzählen, daß nunmehr der neue Präfekt in Palermo eingetroffen sei, der von der Regierung mit weitgehenden Vollmachten ausgerüstet und angewiesen sei, die äußersten Mittel in Anwendung zu bringen, um Garibaldis Pläne zu hintertreiben. Es zeige sich, sagte er, daß die Regierung fest entschlossen sei, jetzt einen Zusammenstoß mit Frankreich zu vermeiden; man möge darüber denken, wie man wolle, so bliebe doch nichts übrig, als sich ihrem ausgesprochenen Willen zu fügen.

„Es war nicht immer wohlgetan, sich dem ausgesprochenen Willen der Regierung zu fügen", antwortete Garibaldi. „Wer weiß denn, ob das Manifest des Königs Napoleon gilt oder mir?"

Der Baron schüttelte den Kopf; nach dem Eintreffen des neuen Präfekten sei nicht mehr daran zu zweifeln, daß es der Regierung ernst sei, sagte er. Wäre er dessen nicht gewiß, würde er nicht gekommen sein. Garibaldi möge nicht den Bürgerkrieg über Italien bringen. Garibaldi richtete den Blick fest auf den Baron, indem er sagte; „Wer sich uns in den Weg stellt, wenn wir Rom befreien wollen, bringt den Bürgerkrieg über Italien, nicht ich!" Seine Züge hatten sich plötzlich verändert, sie schienen in einen ehernen Schild verwandelt zu sein, der Bitten und Drohungen gleicherweise zurückwerfen würde. Die erste Empfindung des Barons war, das Zimmer zu verlassen, um sich keiner Niederlage auszusetzen; aber er überwand sich und sagte, er sei nicht gekommen, um mit Garibaldi über Recht und Unrecht zu streiten, sondern um zu bitten. Er habe nie einen Menschen um eine Gunst gebeten, nicht den König, in seiner Heimat leben zu dürfen; ihn wolle er bitten, den Zug auf Rom aufzugeben. Er fühle sich mit allem, was er habe, in Garibaldis Schuld und sei bereit, mit allem, was er habe, zu zahlen. Er möge es ihm wie einem Flehenden eine Gnade gewähren, daß er die Unglückstat nicht tue. Der Baron hatte sich im Sprechen aufgeregt, sein sonst blasses Gesicht war gerötet. Da Garibaldis Miene sich nicht veränderte, fuhr er heftiger fort, auch er und viele seiner Freunde seien nicht mit allem einverstanden, was die neue Regierung vornehme; aber sie bemeisterten ihren Unwillen und fügten sich, da sie dem Könige von Italien gehuldigt hätten. Garibaldi solle nicht minder tun als sie. Er habe die Monarchie gewählt, weil sie der Wille der Allgemeinheit gewesen sei, das habe er selbst gesagt; nun aber setzt er sich Einzelnen gegen den Willen des Landes. Garibaldi unterbrach ihn mit starker Stimme: „Ich tue den Willen des Volkes! Das Volk will Rom. Ihr habt die Revolution gepriesen, als sie Euch Befreiung brachte, wenn sie andern das gleiche tun will, möchtet Ihr sie in Ketten legen. Wenn Ihr das vermöchtet, hätte ich nicht angefangen."

Nach einer Pause, während welcher er mit düsterer Miene an dem Baron vorüber aus dem Fenster sah, sagte dieser langsam: „Man merkt wohl, daß Ihr gewohnt seid, mit den Elementen zu kämpfen, und menschliche Gegner,

seien es gute oder schlechte, gering achtet." Garibaldi horchte auf, wendete sich dem Baron zu und erwiderte: „Ihr wollt mich mahnen, daß ich ein Matrose gewesen bin? Ihr habt Recht; aber Ihr werdet auch wissen, daß wir vom Meere, wenn wir auch ungestüm und rücksichtslos sein können, doch grade Herzen und warme haben. Um Garibaldis willen, dessen seid gewiß, sollen keine Schlachten mehr zwischen Italien und Italien geschlagen werden." Er lächelte bei diesen Worten auf seine zugleich stolze und kindliche Art so gewinnend, daß Correarsa ihm die Hand bot und mit Beschämung sagte: „Ich bin gekommen, Euch zu überreden, und Ihr überwindet mich. Dennoch bin ich nicht ruhig; über Euch oder über Italien muß Unheil kommen, wenn Ihr Euren Willen nicht opfert."

Garibaldi öffnete das Fenster, an dem er stand, und das auf den Marktplatz des kleinen Ortes herausging. Vor dem Gemeindehause waren eine Menge Menschen versammelt und im Begriff, das eben angeschlagene Manifest des Königs zu lesen; die Munizipalbeamten, die es befestigt hatten, standen noch daneben und beantworteten an sie gerichtete Fragen in augenscheinlich guter Laune: denn man hörte vergnügtes Lachen. Bald jedoch wendete sich die Aufmerksamkeit wieder dem Gasthofe zu, den Garibaldi bewohnte, und als es bemerkt wurde, daß er ein Fenster öffnete und ein Zeichen machte, als wollte er reden, strömten sofort alle über den in der Mittagssonne brennenden Platz zu ihm hinüber. Er sagte einige Worte, die das Volk an die großen Tage der Vergangenheit erinnern und zu künftigen großen Taten entflammen sollten; ihnen folgte begeisterter Zuruf, indem durcheinander Evviva Garibaldi! Evviva l'Italia! und Roma o morte, Rom oder Tod geschrieen wurde. Der Lärm war so betäubend, daß es dem Baron, der still dabeistand, vorkam, als zitterten die Häuser und neigten sich, um zu Füßen des Zauberers, der winkte, in Staub zusammenzustürzen. Er hatte den Auftritt mit Befremden und fast mit Grauen verfolgt, obwohl er in Palermo ähnliches in viel größerem Maßstabe mitangesehen hatte. Dort aber hatte irgend ein Anlaß vorgelegen, irgend ein eben geschehenes oder bevorstehendes Ereignis, eine inhaltsreiche Ansprache Garibaldis hatte den Taumel entzündet; jetzt hingegen, wo die wenigsten Garibaldis Worte verstanden haben mochten, wo sie soeben durch den König selbst vor ihm gewarnt waren, handelte es sich nur um ein unbewußtes, jubelndes Mittönen, hervorgerufen durch das geliebte Antlitz, das sich zeigte, durch die Stimme ohnegleichen, die an die Herzen schlug. Um das Manifest bekümmerte sich niemand mehr, es war da und doch nicht da, wie ein Nachtlämpchen, das am Morgen vergessen wurde zu löschen, im herabstürzenden Strome des Sonnenlichts untergeht.

Während des Tages war Garibaldi mit dem Empfange von Deputationen und anderen Dingen, die die Gelegenheit erforderte, beschäftigt. Gegen Abend kehrte er in Begleitung mehrerer Freunde, unter denen Nuvolari war, von einer Musterung der Truppen zurück. Es war von der Beschaffenheit derselben die Rede; Nuvolari sagte, was Garibaldi mit den bettelhaften Kerlen

auszurichten gedenke? Das seien Galgenvögel, die nur deshalb noch nicht gehenkt wären, weil sie keinen Strick wert seien. Man habe im Jahre 1860 genug üble Erfahrungen mit den Insulanern gemacht; man könne nicht einmal in seiner Muttersprache mit ihnen reden, deren Kauderwälsch vielleicht von den Türken, sicher nicht von Italienern stamme. Garibaldi entgegnete ruhig, er teile die Abneigung gegen die Sizilianer nicht; sie seien zäh und gutwillig, es ließen sich gute Soldaten aus ihnen machen. Wenn diese Leute arm und schlecht gekleidet wären, so wären sie dafür sicherlich abgehärtet und könnten viel aushalten, auch ließe sich das vielleicht mit der Zeit abhelfen. Uebrigens rechne er darauf, daß noch Freiwillige aus Oberitalien kämen. Die Häfen wären gesperrt, brummte Nuvolari. Immerhin, sagte Garibaldi, könnte es einzelnen gelingen, sich zu ihm durchzuschlagen, er glaube nicht, daß die Maßregel so strenge werde gehandhabt werden. Vor dem Gasthause trennte man sich; aber Garibaldi wollte vor dem Nachtessen noch spazieren gehen, und bog in eine der schmalen Straßen, die vom Platze aus nach allen Richtungen führten. Nach einer Weile kam er zu einem unregelmäßigen mit Gras bewachsenen Platze, an den mehrere alte, niedrige, halb verfallene Häuser grenzten, und setzte sich auf den Rand einer Zisterne, die er dort bemerkte. Die Sonne sank tiefer, der Berg, an dessen Fuße der Ort liegt, glühte rosig in die veilchenfarbige Luft. Weit und breit rührte sich nichts als ein kleines Kind, das noch nicht gehen konnte und an der steinernen Treppe des einen der alten Häuser herauf und herunter kroch.

Die Vorgänge des Tages tauchten wieder in Garibaldi auf; er bedachte zum erstenmal, daß das Manifest des Königs dennoch seine wirkliche Meinung und seinen wirklichen Willen ausdrücken konnte. Es konnte sein, daß er seinen Dienern nachgegeben hatte, es konnte wahr sein, daß er Napoleon mehr fürchtete, als er Italien liebte und ihm, Garibaldi, vertraute. Dann wäre Italien mit seinem italienischen Könige, den sich das Volk mit unerhörten Blutopfern erkauft hatte, nicht weniger von Fremden abhängig als früher unter der Herrschaft Oesterreichs. Es kam ihm in den Sinn, daß er im Grunde niemals etwas anderes gewesen sei als ein Rebell; man hatte ihm geschmeichelt und gedroht und ihn benützt, aber auf eigene Gefahr hatte er Sizilien erobert, sein allein war die Tat gewesen. So war es jetzt nicht anders als je: er war nicht dem Worte des Königs oder seiner Minister, noch auch dem Drängen des Volkes gefolgt, sondern einem Stern, den er kannte.

In seinen Gedanken störte ihn das Kind, das eben auf der höchsten Stufe der Treppe angelangt und so weit nach vorn gerutscht war, daß es im nächsten Augenblick herunterfallen konnte; er stand auf, ging hin und ergriff es, das ihn bestürzt ansah und weinen wollte, dann aber zu lächeln begann und sich an ihn klammerte. Seine Fragen beantwortete es mit einem leisen freundlichen Lallen, da es noch nicht sprechen konnte; so beschloß er, sich wieder auf seinen Platz zu setzen und zu warten, bis jemand käme, dem er es übergeben könnte.

Jetzt fielen ihm Nuvolaris Worte über die mangelhafte Beschaffenheit der Truppe wieder ein, und er dachte, daß es freilich nicht die Tausend wären, von denen nur eine kleine Anzahl bei ihm war. Wohin war die stolze Schar zerstreut? Einige, glaubte er, würden doch noch kommen, viele waren tot. Der brave Montanori, der immer kampfslustig war', und den Ungestüm soweit trieb, daß er lieber ein paar Unschuldige niederhaute, als daß er einen Vaterlandsverräter am Leben ließ, übrigens aber das treueste und wärmste Herz besaß, war schon bei Calasimi gefallen. Den jungen Ippolito Nievo, dessen schöne Augen etwas erinnerungsschweres hatten, wie die eines alten Mannes, hatten die Schlachten verschont; aber er war auf der Fahrt nach Genua, wo er über die Verwaltung der Kriegskasse Rechenschaft ablegen wollte, — denn er war wie alle die Seinigen auf niedrige Weise verdächtigt worden, — bei einem Schiffbruch umgekommen. Das Mädchen, das er geliebt hatte, starb ihm bald nach, eingehüllt im Sterben und bestattet in dem roten Hemde, das er als Garibaldiner getragen hatte. Tukery, der erfahrene, weise und ruhige Mann, der ihm mehr als hundert tapfere Soldaten gegolten hatte, war vor Palermo verwundet und nach schweren Tagen gestorben. Am Volturno war Pilade Brongetti gefallen, sich opfernd als ein Held, ein Jahr nach seinem Bruder Narcisso.

Es wäre besser, dachte er, wenn alle diese noch bei ihm wären, aber es würden andere kommen, die ebenso tüchtig wären. Nuvolari begehe den Irrtum zu glauben, daß die Menschen unersetzlich wären; wie er selbst vor vielen Jahren in Amerika, als alle seine Genossen im Meere umgekommen waren, zuerst nicht glauben konnte, daß er jemals wieder so brave Gefährten finden würde. Es machte ihn betroffen, wie lange das her zu sein schien, und daß die Toten von damals ihm so unendlich fern waren, als ob er sie niemals lebend gekannt hätte; denn seitdem waren viele dazugekommen. Er stützte den Kopf in die Hand und staunte vor sich hin. „Wie viele ihrer geworden sind“, dachte er; und ein Gefühl von Einsamkeit überlief ihn, wie einem wohl plötzlich ein Schaudern ankommt, ohne daß es kälter geworden war oder sonst eine Ursache ersichtlich wäre.

In diesem Augenblick ertönte von weit her, aus dem Lager der Soldaten, das Lied, das der Hymnus Garibaldis genannt wurde, unter dessen Klängen die Tausend in die Schlacht gezogen waren und ihre wunderbaren Märsche gemacht hatten. Die Sonne war inzwischen untergegangen, die Luft leuchtete schneidend hell um die schwarze Masse des Berges. Garibaldi horchte: die Töne schienen ihn zu suchen, daß er sie, eine Flamme, als Sturm zu großer Brunst anbliese oder weiter jagte, über das Meer, über die Berge, bis Rom. Sein Sinn wurde heiter, es sollte ihm schon gelingen, dachte er, die königlichen Truppen zu umgehen, begegneten sie ihm aber, so wäre es nicht unmöglich, daß sie, vom Augenblick ergriffen, anstatt ihm zu wehren, sich ihm anschlößen, um gemeinsam mit ihren Brüdern Italien zu vollenden. Indessen hörte er Stimmen und hastige Schritte. Frauen und Kinder kamen

gelaufen, die bei der Musterung der Truppen zugesehen und sich verspätet hatten. In einer der Frauen, die ängstlich umherblickte, vermutete er die Mutter des kleinen Kindes, das auf seinem Arme eingeschlafen war, ging auf sie zu und übergab es ihr, indem er sie tadelte, es allein gelassen zu haben, noch dazu in so später Stunde, und ihr empfahl, künftig besser Sorge zu tragen. Während die Frau, das Kind erschrocken an sich drückend, ihn anstarrte, halb ahnend wer er sei, doch zu erregt und scheu, um es auszusprechen, grüßte er und entfernte sich rasch.

In der Frühe des folgenden Tages brach er mit seinem Heere auf und erreichte nach vier Tagen, von den königlichen Truppen verfolgt und belästigt, aber nicht ernstlich aufgehalten, Catania, wo er sich nach dem Festlande einschiffte.

In Kalabrien waren von der Regierung Vorkehrungen getroffen, um Garibaldis Unternehmen zu vereiteln. General Cialdini besetzte die wichtigsten Plätze an der Küste mit zahlreichen Truppen und schärfte den Behörden ein, dem Rebellen keinerlei Vorschub zu leisten. Sein Aeußeres wie sein Auftreten waren geeignet, Eindruck zu machen und einzuschüchtern: er war ein schöner Mann und immer voll Feuer und Selbstgefühl, ganz besonders bei dieser Gelegenheit, wo er sich als Rächer der Ehre des Königs und des ganzen Landes und als Vertreter heiliger Ordnung gegenüber blinder Zügellosigkeit fühlte. Er hielt Reden, in denen er erklärte, daß der Wille des Königs durchaus auf die Erwerbung Roms und Venedigs gehe, daß er aber das Blut des Volkes nicht umsonst vergießen, sondern eine Gelegenheit abwarten wolle, wo auf Erfolg gerechnet werden könne. Garibaldi scheine wohl erhaben und heldenhaft zu sein, wer aber näher zusehe, müsse erkennen, daß er von einem gefährlichen Rausch und Ruhmbegier getrieben, vorwärts rase, um sich selber zu sättigen, ohne das Sterben der Jugend, die ihm folge, zu bedenken, noch weniger, daß dabei das neugegründete Reich aufs Spiel gesetzt werde. Ihm seien große Wagnisse geglückt, er habe sich im Besitze der Macht, freilich nicht ohne inneres Schwanken, mäßig und königstreu bewiesen, das solle ihm unvergessen sein; da er nun aber, tyrannischer als je ein Fürst, der italische Provinzen knechtete, sich anmesse, nach seinem Gutdünken den Krieg über Italien entfesseln zu können, so müsse das Volk das Joch, das es aus Liebe und Dankbarkeit auf sich genommen, stolz von sich schütteln. Es gebe andere Männer in Italien, die ebenso tapfer wären und ebenso gern etwas Großes wagten, sich aber deswegen nicht mehr als ihre Mitbürger zu sein dünkten, sondern sich begnügten, das, wozu eigener Mut und eigene Begeisterung sie antrieben, bescheiden als eine Pflicht gegen den König und ihr Land zu tun.

Als Garibaldi in der Morgendämmerung des vierundzwanzigsten August gelandet war, marschierte er zuerst nach Melito, dessen Bürgermeister ihm entgegenkam und ihn mit vielen Aeußerungen der Ehrerbietung und Ergebenheit willkommen hieß. Er war ein hagerer Mann mit sehr traurigem Gesicht und von pathetischer Beredsamkeit, an der er selbst Gefallen zu finden

schien. Er erzählte, wie die kalabrische Bevölkerung in Bewegung sei, um sich Garibaldi anzuschließen, wie sich im Gebirge mehrere Banden aufhielten, ebenso in Catanzaro, Cosenza und anderen Städten, und ihn erwarteten. Rom oder Tod, das sei der Herzschlag eines jeden Patrioten in Kalabrien. Freilich hielten die königlichen Truppen das Land so fest, daß die Gesinnung sich nicht offen zeigen könne, im Innern der Brust aber sei der Name Garibaldi unauslöschlich. Da Garibaldi den Wunsch aussprach, daß sein Heer in Melito verpflegt würde, überströmte sein Kummer: nicht ein Stück Brot, nicht ein Schluck Wein sei mehr vorhanden, nachdem die königlichen Truppen bis zum vorhergehenden Tage hier gelagert hätten. Im Gebirge jedoch würde alles zu finden sein, die Dörfer wären mit Proviant versehen. Ochsen und Schafe gebe es in Menge dort, Ueberfluß an allem.

Garibaldi hörte die Beteuerungen des Bürgermeisters nicht bis zum Ende an und schlug den Weg nach Reggio ein. Nuvolari sagte: „Es ist eigentümlich, daß der verstorbene Bombenkönig, der so viele niederschoß, einen Schurken wie diesen am Leben gelassen hat; er muß ein Reich voll Schelme einem voll braver Männer vorgezogen haben und hat denn auch ein ganzes Museum von Mißgeburten hinterlassen. Die Furchtsamkeit dieses Bürgermeisters war etwas außerordentliches und unvergeßliches; denn seine Zähne klapperten so, daß man das Getöse des Meeres davor nicht hören konnte. Schönes Land Kalabrien! nirgend sonst fände sich ein Beruf für einen solchen Mann, hier aber kann er ein Auge zukneifen, wenn die Räuber die andern bestehlen, und sich dafür von ihnen beköstigen lassen. O daß ich den Jammermenschen und ganz Melito, das ihn zum Bürgermeister gemacht hat, am Galgen könnte hängen sehen!“ Auch Garibaldi und die anderen Herren, die in seiner Begleitung waren, belustigten sich über die Furcht des Mannes, und wie er sie hinter theatralischen Geberden zu verbergen getrachtet hatte.

Die Straße führte am Meere entlang, das nicht aufhörte mit unersättlicher Leidenschaft neben den Marschierenden zu rauschen; zwischen blauschwarzen, mächtig in den Himmel schwellenden Wolken glühte die Sonne wie ein Karfunkel, zuweilen fast verschwindend, wie vom Sturm ausgelöscht. Die Zacken des Aspromonte standen fest und ungeheuer da, als wären sie eben aus dem Meere heraufgetaucht und die Luft wiche mit Grauen von ihnen zurück. Die Zeichen deuteten auf starken Regen und Unwetter, sagte Nuvolari, dabei könne man nicht ins Gebirg gehen, besonders nicht bei der mangelhaften Ausrüstung der Leute. Ueberhaupt sei er von Anfang an gegen diesen Feldzug gewesen und werde nun umkehren und nach Hause gehen, er möge die Unannehmlichkeiten nicht länger mit ansehen. Zu essen würde man auch nichts bekommen; wie käme er aber dazu, zu hungern, damit die Italiener Rom erhielten, das sie gar nicht wollten? Ja, für die königlichen Truppen wäre gesorgt, denen gehe nichts ab, für sie wäre das Kriegführen ein Spaziergang und Zeitvertreib. Nichts ärgere ihn mehr, als daß Garibaldi ihnen Gelegenheit gegeben habe, sich hier breit zu machen. Seiner Meinung nach

müsse man sich sogleich mit ihnen schlagen, in dem Falle, wolle er dableiben, sonst sei sein Entschluß, heimzureisen, gefaßt.

Er denke nicht daran, sich zu schlagen, sagte Garibaldi, und nehme an, daß auch die Königlichen es nicht täten. Wäre es ihr Ernst, ihn zurückhalten zu wollen, so würden sie nicht zugelassen haben, daß er Sizilien verließe; auch habe Rattazzi ihm sein Wort gegeben, daß er ihn nicht im Stiche lassen werde. Nuvolari lachte höhnisch; es gebe trotz des Bürgermeisters von Melito im Norden so gut Lügner und Feiglinge wie im Süden. Er habe genug; sowie er etwas zu essen gefunden habe, kehre er um.

Ob man denn zum Vergnügen ausgezogen sei? fragte der alte Ripari scharf. Ihm sei es gleich, ob man dem Siege oder dem Tode oder sonst einer Fatalität entgegengehe. Er habe auch kein Vertrauen zu diesem Feldzuge gehabt, da es aber einmal angefangen sei, müsse es durchgeführt werden. Ripari möge Recht haben, aber in das Gebirge würde er nicht gehen, beharrte Nuvolari.

Bei einer kleinen Meierei vor Reggio kamen Garibaldi der Bürgermeister und mehrere angesehene Herren aus der Stadt entgegen und baten, ihn begrüßen und ihm eine Bitte vortragen zu dürfen. Dem Bürgermeister war ein behäbiges und vergnügliches Wesen anzusehen, das, hervorgehend aus guter Gesundheit und sorglosem Leben, sich nicht verleugnen ließ, obwohl er sich Mühe gab, von Sorgen bedrückt zu erscheinen. Er begann damit, wie glücklich die Einwohner von Reggio und insbesondere er selbst sich geschätzt haben würden, Garibaldi, den größten Mann Italiens, in ihren Mauern zu empfangen; nun aber müsse, fuhr er fort, da Reggio von königlichen Truppen besetzt sei, notwendig eine Schlacht sich entspinnen, wenn der General darauf bestehe, einzuziehen. Er werde aber gewiß, da er nicht weniger gut als groß sei, dem schuldlosen Volke das schreckliche Schauspiel eines Kampfes zwischen Brüdern ersparen.

Garibaldi blickte nach den weißen Häusern von Reggio hinüber, die aus braunen und grünen Gebüschen leuchteten, und schwieg; dann sagte er, seine Soldaten seien ohne Lebensmittel und müßten sich verproviantieren, sie hätten den ganzen Tag über noch nicht gespeist, weiter wolle er nichts in Reggio. Wenn es nur das wäre, sagte der Bürgermeister aufatmend, im Gebirge gebe es Vorräte genug von allem, was das Herz begehre. Das unglückliche Reggio könne kaum aufbringen, was die Königlichen verlangten, keine Maus könne sich von dem sättigen, was sie übrig ließen, und Garibaldi in seiner Güte würde ihnen eher austeilen, als ihnen nehmen mögen. Im Gebirge dagegen, das er bald erreicht haben würde, könnten die Soldaten ihre Bedürfnisse reichlich befriedigen.

„Dieses Gebirge", flüsterte Nuvolari seinem Nachbar zu, scheint das eigentliche Schlaraffenland zu sein, und ich wundere mich nur, warum nicht Jung und Alt dahin auswandert, besonders diese Hungerleider von Reggio." Garibaldis Stirne faltete sich, während er forschend nach dem Aspromonte hin

sah, so daß ein ernstliches Unbehagen über den Bürgermeister kam, und die Herren, die mit ihm gekommen waren, seine Aussage mit kläglichen Worten zu bestätigen anhuben. Mitten in ihre Reden hinein fragte Garibaldi, der sie nicht bemerkt hatte, nach dem Weg ins Gebirge, worauf der Bürgermeister, wieder fröhlich, schwur, daß man nach einigen Stunden in begüterte Dörfer komme, und daß er ihm einen kundigen und zuverlässigen Mann augenblicklich herbeischaffen könne, der ihm als Führer dienen würde. Während Garibaldi sich mit diesem Manne, der in der Nähe war, besprach, schimpfte Nuvolori laut über die Bevölkerung von Kalabrien, indem er sie heuchlerisch, wortbrüchig, feige und nur auf ihren Vorteil bedacht nannte, welche Vorwürfe die Herren aus Reggio mit betrübtem Lächeln höflich von sich abwiesen.

Nach kurzem Besinnen entschloß sich Garibaldi, den Weg über das Gebirge zu nehmen, um ein Zusammentreffen mit den königlichen Truppen zu vermeiden. In der Nacht tobte der Sturm; aber gegen Morgen ließ er nach, und es fing an zu regnen, stark und gleichmäßig, wie wenn die Schläuche der Wolken geöffnet wären und sich ohne Ende ergössen. Der lange Zug war in einen silbernen Regendunst eingehüllt, in dem man kaum die Nächsten erkennen konnte; das unveränderliche Rauschen hatte etwas ermüdendes und betäubendes. Die Fußgänger, ohnehin vom Hunger erschöpft, hatten Mühe, in dem Geröll des immer steiler werdenden Weges vorwärtszukommen, umsomehr, als die meisten nicht mit gutem Schuhwerk versehen waren; von vielen Stiefeln lösten sich die Sohlen. Es wurde wenig gesprochen, nur der Führer, der dicht hinter Garibaldi ging, erzählte unaufhörlich. Es war ein zierliches Männchen mit einem kleinen Gesicht, das von einem struppigen schwarzen Barte so überwachsen war, daß man nur die Spitze seiner Nase und ein Paar funkelnder Augen sehen konnte, die sich ruhelos drehten und an schwirrende Stechmücken erinnerten. Er war in ausgezeichneter Laune und schien weder die Unbill des Wetters noch die Härte des Weges zu bemerken, noch von Hunger oder Durst zu leiden; auch ließen seine Stimme und seine Einfälle trotz des unermüdlichen Erzählens nicht nach.

Er hatte seit seinem zehnten Jahre an sämtlichen revolutionären Bewegungen teilgenommen, ohne irgend eine politische Richtung zu haben, meist im Solde des Königs, den er übrigens niemals gesehen hatte. Für gewöhnlich hatte seine Tätigkeit darin bestanden, verdächtige Liberale auszuspionieren, was ihm oft gelang, da es ihm leicht fiel, die Menschen zutraulich und redselig zu machen. Er sprach von seinen Opfern mit Wohlwollen und guter Auffassung, als ob er aus Lust an menschlichen Erscheinungen mit ihnen umgegangen wäre; dazu hatte er eine außerordentliche Darstellungsgabe, so daß er seine Zuhörer unwiderstehlich fesselte. Wieviele Menschen er umgebracht hatte, wußte er selbst nicht zu sagen, und berichtete nur von den besonderen Fällen, die er im Gedächtnis behalten hatte. In den letzten Jahren hatte er auf seiten der Garibaldiner gestanden, weil er glaubte, daß bei ihnen das Glück wäre, doch, sagte er, nahm er sich keine Grundsätze an, da er nicht ge-

lehrt erzogen sei; er habe nie aus Haß, Rachsucht oder Eifersucht gemordet, sondern gegen Lohn und im Auftrage anderer, welche die Verantwortung treffe.

Nuvolari hörte mit wachsender Aufmerksamkeit zu und klopfte dann und wann, hingerissen vom Vergnügen, dem kleinen Mann auf die Schulter, indem er ihn Schelm und Gauner und abgefeimte Christenseele nannte; überwog jedoch, je nach dem Inhalt des Erzählten, die Entrüstung, so überhäufte er ihn mit Scheltworten und wünschte ihn an den Galgen, worauf jener schlau lächelnd abwinkte und einen Talisman zeigte, den er zum Schutze bei sich trug. Zuweilen kam Nuvolari in ein Lachen, das laut und angenehm rollte und nicht enden wollte, und rief Garibaldi zu, er sei überzeugt, das Männlein führe sie geradewegs in die Hölle, wo sie aber gewiß um seinetwillen gut aufgenommen würden.

Nachdem der Marsch, nur selten durch kurze Rast unterbrochen, etwa vierzig Stunden gedauert hatte, näherte man sich dem Dorfe San Stefano; man sah es von weitem unter den dunklen Regenwolken um eine graue Kirche herum leblos wie einen Friedhof liegen. Garibaldi wollte mit seinen Begleitern darauf zueilen, wurde aber durch einen Köhler aufgehalten, der vor seiner Hütte hockte und die herannahenden Reiter mit Spannung betrachtete. Garibaldi blieb stehen und fragte den Mann, ob das San Stefano sei, und ob er glaube, daß dort Lebensmittel zur Verpflegung seiner Truppen aufzutreiben wären. Der Köhler schüttelte den Kopf; wozu sie in der Einöde so viele Eßwaren brauchen sollten? um die Bäume und die Steine damit zu füttern? Er hatte eine gelbliche Hautfarbe und war so außerordentlich mager, daß man die Knochen seines Gesichtes wie an einem Totenkopfe erkennen konnte; da er fortwährend lächelte mit einem Ausdruck, der bald Blödsinn, bald Spott zu bedeuten schien, sah man seine großen gelben Zähne. Einer der anderen Herren fragte nach der nächsten Ortschaft! die Soldaten wären zwei Tage und zwei Nächte marschiert, ohne zu essen, es müßten um jeden Preis Nahrungsmittel geschafft werden. Woher sie dann kämen? fragte der Mann, und als Garibaldi antwortete, von Reggio, sagte er, daß von dort bis San Stefano 12 Stunden zu gehen wären, daß sie also einen falschen Weg genommen haben müßten. Dabei lachte er, daß man seine großen Zähne alle sehen konnte; so belustigend schien er das überflüssige Irren in dem öden Gebirge beim Regen zu finden. Garibaldi schwieg; ein unglückweissagendes Gefühl berührte ihn leise, in allen Nerven spürbar. Er drehte sich um, nach dem Führer zu fragen; seit Tagesanbruch hatte ihn niemand gesehen, so daß man annehmen mußte, er habe sich bei Nacht davongemacht. Stillschweigend setzte Garibaldi den Weg fort, auch seine Begleiter waren still; nach einer Weile empfahl er ihnen, das Verschwinden des Führers nach Möglichkeit geheim zu halten, damit das Bewußtsein, verraten zu sein, die Soldaten nicht vollends entmutige.

Was es in San Stefano an Lebensmitteln gab, wurde von den Freiwilligen verschlungen, ohne sie zu sättigen. Um Mitternacht wurde aufgebrochen

und unter fortwährendem Regen bis zum folgenden Nachmittage marschiert. Sie waren jetzt auf der bewaldeten Hochebene angekommen, von der aus der Gipfel, der eigentlich den Namen Aspromonte trägt, aufsteigt; dort floß ein fast ausgetrockneter Bach durch ein steiles, steiniges Bett, aber nirgends weit und breit war eine Behausung von Menschen zu sehen. Der Regen hatte nachgelassen und hörte endlich ganz auf; von den Zweigen der alten Eichen, die wie Klauen dämonischer Tiere durch die neblige Luft griffen, troff es unablässig, so daß ein dünnes müdes Rieseln durch die Einsamkeit lief. Der Fuß glitt auf den nassen Wurzeln aus, die das Erdreich durchkrochen, und zum Teil von den abgefallenen, fest aneinanderklebenden Blättern bedeckt waren. In dieser Höhe herrschte bei der fortwährend verdampfenden Feuchtigkeit eine empfindliche Kälte, und die Soldaten, von denen viele keinen Mantel hatten, und die noch dazu durch Hunger erschöpft waren, schlotterten; nicht wenige hatten Fieber. Die meisten waren in ihrer Entkräftung so abgestumpft, daß sie sich auf den Boden warfen, wo sie standen und die Augen schlossen, ohne Anteil an ihrer Umgebung zu zeigen. Als Garibaldi die, welche ihm zunächst waren, aufforderte, Reisig zu sammeln, damit Feuer angezündet würden, an denen sie sich wärmen könnten, rührte sich niemand; sie sahen die wohlbekannte und geliebte Gestalt in der grauen Luft der trüben Wildnis, ohne daß ihre Gedanken die Kraft hatten, sie mit der Wirklichkeit zu verbinden. Garibaldi stand einen Augenblick wartend; „so will ich euch vorangehen", sagte er dann, indem er sich anschickte, mit seinem Schwerte Zweige aus dem Gehölz zu schneiden. Die Ermatteten sahen die Augen, in deren Macht sich zu fühlen sie gewohnt waren, mit gebieterischem Ernst und unergründlicher Trauer auf sich gerichtet, und sprangen auf, plötzlich zu sich gekommen und belebt, um ihm zu folgen. Der Ruf: Evviva Garibaldi! und Roma o morte! schallte durch die Einsamkeit; es war, als ob ein Sterbender sich noch einmal aufrichtete, um dem Anruf eines Geliebten zu antworten.

Um die Feuer herum schliefen die Soldaten ein; einige lagen im Tode, andere wälzten sich rastlos, von Fieber, Hunger und Kälte gequält; Garibaldi saß in seinen Mantel gewickelt und dachte schmerzvolle Gedanken. Er zweifelte nicht mehr daran, daß das königliche Heer ihm den Weg verlegen und eine Schlacht anbieten wollte, denn zu diesem Zweck mußten sie ihn in das Gebirge gedrängt haben, wo die unwirtliche Natur ihn zugleich bekämpfe. Niemals wäre eine Schlacht so sehr Lust und Erlösung gewesen, nach den Tagen des Ausbiegens und untätigen Leidens. Zwar hatte er beinahe die Hälfte seiner Truppen verloren; im Anfang des Marsches, bald hinter Reggio, waren die besten Abteilungen mit den Königlichen, die sie verfolgten, in ein Gefecht geraten, ohne daß sie es hatten hindern können, und hatten Verluste an Gefangenen und Toten gehabt; von den Verwundeten waren die meisten zurückgeblieben. Andere hatten sich später von der Masse des Heeres getrennt in der Hoffnung, etwas zu essen aufzutreiben, oder denn, weil sie an einem guten Ausgange überhaupt verzweifelten, und schließlich waren einige, deren

Körper so außerordentlichen Anstrengungen und Entbehrungen nicht gewachsen war, unterwegs gestorben. Allein, so wenige ihrer noch waren, und wie sie auch der Hunger und langes Marschieren entkräftet hatte, so glaubte er doch, daß er den Kampf hätte aufnehmen können; sie hätten mit seinem Atem geatmet und seinem Marke stand gehalten, mit seinem Blute geblutet, er wußte, daß er genug für alle hatte. Was für Augenblicke wären das gewesen, wenn er mit seinem siegreichen Heere die umzingelnden Truppen durchbrechend in das neapolitanische Land, das sich ihm schon einmal jubelnd unterworfen hatte, hinabgestiegen und von da auf freien Wegen nach Rom vorgedrungen wäre! Nicht die vereinigten Armeen Oesterreichs und Frankreichs hätten ihn zurückgehalten; aber die Fahne Italiens in der Hand der Soldaten Viktor Emanuels, das Zeichen, das ihm die Erfüllung seiner heiligsten Träume bedeutet hatte, machte ihn zum Sklaven. Die Nacht schien ihm lang, und doch fürchtete er den Tag, der ihm das Heer seines Königs, ein italienisches Heer, feindlich gegenüberstellen konnte. Er blickte nach dem Himmel, ob er sich klärte; aber er glich noch immer einer Steppe voll schmutzigen Schnees, durch die graue Wolken sich langsam den Weg wühlten, jenseit welcher tief unten die glänzenden Sterne sein mochten. Die einsamen Gedanken drückten sich so schwer in seine Brust, daß er einen Augenblick willens war, einen seiner Freunde zu wecken, doch unterließ er es; denn was hätte er ihnen sagen sollen? Seine Traurigkeit war wie ein Geist, nur dem einen erscheinend, dessen Schicksalsstunde der Zeiger näher rückt.

Der Morgen brachte den Erwachenden keine Ermutigung. Garibaldi redete sie an, indem er sagte, die Umstände seien so, daß er die Zucht, die in einer Armee herrschen solle, von ihnen nicht fordern könne. Dies jedoch werde vorübergehen; der unheilvolle Weg werde bald hinter ihnen liegen, so daß sie hoffen könnten, ihr Ziel zu erreichen. Inzwischen sollten sie Mut und Hoffnung zu bewahren suchen. Da es in der Nähe Kartoffelfelder gab, von denen einzelne schon leergerodet waren, während andere das von Sonne und Regen schwarze und aufgeweichte Kraut wie Schlamm bedeckte, zerstreuten sich die Hungrigen, um etwa noch Kartoffeln auszugraben. Einige von diesen kamen etwa 10 Uhr mit der Meldung zurück, daß feindliche Truppenkörper in Sicht seien, worauf Garibaldi augenblicklich sein Heer zu ordnen begann. Er benützte dabei die Vorteile, die der Boden, durch den ein Gebirgswasser in tiefausgehöhltem Bette abwärts schoß, und seine vielen hügeligen Erhebungen ihm boten, durchaus nicht, woraus den meisten Offizieren ersichtlich wurde, daß er an keine Schlachtentwickelung dachte. Die, welche ihm ferner standen, wagten keine Aeußerung zu tun, seine Freunde jedoch drängten sich erschreckt und entrüstet an ihn heran, um ihm Vorstellungen zu machen. „Willst du uns den Judasknechten ausliefern?“ fragte Nuvolari, indem er mit der Faust auf den Kopf eines Pferdes schlug. Garibaldi entgegnete: „Wolltet ihr mit euren Brüdern kämpfen?“ und nahm ihnen durch die Unnahbarkeit seiner Miene den Mut, zu weiteren Versuchen ihn umzustimmen. Doch fuhren sie fort, unter

sich zu brummen, und auch die Truppen, denen er im Vorbeireiten zurief, sie sollten nicht kämpfen, wurden unruhig. Unter ihnen waren die Mehrzahl Sizilianer, für deren Gefühl die erwarteten Gegner in Wahrheit Fremde und Feinde waren, Piemontesen, die ihnen ihre Herrschaft aufzwingen wollten, die ihnen an hingebender Vaterlandsliebe nachstanden und sich damit für die Besseren hielten, die sie in das weite Gebirge gelockt hatten, um sie durch Hunger zu verderben, und an ihnen Rache zu nehmen, war ihr heißestes Gelüste. Daß sie anstatt dessen sich von denen sollten niederschießen lassen, die sie nicht gleicherweise als Brüder, Söhne des einen Italiens, anerkannten und achteten, schien ihnen eine unerhörte, unfaßbare Zumutung zu sein. Auch die Offiziere, die Garibaldis Gedanken besser verstanden, fühlten sich doch, als er ihnen den Befehl erteilte, um jeden Preis den Kampf zu verhindern, in der Freudigkeit des Gehorsams erschüttert und unsicher, ob sie den Wirkungen eines Angriffs von seiten der Feinde auf ihre Truppen vorbeugen und die eigene Erregung bemeistern könnten.

Inzwischen rückten die königlichen Truppen, geführt von dem Obersten Pallavicini, näher und schickten sich an, die Garibaldiner einzuschließen, was aber bei der Ausdehnung der Strecke, die diese besetzten, und bei der Unebenheit des Bodens schwerlich zur Ausführung hätte kommen können, wenn Garibaldi es hätte verhindern wollen. Als die regulären Truppen sich den Garibaldinern, nämlich der Abteilung, welche Menotti, Garibaldis Sohn, anführte, auf 300 Schritt genähert hatten, blieben sie stehen und gaben Feuer. Noch immer wiederholte Garibaldi, an den Reihen entlang reitend, den Befehl, nicht zu schießen; die Stimme, die sonst auch den Schwächsten und Elendesten Kraft einflößte, daß sie sich, als wären sie Götter, des Sieges gewiß und vom Tode frei, in das Feuer stürzten, wollte jetzt das in Rache und Kampfeslust empörte Blut aufhalten. Wie ein Renner, der mitten im Galoppieren stehen soll, schaudert und sich bäumt, so zitterte das Heer zwischen dem Triebe, zu kämpfen und sich zu wehren und dem andern, seinem Herrn zu gehorchen. Im allgemeinen siegte der Gehorsam; da aber in der vordersten Abteilung einige durch die feindlichen Schüsse getötet, andere nur verwundet fielen, wurden plötzlich dort, wie in einer unwillkürlichen Bewegung der Abwehr, mehrere Schüsse abgefeuert. Das Gefecht, das sich an dieser Stelle unaufhaltsam entspann, mochte etwa zehn Minuten gedauert haben, als Garibaldi, der, von mehreren seiner Adjutanten unterstützt, sich bemühte, den Seinigen Einhalt zu gebieten, ohne darauf zu achten, wie sehr er selbst sich dabei aussetzte, von einer Kugel am rechten Fuße getroffen wurde, so daß er nach einem vergeblichen Versuch, sich aufrecht zu halten, zusammensank. Sowie die Verwundung des Generals bemerkt wurde, hörte das Gefecht auf; alles übrige vergessend drängte sich sein erschrockenes Gefolge um den Baum, unter den man ihn getragen und niedergelegt hatte. Nachdem Waffenstillstand vereinbart war, kamen auch die Offiziere der königlichen Armee näher, von denen einige vor zwei Jahren unter Garibaldis Befehl gestanden hatten, und

sahen nicht ohne Grauen den Mann Italiens von italienischem Geschoße blutend liegen. Indessen, als dieser Augenblick verwunden war, gewährte es den meisten ein Hochgefühl, den Rebellen, der für unüberwindlich galt, zum Gefangenen gemacht zu haben, und sie empfingen die Auszeichnungen, mit denen der König die Sieger von Aspromonte überhäufte, als etwas Verdientes mit Genugtuung. General Cialdini selbst überwachte die Einschiffung des Verwundeten an der Küste von Kalabrien, von wo er unter Bewachung nach Spezia gebracht wurde, um, wie es hieß, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Dies war wohl niemals des Königs ernstliche Absicht gewesen, jedenfalls zeigte die Regierung soviel Einsicht, es dazu nicht kommen zu lassen.

Um den Felsen Caprera, wo Garibaldi an der ungeheilten Wunde krank in Schmerzen lag, wogte das Wintermeer und kreisten Sturmvögel, die Toten Italiens. Die Toten winkten und riefen: Garibaldi sei unser! Deine Taten sind getan, sie leuchten ruhmvoll wie Gold und Blut. Du hast die Kronen der Menschheit getragen, der Liebe, des Sieges und der Schmerzen, tauche nun dein Haupt in den leichten Aether der Ewigkeit. Trinke mit uns aus der Schale des Raumes von den Fluten der Welt, in denen Sonnen und Sterne wie schäumende Perlen steigen, berausche dich, bis du vergißt! Versinke mit uns in die Nacht deiner Seele, bis ihre tiefsten Gräber sich öffnen und Weihrauch der Erinnerung austauchen. O Adler, deine Flügel sind gebrochen: laß nicht die herrlichen, die dich wolkenhoch trugen, im Staube schleifen. Laß dich nicht von den Augen betasten, die, vom Lichte geblendet, dir in die Lüfte nicht folgen konnten. Zerreisse die Kette, die an deinem Fuße hängt, stoße die Erde zurück und ströme frei mit uns durch das strahlende All. Wir sind die ewig Siegenden, sei unser Führer. Wenn sie dein Schwert in Wolken blitzen sehen, werden die Menschen sich niederwerfen und werden Feuer auf Altären hüten, dich anzubeten, Heros!

Aber das Leben, das den Ruf der Toten hörte, antwortete mit der Stimme des Meeres: Ich will euch meinen Löwen nicht lassen. Noch lasse ich Garibaldi nicht, meinen Geliebten! Ich habe ihn mit Rosen und Lorbeer bekränzt, ich ließ meine Meere um ihn rauschen und meine Feuer um ihn lodern, um mich an seiner Schönheit zu weiden. Ich habe mein Füllhorn über ihn ausgegossen, um seine Stirne glänzen und seine Lippen lächeln zu sehen. Ich schenkte und nahm ihm überschwänglich, um ihn elend und hoffnungslos die Hände ringen und wieder das Haupt erheben und überwinden zu sehen. Sollte ich die Frucht, die ich schwellen und golden erglühen ließ, an euch verlieren, weil er euch reif dünkt? Ich will mich satt an meinem Löwen sehen, bis sein Blut zur Neige geht und seine Stimme verendet. Ich will sehen, wie Enttäuschung und Gram und Bitterkeit und Sorgen sich in seine Schönheit graben und sie zerreißen. Ich will ihn stöhnen hören in der Einsamkeit. Ich will ihn kämpfen sehen mit Krankheit, Alter und Schmerzen, ihn unterliegen und sich bäumen und königlich herrschen sehen. Ich will ihn ans Kreuz schlagen um den Krampf in seinem Körper und das Sterben

in seinem Antlitz zu sehen, und ihn herablassen, um die Spuren der Marter an seinem geliebten Leibe zu verfolgen. Alle meine Schwerter sollen ihn durchbohren, den alle meine Rosen bekränzten. Mein Baum, mein stolzer, ich ließ das Licht um deine Krone fluten, ich ließ Vögel und Wolken um deine Stirne spielen; nun will ich die Blätter von deinen Zweigen reißen und Sturm und Regen an deinem morschen Stamme rütteln lassen, bis er zerbricht, und dein Blut aus unheilbaren Wunden in die Erde rinnt.

Die Toten antworteten: Er ist unser! Der Duft der Unsterblichkeit durchdrang sein Fleisch und zog uns aus allgegenwärtigen Weiten an diese Küste.

Aber das Leben sagte mit der Stimme des Meeres: Sollte ich meine Harfe lassen, die mir am schönsten spielte, solange sie tönen kann? Ich spielte Siegesmärsche und Jubellieder auf ihr, nun will ich sie träumen und grollen und klagen und sich selber zerreißen hören. Fülle meine Seele mit Tönen, meine Harfe, gib mir deine letzten Akkorde, gib mir deinen letzten Schrei, wenn deine Melodien zu Ende sind. Ich lasse euch meinen Geliebten nicht. Ich will seine Seele pressen, bis ich alle ihre Wohlgerüche in meinem Busen fühle. Wenn die Zauber seiner Schönheit erloschen sind, will ich das Volk an seinem Atem sich berauschen sehen. Aus den Trümmern seines Leibes noch sollen mir Rosen wuchern.

Rund um die Insel hob sich das Meer brandend wie eine springende Mauer, bis die Geister sich verhüllten und dem Leben wichen.

Memoiren von Robert von Hornstein.

4.

Eines Tages trat in der Residenzstadt eine glänzende Erscheinung an die Oberfläche. Bei Frau von Pacher, der Tochter Friedrich Lists, war eine junge Dame aus Graz zu Besuch angekommen. Das Mädchen war eine höchst reizende Erscheinung, von distinguiertem Aussehen, den feinsten gesellschaftlichen Formen und im Besitz einer hinreißend sympathischen Stimme. Sie hatte eine Art, Lieder vorzutragen, die entzückend genannt werden mußte. Ich traf zum erstenmal bei Frau von Siebold mit ihr zusammen, in deren Salon sie uns einen Nachmittag lang durch den Vortrag vieler Lieder hinriß. Die ganze Erscheinung, Gesang und Wesen des Mädchens hatten etwas geheimnisvoll Anziehendes. Fast das ganze schöngeistige München war eingeladen. Handelte sichs doch darum, ein Urteil abzugeben, ob der jungen Dame eine glänzende oder nur mittelmäßige Karriere zu prognostizieren sei, falls sie die Künstlerlaufbahn betreten würde.

Nur im Falle glänzender Aussichten, wollte der Vater, k. k. österreichischer Feldmarschalleutnant, seine Einwilligung geben. Durch meine Erfahrungen mit der Stehle gewitzigt, sprach ich gleich energisch für die Künstlerin im Einverständnis mit der anwesenden urteilabgebenden Gesellschaft. Ich dachte

mir oft: Sollte mir der Teufel nun einen Streich spielen und mich diesmal wieder daneben tappen lassen? Ich hatte Recht mit meinem Urteil. Aus dem Mädchen wurde Aglaja Orgeni. Wenn auch der Anfang, ihr triumphbegleitetes Auftreten in Berlin noch mehr versprochen hatte, wenn man damals glauben mußte, sie würde als ein Stern allerersten Ranges über den Bühnenhimmel ziehen, eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte, so hat sie doch zu den besten Sängerinnen unserer Tage gehört, im Konzertsaal noch bedeutender als auf den Brettern.

Es fand sich Gelegenheit, auch an das Urteil des großen Publikums appellieren zu können. Die Hofgesellschaft spielte im Residenztheater Komödie. Baron Moy, der spätere Dramatiker, war der Hauptspieler und Regisseur in den Blüetten, die deutsch und französisch in Szene gingen. Die Damen Ringseis, Klenze spielten mit. Die Zwischenakte sollten mit Gesangsvorträgen des Fräuleins Aglaja von Görger ausgefüllt werden. Durch einen drolligen Zufall wurde ich Teilnehmer an diesem Unternehmen. Der König hatte vor, die ganze Schauspielergesellschaft nach der Vorstellung zu sich in die Residenz zu einem Souper einzuladen. Ein Fräulein aus der sogenannten „Gesellschaft" sollte die Begleitung übernehmen. Da dieses Fräulein aber nicht genügend musikalisch war, um zu verbürgen, daß die Sache gut ablaufe, geriet die Familie Pacher in Angst und verfiel auf die Idee, da die anderen Vorgeschlagenen den Erfordernissen bei Hof eingeladen werden zu können, wenig entsprachen, den einzig disponiblen Baron in Kontribution zu ziehen und mich aufzufordern. Da aber die Gelehrten der Etikette nachträglich dahinter kamen, daß schon die Zusammenstellung der Schauspielergesellschaft eine solche war, die den Anforderungen der spanischen Etikette, die am Münchener Hofe herrscht, nicht entsprochen hätte, so kam man auf den genialen Einfall, das Souper in den Gemächern des Residenztheaters zu servieren. Der heilige Geist der spanischen Etiquette wurde somit nicht verletzt. Die Komödie nahm einen prächtigen Verlauf. Es ging zu wohltätigem Zweck viel Geld ein. Fräulein Aglaja bezauberte und ihr Schicksal war beschlossen.

Zu den Nummern die sie vortrug, gehörte auch mein „Tanderadei", das sie fest ihrem Repertoir einverleibte nebst den „Grillen". Nach der Vorstellung wurden sämtliche Mitwirkenden aufgefordert, sich ins Foyer zu begeben. Nun kam die ganze königliche Familie, uns zu begrüßen und uns zu danken. Auch das griechische Königspaar war zugegen.

Die vortreffliche Königin Marie, damals noch eine sehr schöne Frau, kam auf mich zu, nickte mir freundlich zu und spielte in der Luft Klavier, um mir auf diese naive Weise ihren Beifall auszudrücken.

Beim Souper war auffallend, daß der König erst nach dem zweiten Gang erschien, nicht mitaß, sondern sich abwechselnd dahin und dorthin den Stuhl vom Diener hinstellen ließ, um sich an der Konversation zu beteiligen. Auch nach dieser Seite mußte sich der König der allmächtigen Etiquette unterwerfen.

Die Bemerkung eines Tagesrezensenten machte mir viel Spaß: „Selbst die Begleitung sei von aristokratischen Händen ausgeführt worden". Es erinnerte mich an den Stuttgarter Rezensenten, den ich früher erwähnte, (für einen Baron wären die Kompositionen recht schön gewesen). Daß doch die Leute den Baron nicht in Ruhe lassen konnten.

Im Rate der Götter wurde beschlossen, Fräulein Aglaja zur Viardot nach Baden zu geben. Frau Viardot machte in wenigen Jahren eine Sängerin aus ihr, welche den ganzen Schulsack beherrschte. Mit eminenter Technik

kam sie zurück. Aber! Nach meinem Gefühl war ihr der Blütenstaub abgestreift, der ihren früheren dilettantischen Vortrag so faszinierend machte. Doch was hätte dem Mädchen der Blütenstaub später genützt, da sie auf ihrem unsteten Wanderleben die Massen hinreißen mußte. Vielleicht hatte sie noch zu viel davon. In der Tat hatte sie immer einzelne frenetische Enthusiasten, während sie beim großen Publikum nicht die üppigen unfehlbaren Erfolge ihrer noch berühmteren Kolleginnen hatte.

In jener Zeit war die französische Lyrik von Geibel und Leuthold erschienen. Ich machte mich gleich dahinter und so entstanden die seither viel gesungenen Berangers. Eines Tages meinte Geibel, der das Lemkesche Tandaradei gehört hatte, warum ich nicht Walters Original komponiere. Dies war der Anstoß, daß ich „Unter der Linden" komponierte.

Eines Abends besuchte mich Hans Hopfen, um sich Lieder vorsingen zu lassen. Er hatte damals mit einer unglücklichen Liebe zu kämpfen und war sehr weich gestimmt.

Großen Erfolg hatte ich auch beim Ehepaar (Felix) Dahn. Unter den Liedern war Dahns Kreuzfahrer, damals neu.

Eines Tages lag ein Mädchen in der Wiege, meine Jela, jetzt schon eit einem Jahre verheiratet. Wie die Jahre vergehen! Mit zwei Kindern wurde diesmal der Transport nach Winkel unternommen. Schon ein rechtes Haus voll.

Der Sommer verging wie gewöhnlich, nur daß ich diesmal eine ganz neue Beschäftigung vorgenommen hatte. Ich lernte spanisch. Meine Absicht war, im Herbst Spanien zu bereisen.

* * *

Ueber Metz ging die Reise nach Paris. Dort hielt ich mich einige Tage auf und besuchte Auber und Rossini. Auber machte den Eindruck eines sehr vornehmen Herrn, mit den verbindlichsten Formen. Er sprach mit mir über das Münchener Orchester (Il avait toujours une grande reputation). Auch Lachner erwähnte er. Hätte einen das merkwürdige dunkelblaue Auge nicht manchmal so seltsam angesehn, würde man nicht geglaubt haben, den Komponisten des Fra Diavolo vor sich zu haben. Seine Physiognomie hatte in der Tat was von einem „Schuster".

Viel interessanter war der Besuch bei Rossini. Er war gerade bei seinem Milchkaffee, als ich ihn in Passy aufsuchte. Er war äußerst liebenswürdig und gesprächig. Man merkte gleich, das ist ein Mann, der Zeit hat. Auber war noch mitten im Konkurrenztreiben. Er schrieb noch Opern, führte sie auf, stand dem Konservatorium vor. Rossini komponierte längst nicht mehr. Wie an einen Traum mochte er an diese Zeit zurückgedacht haben. Gar behaglich saß er vor seiner mächtigen Schüssel sehr weißen Kaffees. Auf seine Frage, ob ich auch gerne Kaffee trinke, antwortete ich, daß ich ihn gerade so weiß liebe, wie er. Starker schwarzer Kaffee rege mich auf. „Êtes-vous nerveux? On ne fait pas bonne musique quand on n'est pas nerveux." Er erkundigte sich nach Flotow. „On dit, qu'il a de l'argent. C'est bon et ce n'est pas bon. Moi je n'aurais rien travaillé, si j'avais eu de l'argent. J'ai voulu vivre et ne pas être toujours l'esclave de l'humanité." Dann zeigte er mir seine Villa und führte mich in die Zimmer, welche er hatte ausmalen lassen. Ein Bild stellte die Szene vor, als Palästrina dem Papste die Messe überreicht. Das andere Mozart, wie er nach dem Figaro

zu Joseph dem II. in die Loge tritt. Auf eine Bemerkung von meiner Seite (einen Vergleich zwischen ihm und Mozart zog ich) erwiderte er: „O mon dieu, je ne suis qu'un pauvre mélodiste italien." Dabei machte er ein verflucht verschmitztes Gesicht. Als er von Auber sprach, sagte er: „O un homme très charmant." Man wußte bei ihm nie, wo die Bosheit anfing. Den bekannten Witz auf Wagner (Geschichte von der Fischsauce) leugnete er ab und setzte wieder mit seinem Lächeln hinzu: „Je ne dis jamais de telles choses." Er begleitete mich bis zur Treppe und rief mir noch nach: „Faites attention en Espagne! Il y a là de belles femmes." Von der politischen Zukunft seiner Landsleute erwartete er sich nicht viel. „O, je connais mes compatriotes."

Als ich von ihm weg war, hatte ich nicht das Gefühl, von einem der berühmtesten Söhne Italiens zu kommen, sondern von einem der gemütlichsten, anspruchslosesten Deutschen, mit dem ich gerne zeitlebens ab und zu einen Schoppen geleert hätte.

Ueber Orleans, Tours und Bordeaux ging es nach Bayonne. Dann machte ich einen Abstecher nach Biarritz. Mein dortiges Abenteuer habe ich im „Dekamerone" der Neuesten Nachrichten (München, 12. 4. 1882) ausführlich erzählt.

Auf der Wachtparade in Madrid traf ich eine Truppe deutsch redender Männer, die sich dann als seltsame Herren entpuppten. Der eine war ein Baron Harder, ein Deutschrusse, ein Verwandter des Baron Stieglitz in Petersburg. Der junge Mann war sehr reich und ebenso geizig. Sein Geiz war geradezu staunenswert, ganz krankhaft unmotiviert. Dabei ein herzensguter Kerl, den man aus dem komischsten Grund der Welt nach Spanien geschickt hatte. In München fing er eine Liebschaft an, welche die Billigung der Familie nicht fand und so wurde er auf Reisen geschickt und ihm ein Zerstreuer und Aufpasser in der Person des Herrn Dr. Wittmann beigegeben, des zweiten merkwürdigen Exemplares dieser Gruppe.

Wittmann war kein geringerer, als der talentvolle Novellist und Verfasser eines barocken Romanes „Tannhäuser", in dem seine Weltanschauung niedergelegt ist. Zu seinen Thesen gehörte, daß die Welt unter ein Triumvirat gestellt werden müsse. Den Löwenanteil behielt er für sich. Ihm sollte, wenn ich nicht irre, der Orient zufallen. Der Mann hatte die bedeutendsten Anhänger, die viel Geld zahlen mußten, denn der Prophet wollte leben und zwar gut leben. Zu diesen Opfern wurde sogar Bluntschli gezählt, dem seine Begeisterung für diesen Mann einen schönen Teil seines Vermögens gekostet haben soll. Wittmann, geborener Schwabe und zwar aus Altwürttemberg, aus dem Tübinger Stift hervorgegangen, wurde seiner Heimat untreu, ging nach Berlin, wo er mehrere Jahre als Kabinetssekretär Friedrich Wilhelm des IV. fungierte. Mit dem König schien er sich verfeindet zu haben. Der Groll auf ihn kam noch in Spanien zu Tage. Er sprach im Tone tiefster Entrüstung über ihn. Aber auch auf seine Heimat und seine Schwaben war er schlecht zu sprechen. Ein Umstand, den ich später zu fühlen bekam.

Der dritte war ein junger russischer Staatsrat, an den ich später viel denken mußte. Er gab mir den Schlüssel zum Verständnis russischer Zustände. Trotz seiner immerhin hohen Stellung war er ein Demokrat reinsten Wassers und zwar nicht nur theoretisch, sondern aus jedem seiner Worte leuchtete ein verbissener Haß hervor, wie er bei uns nur im Jahre 1848 zu Tage getreten war.

Zu diesen Dreien kam noch später der Engländer Rolfs, dessen Beschäftigung darin bestand, Käfer für seinen Sohn zu sammeln, der in Berlin Privat-

dozent der Zoologie war. Wir durchreisten nun Spanien bis Gibraltar, wo wir uns trennten. Wittmann und sein Pflegekind setzten ihre Reise weiter, der Staatsrat und ich strebten wieder der Heimat zu. Einem Stiergefecht in Madrid wohnten wir zusammen bei. Charakteristisch war, daß am Abend des Gefechts keiner ein Wort sprach. Der Ekel vor dieser Scheußlichkeit hatte uns stumm gemacht. Am Schlusse der Vorstellung hätte mich meine Empörung beinahe in eine böse Situation gebracht. Ein junger Laffe mit silberbeschlagenem Stöckchen fiel mit den anderen über den getöteten Stier her und schlug mit seinem Spazierstöckchen blutdürstig auf das tote Tier los. Ich machte dem Kerl im schönsten schwäbischen Deutsch alle Grobheiten. Ich mußte mir Luft machen, ob er mich verstand oder nicht.

Ueber Toledo und Cordova ging es nach Sevilla, wo wir wieder längeren Aufenthalt nahmen. Von dort nach Cadix. Der schlaue Harder hatte dort wieder Briefe von seiner Dulcinea bekommen, was immer hinter dem Rücken seines Aufpassers vorging.

Auf der Ueberfahrt nach Gibraltar ging es uns allen recht schlecht.

Da ich keine Reisebeschreibung intendiere, lasse ich jede Schilderung und halte mich nur an interessant Erlebtes. Dazu gehörte in Gibraltar vor allem das südstaatliche Schiff unter einem rabbiaten Kapitän stehend, welches von einem nordstaatlichen Dampfer verfolgt wurde und im Hafen von Gibraltar Schutz suchte. Diese Jagd dauerte schon sehr lange. Der südstaatliche Dampfer fuhr sehr rasch. So konnte er bei dem Vorsprung, den er gesetzlich in allen neutralen Häfen bekommt, dem verfolgenden Schiff immer wieder auskommen. Die Offiziere des einen wie des andern Schiffes kamen ins englische komfortable Hotel, gingen an einander vorüber, indem sie taten, als bemerkten sie sich nicht. Später las ich, daß die Mannschaft des unheimlichen Treibens müde, den Kapitän im Hafen ermordet habe. So war das die letzte Fahrt des kühnen Mannes.

Eines Abends kam ich ermüdet von einem längeren Spaziergang zurück, als mich eine Menschenansammlung verleitete, an einen etwas abgelegenen Platz zu gehen. Ein entsetzliches Schauspiel bot sich meinen Augen. Ein englischer Soldat hatte wegen eines Disziplinarvergehens mit Sack und Pack den ganzen Tag in einem Achter herumzulaufen. Der Unglückliche schwankte ganz blödsinnig dahin. Noch einige Stunden des grausamen Marsches standen ihm bevor. Es wurde mir erzählt, daß er im günstigsten Falle mit einigen Wochen Spital davon kommen werde.

Eines Nachmittags brachen wir nach Afrika auf. Das Schiff macht keine größere Fahrt, als etwa ein Lindauer Dampfer nach Rorschach zurückzulegen hat. Ich unterhielt mich auf dem englischen Dampfschiff sehr gut mit einem Bürger aus Tanger, der Handelsgeschäfte halber einen großen Teil des Jahres in Spanien zubringt. Ich frug ihn nach seinen Weibern. Er besaß eine weiße und eine schwarze. Zwei weiße hätten seine Verhältnisse überstiegen. Auf die Frage, ob er bei so langer Abwesenheit keine Gefahr laufe, meinte er: Dafür sei gesorgt. Er hatte sie einem Freunde zur Benützung übergeben, wie man etwa seine Reitpferde einem Freunde übergibt, damit sie in guter Behandlung bleiben.

Das Schiff nähert sich der afrikanischen Küste. Plötzlich entsteht ein Höllenlärm. Man denke sich den Schiffsüberfall in Meyerbeers „Afrikanerin". Im Nu bist du umringt von halbnackten Kerlen, welche dich mit nie gehörten Lauten anbrüllen. Du bist wehrlos und wirst gepackt und in einen Kahn hinuntergelotst. Diese anscheinenden Seeräuber wollen aber nichts als einige

Kupfermünzen verdienen. Der Dampfer kann nicht ans Land fahren, es ist zu seicht. Du mußt daher im Kahn transportiert werden. Ein neues Geschrei dringt an dein Ohr. Wieder kommen einige Dutzend Halbwilde durchs Wasser dahergewatet; sie umringen den Kahn und raufen um dich. Endlich wirst du gepackt und ans Land getragen. Auch der Kahn kommt nicht ans Land. Eine alte Engländerin, die vor mir hergetragen wurde, bot den komischsten Anblick.

Wir sind am Land. Ein Mohr in schneeweißem Burnus, ein hoher Beamter, verlangt den Paß. Er tut, als ob er lesen könne und gibt den Paß, offenbar sehr befriedigt, zurück. Nun geht es in die Stadt aufs Englische Hotel zu. Die Straßenjugend hinter uns her, ganz wie bei uns. Das Hotel liegt hoch oben mit herrlicher Aussicht aufs Meer und das afrikanische Gebirge. Ein Klavier steht im Gastzimmer. Es wird benützt. Ich komme sogar dazu, meine Lieder zu singen, auf afrikanischem Boden. Kiff oder Kuff wird gebracht, ein staubiger grüner Tabak, aus Hanf bereitet. Kleine Pfeifen, der Kopf wie ein Fingerhut, wurden herumgereicht. Ich rauchte nur eine Pfeife. Man riet mir ab, mehr zu versuchen. Es wurde mir nicht übel davon, aber ich spürte noch einige Tage einen leisen Schwindel. Mir war, als ob sich der Boden vor mir senkte. Die andern waren starke Raucher, hörten aber auch bald auf. Der Wirt war ein alter Gauner, Freigeist, der sich über seinen orthodoxen Sohn, der Kellnerdienste verrichtete, lustig machte.

In der Dämmerung saßen wir auf der Terrasse. Unter uns hörten wir das Geräusch von Pauken und Cinellen. Ein Derwisch hielt eine religiöse Feier ab. Sie bestand in einem Tanz, der so lange fortgesetzt wird, bis die Leute schäumend zu Boden stürzen. Dem Jungen lag es in den Gliedern mitzutanzeu. Er kam aber nicht über die ersten Ansätze hinaus. Wir boten ihm Geld an, wenn er tanze. Er weigerte sich. Der freireligiöse Alte sprach ihm zu. Der antwortete aber stolz: „Vor Ungläubigen tanze ich nicht".

Auf die Frage, ob wir nicht diesem Religionsdienste beiwohnen könnten, antwortete der Alte, daß wir totgeschlagen würden, wenn wir versuchten, einzudringen. Der russische Staatsrat und ich konnten der Versuchung nicht widerstehen, noch einen Gang durch die Stadt zu machen, was uns eine ernstliche Rüge Wittmanns eintrug. Harder durfte nicht mit. Es war übrigens keine Gefahr dabei. Des andern Tages durchzogen wir die Stadt. Auf dem Marktplatz kauerte ein alter Mann, von dem man sagte, daß er schon vierzig Jahre den geschlagenen Tag auf diesem Platze sitze. Am Stadttor waren drei Hände angenagelt, welche kürzlich Räubern abgehauen wurden. Vor dem Tore begegneten wir einer Karawane, welche nach Marokko strebte. Einige leere Kamele wurden gegen ein Trinkgeld von uns bestiegen. Ein scheußlicher Anblick bot sich uns. Ein Kamel wurde krank und dann einfach zurückgelassen, dem Hungertode preisgegeben. In dem Judenviertel besuchten wir einige Bazars. Die Jüdinnen gehen unverschleiert und machen die Honneurs gerade wie bei uns. Ich kaufte mir einen Turban, ein Fez und ein arabisches weißes Hemd. Dieser Kauf sollte mir teuer zu stehen kommen. Ich verfeindete mich darob mit Wittmann.

Die Rückreise wurde unter denselben günstigen Umständen angetreten. In Gibraltar mußten wir noch einige Tage auf ein Schiff warten, das uns nach Malaga bringen sollte. Eines Abends war spanisches Theater. Wir beschlossen hinzugehen. Meine drei Gefährten hatten Plätze auf die erste Galerie genommen. Ich konnte mich nicht anschließen, da meine Hose, die einzige, die ich bei mir hatte, beim Schneider war. Ich war auf mein Zimmer ge-

bannt. Kurz vor Beginn der Vorstellung kam mir folgende Idee: „Wenn du als Araber ins Parterre gingst?“ Man muß bedenken, daß der dritte Mensch, den man auf den Straßen Gibraltars begegnet, ein Araber ist. Die Sache war also nicht zu toll, denn dann und wann verliert sich auch ein Maure ins Theater. Unglücklicherweise wurde ich von meinen europäischen Freunden auf der ersten Galerie gesehen. Wittmann bezeichnete meinen Eintritt ins Theater in maurischer Tracht als in hohem Grade unpassend. Mehrere Tage wechselte ich kein Wort mehr mit ihm, doch schieden wir versöhnt.

Unser Schiff brachte uns nach Malaga. Von dort mit der Post nach Granada. Beinahe hätten wir die Alhambra nicht zu Gesicht bekommen. Die Königin, welche uns beständig verfolgte, war nun auch in Granada. Während ihrer Anwesenheit blieb die Alhambra geschlossen, da man ein Fest für sie in dem Wundergebäude vorbereitete. Zum Glück waren wir im Hotel Alhambra abgestiegen, wo sich der englische Photograph einlogiert hatte, welcher die Zigeunergruppen aufzunehmen hatte, die der Königin in dem Maurenschloß Vorstellungen gaben. Wir machten an der Tafel seine Bekanntschaft. Er lud uns ein, mit ihm die Alhambra zu besuchen. Auch veranlaßte er eines Tages die ihm untergebenen echten Zigeuner, uns ihre Produktionen zum Besten zu geben. Ein höchst interessantes Schauspiel. Die meisten der Banden in Spanien sind unecht.

Die Fahrt im Postwagen bis zur nächsten Eisenbahnstation in der Mancha dauerte entsetzlich lange, trotz des fortwährenden Antreibens der unzähligen Maulesel. Jeden Augenblick springt ein Treiber vom Bock herunter, um nach den Tieren zu schlagen. Während er bis zu den vordersten Mauleseln springt, vollführt er ein höllisches Geschrei. Aus Unkenntnis der Verhältnisse hatte ich mich nicht mit Speise versehen. Ein mitleidiger Passagier gab mir von seinem Vorrat, den er nach Landessitte in einer geschlossenen Blechschüssel verwahrt hatte. Es war eine Art Ollapotrida. Ich wurde ganz steif und kniete mich in den letzten Stunden der Fahrt einmal nieder, nur um die Stellung und Lage zu wechseln. Zur Annehmlichkeit der Reise trug auch die Gegenwart eines Stierkämpfers bei, der in Granada verwundet worden war und sich beständig mit einer übelriechenden Salbe beschmierte. Die anschließende Fahrt auf der Bahn nach Valencia kam mir wie eine Erholung vor.

In Valencia tafelten mit uns die hervorragendsten Mitglieder der italienischen Oper, welche mich auch in eine Probe mitnahmen. Auf Meister Verdi waren sie schlecht zu sprechen. Sie tadelten nicht etwa seine Musik, sondern die Art mit den Künstlern umzugehen. Unter anderm erzählten sie folgende Anekdote. Verdi probiert eine Sängerin. Seine Frau tritt ins Zimmer. Verdi sagt: „Voilà cette cochonne d'une chanteuse d'aujourd'hui“.

Nach einer scheußlichen Seefahrt, die ich immer hatte, kamen wir in Barcelona an. Dort wohnten wir einem gemilderten Stiergefecht bei, d. h. den Stieren wurden die Hörner mit Watte umgeben, so daß sie ihre Feinde zwar niederrennen, aber nicht durchbohren konnten. Im Theater waren wir auch und bewunderten das herrliche Haus. Diesmal hatte ich einen wahren Schrecken vor der Seefahrt nach Marseille.

Ziemlich marode kam ich in Marseille an. Dort mußte ich unter den unangenehmsten Verhältnissen einige Tage zubringen. Ich hatte Geld bestellt, der Bankier hatte aber noch kein Aviso. Das Geld war mir vollständig ausgegangen. Mein Reisegefährte, der Staatsrat, war auf dem nächsten Weg seiner Heimat zugereist. Ich konnte kein Theater, keine Wirtschaft betreten. Dabei hatte ich immer Angst, man sehe mir im Hotel meine Lage an und

überreiche mir die Rechnung. Endlich kam das Geld an und ich fuhr mit der nächsten Post nach Nizza.

Im Lesezimmer des Kursaals war große Aufregung, als ich es betrat. „C'est de la Révolution“, schrien sie durcheinander. Die Nachricht war angekommen, daß König Otto von Griechenland vertrieben worden sei.

Nach langer Postfahrt kam ich in Genua an. Ich hatte einen guten Platz und konnte den herrlichen Weg gehörig genießen. Durch die Schweiz kehrte ich nach München zurück. Der Schweizer Kondukteur, neben dem ich über den Splügen fuhr, sagte zum Postillon, als er auf der deutsch-schweizerischen Seite angelangt war: „Gott seig's Dank, jez bin i do wieder bi Rosse und bi Lüte“. Er hatte achttägigen Dienst in Welschland gehabt. Der Mann sprach mir aus der Seele.

Nie gefällt einem die Heimat besser, als wenn man lange fort war. So oft ich aus Hesperien nach Deutschland zurückkehrte, war ich entzückt von meinem geliebten Vaterland.

* * *

Zu Hause fand ich Alles wohl, die Winterkampagne begann.

In jene Zeit fiel meine Bekanntschaft mit Noë. Durch diesen geistreichen Menschen wurde ich mit dem Leutnant Baron du Prel bekannt. Diesen schlossen sich noch einige interessante Menschen an. Was uns zusammenführte, war die Begeisterung für Schopenhauer. Natürlich war ich ein gern gesehenes Mitglied der Gesellschaft in meiner Eigenschaft als persönlicher Freund des nun verstorbenen großen Philosophen. Ein gewisser Sturm und Drang ging durch diese seltsame Gesellschaft. Keinem war es ganz wohl in seiner Haut. Jeder strebte nach einer Anerkennung, die ihm bis dahin versagt war. Noë lag als Schriftsteller noch in den Windeln. Baron du Prel war noch mehr Offizier als Philosoph. Martin Greif hatte angefangen zu dichten. Ich hatte gerade angefangen, mir einen Namen zu machen. Es war noch nicht weit her damit.

Wir waren ausgesprochene Pessimisten. Noch sehe ich Noë strahlend ins Café Dall 'Armi kommen mit der Nachricht, er habe auf der Staatsbibliothek ein wunderbares Buch entdeckt, Briefe eines Materialisten von Richard Schuricht. Das Pikanteste daraus gab er unter allgemeinem Jubel zum Besten. Bald darauf entdeckte du Prel die Philosophie des Unbewußten von Hartmann. Sie wurde von uns verschlungen.

Ein merkwürdiges Mannsbild gehörte zu unserer Bande, die mit Vorliebe in den obskursten Lokalen sich zusammenfand und sich den Gesellschaftsnamen die „Hoffnungslosen“ beigelegt hatte. Dieser Name verschwand später und machte der Bezeichnung „Urkas“ Platz. Die Veranlassung dazu war drollig genug. Das oben erwähnte Original war ein Bildhauer. Mit einem Minimum von Schulbildung verband er einen so regen Geist, eine solche Auffassungsgabe, daß er mit Hilfe seines Mutterwitzes und seiner unfehlbaren Komik ein gar wertvolles Mitglied der Gesellschaft wurde. Zu seinen Spezialitäten gehörte das Messelesen. Das war eine parodistische Leistung ersten Ranges.

Eines Tages ergriff er das Glas und stieß an auf das Wohl des Gottes „Urkas“. Dieser Name hatte weiter keine Bedeutung, als daß er ihm in Ermanglung eines anderen einfiel. Daraufhin wurde er zunächst der Priester dieses mythischen Gottes und später geradezu der inkarnierte Gott Urkas selbst. Nach wenigen Jahren starb er.

Auf seinem Totenbette spielte der Gott Urkas noch eine Rolle. Als du Prel gehört hatte, daß er im Spital an einer Lungen- und Rippenfellentzündung schwer darniederliege, wollte er ihn aufsuchen. Eine barmherzige Schwester vertrat ihm den Weg: „Er ist gestorben und leider konnte ich ihn nicht dazu bringen, die Tröstungen der katholischen Kirche anzunehmen. Als er schon seinem Ende zuneigte, bat ich ihn dringend, sich mit Gott zu versöhnen. Er aber sagte: „Ich kannte nur Einen Gott, den Gott Urkas. Der aber ist tot." Darauf verschied er."

Der „Toni", wie der Bildhauer kurzweg genannt wurde, war also tot und der vortreffliche Lindner, dem Noë in einer Dedikation eines seiner ersten Alpenwerke ein Denkmal setzte, ebenfalls.

Noë begann bald nachher sein alpines Vagabundenleben. Er kam wenig mehr in die Stadt; nur wenn er ein Buch brauchte. Einige Male traf ich ihn draußen. So in Innsbruck, wo er einmal krank lag. In einer Art Kutscherkneipe, in Oesterreich Beisel genannt, bewohnte er mit seiner Frau, die ihn pflegte, ein großes Zimmer mit Aussicht auf den Inn. Es war ganz hübsch in der geräumigen Stube. Seine Frau machte einen günstigen Eindruck und schien gut für ihn zu sorgen. Gar seltsam war er zu dieser Frau gekommen. Im Begriffe auf einige Monate sich nach Walchsee in Tirol zu begeben, feierte er mit seinen Freunden bei „Neuner" einen Abschiedsfrühschoppen. In erregter Stimmung ging man auf den Bahnhof zu. Da begegnete dem Trupp ein junges Mädchen, welche Noë als alten Bekannten begrüßte und ihm vorwarf, daß er sie schon so lange nicht mehr aufgesucht habe. In der Weinlaune fordert er sie auf, mit ihm nach Tirol zu gehen — nur auf einige Wochen. Sie nimmt das Anerbieten an, holt in ihrer nahen Wohnung ihren Bündel und erscheint noch zu rechter Zeit am Schalter. Aus diesen Wochen wurden Monate, dann Jahre. Endlich stand er mit ihr am Altare. Längere Zeit hatte er mit ihr sein Domizil in Mittenwald aufgeschlagen. Ich überzeugte mich einmal, daß er dort ein gutes Andenken hinterlassen hatte.

Eines Tages erschien bei der Frau ein Abgesandter der „Neuen Freien Presse".

„Mein Mann ist zu Fuß nach Innsbruck. Sie werden ihn einholen."

In Innsbruck bringt der Fremde sein Anliegen an, nämlich sofort nach Spanien auf den Kriegsschauplatz zu eilen, um Berichte für das Blatt zu schreiben.

„Es eilt so, daß Sie nicht mehr nach Mittenwald zurück können. Reisen Sie sofort nach Spanien."

„Aber mein Gepäck?" — „Ich werde Sie ausstaffieren."

Mit Kleidern und Wäsche versehen, reist er sofort ab. Ein junger reicher Wiener schloß sich auf seine eigenen Kosten an, um sich auch einmal einen „Jux" zu machen. Er soll von Noë wie ein Bedienter behandelt worden sein. Je mehr er spürte, daß er nur zu Dienstverrichtungen mitgenommen wurde, je mehr mußte er bezahlen.

So gut sich die Ehe anfänglich machte, später war sie unhaltbar. Ein Kind behielt er bei sich und sorgte für seine Erziehung.

Als von Stuttgart aus an mich die Aufforderung erging, einen Redakteur für die „Schwäbische Volkszeitung", das Organ der nationalliberalen Partei, vorzuschlagen, dachte ich an Noë. Mit Mühe erfuhr ich seine Adresse, die ich sofort meinem Freunde Adolf Kröner mitteilte, der das Blatt druckte und interimistischer Redakteur war. Bei Genua hielt er sich auf. Nach lebhafter Korrespondenz zwischen Noë und Kröner wurde der Tag der Uebernahme

des Blattes festgesetzt, aber kein Noë kam. Kröner erlag fast unter der Redaktionslast, die ihm ungewohnt war. Endlich kam ein Telegramm aus Friedrichshafen, daß er mit dem nächsten Zuge eintreffe. Obwohl er Vorschuß erhalten und rasch in Stuttgart sein konnte, zog er es vor, von der Riviera an den Bodensee zu Fuß zu laufen, um sich für das aufreibende Redaktionsgeschäft zu stärken. Am Bahnhof fanden sich die Matadoren der Partei ein, die Muftis, wie sie Leuthold getauft hatte, der auch einmal Redakteur bei ihnen war. Wie ein Räuber soll Noë ausgesehen haben. Noch mehr erstaunt waren die Parteigrößen, als Noë die Frage an sie stellte, warum man hier stehen bleibe, auf was man warte. „Auf ihr Gepäck, Herr Doktor." — „Ich habe keines."

Einige Tage später sah er sehr elegant aus, da er auf Redaktionskosten equipiert worden war. So gut war es ihm noch nie gegangen, so viel Geld hatte er noch nie gesehen. Seine Redaktionsarbeit verrichtete er spielend bei seiner großen Gewandtheit und Geschicklichkeit. Die Zeitung hatte nie einen besseren Redakteur.

Noch vor Jahresfrist — war er verschwunden. Er hatte den Abend vorher noch mit den Muftis im Café Marquardt gekneipt und die Gesellschaft wie immer mit seiner geistreichen Art fasziniert. Auf Wiedersehen morgen, hieß es. Auf der Redaktion erschien kein Noë. Endlich schickt man in voller Verzweiflung zu Kröner. Der brachte noch mit Ach und Krach ein Blatt zusammen. Noë war durchgebrannt. Es wurde nie aufgeklärt, warum er diesen Streich beging, der so töricht aussah. War es die Zigeunernatur, welche in ihm zum Ausbruch kam? War es, daß seine Frau ihm nachgereist kam, der er entrinnen wollte? Man wollte ihn tags zuvor gesehen haben, wie er heftig debattierend mit einer Dame über die Königsstraße ging.

Später wollte er einmal ein lächerlich billiges Anwesen in Tirol ankaufen. Ein Freund hatte ihm das Geld, mehrere hundert Gulden, vorgestreckt. Er bekam den Geldbrief, wie er beschäftigt war, seine Briefe zu sortieren. Auf die eine Seite kamen die Briefe, die beantwortet werden mußten, auf die andere die wertlosen Papiere, welche bestimmt waren, in den Ofen zu wandern. Auf die letztere Seite geriet der Geldbrief. Fatum!

* * *

Freund du Prel, der mit Hartmann, dem Philosophen des Unbewußten, in Korrespondenz getreten war, teilte mir mit, daß Hartmann den Sommer in einem kleinen Bade bei Münster zubringe. Von Winkel aus war das keine große Reise. Ich beschloß daher, ihn aufzusuchen, was ich Sommers darauf auch ausführte. Kaum war ich in dem kleinen Ort angekommen, eilte ich zu Hartmann. Als ich von seiner Mutter zu ihm geführt wurde, lag er im Bette, ein Buch in der Hand. Es war das neue Testament, da er sich damals mit bibelkritischen Studien befaßte. Ich habe nie einen liebenswürdigeren Menschen getroffen. Ob er es heute noch ist, weiß ich nicht. Ich sah ihn nie wieder. Ich glaube aber kaum, daß das gefährliche Berühmtwerden auf ihn von ungünstigem Einfluß war. Damals war er noch keineswegs berühmt. Wenn ich abends ihn auf den Platz vor dem Kurhause begleitete, sahen die Leute wohl mitleidsvoll nach dem jungen schönen Mann mit den geistvollen Augen, wie er so gottverlassen in seinem Rollwagen lag. Niemand aber hatte eine Ahnung, daß der Mann in wenigen Jahren einer der vielbesprochensten, vielbefeindetsten und vielbewundertsten Männer Deutsch-

lands sein würde. Sein Leiden trug er mit Engelsgeduld. Nie kam eine Klage über seine Lippen. Seiner Mutter standen immer die Tränen in den Augen, wenn sie mit mir von ihrem Sohne sprach. Es waren Tränen der Bewunderung und des Mitleids. War er doch gewiß einer der besten Söhne, die je eine Mutter gehabt.

Ich suchte sie einst zu trösten mit dem Gedanken, daß ihr Sohn ohne das Unglück wohl nie dazugekommen wäre, seine eigentliche Begabung, seine Mission zu erkennen. Sie fand das mit Recht einen mageren Trost. Bekanntlich hat sich sein Leiden später bedeutend gemildert, mehr als er je gehofft hatte.

Damals verließ er nur kurze Zeit den Rollwagen um mit mir einigemal auf- und abzugehen. Wenn das Konzert der kleinen Kurkapelle zu Ende war, ging es wieder in seine Wohnung zurück. Geführt von einem treuen Diener stieg er die wenigen Stufen in seine Wohnung hinauf. Er legte sich gleich wieder zu Bett, da das Liegen für ihn das Vorteilhafteste war. Ein frugales Essen und ein Glas Wein wurde ihm serviert. „Ich darf bei meiner Lebensweise nicht viel zu mir nehmen. Wie soll ich es verarbeiten."

Er war ein guter Musiker. Hat er doch auch eine Oper komponiert, deren Libretto er selbst verfaßte. Dabei sang er sehr hübsch mit gut klingender Tenorstimme. Eines Morgens suchten wir das Piano im Kursaale auf. Er sang mir mehrere meiner Lieder, die ich mitgebracht hatte, vom Blatt. Als ich einst längere Zeit mit ihm philosophische Gespräche geführt hatte, entschuldigte ich mich mit meiner mangelnden philosophischen Schulung. Das wollte er durchaus nicht zugeben und ich würde schamrot werden, müßte ich seine Elogen wiedergeben. Dies war nun schon der zweite große Philosoph, der meine philosophische Begabung anerkannte. Auch einem weniger Bescheidenen wäre der Kamm geschwollen.

Auf allen Lebensgebieten war er zu Hause. Sehr interessant sprach er über Politik und soziale Fragen. Im Gegensatz zu Schopenhauer war er ein Verehrer von Wagners Musik und Wagners Richtung.

Ich habe nie herausbekommen können, wie Wagner sich zu Hartmann stellte. Als ich einmal bei einer intimen Freundin Wagners anfrug, gab sie mir entrüstet zur Antwort: „Wird sich Wagner mit Hartmann abgeben" und schwatzte das Unglaublichste über Hartmann daher. Ich dachte: „O sancta Simplicitas" und ließ dann einfließen, nachdem all meine Verteidigung nicht viel geholfen hatte, daß Hartmann mir einst gesagt habe, daß er ihm seine Philosophie schicken wolle. Daran anknüpfend schilderte ich den Enthusiasmus Hartmanns für Wagner. Das half. Die scharfe Opposition hörte auf.

Es war dieselbe Dame, mit der ich in einem Wagen zum Festsouper fuhr, das in der Restauration des Bayreuther Wagnertheaters stattfand nach der erstmaligen Aufführung des Nibelungenringes. „Was ist das für ein Gebäude?", frug sie mich und deutete nach den hervorragenden, palastähnlichen Gebäulichkeiten unweit des Wagnertheaters. „Es ist das Irrenhaus." „Was sollen denn diese schlechten Witze?" rief sie empört. Meine Antwort lautete: „Ich kann doch aus einer bayerischen Kreisirrenanstalt kein Konservatorium der Musik machen."

Doch zu Hartmann zurück. Acht Tage mochte ich in dem Bad zugebracht haben, täglich mehr entzückt von der Anmut dieses seltenen Geistes. Interessant war der Vergleich mit dem leidenschaftlichen Schopenhauer. Ein größerer Kontrast ließ sich gar nicht denken. Ich dachte mir oft, wenn Hartmann ruhig auf seinen Kissen lag und einen Gedanken entwickelte, so muß Spinoza ausgesehen haben. Als ich das Bad verließ, begleitete er mich

an den Bahnhof, d. h. er ließ sich im Rollwagen neben mir herfahren. Diese acht Tage mit Hartmann zusammen werden mir ewig in schönster Erinnerung bleiben. Ich hatte mich rasch in den Sommer versetzt und kehre nun wieder in den Winter zurück.

* * *

Einige meiner Freunde, so Melchior Meyr, tafelten in der „Weinhalle". Sie forderten mich auf, nach Tische hinzukommen, wo sie dann und wann, länger sitzen bleibend, die ernstesten Gespräche führten. Auch hatte ich die Aussicht dabei, Fallmerayer, den Fragmentisten, kennen zu lernen.

Als ich das erste Mal hinging, hatte ich mich etwas verspätet, meine Freunde waren schon fort. Am nächsten Tische saßen aber noch drei Herren. Fallmerayer, ein Beamter Namens Gombart, und ein origineller Kumpan, ein Baron Thumb aus Württemberg. Die Herren sprachen so laut und ich saß so nahe, daß ich ohne die geringste Anstrengung alles hören konnte, ja mußte. Sie mußten bemerkt haben, daß ich ihren Debatten folgte, denn Thumb machte die unwirsche Bemerkung, es sei doch unangenehm, wenn alles, was man spreche, gehört würde. Ich ging nach dieser Bemerkung auf den Herrn zu und stellte mich vor, bemerkend, daß das überhaupt meine Absicht gewesen wäre, und nur durch den zufälligen Umstand verhindert wurde, daß meine Freunde ausnahmsweise aufgebrochen seien. Zuerst große Verlegenheit und Entschuldigungsstammeln dieses Herrn. Dann allgemeine Begrüßung und Auffordern am Tische Platz zu nehmen.

Komisch war die Entschuldigung des Barons, er hätte sich eingebildet, ihre politischen Gespräche wären durch mich offiziell belauscht worden. Man sei das noch gewöhnt vom Jahre 1848 her. Dieser Baron Thumb war überhaupt ein närrischer Kauz. Auf einer Durchreise von Ulm nach Wien begriffen, blieb er 30 Jahre bis zu seinem Tode in München.

Ich kam dann noch oft nach Tisch in die Weinhalle und habe so den berühmten Fragmentisten noch öfters perorieren zu hören Gelegenheit gehabt.

Beim nächsten Ziele steigerte mich mein Hausherr in der Karlsstraße dermaßen, daß meine Frau den Gedanken faßte, ein Haus zu bauen. Als Freund Grandaur davon hörte, empfahl er uns den Architekten Gottgetreu. Ein günstiger Bauplatz fand sich in der Arcisstraße. Das Anwesen des Baurates Zenetti war zu haben, der Quadratschuh zu 36 Kreuzer. So kam dieses, für eine große Stadt ziemlich große Territorium von nahezu 10 000 Quadratschuhen um einen billigen Preis in meine Hände. Die Grundsteinlegung wurde festlich begangen in Gegenwart Hermann Linggs, der ein Gedicht gemacht hatte, welches auf Pergament geschrieben, mitversenkt wurde. In einer späteren Sammlung seiner Gedichte ist es erschienen.

* * *

Ich gehe nun zu meinem ersten Wiener Aufenthalt über. In einem Beisel unweit der Stefanskirche stieg ich ab. Es war sehr primitiv. Dieses kleine Gasthaus ist seitdem der Stadtverschönerung zum Opfer gefallen.

Als ich abends aus dem Kärntnertortheater herauskam, stieß ich auf meinen Freund Sigle aus Stuttgart, den späteren Hofrat. Er war in Gesellschaft einiger jungen Kollegen aus dem „Reiche". Lauter Mediziner, welche der damalige große Ruf der Wiener Fakultät für längere Zeit nach Wien

gebracht hatte. Sie schwärmten alle für die eminent deutsche Bedeutung dieses Wiens. „Man denke sich nur diese Tausende und abermals Tausende von Stockböhmen, die hier Dienste suchen und alle germanisiert werden", meinten die Herren. Wie schlecht war diese Prophezeiung! Hat sich doch seitdem beinahe das Gegenteil bewahrheitet. Fehlte doch nicht viel, so hätten diese böhmischen Dienstboten Wien tschechisiert. Diese Ideen lagen damals in der Luft. Ihnen wurde durch das Fiasko des deutschen Fürstentags ein jähes Ende bereitet.

Mein Freund Sigle half mir, ein Quartier in seiner Nähe suchen. Es war in dem Medizinerquartier der Alservorstadt. Auch pflegte ich mit ihm zu speisen. So geriet ich, wie Pontius ins Credo, unter die Mediziner. Einige Male schleppten sie mich mit ins Kolleg. Ich erinnere mich einer Vorlesung von Hebra. Es war über den Weichselzopf. Mehrere arme Teufel wurden hereingebracht. Unter fortwährenden Witzen des Hebra und stetem Gelächter der Studenten wurden diesen Opfern der Wissenschaft mit einem raschen Handgriff die Zöpfe entfernt. Einige junge Mädchen waren durch die vielen jungen Leute so konsterniert, daß sie zu weinen anfingen. Denen sprach dann Hebra in seiner volkstümlichen Weise Mut und Trost zu. Ich hatte aber doch bald genug von dieser Gesellschaft. Besonders die Scherze bei Tisch waren nicht sehr anmutiger Natur. Ich hatte unterdessen Fühlung mit den Leuten bekommen, die besser zu mir paßten und erschien nur noch seltener bei den Freunden Sigles.

Mit einigen Münchner Empfehlungsschreiben versehen, von Bodenstedt, Heyse, Grandaur, lernte ich Mosenthal, Weilen, Faust Pachler, Hanslick kennen. Bernhard Scholz suchte ich auf, den ich von Wiesbaden her kannte. Er brachte mich mit Ludwig Speidel zusammen. Bei der Frau Rosa von Gerold machte ich Besuch. Ich kam ins Wiener Leben hinein. Mosenthal führte mich in der grünen Insel ein. Mit Hanslick und seinen Freunden aß ich im König von Ungarn in der Kärnthnertorstraße zu Mittag. In irgend einem Bierhause brachten wir die Abende zu.

In der grünen Insel trug ich von meinen Liedern vor. Sie fanden geradezu frenetischen Beifall. Besonders waren es „Unter der Linden", die Berangers, die Soldatenlieder, „Fuhrmannsleben" ꝛc. Ich erinnere mich eines Abends, an dem ich so gefeiert wurde, daß ich, ganz trunken vom Erfolg, gar nicht zu Bette wollte. Es war derselbe Abend, an dem ich unter Jubel zum Ehrenmitglied der Gesellschaft gemacht wurde. Seltsam war es, daß auch die Art des Vortrags solchen Anklang fand, daß ich öfter hören mußte, daß die Lieder lieber von mir gehört wurden, trotz meines Minimums von Stimme, als von den Berufssängern, die mir die Lieder nachsangen. Uebrigens sang Walter „Unter der Linden" hinreißend schön. Mosenthal schrieb mir einmal einen Brief, in dem er mir den Eindruck schilderte, den das Lied machte, als es Walter in einer Festversammlung vortrug. Auch Meyerhofer sang die ihm passenden Lieder vortrefflich.

Von Mosenthal empfing ich viele Freundlichkeiten. Schließlich bot er mir ein Zimmer in seiner großen Wohnung im Zentrum der inneren Stadt an. In der Tat wohnte ich viel zu weit in meiner Alservorstadt. Ich nahm es an und siedelte über. Faust Pachler meinte, wenn Hornstein zu Mosenthal zieht, bekommen wir gewiß eine neue Oper. Dem war aber nicht so. Wir saßen zwar ganze Abende zusammen und stöberten seine Skizzen durch, es fand sich aber nichts, was dem entsprochen hätte, was ich haben wollte. Es waren große Opernstoffe, wie sie Rubinstein verlangte. Eine einzige Aus-

wanderungsgeschichte hätte eine Spieloper abgegeben, der Stoff schien mir aber zu unmusikalisch zu sein.

Nachdem ich immer nur Liebenswürdigkeiten von ihm empfangen hatte, war es mir ganz unverständlich, daß er später mir und Heyse, mit dem er doch auch befreundet war, in unglaublichster Weise Konkurrenz machte. Heyse hatte für mich seine Novelle Marion unter dem Titel „Adam und Eva" zu einer einaktigen komischen Oper gemacht. Nach ihrem großen Lokalerfolg in München machte Mosenthal einen possenhaften Dreiakter daraus und bot ihn dem Komponisten an. Er verlangte aber einen so horrenden Preis, daß niemand darnach Verlangen trug. Aus seinem Nachlaß wurde er von Kapellmeister Frank erstanden um 1000 fl. Frank hatte kein Glück damit. Heyse war wütend und wollte dagegen auftreten. Ich riet ab.

Während Mosenthal im gewöhnlichen und im bürgerlichen Leben überhaupt ein musterhafter Mensch von großer Gutmütigkeit war, kam eine unangenehme Seite heraus, wenn es den literarischen Handel betraf. Das behandelte er unkünstlerisch geschäftsmäßig. Er hatte offenbar kein Gefühl dafür, sonst hätte er mir nicht mit lächelndem Munde erzählt, wie er es anstellte, von Nikolai, der ein schlechter Zahler war, das Honorar für „Die lustigen Weiber" zu bekommen. Es war der Modus eines schlauen Händlers, aber nicht eines Dichters.

Bei ihm lernte ich die „Mutter Haizinger" kennen, welche eine große Verehrung für Mosenthal hatte und viel auf seinen Charakter hielt. Mit Ausnahme der obigen Schwäche gewiß mit Recht.

Meinen alten Schulkameraden Dessoff fand ich wieder als Hofkapellmeister. Ich erinnere mich eines reizenden Diners in seiner netten Häuslichkeit. Mosenthal und Hanslick waren zugegen. Die Ungunst Speidels lastete sehr auf Dessoff. Ich habe oft versucht, Speidel auf andere Gedanken zu bringen. Es war aber nicht möglich, dagegen hatte er an Hanslick einen wohlwollenden Freund.

Mit der alten Haizinger kam ich noch öfter zusammen. Wir vertrugen uns sehr gut. Einmal erzählte sie, wie in einer Gesellschaft alles aufschrie: „Schammant, schammant", als sie eine Deklamation geendigt hatte. Dieses „Schammant" habe ich noch im Ohre und sehe ihre Knixe dazu.

Bei Gabillons gab ich einen Brief von Bodenstedt ab. Ich wurde zu Tische geladen mit Betty Paoli zusammen. Ueber Tisch kam ich kaum zu Wort. Am Kaminfeuer, während der Kaffee getrunken wurde, kam die Paoli auf Schopenhauer zu sprechen und bedauerte seinen Judenhaß, während sie sonst mit Verehrung von ihm sprach. Es wurde weiter über Schopenhauer gesprochen. Nun war ich in meinem Fahrwasser und legte los. Nachher kam der naive Gabillon auf mich zu und sprach mir seine Bewunderung über das Gehörte aus. Anfangs bei Tische habe er sich gedacht: „Was hat mir denn da der Bodenstedt für einen Trottel anempfohlen?"

Eine komische Begegnung hatte ich mit Friedrich Halm. Ich war bei Faust Pachler auf seinem Bureau auf der Kaiserlichen Bibliothek. „Möchten Sie nicht Halm kennen lernen? Sie sind ja, wenn ich mich nicht irre, etwas verwandt mit ihm". „Bitte, stellen Sie mich vor". Ich wurde zu einem vornehmen, etwas steifen Herrn gebracht. Nach längerem Hin- und Herreden sagte er sehr pathetisch: „Was haben Sie für einen Beruf?" Ich repetierte, daß ich Künstler, Komponist sei. „Das kann doch Ihre Zeit nicht ausfüllen." Ich suchte ihm einen anderen Begriff von einem Komponisten beizubringen, berief mich auf meine literarischen und philosophischen Interessen und auf die Arbeiten, welchen ich als Grundbesitzer unterzogen sei. Er war nicht zu

bekehren. Der Mensch müsse einen Beruf haben. Ein Komponist, der nicht auch etwa kaiserlicher Bibliothekar sei, schien ihm unverständlich. Vom Dichter Halm wunderte mich das.

Wenige Jahre vorher war der Verleger Schott in Mainz sehr erstaunt, daß ich noch nichts von Offenbach gehört hatte. In Wien hatte ich Gelegenheit, ihn gründlich kennen zu lernen. Er beherrschte das Repertoir des Treumann-Theaters am Donaukanal, das einige Jahre später abbrannte. „Monsieur und Madame Denis", „Verlobung bei Laternenschein", „Fortunios Liebeslied", „Daphnis und Chloe", die reizenden Einakter waren damals hauptsächlich beliebt und wurden erst später durch die minder wertvollen, zum Teil unangenehmen parodistischen Operetten, welche den Abend füllten, verdrängt.

Diese Einakter waren es, welche mich die Idee fassen ließen, mich auch in diesem Genre zu versuchen. Ich äußerte diesen Wunsch dem Librettisten der „Flotten Burschen", einem gewissen Braun gegenüber, der mir einen Einakter „Die Pagen von Versailles" unterbreitete. Ich nahm ihn und machte mich gleich nach meiner Rückkehr nach München an die Komposition. Bei meinem nächsten Besuch in Stuttgart konnte ich in Freundeskreis die ganze Operette vorspielen. Aufgeschrieben war sie noch nicht. Sie fand allgemeinen Beifall. Die anwesenden Mitglieder des Hoftheaters schwärmten dem gerade in Stuttgart anwesenden Anton Ascher von derselben vor. Der schreibt an Treumann und letzterer gibt ihm den Auftrag, die Operette gleich zu erwerben. Bald darauf erhielt ich einen liebenswürdigen Brief Treumanns, in dem er mir ankündigte, er werde die Operette bald nach Eröffnung der Saison in Wien geben und zwar im Karltheater, das er nach dem Brand seines Theaters in Miete genommen habe. Da die Operette im Kopfe vollständig fertig gemacht war, hatte es keinen Anstand, daß ich ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit die Partitur in Wien überreichen konnte. Er empfing mich überaus freundlich auf seiner Villa unweit Wiens und stellte mich seiner Frau vor. Den Beiden trug ich nun die ganze Operette vor. Sie schienen im höchsten Grade dafür eingenommen und Treumann versicherte mir, es würde die erste Novität am Karltheater sein.

Die Zeit ging rasch vorüber. Das Karltheater wurde mit den „Flotten Burschen" unter großem Jubel eröffnet. Ich war eingeladen, hinter der Szene der Vorstellung beizuwohnen. Wien hatte sich um Plätze gerauft. Ich wurde allen vorgestellt und zwar mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Alles war scharmant gegen mich, mein Weizen blühte. Die Abende brachte ich hinter den Kulissen zu und schwelgte im Theaterleben. Diese Massen reizender Mädchen und lustiger Kumpane übten einen bestrickenden Zauber auf den Neuling in dieser Welt aus. Tausend Kulissengeheimnisse wurden da preisgegeben. Man war in einer ganz neuen Welt.

Die Proben fingen an. Wie riesig wichtig kommt man sich da vor. Der alte Grois, welcher die Regie hat, fordert mich auf, neben ihm Platz zu nehmen. Er stellt mich dem Orchester vor. Es dringen Laute ans Ohr, wie vortrefflich, reizend, entzückend. Nach der Probe kommt alles und gratuliert mir und dem Direktor. Das Glück des Stückes ist gemacht. Das Kassastück außer Zweifel. Alle Regisseure und Darsteller schwuren auf den Erfolg. Ich selbst war wie berauscht, in wenigen Tagen kannte mich ganz Wien. In wenigen Wochen ganz Oesterreich. Die Theaterdirektoren von Graz, Brünn, Linz hatten sich schon angemeldet. Andere erwartete man sicher. Die Tantièmen wurden festgesetzt. Ich war ein umworbener Mann.

Das günstige Theaterprognostikon hatte sich in der Stadt verbreitet. Er-

wartungsvolle Notizen standen in den Zeitungen. Die Habitués brannten vor Neugierde. Treumann hatte noch einiges hinzugedichtet und einige Späße eingelegt. Ein Entreeliedchen wurde beigegeben und die Marquise sollte einen Walzer eingelegt bekommen. Ich dachte, die Herren müssen das besser verstehen und komponierte die beiden Nummern nach. Meinem Freunde Dessoff spielte ich die ganze Operette vor. Er stellte ihr das günstigste Prognostikon. Von dem hinzu komponierten Entreeliedchen war er entzückt. Dagegen meinte er, der Walzer erinnere an den Walzer von Arditi, il baccio. Ich spielte den versammelten Kapellmeistern und Regisseuren den Walzer vor und machte sie auf Dessoffs Urteil aufmerksam. Nicht einer wollte eine Aehnlichkeit entdecken. Treumann war entschieden dagegen, auch nur eine Aenderung vorzunehmen.

Das Verderben ging seinen Weg. Der Tag der Aufführung war gekommen. Des Morgens fand im Kostüm und bei voller Beleuchtung die Hauptprobe statt. Ich hatte Hanslick, Speidel, Lützow mit in die Probe genommen. Treumann hatte seine Freunde eingeladen. Das Urteil nach der Probe blieb dasselbe.

Alle erwarteten einen großen Erfolg und Speidel sprach mir wiederholt aus, daß die Musik diesen Morgen alle seine Erwartungen noch übertroffen habe.

So vorbereitet, betrat ich zum ersten Mal das Theaterschlachtfeld. Das Haus war brechend voll. Die Ouvertüre geht vorüber. Die ersten Nummern ebenfalls. Keine Hand rührte sich. Ich stand hinter der ersten Kulisse, durch ein Gitter sah ich aufs Publikum. Ich glaubte zu träumen. Auf der Bühne wurde Alles bedenklich. Es sollte aber noch ganz anders kommen. Die Marquise tritt auf, Fräulein Barth. Nach kurzer Einleitung beginnt der Walzer. Eine Stimme ruft: „A, der Baccio!" Schallendes Gelächter durchs ganze Haus. Das Stück war ruiniert. Von da ab gab es keinen Halt mehr. Fortwährende Unruhe fand statt. Ab und zu hörte man lautes Lachen. Schließlich verließen die Habitués bankweise die Sperrsitze unter lautem Schimpfen. Der Vorhang fiel und keine Hand rührte sich. Tatsächlich hat nur der erste Takt einen leisen Anklang an den Arditiwalzer und da nur im Rhythmus. Als ich zur zweiten Aufführung die Synkope im ersten Takt verändert hatte, war jedermann enttäuscht, der den Arditiwalzer hören wollte. Die Leute fanden faktisch die Nummer nicht heraus, welche in den Zeitungen so herumgezogen wurde.

In den Annalen des Karltheaters war der Abend ein unerhörter Vorfall. Mir ging es wie dem Tischler Anton. Ich verstand die Welt nicht mehr. Treumann geht auf mich zu, um mich zu trösten. Ich sage: „Glauben Sie nun, Herr Treumann, daß die Leute da unten mich auch noch prügeln werden, wenn ich das Theater verlasse?" „Ich sehe, daß Sie den Humor nicht verloren haben", erwiderte Treumann. Ach Gott, aber er hatte ihn gründlich verloren. Ich entfernte mich mit Treumann, den Regisseuren und einigen Mitgliedern. Alle waren wie vor den Kopf geschlagen. Sie standen vor einem Rätsel. Selbst der skeptische Franz Treumann meinte, das habe er auch nicht für möglich gehalten. Den Abend brachte ich mit meinen Freunden zu. Es war eine Bierkneipe, nicht weit vom Stephansplatz. Hanslick, Lützow und andere hatten sich eingefunden. Sie wähnten, ich müsse vernichtet sein, und waren daher in sprachlosem Erstaunen über meine unverwüstliche Heiterkeit. Lützow sprach mir beim Nachhausegehen noch seine spezielle Bewunderung aus. Ach Gott, es war viel Galgenhumor dabei. Der Sturz war zu jäh, um ganz mir an diesem Abend ins Bewußtsein zu dringen, die Depression kam tags darauf nach. Gegen Morgen kam ich nach Hause. Die Freunde hatten sich

unendlich gut gegen mich erwiesen. Ich schlief einige Stunden, ging dann in ein Kaffeehaus am Graben und las die Morgenblätter durch.

Wenn ich ein Verbrecher gewesen wäre, der etwas nie Vorgekommenes, Himmelschreiendes begangen hätte, konnte man nicht schärfer mit mir ins Gericht gehen, nicht grausamer mit mir verfahren. Nachdem ich ein halbes Dutzend solcher vernichtender Besprechungen mit den hämischsten, boshaftesten Bemerkungen durchgelesen hatte, ging ich nach Hause, warf mich auf ein Sopha und heulte, wie man in Schwaben sagt, wie ein Schloßhund. Was hatte ich denn getan? Hatte ich keinen ehrlichen Namen mehr? Hatte ich mich aufgedrängt, angebettelt? War ich nicht gewissermaßen das Karltheatermitglied wider Willen? Kam ich nicht dazu, wie der Pontius ins Credo. Ich vergegenwärtigte mir die Huldigungen der letzten Wochen, erinnerte mich der Hoffnungen, die man auf mich gesetzt hatte und nun!

Da in der Stunde meiner tiefsten Erniedrigung klopft es, mein alter Freund Güldlin von Tiefenau, mit dem ich in Lausanne in der Pension Mansfeld war, tritt herein. Dieser Besuch wirkte geradezu erlösend. Es gab also doch noch Leute, die mich aufzusuchen imstande sind. Er war im Theater gewesen. Er beleuchtete mir die Sache wieder in anderer Weise. Dann versenkten wir uns in die alten Zeiten und gingen unsere Jugendtollheiten durch. Das ganze Karltheater trat in den Hintergrund. Er begleitete mich auf einigen notwendigen Gängen. Meiner Frau mußte telegraphiert werden, auch eine mißliche Arbeit. Der fatale Takt im Walzer der Marquise mußte geändert werden.

Der Abend kam. Ohne jede Hoffnung ging ich ins Karltheater. Wie ein Neugieriger, den die Sache nicht viel anging, nahm ich im Parket einen Platz. Ich wollte mir das Stück denn doch auch einmal ansehen. Eine neue Ueberraschung. Das Haus war gegen alles Erwarten gut besetzt. Die Habitués waren zwar weggeblieben, aber andere Leute dafür gekommen. Gleich die ersten Nummern wurden beifällig aufgenommen. Das Pagenensemble lebhaft applaudiert. Den „Baccio" hat niemand mehr gehört. Am Schlusse wurde lebhaft gerufen. So war es auch am dritten Abend, den ich wieder hinter den Kulissen zubrachte.

Einer der Pagen, eine auffallende Schönheit, war die Geliebte des alten Grünne, des Freundes des Kaisers und ehemals allmächtigen Herrn in Oesterreich. Als die Pagen nach ihrem Ensemble stürmisch gerufen waren, springt sie jubelnd auf mich zu, mir laut zurufend: „Jetzt gefällt es ja, es gefällt und denken Sie", fuhr sie fort: „da unten sitzt der Grünne. Er ist jetzt schon zum drittenmal d'rinnen. Er hat 'nein müssen. Nach dem erstenmal hat er nimmer 'nein gehn wollen, ich hab' ihn aber gezwungen. Nach dem zweitenmal sagte er zu mir: „Denke dir, heute hat es mir gefallen." „Siehst du dummer Kerl, du mußt alles zweimal hören, bist du's kapierst". Diese Sprache gegen den ehemals so gefürchteten Grafen Grünne gaudierte mich sehr. Uebrigens stand ich in hoher Gunst bei meinen Pagen. Sie standen fest ein für meine „Pagen". Noch besitze ich ein reizendes Bildchen, das mir in meiner Abendgesellschaft überreicht wurde. Drei der Pagen kommen auf mich zu, während ich ein Huhn verzehre, und halten mir die drei großen Wiener Zeitungen vor, Presse, Fremdenblatt und Wiener Zeitung. In diesen drei Blättern waren nämlich nachträglich im Gegensatz zu den sogenannten Vorstadtzeitungen höchst anerkennende Besprechungen der „Pagen" gekommen. Sie waren von Hanslick, Speidel und Hirsch. Letzterer hat geradezu enthusiastisch sich ausgedrückt und auch einen Band meiner Lieder mit in diese Besprechung hereingezogen.

Die Parteinahme der großen Blätter hielt die Operette eine Woche lang über Wasser. Das Kärnthnertorpublikum war ziemlich vertreten. Die Musikwelt Wiens wollte das Stück kennen lernen, um welches so leidenschaftlich gestritten wurde. Zwei Zeitungen balgten sich noch eine ganze Woche lang herum; in einem Feuilleton hieß es: „Die Schlacht um die Pagen von Versailles wütet nun schon eine ganze Woche". Kurz, eine Woche lang war das Theater doch genügend gefüllt. Da aber, mit Ausnahme des Grafen Grünne, die Habitués sich verschworen hatten, sich von Herrn Treumann diese Operette nicht aufoktroyieren zu lassen, blieben sie weg. Als Repertoirstück konnte sie sich daher nicht halten.

* * *

Reicher an Erfahrungen und ärmer an Illusionen kehrte ich nach München zurück. Meine Frau war unterdessen ins fertig gewordene Haus eingezogen. Wir bewohnten damals Parterre und ersten Stock. Ich fühlte mich gar nicht heimlich in den weiten öden Räumen.

Da ich das ganze Parterre zur Verfügung hatte, wurde von meinen Freunden gewünscht, ein Faß Bier, das man vom Franziskanerkloster auf dem Wege der Protektion erhalten hatte, in meinen Räumen auszutrinken. Man kam um 7 Uhr zusammen. Einige wurden erst nach dem Theater erwartet. Schon um ½8 Uhr kam Melchior Meyr sehr aufgeregt herein in unsere Gesellschaft. Ein Regisseur hatte von der Bühne herab erklärt, daß die Vorstellung unterbleiben müsse wegen plötzlicher schwerer Erkrankung des Königs. Allerlei Gerüchte durchzogen die Stadt. Das Hauptthema des Abends waren Konjunkturen über diesen mysteriösen Vorfall. Um 12 Uhr läuteten die Glocken. Die Kirche ließ Messen lesen.

Ziemlich früh verließ ich meine Wohnung, um Erkundigungen einzuziehen. Ich kam vor die Residenz. Menschenmassen hatten sich angesammelt. Ich kam die Treppen hinauf, welche von Leuten aller Stände eingenommen waren. Endlich gelangte ich halb geschoben in einen großen Raum, unweit der Gemächer des Königs. Der Adjutant des Königs, Baron Moy, erschien von Zeit zu Zeit, um den Versammelten Nachricht über das Befinden des Königs zu geben. Die Nachrichten wurden immer trostloser. Lautlos wurden die Meldungen hingenommen. Höchstens wurde ein leises Flüstern vernommen. Endlich erscheint Moy, um mit tränenerstickter Stimme mitzuteilen, daß Seine Majestät eben verschieden seien. Allgemeines Schluchzen erfolgte auf diese Worte. Anfangs blieb alles wie gebannt stehen. Allmählich verließ die Menge in größter Stille den Saal und stieg langsam die Treppen hinab.

Ich hatte mich unten noch einen Augenblick postiert, als Erzbischof Scherr, der am Totenbette des Königs gestanden war, mit lächelnder Miene und eiligen Schrittes die Treppe herabkam. Ein Geistlicher kam ihm in den Weg. „Nun, wie steht's?" „S'ist schon rum", antwortete der Kirchenfürst.

Nachmittags durchritt ein Herold in altdeutscher Tracht die Stadt. Neben ihm waren zwei Pauker zu Pferde, welche vor und nach der Rede des Herolds einen dumpfen Wirbel schlugen. Die Thronbesteigung König Ludwig des II. wurde verkündigt. Ich sah dem Beginn des Umritts von einem Zimmer meines Freundes Hertz, einem Ministerium gegenüber. Trotz der unabweisbaren Komik, die darin liegt, daß ein allgemein bekannter Beamter in diesem Aufzug herumreitet, bewahrten die Zuschauer den Ernst, der ihnen an diesem Tage geboten war.

* * *

München trat in eine neue Aera ein. Kaum waren die Trauerfeierlichkeiten vorüber und hatte sich die Bestürzung über den jähen Tod des allgemein verehrten Fürsten etwas gelegt, munkelte man, Richard Wagner werde nach München kommen. Die abenteuerlichsten Gerüchte liefen um. Wahr an den Gerüchten war folgendes:

Der junge König hatte bald nach seinem Regierungsantritt seinen Kabinettssekretär Dr. Pfistermeister an Richard Wagner abgeschickt mit dem Auftrage, ihn unter folgenden Bedingungen nach München zu holen: ein hoher Ehrensold und Disposition über das Hoftheater zur Aufführung seiner neuen, noch unaufgeführten musikalischen Dramen. Pfistermeister fand ihn nach vielem Suchen im Hotel Marquardt in Stuttgart.

In Wien drohte Wagner der Schuldturm. Er floh mit seinem Freunde Weißheimer, der damals sein Ablatus war, nach Stuttgart, um durch Kapellmeister Eckert irgend etwas zu erreichen. Sein Plan war, sich nach Cannstatt zurückzuziehen und in aller Stille zu arbeiten. Eckert sollte ihm beim König einen kleinen Jahresgehalt auswirken. In diese Misère fällt Pfistermeister mit seinen Anträgen herein. Wagner war durch diesen jähen Glückwechsel so konsterniert, daß er Weißheimer bat, ihm den Koffer zu packen. Er war es nicht imstande. Weißheimer schilderte, daß er sich ganz geistesabwesend benahm.

Das Erscheinen Wagners veränderte die ganze Physiognomie Münchens. In erster Linie wurde das am Theater fühlbar. In die nächsten Jahre fallen die Aufführungen von Tristan und den Meistersingern. Man ging sofort ans Werk. Neben diesem künstlerischen Gebahren lief aber ein anderes Gebahren parallel einher. Der Klatsch feierte wahre Orgien. Kunstenthusiasmus einerseits und die niedrigsten Leidenschaften andererseits lösten sich ab. Der Neid wurde souverän. Die Kabale trat in Permanenz. Nur so war es zu erklären, daß Wagner eines Tages den Bündel schnüren mußte, obwohl sein königlicher Freund unentwegt zu ihm gehalten hatte und die Stadt München fortwährend Kunstfeste in ihren Mauern hatte, welche Leute aus ganz Europa herbeieilen machten.

Besonders hoch gingen die Wogen, als der für unaufführbar gehaltene Tristan unter Beihilfe des Schnorrschen Ehepaares über die Bühne ging. Da kamen alle Leidenschaften zum Platzen. Die Umgebung des Hoftheaters war zum europäischen Marktplatz geworden, auf dem in allen Zungen geredet wurde. In den Kaffeehäusern der Maximiliansstraße ging es zu, wie in Zeiten hochgradiger politischer Erregung. Enthusiasten hatten sich Zutritt zu allen späteren Proben verschafft und die Leitmotive sich im Taschenbuch notiert. Diese Taschenbücher wurden öfter hervorgeholt und wie ein Brevier behandelt. Die Hauptprobe wurde zur glänzenden Aufführung. Einmal hatte der König Wagner in seine Loge eingeladen. Neben dem König hörte er sein Werk, und als das Publikum ihn herausjubelte, schob ihn der König an die Brüstung der sog. Kaiserloge, um da den Dank des Hauses entgegenzunehmen. Selbst ein Wagner, der doch nie an allzugroßer Bescheidenheit litt, mußte da stutzig werden. Er wollte auf die Bühne eilen und sträubte sich lange, den Wunsch des Königs zu erfüllen.

Damals ließ auch Bülow seine „Schweinehunde“ los. Niemand säumte, den Leuten Aufregungen zu verschaffen. Seit dem oben erwähnten Briefwechsel war ich mit Wagner nicht mehr zusammengekommen. Am Rhein bekam ich ihn nicht einmal zu Gesicht, obwohl er in Biebrich wohnte und mit meiner Freundin Mathilde Maier viel zusammen war. In Mainz besuchte er oft

ihre Mutter und ihre Tanten und war von entzückender Liebenswürdigkeit gegen die alten halbtauben Damen.

In Wien war ich ihm einmal im Stadtpark begegnet. Ich grüßte und ging weiter. Zu seinem Begleiter sagte er: „War das nicht Hornstein? Warum läuft er weiter?" Zu Mathilde äußerte er später, weniger jener Konflikt habe ihn geärgert, als der Umstand, daß ich am Karltheater eine Operette habe aufführen lassen. Diese Prüderie schien mir immer etwas gemacht. Hier in München aber traf ich manchmal mit ihm zusammen.

Eine drollige Szene spielte sich auf dem Augustinerkeller ab. Die Wiener Journalisten Hanslick, Speidel, Schelle hatten mich aufgesucht. Wagner wußte davon und war wütend, daß ich gewissermaßen mein Haus hergegeben hätte zum Stelldichein seiner Verfolger. Ich hatte Schelle auf den Keller bestellt. Ich fand ihn im Garten sitzend zu Füßen des geschlossenen Raumes, Salettel genannt, wohin man sich bei zweifelhaftem Wetter zurückzieht. „Wagner sitzt drinnen und ich mag nicht hinein", sagt Schelle. Ich leistete ihm Gesellschaft. Unterdessen hatte Meister Richard erfahren, wer draußen lag und fing nun an, auf die Journalistik zu schimpfen. Berserkerhaft zog er speziell gegen die Wiener los, welche schon mit dem Auftrag ihrer jüdischen Chefs hergekommen seien, seine Bestrebungen zu durchkreuzen. In diesem Tone ging es lange fort. Durch die geöffneten Fenster verstand man jedes Wort. Endlich wurde dem Schelle der Boden zu heiß und er ging weiter. Ich hatte nun keine Veranlassung mehr, das Salettel zu meiden, ging unbefangen auf Richard Wagner los und setzte mich in seine Nähe. So stellte sich der angenehmste Modus vivendi her. Er wurde immer freundlicher gegen mich und bot mir dann und wann eine Prise an. Oft kam er übrigens nicht in den Affenkasten. Unser Herbergsvater, sein Namensvetter Josef Wagner, hatte auch keine übermäßige Freude an ihm. Er stand ganz auf dem Standpunkt, ihn für eine Art Lola Montez zu halten, eine Anschauung, die damals sehr Platz gegriffen hatte. Die Anekdoten flogen in der Luft herum. Die Witzblätter hatten beständig Stoff, die Geschichte von seiner Kollektion von Schlafröcken, seinen Mohren &c. wurden weiter verbreitet und gaben Rede- und Lachstoff ab.

Auch ernstere Dinge kamen vor. Eine Frau Konsul Schwab in Paris hatte R. Wagner große Summen geborgt. Als sie hörte, daß Wagner über die Kgl. Kabinetskasse verfüge, wollte sie ihr Geld wieder haben; man sprach von 40,000 Frcs., sogar ebenso viel Gulden. Da sie das Geld gutwillig nicht bekam, nahm sie den Advokaten Friedrich von Schauß, den späteren Parlamentarier zu ihrem Sachwalter. Der war so schlau, einen Verhaftungsbefehl gerade für den Tag sich auszuwirken, an dem Wagner den „Fliegenden Holländer" in Gegenwart des Königs dirigieren sollte. In seiner Bedrängnis wandte er sich an den König. Die Kabinetskasse bekam den Befehl, die ganze Summe sofort auszubezahlen. Man wollte gesehen haben, daß Frau Cosima von Bülow in einer Droschke das Geld zu Wagner gefahren habe, und abends wurde — dirigiert.

Eine ganz verrückte Geschichte spielte sich in meinem Hause ab. Die Witwe Schnorr von Karolsfeld bewohnte mit einer Schülerin mein Parterre. Die junge Sängerin war nicht ganz normaler Natur. Sie hatte die Vision, sie müsse den jungen König von Bayern heiraten, für Frau Schnorr wäre Wagner bestimmt. Das sei nötig zur Erlösung Deutschlands und der Kunst. Die Exaltationen der Dame mochten weitere Dimensionen angenommen haben, denn es wurde von oben herunter Frau Schnorr bedeutet, sich diese gefährliche Dame vom Leibe zu halten.

Wie bei der ersten Aufführung von Tristan und Isolde ging es wieder bei den Meistersingern zu. Wieder stieß man auf der Maximiliansstraße auf die seltsamsten Gruppen. Kampf war die Losung, wenn auch etwas schwächer als bei dem erotischeren Tristan.

Sehr bald ertönte auch der Schlachtruf: „Fort mit der männlichen Lola!“ Es wurde schwüler und schwüler in München. Eines Tages hieß es, gestern sei Wagner auf Befehl, oder auch auf den Wunsch des Königs nach der Schweiz gereist. Man sprach von Palastrevolutionen, welche dem Verfahren des Königs vorausgegangen seien. Prinz Karl habe in seiner Eigenschaft als Feldmarschall von Bayern dem König Vorstellungen über das Staatsgefährliche der Anwesenheit Wagners gemacht. Aehnliches wurde weiter erzählt und auch damals dauerte es lange, bis sich die Leute beruhigt hatten.

Obwohl Walküre und zuletzt Rheingold noch an der Münchner Bühne aufgeführt wurden, mochte schon damals Wagner zu seiner Lieblingsidee zurückgekehrt sein, die Trilogie in einem nur diesem Zweck gewidmeten Theater aufzuführen. Die Geburtswehen, unter denen Rheingold ans Lampenlicht trat, mochten ihn darin bestärkt haben. Er selbst war verbannt aus München, sein Protégé Richter ward infolge seiner Opposition gegen die Intendanz entlassen. Der ihm fern stehende Wüllner war an Richters Stelle Kapellmeister geworden. Was hatte er da in München noch zu wollen?

Die Bayreuther Idee tauchte auf und Wagners Lieblingstraum, wie er ihn mir im Eilwagen zwischen dem Genfer See und Sitten schon vor vielen Jahren vorgeträumt hatte, kam der Verwirklichung nahe. Nachdem Wagner München jahrelang außer Atem versetzt hatte, sei es durch künstlerische oder sonstige Leistungen, wurde es jetzt stille. Man trat wieder in fieberlose Zustände ein.

Das letzte, was die Gemüter lebhaft beschäftigte, war die Verheiratung Wagners mit der geschiedenen Bülow. Die Anfänge dieser Katastrophe ließen sich ja in den Münchner Aufenthalt Wagners verfolgen.

* * *

In der Zeit zwischen meinem Auftreten am Karltheater und dem Jahre 1866 war ich noch einige Male in Wien. Ich werde dieses mehrmalige Besuchen der Kaiserstadt zusammenfassen.

Obwohl mir nach den bösen Erfahrungen das Theater ziemlich entleidet war, vollendete ich doch noch den „Dorfadvokaten“ und brachte ihn Treumann. Ohne ihn gerade abzulehnen, schob er eine Inszenierung doch auf die lange Bank. Es kam auch in Wien nie dazu.

In Wien wurde mir ein anderes Feld der Tätigkeit eröffnet. Mosenthals Deborah sollte endlich auf dem Burgtheater aufgeführt werden hinter allen übrigen deutschen Bühnen. Mosenthal bat mich, Musik dazu zu schreiben und gab mir zu dem Zweck einige Motive aus der Synagoge, welche althebräisch sein sollten. Mit meiner Musik betrat Deborah die Bretter des Burgtheaters und hat sich in dieser Form bis heute darauf erhalten.

Auf den Proben machte ich die nähere Bekanntschaft mit Laube, Sonnenthal und der Wolter. Mit Lewinsky war ich schon früher befreundet. Von da ab sah ich immer von Zeit zu Zeit den alten Laube, von dem ich nur Freundlichkeiten zu gewärtigen hatte. Ich versäumte nie, ihn Sonntag Nachmittags aufzusuchen. Es gab da Kaffee bei ihm und seine nächsten Freunde stellten sich dabei regelmäßig ein. Frau Iduna machte die Honneurs und war

sehr lebhaft. Er warf, ein Glas Zuckerwasser vor sich, beständig seine brummenden Bemerkungen ins Gespräch hinein.

Einmal suchte ich ihn auch in Leipzig auf, während er das dortige Theater leitete. Ein bekannter Romanschriftsteller war zugegen. Frau Iduna sagte zu ihm: „Haben Sie sich schon den ganzen Plan zu Ihrem neuen Roman gemacht?“ „Ich mache nie einen Plan“. „Darum sind seine Romane auch so schlecht“, schrie Laube dazwischen.

Er nahm nie ein Blatt vor den Mund. Einer berühmt gewordenen Schauspielerin sagte er nach ihrem Debut: „Sie haben schlecht gespielt, sehr schlecht. Ich kann Sie nicht brauchen.“ Auf das „schlecht“ legte er einen besonderen Akzent, so daß das „e“ beinahe wie „ä“ klang. Er war aber für seine Offenherzigkeit so bekannt, daß sie ihm nicht mehr krumm genommen wurde, als einem anderen eine ausweichende Antwort.

Während meines Aufenthaltes in Wien kam einmal Bodenstedt auf Besuch. Ich verkehrte mit ihm viel bei Gerolds, Pachler und anderen. Komische Auftritte gab es zur Genüge. Seine große Naivetät war ganz dazu angetan, solche herbeizuführen. Sehr schön war ein Abenteuer nach einem Schriftstellerball. Die Witwe Marschners war mit einer jungen Dame, welche sie für das Theater ausbildete, auf diesem Ball. Bodenstedt kannte Frau Dr. Marschner von Hannover her. Wir beschäftigten uns viel mit den beiden Damen und machten aus, sie in einem Wagen nach Hause zu bringen, vors Schottentor. Mir wurde auffällig, daß die Fahrt endlos dauerte, daß das Tempo unglaublich langsam war für einen Wiener Fiaker. Endlich öffne ich das angefrorene Fenster. Wir sind mitten im Prater. „Zum Teufel, wie kommen Sie denn dazu, uns in den Prater zu fahren?“, rief ich dem Kutscher zu. „Ich glaubte, Sie wollten Porzellan fahren“, meinte der Rosselenker.

Auch mein Freund Hertz kam nach Wien. Wilhelm, Hans Hopfen und ich bildeten ein Trifolium. Nur einmal wurden wir getrennt, als Faust Pachler die beiden Dichter zu Halm und der Rettig einlud, ohne es dem Komponisten zu sagen. Wir zerbrachen uns umsonst die Köpfe über das Motiv des guten Faust. Die Rettig schwärmte für mein „Unter der Linden“ und mit Halm war ich einigermaßen verwandt. Noch erstaunter aber waren meine beiden Kompagnons, als sie den ganzen Abend nichts zu trinken bekamen. Zu einem frugalen Abendessen wurde ein Glas Bier gereicht und damit Holla. Dann und wann ließ einer der beiden die schüchterne Bemerkung fallen, er habe Durst. Gleich kam ein Bedienter mit Wasser hergestürzt. Verzweifelt liefen sie nach Mitternacht in den Straßen herum nach einem offenen Bierlokal spähend. Vergebens. Die Armen mußten ohne die gewohnte Bettschwere (wie man in Bayern sagt) zu Bette gehen. Des geheimnisvollen Faust dunkle Motive wurden nie entschleiert.

Einst besuchten wir eine Vorstellung von Grillparzers „Der Traum ein Leben“ im Burgtheater. Wir kamen enthusiasmiert heraus. Auch Deborah war auf dem Repertoir. Hans Hopfen war immer ein warmer Freund meiner Muse. Den Siedegrad seiner Hochachtung erreichte ich aber dadurch, daß ich auf dem Burgtheaterzettel stand. Das schien ihm das höchst Erreichbare zu sein für einen Sterblichen. Bei Hopfens Vater, der uns durch seinen Flaschenkeller, seine Kollektion von Zigarrensorten, überhaupt durch einen Lukullismus ersten Ranges imponierte, verbrachten wir einen tollen Nachmittag.

Eine mir unvergeßliche Bekanntschaft machte ich durch Hertz. Er brachte mich zu dem berühmten Germanisten Pfeiffer. Dieser Uralemanne (Schweizer) war bei seiner imposanten Gelehrsamkeit einer der geistvollsten, liebenswürdigsten

Menschen, die mir je vorkamen. Unvergeßlich ist mir ein Ausflug mit ihm in die Nähe Klosterneuburgs. Mit großer Pietät bewahre ich ein Buch von ihm, das er mir schenkte und mit einer reizenden, lustigen Dedikation versah.

Ich wollte Graz kennen lernen. Im Hotel daselbst traf ich mit Anton Ascher zusammen. Er stellte mich der Josephine Gallmeyer vor, welche mit ihrem Liebhaber dasselbe Hotel bewohnte. Wir machten täglich Ausflüge. Die „fesche Pepi" gefiel mir immer besser. Auch das Verhältnis, das sie hatte, machte einen sehr anständigen Eindruck. Der junge Mann war sehr wohlerzogen, aber arm. Man sagte ihr überhaupt nach, daß sie bei der Wahl ihrer wirklichen Liebhaber sehr interesselos zu Werke gehe. Dagegen mußten die Kourmacher bluten.

Auf dem Rückweg nach Wien fuhr ich in einem Wagen dritter Klasse mit einem Raubmörder zusammen, der tags zuvor, nachdem er zum Strange verurteilt war, zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt wurde. Er wurde von vier Gendarmen, welche den Gefesselten umgaben, nach Josefstadt gebracht. Er unterhielt sich aber nicht nur mit seinen liebenswürdigen Begleitern, sondern auch mit uns ganz vortrefflich. Das Verhältnis war überhaupt von äußerster Gemütlichkeit. Er erkundigte sich nach jedem Schlosse, nach jedem Dorf, an dem der Zug vorüberfuhr, als hätte er vor, nächstens Sommeraufenthalt daselbst zu nehmen.

Auf der Station, die dem Schloß Lichteneck zunächst lag, stieg ich aus, um den Feldmarschalleutnant Görger von St. Jürgen zu besuchen, den Vater der Sängerin Aglaja Orgeni. Ich verbrachte dann mehrere Tage in diesem verzauberten Schloß bei dem prächtigen alten Herrn, der lebhaften Mutter und der entzückend anmutigen jüngeren Schwester der Sängerin, Fräulein Clothilde. Singen, Spazieren, Tafeln, Konversieren wechselte in reizendster Weise ab.

Ich fuhr nicht direkt nach Wien zurück, sondern nur einige Stationen weit an die Südseite des Semmering. Dort wollte ich mit dem Wiener Sängerverein, der unter Herbecks Leitung stand, zusammentreffen. Auch den Abend verbrachte ich noch unter lieben Freunden: In der Nähe von Wiener Neustadt hatte Frau von Pacher aus München, die Tochter Friedrich Lists, des berühmten Nationalökonomen, eine Villa.

Ich hatte längere Zeit hindurch in einem Bierlokal auf der Wieden eine Gesellschaft von einigen Malern, Bildhauern und Bühnenmitgliedern. Eines Abends war große Aufregung in dieser Gesellschaft. Des anderen Morgens sollte ein Kaiserjäger gehenkt werden, der aus Rache seinen Unteroffizier erschießen wollte. Ein Zufall wollte, daß der Unteroffizier tags zuvor sein Bett gewechselt hatte und anstatt seinen Peiniger zu erschießen, traf er einen ihm gänzlich fern Stehenden. Das bevorstehende Ereignis hatte die Gemüter erhitzt. Debatten über die Rechtmäßigkeit oder Verdammungswürdigkeit der Todesstrafe hatten stattgefunden. Mit Ausnahme der Damen waren die Streitenden bis zum Morgengrauen geblieben. Als wir auf die Straße hinauskamen, bewegte sich ein Menschenstrom gen Süden weiter. Es waren Neugierige, welche der Hinrichtung beiwohnen wollten. Erhitzt vom Wein und den Debatten schlossen wir uns der Truppe an und langten beim Arsenal an, wo der Delinquent seine letzten Tage zugebracht hatte. Wir kamen in die Nähe des Unglücklichen, als er auf den Richtplatz geführt wurde. Totenbleich, aber mit klarem Auge und sicherem Schritte, ging er dahin, einen Blumenstrauß in der Hand, ein geschmücktes Opfer. Oefter hörte ich aus den Reihen der Weiber, welche Spalier gebildet hatten, den Ausruf: „O, der schöne Busch'n, nein, was ein schöner Busch'n!" Es machte den Eindruck, als

hätten sie sich dem Busch'n zu lieb gerne selbst hängen lassen. Bei der Spinnerin am Kreuz angekommen, ging die furchtbare Prozedur programmmäßig von statten. „Ich bitte um Gnade für meinen Delinquenten", rief der Profoß. Die Antwort des dirigierenden Offiziers lautete: „Gnade ist nur bei Gott". Die letzte Hoffnung des Verurteilten war dahin und sein Gesicht wurde noch um eine Nuance blässer. Rasch ging er auf den Scharfrichter los. Im Nu war er hinaufgezogen. Der Scharfrichter stand auf einer Leiter hinter ihm. Ein Druck auf den Knopf, eine Drehung der Winde und der Arme hatte ausgelitten. Das wachsweiße Gesicht wurde plötzlich dunkelbraun, der Anblick war entsetzlich. Ein Soldat eines kroatischen Regiments fiel ohnmächtig zusammen. Unsere Nerven hatten es merkwürdigerweise ausgehalten, ebenso die einiger Damen, welche mit uns auf einem Leiterwagen Posto gefaßt hatten. Ein Gebet schloß den schauderhaften Vorgang. Noch scheußlicher war aber der Anblick, der sich jetzt unseren Augen bot. Das ganze Plateau hatte sich in einen Jahrmarkt umgewandelt. Die Spekulation bemächtigte sich der traurigen Affäre. Hunderte von Buden waren errichtet. Kaffee, Wein, Bier, Schnaps wurde verkauft. Um die Leiche herum, welche bis zum Sonnenuntergang hängen blieb, wurde gezecht, gejubelt, gesungen. Ganz Wien war im Laufe des Tages zur Spinnerin am Kreuz gepilgert. Am Abend konnte man auf der Wiese fast ebenso vielen Betrunkenen begegnen, als man am Morgen Verschlafenen begegnet war.

Zu den Familien, in denen ich freundlich aufgenommen worden war, gehörte vor allem die Familie Gerold. Die treffliche Frau Rosa tat für ihre Gäste, was sie ihnen an den Augen absah. Ich hatte in jenen Jahren nahezu ein volles Jahr in Wien zugebracht, wenn ich die verschiedenen längeren Besuche in der Donaustadt zusammenrechne.

* * *

Eines Tages lag ein Knabe in der Wiege, dem wir den Namen seines Großvaters Ferdinand beilegten und der heute, wie ich das schreibe, schon Student im 3. Semester ist.

Durch einen Journalisten, namens Gattermann war ich dem Oberregisseur Jenke empfohlen worden, welcher einen Komponisten brauchte, um die Musik zu seinem Arrangement von Shakespeares „Wie es Euch gefällt" zu schreiben. Ich ging mit großem Vergnügen auf diesen Antrag ein. Mit dieser Komposition hatte ich mich damals beschäftigt.

Es ging dem Frühjahr zu, als ich mich entschloß, eine Erholungsreise an den Bodensee zu machen, und bei dieser Gelegenheit meine Tante Mauritia von Kolb, die einzige noch lebende Schwester meines Vaters, in Konstanz zu besuchen. Ich fühlte mich zwar schon die ganze Zeit unwohl, hatte aber doch keine Ahnung, daß ich das Haus meiner Tante Moritz, wie wir sie nannten, erst nach Monaten wieder verlassen würde, nachdem ich es einmal betreten.

Meine Tante erschrak gleich bei meinem Eintritt über mein Aussehen und meine hohlklingende Stimme. Sie schickte sofort nach ihrem Hausarzt. Nach wenigen Stunden fing ich an zu delirieren. Es war einer der schwersten Unterleibstyphuse, von dem ich gepackt wurde. Mehrmals glaubte man, die Krisen hätten ihr Ende erreicht, als immer wieder ein neuer Rückfall eintrat, der mich an den Rand des Grabes brachte. Beinahe zwei Monate waren aus meinem bewußten Leben gestrichen. Eines Tages kehrte das Bewußtsein wieder, nachdem man mir eine Tasse Chokolade gereicht hatte. Ich wunderte mich

sehr, bei meiner Tante in Konstanz zu sein, meine Frau neben mir zu haben, eine barmherzige Schwester ein- und ausgehen zu sehen. Bald aber hatte ich den Zusammenhang weg, erriet sogar, daß ich den Typhus hatte. Bei meiner geistigen Regsamkeit und zugleich körperlichen Schwäche trat jener seltsame Zustand ein, für dessen Bezeichnung ich kein richtiges Wort finde. Ich habe diesen Zustand nach jeder schweren Krankheit empfunden. Ich möchte ihn einen niederen Grad von Hellsehen nennen. Die fernsten Zeiten stehen so deutlich vor einem, längst Vergessengeglaubtes tritt lebhaft vor dich hin.

Als ich einmal Konstanzer Brunnenwasser zu trinken bekam, nachdem ich bis dahin nur Syphon trinken durfte, glaubte ich wieder ein Knabe zu sein und am Lyceumsbrunnen zu trinken. Wenn mir eine der barmherzigen Schwestern, die treffliche Cäsaria, Geschichten erzählte, wirkten sie auf mich, wie sie in der Kinderstube auf mich gewirkt hatten. Wenn sie mir selbsterlebte Klostergeschichten erzählte, nahm ich ganz Teil an dem traulichen Klosterleben mit seinen kleinen Freuden und Leiden. Eine der Schwestern war sehr jung und so schön, daß sie mir zu meinem großen Leidwesen nicht mehr erlaubt wurde, als meine Wiedergenesung einen gewissen Grad erreicht hatte. Die Oberin fand es nicht mehr passend. Dagegen wurde mir eine ältere Schwester geschickt, deren rauhe Stimme mir wehe tat. Meine Frau machte einmal einen hübschen Scherz. Als die schon erwähnte Schöne bei mir war, zog sie ihr Habit an und setzte sich ihre Haube auf, ohne daß ich es merkte. Als sie mich nun plötzlich küßte und umarmte, dachte ich: nun das fängt gut an.

Vieles aus meinen schwersten Tagen wurde mir später erzählt. Einmal sagte ich zu meiner Frau: „Ich bin jetzt gerade so alt wie Schubert, als er starb.“ Ich konnte lange jammern um etwas, das man aber nicht verstand, weil ich mir eine eigene Sprache gebildet hatte. Syphon nannte ich Musik. Es dauerte lange, bis man dahinter kam, daß ich Durst hatte, wenn ich Musik verlangte.

Kurz vor meiner Krankheit war der Doktor Westphal nach München gekommen, der durch seine Gelehrsamkeit eben so bekannt war, wie durch den Lebenswandel, den er führte. Im Kloster Wels hatte er sich unter dem Vorwand, katholisch werden zu wollen, sehr lange füttern lassen. Da er aber keine Anstalten traf, warfen sie ihn schließlich zum Kloster hinaus. Durch einen Zufall geriet er an Noë und Dr. Thorbecke. Letztere saßen in der „Wurstkuchel“ beim Maßkrug und hatten gerade eine heftige philologische Debatte. Vom Sanskrit war die Rede. Der nebenansitzende Westphal entscheidet die Frage in einer die beiden Sanskritkenner überraschenden Weise. Sie machen seine nähere Bekanntschaft und Noë kam eines Abends in den Affenkasten mit der Nachricht, Thorbecke werde später einen Menschen hereinbringen, wie er ihm im Leben noch nicht vorgekommen sei, der Kerl sei der stupendeste Gelehrte und größte Lump, den man sich denken könne. Westphal fascinierte durch seinen Geist und sein Wissen dermaßen, daß er wochenlang unser gern gesehener Gast war. Nachdem er alle angepumpt hatte und jeden Abend mit einem anderen nach Hause gegangen war und Nachtquartier begehrt hatte, wurde er gegen Thorbecke so unflätig, daß wir ihn fallen lassen mußten. Thorbecke hatte ihm mitleidig sein Bett abgetreten und nahm mit einem Sopha fürlieb. Zum Dank beschmutzte er ihm das Bett derart, daß sich Thorbecke fernere Gastfreundschaft verbitten mußte. Er hielt ihm dabei eine Predigt, bei der die schonungslosesten Ausdrücke nicht gespart wurden. Westphal hörte alles ruhig an, sagte: „Herr Doktor, Sie haben vollkommen Recht“, und — verschwand.

Dieser Westphal nun war es, der mich in all meinen Fieberträumen verfolgte. Einen Rock, der an der Wand hing, hielt ich für Westphal und wurde erst wieder ruhig, als der Rock entfernt war. Die gute alte Tante hatte böse Tage. Die eigentliche Märtyrerin war aber meine arme Frau, welche zu der Angst, Sorge und Mühe noch den beständigen Druck auf sich lasten fühlte, daß sie nicht im eigenen Haus war. Peinlich war es auch, nur das Geringste verlangen zu müssen, daher sie alles Menschenmögliche selbst tat und sich dadurch überanstrengte. Da meine Tante sehr orthodoxkatholisch ist, konnte man nicht vorsichtig genug sein. Am Vorabend meiner Abreise machten wir noch eine Ausfahrt. Die Tante sang beständig vor sich hin. Meine Frau und ich sahen uns lächelnd an. Wir begriffen dieses Singen.

Den dritten Tag der Heimreise zogen wir ins geschmückte Haus in München ein. Die Kinder jubelten und die Freunde hatten mir eine Adresse überreichen lassen, die von Melchior Meyr abgefaßt, von Pixis illustriert war. Sämtliche Freunde hatten sich unterschrieben. Ich sah zwar noch miserabel aus, befand mich aber sehr wohl und hatte einen Wolfshunger. Die Schwäche in den Füßen war geblieben.

Als die Jahreszeit etwas vorgerückt war, verordnete mir Lindwurm die Schlammbäder von Aibling. Der Effekt war eminent.

* * *

Schon in Konstanz hörte ich manchmal über den bevorstehenden Krieg reden. Ich wollte nicht daran glauben. Im Jahre 1848 hielt ich den Sonderbundskrieg für einen Anachronismus und jetzt sollte ich an einen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen glauben. Doch rückte die Wahrscheinlichkeit eines Ausbruchs immer näher.

In München traf ich viel mit dem Preußenfresser Pfau zusammen, der auf dem Standpunkt seines Freundes Karl Maier stand und meinte: „Die Preußen? Die negieren wir.“ Maier hatte einmal gesagt: „Wir verachten ihre Kanonen.“ Reder, der Artilleriehauptmann, meinte zwar, er begreife nicht, wie man Kanonen verachten könne, die Preußenfresser waren aber der Meinung, die Demokratie könnte zwar auch schon mit diesen Preußen fertig werden, für die Oesterreicher wäre es nun gar nur ein Frühstück. Von der Verachtung, die man damals gegen die Preußen im allgemeinen hatte und dem Haß gegen Bismarck speziell hat man heutzutage kaum noch eine Vorstellung.

Während meines Aufenthaltes in Aibling brach der Krieg los. Eine kleine Gesellschaft hatte sich zu einem mehrtägigen Ausflug verabredet. Der alte Franz Lachner, ein Graf Marogna, ein Frl. Schubart, die spätere Frau des Paul Heyse, und ihre Schwester, Frau Dr. Herrmann, meine Frau und ich fuhren mit dem Frühzug nach Prien, um über Hohenaschau nach Kufstein durchzubrechen. Ernsthafte Feindseligkeiten wurden noch lange keine erwartet. Von der „affenartigen Geschwindigkeit“ der Preußen wußte man damals noch nichts. Wie waren wir daher erstaunt, als wir auf dem Bahnhof in Rosenheim mit der Nachricht empfangen wurden, es hätte eine große Schlacht stattgefunden, in der die Oesterreicher unterlägen wären. Es war kaum glaublich. Hatten die Oesterreicher doch kurz vorher die Italiener bei Custozza so glorios geschlagen. Benedek sollte geschlagen sein? Unmöglich. Doch trat die Nachricht zu bestimmt auf, um beiseite geschoben zu werden. Einer meinte, nun warum sollten die Preußen nicht auch einmal siegen? Wir ließen uns

aber die Laune nicht verderben und wanderten weiter. In Hohenaschau spielte Lachner auf der Orgel und in Wildbichel hatten wir ein echtes Alpenglühen, wie es so selten vorkommt. Der ganze „zahme" (vordere) Kaiser strahlte in seltsamer Glut. Unsere Phantasie wurde um so mehr dadurch erregt, als uns die Kriegsgedanken doch nicht ganz aus dem Kopf gegangen waren. Abends kamen wir nach Kufstein. Da war gerade die ganze Tragweite der Niederlage von Sadowa bekannt geworden. Welche Aufregung in dem Städtchen! Abends bei Auracher traf ich den alten Feldkaplan, der jahrelang der Beistand des Rosza Sandor war. Ich kannte ihn seit langem. Er schüttete mir sein Herz aus. Von Geburt ein Deutschböhme war er ein glühender österreichischer Patriot alten Schlages. Er war gar nicht zu trösten. Des andern Morgens bot der Bahnhof ein erschütterntes Kriegsbild. Ein ganzer Zug Verwundeter war aus Italien angekommen. Es wurden den armen Teufeln Lebensmittel und Tabak gereicht. Es waren meist Stockböhmen. Wie anders sah das österreichische Regiment aus, welches kurze Zeit vorher durch Aibling gekommen war, um an den Main geworfen zu werden! Damals waren es übermütige, schreiende, lärmende Italiener, jetzt jammernde stöhnende Slaven.

Den ganzen Tag kamen Militärzüge an. Die böhmische Armee sollte durch Zuzüge von der in Italien stehenden verstärkt werden. Erst abends kamen wir weiter. Bald darauf verließen wir Aibling. In München war die Aufregung aufs Höchste gestiegen. Man erwartete stündlich Nachrichten vom Main. Die widersprechendsten Nachrichten liefen ein. Endlich hieß es, die Bayern hätten bei Kissingen die Preußen geschlagen. Allgemeiner Jubel, obwohl man sich nicht verhehlte, daß es nach den Ereignissen in Böhmen keinen Wert mehr habe. Abends traf aber die Nachricht ein, daß das Umgekehrte stattgefunden habe. Man sprach von der Panik eines Reiterregiments, das bis Würzburg geflohen sei, von dem bevorstehenden Einzug der Preußen in Nürnberg. Endlich hörte man vom Waffenstillstand und den bevorstehenden Präliminarien von Nikolsburg. Der Friede schien gesichert. Alles atmete wieder auf.

* * *

Ich sollte zur Nachkur nach Ambach am Starnberger See. Wir brachen dahin auf, die ganze Familie. Es war unser erster Ambacher Aufenthalt. Beim Fischmeister nahmen wir Quartier. Nette Gesellschaft trafen wir dort. Julius Braun mit Gattin, der Maler Viktor Müller, ein witziges Frankfurter Kind, der Tiermaler Kostozky, Dr. Bacmeister, damals Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung, bildeten eine interessante Gesellschaft. Ein Nachspiel zum Kriege hatten wir auch. Baron von der Pfordten, der bayerische Minister, hatte seine Villa Seeseiten vollendet. Ein Waldfest auf seinem Territorium wurde veranstaltet. Auch wir Ambacher waren geladen. Pfordten war gerade von Nikolsburg gekommen, wo er von Bismarck so höhnisch behandelt wurde. Es machte einen eigenen Eindruck, den Mann, der eine so einflußreiche Stellung bei den jüngst vergangenen europäischen Verwicklungen eingenommen hatte, als einfachen Gutsbesitzer beim Feuer sitzen zu sehen, Kartoffeln bratend, den Maßkrug vor sich.

Eines Tages bekam ich die Nachricht, die Proben zu „Wie es Euch gefällt" hätten begonnen. Man fand mich wieder hinter den Kulissen. Dieses Mal war die Sache nicht so aufregend. Die Aufführung, das Arrangement von Jenke und meine Musik wurden gut aufgenommen. Erst später aber

wurde diese Aufführung zu einer Art Musterleistung der Münchener Bühne, so daß jedes Jahr in der Fremdensaison „Wie es Euch gefällt" als ein Kabinetstück aufs Repertoir kam.

So war ich wieder an die Bühne geraten. Die Folgen sollten nicht ausbleiben. Daß ich wiederum mehrere Jahre für das Theater schrieb, war wohl auf die Anregungen zurückzuführen, welche mir „wie es Euch gefällt" gegeben hatte, an dem ich viele Freude erlebte, wenn es sich auch auf die Münchener Hofbühne beschränkt hatte.

Die Herren Hofschauspieler, beinahe alle Mitglieder der Gesellschaft „Hölle", forderten mich auf, ebenfalls Mitglied zu werden. Die nächsten Jahre waren die Höhepunkte der Gesellschaft. Wir gaben größere Feste, zu denen ein großer Teil der Linken der bayerischen Kammer eingeladen war. Die damaligen Matadoren erschienen alle. Von sensationellem Erfolg war daher auch meine „Unfehlbarkeitskantate". Wenige Tage vor solch einem Festabend, zu dem wir uns im Café Maximilian, unserem Stammlokal, einfanden, berieten wir uns, was man noch bringen könne. „Ich müßte noch etwas komponieren". „Mit Vergnügen, wenn Ihr mir einen Text gebt" „Der ist gleich gemacht", rief Schauspieler Hertz: „z. B. Sauerkraut mit Zwiebi ist mir lieber als Unfehlbarkeit". „Ganz recht, rief ich, das wollen wir festhalten. Aber es muß noch einiges dazu." Der sogenannte „dicke Schwab" machte einige Kammerkouplets, in denen die Heißsporne des Ultramontanismus mitgenommen wurden und ich selbst verband die Geschichte mit Responsorien ꝛc. und gab ihr den Titel „Unfehlbarkeitskantate". Den anderen Tag hatte ich es auch schon komponiert. Wenige Tage darauf fand die Probe und bald darauf die Aufführung statt. Der Erfolg war unerhört. Dreimal wurde es repetiert. Die Leute konnten nicht genug bekommen. Im Triumph wurde ich auf den Schultern durch die Räume getragen. Da wir kostümiert waren, dirigierte ich in einer Kapuzinerkutte, auf einem Stuhle stehend. Vogl, Bausewein sangen im Soloquartett. Der alte Sigl spielte Cello und sang im Chor mit, wie sämtliche Instrumentalisten. Der später so elend zu Grunde gegangene Tenorist Bachmann spielte die Oboe.

Wir mußten in der „Hölle" öfter ausziehen. Unter anderem gerieten wir in den sogenannten „Eselsstall". Dort spielte sich eine allerliebste Geschichte ab. Einige der Langaufbleiber, wie Niklitschek, Hanfstaengl und ein Mediziner waren nach Mitternacht noch beisammen. Wie sie das Lokal verlassen, finden sie eine Frau wimmernd am Boden liegen. Es war eine Kreißende. Die Arme, die Frau eines Arbeiters in einer Vorstadt, war auf dem Wege nach dem Gebärhaus von den Wehen überrascht worden. Sie wäre in der kalten Winternacht unfehlbar zu Grunde gegangen, wenn sie nicht von den Höllenbrüdern sofort gefunden worden wäre. Die Umstände waren so günstig gelagert, daß diese traurige Situation zum Glück dieser Frau ausschlug. Der Hüne Hanfstaengl trug sie in das warme Lokal der Hölle. Heißes Wasser war für den Punsch vorhanden, der getrunken wurde. Die Wirtsleute mußten Betten und Wäsche liefern, der Mediziner assistierte. Das Kind wurde glücklich auf die Welt gebracht. Mutter und Kind wurden tags darauf ins Gebärhaus gebracht. Eine Kollekte in der Hölle sorgte für das Notwendige. Niklitschek mußte sich im Namen der Hölle, die Patenstelle übernahm, täglich nach Mutter und Kind erkundigen. Zu einem hübschen Patengeschenk reichte die Kollekte auch noch aus.

Hauptsächlich verdienstlich machte sich beim ganzen Hergange der gute Niklitschek, ein gescheiter, gebildeter Mensch und dabei ein eminenter Musiker.

Als Liedersänger war er unübertrefflich. Er hatte sich sehr meiner Lieder angenommen, die er alle sang. Sein Leiblied aber war „Um ein süßes Meingedenken". Mit diesem Liede behauptete er, viele Eroberungen gemacht zu haben.

Mit dem armen Leuthold ging es damals schon sehr auf die Neige. Er hatte sich zuletzt den Schnaps angewöhnt und kam einmal schwer berauscht sehr spät als Gast in die Hölle. Mitglied war er nicht. Kurze Zeit darauf brach der Wahnsinn bei ihm aus. An einer Gehirnerweichung starb er im folgenden Jahre in einem Züricher Irrenhause.

Schon in Stuttgart während seiner Redakteurzeit warf die Krankheit ihren Schatten voraus. Auch trat eine Art „moral insanity" auf, die man sich kaum erklären konnte. Er fraternisierte mit seinem politischen Gegner Karl Maier und schimpfte über seine „Muftis", wie er seine Chefs von der nationalliberalen Partei nannte. Das Gefühl, daß es mit ihm bergab ging, hatte er sehr früh. Als ihn ein alter Bekannter beim Wiedersehen frug: „Nun, wie geht es Dir?" gab er zur Antwort: „Ein Lungenflügel wäre nun glücklich beim Teufel, nun kommt der andre dran". Gleich darauf aber rezitierte er ein Gedicht, auf das er sehr stolz war. Er konnte von einem interessanten Gespräch plötzlich abspringen und von einem Gedicht sprechen, das gemacht wurde. Es brauchte nicht von ihm zu sein. Die Entstehung eines guten Gedichtes war ihm immer eine große Staatsaktion, wichtiger als die folgenreichste Erfindung. Seiner politischen Richtung blieb er im ganzen immer treu, wenn er auch in einem boshaften Momente mit Gegnern kokettierte. Ein hervorstechender Zug bei ihm war seine Liebe zum Deutschtum, welche immer wieder durchbrach. Als er im Züricher Irrenhause war, wollte man in München etwas für ihn tun. Die Schweizer verbaten sich das aber ernstlich. Gottfried Keller wurde beinahe grob, als er das hörte. Die Schweizer sorgten selbst für ihre Dichter, meinte er. Endlich schlug die Stunde der Erlösung für den Armen. Er war nie glücklich gewesen. Seine fixe Idee war, seine Gedichte könnten nur bei Cotta verlegt werden, lieber gar nicht als bei einem anderen. So erlebte er auch nicht die Herausgabe seiner Gedichte. Aber auch nach seinem Tode sollten sie nicht bei Cotta erscheinen. Es war das wie eine Bosheit des Schicksals, die ihn über's Grab hinaus zu verfolgen schien.

Auch die Gesellschaft der Zwanglosen hatte ihre zwei Jahresfeste, an denen ich regelmäßig zum Schluß der Toaste einige Lieder vorzutragen hatte. Besonders beliebt waren die zwei Berangers, von Leuthold übersetzt, Dachstübchen und Rosette.

Der alte Geheimrat Siebold, der große Zoologe trat einmal abends ans Bett seiner Frau und sang sie an: „O, daß ich dich nicht lieben kann, so wie ich einst geliebt Rosette". Die Gute wußte gar nicht, was sie aus der Geschichte machen sollte. Der vortreffliche Herr hat mir zeitlebens seine Gunst bewahrt und viel Propaganda für mich gemacht.

Unterdessen war ich zum viertenmal Vater geworden. Der Junge wurde nach seinem Großvater mütterlicherseits Eduard getauft. Das Kind gedieh nicht besonders. Wir hatten Hoffnung gesetzt auf einen Landaufenthalt in Tegernsee. Es sollten böse Tage kommen. Wir machten von Tegernsee aus eine Reise nach Tirol.

Auf dem Rückweg fanden wir in Salzburg die traurige Nachricht, daß unser Kleiner erkrankt sei. Wir eilten sofort nach Tegernsee zurück. An der Dyphtherie war das Kind erkrankt. Eine Woche voll Bangen und Hoffen

ging dahin, da erlosch die kleine Lebensflamme. Wir hatten die anderen drei Kinder auf das andere Seeufer gebracht und zogen ihnen nach. In einem einsamen Bauernhause verbrachten wir nun traurige Tage.

Wie reizend hatte der Sommer angefangen, welcher Kontrast! Mit Philipp Lang hatte ich ausgemacht, daß wir zusammen nach Baden-Baden gehen und eine Matinée veranstalten, in der nur Lieder von mir vorgetragen würden. Er selbst hatte mir das proponiert. Er kam und blieb einige Tage am See. Dann fuhren wir die Nacht hindurch nach Baden-Baden. Dort suchten wir den Kapellmeister Eckert auf, den wir beide von früher her kannten, dann suchten wir Richard Pohl anf, der mir immer wohl gesinnt war. Auch an den Gouverneur hatten wir Empfehlungsschreiben. Alle nahmen uns sehr wohlwollend auf und gaben uns Mittel und Wege an, unsere Ziele zu erreichen.

An Frau Viardot waren wir von zwei Seiten empfohlen. Die böse Sieben sagte uns gleich beim Eintritt, die eine Empfehlung die des Gouverneurs hätte uns wenig geholfen, wohl aber die Eckerts. Lang war natürlich der berühmten Sängerin und Gesangslehrerin gegenüber etwas befangen, was Frau Viardot möglichst ausnützte, indem sie sehr ex cathedris sprach. Sie nahm uns aber doch unter ihre hohe Protektion und forderte uns auf, in ihrer nächsten Matinée zwei Lieder zu singen. Sie sagte uns darüber einige höfliche Phrasen, besuchte aber unsere Matinée, die einige Tage später stattfand, nicht. Frau Viardot war damals noch sehr deutsch gesinnt und stand mit der Königin Augusta und der Großherzogin von Baden auf fast intimem Fuß. Später schlug sie bekanntlich um und gehörte nach 1870 zu den fanatischsten Preußenfresserinnen mit samt ihrem Freunde Turgeniew. Letzterer saß in ihrer Matinée ganz vorn und schwamm in Entzücken, wenn sie sang. Uebrigens sang sie in der Tat noch sehr schön und mit großer Energie. Selbstverständlich, daß sie die Gesellschaft hinriß, welche aus der Crême der Weltbadgesellschaft bestand. Man glaubte in einem Hofkonzert zu sein. Die Viardot war die Monarchin. Es war uns, Lang und mir, nicht ganz heimlich und als wir mit großem Beifall abgetreten waren und von vielen Seiten warme Worte gehört hatten, war es uns wohler als vorher. Einige Tage darauf gaben wir unsere Matinée in einem der Räume des Kursaals, der uns von der Direktion eingeräumt wurde. Es war geladenes Publikum, sehr voll, und der Beifall ein überaus warmer, der sich immer mehr steigerte. Die Presse war des Lobes voll. Deutsch und französisch konnten wir unser Lob in Empfang nehmen.

Das Kind, das ich in Tegernsee verlor, wurde mir wieder ersetzt und zwar überraschte mich meine Frau damit in der reizendsten Weise. Da nach menschlicher Berechnung immer noch ziemlich viel Zeit verstreichen durfte, bis das neue Wesen in die Erscheinung treten würde, nahm ich die Aufforderung von Rohde, Possart und Dr. Fries an, mit ihnen einen kurzen Ausflug ins Zillertal zu machen. Die Hofschauspieler hatten ohnehin nur kurzen Aufenthalt. Als ich zurückkam, finde ich meine Frau zu Bette. „Bist du krank?" Allgemeines Gelächter zur Antwort. Plötzlich höre ich ein quäkendes Stimmchen. „Ists ein Bube?" — „Ja". Der junge Staatsbürger bekam in der Taufe den Namen Julius und ist heute schon wackerer Gymnasiast.

(Schluß folgt.)

Wie soll man Nietzsches Nachlaß herausgeben?

Von Ernst Holzer in Ulm.

Ernst Horneffer hat bei Diederichs in Jena eine Streitschrift über „Nietzsches letztes Schaffen“ erscheinen lassen, die eine heftige Polemik gegen das Nietzsche-Archiv in Sachen Overbecks eröffnet und in dem Abdruck des 38-Professoren-Protestes gegen Leo Berg gipfelt. Dieser Streit um Overbecks Person interessiert mich nicht: ich habe den Mann nicht gekannt und aus dem, was ich von ihm kenne, kann ich keine klare Vorstellung seiner offenbar sehr komplizierten Persönlichkeit gewinnen, auch seines Verhältnisses zu Nietzsche nicht.[1]) Vor dem Erscheinen des Overbeck-Nietzsche-Briefwechsels hat man allen Grund, mit jeglichem Urteil zurückzuhalten.

Dagegen berührt mich die von Horneffer aufgerollte Frage der Nietzsche-ausgabe. Hier handelt es sich um eine Sache, um eine wissenschaftlich diskutierbare Sache, die mir eines gewissen öffentlichen Interesses nicht zu entbehren scheint. Wie kann und soll man den Nachlaß Nietzsches publizieren? Tausende befinden sich im Besitz der von Weimar aus veranstalteten Ausgabe und lesen nun folgende lapidare Sätze:

1. „Alle Ausgaben, die vom Nietzsche-Archiv ausgegangen sind, sind wissenschaftlich teils völlig wertlos, teils nicht einwandfrei. Ich nehme hiervon auch nicht die Bände aus, an denen mein Bruder und ich gearbeitet haben, die den wichtigsten Teil des Nachlasses, die letzten Umwertungsarbeiten enthalten.“ S. 48.

2. „Es gibt nämlich nur eine Möglichkeit, den Nachlaß Nietzsches zu edieren, die mein Bruder in seiner Schrift „Nietzsche als Moralist und Schriftsteller“ (ebenfalls bei Diederichs, Jena 1906, S. 85 f.) angedeutet hat: man muß die Manuskripte Nietzsches unter jedem Verzicht eigener Anordnung und Zusammenstellung, Wort für Wort genau so herausgeben, wie sie vorliegen.“

„. . . Jeder Versuch des Herausgebers, hier nachzuhelfen, dem Leser an die Hand zu gehen, etwas Uebersichtliches zu bieten, kann nur zu einer Fälschung (sic!) des Tatbestandes führen.“ S. 51.

Dieses Verdikt trifft auch die von mir mit Aug. Horneffer herausgegebenen Bände IX, X, sowie Band XI, XII, XV, bei deren Herausgabe ich mitgeraten habe. Brieflich werde ich gefragt, ob die von mir gezeichneten Bände zu den völlig wertlosen oder zu den nicht einwandfreien gehören. Ich hatte Zeit und Anlaß genug, die Frage der Herausgabe wiederholt zu erwägen, und, da ich ein klein wenig Philologe bin, glaube ich genug davon zu verstehen, um meine Ansicht ebenfalls zu äußern. Ich halte die zweite positive These (2) für unhaltbar und die erste (1) für eine starke rhetorische Uebertreibung, durch die sich niemand in der Benützung jener 5 Bände beirren lassen möge. Mein Dissensus ist rein wissenschaftlicher Natur, die persönliche Seite des Streites existiert für mich nicht. Mit den Brüdern Horneffer stand ich bis heute in freundschaftlichen Beziehungen.

---

[1]) Ebensowenig aus dem konfusen Gerede der Augustnummer des „März“ S. 223 ff.

Die Manuskripte Wort für Wort genau so herausgeben, wie sie vorliegen! Einen Moment glaubte ich, diese Forderung sei vielleicht auf die Herausgabe der Umwertung einzuschränken, aber sie steht da, uneingeschränkt, durch gesperrten Druck hervorgehoben und A. Horneffer, der sich die „Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten" einer solchen Ausgabe nicht verhehlt, und überhaupt vorsichtigerweise mehrere „Möglichkeiten" zugibt und diskutiert, ist doch (S. 86) dafür, daß „der gesamte (!) literarische Nachlaß von Anfang bis zu Ende auf die letztgenannte Weise ediert werden muß, vorausgesetzt, daß man eine wissenschaftliche Ausgabe großen Stils im Auge hat."

Da fällt mir das Archivmanuskript Ph. XLI ein, in dem ich Sommer 1902 mit August Horneffer herumstudierte, um die Fragmente zum Philosophenbuch in Band X zu eruieren. Tagelang untersuchte ich, wie der Text dieser Fragmente laufe, von hinten nach vorn oder umgekehrt! Beides war der Fall, in der Mitte setzte er zwei- bis dreimal neu ein und riß wieder ab. Dazwischen hinein stehen, teilweise mit anderer Tinte, frühere und spätere Notizen, Pläne, Dispositionsversuche, Ueberschriften, Brief- und Vorredenfragmente, da gibt es Doubletten und Korrekturen oft mit interessanten Varianten. S. 1—83 stehen „rhythmische Studien", 84 ff., noch ganz ungeformt, Entwürfe der „Bayreuther Horizontbetrachtungen" — natürlich steht der Name noch nicht fest! — diese fließen ohne jeden sichtlichen Einschnitt in die Philosophenbuchentwürfe hinein, darunter taucht das Konzept zu dem Artikel gegen Dove auf, von andern Einschiebseln zu schweigen.

Und das soll man Wort für Wort genau so herausgeben wie es vorliegt? Dies ist nur ein Beispiel, ich könnte aus dem Teil der Handschriften, den ich kenne, leicht ein weitres halbes Dutzend anführen. In andern Fällen liegt die Sache besser, in andern noch schlimmer, z. B. da wo chronologische Schwierigkeiten interkurrieren. Wie soll man die verschiedenen Tinten, die verschiedenen Schriften im Druck wiedergeben? Ich weiß nur einen Ausweg: wenn wirklich solcher Rohstoff als Rohstoff ohne Zutat (und Wegtat) veröffentlicht werden soll, wie er dasteht, so wird konsequenterweise eine Faksimile-Ausgabe sämtlicher Konzepthefte und „Sudelbücher" Nietzsches postuliert. Man photographiert sämtliche Manuskripte und überläßt es jedem „psychologisch interessierten" Leser, aus der „Wüste, die sich da vor dem Blick des Lesers auftut", eine Ausgabe hervorzuzaubern.

Aug. Horneffer hat die Schwierigkeiten einer solchen Ausgabe, bei der „die Subjektivität des Herausgebers" „ausgeschaltet" wäre, keineswegs übersehen, S. 85 f., wo man nachlese; er hat sie aber viel zu nieder tariert. Er meint beispielsweise, „der Leser könnte den Entwicklungsprozeß des Werkes bis ins einzelne verfolgen; er sähe dem Autor bei seinem Schaffen zu und nähme die Resultate dieses Schaffens in der Form und Reihenfolge hin, wie sie ihm dieser bietet." Das klingt ja ganz hübsch, aber kennen wir denn die Reihenfolge der Hefte und einzelnen Aufzeichnungen? Gerade beim Umwertungsmaterial waren doch mühsame Untersuchungen aus Schrift, Brieffragmenten und dergleichen nötig, um eine Chronologie der Entwürfe zu konstruieren. So wie aber konstruiert werden muß, ist die ausgeschaltete Subjektivität des Herausgebers wieder eingeschaltet und die Möglichkeit einer Fälschung des Tatbestandes ist wieder da. Wer konstruiert diese Chronologie, wer stellt die Lesarten fest? Da könnte allenfalls ein gründlicher philologischer Apparat helfen. Warum also nicht faksimilieren? Kein Mundspitzen hilft, es muß gepfiffen werden.

Eine Faksimile-Ausgabe sämtlicher Entwürfe und Konzepte Nietzsches?

Die unerhörte Frage stellen heißt sie verneinen. Wie viele würden eine solche Ausgabe kaufen? wie viele von den wenigen sie verstehen? wie viele, von denen, die sie verstünden, wären imstande, sich das Bild seiner Entwicklung selbständig aufzubauen? Der Kreis wird unheimlich eng. Wie viele von den letzteren würden die Zeit und die Arbeit darauf verwenden? quaeritur.

Aber nehmen wir einmal den Fall an, eine wortgetreue Ausgabe des gesamten Nachlasses wäre ohne Faksimilierung möglich und die rigorose Forderung E. Horneffers wäre, cum grano salis, zu erfüllen, obwohl ich mir das Wie? schlechterdings nicht vorstellen kann. Ich imaginiere also, daß ein Ueberphilologe durch einen noch nie dagewesenen philologischen Apparat, mit verschiedenen, verschiedenfarbigen Typen, mit Interlinear- und Marginaldruck es fertig brächte, alle die nur schwach angedeuteten Schwierigkeiten zu überwinden. Es gibt noch andere, worüber man A. Horneffer S. 86 oben nachlese. Dann taucht, um von den armen Käufern und Lesern ganz zu schweigen, die Frage auf: hat man gegenüber dem Autor selbst ein Recht zu einer solchen Ausgabe? A. H. meint S. 85 schüchtern: „man würde . . . dem Autor doch ein wenig unrecht tun". Ich würde eine solche Ausgabe in der jetzigen Zeit für ein Unrecht und, wäre ich um einen Grad rhetorischer veranlagt, für eine Sünde an dem Denker und Schriftsteller Nietzsche halten.

Unleugbar ist es möglich, daß irgendwann eine Zeit kommt, wo man nach einer möglichst vollständigen Ausgabe des Nietzscheschen Nachlasses verlangen wird. Bei Lichtenberg hat es rund hundert Jahre gedauert; wie viel und wie tief hat inzwischen bei einzelnen — die Masse kennt ihn heut' noch nicht und braucht ihn nicht zu kennen — die keineswegs einwandfreie Ausgabe seiner nachgelassenen Aphorismen gewirkt! Aber immer bleibt dies eine Sache der Nachwelt. Da man heutzutage rascher lebt, so mag man bei Nietzsche ans Jahr 1950 denken. Wie man alsdann über Nietzsche und unsere Zeit urteilen wird, weiß keiner von den heutigen, nicht einmal die Richter, die hoch und schauerlich auf den Lehrstühlen thronen und uns gelegentlich belehren, der Kollege Nietzsche sei nur ein Modephilosoph und sei schon fertig, während andere Menschen glauben, daß seine Wirkungen kaum erst angefangen haben.

Aber was soll den „Zeitgenossen" der „intime Reiz" der von einer vollständigen Ausgabe ausginge und der „eigenartige Genuß", den man ihnen entzogen hat! (E. H. 54.) Soll jetzt schon Nietzsche in die Hände der gelehrten Totengräber geraten und soll durch das Reden über die verschiedenen Entwürfe, Pläne, Lesarten und andere Quisquilien die starke Wirkung der Werke, des Werks abgeschwächt werden? Ist es jetzt schon an der Zeit, aus Nietzsche „Literatur" zu machen? Literatur = Geschwätz, ist eine Nietzschesche Gleichung. Man ermesse, wie er selbst nach Wirkung dürstete, nach Wirkung, nicht nach Effekt und Ruhm. Etwa wie ein anderer ganz Echter, ders mit österreichischer Derbheit ausgedrückt hat: wenn ich einmal nicht mehr komponieren kann, dann soll man mich auf den Mist werfen. Man denke sich den Schriftsteller, der an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten konnte, und denke einen Augenblick das Undenkbare, er wäre um die Zeit der Jahrhundertwende wieder gesund geworden, mit welchen Gefühlen hätte er die von Kögel herausgegebenen Bände IX—XII gelesen? Fast möchte man ein Dichter sein, um so etwas schildern zu können. Das spricht nun freilich gewissermaßen gegen jede Nachlaßausgabe: ich bin in der Tat der Ansicht, daß sie zu früh gemacht wurde, und ich hätte sie kürzer gewünscht, wovon nachher noch zu reden ist. Aber das hing an persönlichen Verhältnissen. Vielleicht

wäre sie dann nie gemacht worden. Jedenfalls aber spricht es absolut gegen eine vollständige Ausgabe.

Wer sind denn eigentlich, bei Licht betrachtet, die Leute, die, sobald ein bedeutender Mensch die Augen geschlossen, von der bekannten Lust, in die „Werkstatt des Künstlers" hineinzusehen, wie von einem Fieber ergriffen werden? In erster Linie die Verlagsbuchhändler. Es gibt allerdings noch naive Leute, welche von Literatur anstatt von Buchhandel reden, obwohl schon der böse Gutzkow, der den Rummel verstand, das Geheimnis verraten hat. In zweiter Linie die Tagesschriftsteller, deren Profession das Ausschlachten der Großen ist, in dritter die wissenschaftlichen Feinschmecker, die Anatomen des Gedankens, Philologen und Historiker, weit dahinten kommt erst das Publikum, das mit dreifältigem Stimulus zum Kaufen getrieben wird.

Das gegenwärtige Interesse der Nietzscheliteratur liegt ganz wo anders, als in dem gründlichen Studium Nietzsches und seiner Werke. Deshalb hat auch die Nachlaßausgabe in ihrer jetzigen Form, also immerhin in Auswahl und Anordnung, so gut wie keine Wirkung getan. Die Leute hatten ja längst ihr Sprüchlein und meist auch ihr Büchlein fertig.[1]) In den Bänden IX—XII der zweiten Auflage ist fast nur „geblättert" worden. Nicht hundert gescheite Worte habe ich über Entwürfe wie das „Philosophenbuch" und „wir Philologen", oder die Entwürfe des Jahrs 1880—82 gelesen, und über die Umwertung nur ganz weniges, was nicht jeder von der Oberfläche schöpfen konnte. Es handelt sich hier — daran ist nichts zu loben und zu tadeln, aber einsehen muß mans immerhin — um zwei Dinge: Nietzsches Wirkung abzuwehren oder abzuschwächen. Die ganz Naiven tun dies durch Schimpfen und Denunzieren, etwas feinere durch medizinische Diagnosen, zumal Leute, die am „gesunden Menschenverstandswahnsinn" leiden (ich empfehle die nach berühmten Mustern geprägte Wortbildung sanamentomania!), wieder feinere „überwinden" ihn durch gewisse Formeln „Neokyniker", „Romantiker" usw., Spielzeuge, mit denen man ein bißchen klappern kann, oder durch Historisieren: man weist z. B. Vorgänger nach, leugnet die Originalität — vgl. die trostlose Stirnerdebatte! oder verweist auf die Sophisten (Platos Gorgias!), wobei man verschmitzterweise verschweigt, daß wir eben jetzt in einer Renaissance der Sophistik leben! Die ganz feinen — bekehren ihn nach seinem Tode...

Und in diesem Stadium sollte vor dem Publikum der gesamte Nachlaß aufgerollt werden? „Freilich es ist eine Wüste, die sich da vor dem Blick des Lesers auftut. Aber so chaotisch, so unübersichtlich, so verworren ist eben die Arbeitsweise (!) Nietzsches" (EH. 51). Das ist ein Fund, würdig, daß sich sämtliche Nietzscheüberwinder mit heißem Eifer darauf stürzen, die von A. H. in seinem superklugen Büchlein erzählte Legende vom armen Nietzsche, der keine „Bücher" machen konnte. Die ganze ungeordnete Menge der Nietzscheschen Sudelbücher mit Widersprüchen[2]) und Doubletten als ein corpus vile für Seminarübungen und Dissertationen grüner Jungen. Auf daß vollends in endlosem kritisch-literarischem Geschwabel das Werk Friedrich Nietzsches ersäuft werde!

[1]) Heute noch steht die Veröffentlichung des Ecce homo, und der drei wichtigsten Briefwechsel mit Gast, Overbeck und der Schwester aus. Aber die Herren Schnellschreiber können nicht so lange warten.

[2]) Natürlich ists kinderleicht, Widersprüche aufzustöbern (der krasseste betrifft die Zukunft des Christentums), weil Nietzsche alle möglichen sich zudrängenden Gedanken gelegentlich mit ein paar Worten festmacht. Keines Material, für die das mihi ipsi scripsi absolut gilt. Zu was für sonderbaren Urteilen haben die im Januar 1874 niedergeschriebenen Gedanken über Richard Wagner Anlaß gegeben! (Vielleicht angeregt durch einen Besuch bei Ritschl Br. an Rohde S. 434 f.?)

In A. Horneffers Büchlein steht viel Gutes, es überragt an Materialkenntnis so ziemlich alles, was über den Nachlaß geschrieben worden ist. Die Formel „Moralist" bringt einige Unbilligkeiten mit sich. Aber manche gute, reife Einzelbemerkung wirkt erfreulich. Dagegen finde ich die Kritik, wie sie hier am Stilisten und Schriftsteller geübt wird, ziemlich unfruchtbar. Der Kritiker sollte die Sache entweder selber besser machen können oder wenigstens genau sagen, wie mans besser macht. Im übrigen hole der Teufel das Herumschulmeistern an bedeutenden Männern. De gustibus non est disputandum: Wenn man aber Nietzsche „stilistische Verirrungen" vorwirft, wenn man behauptet, er sei bis zu seiner letzten Periode (in stilistischer Beziehung) „Schüler" gewesen (92) und selber Sätze stottert wie z. B. „Nietzsche trägt nicht sachgemäß vor, trotz seiner großen Begabung für die Ausdrucksweise (!)", so kann ich nicht ernsthaft bleiben. Aber eins muß ich in diesem Kapitel doch unterstreichen: ist es gerecht, den Stilisten wiederholt wegen Stücken zu rügen, die er selbst nicht nur nicht veröffentlichte, sondern deren Form er auch ausdrücklich preisgab? So werden die Vorträge über die Bildungsanstalten wiederholt getadelt, z. B. 93 „fast unlesbar — wegen ihres gedehnten Stils, der den Leser im Schneckengange vorwärts zieht." Nun waren das wirklich g e h a l t e n e Vorträge, aber n i c h t aufs Lesen berechnet. Als Vorträge haben sie g e w i r k t, wie z. B. Dr. Bernoulli im „Samstag", Basel, Nr. 19 (27. Juli 1907) S. 147 bezeugt. Von dieser Wirkung ist natürlich das persönliche Auftreten und das Milieu nicht zu scheiden. Und nun lese man zum Ueberfluß nach, was Nietzsche selbst darüber gesagt hat Werke X, S. 465!

Wichtiger zu nehmen als solche stilistische Zensuren, sind die Urteile über das Verhältnis des Nachlasses zu dem von Nietzsche selbst Veröffentlichten, welche die beiden Brüder in jahrelanger Beschäftigung mit den Manuskripten sich gebildet haben und nicht ohne Geschick in ihren Broschüren vertreten. Man kann daraus einen Schluß auf die Wirkungen ziehen, welche voraussichtlich eine Veröffentlichung des unverkürzten Nachlasses auf andere Leute haben würde. A. H. prägt das niedliche Paradoxon „in Wahrheit hat Nietzsche nie ein Buch geschrieben" 67 (vgl. Nietzsche über Lessing!) „Was er veröffentlichte, waren mit wenigen Ausnahmen auch nur Studien, waren willkürlich herausgeschnittene Stücke aus einem ununterbrochen wachsenden Organismus." Willkürlich? auf dieses Wort kommt es an: denn sonst paßt das greuliche Bild auf unzählige Bücher. „Jenseits von Gut und Böse, die Genealogie usw. sind Bruchstücke (des Hauptwerks), tote (!) Glieder eines beständig sich erneuernden Organismus." 80. Die nachgelassenen Werke „sind nicht Abfälle, auch nicht mißlungene Versuche, die mehr biographische als sachliche Bedeutung hätten, sondern es sind die eigentlichen H a u p t w e r k e" 69. „W i r k l i c h e Bücher zu machen, war n a t ü r l i c h unmöglich" 74. Die Aphorismen sind „fragmentarische Sammlungen geblieben, trotz aller Kunst, die der Autor aufgewendet hat." „Es fehlte ihm die Kraft der Vergegenwärtigung im großen Sinne" Vergleich mit Bach und Mozart „der ein umfängliches, kompliziertes Gebilde wie die Don Juan-Ouverture herunterschrieb wie einen auswendig gelernten Vers. Nietzsche erscheint tastend und unfrei, gegen die Uebersicht und Klarheit solcher Künstler gehalten" 62. Eine Philosophie und eine Opernouvertüre! Diese Anschauung wird an den Werken sämtlicher Perioden demonstriert 69ff. E. H. vertritt neuerdings dieselbe Ansicht. Nietzsche wird getadelt, daß er sein systematisches Hauptwerk nicht schrieb. Er machte 1887 einen Anlauf; „aber der böse Geist wurde wieder über ihn Herr" 7. „Verglichen und konfrontiert mit den großen, weitgespannten Plänen Nietzsches,

kann man seine Einzelpublikationen, so glänzend sie als solche sind, nur bedauern (!) Er zerstörte sich dadurch sein Hauptwerk" 8. „Sein Gedankenreichtum — stand in keinem Verhältnis zu dem wenigen, das wirklich ans Licht trat" ebendas. Zu dem wenigen! „Nietzsche hat immer nur aphoristische, bunt zusammengewürfelte Bücher ediert" 45.

Hier hört mein Verständnis gänzlich auf. Die Tragödie, die Historie, Schopenhauer, Zarathustra „bunt zusammengewürfelte Bücher"! Sogar das „Jenseits von Gut und Böse" ist es nicht. Das weiß E. H. so gut wie ich, lediglich in rhetorischem Feuer haut er hier daneben.

In manchem stimme ich sonst mit den zwei Brüdern über Nietzsche überein, aber diese neueste Phase kann ich nicht mitmachen. Der ganze Standpunkt der Kritik kommt mir nicht richtig gewählt vor und mutet mich fast ein wenig komisch an. Es ist ja gewiß richtig, daß Nietzsche stets aus dem Vollen produziert hat, daß interessante Gedanken, aus denen andere ganze Bücher gemacht hätten, jedesmal zurückblieben. Daß seine geistige Entwickelung ein ununterbrochenes Vorwärtsstürmen war, daß ihm die Gedanken und Gesichte in einer Fülle zuströmten, die ihn quälte; daß jede Veröffentlichung von einem Kampf und Krampf, von einer Erschütterung des ganzen Organismus begleitet war. Gewiß richtig, daß er nach einem „Hauptwerk" dürstete und daß er es nicht vollendet hat.

Das alles ist bekannt, aber wer hat hier das Recht zu tadeln? Es handelt sich doch bloß darum, zu verstehen und den besten Gebrauch von seinen Werken zu machen. Hier aber wird der Nachlaß auf Kosten der fertigen Werke in evidenter Weise überschätzt.

Sonderbar — es schüttet einer einen Reichtum von Gedanken aus, daß sich Generationen daran erlaben können. Das Glück, das Nietzsche den einzelnen geschenkt hat, darf man ja nicht aus dem ablesen wollen, was über ihn geschrieben wird. Die, die ihn „gut lesen", schreiben nicht über ihn und halten sich die Ohren zu vor dem, was auf dem Markt über ihn geredet wird. Es verschwendet einer seinen ganzen Reichtum und opfert sein ganzes Ich, sein Leben, magnae animae prodigus. Und nun tadeln wir ihn, daß er kein System von 800 Seiten geschrieben und debattieren tiefsinnig über das Wesen und die Berechtigung des Aphorismus. Wir studieren seine Konzepte und finden, daß er es eigentlich hätte ganz anders machen können und sollen . . .

Und dies Studium der Entwürfe führt nun zu einem Urteil über die veröffentlichten Schriften, das so souverän und abschätzig sich ausnimmt, als handele es sich hier um einen gewöhnlichen Schriftsteller, um einen der fleißigen, ehrenwerten, vielfach nützlichen Büchermacher, die täglich und wöchentlich in langer Reihe in den Journalen genannt, tariert, etikettiert werden („beachtenswert" „jeder Gebildete muß" usw.) und schleunigst in der Versenkung oder in den Bibliotheken verschwinden. Nietzsche konnte keine Bücher machen, — die Gegenfrage würde lauten: wer macht denn sonst solche Bücher wie Nietzsche? Jeder, der sich über die „aphoristische" Aufzeichnungsweise Nietzsches in Büchern (von 6—800 Seiten) beschwert, sollte verurteilt werden die Grundgedanken seiner eigenen Bücher in aphoristischer Art hinzustellen und 6—8 Aphorismen zu produzieren, die sich mit den bescheidensten Aphorismen in Nietzsches veröffentlichten[1])

[1]) Ein Uebelstand in der Nachlaßausgabe (der aber wohl kaum zu vermeiden ist — wie will man sonst zitieren?) ist, daß so viele Gedanken, die rein materialen Wert für Nietzsche hatten, als numerierte „Aphorismen" dastehen und nun, vollends aus dem Zusammenhang entfernt, dem flüchtig Lesenden nicht bedeutend genug erscheinen. Das Mihi ipsi scripsi gilt hier in ganz einziger Art, er nimmt eben die nächsten besten Worte

Büchern vergleichen und zur Not verwechseln lassen. Da würde man kuriose Erfahrungen machen. Nietzsche gehört in die Reihe der Aphoristiker Heraklit, Lichtenberg, Goethe. Alle drei hatten kein „System." Und wie wunderbar zeigt sich heute noch, nach hundert Jahren, die Leuchtkraft gerade Lichtenbergscher Gedanken! Mag immerhin jeder Magister vorsichtig hinzusetzen: er konnte kein System bauen. Aber sie liegen in seinen Gedanken, die Systeme, nicht bloß eines. Genau so wie bei Nietzsche — wer ein System sucht, der versuche eines aus ihm zu machen oder beweise (behaupten ist nicht beweisen) daß sich kein System aus seinen Gedanken machen läßt. In beiden Fällen werden wir gefördert. Aber das Tadeln wollen wir sein lassen.

Daß man sich durch das Studium der Nietzscheschen Konzepte das Verständnis der fertigen Werke nicht ohne weiteres erleichtert und steigert, sondern im Gegenteil den Genuß sich beeinträchtigen oder verkümmern kann, ist kein Zweifel. Mir ist es mit dem Zarathustra so gegangen: durch das Studium der Pläne und Entwürfe habe ich mir die Unbefangenheit gegenüber dem fertigen Buch auf lange hinaus verdorben. Ich finde A. Horneffers Urteile über die fertigen Werke fast durchweg nicht ganz gerecht. Die Tragödie (72) kann als „ein vollendet gestaltetes Bauwerk" bezeichnet werden. Freilich niemals von dem, der sie mit Hilfe der Konzepte aufdröselt und die Stadien der Entstehung verfolgt. Aber hat denn Nietzsche für solche geschrieben? Man greife die Komposition des fertigen Buches an, wenn man will. Der Nachweis der komplizierten Vorstufen ist an sich nicht entscheidend. Das „scharfe Auge" des Philologen (71) kann überhaupt alles analysieren, aufdröseln, auch tot machen. Es genügt doch nicht die kritische Bemerkung E. Rohdes über die „Historie" zu zitieren, um von „konstruktiver Schwäche" zu sprechen. Es ist nicht gerecht, zu sagen, das ausgeführte historische Fragment des Philosophenbuchs mache „einen dürftigen Eindruck", weil wir in den Entwürfen sehen, daß Nietzsche etwas ganz anderes, Großartigeres geplant hatte. Hätten wir nur mehr so dürftige Fragmente! Und so weiter! Nietzsche hat einmal gesagt: es lebt heut niemand, der mich loben oder tadeln dürfte. Wie leicht ist das Tadeln schon heute!

Ceterum censeo: man lese Nietzsches fertige Werke oder lese sie nicht; wer ihn nicht lesen muß, darf ihn nicht lesen. Man widerlege und „überwinde" ihn, so gut man kann. Was mich nicht umbringt, macht mich stärker, hat er selbst gesagt. Als Stilist und Denker hat er das Recht nach seinen fertigen Werken beurteilt zu werden.

Eine wortgetreue Ausgabe seines Nachlasses, gesetzt selbst sie wäre möglich, ist heute unnötig, verfrüht, vom Uebel.

* * *

Kann man den handschriftlichen Nachlaß nicht so herausgeben, wie er vorliegt, so kann man ihn nur in einer Auswahl und Sichtung herausgeben. Die dritte Möglichkeit, ihn etwa ein Dezennium zurückzuhalten, in Ruhe bearbeiten zu lassen und einiges daraus mitzuteilen, bis eines Tags das Bedürfnis nach einer

---

um einen auftauchenden Gedanken festzuhalten oder eine Handhabe für die Eingliederung des einzelnen ins ganze zu haben. Das Ringen nach der Disposition, nach der strikten letzten Form dessen, was in ihm längst da ist, kann zu sonderbaren Mißverständnissen über seine Arbeitsweise verführen. „Aphoristische Produktion" ist natürlich Unsinn. Das Wort „Aphorismus" hat man neuerdings so gehetzt, daß es einen malignen Geschmack bekommen hat. Man sollte es auf einige Zeit verpönen. Vielleicht sind die gräßlichen „Gedankensplitter" in den Witzblättern mitschuldig.

vollständigeren Mitteilung dringend hervorgetreten wäre, ist jetzt nicht mehr diskutierbar. Trifft man eine Auswahl, so muß man irgend eine Art von Anordnung treffen, gesetzt man will, daß die Auswahl gelesen wird. Aber was auswählen? sofort beginnen die Ansichten stark auseinanderzugehen. Die Subjektivität des Herausgebers ist um keinen Preis auszuschalten. Ergo ist eine einwandfreie Ausgabe des Nachlasses schlechthin undenkbar. Denn nicht zwei Herausgeber werden über den Umfang des Mitzuteilenden ganz einig sein. Ich taxiere z. B. den Wert des Nachlasses der letzten Periode völlig anders als E. Horneffer und ebenso des Nachlasses der ersten. Für die Herausgeber der zweiten neuzugestaltenden Ausgabe lag von vornherein keine res integra vor. Die (schlecht gemachte) Ausgabe Kögels war nun einmal da. Es hätte zu allen möglichen Mißverständnissen geführt, wenn ein ganz anderes Prinzip der Auswahl durchgeführt worden wäre und eine Reihe der unvollkommen edierten Entwürfe in der zweiten Ausgabe weggeblieben wären. Hätte ich z. B. Band IX und X in erster Ausgabe ediert, so hätte ich niemals zur Aufnahme solcher Stücke geraten, wie der ganz flüchtig hingeschriebenen Einfälle zum Empedokles IX, 130 ff., oder des „Prometheus"-Entwurfs X, 487 ff. Auch Stücke wie z. B. die hingeworfene Notiz über Mörike X, 490 gehören nach meiner Ansicht eher in einen Vorbericht oder eine Abhandlung, wo man die nötige Erklärung gleich beifügen kann.[1]) Auch in der Mitteilung der Zarathustrafragmente hätte ich für meine Person viel strenger gesondert (Bd. XIII und XIV hätte ich auf einen schwachen Band zusammengestrichen). Dagegen hätte ich die Entwürfe zur Geburt der Tragödie genau so ausführlich gebracht. Warum? Weil die Entstehung und Stellung dieser Schrift etwas ganz singuläres ist. Ich halte überhaupt die Entwürfe der ersten Periode für ganz besonders des Studiums wert. Warum, kann ich hier nicht ausführen. Ich habe noch nirgends etwas darüber gedruckt gefunden, was das Lesen gelohnt hätte.

Wenn die Ansichten über das Was soll gedruckt werden? stark auseinandergehen — die Weimarer Ausgabe ist nach dem Grundsatze gemacht: lieber etwas zu viel als zu wenig — so ist nun das Wie? erst recht ein Problem. Gibt es ein wissenschaftliches Prinzip, nach dem die Ausgabe gemacht werden muß, und an welchem gemessen die jetzt vorliegende wissenschaftlich wertvoll oder wertlos genannt werden kann? Nach meiner Ansicht nicht und deshalb schwebt das harte Wort E. Horneffers frei in der Luft. Eine Ausgabe, die nicht nach einem streng wissenschaftlichen Prinzip gemacht ist, ist deshalb noch nicht wissenschaftlich wertlos (kontradiktorisch-konträr!). Warum gibt es ein solches Prinzip nicht? Weil der Wert der Entwürfe, das Stadium der Vollendung, in dem die einzelnen Entwürfe sich befinden, total verschieden ist. Ich will hier keine abermalige Schilderung der Arbeitsart Nietzsches geben, aber soviel ist sicher: die Kögelsche Schilderung, die leider vom Archiv aus wunder wie hoch geschätzt wird, ist eine Schablone, die viel zu eng ist, im wesentlichen von den ersten Schriften abstrahiert, wo Kögels

[1]) Gottvoll ist eine Bemerkung Hugo Wolfs über diese Stelle, Briefe an O. Grohe S. 235: „Nietzsches Aussprüche über Mörike stammen wohl aus seiner unreifsten Zeit. Da sieht man wieder so recht, was für ein Unfug angestiftet wird mit dem in unserer Zeit zur Manie gewordenen Herausgeben des Nachlasses. Gott schütze einen vor solchen Leichenschändern!" Natürlich ist der Treffliche im Irrtum. Nietzsches Urteil entstammt einer sehr reifen Periode. Es beleuchtet sehr scharf freilich nicht Mörikes Art, sondern den Begriff von Lyrik, den N. im Jahre 1875 hatte. Mörike (vollends neben Goethe gestellt) war ihm unzugänglich. Ein Urteil, das lediglich den Urteilenden charakterisiert, nachgesprochen oder verallgemeinert aber zum Unsinn wird.

Kenntnisse und Urteil noch am ehesten ausreichten. Nach meiner Ansicht muß jeder Entwurf ganz für sich betrachtet werden und für die Art der Veröffentlichung muß der Editor einfach die Verantwortung nach reiflicher Erwägung tragen. Es gibt Entwürfe, die genau so mitgeteilt werden können und müssen, wie sie Nietzsche zurückließ, wo jede Gruppierung verfehlt ist, auch wenn eine Disposition von Nietzsche da ist, es gibt andere Entwürfe, die ohne Anordnung mitgeteilt, gar keinen Sinn haben, die in eine Art Ordnung gebracht werden müssen. Die Disposition braucht nicht einmal von Nietzsche zu sein. Es war eine Oberflächlichkeit von Kögel, daß er frisch fröhlich nach Nietzsches Dispositionen, die ja oft selbst bloße Tastversuche sind, eingeordnet hat. Es gibt Entwürfe, wo man füglich daran denken kann, eine Schrift annähernd zu konstruieren, NB. wenn mans kann. Es wäre eine ganz falsche Pietät, auf diese Möglichkeit zu verzichten, vorausgesetzt, daß man die Mitteilung der Gedanken überhaupt für nötig hält. Freilich sind zwei Bedingungen nötig, 1. es muß die Möglichkeit einer Nachprüfung (durch Register der Manuskriptstellen) und es müssen genaue zuverlässige Angaben in Vor- und Nachbericht gegeben werden, 2. der Leser muß intelligent genug sein, um eine solche Ausgabe zu benützen. Sind diese Vorbedingungen gegeben, so ist es eine rhetorische Uebertreibung von „Fälschung" zu reden.

Es sei erlaubt, ein paar Beispiele herauszugreifen. In Band X S. 216 ff. habe ich mich gehütet, die Nietzschesche Reihenfolge der Entwürfe irgendwie zu stören, sie sind absolut verständlich so. Kögel ist hier durch Eingliederung in eine Nietzschesche Disposition jämmerlich entgleist. Die Gedanken über Wagner aus dem Jahr 1874 ebendas. S. 427 ff., die hinten in ein Heft hineingeschrieben sind, ohne daß jemand Anfang und Schluß feststellen könnte, habe ich etwas geordnet und die Disposition, die in der Mitte steht, vorangestellt (dazu das NB! im Nachbericht gesetzt „frei nach derselben hingestellt"). Wie kann man denn das anders machen?

Ganz kurios lag die Sache bei dem sehr interessanten Bruchstück „Wir Philologen" (vgl. Nachbericht S. 516 f.). Anfangs laufen die Gedanken ganz zusammenhängend. Da durfte natürlich nichts geändert werden, obgleich Nietzsche selbst schon nach einer später gefundenen Disposition die einzelnen Stückchen numeriert hatte; ergo ignorirten wir diese Numerierung, der Kögel gefolgt war, bis dahin, wo der zusammenhängende Entwurf abriß. Von da an begannen abrupte Notizen, die schlechterdings wahllos durcheinanderliefen, als reines Material, Lesefrüchte darunter, Anekdoten usw. Diese wurden eingeordnet nach einer Disposition, die sich an Nietzsches Disposition anschloß, aber nicht mit ihr zusammenfiel. Ich behaupte, daß hierdurch der Entwurf erst lesbar geworden ist (ob ihn jemand gelesen hat, weiß ich heute noch nicht!). Darf ich das Geständnis hinzufügen, daß es mich in allen Fingern juckte, eine förmliche Rekonstruktion der geplanten Unzeitgemäßen zu versuchen? Natürlich bin ich zu verschämt, so etwas je drucken zu lassen, gesetzt selbst es wäre erlaubt.

Gibt es kein allgemeines alleinseligmachendes Rezept für eine solche Nachlaßausgabe, so gibt es doch gewisse Richtlinien, die nie aus den Augen verloren werden dürfen.

1. Der Nietzschesche Text soll mit denkbarer Genauigkeit konstituiert,[1])

---

[1]) Es gibt Leute, die über die „Nietzschephilologen" spotten, natürlich ohne zu wissen, was Philologie ist. Ignoranz ist eine zureichende Entschuldigung. Wer je ein Manuskript N.s aus späterer Zeit gesehen, weiß, welche Schwierigkeiten hier zu überwinden sind. Ein hübsches Beispiel einer Korruptel, die noch heute in den Nietzsche-

Varianten enventuell, Konjekturen stets im Nachbericht verzeichnet werden. Aus stilistischen Gründen darf nie geändert werden.
2. Stücke, die in Nietzscheschen Niederschriften zusammenhängen, dürfen nicht auseinandergerissen werden.
3. Die Einleitung soll möglichst gründliche, zuverlässige Auskunft über die Entstehung und das Verhältnis der Entwürfe geben.
4. Im Apparat muß es möglich sein, chronologisch und bibliographisch die Anordnung der Entwürfe zu prüfen. (Hier ist etwas zu wenig geschehen. Es wäre sogar zu erwägen, ob die Fundorte der Einzelbemerkungen samt Jahreszahl nicht in margine abzudrucken wären.)

Daß die Weimarer Ausgabe der Bände IX—XII diesen Anforderungen nicht in allen einzelnen Punkten möglichst vollkommen entspricht, mag sein. Immer werden, wenn eine solche Arbeit fertig vorliegt, dem Herausgeber da und dort die bekannten zweiten Gedanken kommen. Aber im allgemeinen entspricht die Ausgabe dem Zwecke, aus Nietzsches Nachlaß das Gedankenmaterial in einer verhältnismäßig bequem zu benützenden Anordnung und Auswahl darzubieten, vollständig. Ich nehme das Prädikat wissenschaftlich einwandfrei — soweit ich einen klaren Begriff damit verbinden kann — nicht für alle Einzelheiten, wohl aber für die ganze Anlage der Bände in Anspruch. Persönlich hätte ich freilich Kommentar (Vor- und Nachbericht) ausgedehnter und Auswahl des Materials viel knapper gewünscht.

Aber ich gehe noch weiter und behaupte: selbst die (aus dem Buchhandel zurückgezogene) Ausgabe, von Band XV „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werke (Studien und Fragmente)" war durchaus nicht schlecht. Ich befinde mich hier im Widerspruch gleichermaßen mit dem Nietzschearchiv, an dessen Arbeiten seit 1903 (B. XIII, XIV, XV die neue Umwertung) ich in keiner Weise beteiligt bin, wie mit E. Horneffer, der S. 51 diese Ausgabe als eine „übereilte Arbeit" bezeichnet.

Die Frage der „Umwertung" ist die wahre crux einer Nietzscheausgabe und es ist fast unmöglich, vor einem weiteren Publikum die ganz singulären Schwierigkeiten[1]) aufzurollen, die eine sachgemäße Mitteilung der Gedankenflut der letzten Jahre Nietzsches bietet. Die Sachlage hat A. H. S. 79 ff. recht übersichtlich geschildert und S. 83 ff. die verschiedenen Möglichkeiten (nicht alle natürlich) sehr gewandt dargelegt. Jedem, der sich für dies Pro-

ausgaben stehen geblieben ist, möchte ich hier philologischen Feinschmeckern unter dem Strich kredenzen.

Das bekannte Gedicht „an die Melancholie" steht in den Ausgaben so (Band VIII, S. 323 f.):

Verarge es mir nicht, Melancholie,
Daß ich die Feder, dich zu preisen, spitze
Und, preisend dich, den Kopf gebeugt zum Knie,
Einsiedlerisch auf einem Baumstumpf sitze.
So sahst du oft mich, gestern noch zumal,
In heißer Sonne morgendlichem Strahle:
Begehrlich schrie der Geyer in das Tal,
Er träumt vom toten Aas auf totem Pfahle.

Ich gestehe, mein philologisches Gewissen bäumte sich gleich zum erstenmal auf, als ich die Verse las. Der Autor, den Kopf gebeugt zum Knie, sitzt einsiedlerisch auf einem Baumstumpf und spitzt die Feder! Kuriose Situation! In einer Handschrift des Nietzsche-Archivs fand ich die Lösung. Da stand deutlich zu lesen:

Und daß ich nicht, den Kopf gebeugt zum Knie usw.

Und nun ist alles sonnenklar. Der arme Fritz Kögel war u. a. auch „Dichter"!

[1]) Hierzu kommt noch die unerhörte Schwierigkeit der Entzifferung der letzten Niederschriften. Man muß die Paralytikerhandschrift, in der das ecce homo geschrieben ist, gesehen haben, um das Verdienst des trefflichen Peter Gast zu würdigen.

blem interessiert, empfehle ich, diesen Abschnitt nachzulesen. Obgleich ich das Material nicht annähernd so genau kenne, wie die Herausgeber, so mag es doch gestattet sein, ganz kurz Stellung zu der stachligen Frage zu nehmen.

Die Frage, ob die Gedanken Nietzsches aus diesen letzten Jahren zu veröffentlichen sind oder nicht, braucht nicht mehr diskutiert zu werden. Kein Urteilsfähiger, der von Nietzsches Geist einen Hauch verspürt hat, wird mit Nein antworten. Dies Werk, wie es nun auch immer geheißen hätte, war der Traum seiner letzten Jahre — „eine gerade Linie, ein Ziel!" „O Wende meiner Not, spare mich auf zu einem großen Siege!"

Manche halten diese letzten Gedanken schlechthin für das Wertvollste und Wichtigste, was Nietzsche schrieb. Ich weiche auch hierin vom Archiv und E. H. ab. Ich halte die Gedanken der „ersten" und „zweiten" Periode, um diese allgemein akzeptierte Formel der Kürze wegen beizubehalten, für genau so interessant und wichtig und meine, daß alle kühnen, alle wesentlichen Gedanken der Umwertung in irgend einer Form in dem, was Nietzsche selbst veröffentlicht hat, sich finden lassen. Man muß nur gut zu lesen verstehen. Ein guter Leser Nietzsches wird sicher beim Studieren der Umwertungsgedanken selbst eine Art von Enttäuschung spüren, an der freilich Nietzsche nicht schuld ist. Denn was dieses letzte Werk geworden wäre, das kann sich niemand ausdenken, der nicht selbst etwas Aehnliches machen kann. Auch der Antichrist gibt keine Vorstellung davon. Wie komisch klingen mir die Worte A. Horneffers in die Ohren, der S. 81 sagt: „der Antichrist ist auch nur ein Ausschnitt und nicht einmal ein guter, aus den religionsgeschichtlichen und religionsphilosophischen Untersuchungen, die ihn seit Auftauchen des Gesamtplanes, ja sein Leben lang beschäftigt haben und niemals abgeschlossen worden sind. Und ähnlich wäre es mit dem „freien Geist", dem „Moralist", dem „Dionysos" geworden." Nun wissen wirs. Ein Ausschnitt und nicht einmal ein guter. Das von einem Werk, wie es in seiner Art kein zweites gibt! Man kann Nietzsches Stellung zum Christentum für einen Irrtum halten, man kann von seinem ganzen Standpunkt in religiösen Dingen überhaupt durch ein ganzes Klima getrennt sein, aber wer dieses Manifest nicht für ein großes Kunstwerk hält, wer nicht mit artistischem Entzücken das Schwirren und Sausen dieser geschmeidigen Damaszenerklinge gehört hat, der hat keine Ohren oder das Gegenteil. Und wer so korrumpiert ist, daß er die Schätzung eines Buches von seiner eigenen Zustimmung abhängig macht und darnach mißt, der ist ein Philister. A. H. ist in keinem der beiden Fälle, also etwas mehr Respekt, mein junger Schulmeister!

Will man diese Gedanken veröffentlichen, so muß sich eine Form finden. Jeder, der in dieses Chaos geblickt hat — es braucht keine „Wüste" zu sein: „man muß Chaos in sich haben, um einen Stern zu gebären" —, dessen erster starker Eindruck ist, daß eine eigentliche Ausgabe dieser flutenden Entwürfe ganz einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist. πάντα ῥεῖ. Diese Philosophie ist ein Bild des Lebens selbst, sie ist ein Fluß; oder sie gleicht der Flamme.

Licht wird alles was ich fasse,
Kohle alles was ich lasse,
Flamme bin ich sicherlich!

Eine vollständige wortgetreue Ausgabe schließe ich auch hier a limine aus. Zu den oben dagegen angeführten Gründen kommt hier noch, daß eine größere Anzahl gedruckter Arbeiten dem Gesamtmaterial entnommen sind. Da müßte man ja schließlich, um keine „Fälschung" zu begehen, auch das,

was in der Götzendämmerung, im Fall Wagner, im Antichrist, ja schon im Jenseits steht, in den diversen Vorformen noch einmal abdrucken. Ein einfach verruchter Gedanke, nachdem der Autor selbst die Ausschnitte fertig geschliffen hat.

Hier hilft kein Prinzip. Will man den Zweck — die Mitteilung an ein größeres Publikum — so muß man auch die Mittel wollen. Ein Kompromiß ist unvermeidlich und es bedarf einer geschickten und fest zugreifenden Hand. Mir scheint, es gibt eigentlich nur zwei Möglichkeiten, es sind im wesentlichen die bei A. H. mit 1 a und 1 d bezeichneten.

Erstens: man konstruiert, natürlich nicht die, sondern eine Umwertung aus den vorliegenden Entwürfen nach einem der massenhaften Pläne Nietzsches. Es liegt nahe, den Plan vom 17. März 1887 zu Grunde zu legen, wie in der Ausgabe 1901 geschehen ist.

Zweitens: man verzichtet völlig auf die Architektur des Ganzen und gibt nur die Bausteine, das Gedankenmaterial. Die sachlichen Einteilungsprinzipien muß man selbst aufstellen. Die Geschichte der Pläne Nietzsches, deren Verwendung dann unmöglich ist, müßte natürlich ausführlich erzählt werden. Ohne einen gründlichen Kommentar nicht durchführbar.

In beiden Fällen vergewaltigt man die Niederschriften Nietzsches. Und doch wünschte ich fast, es lägen zwei solche verschiedene Ausgaben vor. Einen Versuch der ersten Art halte ich für durchaus erlaubt, selbst für geboten. Vorausgesetzt man kann es. Der Erfolg entscheidet hier. Ueber die neue Ausgabe der Umwertung, die zunächst nur in der Taschenausgabe vorliegt, habe ich mir noch kein Urteil gebildet. Man muß erst den Apparat in der größeren Ausgabe abwarten, wenn man die Zusammenfügung kritisch prüfen will. Die Hauptschwierigkeit liegt natürlich darin, daß Nietzsches Pläne bis zum Ende schwanken[1]) und daß wertvolle frühere Gedanken da sind, die nicht in die späteren, und sehr wertvolle spätere Gedanken, die nicht in die früheren Pläne, auch nicht in den von 1887, passen. Welche Pein verursacht beim Studium von Band XV einem geübten Philologenohr der veränderte Ton[2])

---

[1]) Daß Nietzsche einen Augenblick daran gedacht habe, den Antichrist allein als Umwertung herauszugeben, wie E. Horneffer in seiner Streitschrift S. 16—27 nachzuweisen versucht, ist möglich. Es handelt sich um die Deutung der merkwürdigen Stelle in dem Brief an Brandes (Briefe Band III, 321): „des Werkes, das fertig vor mir liegt". Die Vermutung Horneffers ist bestechend. Der Nebenbeweis scheint mir nicht gelungen; niemals glaube ich, daß Aph. 8 bis 14 im Antichrist sachlich genau dem entsprochen habe, was Nietzsche im 2. Teil des vierteiligen Planes zur Darstellung bringen wollte, daß also Nietzsche, als er diese Partie des Antichrist schrieb, auf eine Kritik der Philosophie (der freie Geist „Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung") verzichtet habe! Das ist ja nur ein kleines Stückchen: Der Theologeninstinkt in der Philosophie! Wenn man bedenkt, welche Fülle von kritischen Gedanken über Philosophen und Philosophie in Band XIII f. aufgehäuft sind, z. B. über seine geliebten Vorplatoniker, so muß diese Vorstellung unhaltbar erscheinen. Indes hat der ganze Streit um die Briefstelle für das Problem der Herausgabe der Umwertung nur sekundäre Bedeutung. Es gibt eben nicht die Umwertung, sondern immer nur eine Umwertung. Existierte selbst im November 1888 der Plan einer anderen Umwertung, so existiert immer noch eine Umwertung, die man nach dem Plan vom März 1887 zusammenstellen kann.

[2]) Mögen uns die Herren Mediziner darüber belehren, ob dieser veränderte Ton, dies unheimliche Anschwellen des Kraftgefühls, (das Philosophieren „mit dem Hammer"), die immer unverhohlener hervortretende Aeußerung des Selbstgefühls, um einen schwachen Ausdruck für unsägliches zu gebrauchen, ob das alles pathologisch zu erklären ist? Mögen sie uns hierüber belehren, wenn, und so gut als sie können. Mit Belehrungen über die Philosophie Nietzsches aber mögen uns Mediziner (und Juristen) gefälligst verschonen. Möbius hat sich dadurch sein Thema gründlich verdorben. — Abgesehen von diesem Problem, erschien mir immer das Eintreten von Brandes für Nietzsche, die

der im Jahr 1888 geschriebenen oder überarbeiteten Entwürfe, z. B. das Heft XVII.

Jeder Philologe könnte mit Leichtigkeit die Gedanken des Jahres 1888 herausfinden, ohne einen Blick in das Register zu tun, das am Schluß des Bandes Fundort und (leider nicht jedem Aphorismus beigedruckt!) Jahreszahl angibt. Vorausgesetzt ein Philologe brächte es über sich, sein Handwerk einen Augenblick an einem Buch auszuüben, auf dem noch nicht jahrtausend alter Staub liegt.

Die Frage ist die: hält man die Wirkung des nachträglich struierten Baus für größer, für wichtiger oder hält man die einzelnen Gedanken für wertvoller als das Ganze? Im ersten Falle traut man den Lesern zu, daß sie die Ausgabe mit der nötigen kritischen Kautel zu benützen wissen, daß sie nicht Nietzsche selbst für das Ganze und nicht für das Einzelne (für den einzelnen „Aphorismus") verantwortlich machen. Für solche Leser genügt meines Erachtens die Ausgabe von 1901 vollständig, um sich ein Bild von dem zu machen, was Nietzsche gewollt hat und was hier verloren gegangen ist. E. H. versichert S. 52, daß von der Umwertung ein völlig falsches Bild in der Vorstellung des Lesers lebt.

Auch wenn das ein wenig übertrieben ist, ich gestehe offen, daß mir eine Ausgabe der zweiten Art fast wünschenswerter und wissenschaftlicher erscheint, als eine Rekonstruktion. A. H. hat S. 84 und 86 Vorteile und Nachteile einer solchen Ausgabe gut präzisiert. Die Arbeit des Herausgebers wäre eine verantwortungsvollere, die Chronologie müßte deutlich, womöglich in margine, hervortreten, der Kommentar mit schärfster kritischer Besonnenheit gestaltet werden. Auch hier würde dem Leser zugemutet, manches zur Lektüre mitzubringen.

Es ist schwer zu sagen, an wen der Nachlaß Nietzsches höhere Anforderungen stellt, an den Herausgeber oder an den „intelligenten" Leser. Da ich einmal zu der ersteren Kategorie gehört habe, so will ich gern zugeben, daß es der intelligente Leser noch schwerer hat. Und ich bin nicht so unhöflich anzunehmen, daß es auch andere gibt . . .

Tatsache, daß vor Hunderten über N. gelesen wurde, in gewisser Beziehung verhängnisvoll für Nietzsche. Ich bin übrigens fest überzeugt, daß Nietzsche Brandes keinen Moment überschätzt hat. Hat der Briefwechsel beider irgend jemand darüber getäuscht?

Theodor Goering.

Theodor Goering war ein Prachtmensch! — Meine vieljährige Freundschaft und dauernde Liebe zu ihm erlauben mir das gerade herauszusagen, — das Resultat einer keineswegs schonenden Beobachtung seiner Schwächen und einer nicht übertreibenden Einschätzung seiner vielen Vorzüge. Er war eine verblüffende Mischung von junggesellenhaft ausgebautem Egoismus, mit der weitesten, lautersten Liebe zu allem geistig Freien und zur Kunst.

Wie ich ihn kennen lernte, ist bezeichnend. Ich hatte ein Zimmer unter ihm bezogen und fühlte mich, nach Kenntnis seiner Stellung im Münchner Musikleben, durch seine „klassische" Nähe plötzlich genötigt, Mozartsche Sonaten zu spielen. Da klingelt es, und herein stürmt ohne anzuklopfen Goering: „Sie spielen da eine Stelle nach Ihrer Ausgabe immer falsch — die muß so heißen: (Korrektur mit Bleistift) — überhaupt will ich Ihnen die Sonate einmal vorspielen — (folgt etwas nervös, aber eindringlich sein Spiel) — und nebenbei bemerkt, junger Herr, pflege ich um diese Stunde meine Liturgie zu halten, — (korrigiert bei meinem erstaunten Gesicht,) nämlich mein Nachmittagsschläfchen! — also spielen Sie zu einer anderen Zeit! — Uebrigens kommen Sie doch einmal abends herauf!" So begann unsere Freundschaft und viele, viele Abende habe ich bei ihm verbracht. Er pflegte mir dann vorzuspielen, Bach, Mozart, Beethoven, einiges von Händel und weniges von Wagner. — Ein merkwürdiges Klavierspiel! Technisch bei ganz einfachen Stellen oft ungeschickt, hastig, — einzelne schwierige Zwischenpassagen wieder überraschend bewältigend, durchaus ungleich, — aber voll Musik das Ganze, wunderbar gefühlt und verstanden, voll starken Charakters, — und oft, sehr oft unter einer wachsenden, plötzlichen Eingebung sich so hoch erhebend, daß ich von den größten Spielern gerade diese seine Lieblingsstücke nur selten so bedeutend hörte, und dann mit dem Gedanken: der spielt es wie Goering. Das alte Geheimnis der Stärke der Empfindung in der Kunst! — Das fühlte er auch selbst, und im Grunde seines Wesens ein bescheidener, oft zu bescheidener Mensch, hat er wohl auf viele, denen der Schlüssel des Verständnisses fehlte, den Eindruck eines sehr selbstbewußten Menschen machen können, wo es ihm nur um die Sache zu tun war. Bescheiden und unbescheiden!

Der Verkehr mit ihm war immer anregend und es war ein Genuß, ihn, wenn ihn der Geist packte, über alles mögliche in seiner lebhaften, enthusiastischen Weise sprechen zu hören. Meist aber war er scherzhaft gelaunt, und ich bedaure, von seiner Art dann, die eben nicht beschreibbar ist, keinen rechten Begriff geben zu können. Mit überraschendem Humor begabt, —

einem Humor, der manchmal an den Jean Pauls erinnerte, — hatte er für sich und seine Freunde ein besonderes Lexikon der Unterhaltung und war unerschöpflich in Wort- und Begrifferfindungen, komischen Ideenassociationen, und dem Vermögen, verrückte Ideen auszuhecken. — Da steht im Kalender, sagte er eines Morgens, daß die Tage schon zunehmen, — es ist aber nichts davon zu merken, und da bin ich eben auf den Gedanken gekommen, daß sie wohl in der Mitte zunehmen! Seine Lebensweise hatte er einem ganz besonders ausgestalteten Programm unterworfen, voll lauter Theorien und Geschichten, — nichts brachte ihn davon ab — ich möchte sagen, darin suchte er und fand er beruhigende Stützpunkte für sein geistiges Schaffen. Goering war kein Menschenkenner, aber Kenner menschlicher Gefühle. Trotz seines starken subjektiven Empfindens war er frei von Voreingenommenheit, in ernsten Fragen natürlich. Er liebte die schonungslose Erkenntnis in allem — das offenste Geständnis in heikelsten Dingen ohne Beschönigung, und blieb dabei und darin immer vornehm durch die Freiheit seiner Gesinnung. „Die Scheuklappenlosigkeit gehört sich für einen rechten Kerl." — Aber wohlverstanden, Zoten mochte er nicht leiden. — Möglichst kein Vorurteil! freilich von gewissen Idealen, die seine Jugend eingesogen hatten, mochte auch er sich nicht trennen, — aus der Befangenheit der Generationen kam er auch nicht ganz heraus, und sie sind in seinen Schriften leicht zu merken. Angriffe auf diese Ideale lehnte er ab: Ta, Ta, ihr jungen Leute seid damit rasch fertig, weil ihrs nicht so versteht! — Und das ist ja schließlich richtig, und wird uns ebenso ergehen. Zur Malerei hatte er nur ein platonisches Verhältnis; du hast es jetzt dahin gebracht, sagte er einmal nach zehnjähriger Freundschaft bei diesem Thema, während welcher Zeit er keinerlei Interesse für meine Arbeiten zeigte, daß mir die alten Bilder nicht mehr gefallen, (er meinte nicht die alten Meister) und die neuen noch nicht! Was habe ich jetzt davon! —

Verstellung, diplomatisches Verhalten gelang ihm ganz und gar nicht. Er war gescheit genug, die Notwendigkeit dazu manchmal einzusehen, aber rasch verließ ihn nach der ersten klugen Reserve die Beherrschung und er polterte entwaffnend deutlich, — „Mimeartig" mit seiner eigentlichen Meinung heraus. Wen er nicht leiden konnte, konnte er nicht leiden. Aber persönliche Gründe hatte er nie! Und so glaube ich nicht, daß er Feinde gegen sich hatte, obwohl er Mann genug war, — nur Leute, die es besser wissen und sich selber höher einschätzen.

Ueber Theodor Goering zu schreiben, ohne den Namen Mozart dick zu unterstreichen, wäre nicht möglich. Mozart war ihm die Sonne, erleuchtend und wärmend. Mozart und ein gutes Glas Wein brachte ihn zu übermütigster Ausgelassenheit und zu der göttlichen Stimmung, in der er oft noch einen spätnachmitternächtlichen Cancan tanzte. Schöne Erinnerung an Zeiten, in denen Höchstes und Banales sich zur besten Laune verband!

Sein elastisches Naturell ließ ihn immer wieder neuen Boden fassen,

wenn der alte morsch zusammenbrach; und oft genug ist dies geschehen, bis er als Musikberichterstatter der Augsburger Abendzeitung einen seinem starken Pflichtgefühl und seiner Neigung zusagenden Menschheitsposten fand, den er mit fast schwerer Gewissenhaftigkeit ausfüllte, so daß manches daneben liegen blieb, was ich ihm zur Ehre und uns allen zur Freude gern vollendet gesehen hätte. — So blieb sein ganzes Schaffen nur ein stetes Durchsieben von — freilich gutem Korn, — nicht zu viel fiel durch an tatsächlichem, aber doch genug von seinem Geiste! Daß seine Schrift „Der Messias von Bayreuth", die ich für seine bedeutendste und eine überhaupt bedeutende Leistung halte, ihm nicht die Früchte gebracht hat, die er erwarten durfte, schmerzte ihn tief. Ich glaube, auch wir haben dadurch viel verloren. Leider hielt er sich an dieses Factum stets wieder und er sah darin ein stärkendes Motiv für seine — sagen wir es offen, für seine spätere Faulheit; denn bei aller Regsamkeit seines Geistes arbeitete er sehr schwer und sich nicht leicht zu Genüge, und da er so viel Zeit für seine täglichen Berichte verbrauchte, spielte er gern den Musikreferenten gegen seine anderen Pläne aus.

Außer einem von ihm verworfenen Roman „Italienische Reise", der nie gedruckt erschien, und seinem letzterschienenen „30 Jahre München", das nur altes zusammenfaßte, wird wenig mehr von dem Temperament und der starken Originalität seines Denkens zeugen. Was sein glänzender Geist leisten konnte bei angeregter Aussprache, veranlaßte mich immer wieder, ihn zu einer solchen zusammenfassenden Arbeit zu bringen. Es wird aber kaum geschehen sein! Da es sich dabei auch um mancherlei staats- und religionsgefährliche Anschauungen handelte, so liebte er es, dem wirklichen Fixieren der Gedanken auszuweichen mit dem scherzhaften Bemerken „Weißt du, zum Märtyrer habe ich nicht das Zeug!"

Und wahrhaftig, — nun da ihn unvermutet ein plötzlicher Tod abrief, und er heiter und unerschüttert, wohl ahnungslos hinüberging, wollen wir alle, die wir ihn gern hatten, froh sein über diese freundliche Form des Scheidens, und nur für uns trauern, daß dieser wahrhafte Mensch mit seinem beweglichen Geiste und seiner unverrückbaren Lauterkeit nicht mehr unter uns weilt.

Stölln b. Rhinow. Max Slevogt.

Holzhauer.

Novelle von Hermann Stegemann.

Dumpf hallten die Schläge durch den Vogesen-Wald. Ein Schauer von rostigen Nadeln ging nieder, mit gesträubtem Schwanz fuhr ein Eichhorn durch die zitternden Wipfel und die blasse Sonne irrlichterte über den dunklen Grund, unsicher tastend wie ein Sterbendes.

Als der letzte Axtschlag klang, war ein Knirschen im Ton, das in ein Aechzen auslief hoch oben im schlanken Stamm, ein Winseln, ein Knistern — und dann war alles still. Nur der schwere Atem des Mannes ging durch den Wald. Und ein herber, harziger Duft, ein Entströmen lebendiger Säfte erfüllte die Nähe, schlich über die Moose, kroch unstät umher und verglimmte auf den gelben Spänen, die klebrig vom Baumblut in der Sonne glühten und dampften.

Ein Lachen kam aus der Tiefe, wo der Wald sich in die Schlucht gedrängt hatte und die schwarzen Wipfel grausend, wie gebannt starrten, hart aneinandergerückt, mit rauher, schaliger Rinde, wirrhängenden, gelben Zweigen, die unter den dichten Wipfeln verwitterten.

Der Holzhauer griff in die Seile und ruckte, da lief ein Zittern durch die Tanne, von der sie sich niederspannen und der Stamm klang dumpf, bis ein rieselnder Regen gelber Nadeln niederging und hart auf die Farne schlug. Dann stand der Baum wieder unbeweglich, und aus der furchtbaren Wunde, die das Beil in den Wurzelstock gefressen, fickerte aus dem gelbsträhnigen Gewebe stark duftend sein Leben. Weiter oben am Hang lag schon eine Tanne. Mit hurtigen Hieben hatten sie der Sterbenden die Glieder gelöst, nun lag sie nackt, kahl, die braune Haut in breiten Streifen abgeschält, daß das blasse Fleisch entblößt schimmerte. Das Haupt wühlte sich, vom Rumpf getrennt, mit starrenden, geknickten Borsten in den Grund und leuchtender Fingerhut schob seine roten Becher zwischen dem Gewirr stürzender Nadeln ans Licht, als müßte er die Riesin tränken in ihrem Todeskampf.

Wieder klang das Lachen aus dem Tobel, heller und näher, brünstiges Lachen eines Weibes, das aufwärts steigt zwischen den Stämmen und lockt, als müßte ihm Antwort werden. Und da jauchzt auch ferner Stimmenhall, läuft dunkeltönige Antwort von der Kuppe, wo der Wald sich den Berg hinandrängt, den Hang herunter und grüßt das Echo in der Schlucht.

Der Holzhauer ließ das Seil gleiten. Die Stimmen schlugen über ihm zusammen, hell und dunkel, und verhallten in einem jäh abbrechenden Glucksen.

Die Tanne stand regungslos, als wüßte sie, daß jede Bewegung ihre Kraft zerbrechen, sie aus dem Gleichgewicht werfen und stürzen könnte.

„Allez, vite, es fehlt nur an Euch", rief der Mann in das Schweigen

und der harte Laut seiner kalten Stimme sprang deutlicher und behender durch den Wald als das Jauchzen der andern.

„Tiens, er hat schon angeseilt!“ und der Schlitter kam auf seinen festen Schuhen, die das Geröll zerknirschten mit den vierkantigen Nägeln, die Kuppe herab, die Jacke auf der Schulter, blanke Perlen im Vließ der breiten, gelüfteten Brust.

Von unten aber riefs:

„M'y voilà, und statt dem Kirsch- bring ich Ameisengeist auf den Berg!“

Und wieder lachte die Frau, daß ihre Brüste sprangen in dem Kattunleibchen und ihr voller Mund die Zähne und das zitternde Spiel der roten Zunge verriet. Die großen goldenen Ringe in ihren Ohren funkelten, und im schwarzen glatten Haar gleißte die Sonne, wenn sie unter den Bäumen hervor auf lichte Stellen tauchte, wo blasse Lichter gaukelten.

„Was ist mit dem Schnaps?“ druckste der Holzhauer und warf ihr einen bösen Blick zu.

„Ich bin in ein Waldhengstennest geraten im Tobel unten, ein neues, grad hinter dem Schlatten, wo der Schlittweg hinabgeht — ah, les gredins, jetzt zwicken sie mich schon ganz oben!“

Sie schüttelte lachend den Rock und bewegte die Beine, warf den Leib wie im Taumel und griff nach den runden Hüften.

Der Schlitter lachte, aber seine Lache wurde zu einem stöhnenden Laut und erstickte plötzlich. Mit zusammengebissenen Zähnen starrte er schweratmend auf das junge Weib, das den Korb mit dem Laib Brod und dem Trinkgeschirr auf den Boden gestellt hatte und den Rock schwenkte. Die roten Strümpfe leuchteten und als sie nach den Schenkeln fuhr, wo sie die Ameisen zu spüren wähnte, da schimmerte es glatt und weiß hervor, gelblich glänzend über den Knieen.

„Voyons, Julie, menagier dich, wenns Waldhengst' sind, brauchst du noch lang nicht den Rock zu kehren.“

Der Holzhauer schlug mit dem Ende des Seils nach ihr bei den letzten Worten, die selber fielen wie Geißelhiebe.

Das Weib aber blickte über ihn hinweg zu dem andern empor, der höher stand und sie mit den Augen verschlang: „Pends-toi, mais laisse moi tranquille, tu entends“, warf sie immer noch lachend hin, aber es war ein wilder häßiger Zug in ihrem Gesicht und plötzlich griff sie das Seil, das er nach ihr gezuckt hatte.

„So kommt doch, was steht Ihr denn und wartet, bis die Tannen von selber fallen“, rief sie.

Da sprang der Bursch herzu und das Seil klang wie eine Saite in ihren Fäusten. Zu dritt zogen sie. Zuvorderst der Bursch, hinter ihm, dicht an ihn geschmiegt, die Hände hart an den seinen, Griff an Griff, Leib an Leib, die Frau und zu hinterst der Mann. Der hatte jetzt nur noch Auge für den zitternden, erst langsam, dann schneller schwankenden, schwingenden Baum.

Der Wipfel bewegte sich wild, angstvoll griffen die Zweige um sich, schlugen in die leere Luft, fegten von den Nachbarn, die schaudernd standen, wie erstarrt in ohnmächtiger Kraft, die braunen Nadeln, daß sie wie Pfeile auf den nackten Armen brannten im Schwung und spitz in das geblähte Hemd des Burschen und in die Haare und zwischen die Brüste des Weibes drangen.

„Hohop, hohop" keuchte der Holzhauer und die Tanne tanzte den Takt ihres letzten Tanzes im Schwunge des Seils.

„Nundedie, die hebbt", keuchte der Bursch und lehnte sich fester gegen die wogende Brust hinter ihm, den Kopf zurückgepreßt, daß der heiße Atem der Frau ihm ins Ohr und über die Backe strich und er den herben Duft ihres Leibes atmete, der selbst den Harzgeruch des sterbenden Baumes erstickte.

Und da packte sie plötzlich ein rasendes Verlangen und trotzdem der Mann hinter ihr stand, ja mit dem Gefühl, daß er ihr die Faust ins Genick schlagen werde, beugte sie jäh das Gesicht auf die Schulter des Burschen und biß ihn durch das Hemd in den schwellenden Arm.

„Gott verdammi", brüllte er auf und ließ das Seil fahren, und die Tanne riß rückschnellend die beiden anderen übereinander auf den glatten Grund. Langhingeworfen lag die schöne Julie und über ihr wälzte sich fluchend ihr Mann.

Und fluchend fuhr er in die Höhe.

„Cré nom de foudre, was kommt dich an, daß du das Seil ablassest", schrie er wütend.

Die Julie hatte sich herumgewälzt und saß in den Knien, die Arme über den Kopf erhoben, von dem die Flechten niederrollten. Einen Kamm zwischen den Zähnen, schielte sie spitzbübisch zu den Männern auf.

Der Schlitter fing den Blick und ein wohliges Grausen lief ihm den Rücken hinab. Er wurde blaß unter der Kupferbräune seines festen glatten Gesichtes, in dem der Mund unter dem krausen blonden Schnurrbart brannte.

Da schrie ihn der Holzhauer noch einmal an: „Sag, hat dich ein Huhn gepickt, du Schnakenpeter?"

„Ein Huhn, warum nicht. Oder ein Wälschhuhn, comme vous voulez", antwortete er langsam und strich das Hemd glatt über der Schulter, wo ein flimmernder Schmerz tanzte über dem Zahnkränzlein der Julie Pécot.

Julie aber stand auf, schweigsam, mit weichen lässigen Bewegungen, Schatten unter den schwarzen Augen und ihre Brust ging schnell, als sie zu ihrem Mann trat und ihm das Seil in die Hand gab.

„C'est la crampe, weißt, und jetzt machet, sonst steht sie noch am jüngsten Tag", sprach sie.

Und prüfend zog sie spielerisch das Seil an. Da, ehe noch die Männer zugriffen, da lief ein Zittern durch den Baum und langsam neigte sich der Stamm, sprang an der Wurzel Spahn um Spahn, schlug der Wipfel rauschend durch das Geäst der Nachbarn, glitt er tiefer in die Neige, hing einen Augen-

blick in der Schwebe und stürzte plötzlich, von aller Kraft verlassen, dröhnend zur Erde.

Rasch hatten die Männer das Seil an sich gerissen und um den nächsten Baum geschlungen, denn der steile Hang zog die gestürzte Tanne hinab und verstrickt lag sie, wider die Stämme geworfen, und über ihr stand die gelbe Herbstsonne und starrte auf den zerwühlten Wurzelgrund.

Ein zeitlang war tiefes erschrockenes Schweigen. Nur die Nadeln rieselten, dann lachte der Holzhauer auf, als müßte er einen Druck abschütteln, und sagte: „Du hast nur gezupft, wo du allein warst, und da ist sie gefallen."

„Nur gezupft", wiederholte der Schlitter und eine Welle heißen Blutes rötete ihm das Gesicht.

„Greif an, weiß der Satan, was dich heut' plagt, Veri", mahnte der andere und sie liefen mit den Beilen die Aeste zu lösen.

Aber ungeschickt und kraftlos schlug der Veri und seine Schneide glitt ab und klirrte in den Waldboden.

Da höhnte ihn der Mann der Julie Pécot: „Imbécile, va boire une goutte, du verkaibst einem noch den Baum".

„Was imbécile", schrie der Veri in plötzlicher Wut und ehe sie wußten, wie es geschehen, standen sie einander gegenüber, die schweren Beile in der Faust, glitzernde Lust im Auge und stießen den heißen Atem durch die verbissenen Zähne.

Das Weib, das im Korb gekramt hatte, erhob sich schnell. Ihr unruhiges schwarzes Auge flog von einem zum andern. Der Holzhauer hatte den Kopf zwischen die breiten, leichtgewölbten Schultern gezogen. In den Mundwinkeln klebte der Tabakssaft und das schlechtgeschabte, bläuliche Kinn zitterte krampfhaft im Spiel der Kiefern. Ein graulicher Schimmer lief über das buschige, dunkle Haar. So stand er mit eingezogenem Leib, geduckt, die Schneide des Beils drohte von unten herauf. Der andere aber hatte sich zurückgeworfen, die Brust sprang vor, der Leib war gestrafft, daß der Ledergürtel tief in den Hosengurt schnitt und an dem glatten Hals klopften die Adern. Hoch hielt er die Axt gezückt, über seinem blonden Krauskopf schwebte die bläuliche Schneide und unter den aufgewulsteten Hemdärmeln glänzten die Oberarme wie Schnee. Bis zum Ellbogen lief die bräunliche Röte der nervigen Fäuste.

So standen sie über dem Leichnam der Tanne und bohrten die schweren Schuhe in den moosigen Waldgrund, über den gescheuchte Kerfe rannten, die das Erdbeben des Baumsturzes aufgejagt hatte.

Und unwillkürlich hielt die Frau den Atem an und wartete in einem wollüstig grausenden Gefühl auf den Kampf der beiden Männer.

„Wenn du ihr aufs Hemd kniest, frißt dich die Axt", knirschte der ältere.

„Probiers," trotzte der Bursch und eine wilde Lust schwellte ihm die Adern, als plötzlich die Eifersucht des andern aus dem versteckten Hohn stach. Noch höher hob er breitbeinig sich wiegend die Axt.

„Zurück, Veri", schrie wild das Weib und sprang mit einem gellenden

Schrei herzu und riß ihn aus dem Bereich der Axt, die ihr Mann von unten her, mit einem gefährlichen kurzen Griff in die Weiche des Gegners zuckte, der hochaufgerichtet ihm den ungeschützten, gespannten Leib bot.

Und „probiers“, schrie jetzt auch sie und trat vor den taumelnden Burschen, Auge in Auge ihm gegenüber.

Aber ein gequälter Blick glitt über sie hin, und plötzlich sich abwendend, ging der Mann mit müden Knien den Stamm entlang und hieb mit geschickten Streichen die Aeste weg, stumm, ohne aufzuschauen; nahm dann die Säge, die unter den Farnen lag, und schnitt den Wipfel ab.

Der Veri stand und sah ihm zu, dumpfes Staunen bannte ihn fest. Er wußte nicht, was geschah. Das Weib las mit zitternden Fingern die letzten blauen Beeren aus dem Waldkraut und führte sie zum trockenen Munde.

Nach einer Weile, als die Tanne bereit lag zur Fahrt in die Mühle, richtete sich der Holzhauer auf.

„Das Holz oben auf dem Roßkopf geht morgen ins Tal, drei Schlitten, hernach zahl' ich dich aus.“

Hart und kalt kamen die Worte aus seinem Munde.

Der Veri, der bis auf diese Stunde blind gewesen war, erwiderte übermütig: „Recht so, so sinds justament vierzehn Tage, daß ich engagiert bin.“

„Justament“, wiederholte leise Juli, la belle und das Wort schlich über den tönenden Waldboden, wo die braunen Nadeln gehäuft lagen, zu ihm hin und hauchte ihm heiß ins Ohr und ertrank darin.

Der Mann, der am Wipfelstock stand, hatte es nicht gehört.

Aus dem schwarzen Hochwald aber kam ein seltsamer Ton, bald tief, bald heller, jetzt wie ein Heulen, dann ein Jauchzen und nun ein sprödes Quirilieren, kam näher, lief mit dem Widerhall den Schlatten hinab und jetzt erschien oben an der Kuppe, wo die Schlittbahn ihre Gleise und Sprossen an der Schlucht entlang spann, der Schlitten. Hochaufgetürmt lastete das Scheitholz auf dem schweren Gerüst. Zwischen den geschwungenen, als Hörner vornaufstrebenden Kufen schritt der Schlitter. Den Leib zurückgeworfen, die Fäuste um die Hörner geballt, den Blick auf die Sprossen gerichtet, die den Schlittweg machen, trat er die schweren Schuhe taktmäßig gegen die ausgekerbten, geglätteten Balken, hinter sich, über sich die Last, die ihn zwang, Schritt vor Schritt zu setzen und ihm nicht gestattete, den Leib zu ruhen und den Blick von den Sprossen zu wenden bis der Gang aus dem entlegenen Hochwald in die Talschlucht zurückgelegt war, wo die Bäche brausten und die Sägemühlen schnarchten. Jetzt glitt der Schlitten über sanftere Neigung, das Heulen der Kufen auf dem Gleis wurde leiser, schon übertönte der dumpfe taktmäßige Tritt den Lärm, und nun entschwand der Schlitten an der Kehre und verlor sich in den waldigen Gründen.

Da hielt es den Veri nicht und er jauchzte plötzlich laut in das Schweigen, das wieder Herr geworden war im Gebirg.

„Man sieht, daß du kein Schlitter bist von Kindsbeinen“, spottete Julie, „es grüßt keiner den Schlitten auf der Fahrt“.

„Eh bien, so grüß ich ihn halt“, erwiderte er und schlug jetzt in der übermütigen Kraft, die in ihm wach geworden war, so stark gegen den Wurzelstock, an dem die Tanne mit zersplittertem Spanwerk noch hing, daß die letzte Verbindung getrennt wurde und die Axt hell erklang beim Einhieb in den Strunk.

„Daß es einen wirft, wenn du ihn anjuchzest, das wär, mein' Seel, ein rechts Narrenstückle von so einem, wie du bist. Tritt in den Schlitten mit einer Beige Holz und komm vom Roßkopf über die Mooshütte und den rocher du moine drei Stunden herab ins Tal, und zähl die Stapfeln — et tu verras, was es heißt!“

„Pah, je m'en fiche. Ich nehm Euch noch aufs Holz und kutschiert die Julie Pécot samt dem Schlitten in die Säge“ — gab er zurück.

Und er lachte sie an.

„Geh heim mit dem Kratten!“

Sie fuhren auf, als der Anruf ertönte. Der Mann hatte Brot und Flasche aus dem Korb genommen und stieß den leeren Behälter mit dem Fuße zu der Frau hin. Tiens, der Mann! Den hatte sie ganz vergessen, und auch der Bursch blickte verwundert, als wüßte er nicht, woher die Stimme kam, auf den andern.

Die Julie aber ergriff den Korb und in einer plötzlichen wilden Lust, rief sie, indem sie rasch über den Stamm der Tanne sprang: „Es gilt, Jacqui, der Veri nimmt mich auf den Schlitten beim letzten Gang.“

„Satan, welscher“, knirschte der Mann, der mit zitternden Fingern das Brot auseinanderriß und unwillkürlich den Arm hob, den Brocken nach ihr zu werfen, aber schon lief sie den Hang hinab, zwischen den schlanken Stämmen hin und ihr Lachen verlor sich in der Ferne.

Die beiden aber kauten trockenen Halses, stumm, mißtrauisch das Brot und als der Aeltere dem Jüngeren die Flasche reichte, tauschten sie einen feindseligen Blick.

Und stumm taten sie das Tagwerk und als die Abendsonne hinter den Berg sank und rote Glut über den Tannen verflackerte, schulterten sie die Aexte und rüsteten zum Heimgang. Da wurde der Veri wieder lässig und schritt achtlos voraus. Dicht hinter ihm ging der Holzhauer und zuweilen gab es ihm einen Ruck in dem Arm, der die Axt über der Schulter festhielt. Auf einmal fing der Veri an zu pfeifen. Erst die Marseillaise, dann ein Soldatenstücklein aus der Preußenzeit. Auch das verstummte und als sie durch den Buchenwald kamen, wo das Weglein von roten Brombeerranken gepeitscht wurde und der Dunst der Moorwiesen im Tale zwischen den Kronen hing, da räusperte sich der Jacqui und sagte mit einer seltsam weichen Stimme:

„32 Livres und 10 Sous macht dein Lohn und das Holz auf dem Roßkopf, das geht ab von deinem Beding. Ich zahl dich aus.“

Der Bursch blieb stehen.

„Das Holz geht ab?“

„Ich hols selber heim.“

Immer noch der verhaltene Ton.

„Ihr selber?“

„Ja, ich.“

Und als der Veri stand und grübelte, legte ihm der Mann die Hand auf den Arm und sprach heiser:

„Geh ins „Kreuz“, ich bring dir den Lohn. Und eine Bouteille Petschirten zum Reglieren.“

Da schüttelte der Bursch die Hand ab und schrie.

„Ich will den Lohn nicht, drei Schlitten bring ich noch ab dem Berg. Das ists Beding. Und ich bin responsabel dafür.“

Er hatte alles vergessen; daß ihm der Schlittergang versagt wurde, um den die Julie ihn gehöhnt hatte, das brannte ihm auf der Ehre.

Der andere aber sah nur sie und wußte von nichts anderem, als er wild auffuhr und seine Axt lüftete.

„Aha, ist's das! Drei Schlitten und d'Frau geht drein ins Gewicht! Pas bête, d'r Verele — aber . . .!“

Die Stimme erstickte im rasenden Weh und diesmal schlugen ihre Aexte scharf gegeneinander. Mit keuchendem Atem standen sie auf der Blöße, traten den Boden hart und warfen die schweren langstieligen Eisen im Schwung ums Haupt. Und wieder zielte der Aeltere nach dem Leib des Gegners, der nur die Brust schirmte. Und wiederum kam weit her ein Schrei, hell und lockend, und sie ließen die Aexte sinken, und lauschten auf den Ruf, der aus dem Tal heraufschwoll. Es war ihre Stimme. Und da stieß der Veri plötzlich einen wilden Jauchzer aus, der sprang gewaltig aus seiner Brust und fuhr wie der Schrei des Hirsches durch den Bergwald, und seine Jacke vom Boden greifend und die Axt schulternd, schwang er sich aus dem Bereich des Gegners und stürmte den Berg hinan. Und als er wohl hundert Schritte entfernt war, reckte er sich auf einer grasigen Kuppe, hob das Beil, daß es Funken und Blut schwitzte in der glutroten Abendlohe, die über den Bergen hing und schrie hinab:

„Drei Schlitten, Jacqui Pécot, und hernach sind wir quitt.“

Und jauchzte noch einmal, daß der Hall ins Tal stob, wo ihm Antwort klang, die dem Jacques Pécot das Herz abfraß. Aber schon stieg der andere entschlossen den Berg hinauf, heute noch die Holzhütte am Roßkopf zu erreichen und morgen in der Frühe das Holz ins Tal zu schlittern, und der Holzhauer ordnete Axt und Säge über der Schulter und ging langsam, mit schweren Schritten dem Rauch des Dorfes entgegen, das im Abendglast brannte. Schon schob die Nacht ihre Schatten auf seinen Weg, der Wald rauschte im warmen Wind, der aus der Ebene flutete und sich an den Bergen brach. Hie und dort lag eine Tanne, die schon zu Tal geschleift war, gelblich fahl schimmerte ihr toter niedergeworfener Leib im Zwielicht. Und am Rande

des Waldes, auf der Allmend, wo der Schlittweg endete, lagerten gewaltige Massen wohlgeschichteter Scheite und Rundhölzer. Ein abgeladener Schlitten reckte seine Hörner in den Blast und darauf saß die Julie Pécot und hielt das Knie mit den Händen umfaßt und summte ein wälsches Lied und saß, bis der Mann zu ihr trat und rauh, mit stammelnder Stimme zu ihr sprach:

„Allons, was hockst da, komm heim."

Sie sah ihn an und fragte:

„Wo ist er?"

Und war blaß geworden.

Da ließ er die Axt von der Schulter gleiten und antwortete:

„Er ist noch am Leben."

Wie eine Katze schnellte sie auf. Dicht brannte ihr Mund vor seinen Augen, als sie sich reckte und raunte:

„Ça, je le sais. Du gehst ihm nicht dran. Tu entends!"

Und ein wilder grausamer Zug entstellte ihr Gesicht.

Da hob er langsam die rechte Hand und schlug sie mitten ins Gesicht und schrie mit einer seltsamen, tonlosen Stimme:

„Nein, ich nicht, aber du, du Satan. Wenn ich ihn unters Beil leg, so bist du das Eisen, wo ihn frißt."

Er riß sie an sich und faßte die Hand, mit der sie das Gesicht schirmte vor einem zweiten Schlag und hielt sie mit eisernem Griff und zog sie mit sich über den Mattenweg zu der Hütte, auf der schon die Nacht hockte, daß sie verging im Schatten der Finsternis. Stumm, willenlos folgte die Julie Pécot.

Feuchte Schwüle brütete im Tale. Schwaden farbigen Gewölks, zerflockt und zu Strähnen aufgelöst, irrten am Himmel, der blaßgrün gerändert über den Bergen stand. In der Schlafkammer neben dem Küchenraum warf sich Julie auf dem harten Lager, aber ein sehniger Arm hielt sie umklammert und da gab sie sich. Aber ihre Augen brannten und die Zähne biß sie zusammen und lauschte gierig auf das Rauschen des Baches, der von der Säge herabfloß. Ihr Leib war wie tot.

Und durch das kleine Fenster mit der blinden, gesprungenen Scheibe stach die Nacht herein, eine weiße unruhige Nacht, die den Schlaf nicht kennt. Aber neben dem Weib strich harter, schwerer Atem über das Kissen, der Mann war eingeschlafen, als er im letzten wütenden Kampf um den Besitz Sieger geblieben war. Ein trotziger Triumph schürzte noch im Schlaf seine Brauen, sein Arm überbrückte den Leib der Frau und kettete sie fest.

Milchiger Schein schwamm in der Kammer. Ein Hahn krähte in der Mühle und kündete vor Morgen schon den Tag. Da schwoll der Julie das Herz hoch und höher und unruhig zuckten ihre Hände und tasteten die Finger entlang, die sich um den Strohsack krampften und siehe, als sie mit Streicheln darüber glitt, löste sich die Faust und sank schlaff über die Bettlade. Geschmeidig entwand sich das Weib dem gelockerten Griff und schlüpfte aus dem Bett. Noch einmal bückte sie sich über den Schläfer, der Blei in den Lidern,

wie tot lag und den Atem schnarchend durch die Zähne stieß. Da machte die Julie eine wilde, lasterhafte Geberde, raffte die Röcke vom Boden und glitt aus der Kammer in die verbleichende Nacht.

Und als im ersten Tagesgrauen die schwerleibigen Bremsen, die sich in der Kammer gefangen hatten, den Kopf gegen die Fensterscheibe stießen, erwachte Jacques Pécot. Mit einem Schlag war das Schnarchen verstummt, ein Schlucken der trockenen Kehle und er lag mit offenen Augen. Dumpf hob sich sein Bewußtsein aus dem Schlaf, aber da warf er plötzlich die Arme über die Decke und saß aufrecht. Tastete, tappte sich aus dem Bett, stammelte ihren Namen, suchte sie, fuhr in die Kleider und kroch in die Holzkammer und auf die Heubühne und suchte und suchte und hatte doch beim ersten Aufschnellen, bei dem Gefühl der Leere im Bette gewußt, daß sie nicht da war.

Ein leichter Frühnebel hing über den Matten und wogte an den Berglehnen. Schwarz glänzte der Wiesenpfad, der hinter der Hütte zu der Holzleite hinlief. Dort hatten ihre Röcke den Tau gefegt. Er sah sie laufen, eilig, mit nackten Füßen, die Schuhe in den Händen, sah sie, roch sie, hörte den wilden Atem beim jähen Aufstieg, höher, noch höher, zu der Mooshütte, auf den Roßkopf.

Und er wich über die Schwelle zurück und hockte sich auf die Ofenbank, starrte stumpf vor sich hin und spie auf den gestampften Estrich und murmelte: „Du Luder!“ und spie wieder aus und wiederholte das Wort und dabei zog es ihm die Brust zusammen und er hätte schreien mögen, brüllen und sie zwischen den Fäusten halten und — und —

Ah, la coquine! Es war nicht das erstemal, jetzt wußte ers, es war nicht das erstemal. Zwei Jahre strich sie ihm aus dem Nest, so gewiß der Tag im Kalender stand. Als er sie von der Säge weg geheiratet hatte, da war sie die letzte Magd gewesen und in einem Rock durch Sommer und Winter geschloffen, aber die Ringe in den Ohren, die hatte sie aus dem Wälschen mitgebracht über den Berg. Die Ringe!

„Cré nom de nom!“

Er fuhr wild von der Bank. Die Ringe, die er so oft mit Wohlgefallen in ihren Ohren gesehen hatte, jetzt fiel's ihm auf einmal ins Hirn, die waren nicht aus ihrem Lohn gewachsen, die nicht und das und jenes nicht, nichts, kein Pfiff', kein Dreck! Und jetzt lief sie auf den Berg und lief sich heiß und trug dem Lackel, dem Hund alles auf den Berg, was sie ihm schuldig geblieben war in dieser Nacht.

Auf dem Tisch stand die Flasche mit dem Kirschwasser und der erste Tagesschein fing sich in dem kaltglänzenden Glas. Brotreste lagen daneben. Ein wildes Lachen verzog seinen Mund, als er kleine rote Ameisen über die Tischplatte laufen und im Brot wühlen sah. Mit einem Ruck hob er sich in den Schultern und trat an den Tisch, setzte die Flasche an den trockenen Mund und trank. Ein feuchter Brand fuhr ihm in den Leib und stieg ihm dampfend zu Kopf. Und jetzt ging er in die Schlafkammer und warf die

Jacke um, stülpte die Kappe auf und ergriff das Beil. Erst fegte er in der Stube noch das Brot vom Tisch und ließ die Hühner herein, die vor der Tür lebendig geworden waren und um Futter gluckten. Als sie zwischen seinen Beinen hindurch zu den Krumen strebten, scheu, mit langen Hälsen und roten Augen danach langten und dann die Füße hinter sich warfen und verschwanden, da lachte er über ihr Gebahren und murmelte heiser:

„Fresset, bis ihr krepiert!"

Hinter ihm rannten sie gierig wieder in die Stube. Er ließ die Tür offen und ging über die Matte, an den Holzbeigen vorbei und den Schlittweg entlang dem Roßkopf zu. Sein Atem rauchte in den Nebel.

Es war noch kein Schlitten herabgekommen. Der Tau lag als schleimiger Rost auf den Balken und Schnecken klebten an den Schwellen. Und die Sprossen zogen den Mann nach, mechanisch setzte er Fuß vor Fuß. Der Tannenwald stand dunkel über ihm; als eine Taube lachte, hob er den Kopf und die blasse Morgensonne erschrak vor seinem erdfarbenen verwüsteten Gesicht. An einer stark ausgetretenen Sprosse blieb er stehen und ließ den Hammerkopf der Axt darauffallen. Es gab einen dumpfen Klang. Sie hielt noch, es war keine Gefahr.

Schon war er zwei Stunden gestiegen und er klomm weiter ohne zu rasten, mit leerem Hirn, wußte nicht, daß er keuchend zu Berg stieg. Da fuhr ihm plötzlich ein Schwindel in die Füße, und vor seinen Augen schnellten die Sprossen des Schlittwegs wild in die Höhe. Es war am Schlatten, wo die Bahn dicht am Abgrund entlanglief. Er war auf der Talseite gegangen und stolperte unwillkürlich hastig über das Geleis, denn der Schlatten zog ihn an und drohte ihn hinabzureißen. Drüben lag eine Tanne, auf die hockte er sich und wühlte den Kopf in die Hände. Neben ihm schlug das Beil ins Heidekraut.

Ein Rieseln und Knistern war um ihm her. Er hörte es mit gereiztem Ohr: Käfer, Ameisen, die ums Leben rannten im fallenden Blattwerk. Und über diesem geschäftigen Geräusch, das wie mottendes Feuer nagt, hörte er das laute Heulen des Holzschlittens nicht, der vom Roßkopf herabkam. Erst als ein dumpfer taktmäßiger Stoß die Bahn erschütterte, wurde er wach.

Aus dem Wald trat der Schlitten auf die Blöße und da verstummte der Lärm der Kufen, geräuschlos zog er über die taufeuchten schlüpfrigen Sprossen. Hoch aufgebeigt Scheit an Scheit. Davor zwischen den Hörnern der Schlitter in Hemdärmeln, den Rücken ans Holz gestemmt, die Augen vor sich auf die Schwellen gerichtet, die sein Schuh im Takte traf. Hoch oben aber hockte auf den gelben Scheitern im roten Rock die Julie Pécot, hielt sich an den Spitzen der Hörner und starrte mit einem wollüstigen Bangen über die Waldblöße ins Dunkel, wo der Schlittweg wieder in den Forst verschwand.

Er hatte sie auf den Schlitten gezwungen im prahlerischen Trotz. Und als sie sich gewehrt und gesagt hatte: „er kommt so gewiß, als es Tag ist",

da war er aufgefahren und hatte geantwortet: „Gotts Donner, so kommt er halt, ich mach's mit ihm aus".

„Eh bien mèrde!" lachte sie wild und so saß sie auf dem gebeigten Holz und der Veri ging zwischen den Hörnern, in die der Jacqui sein Zeichen eingebrannt hatte, zwei Kreuze mit den Spitzen gegeneinander.

„S'ist verruckt, Verele, mais va — er kommt auch nicht. Qui sait!"

Und sie hob sich in den Knien und blickte auf den blonden Krauskopf und die starken weißen Arme und ein kühler Schauer zog ihr wohlig den Nacken hinab.

Tief aufatmend sank sie in die Knie zurück. Da stieß das Weib jählings einen Schrei aus, der das Echo aus den Winkeln hetzte und der Schlitten tat einen harten Ruck. Noch hielt ihn der Bursch, aufgeschreckt aus seinem stäten Gang, und die Augen auf die Sprossen geheftet, rascher tretend, um von der Last nicht überrannt zu werden, keuchte er: „Hock still beim Eid oder —"

Aber sie war schon verstummt. Mit weit geöffneten Augen, schwindelnd, unfähig zu atmen, keuchend als müßte sie den Schlitten steuern, starrte sie auf den Mann, der dort unten aufgewachsen war, und wartete.

Und jetzt hatte ihn im raschen Aufblick auch der Veri gesehen. Wieder lief der Schlitten schneller gegen ihn an und er warf den Leib mit Kraft dagegen und trat rascher, noch rascher, die heranschießenden Sprossen kaum noch erhaschend, und das Blut brauste ihm in den Ohren, die Arme starben ihm ab. Der dort unten stand mitten auf dem Weg. Mitten auf dem Weg, die Axt in der Hand. Und der hatte dort stehen müssen. Der Schlitten, der verdammte Schlitten und das Holz! Und auf einmal schrie der Veri, es war ihm nur so aus der Brust in die Kehle gefahren, den Notruf der Schlitter in den hellen Tag, den Ruf um freie Bahn.

Der Mann ließ die Axt sinken, als der Schrei über ihn hinfuhr, grausig in seiner wilden Not. Er hatte noch keinen Schlag gegen die Sprosse getan, und schon kam der Schlitten näher und näher. Unaufhaltsam.

Der Veri konnte nicht anhalten, nicht fahren lassen, nichts als treten, treten, treten. Und auf der Holzbeige kauerte die Julie Pécot im roten Rock und glitt in den Tod.

Da schrie der Schlitter noch einmal, diesmal wußte er, was er tat. Und diesmal fing das Ohr des Holzhauers den Ton und unwillkürlich gab er die Bahn frei und trat zur Seite. Reglos stand er und sah den Schlitten kommen.

Und plötzlich packte er die Axt fester und schrie: „Wirf das Holz ab, daß es leichtert. Ab damit! Er sperrt nimmer lang!"

Er hatte recht gesehen, der Veri war am Ende. Schon lief der Schlitten krumm, schon stieß ihn die Last fast unter die Beige, schon knickten die Knie im schwindelnden Takt. Und der Veri hörte, was der andere rief, aber er konnte nichts tun, als treten, treten, treten.

Noch einmal rief der Jacques und sah nichts als die Not des Schlitters,

den der Schlitten überrennt, vergaß wer dort schlitterte, vergaß, wen der dort schlitterte und schrie: „Ab mit dem Holz, eins ums andere, mais prends garde, ab mit in den Schlatten!"

Und jetzt griff das Weib, das ihn endlich verstanden hatte, in die Scheiter, um sie hinabzuwälzen. Aber da trat der Veri dicht vor dem Mann, der die Axt weggeworfen hatte und sich anschickte, den Schlitten hinten am Sperrholz zu packen, mit dem rechten Fuße fehl, glitt aus auf der Sprosse, und schon verlor die Frau das Gleichgewicht, bäumte sich der Schlitten, verschwand der Schlitter, klein geworden unter der Last, brach in jähem Wirbel unter- und übereinanderstürzend, das ganze Holz zusammen und deckte den Burschen, der stumm, mit einem letzten trotzigen Aechzer erlag. Einen Augenblick staute sich der Wust, mit einem Griff riß der Mann sein Weib, das sich an die meisterlosen Scheiter klammerte, von dem brechenden Gerüst, dann prasselte der Schlitten in den Abgrund. Die Scheiter schossen durch das Kraut, schlugen in die Büsche, schnellten über die Wipfel und manch eines tat wilde, hohe Sätze, wie entronnen dem Tode, der den Leichnam des Schlitters als ein blutiges, unkenntliches Bündel achtlos in das Heidekraut warf, wo es liegen blieb, während das Holz noch lange bergab rollte, ruhte, um plötzlich wieder in lustigen Sprüngen über die Felsen zu setzen, bis es endlich polternd, von einem kichernden Steinregen verfolgt, in der Tiefe verschwand.

Jacques Pécot hatte die Kappe abgenommen. Neben ihm kauerte mit irren Blicken sein Weib, eine blutige Schramme lief ihr über die Backe, in einem Ohr fehlte der Ring, das Ohrläppchen hing zerrissen, aber sie spürte nichts. Das Grausen hielt sie gepackt. Plötzlich aber schrie sie gellend auf, sprang in die Höhe und lief wie gehetzt den Schlittweg entlang den Berg hinunter und brach erst auf dem Bett in der Schlafkammer nieder, von dem sie sich in der Nacht fortgestohlen hatte auf den Berg.

* * *

Als sie bei dem Begräbnis zum Jacqui sagten: „Zwei Schlitten hatte er Euch noch zu führen, n'est-ce-pas?" da antwortete der Holzhauer: „Er ist unterm Holz geblieben, er ist mir nichts mehr schuldig."

Die Senate der Universitäten.

Von Prof. Dr. Robert Piloty in Würzburg.

Die Senate der Universitäten unterscheiden sich von den kollegialen Verwaltungsbehörden andrer öffentlicher Körperschaften und Anstalten hauptsächlich darin, daß ihnen nicht die Vermögensverwaltung, sondern im wesentlichen nur eine gewisse Anteilnahme an der Wahrung der eigentlichen Berufsinteressen der Körperschaft zukommt. Es steht ihnen nicht zu, irgendwelche wissenschaftliche Leistungen zu veranlassen, zu beurteilen oder gar selbst zu übernehmen, dazu ist ein Kollegium überhaupt nicht imstande — sondern sie sind, von einigen kleineren Geschäften abgesehen, nur dazu eingesetzt, bei Berufungsfragen sich gutachtlich hören zu lassen. Und selbst in dieser Aufgabe sind sie nicht die eigentlichen Instruktionsstellen der staatlichen Unterrichtsverwaltung. Die fachmännisch gutachtliche Beurteilung eines neu zu Berufenden oder in dem Lehrkörper zu Befördernden ist nicht Sache des Senats, sondern der Fakultät. Die persönlichen Angelegenheiten aber sollten mehr als geschieht, von Mann zu Mann erledigt werden.

Daß die Senate in den Berufungsfragen überhaupt eine eigene gutachtliche Zuständigkeit neben den Fakultäten haben, gibt denselben nicht etwa die Stellung einer vorgesetzten Behörde mit Disziplinarbefugnissen und Rechten des Dienstbefehles oder etwa gar diejenige einer fachmännischen Kontrollinstanz. Was der Senat in beruflichen Sachen zu tun hat, das ist einzig und allein, ein Gutachten darüber abzugeben, ob der Fakultätsbeschluß nicht etwa ein Gesamtinteresse der Universität schädige. Nur ganz ausnahmsweise kann solches überhaupt in Frage kommen. Es kann insbesondere dem Senat zukommen, darüber zu wachen, daß nicht etwa eine Fakultät zu Ungunsten einer anderen in sachlichen oder persönlichen Beziehungen, hinsichtlich der Anstalten und Einrichtungen, der Beförderungen usw. ihre Vorschläge mache und es kann auch vorkommen, daß der Senat einer in der Fakultät nicht zu Wort gelangenden Minderheit gegenüber der Unterrichtsverwaltung zum Worte verhelfen muß.

Diese Aufgaben, so wenig vordringlich sie nun im regelmäßigen Gang der Dinge auch sein mögen, können mitunter im einzelnen Falle doch eine nicht unerhebliche Bedeutung erlangen. Es kann in den Fakultäten vorkommen und kommt, wie den Eingeweihten wohl bekannt, in Wirklichkeit vor, daß durch Cliquenwesen nicht nur einzelne Kollegialmitglieder dauernd kaltgestellt werden, sondern daß infolgedessen oder auch ohne Zusammenhang damit fachliche und sachliche Interessen deshalb vernachlässigt werden, weil sie der augenblicklichen Majorität nicht verständlich oder nicht genehm sind.

Universitätscliquen sind genau dasselbe, was im politischen Leben die Parteien sind. In die akademische Lebenssphäre übersetzt, nimmt sich nur der Parteigedanke ein wenig anders, mitunter sogar recht grotesk aus. Die Zahl der Beteiligten ist eine ziemlich kleine, so klein zwar nicht wie es aufs erste scheint, denn es beteiligen sich daran auch Hinterleute, Männer — o ja — auch Frauen, Berufene und Unberufene, aber immerhin ist der

Kreis der in Betracht kommenden Personen doch ein so kleiner, daß man von eigentlichem Parteiwesen nicht sprechen kann und doch ist mutatis mutandis auch hier alles vorhanden, was das Parteiwesen kennzeichnet, Programm, Organisation, Führer, Parteileute und Parteinachläufer, all dies freilich in einer dem Charakter des geheimen Wahlrechtes entsprechenden versteckten und unfaßbaren Form. Das Programm kann sich bis auf die Wahlparole reduzieren, es kann sich aber bis zu staats- und konfessionspolitischen Sätzen ausdehnen und es kann sich auch, was allerdings selten der Fall ist, eine wissenschaftliche Richtung darin ausprägen.

Die Organisation ist oft nicht so gelegentlich, wie es äußerlich den Anschein hat, sie ist mitunter sehr wohlgefestigt und drückt sich aus in allerhand geselligen Uebungen und Gepflogenheiten.

Das Charakteristischste aber im Wesen der Universitätsclique sind Führerschaft und Gefolge. Die Rolle der Cliqueführung wird natürlich unter den Beteiligten selbst nicht eingestanden, um so fester ist ihre Tatsache. Die Gegencliquen und die Ausgecliqueten wissen meist genauer Bescheid über diese Verhältnisse beim Gegner als die Zugehörigen selbst, wenigstens als die Nachläufer. Der Sitz der Clique ist gewöhnlich in der Fakultät. Hier wird der Führer als der Mann des Vertrauens der Mehrheit seiner engeren Fachgenossen gekürt und gepflegt. Allerhand Motive wirken dabei zusammen, das wissenschaftliche ist nicht immer das Ausschlaggebende. Die Fakultät allein aber macht noch keinen vollkommenen Cliquenführer. Dazu gehört auch, daß der Gekürte eine Persönlichkeit ist, welche mit den Führern der anderen Fakultäten in gutem Einvernehmen steht.

Das Wesen der Korporation bringt ist es ganz von selbst mit sich, daß die Fakultäten einen gewissen Kontakt unter sich brauchen und suchen. In der Regel freilich besteht zunächst die Neigung zur gegenseitigen luftdichten Abschließung. Es ist aber doch namentlich unter den Jüngeren häufig ein natürlicher Zug zu freimütigem und allseitigem Verkehr vorhanden, wovon allerdings die Aelteren, die Sonderlinge und diejenigen, die ganz ihrer Wissenschaft zu leben lieben, meist unberührt bleiben. Nach irgend einer Schablone verläuft überhaupt nichts in unserem Universitätsleben und dies halte ich für einen Vorzug. Es ist daher auch nicht ganz leicht, ein richtiger und vollkommener Cliquenführer zu werden. Man muß dazu schon sehr lange an einer und derselben Universität wirken und zudem noch Lust und Talent zu diesem seltsamen Berufe finden. Der eigentliche Forscher ist dazu nicht recht disponiert, ihn würden die mit solch dornenvollem Amte verbundenen Enttäuschungen und Mißerfolge allzusehr irritieren und in seiner reinen Erkenntnisfreude stören.

So kommen eigentlich die Weckrufe, welche mitunter vom allgemeinen Universitätsinteresse her in die Gelehrtenstuben ertönen, vielen, ja durchschnittlich den meisten ungelegen.

Ein solcher Weckruf ist die alljährliche Senatswahl da, wo eine solche zu Recht besteht.

Wir haben diese Wahl bekanntlich nicht überall. Wo der große Senat besteht, wie in Erlangen, Jena usw., da wird alljährlich nur der Rektor bezw. Prorektor gewählt; im übrigen gehören dem großen Senat mindestens alle ordentlichen Professoren an. Da gibt es also keine Senatswahlen. Es kann jeder Vertreter seines Faches in dieser großen Versammlung geltend machen, was ihm im Interesse der Universität, seiner Fakultät oder seines Faches wünschenswert erscheint.

Wo nun aber wie beispielsweise in München und Würzburg diese Einrichtung nicht besteht, sondern ein kleinerer Ausschuß aus dem Lehrkörper als Senat zu bilden ist, da obliegt diesem die Wahrung der Universitätsinteressen gegenüber den Fakultäten und da findet alljährlich durch die ordentlichen Professoren eine besondere Senatswahl neben der Wahl des Rektors statt.

Die Ausübung dieses Wahlrechtes bildet nun natürlich einen Kristallisationspunkt im Leben der Cliquen, ihrer Führer und Gefolgschaften. Wenn der Wahlkörper im Wahllokale zusammentritt, dann ist nach richtiger Parteitaktik das Werk schon geschehen. Die Wahlparole sitzt fest und es geht dann meist so, wie die Führer es wollen. Für den regelmäßigen Gang der Dinge ist das auch recht schön. Mitunter aber wirkt diese Einrichtung schädlich. Die Neigung der Führer, selbst in den Senat zu kommen oder ihre Günstlinge hineinzubringen, ist begreiflicher Weise so groß, daß es mitunter vorkommt, daß die Stelle des Senators dem einen lebenslänglich, dem andern niemals zukommt. Dabei werden dann häufig auch solche vom Senat ferngehalten, deren Erscheinen in diesem Kollegium sachdienlich wäre und nicht selten werden mit Vorliebe Solche hineingewählt, auf deren Gesinnungstüchtigkeit oder Unselbständigkeit man sich verlassen kann. Das sind dann Auswüchse, die der Universität schaden.

Es ist nun die Frage, ob sich dagegen etwas tun läßt, ob es ein Verfahren gibt, durch welches Solches vermieden wird. Ganz vermeiden läßt sichs wohl nie, daß da, wo Senatswahlen überhaupt stattfinden, die Cliquenführer allein herrschen. Und ganz so schlimm, wie es scheinen möchte, ist ihre Autokratie ja wohl nicht; denn alle Parteien sind wechselnde Gebilde und die Ehre, Matador zu sein, ist meist nicht von allzulanger Dauer. Es wechselt also das Parteiregiment ähnlich wie in einem Parlament. Aber es kommt doch vor, daß zeitweilig und mitunter recht lange Zeit wichtige Universitätsinteressen brachliegen, weil man die Leute, die sich zu ihrer Vertretung im Senat eignen würden, nicht hereinläßt. Man hält sie fern, nicht selten unter Herabsetzung oder Verdächtigung ihrer Persönlichkeit, während man doch die von ihnen vertretene Sache nicht aufkommen lassen will. Ob derartiges gerade an bayerischen Universitäten vorkommt, ist mir nicht bekannt. Es ist nur sicher, daß solche Mißbräuche durch das System unserer Senatswahlordnung begünstigt werden, wenn sie etwa vorkommen sollten.

Es gäbe nun drei Wege, durch welche abgeholfen und dem Cliquenwesen im Universitätsinteresse gesteuert werden könnte. Dies sind die folgenden:

1. Die Minderheitsvertretung durch Proportionalwahl. Eine solche könnte in sehr einfacher Weise eingeführt werden, wenn man denjenigen, die im ersten Wahlgange ihre Kandidaten nicht durchgebracht haben, in einem besonderen, zweiten Wahlgange, das Recht gäbe, sich zur Wahl eines oder auch mehrerer Minderheitsvertreter zu vereinigen. Auf diese Weise hätten die von der herrschenden Cliquenmehrheit dauernd Kaltgestellten, die Möglichkeit überhaupt als Wahlkandidaten in Betracht zu kommen.

Bei dieser Minderheitswahl müßte dann relative Stimmenmehrheit entscheiden.

Eine unvermeidliche Voraussetzung dieses Verfahrens wäre allerdings die Oeffentlichkeit der Abstimmung, welche ich für die eines freien Mannes allein würdige Art der Abstimmung halte. Daß die Oeffentlichkeit der Abstimmung bei Parlamentswahlen aus Rücksicht auf die große Masse der abhängigen Wähler undurchführbar ist, bildet keinen Grund, sie auch bei den Senatswahlen der Universitätsprofessoren auszuschließen. In Oxford und

Cambridge wählen bekanntlich die Professoren in öffentlicher Abstimmung auch zum Parlament.

2. Die fakultätsweise Senatswahl. Dieselbe besteht an manchen Universitäten wie beispielsweise in Leipzig. Jede Fakultät wählt ihre Vertreter in den Senat und unter ihren Vertretern müßte sich jedenfalls der im Turnus fungierende Dekan befinden. Es empfiehlt sich dieser Modus ganz besonders da, wo die Fakultäten, wie zumeist der Fall ist, an Kopfstärke sehr verschieden sind. Wo nämlich eine sehr starke Fakultät neben viel schwächeren besteht, da kann es kommen und kommt es auch dahin, daß die Senatoren der schwächeren Fakultät stets nur durch die kopfstärkere Fakultät oder durch die kombinierten Mehrheiten zweier Fakultäten, deren Führer zusammengehen, bestimmt werden, was ein ganz offenbarer Unfug ist, dessen die kopfstarken Fakultäten aber gelegentlich mit Vergnügen sich bedienen.

Ein Uebelstand, der bei der fakultätsweisen Senatswahl sich ergeben kann, ist allerdings der, wonach möglicher Weise innerhalb einer Fakultät eine feste Majorität sich bilden und einzelne Mitglieder völlig ausschalten kann. Allein dieser Uebelstand ist deshalb nicht so bedenklich wie der erstere und regelmäßige, weil es nicht leicht dahin kommt, daß einem Fakultätsmitglied von der eigenen Fakultät die Wählbarkeit zum Senate andauernd abgesprochen wird. Zudem hat das also zurückgesetzte Fakultätsmitglied doch stets die Möglichkeit, sich in der Fakultät zu rühren, während es die fremden Fakultäten nicht fassen kann.

3. Ein dritter Weg wäre der feste Turnus. Dieser Weg würde freilich in Universitätskreisen als ein Angriff auf die akademische Wahlfreiheit i. e. Cliquenherrschaft heftige Gegnerschaft finden. Es würde aber in Wirklichkeit der Turnus einen erheblich größeren Schutz der Freiheit bedeuten als der gegenwärtige, das Cliquenwesen begünstigende Wahlmodus es tut. Den Cliquenführern würde eine Perle aus ihrer Krone gebrochen, die sie nur ungern missen würden. Die Freude an der Macht, darüber maßgebend zu verfügen, wer faktisch senatsfähig sei und wer nicht, ist zu groß und sie würde ja sehr gestört, wenn die Ehre, Senator zu werden, schlechthin von Haupt zu Haupt wanderte. Und es mag zugegeben werden, daß es in Gelehrtenkollegien ausnahmsweise solche Elemente gibt, die sich ganz objektiv genommen, zum Senatsgeschäfte weder hingezogen fühlen noch, — dies freilich nur in ganz seltenen Fällen — eignen. Gleichwohl wäre selbst der feste Turnus noch besser als das bestehende System der freien d. h. cliquenmäßigen Wahl; denn man darf wohl annehmen, daß, von ganz besonderen und sehr seltenen Fällen abgesehen, jeder Professor senatsfähig ist. Und ist er's nicht, so ist er nur Einer unter Zwölfen. Die andern elf werden seine etwaigen Fehler schon ausgleichen.

Man könnte ferner, da keines der Wahlsysteme absolut einwandfrei ist, daran denken, den großen Senat für alle Universitäten zu empfehlen. Dadurch würde aber das Parteigetriebe nur aus der Wahlpropaganda in die Geschäftspropaganda verlegt. Es würden sich auch nach diesem Modus cliquenmäßige Mehrheiten bilden und die Kunstrednerei würde blühen, aber es hätte doch jeder wenigstens die Möglichkeit, zu Wort zu kommen. Im ganzen ist von der Geschäftsfähigkeit großer Versammlungen nicht sehr viel zu halten, zumal dann nicht, wenn die Einrichtung jung ist und der eingelebten Geschäftsordnung entbehrt. Immerhin aber würde es noch einen Fortschritt im Sinne der Allgemeinheit und Offenheit der Geschäftsverhandlung bedeuten. Man könnte ja schließlich beim System des großen Senates die Geschäftsfähigkeit der Versammlung dadurch steigern, daß dem großen Senat nur die Beschluß-

fassung in besonders wichtigen und organischen Gegenständen vorbehalten würde. Wenn es sich um die Beratung über solche Fragen handelt, welche die Grundlagen des akademischen Lebens, die Einführung neuer Lehrstühle usw., betreffen, besteht ja in der Tat ein so allseitiges Interesse, daß es nicht nur für die Angehörigen des Lehrkörpers der ganzen Universität, sondern auch für die Unterrichtsverwaltung von hohem Werte wäre, die Meinung aller derjenigen zu erfahren, die der Sache ein sachverständiges Wissen und Urteil entgegenbringen. Solche Gegenstände von allseitigem Interesse gibt es im Leben der Universitäten schon deshalb, weil der Stoff des Wissens und des Unterrichtes nach der starren Fakultäts- und Fachschablone sich nicht völlig aufteilen läßt. Mitunter sitzt ein Jurist in der philosophischen oder ein Philosoph in der juristischen Fakultät und Historiker kann es in jeder Fakultät geben. Immerhin haften dem großen Senat so viele Uebelstände an, daß man überall, wo er besteht, nach Beseitigung strebt. Proportionalwahl, fakultätsweise Wahl und fester Turnus sind ihm vorzuziehen.

Da nun die Universitäten selbst trotz der in Sachen der Forschung zumeist bestehenden fortschrittlichen Tendenz, in Sachen ihrer Organisation und Verwaltung sehr konservativ zu sein pflegen, so wäre es in hohem Maße wünschenswert, wenn die staatliche Unterrichtsverwaltung diesen Anregungen zur geeigneten Zeit näher treten wollte.

Kranke Kinder und Wohltätigkeit.

Von Rudolf Hecker in München.

Das Münchener Gisela-Kinderspital ist eine von jenen Anstalten, welche nahezu ausschließlich von der Hand in den Mund leben, d. h. von dem, was private Wohltätigkeit ihnen jeweils schafft. Ein nach vielen vergeblichen Mühen vor 2 Jahren endlich erreichter Zuschuß der Stadt im Betrage von 5000 Mk. reicht nur zur Deckung des zehnten Teils der Ausgaben. Die Geschehnisse des letzten Winters,[1] welche das Spital in den Vordergrund des öffentlichen Interesses rückten, haben nun mit überraschender Klarheit gezeigt, welchen Gefahren unter Umständen ein nur auf wohltätiger Basis arbeitendes Spitalunternehmen begegnen kann.

Die aus Laien bestehende Vorstandschaft des Spitalvereins hatte im Verlauf des Streites zwischen ihr und den Gründern des Spitals ohne ersichtlichen Grund im Unmut ihre Aemter niedergelegt; die beiden Gründer waren einer gewissenlos gegen sie geschürten öffentlichen Meinung gewichen und hatten ihrer Schöpfung entsagt. Das Kinderspital, das jährlich gegen 4000 Kindern Rat und Hilfe bringt, drohte als Opfer rein persönlicher Differenzen schweren Schaden zu nehmen. Wäre das Spital behördlich oder durch Stiftungen finanziell sicher fundiert gewesen, dann hätte der Rücktritt des Finanzkuratoriums nichts anderes als einen Personenwechsel bedeutet. So aber stand direkt die Existenz des Spitals in Frage.

Die Angelegenheit ist ja nun zu einem gewissen Ende gekommen: neue

[1]) Vgl. Süddeutsche Monatshefte, Heft 8.

Aerzte walten am Krankenbett, der Verein hat wieder eine Vorstandschaft und der Fortbestand des schwer bedrohten Kinderspitals erscheint vorläufig wenigstens gesichert.

Vorläufig . . . wenn nämlich die Stadtgemeinde sich entschließt, das Spital zu übernehmen, oder wenn es der Vereinsvorstandschaft gelingt, nach allem, was vorgegangen, das Interesse weiter Kreise am Spital neu zu beleben und die Charitas mobil zu machen. Die Kosten der Anstalt sind ziemlich beträchtlich: einem jährlichen Aufwand von ca. Mk. 50 000.— stehen Deckungen in der Höhe von nur Mk. 15 000.— bis Mk. 20 000.— gegenüber.[1]) Der Fehlbetrag von Mk. 30 000.— ist also irgendwie aufzubringen. Der abgetretenen Vereinsvorstandschaft ist dies in den zwei Jahren ihrer Tätigkeit durch Veranstaltung von sechs, zum Teil glänzenden Festen gelungen. In den früheren Jahren, als der Betrieb des Spitals noch kleiner war, lag die Geldbeschaffung mit der ärztlichen Leitung vereint in den Händen der Gründer, denen es oft und begreiflicherweise recht schwer fiel, die erforderlichen 10 000 bis 20 000 Mark alljährlich aufzubringen.

Die anscheinend rein lokale Affäre gewinnt allgemeine Bedeutung, wenn man bedenkt, daß die Möglichkeit derartiger Krisen auch an vielen anderen ähnlich betriebenen Anstalten besteht und es erscheint daher gerechtfertigt, wenn ich der Aufforderung der Redaktion nachkomme, und das aus der Kinderspitalaffäre sich ergebende prinzipiell Wichtige einer Besprechung unterziehe.

Die Erhaltung von Kinderspitälern, allgemein von Kinderpflegeanstalten auf dem Wege der Wohltätigkeit und das damit unlösbar verknüpfte Bazarproblem soll den Gegenstand der folgenden Erörterungen bilden.

Anstalten, in denen erwachsene Kranke Aufnahme finden, werden fast ausnahmslos durch gemeindliche oder staatliche Mittel (Kliniken) erhalten. Die Notwendigkeit ihres Vorhandenseins steht so sehr außer allem Zweifel, daß keine Behörde daran denken würde, sich ihrer Einrichtung oder Erhaltung zu entziehen. Anders mit den Kinderspitälern und ihnen verwandten Anstalten: sie sind nur in den wenigsten Fällen behördlich sichergestellt — nicht einmal alle Universitäts-Kinderkliniken — sondern zumeist auf private Wohltäter angewiesen als eine Art Luxuseinrichtung, mit der Staat und Gemeinde eigentlich nichts zu schaffen haben.

Man kann ja von vornherein der Ansicht sein, daß alle diese Institute, heißen sie nun Kinderspital, Säuglingsheim, Findelhaus, Säuglingsfürsorgestelle, Säuglingsmilchküche usw., im Grunde überflüssig seien: einmal wird doch nur ein kleiner Teil der Bedürftigen zur Aufnahme oder Versorgung kommen können, also das Gros der Kranken und Todgeweihten unberücksichtigt bleiben. Weiterhin hört man: die Kinder werden durch solche Pflegeanstalten an Luxus und an Bedürfnisse gewöhnt, die sie, zu Hause wieder angekommen, doch nicht weiter erfüllt bekommen. Die Unzufriedenheit wird nur genährt, — und schließlich, was soll im Grunde der ganze Kampf gegen die Kinder- bezw. Säuglingssterblichkeit? Alles auf der Welt hat doch seinen Zweck. Und können wir denn dem großen Walten der Natur steuern, sollen wir es tun? Zeigt nicht gerade die Tatsache, daß von hundert Geborenen jedes vierte oder fünfte Kind vor Erreichung des ersten Lebensjahres unfehlbar wieder abstirbt, die weise Fürsorge der Natur, die zwar im Ueberschuß

[1]) Bestehend aus dem gemeindlichen Zuschuß, einigen kleinen Stiftungen, den eigenen Erträgnissen des Spitals aus Pflegegeldern und Milchküche und aus regulären Vereinsbeiträgen.

produziert, diesen Ueberschuß aber durch zweckmäßige Ausscheidung wieder wett macht und so einer Uebervölkerung vorbeugt? Denn daß diese Ausscheidung als zweckmäßige fungiert, darüber besteht bei den klugen Malthusianern keine Minute ein Zweifel. Zu Grunde gehen die Minderwertigen, Schwächlichen und Schwachen, die später nur einen Ballast für die Gesellschaft bilden würden; die wirklich Lebenskräftigen bleiben erhalten — — Und so weiter in ähnlich geistvoller Art.

Hörte man solches nicht alle Tage, es würde sich kaum verlohnen, weiter darauf einzugehen. Man braucht nur den letzten Punkt herauszugreifen, um sofort zu sehen, wie oberflächlich diese ganze Anschauungsweise ist. Wer beweist denn, daß die Hunderttausende von Säuglingen, die alljährlich in Deutschland zu Grunde gehen, wirklich die Schwachen sind? An was gehen sie zu Grunde? Durchaus nicht immer an ihrer angeborenen Schwäche, sondern zum allergrößten Teil an den Folgen unzweckmäßiger Ernährung, daran, daß sie um ihr natürliches Recht auf natürliche Nahrung betrogen und zum Ersatz dafür mit mehr oder weniger mißhandelter Kuhmilch, mit noch schlechteren Surrogaten, mit falschen Mischungen usw. gefüttert werden. Das sind Dinge, die heutzutage in den Kreisen der Kinderärzte gar nicht mehr erörtert werden, weil sie selbstverständlich und tausendfach erwiesen sind.

Die Säuglinge gehen zu Grunde an der Gleichgültigkeit, an der Unwissenheit ihrer Eltern und deren Berater, sie fallen schlechtgelüfteten, unreinlichen Wohnungen, schlechtem Trinkwasser zum Opfer, — kurz Ursachen, die man weithin verfolgen und darum auch vielfach wohl beseitigen kann. Unter den zu kurzem Leben Bestimmten sind Starke und Schwache, ebenso wie unter denen, die am Leben bleiben. Wie sehr die Schwäche und das Elend dieser Kinder häufig nur Kunstprodukt ihrer Umgebung ist, kann man an den Erfolgen sehen, die auch an den Elendesten unter ihnen durch wirklich rationelle Pflege und Ernährung erzielt werden können. Die durch ihren Kontrast von erbärmlicher Magerkeit und strotzender Gesundheit geradezu verblüffend wirkenden Photographien von Kindern bei der Aufnahme und der Entlassung kann heute jedes moderne Säuglingsspital in beliebiger Anzahl demonstrieren.

Man müßte an der Natur verzweifeln bei dem Gedanken, was sie schaffe, sei so schlecht, daß sie es gleich wieder vernichten müsse. Und wären es selbst nur körperlich Schwache, die da vorzeitig ausscheiden, wer garantiert dafür, daß unter ihnen nicht Individuen sind, die durch ihren Geist der Menschheit ganz andere Kulturwerte bescheren als Hunderttausende der „Lebensstarken". (Vergl. Kant, Schiller, Spinoza.) Läge hier Selbsthilfe der Natur vor, sie wäre höchst fragmentarisch; denn an die Stelle des gestorbenen Säuglings tritt wohl in den meisten Fällen sehr bald wieder ein neuer, der dann vielleicht wieder zu Grunde geht u. s. f., bis dann schließlich den Eltern mit wachsender Einsicht oder in besseren ökonomischen Verhältnissen die Aufziehung gelingt.

Dabei ist nicht zu vergessen, daß dieselben Schädlichkeiten, welche die einen dahinraffen, ja auch die Ueberlebenden treffen und beeinflussen. So bilden z. B. falsche Ernährung und chronische Luftverderbnis die hauptsächlichsten Entstehungsmomente der Englischen Krankheit (Rachitis), dieser verbreitetsten aller Kinderkrankheiten, die wiederum für eine Reihe anderer Krankheiten empfänglich macht, die ihre Opfer meist erst nach dem ersten Lebensjahr fordert, und die, wenn sie überstanden, deutliche Spuren in der späteren Kindheit, ja gar nicht selten für das ganze Leben zurückläßt. Zur Erzielung einer gesunden kräftigen Bevölkerung ist dieses Massensterben der kleinen Kinder als „unnatür-

liche Auslese" nicht im geringsten notwendig; vielmehr ist durchaus anzunehmen, daß mit Verminderung der Kindersterblichkeit, d. h. mit Erhöhung der Sorgfalt jedem geborenen Kind gegenüber, auch eine Besserung der körperlichen Qualitäten eines Volkes einhergeht.

Oekonomisch betrachtet bedeutet dieses frühe Absterben der Kinder eine unverzinsliche Kapitalsanlage des Staates oder der Gesellschaft. Jede Schwangerschaft, jede Geburt, jedes Wochenbett kann als eine Leistung der Gesellschaft (direkt finanziell oder durch Verlust an Arbeitskraft) angesehen werden, die sich erst dann verzinst, wenn das Produkt dieser Leistung das dafür aufgewandte Kapital durch eigene Leistung abzutragen beginnt. Das geschieht aber erst etwa vom 15. bis 16. Lebensjahre ab. Jedes Absterben vor diesem Termin bedeutet also einen Verlust an angelegten Werten.

Aber auch rein ethische Bedenken müssen uns dazu drängen, die große Kindersterblichkeit nicht als etwas Gegebenes zu betrachten, das wir nun einmal hinnehmen müssen, ohne uns zu wehren. Mit dem Wert, den wir dem Säuglingsleben beimessen, steigt auch die Wertschätzung des Menschen überhaupt. Es sind doch merkwürdige Gegensätze: auf der einen Seite wird der Kindsmord, der Versuch dazu, ebenso wie die Unterdrückung des keimenden Lebens vom Staate als schweres Verbrechen geahndet; auf der anderen Seite sieht eben dieser Staat ruhig zu, wie tagtäglich Hekatomben seiner Kinder in fahrlässiger Weise dahingeopfert werden. Die Fahrlässigkeit liegt nicht etwa allein bei den Eltern usw., sie liegt vielmehr beim Staate, der solches geschehen läßt und dabei wissen kann, wie es zu ändern wäre. Wir sind heute nicht mehr so sehr im unklaren über die Ursachen der Kindersterblichkeit und über die Wege, die wir zu ihrer Bekämpfung einschlagen müssen. Die Kinderheilkunde der letzten Jahrzehnte hat aufklärend genug in dieser Beziehung gewirkt. So wie man die gefährlichen Volksseuchen, Blattern, Pest, zu verbannen gewußt hat, wie man gegen Tuberkulose, Krebs, Cholera mit schwerem Geschütz vorgeht, so muß auch der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit geführt werden. Ruhiges Zusehen bedeutet ein Stück Mittelalter. Damit erwächst dem Staat und der Gemeinde die Pflicht, sich aller der Anstalten anzunehmen, welche den Kampf gegen die Kindersterblichkeit auf ihr Panier geschrieben haben.

Nur ein Teil der Bedürftigen kann zur Behandlung und Versorgung kommen, das ist richtig. Darin liegt aber gar nicht die alleinige Aufgabe eines derartigen Instituts; mit der eigentlichen Behandlung kranker Kinder erfüllt ein Kinderspital nur einen Teil seiner Aufgaben. Die Aufsuchung und Unschädlichmachung von Seuchenherden, die Lokalisierung gefährlicher Epidemien bildet einen wichtigen Punkt ihrer Tätigkeit. Der wichtigste ist wohl aber darin zu suchen, daß jedes moderne Kinderspital, Säuglingsheim 2c. als Vorbild dient im Kampfe gegen die Kindersterblichkeit. Es soll zeigen, daß auch anscheinend lebensschwache Kinder erhalten und zu gesunden Menschen aufgezogen werden können; es soll durch unermüdliche Einzelbelehrung der Mütter, durch Vorträge, Demonstrationen usw. das Verständnis für die Kinderpflege erweitern, es soll als Agitator wirken für die natürliche Ernährung, es soll nicht nur Kranke behandeln, sondern Krankheiten verhüten. Da, wo das Stillen sich verbietet oder künstliche Ernährung aus andern Gründen angezeigt ist, soll das Spital für eine möglichst zweckmäßige Durchführung derselben Sorge tragen, soll den Erhalt von guter, reiner Kuhmilch vermitteln, soll selbst geeignete Milchmischungen vorbereiten und abgeben. Es soll gesunde, nicht im Spital lebende Säuglinge überwachen, Kinderpflegerinnen ausbilden

und anderes mehr. Und fügt man dann hinzu, daß jedes moderne Kinderspital auch berufen ist, durch wissenschaftliche Mitarbeit unsere Kenntnis von den normalen und krankhaften Vorgängen im kindlichen Körper zu vertiefen, dann sind es große Ziele und Aufgaben, die solchen Anstalten gestellt sind.

Wie steht es nun aber mit der Fürsorge für diese von der Gesellschaft wie vom Staate als segensreich anerkannten Institute? Mit Ausnahme weniger, von Stiftern gegründeter und erhaltener Anstalten und einiger ganz von Staatswegen erhaltener Kinderkliniken mit häufig viel zu kleinem Etat ist, wie erwähnt, die Mehrzahl dieser Anstalten ganz oder teilweise auf die Tätigkeit privater Wohltäter verwiesen.

Man muß sich klar machen, was dies heißt. Eine Institution von öffentlichem Interesse und anerkannter Zweckmäßigkeit ist nur insoweit imstande ihre Tätigkeit auszuüben, als es gelingt, die jeweilig nötige Unterhaltungssumme aufzubringen. Ist dieses nicht möglich, dann muß sie eben ihren Wirkungskreis künstlich reduzieren oder den Betrieb ganz einstellen. Selten ist ein wohltätiger Verein in der Lage, durch regelmäßige Beiträge seiner Mitglieder das wirklich zu leisten, was er sich vorgenommen; er ist vielmehr gezwungen, durch außerordentliche Veranstaltungen nachzuhelfen.

Die private Wohltätigkeit, wie sie heute durch Bazare, Gartenfeste, Monstrethees ꝛc. ausgeübt wird, hat gewisse, nicht zu leugnende Vorteile. Versteht es ein Verein einigermaßen, sich durch seine Veranstaltungen populär zu machen, so tut er allein schon viel für die Sache. Eine erlaubte Reklame, durch welche weitere Kreise für die betreffende Anstalt und die von ihr vertretenen Gedanken ideell oder materiell interessiert werden. Freilich ist dieses Interesse meist nur sehr vorübergehend und oberflächlich, von der Dauer ungefähr der festlichen Veranstaltung. Der größere Vorteil bleibt immer die rasche Beschaffung verhältnismäßig großer Summen, wie sie ein geschickt arrangierter Bazar bringen kann. So gewann in München seinerzeit das „Rote Kreuz“ ca. 60000 M., der Gisela-Kinderspitalverein 20000 M., der Verein Kinderschutz ebensoviel durch jeweils ein einziges mehrtägiges Fest. Das sind erkleckliche Summen, die anderweitig zu beschaffen den betreffenden Vereinen kaum möglich ist. An sich wäre der Gedanke nicht übel, das Vergnügen, das vermöglichen Leuten geboten wird, zu Gunsten Hilfsbedürftiger zu besteuern — wenn nur die Voraussetzungen: Vermöglichkeit und Vergnügen immer richtig wären. Der Vorteil, den das Bazarwesen für den Gemeindesäckel bildet, den es nicht unerheblich entlastet, ist gerade ein großer und schwerer Nachteil für die Sache selbst. Die betreffende Kommune wird förmlich dazu getrieben, sich einer Aufgabe zu entziehen, um deren Erfüllung sich andere geradezu zu reißen scheinen und dadurch kommt die ganze Angelegenheit auf eine falsche Bahn.

Ein schwerer und gerade in der Geschichte des Gisela-Kinderspitals immer wieder fühlbarer Nachteil der Finanzierung durch Wohltätigkeit liegt in der ständigen Unsicherheit jedes solchen Betriebes. Die Aufstellung eines geordneten Budgets ist von vornherein unmöglich. Bestimmte Deckungen sind ungenügend vorhanden; es kann sich also nur darum handeln, das wahrscheinliche Defizit zu berechnen und dann darnach zu trachten, den Betrag desselben unter allen Umständen aufzubringen. Die Durchführung einer sozialen Aufgabe, das Wohl und Wehe kranker Kinder, die Möglichkeit lebensrettend zu wirken, hängt dann vom Gelingen eines Festes ab. Welchen Zufälligkeiten aber etwas derartiges unterworfen ist und wie viele vollständig unberechenbare Faktoren mitspielen, weiß nur, wer selbst solche Feste

in Szene gesetzt hat. Energie, Geschick und Geschmack der Arrangeure und Patronessen, Laune, körperliche Verfassung der Verkäuferinnen, der Besuch hoher und als Anziehungskraft wirkender Persönlichkeiten, und bei allen Sommerveranstaltungen in erster Linie das Wetter — alles das muß in günstiger Weise zusammenwirken, um die Mühen und die meist sehr hohen aufgewendeten Kosten zu lohnen.

Das Bazarwesen ist etwas innerlich Unwahres. Um Hilfsbedürftigen zu helfen, wird etwas geleistet, was den zu Unterstützenden zunächst gar nicht zugute kommt. Um wohltätig zu sein, muß man entweder ein Fest bereiten oder ein solches besuchen. Indirekte Wohltätigkeit — bei der es nicht Wunder nehmen kann, wenn das Hauptziel vielfach aus den Augen verloren wird und bei Besuchern und Veranstaltern Absichten in den Vordergrund treten, die von dem wohltätigen Zweck sehr, sehr weit abliegen. Egoistische Tendenzen, die im Extrem bis zur unrechtmäßigen Bereicherung führen, wie die Berliner und Wiener Bazarskandale grell genug gezeigt haben.

Das Mittun bei Bazaren, sei es als Veranstalter oder als Besucher, ist für ganz bestimmte Kreise eine gesellschaftliche Pflicht geworden; sie müssen, ob sie wollen oder nicht, mit Rücksicht auf ihre gesellschaftliche oder berufliche Stellung. Im Grunde sind es immer dieselben: ein begrenzter Kreis von Opfern. Und diese werden nun ganz ungerechter Weise immer wieder besteuert; denn das Mittun kostet Geld, oft sehr viel mehr Geld, als das jährliche Einkommen zuläßt und es wird verzeihlich, wenn bei der Schlußabrechnung die „gehabten Auslagen" weit genug umgrenzt werden und weiter oft als der Bazarleiter zugeben kann. Der weitaus größere Teil der wirklich Vermöglichen wird von dieser Steuer niemals getroffen: sie geben entweder ihr Scherflein freiwillig und auf geräuschlosere Weise, oder sie wollen überhaupt nichts geben und sind dann auch nicht durch einen Bazar dazu zu bewegen. Man sagt, daß in München an die 2000 Millionäre versteuert werden; wie viele von diesen werden von den Bazarveranstaltern erreicht und beigezogen? Verschwindend wenige. Man erkennt ein gut Teil dieser Münchener Millionäre nicht; sie hausen in kleinen, spießbürgerlichen Wohnungen, führen ein stilles, zufriedenes, unauffälliges Leben und geben sich durch Beitritt zum Verein für freiwillige Armenpflege das Recht, jede weitere Wohltätigkeit von sich abzuschütteln. Auch wenn sie glücklich aufgestöbert werden, sind diese Veilchenhaften für nichts zu haben, im besten Fall für einen Jahresbeitrag von 3 Mark. Kinderspitalgründen ist eine lehrhafte Sache!

Die Veranstaltung eines größeren Bazars erfordert eine große Summe von organisatorischem Talent, zäher Energie und persönlicher Liebenswürdigkeit. Wochen, ja Monate rastloser vorbereitender Arbeit gehen dem Feste voraus; es schien mir immer schade um so viel aufgewendetes Können für einen Zweck, dessen Durchführung garnicht die Aufgabe eines wohltätigen Vereins, sondern Pflicht der staatlichen und städtischen Behörden ist.

Einrichtungen, die als gesellschaftliche Notwendigkeit erkannt sind, wie die Anstalten zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit, und von denen auch alle Gesellschaftsklassen profitieren (u. a. Einengung gefährlicher Epidemien, dadurch Schutz auch der besser situierten Kinder, Verminderung der Gesamt-Kindersterblichkeit) dürfen nicht auf „Wohltätigkeit" basieren, sondern müssen, falls sie nicht durch Stiftungen hinreichend fundiert sind, vom Staate oder von der Gemeinde erhalten werden.

Da es sich bei dem Kampf gegen die Kindersterblichkeit nicht um ein Privatvergnügen Einzelner handelt, sondern um eine soziale, in alle Schichten

der Bevölkerung eingreifende Angelegenheit, so müssen auch wie bei anderen öffentlichen Aufgaben, alle leistungsfähigen Kreise herangezogen werden. Das könnte meines Erachtens geschehen durch eine **Wohlfahrtssteuer**. Aus dieser würden alle Unternehmungen erhalten, welche bisher von wohltätigen Vereinen finanziert werden, soweit sie öffentliche Interessen berühren. Eine bestimmte Quote käme der Bekämpfung der Kindersterblichkeit zugute.

Damit wird die Tätigkeit der Charitas noch lange nicht überflüssig. Wohltätigkeit kann einsetzen, wenn es irgendwo gilt rasch Hilfe zu bringen: bei Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Hungersnöten usw. und kann dazu Fonds ansammeln. (Siehe den trefflichen Münchener Hilfsfond.) Sie kann Spitäler bauen und erhalten, kann die Unterhaltung und den Ausbau bestehender Kinderspitäler fördern durch Geschenke, besser noch durch Stiftungen mit festem Zweck: Freibettstiftungen, wie sie in den Kinderspitälern in Leipzig, Zürich und anderen Städten anzutreffen sind; die Lebensmöglichkeit der Anstalt darf aber nicht in wohltätigen Veranstaltungen liegen.

„Wohltätigkeit" sollte überhaupt tunlichst vermieden werden. Die Kinderspitäler, Säuglingsheime, Findelhäuser ꝛc. sollen nicht eigentliche Wohltätigkeitsanstalten, sondern Wohlfahrtseinrichtungen sein, das heißt, die Gratisverpflegung soll, soweit es irgend geht eingeschränkt, für jeden Patienten soll von den Eltern gezahlt werden, ein Betrag, dessen Höhe sich nach der wahrscheinlichen Vermögenslage oder dem Einkommen des Vaters richtet. Dadurch wird der Leistung eine wenn auch noch so geringe Gegenleistung gegenübergestellt und so das drückende des Almosens genommen; gleichzeitig wird aber auch der Wert dessen, was die Anstalt dem Patienten leistet, nur erhöht. Die Erfolge, die man mit diesem System gleicher Verpflegung und Behandlung bei ungleicher Bezahlung erzielt, sind, wie die Beispiele des Dresdener und Münchener Säuglingsheims, des Gisela-Kinderspitals usw. zeigen, recht befriedigende. So können sich die einzelnen Anstalten zum Teil aus sich selbst erhalten. Der Fehlbetrag, der je nach der Einrichtung und Führung der Anstalt und nach der Höhe der eigenen Einnahmen größer oder kleiner ist, muß garantiert sein, wenn diese Institute nicht in ihrer Tätigkeit und in ihrer weiteren Entwicklung gelähmt werden sollen.

Dieser Gedanke von der kommunalen Verpflichtung gegenüber den Kinderpflege-Anstalten hat in einer Reihe von Großstädten schon seit längerer Zeit Boden gefaßt und glänzende Früchte gezeitigt. Was Paris in den letzten Jahren, allerdings unter dem Druck der drohenden Entvölkerung Frankreichs, an Einrichtungen der Säuglingsfürsorge geschaffen hat, ist mustergültig und tonangebend für alle Kulturländer geworden. Die Schöpfungen der Stadt Berlin für ihre kranken Kinder und hilfsbedürftigen Säuglinge sind weit ausgreifend und in jeder Beziehung beachtens- und nachahmenswert. Andere deutsche Städte, wie Leipzig, Köln, Dresden, sind rührig gewesen und stehen auf der Höhe der Situation.

Einige von authentischer Seite stammende Zahlen zeigen, was die genannten Städte in dieser Beziehung jährlich aufwenden:

Berlin.*)

Erhaltung des Kaiser und Kaiserin Friedrich Kinderkrankenhauses (1906)	Mk. 243220.—
	Mk. 243220.—

*) Mitteilung des städtischen Referates.

	Mk.	243220.—
Erhaltung des Städtischen Kinderasyls	„	122500.—
Erhaltung von 7 Säuglingsfürsorgestellen und übrige Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit . . , ...	„	287000.—
Für Kinderkrankenpflege und Säuglingsfürsorge in Summa	Mk.	652720.—

Köln.*)

Unterstützung eines von privater Seite gestifteten Kinderspitals	Mk.	12000.—
Zuschuß zur städtischen Säuglingsmilchanstalt	„	23000.—
Verpflegung von Säuglingen im Waisenhause, Summe nicht genannt	„	? ?
Aufwendung für Kinderkrankenpflege und Säuglingsfürsorge in Summa	„	35000.—
unter Einziehung der Waisensäuglinge jedenfalls gegen .	„	40000.—

Dresden.*)

Unterhaltung eines städtischen Säuglingsheims	Mk.	38206.—
Zuschuß an die Kinderheilanstalt	„	6200.—
Zuschuß an die Kinderheilanstalt für Neustadt und Antonstadt	„	6500.—
Zuschuß an die Kinderpoliklinik	„	3000.—
Zuschuß an das Stadtfindelhaus	„	12258.—
Pflegekosten für Säuglinge aus der Armenkasse, Summe nicht aufgeführt	„	? ?
Für Kinderkrankenpflege und Säuglingsfürsorge in Summa	„	67164.—
unter Einziehung der Säuglinge aus der Armenkasse jedenfalls	„	68000.—

Leipzig.*)

Unterstützung des durch einen Verein verwalteten, diesem gehörigen Kinderkrankenhauses	Mk.	80000.—
Unterstützung eines Säuglingsheims	„	3000.—
Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit	„	15000.—
Waisenhaussäuglinge, Summe nicht genannt	„	? ?
Für Kinderkrankenpflege und Säuglingsfürsorge in Summa	„	98000.—
Zuzüglich der Waisenhaussäuglinge, jedenfalls weit über .	„	100000.—

Wien.*)

Unterhaltung von drei Kinderhospizen an der See bezw. im Gebirge	Kr.	264791.—
Zuschuß für Kinderspitäler	„	26427.—
Zuschuß an die Säuglingsfürsorgevereine	„	32000.—
Verpflegungskosten von Säuglingen der städtischen Armenpflege und der Landes-Findelanstalt, Summe nicht genannt	„	? ?
Für Kinderkrankenpflege und Säuglingsfürsorge in Summa	„	323218.—
oder	Mk.	274735.—
Zuzügl. der Findelhaussäuglinge etwa	„	285000.—

*) Mitteilung des städtischen Referates.

München.*)

Zuschuß an das Dr. v. Haunersche Kinderspital	Mk.	4000.—
Zuschuß an das Gisela-Kinderspital	"	6645.—
(Mk. 5000 Barzuschuß und Mk. 1645 Mietanschlag für das Haus und Unterhaltung desselben.)		
Zuschuß an die Universitäts-Kinderpoliklinik	"	300.—
Zuschuß an den Verein „Säuglings-Milchküche"	"	500.—
Für Kinderkrankenpflege und Säuglingsfürsorge in Summa	"	11445.—

Auf den Kopf der Bevölkerung umgerechnet ergibt dies für die einzelnen Städte folgende Aufwendungen zu Zwecken der Kinderkrankenpflege und Säuglingsfürsorge:

Berlin	32 Pf.	Dresden	13 Pf.
Leipzig	20 "	Köln	9 "
Wien	15 "	München	2 "

Die Werte sind gleichmäßig etwas zu hoch, da den Aufwendungen für das Jahr 1906 die Bevölkerungsziffern des Jahres 1905 gegenüberstehen.

Diese Zahlen geben für München ein ungünstiges Bild. Während andere Städte, darunter solche mit geringerer Einwohnerzahl, ganz erhebliche Beträge aufwenden für Kinderspitäler und Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, ist das offizielle München für diese Ideen noch nicht gewonnen. Der für das neue allgemeine Krankenhaus beschlossene und in einigen Jahren fertiggestellte Kinderpavillon mit 120 Betten wird einen Fortschritt bedeuten, die klaffende Lücke aber noch lange nicht ausfüllen. Merkwürdig, daß die Geburtsstätte der modernen Hygiene, die Pettenkoferstadt, die in Fragen der Wasserversorgung, der Kanalisation bahnbrechend aufgetreten ist, die mit ihren Schulhäusern und Badeanstalten, ihrer Straßenbeleuchtung u. a. m., mustergültig dasteht, daß diese Stadt einer Angelegenheit gegenüber, die doch ihren innersten Lebensnerv trifft, so zurückhaltend ist. Die Wichtigkeit der Sache gerade für München liegt aber in seiner immer noch übermäßigen Kindersterblichkeit, durch die es sich vor den meisten andern deutschen Städten auszeichnet.

Es wäre voreilig, die Schuld daran einfach der Stadtverwaltung zuzuschieben. Damit kommt man nicht weiter. Die Bürgervertretung ist bis zu einem gewissen Grade die Repräsentation dessen, was die Bürgerschaft denkt und will. Und der Durchschnittsmünchener steht der Frage der Kindersterblichkeit und ihrer Abhilfe vollkommen gleichgültig gegenüber. Nicht etwa, weil er für das Massenelend der kleinen Kinder kein Herz hat, sondern im Grunde, weil ihm die Tatsachen selbst und ihre Wichtigkeit für das allgemeine Wohl unbekannt sind.

Will man der vorhandenen Indolenz steuern, dann müßte also zunächst das Interesse und das Verständnis für die genannte Frage in der Bürgerschaft viel intensiver als bisher geweckt werden. Ich könnte mir von einem „Verein zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit" wohl Gutes erhoffen, falls er auf breiter Grundlage volkstümlich organisiert ist, ähnlich etwa dem „Verein für Volksgesundheitspflege" oder dem „Verein zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten". Ein aufklärender, kein humanitärer Verein, der vor allem die Kenntnis der vorhandenen Tatsachen hinsichtlich der Kindersterblich-

*) Haushaltplan der Kgl. Haupt- und Residenzstadt München im Jahre 1907, München 1907, Franzsche Hofbuchdruckerei.

keit verbreiten soll; die Kenntnis ferner dessen, was wir über ihre komplizierten und vielverzweigten Ursachen wissen; in zweiter Linie dann zeigen, wie weit eine Beeinflussung der Kindersterblichkeit möglich und schon durchgeführt ist, wo die Angriffspunkte sind und was noch zu erstreben ist. Als Hilfsmittel hiezu wären zweckdienlich regelmäßige, möglichst gemeinverständliche Vorträge mit zahlreichen anschaulich gefertigten graphischen Darstellungen, Herausgabe von Flugschriften, Zeitschriften, selbständige Ausarbeitung von Statistiken und Tabellen; zeitweilige Führungen durch bestehende Musteranstalten; periodische Veranstaltung von Ausstellungen 2c.

Ein weiteres Mittel, um die Kinderfrage mehr in den Vordergrund zu rücken, wäre eine permanente Ausstellung, **ein Museum der Kinderpflege oder Kinderwohlfahrt**. Derartige Ausstellungen haben, wenn sie verständlich und zweckmäßig organisiert sind, große Anziehungskraft für alle Schichten der Bevölkerung. Die Lingnersche Ausstellung der Volkskrankheiten bleibt den Münchenern unvergeßlich. Als Vorbild, speziell für die Abteilung Säuglingspflege, kann die vorjährige vorzügliche Ausstellung für Säuglingspflege in Berlin*) dienen. Das Museum müßte alles enthalten, was auf die Pflege und Behandlung gesunder und kranker Kinder Bezug hat. Unter anderem:

Graphische und bildliche Darstellungen der Kindersterblichkeit und ihrer Beeinflussung durch geeignete Maßnahmen.

Graphische und bildliche Darstellungen des Baues und Wachstums des kindlichen Körpers.

Die Wichtigkeit der natürlichen Ernährung durch die Mutter; ihr Vorteil für Kind und Mutter und ihre günstige Wirkung auf die Kindersterblichkeit eines Landes. Dies besonders möglichst anschaulich.

Die wichtigsten Krankheiten des Kindes in bildlicher und modellierter Darstellung.

Die Uebertragungswege und -Möglichkeiten bei Infektionskrankheiten. Nutzen des Diphtherie-Heilserums.

Modelle und Abbildungen von Kinderspitälern, Findelhäusern, Säuglingsheimen, Fürsorgestellen. Säuglingskrippen. Eingerichtete Krankensäle, speziell Säuglingssäle.

Alle Einrichtungen zur Gewinnung und Verteilung guter Säuglingsmilch, also Modelle und bildliche Darstellungen von Musterställen, dto. Molkereien, von Säuglingsmilchküchen, Milchzentralen.

Das Kind im Hause. Kinderstube, Bett, Kleidung, Spielzeug 2c.

Das Kind in der Schule; Schulhäuser, Schulzimmer in Modellen oder bildlicher Wiedergabe; Subsellien. Schulgesundheitspflege; Einfluß der Schule auf Wachstum, Körperbeschaffenheit, Sinnesorgane der Kinder usw.

Die Kunst im Kinderleben 2c. 2c.

Man sieht, ein weites, dankbares Gebiet und zahllose Ausstellungsmöglichkeiten. Ein derartiges Museum der Kinderwohlfahrt wäre nicht nur für die Münchener selbst von hohem Wert, auch auf den Fremden müßte es seine Anziehungskraft ausüben und so den Zwecken der Fremdenstadt dienstbar gemacht werden.

Ist einmal erst das Verständnis für die enorme Wichtigkeit der Frage in breitere Kreise durchgedrungen und der Wunsch nach einer Besserung der

*) Das Münchner Säuglingsheim hat aus einer Stiftung die Mittel zu einem — brennend notwendigen — Neubau. Es fehlt ihm der Bauplatz. Wenn die Stadt ihm einen Bauplatz zur Verfügung stellte, so könnte mit dem Säuglingsheim das Museum am zweckmäßigsten in einem Gebäude untergebracht werden.

Zustände allgemein geworden, dann ist der wichtigste Schritt getan; dann wird sich auch ein Wille finden, der das Sanierungswerk durchführt.

Was von München gesagt ist, gilt — leider — noch für die Mehrzahl der Großstädte. Denn nur in wenigen hat der Kampf gegen das große Kindersterben begonnen. Dieser Kampf muß allgemein geführt werden, als Pflichtleistung der Gesamtheit, als soziale und staatliche Notwendigkeit, nicht als Gelegenheitsleistung Einzelner. Alle Anstalten, die diesem Kampf gegen die Kindersterblichkeit dienen, und die nicht vollständig von Stiftern erhalten sind, müssen von der unsicheren Basis privater Wohltätigkeit befreit und auf das sichere Fundament staatlicher oder gemeindlicher Garantie gestützt werden.

Der Traum einer Fürstin.*)

Die milde Glut des Spätsommers lag über Schloß und Park. Es war die stille Stunde Nachmittags. In den Gemächern der hohen Herrin des Schlosses pulsierte das Leben eines Zukunftstraumes. Die Fürstin forschte den vielen verschlungenen Pfaden im Leben der Frauen nach; sie sann, auf welchem von ihnen das weibliche Geschlecht einem wahren echten Glück entgegenzuführen sei und sie erkannte, daß dieses Glück in dem Bewußtsein des inneren Wertes auf der Basis entsprechender Leistungsfähigkeit begründet sein müsse.

Wohl zog sie in betracht, daß während der letzten Jahrzehnte durch Frauen von Intelligenz und Energie viele ideale Güter erkämpft worden sind. Die strebende Frau findet den Eingang zum Tempel der Wissenschaft nicht mehr verschlossen und es ist ihr vergönnt, den heiß errungenen Schatz echter Bildung später in den Wert der Tat umzusetzen. Das gesteigerte Gefühl der Selbstachtung gibt reichen Ersatz für die aufgewendete Mühe; es stählt den Mut, fest zu stehen an Seite des strebenden Mannes. Groß ist die Schar derjenigen, denen es gelungen ist, sich aus eigener Kraft emporzuringen, aber wie verschwindend klein bleibt sie noch im Vergleich zu den vielen tausenden von Existenzen, denen noch kein Weg sich zeigt, ihre brachliegenden Kräfte zu entfalten und das echte Glück zielbewußten Schaffens kennen zu lernen. In mitleidsvoller Teilnahme fühlt das Herz der Fürstin die Not all jener armen unmündigen Geschöpfe nach, die von den Kümmernissen des kleinlichen, täglichen Lebens erdrückt werden. Wenn sie die Hände regen, um den alltäglichen Pflichten ihres engen Wirkungskreises zu genügen, dann geschieht dies mit der stumpfen Gleichgültigkeit, die kaum den Gedanken zum

*) Erinnerung an einen unvergeßlichen Nachmittag im Herzoglichen Schloß zu Possenhofen bei Ihrer Königlichen Hoheit Frau Herzogin Carl Theodor in Bayern.

Bewußtsein bringt: „Wozu schaffe ich das? Wofür mühe ich mich? Es genügt ja doch nicht, die Not von unserer Schwelle zu verbannen, so sehr mein Mann im Schweiße seines Angesichts um das karge tägliche Brot ringt. Wie mir, wird es einst meinen Töchtern ergehen; wie es heute war, wird es morgen sein: Das Los der Frauen ist beklagenswert!"

„Nein", wendet sich die Fürstin zu ihrem Gaste, einer ergriffen lauschenden Frau. „Das Los der Frauen soll nicht beklagenswert bleiben; in unserem Lande nicht, wo noch so viele ungebrochene Kräfte zu finden sind, die nur durch bedrückende Verhältnisse verkümmern. Eine Erlöserin muß einziehen, diese erschlafften Kräfte zu heben: Die Erlöserin Arbeit! Ein Zusammenwirken in bewußtem Schaffen für ein großes Ziel, das dem Wohlstand des Landes wie dem Einzelnen zu Gute kommt! Bereits sind andere Länder mit leuchtenden Beispielen vorausgegangen. In klug durchdachtem, logischen Zusammenhang wurde ein Werk gegründet, das wie ein Netz von feinsten Fäden sich weithin bis in die entlegensten Orte des Reiches erstreckt. Die schaffenden Frauen weben die goldenen Fäden zu diesem Netz. Und die feste Basis, auf der alle Ausgangspunkte beruhen, bilden industrielle Würdenträger des Staates zugleich mit dem Beistand der finanziellen Mächte. Nur so im allerweitesten Stil ins Leben gerufen, kann ein Werk auch für die allerweitesten Kreise die Keime glücklicher Entfaltung in sich tragen."

Sinnend ruht der Blick der Fürstin auf den Blättern des Heftes, in welchem der Bericht niedergelegt ist von dem großartigen Aufblühen der Frauenindustrie anderer Länder. Was die klar gefaßten Statuten und aufgestellten Zahlen melden, enthüllt in kurzen Tabellen ein Bild von unabsehbarer Tragweite. „Welch eine Fülle von Frauenarbeit, beginnend mit den primitivsten Erzeugnissen, sich entfaltend bis zu den feinsten Kunstgebilden, durchweg den Originalentwürfen des Frauenbundes entstammend, entsprießt den einst so lässigen und jetzt freudig schaffenden Händen von Arbeiterinnen jeden Standes. Die ängstliche Frage: „Wozu schaffe ich das alles? Wer wird mein Werk begehren?" wird durch den großartigen Beistand finanzieller Mächte und wirksame Teilnahme des kauffähigen Publikums gelöst. Ein Markt ist geschaffen, auf dem die Prozente des Erlöses nicht einzelnen Zwischenhändlern zu gute kommen, sondern in die Hände der Schaffenden zurückfließen, die so vor Ausbeutung geschützt sind. Wohlstand und Zufriedenheit kehren in den armen, weltentlegenen Orten ein, wenn jeder eine Lehrschule besitzt, in der Frauen und Mädchen je nach der Art ihrer Befähigung zur Ausbildung einer nutzbringenden Tätigkeit herangezogen werden. Und in den Kunststätten der Frauen ringen Fleiß und Intelligenz um den Preis der Anerkennung. Von den Hauptstädten ziehen Lehrerinnen hinaus, die rationelle Arbeitsmethoden nicht nur für den Erwerb, sondern auch für die Verwendung des Erworbenen in Küche und Haus verbreiten. Die Künstler beraten und heben die gewerbliche Tätigkeit; in all den Stunden, die während des Winters auf dem Lande tausend Frauenhände

ungeruht lassen, entwickelt sich wieder eine Volkskunst, deren Erzeugnisse hinaus auf den Weltmarkt gehen."

Ein Freudenschimmer verklärt die Züge der Fürstin, als sich dieses Bild ihren ins Weite schauenden Augen entrollt. Sie denkt in die Zukunft und an das Schicksal des ihr so teuern Landes, dessen Frauen sie den Segen der beglückenden Arbeit wünschen möchte. Sie ahnt, welch weittragende Folgen sich daran knüpfen werden für den inneren Wert der Frau: das Gefühl der Selbstachtung und der Halt im Leben, den die Arbeit gewährt.

München. Marie Ille-Beeg.

Die Völkerwanderung der Arbeitskräfte.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Als im vorigen Monat die Sozialdemokraten aller Länder in Stuttgart zusammengekommen waren, stellten sie unter anderem eine Frage auf ihre Tagesordnung, die von allergrößter allgemeiner Bedeutung ist und die uns allen noch viel zu schaffen machen wird, die Frage der Völkerwanderung der Arbeitskräfte. Der kluge Oesterreicher Ellenbogen sagte dabei mit Recht:

> Die modernen Wanderungen übertreffen an Intensität und Ausdehnung die alten großen Völkerwanderungen. Sie reißen ganze Generationen aus dem heimatlichen Boden und verpflanzen ganze Nationen in fremdes Land, vernichten hier ein Volk in seiner kulturellen Eigenart und lassen dort neue Nationen und Kulturen entstehen.

Wem das zu übertrieben ausgedrückt erscheint, den machen wir auf folgende Erscheinungen aufmerksam:

1. Seit Jahrhunderten sind die Neger nach Amerika verfrachtet worden und sind dort ein Bestandteil der Bevölkerung geworden, um dessentwillen sich der nordamerikanische Bürgerkrieg erhoben und dessen Eingliederung in die amerikanische Volksgesellschaft sich noch keineswegs vollzogen hat. Von Amerika her und teilweis auch direkt aus Afrika verbreitet sich der Neger in einzelnen Exemplaren über alle Hafenorte und Großstädte, besonders die der wärmeren Gegenden.

2. Von China und Japan aus ergießt sich ein Strom von gelben Arbeitskräften nach allen tropischen und subtropischen Kolonien, sofern sie nicht wie Australien sich gesetzlich verschließen. Die Chinesen und Japaner sind im fernen Westen Nordamerikas bereits eine Lebensfrage der europäischen Bevölkerungselemente geworden und treten auch in den östlichen Städten der Vereinigten Staaten immer zahlreicher auf. In Südafrika besteht im Gold- und

Edelsteingebiet die Chinesenfrage und London und Hamburg haben schon viele Chinesen auf ihren Schiffen. Unsere Kohlenindustrie und landwirtschaftlichen Großgrundbesitzer überlegen, ob sie Chinesen einführen sollen.

3. Vom südlichen und westlichen Rußland aus, von Polen, Galizien und Rumänien wandern große Schaaren teils nach Amerika, teils nach Deutschland und England. Unsere Rittergüter können schon gar nicht mehr ohne diese Wanderarbeiter bestehen und in den deutschen Bergwerksgebieten sind Inseln mit fremder Bevölkerung entstanden.

4. Italien sendet nach Deutschland und Oesterreich zahlreiche Maurer, Erdarbeiter, Hüttenarbeiter. Man denke an die lothringische Eisenindustrie! In allen deutschen Großstädten finden sich Kolonien von Italienern. Gleichzeitig bevölkert der Italiener Nordafrika und Südamerika und ist auch in Nordamerika reichlich vertreten.

5. Der Irländer verläßt seine Heimat und wird Amerikaner. Aehnliches gilt teilweise vom Schotten und Norweger.

6. Die Deutschen haben zur Kolonisierung Nordamerikas viel beigetragen, haben auch früher viele Arbeiter nach Frankreich entsendet. Jetzt hat die große Auswanderung aufgehört und ist durch Einwanderung ersetzt worden, aber wandernde Deutsche gibt es noch immer in allen Ländern der Erde.

Durch alle diese Wanderungen wird der Rassencharakter ganzer Völker verändert. Am offenbarsten ist dieses bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dort bildet die englisch-germanische Rasse mit Hinzurechnung eines gewissen französischen Bestandteils in den früheren französischen Gebieten den Kern der Bevölkerung. Sprache und Sitte ist englisch-amerikanisch. Aber mit jedem Jahre steigt das fremde Element und hebt sich um so mehr, da die Kinderzahl des englischen Bevölkerungskernes abnimmt, während die Einwanderer anderen Blutes meist eine sehr ergiebige Fruchtbarkeit mitbringen. Es ist von amerikanischen Schriftstellern nicht mit Unrecht auf den Umwandlungsprozeß hingewiesen worden, den das römische Kaiserreich und vor allem die Stadt Rom in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt durchmachte, wo alle altrömischen Einrichtungen stehen blieben, aber sich mit Nichtrömern füllten, bis ein Zeitpunkt kam, wo das Römerreich von Illyriern und Spaniern und Afrikanern regiert wurde und deshalb nicht mehr ein römisches Reich war, das in sich selbst einen Einheitscharakter besaß. Neben anderen Theorien über die Gründe des Untergangs des römischen Reiches hat die Auffassung, daß die Barbaren Rom zerstörten, indem sie es anfüllten, sicher ein gewisses Recht und kann als Warnung gegenüber der modernen Volksumwandlung verwendet werden. Nur hilft eben die historische Warnung über die gegenwärtige Zwangslage nicht hinweg. Was soll das freie Amerika machen, das auf Wanderung allein seine Gegenwartskultur gegründet hat. Soll es und kann es sich abschließen? Sowohl gegen die slavische wie gegen die ostasiatische Einwanderung ist ein Abschlußverfahren versucht worden. Das

letztere hat sogar zu Kriegsdrohungen Japans geführt. Kann ein moderner Staat seine Tore zuschließen? Kann er seiner Landwirtschaft oder Industrie Arbeitskräfte versagen, weil es Arbeitskräfte fremden Stammes sind? Oder soll er so sehr an die Kraft der Assimilation glauben, daß er nicht zweifelt, alle Fremden einmal in eine Zukunftseinheit verschmelzen zu können?

Bei uns in Deutschland ist die Einwanderungsfrage bis heute noch nicht so dringend wie in Nordamerika, aber von allen Nationen haben wir nächst den Amerikanern die meisten Einwanderungsinteressen und Einwanderungssorgen. Unsere Polenfrage ist nur ein Teil davon, aber derjenige, der schon am öftesten behandelt ist und das stärkste Interesse weckt. Soweit man aus der sehr unsicheren Statistik über den Gebrauch der Muttersprache schließen kann, ist reichlich $^9/_{10}$ der deutschen Reichsbevölkerung deutsch. Die nichtdeutschen Reichsbewohner stammen aber zu einem großen Teil aus deutschem Reichsgebiet (Polen, Dänen, Elsäßer, Masuren, Kassuben, Wenden, Litauer). Die Ziffer der Einwanderer im eigentlichen Sinne des Wortes ist also nicht überwältigend groß, immerhin aber ist gar nicht zu bestreiten, daß das rheinisch-westfälische Industriegebiet, Berlin, Oberschlesien und streckenweise auch Sachsen schon eine recht gemischte Bevölkerung besitzen, und daß die ganze ostelbische Großgrundbesitzerwirtschaft auf Ausländerei beruht. Auch für uns erhebt sich deshalb die Frage, ob man die Dinge laufen lassen soll wie sie von selbst gehen wollen. Die preußische Regierung betreibt ein doppeltes Spiel. Sie unterstützt das großagrarische System, von dem sie weiß, daß es slavisierende Wirkungen hat, gleichzeitig aber geht sie mit Aufenthaltsbeschränkungen gegen die Wanderarbeiter vor. Es fehlt alle systematische Erfassung der Sachlage.

Wie es auf dem finanziellen Gebiet Gläubigerstaaten und Schuldnerstaaten gibt, so gibt es auf dem Wanderungsgebiet Einwanderungsstaaten und Auswanderungsstaaten. Da wir Deutschen früher ein Auswanderungsstaat waren und neuerdings zum Einwanderungsstaat geworden sind, können wir beide Interessen einigermaßen verstehen. Als Auswanderungsstaat haben wir uns über alle Hemmungen beschwert, die man den Deutschen irgendwo im Ausland aus „Uebelwollen" bereitet hat. Wir protestierten gegen den Beschluß des Pariser Gemeinderates, nur französische Straßenkehrer zu verwenden, da er eine Benachteiligung der deutschen Straßenkehrer von La Villette bedeutete. Dieser kleine Vorgang ist nur ein Beispiel für viele andere. Wir haben es immer als eine Art Menschenrecht angesehen, daß die Deutschen sich überall betätigen dürfen. Es ist uns aber nicht immer ganz leicht geworden, dasselbe Menschenrecht allen denen zuzugestehen, die sich bei uns ansiedeln wollten. Das trat am grellsten zutage in antisemitischen Gegenvorstellungen gegen jüdische Einwanderung, hat aber auch sonst schon öfter die Oeffentlichkeit beschäftigt, beispielsweise wenn bei staatlichen Kanalbauten gefordert wurde, daß möglichst keine Ausländer eingestellt würden. Ganz frei von stimmungsmäßiger Abneigung gegen irgend eine Art von Einwanderung ist fast keine Bevölkerungsklasse.

Es zeigt sich in dieser Angelegenheit wie in so vielen anderen, mit wie ungleichem Maße die Menschen zu messen pflegen. Erst haben sich die Europäer den Eingang in China mit Waffengewalt erzwungen, um die Wanderungsfreiheit auf der ganzen Erdkugel zu erreichen, und dann schreien sie Brand und Feuer, wenn die Chinesen dasselbe Recht für sich geltend machen wollen. Versucht man dieses theoretische Mißverhältnis auszusprechen, so bekommt man zur Antwort, hier handle es sich nicht um doktrinäre Menschenrechte, sondern um praktischen Rassenkampf. Es bekämpfen sich in dieser Frage zwei Weltanschauungen, eine, die dem Freihandel entspricht, und eine, die dem Schutzzoll verwandt ist. Der theoretische Freihändler wird im allgemeinen auch für absolute Wanderungsfreiheit sein, während der theoretische Schutzzöllner Menschen wie Waren behandeln will, die an der Grenze sorgfältig abgestuften Erschwerungstarifen unterliegen. Das Merkwürdige dabei ist nur, daß in dieser Sache die praktischen Interessen den theoretischen Bekenntnissen entgegenlaufen, wenigstens bei uns in Deutschland. Unsere Hochschutzzöllner haben nämlich den stärksten Bedarf an Auslandsmenschen und unsere freihändlerischen Arbeiter empfinden den Druck der Wanderungskonkurrenz am härtesten. Es würde deshalb an sich wohlverständlich sein, wenn unsere Konservativen und Großindustriellen für Warenzoll und Menschenfreihandel, unsere Arbeiter aber für Warenfreihandel und Menschenzoll eintreten würden. Daß es Ansätze zu solchen Stimmungen gibt, ist sicher, aber bis heute ist bei unseren Sozialdemokraten die große Tradition des theoretischen Freihandels mächtig genug, sie von solchen Neigungen abzuhalten. Sobald einmal die Sozialdemokratie aufhören sollte, international zu sein, das heißt, sobald der Ruf „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ verstummt sein würde, würden sich unsere Großgrundbesitzer über den nationalen Charakter der Arbeiterbewegung aufzuregen anfangen, denn von da an würde die zahlreichste Partei des Deutschen Reiches dem Warenzoll die Forderung des Menschenzolles entgegenwerfen. Daß die Sozialdemokratie auf diese Waffe verzichtet, ist, moralisch und historisch angesehen, sehr edel und gut von ihr, erschwert ihr aber natürlich die praktische Lösung der Einwanderungsfrage. Das war der Gesamteindruck, den wir von den Stuttgarter Verhandlungen über das Wanderungsproblem gehabt haben, daß die Wucht des Angriffes gegen Großgrundbesitz und Großindustrie durch das von vornherein feststehende Bekenntnis zum Menschenfreihandel sehr abgeschwächt wurde, da dieses Bekenntnis im vorliegenden Falle für den Gegner arbeitet.

Gesteht man aber zu, daß die Sozialdemokratie nach ihrer Tradition kaum anders handeln kann und daß für sie die politische Internationalität auf dem Spiele steht, wenn sie sich auf Menschenzoll einläßt, so wird man zugeben müssen, daß auf diesem einmal festliegenden Untergrunde die Stuttgarter Beschlüsse über die Wanderungsfrage nicht ohne Verstand sind. Ihre Tendenz geht dahin, die Wanderung an sich bestehen zu lassen, aber den Menschenhandel einzuschränken. Dafür sind folgende Mittel vorgesehen:

1. Verbot der Einfuhr von Arbeitern, die fertige Kontrakte in der Tasche haben. Das ist der Hauptpunkt und würde bei wirklicher Durchführung fast ebenso wirken wie ein starker Zoll.

2. Hebung der Arbeiterschutzbestimmungen für alle, auch die untersten Arbeiter, auf eine solche Höhe, daß es sich nicht verlohnt, ungeschulte Arbeitskräfte unter ihnen arbeiten zu lassen. Dieser Gedanke ist am reinsten in Australien durchgeführt, dort aber tritt er in Verbindung mit einem Einwanderungsverbot auf.

3. Gewährung aller politischen Rechte an die Einwanderer. Dieses Mittel ist sehr zweischneidig. Es steigert zwar einerseits die politische und gewerkschaftliche Organisierbarkeit der Zuwanderer, gibt ihnen aber desto schneller das Heft in die Hand. Man vergleiche die Rolle, die die Polen in der christlichen Bergarbeiterbewegung spielen!

Man sieht also, daß der Grundgedanke der ist: es sollen nur Menschen hereingelassen werden, von denen man erwartet, daß sie sich zur Höhe unserer Kulturbedürfnisse emporheben lassen. Diesem letzteren Ziele aber sollen die Gewerkschaften ihre erziehende Aufmerksamkeit zuwenden. Dem entspricht dann auf der andern Seite das, was für die Auswanderungsländer gefordert wird. Insbesondere wird scharfe Kontrolle der Wanderungsagenturen verlangt (Bund der Landwirte!) und Bestimmungen über Mindestraum auf Auswandererschiffen.

Dr. Ellenbogen, der die sozialdemokratischen Vorschläge zur Annahme empfahl, gab dabei selbst zu, daß sie in sich selbst etwas unharmonisch sind und weder dem Durst der Auswanderungsländer nach Freiheit, noch der Sorge der Einwanderungsländer vor Herabziehung des Volkszustandes ganz genügen. Das ist wahr. Ein armer Mensch in Galizien will lieber auf einem schrecklichen Schiff verfrachtet werden, als gar nicht auswandern können, der amerikanische Arbeiter aber will ihn, gerade weil er so arm und lebensdurstig ist, am liebsten überhaupt zu Hause lassen. Sobald man aber einmal sich vornimmt, eine Art von internationaler Theorie des Wanderungswesens auszuarbeiten, wird man über solche Mängel nicht hinwegkommen. Trotz dieser Mängel sehen wir deshalb die Stuttgarter Resolution über das Wanderungswesen für eine gute Arbeit an. Sie zeigt wenigstens, wo die Probleme liegen.

Rundschau.

Zur Kritik der modernen Sexualpädagogik.

Von Fr. W. Förster in Zürich.

Die Redaktion dieser Zeitschrift hat mich freundlichst aufgefordert, ihren Lesern auch meinen Standpunkt in der Frage der sexuellen Pädagogik darzulegen. Ich kann dieser Einladung nicht ganz entsprechen, da ich meine Ansichten bereits in einer binnen kurzem erscheinenden Broschüre zusammengefaßt habe und mich nicht gern wiederholen möchte. Doch will ich im folgenden wenigstens in einigen kurzen Absätzen meine abweichende Haltung gegenüber manchen modernen Vorschlägen präzisieren. Und zwar möchte ich zunächst eine allgemeinere Warnung aussprechen: Da sich eine sehr große Anzahl von Pädagogen und Aerzten übereinstimmend für eine sehr weitgehende Aufklärung ausgesprochen haben, so ist man vielfach geneigt, diese übereinstimmenden Gutachten als einen „consensus sapientium" von autoritativer Bedeutung anzusehen. Es muß aber doch im Interesse der Sache energisch darauf aufmerksam gemacht werden, daß fast alle die Pädagogen, die hier zu Worte gekommen sind, ihrem ganzen Berufe nach in erster Linie Intellektpädagogen sind, deren ganze Zeit und Gedankenarbeit bisher in fast ausschließlicher Weise durch die Pädagogik des Wissens beansprucht war und die überhaupt erst anläßlich der wachsenden sexuellen Gefahr begonnen haben, sich eingehender mit den Fragen des Charakters und des ethischen Unterrichtes zu befassen.[1]) Man hat deshalb im Auge zu behalten, daß hier selbst die wunderbarste Uebereinstimmung nur eine Uebereinstimmung von Anfängern ist und alle Merkmale einer solchen an sich trägt — nämlich erstens die außerordentliche Ueberschätzung der bewahrenden Bedeutung bloßer Belehrung und verstandesmäßiger Aufklärung, zweitens die ebenso außerordentliche Unterschätzung der sexuellen Gefahren, die gerade aus der Hinlenkung des Vorstellungslebens auf die sexuelle Sphäre entspringen, drittens die vielfach wahrhaft naive Loslösung der Sexualpädagogik von der Gesamterziehung und endlich viertens der Mangel an jedem tieferen psychologischen Verständnisse für die Unentbehrlichkeit der Religion gerade auf diesem Gebiete. Letztere Vernachlässigung folgt mit Notwendigkeit aus der Ueberschätzung der intellektuellen Einwirkung. Im Vergleich mit den modernen Pädagogen haben kirchliche Kreise sich vielfach allzu langsam entschlossen, dem Prinzip der „sexuellen Aufklärung" gewisse unumgängliche Konzessionen zu machen — andererseits aber haben diese Kreise infolge ihres Verbundenseins mit einer großen Tradition der Seelenkenntnis und Seelenpflege doch einen sehr tiefen und richtigen Instinkt gezeigt

---

[1]) Es ist charakteristisch, daß gerade die Heilpädagogen, die eine wirkliche Praxis auf dem Gebiete der Charakterpflege hinter sich haben, in der Frage der Aufklärung sehr reseviert denken. Vgl. z. B. das Buch des Hamburger Psychiaters Schäfer über „moralischen Schwachsinn".

für das was den Modernen fast ganz verloren gegangen zu sein scheint: Nämlich die Würdigung der fundamentalen Schutz- und Bewahrungskraft des Schamgefühls. Gerade an diesen Punkt seien einige kritische Bemerkungen über Irrgänge in der modernen Sexualpädagogik angeknüpft. Man muß vom naturwissenschaftlichen Standpunkt darüber erstaunt sein, daß die meisten modernen Schriftsteller das Schamgefühl stets nur als eine veraltete Prüderie behandeln und ganz die Lehre der Biologie übersehen, daß so tiefgewurzelte Instinkte doch stets auch eine fundamentale biologische Funktion haben, die vom oberflächlichen Verstande vielleicht gerade deshalb nicht begriffen wird, weil sie eine Schutzvorrichtung gegen ihn selber ist, d. h. gegen die Gefahren, die unseren tiefsten Lebensvorgängen durch die grübelnde Reflexion drohen! Ich erinnere mich an den naiven Ausruf in der Broschüre eines Arztes, der sich darüber wundert, daß man über die sexuellen Funktionen nicht ebenso zwanglos rede wie über die Funktionen der Ausscheidung &c. Der Schleier des Geheimnisses, der über die sexuelle Sphäre gebreitet wird, erscheint diesem Autor und zahlreichen anderen nur als ein Produkt der christlichen Lehre von der Sündhaftigkeit des Geschlechtstriebes (Mißverständnis!) — und dieser Hinweis genügt, um die betreffenden Empfindungen ein für allemal als Rudimente einer überwundenen Anschauungsweise abzutun. Man kann gerade an diesem Beispiel wieder einmal sehen, wie leicht die suggestive Gewalt von abstrakten Theorien und Anschauungsmoden die elementarste Beobachtungsfähigkeit lahm legt — denn sonst könnte doch jener Arzt nicht so den entscheidenden Unterschied übersehen, der zwischen Sekretionsorganen und Fortpflanzungsorganen besteht: daß nämlich die Fortpflanzungsorgane zugleich Organe der intensivsten physischen Lusterregung sind und als solche durch Ahnung, Vorspiegelung oder Erinnerung stets ein Uebermaß von Aufmerksamkeit auf sich zu lenken drohen. Und diese geistige Konzentration, die nicht der fortpflanzenden Funktion jener Organe, sondern vielmehr den Lustgefühlen gilt, die sie dem Individuum versprechen — diese geistige Konzentration ist eben die allergrößte Gefahr für die Gesundheit des Geschlechtslebens und ihre Verhinderung muß daher im Mittelpunkt aller Sexualpädagogik stehen. Denn erst durch sein Eindringen in die Welt der Vorstellung und der Phantasie wird der sexuelle Reiz zur Ueberreizung und gewinnt jene tyrannische Macht über den Willen, der gegenüber jede Belehrung versagt. Es scheint mir nun, als sei das Schamgefühl gerade derjenige fundamentale Bewahrungsinstinkt, der das Individuum davon abhält, die physische Funktion, die der Gattung bestimmt ist, zu einem individuellen Lustzwecke zu machen und sie aus dem Unbewußten in das Licht des Bewußtseins und der Reflexion zu erheben. Alle die großen Pädagogen der Vergangenheit haben diese Wahrheit instinktiv geahnt und darum der Pflege des Schamgefühls eine so große Bedeutung zugemessen. Sie wußten, daß die Hauptsache in aller Sexualpädagogik nicht darin bestehe, die Gedanken auf das Sexuelle hinzulenken, sondern sie davon abzulenken. Sie wußten, daß die Vernunft, die man ausschickt, um die sexuellen Triebe zurückzudämmen, nur zu leicht gerade durch die geistige Berührung mit dieser Sphäre zur Sklavin der sinnlichen Regungen gemacht wird. Darum beruhte auch ihre Gegenwirkung weniger auf einer speziellen und direkten sexuellen Ethik, als auf der Pflege religiöser Vorstellungen, die den Menschen nicht nur über die Sinnlichkeit, sondern über die ganze Sinnenwelt hinaushoben und ihn in seiner geistigen Bestimmung durch erhabene Vorbilder, Symbole und Wahrheiten befestigten.

Aus obiger Beurteilung des Schamgefühls heraus muß ich mich nun

durchaus und prinzipiell gegen jede Art von direkter sexueller Aufklärung in der Schule und überhaupt gegen alles allzu breite Eingehen auf die betreffenden Tatsachen aussprechen. Ueber Fortpflanzung von Pflanzen und Tieren mag in maßvoller Weise gesprochen werden — aber auch keineswegs in Form eines ganzen Lehrganges und mit so unnötiger Detaillierung, wie es leider auch auf dem Mannheimer Kongreß vorgeschlagen worden ist. Durch die Sexualspezialisten, die sich dieser Frage neuerdings besonders angenommen haben, ist ein gefährlicher Irrtum in die Behandlung des ganzen Themas hineingetragen worden: Nämlich die Ansicht, daß zur richtigen hygienischen und ethischen Haltung auf diesem Gebiete eingehende biologische und physiologische Einzelkenntnisse nötig sind. Man überlasse diese Einzelkenntnisse der Selbstinformation im reiferen Alter — als Lehrstoff vor einer Klasse von heranwachsenden vermehren sie nur den Anlaß zu übermäßiger kollektiver Beschäftigung mit dem ganzen Gegenstande und inspirieren unter den Knaben den Wetteifer zu immer eingehenderer Detailforschung. In der obersten Klasse soll gewiß eine Belehrung über die sexuellen Krankheiten gegeben werden — im übrigen aber mögen sich die Lehrenden damit begnügen, eindrucksvolle konkrete Anregungen zur Charakter- und Willensbildung zu geben und überhaupt eine höhere Lebensauffassung durch alle Belehrung hindurchscheinen zu lassen — das ist mehr wert als alle biologischen Jahreskurse zusammen und wirksamer als alle direkten Belehrungen. Fühlt ein Lehrer oder eine Lehrerin unter besondern Umständen das Bedürfnis und die Gabe, direkt sexuell aufzuklären, um unreinen Elementen entgegenzuarbeiten, so ist es besser, sie bestellen sich 2—3 Schüler resp. Schülerinnen in ihre Privatwohnung, deuten ihnen die Grundtatsachen diskret im Rahmen einer ethisch-religiösen Lebensanschauung an — und überlassen es dann den also Geehrten und Gefestigten, auf dem Wege kameradschaftlicher Einwirkung die Aufklärung weiter zu geben und einen reinlichen „Klassengeist“ zu bilden. In all den Darlegungen über Sexualpädagogik habe ich zwar massenhafte biologische Einzelheiten des Lehrgangs, aber noch keinen einzigen Hinweis auf die Bekämpfung des Zotenwesens in den mittleren und oberen Klassen gerade unserer höheren Schulen gefunden. Gerade hier aber könnte am meisten auf obigem Wege privater Einwirkungen geleistet werden — es ist eine Aussprache über solche Dinge die beste Gelegenheit, die sexuelle Frage in der Schule zu berühren, ohne das ganze Problem vor versammelter Klasse aufzurollen. Und zwar würde ich bei solchem Appell ausdrücklich die Anregung zur Selbstzucht durch die soziale Aufgabe inspirieren, die Schwachen in der Klasse vor auflösenden und vergiftenden Reden auf sexuellem Gebiete zu bewahren, ich würde den besseren Elementen ihre Macht zu gutem Einflusse vor Augen führen und endlich auch für die Selbsthygiene die außerordentliche Bedeutung der Worte und der Phantasien darlegen.

An anderer Stelle (Hochland, August-Heft) habe ich eingehend dargelegt, warum die Erziehung des Willens und überhaupt die Pflege des Charakters durchaus das Erste und Wichtigste in aller Gegenwirkung gegen die sexuelle Gefahr ist und daß im Rahmen einer solchen ernsthaften Gesamterziehung die eigentliche Aufklärung nur einen ganz kleinen Raum einzunehmen braucht. Weit dringender als große Lehrerkurse in der Sexualbelehrung erscheinen mir daher Kurse in Charakterpädagogik und in Methodik der ethischen Einwirkung, durch welche die Lehrer befähigt würden, vom ersten Schuljahr an alle Gelegenheiten des Schullebens in wahrhaft pädagogischer Weise zur Charakterstärkung zu verwerten. Dasjenige Wissen, das zu einer kurzen Belehrung über

Geschlechtskrankheiten vor abgehenden Schülern notwendig ist, vermag sich ein Lehrer in einer Stunde durch Lektüre anzueignen — denn gerade bei solcher Abschiedsbelehrung ist der Charakter-Appell weit mächtiger, als das Eingehen auf all die ekelhaften Einzelheiten, über die übrigens die Schüler dann meist selber schon mehr wissen als nötig ist.

Zum Schluß noch ein Wort über die sexualpädagogische Bedeutung der Religion. Herr Dr. J. Marense, mit dem ich sonst in vielen Punkten übereinstimme, behauptet, die Geschichte zeige Schritt für Schritt die Ohnmacht aller Versuche, religiöse Grundanschauungen als hemmende Instanzen gegenüber dem Sexualismus aufzurichten. Ich würde verstehen, wenn jemand von der Ohnmacht aller Versuche spräche, durch intellektuelle Belehrung auf diesem Gebiete hemmende Motive wachzurufen. Unbegreiflich aber erscheint mir das absprechende Urteil über die Bedeutung der Religion in Bezug auf Hemmung, Ablenkung und Vergeistigung der sexuellen Triebe. Man kann doch gerade heute sowohl bei den Juden wie bei den Christen deutlich beobachten — und von da aus den historischen Rückschluß machen — wie unvergleichlich viel charaktervoller und grundsätzlicher in sexuellen Dingen der orthodox Gläubige meistens im Vergleich mit dem Religionslosen dasteht. Daß trotz aller Religion selbst in den gläubigsten Epochen die Naturtriebe immer noch ihre eigenen Wege zu finden wissen — das ist gewiß eine Tatsache. Und wer keine klare Vorstellung von der ganzen Sprödigkeit des Menschenmaterials hat, der wird natürlich solches Mißlingen nicht der Schwäche der menschlichen Natur, sondern den Erziehungsmitteln der Religion zurechnen — er wird meinen, mit Davids Ehebruch die pädagogische Unwirksamkeit des Jehovahglaubens und mit der Unsittlichkeit im Mittelalter (die aus den neuen ungebändigten Rassen kam), die Ohnmacht des Christentums als „hemmende Instanz“ an den Tag gebracht zu haben. Der Mangel an Kenntnis der menschlichen Natur, der in solchen Urteilen zu Tage tritt, ist durch keine Argumente abzuhelfen; geheilt werden könnten solche Beurteiler nur, wenn man eine ungebändigte Menschheit einmal auf zwei Jahrtausende ihren Erziehungsmitteln anvertrauen würde. Vielleicht wird die Weltgeschichte wenigstens für kurze Zeit bis zu einem gewissen Grade dies heilsame Experiment herstellen: die Zerstörung und Geringschätzung religiöser Einflüsse wird zweifellos zunächst noch gewaltig anwachsen — da wird man eine erschreckende Entartung sich ausbreiten sehen; Laster und Perversität werden sich nicht auf bestimmte Kreise beschränken, sondern fessellos einherschreiten und die ehrbarsten Traditionen mit Füßen treten — so wie einst die Kaiserstochter Julia aus ihrem Palaste kam, um an der Straßenprostitution teilzunehmen. Dann wird man sehen, daß der Mensch seine sogenannte Vernunft nur braucht, um tierischer als jedes Tier zu sein — wenn die menschliche Seele nicht durch die erhabene Geistigkeit der Religion von der Bedienung der Sinne abberufen und zu ihrem wahren Sein geweckt wird. Es sind in kurzer Zusammenfassung folgende Gründe, die für die fundamentale und unersetzliche Bedeutung der Religion auf sexualpädagogischem Gebiete sprechen. Und ich rede hier von der christlichen Religion, die ja auch das Reifste des Judentums in sich aufgenommen und zu höherer Entfaltung gebracht hat:

1. Die Religion dringt am tiefsten gerade in das unbewußte Leben des Menschen, wo die eigentlichen Entschlüsse geboren werden.
2. Die Religion wirkt allein wahrhaft anschaulich, sie gibt nicht bloß Ideen und Grundsätze, sondern lebendig leuchtende Vorbilder.
3. Die Religion allein antwortet auf das Verlangen der Lebenskraft

nach großem Ausleben, indem sie durch die übermenschliche Größe und Konsequenz ihrer geistigen Ideale die Versprechungen des niederen Auslebens zu übertreffen weiß.

4. Das Naturhafte kann nicht durch Halbheiten, sondern nur durch das ganz gereinigte und vollendete Geistige bemeistert werden. Dieses aber erscheint nur in der Welt der Religion.
5. Die Religion allein erfüllt am vollkommensten alle Forderungen der „Pädagogik der Ablenkung“ — weil sie am stärksten gerade diejenigen Seelenkräfte (z. B. die Phantasie) an sich zu ziehen weiß, die ohne solche höhere Nahrung und Beschäftigung am leichtesten von der erotischen Sphäre gefangen genommen werden.
6. Die Religion hat das ganze Seelenleben so gesteigert und vertieft, daß dadurch auch die sinnlichen Erregungen mit einer höheren Liebe in Verbindung gesetzt, beruhigt und dem geistigen Leben unterworfen wurden.
7. Die Religion kann auch allein die höchsten Gesichtspunkte für die sexuelle Ethik geben, weil ihre Weisheit allein aus höchster geistiger Freiheit stammt — ohne solche Freiheit aber haben wir stets nur eine Ethik, die bewußt oder unbewußt vom Geschlechtsleben diktiert wird, statt darüber zu stehen und aus dem Ganzen des Lebens heraus jedem Teile sein Recht zu geben.
8. Die Religion mit ihrer Lehre von der Ueberwindung und Verherrlichung des geistigen Lebens will nicht Ausrottung der Triebe, sondern nur vollkommene Beherrschung der Natur. Darum ist sie allein die würdige Begleiterin der großen Technik, welche die äußere Natur dem Menschen unterwirft.

Ich schließe mit der Hoffnung, daß man künftig über diese sexuellen Fragen nicht so viel reden und schreiben wird, als dies heute leider zur Klärung der Sachlage nötig scheint. Auch werden wir später hoffentlich keine besondere Sexualpädagogik mehr brauchen. Diese ist ja heute nur deshalb entstanden, weil unsere schwächliche moderne Erziehung in der Wahl ihrer Mittel die Stärke des sexuellen Trieblebens überhaupt gar nicht berücksichtigt hat, sondern meinte, man könne die menschliche Natur mit Schalmeien und Aesthetik erziehen. Dies rächt sich nun bitter. Wird erst unsere Pädagogik wieder auf voller Kenntnis der menschlichen Natur beruhen, dann werden wir auch keine gesonderte Sexualpädagogik mehr brauchen.

Bildende Kunst.

Die deutsche Malerei.

(Verlag von Georg D. W. Callwey in München.)

Angesichts der in Deutschland bis zur Kritiklosigkeit gewucherten Sucht nach dem Fremden in der Malerei erschien mir der Hinweis auf unser eigenes Gut — die deutsche Malerei — als Notwendigkeit.

Was man über der Propaganda für die fremdländische Kunst vergessen hat, wollte ich bei Künstler und Publikum in meiner Schrift „Die deutsche Malerei" wieder zum Bewußtsein bringen: die Tatsache, daß wir Deutschen tote und lebende Lehrer und Vorbilder besitzen, die nicht nur in der Technik des Malens den modernen Franzosen sehr überlegen sind, sondern auch im Wesen für uns deutsche Künstler eine gesündere Schule sein müssen als die unserem deutschen Wesen ganz fern liegende Art der modernen französischen Realisten. Es scheint beinahe unbekannt zu sein, daß die Kunst eines Dürer, Altdorfer, Grünewald nicht nur einer weiteren Entwicklung fähig ist und entgegensieht, sondern auch daß bereits Feuerbach, Spitzweg, Boecklin, Thoma, Haider, Welti und andere die natürliche, gesunde Weiterentwicklung der deutschen Kunst verkörpern. Ich habe darauf hingewiesen, wie diese modernen Meister — die ausgeprägtesten Künstlercharaktere, die unser deutsches Eigentum sind — bei größtem Interesse für die fremdländische Kunst weder ihr innerstes, deutsches Wesen verleugnen noch sich schämen, von ihren großen deutschen Vorbildern gelernt zu haben und stets zu lernen.

Und so wollte ich diesen unseren kostbaren, von uns Deutschen so gering geschätzten Besitz eingehender betrachten. Und in der Tat erschließt sich dabei dem Suchenden eine Fülle von brachliegenden, nur von wenigen überhaupt erkannten Kenntnissen und Erfahrungen, die uns ganz in das Reich der Liebe, Innigkeit und phantastischen Größe deutschen Künstlertums führen.

Ich glaube gezeigt zu haben, wie Ausdruck und Technik in der Malerei nicht zu trennen sind und wie unser deutsches, uns eigentümliches Wesen unter der Entlehnung völlig fremder Ausdrucksmittel und Naturanschauungen erstickt werden mußte. So forderte ich denn in meiner kleinen Schrift auf, unsere deutschen Meister von früher und von heute, unser eigenes Wesen und unsere eigenen Ausdrucksmittel zu studieren und nach unserer eigenen Empfindung, nicht nach fremder, entlehnter zu schaffen.

München. Edmund Steppes.

Literatur.

Erzählungen. (III.)

Geijerstam und A. France.

Gustaf af Geijerstam hat der zarten und entsagenden Liebesmäre von Karin Brandt ein ganz andersgeartetes Werk folgen lassen. „Gefährliche Mächte" (Berlin, S. Fischer) ist sein Titel. Zwei Ehen stehen im Mittelpunkte der Handlung: Die des Oberlehrers und die seines Jugendgenossen, des Rechtsanwaltes. Beide Ehen durch ungewöhnliche Umstände erschwert: die erste durch den vor- und außerehelichen angenommenen Sohn des Mannes, die zweite durch seelische Erkrankung der Frau. Als Unterton das geistige Leben Stockholms: Arbeiterfrage, Streike, hoffende und verzweifelnde Erörterungen über das „neue Schweden". Leitende Probleme: die Fragen des vertraulicheren Zusammenlebens; Freundschaft zwischen Jünglingen und warum sie am Leben oft zerschellt; Freundschaft zwischen Mann und Weib; Grausamkeit des Klatsches; kühle Vernichtung einer Existenz durch psychologisch aufgeputzten Altweibertratsch geachteter Intellektueller, Auflösung des Familienlebens; unmöglich mit einander zu leben, unmöglich ohne einander. Geijerstams Methode: allmähliches Durchdringen der Handlung mit Psychologie bis in die letzten und feinsten Poren; eine unbestimmte, wogende, schillernde Art der Bildniskunst, daneben Spuren altmodisch genauer Umrisse; viel kluges, ehrliches Gespräch, in dem die Menschen ihr Wesen wahrer und vollständiger ausdrücken, als in Wirklichkeit. Alles zusammen: ein höchst bemerkenswertes Buch, in dem der Dichter sein Gebiet mit Anstrengung, aber noch nicht ganz mit Glück zu erweitern bestrebt ist. Vielleicht hat er sich ein wenig übernommen: Anläufe zum großen Gesellschaftsbilde enden als Problemnovelle. Doch ein erfreuliches Zeichen, daß der rasch und viel schreibende Geijerstam sich nicht sobald ausgeschrieben, sondern noch Reserven anzupacken hat. Nach der weltfernen, wie in blaß silbernem Lichte matt schimmernden Karin Brandt ist dies Buch eine Probe, daß der Verfasser nicht nur Feinheit besitzt, sondern auch Schärfe, nicht nur Frauen wundervoll nachfühlt, sondern auch männliche Naturen in ihrer Eigenart und Tiefe erfaßt.

Ein Roman von Anatole France ist in sorgfältiger Uebersetzung herausgekommen (München, R. Piper & Co.): Die Bratküche zur Königin Pedauque. Was zunächst den Titel anlangt, so ist Pedauque ein aus einem südfranzösischen Dialekt herübergenommenes Wort und bedeutet: Gänsefuß. Die Garrösterei zur Königin Gänsefuß ist die Heimat des hoffnungsvollen Scholaren Jakobus, der die ganze Geschichte erzählt. Es ist eine bunte Geschichte, voll kleiner Schicksale und Abenteuer, wie sie nur im achtzehnten Jahrhundert sich begeben konnten. Aber dieser Rohstoff ließ eine Behandlung in der Art des älteren Dumas zu, oder in der Mérimées, oder Balzacs, oder Rostands. Man mag sich das Ergebnis jeder einzelnen dieser Möglichkeiten vorstellen, um zu ermessen, wie eigenartig Anatole France mit

dem Stoffe spielt. France ist bei uns noch viel zu wenig bekannt, wo er doch vielmehr verdiente und lohnte gelesen zu werden, als Herr Ohnet. Erst in den allerletzten Jahren ist das Eis ein wenig gebrochen: vor 1900 waren nur zwei, seit diesem Jahre sind sieben seiner Werke übersetzt worden. Ueber ihn hat Georg Brandes ein kleines Bändchen herausgegeben (in der hübschen Sammlung: Die Literatur); Arthur Eloesser hat ihm eines der schönsten Kapitel seiner Literarischen Porträts aus dem modernen Frankreich gewidmet. Sein Porträt ist nicht leicht zu entwerfen. Die Franzosen selbst beurteilen ihn sehr verschieden. Kein Wunder. Ein vorzugsweise ironischer Schriftsteller ist kein passendes Objekt für laute Begeisterung, aber allen Nichtironikern (und die meisten Menschen, sogar die meisten Schriftsteller sind, euphemistisch gesprochen, Nichtironiker), allen Unentwegten und Gesinnungstüchtigen ist er ein Aergernis. Als nun gar France in der Affäre Dreyfuß gegen die Militärpartei, und, was in Frankreich dasselbe ist, gegen den Klerikalismus auftrat, als er in der Trennungsaffäre gegen Rom sprach und schrieb, verlor er ebensoviel Sympathien auf der einen Seite, wie er auf der entgegengesetzten gewann. Die einen waren vermutlich so viel wert wie die andern. Um das Unglück voll zu machen, war er Kritiker gewesen, und hatte in den vier Bänden seiner Vie littéraire manche Eitelkeit verletzt und in manchen litterarischen Pneumatik die feine Nadel seiner Ironie gebohrt. So kams, daß um den stillen und spöttischen Humanisten ein wunderliches Gezänk entbrannte. „Er hat die Seele jener Griechen der Dekadenz geerbt, die die Wahrheit zu putzen, die Lüge zu schminken und von beiden zu leben wußten. In der Literatur spielt er die Rolle eines Sängers der Sixtina; von ihm hat er die reine Stimme und die Unentschlossenheit. Man lauscht ihm ohne Mißvergnügen; aber er flößt mehr Interesse ein als Bewunderung", schrieb Bernard Lazare vor zwölf Jahren. (Ich entnehme das Zitat der gut einführenden Einleitung Paul Wieglers.) „Man fühlt bei Anatole France den Einfluß Voltaires, und seine Werke spiegeln abwechselnd die würzige Kraft von Rabelais wieder und das weiche Kopfkissen Montaignes, das flammende Mitleid von Dickens, und eine Ironie, die mit Sterne lächelt und bitter ist wie Swift", schrieb der frühverstorbene Delaporte. Noch stärker huldigte ihm Fernand Gregh: „Die Bücher von Anatole France klingen an Homer an und an die Gyp. Das sind keine Bücher, es sind Büchersammlungen, ein Reigen, in dem Montaigne und Balzac, Rabelais und La Bruyère und Montesquieu, der Ludovic Halévy der Petites Cardinal und der Renan der Dialogues philosophiques sich übereinander überrascht die Hände reichen." Die Werke von Anatol France setzen immens viel Kultur voraus seitens des Schreibers, und dispensieren auch den Leser nicht, ein wenig von dieser Kultur mitzubringen. Sie sind retrospektiv, auch wenn sie die Zukunft malen, jene glückliche, selige Zukunft, an die alle Ironiker zu glauben vorgeben. Griechische und römische Kultur, Heidentum und Legende, Mittelalter und Renaissance, Rabelais und Voltaire, sechzehntes und achtzehntes Jahrhundert sind in ihnen wie in einem feinen Elixir. Man kann nicht bestreiten, daß sie bodenständig sind; aber ihre Bodenständigkeit ist durch einen chemischen Prozeß hindurch gegangen, in dem Schärfe und Würze gesteigert worden sind, aber die Blume gelitten hat. Sie scheinen konservativ und sind sehr radikal. Selbst wo ihr Autor am entschiedensten für demokratische Ideen ficht, ist er ein exklusiver Humanist, der nur kostbare Bücher, Kunstwerke, Geräte, Gewebe liebt. Denn mag man auch sehr deutlich angeben können, wen dieser Spötter haßt und verachtet, so ist es schwer zu sagen, wen er liebt. Seinem Humanismus haftet, bei aller Weite des Blicks,

ein leises Schulschmäcklein an. Ist er eigentlich originell? Nein, sagen seine Gegner, wie Ernest-Charles. Man könnte ihnen vielleicht erwidern, daß es eine Orginalität des Was gibt, und eine Originalität des Wie; daß die zweite oft bedeutendere Tiefe und stärkere Kraft der Aneignung und Einverleibung voraussetzt als die erste. Er ahmt so kunstvoll nach, daß die Nachahmung ihm zur zweiten Natur wird, sogar die Gegner. Gegenfrage: Sollte sie nicht seine erste Natur sein? Mußte nicht das geborene Pariser Kind, das in der köstlichen Gegend am Seinequai aufwuchs, wo die Bücherhändler, fliegende Bouquinistes und vornehme Antiquare, und die Altertumshändler, in deren Auslagen französische Schnitzereien, holländische Stiche, indische Gewebe, spanische Ledersachen, türkische Teppiche, chinesische Keramik, Fayencen aus Rouen einträchtig beisammen sind, mußte es nicht frühzeitig eine geheime Vorbestimmung für den Reiz der Mischung von Zeitalter und Kulturen erhalten, eine Liebe zu allem bric à brac, die Zärtlichkeit des Sammlers, die sichere Hand des Connoisseurs? Es ist doch enorm viel Tradition in ihm, und anstatt dem eigentlichen esprit parisien vielmehr der alte esprit gaulois, dünn, fein, aber unverkennbar echt: die Linie Rabelais-Montaigne-Voltaire-Renan ist nicht zu leugnen. So ist er wohl von allen französischen Autoren unserer Zeit der französischeste. Die Handlungen seiner Romane sind für ihn nicht sonderlich bezeichnend. Aber die Einschaltungen, die Gespräche, die beiläufig hingeworfenen Bemerkungen, die eigentümlich ironische Beleuchtung: das ist er, und nur er. Seine Phantasie als Künstler ist nicht gestaltend, sondern kombinierend. Daher könnte man mit Leichtigkeit zu allen Figuren der Königin Pedauque literarische Nahverwandte, vielleicht sogar Ahnen, Vorbilder, Urbilder nachweisen: zu der geschmeidigen Jüdin Jahel, zum schmierigen Bruder Angelus, zu dem Kabbalisten und Alchimisten Herrn von Astarac, zu dem wie aus den drei Musketieren entsprungenen Rauf- und Saufbold Anquetil. Zu allen, mit Ausnahme von zweien. Nicht zum Abbé Coignard, der Theologie und Ornithologie, Gottesbeweise und Kartenmogeleien in ein wunderliches System gebracht hat: weil er Anatole France selbst ist, gesehen durch das verzerrende und färbende Glas einer Zeitstimmung und eines Temperamentes. Und nicht zu Jakobus dem Bratspießdreher: weil er abermals Anatole France selbst ist, gesehen durch das mildernde Glas derselben Zeitstimmung, aber eines entgegengesetzten Temperamentes. Die Doppelgänger laufen in den Romanen von France zu Dutzenden herum, der mit Musset überall den Fremdling sieht qui me ressemblait comme un frère. Bleibt schließlich nur eine Frage übrig: Ist diese Uebertragung ins Deutsche nötig gewesen? Ich zweifle. France ist so sehr Franzose, so ausschließlich Franzose, daß, wer ihn nicht im Original liest, seine Eigentümlichkeiten nie ganz erfaßt. Aber, bemerkt vielleicht der Uebersetzer: habe ich nicht mein möglichstes getan, den Eindruck des Originals zu erwecken? habe ich nicht sogar Gallizismen gemacht dem esprit gaulois zu liebe? Und w e n n France so sehr Franzose ist, war es nicht doppelt nötig, den französischen Schriftsteller seiner Zeit auch den Deutschen näher zu rücken, denen durch den an deutschen höheren Schulen grassierenden Grammatikunterricht die Freude am Französischen niemals aufging? Und außerdem, scheinen nicht die Bahnen der europäischen Völker näher und näher zusammenzurücken, e i n e r großen Bahn, e i n e m Ziele zu? Ist der Skeptizimus ein härteres Kopfkissen geworden seit Montaigne? Ist im Brote der Kultur das Salz überflüssig geworden? Und kann nicht gerade der d e u t s c h e Teig einen kräftigen Zusatz von Salz vertragen?

Freising. Josef Hofmiller.

Ein gutes bayerisches Lesebuch.

„Lesebuch zur Geschichte Bayerns, bearbeitet von Dr. Otto Kronseder, Gymnasialprofessor am K. Ludwigsgymnasium zu München." — Aengstliches Mißtrauen wandelt mich an, da ich das Buch öffne. Ein Geschichtslesebuch mit patriotischem Inhalt! Und von einem K. b. Gymnasialprofessor! Wird es etwas anderes enthalten als jenen widerlich aufdringlichen, überspannten Patriotismus, wie er in derlei Büchern sonst üblich ist; jenem Patriotismus, dem man es auf den ersten Blick anmerkt, daß er auf die Augen vorgesetzter Stellen mehr als auf die Herzen der Jugend spekuliert.

Wer die einschlägigen Erzeugnisse der Schulbücherindustrie kennt, wird dieses Mißtrauen begreifen. Die Geschmack- und Taktlosigkeiten, die da unter der Flagge „Patriotismus" segeln, sind ein würdiges Seitenstück zu den berüchtigten Verballhornungen der Schriftsteller in den „sittlich geläuterten" Texten geworden. In den Feuilletonspalten der Tageszeitungen macht man sich darüber lustig, ein Zeichen, wie bedenklich weit es damit gekommen.

Ich durchblättere das Buch. Es enthält fast anderthalb hundert Nummern, Gedichte und Prosa in buntem Wechsel. Zwischen den Druck hinein sind auch einige Abbildungen verstreut, jedoch so maßvoll, daß aus dem Lesebuch kein Bilderbuch wird. Abbildungen charakterisieren ein Buch; sie geben den Inhalt wie durch einen Verkleinerungsspiegel zurück. Vielleicht erschließen sich auch hier gleich die Absichten des Buches.

Merkwürdig! In dem ganzen Buche findet man nur ein einziges Fürstenbildnis. Und selbst dieses bedeutet weniger wegen der darauf dargestellten Person als wegen seiner künstlerischen Qualität. Es ist das Gemälde von Vivien aus der Schleißheimer Galerie, mit dem jung verstorbenen Joseph Ferdinand, dem Prätendenten des spanischen Weltreichs. Diese Sparsamkeit in Fürstenporträts ist sonst nicht die Art illustrierter „patriotischer" Werke; meistens können sie sich nicht genug darin tun, verstorbene und lebende Mitglieder des Herrscherhauses in allen Lebenslagen wiederzugeben. Tat mein Mißtrauen dem Buche unrecht? Ist es doch besser, als ich befürchtet habe?

Die Aufsätze behandeln das ganze Gebiet der bayerischen Geschichte, von der vorhistorischen Zeit bis auf die Gegenwart. Die verschiedensten Schriftsteller kommen zu Worte. Aber vergeblich suche ich nach Namen, die ich sicher anzutreffen glaubte, da sie für „patriotische" Zwecke sonst immer die reichste Fundgrube abgeben. Sollte hier wirklich wissenschaftliche und schriftstellerische Bedeutung über die Aufnahme entschieden haben und nicht bloße Gesinnungstüchtigkeit?

Nun bin ich erst begierig worden auf die Artikel selber. Eins braucht nicht mehr zu wundern. Nirgends wurden die keuschen Gefühle echter Vaterlandsliebe durch das übliche Vaterlandsgejuchz und durch erheuchelte Begeisterungsphrasen prostituiert. Das ist ein Verdienst, das nicht laut genug hervorgehoben werden kann, namentlich bei einem Buch, das für die Jugend bestimmt ist. Denn damit ist endlich wieder einmal das Rezept befolgt, wie man die Jugend begeistern kann. Es ist so einfach wie das Ei des Co-

lumbus: Interessiere sie für den Stoff, Liebe und Begeisterung wird von selber kommen; aufschwätzen läßt sie sich keinem.

Leider wird dieses Rezept oft genug verkannt. Darum jammert man jetzt auch soviel, daß die jungen Leute, und gerade die intelligentesten, in patriotischen Dingen indifferent sind. Das ist, mit Verlaub, zum großen Teil auf den offiziellen Schulpatriotismus zurückzuführen. Die jungen Leute wittern Absicht und machen Opposition. So macht ja auch gerade der apologetische Religionsunterricht aus vielen unserer milchbärtigen Jünglinge Atheisten. Das sind lauter Reaktionserscheinungen gegen Einflüsse, gegen die sich die gesunde Natur des jugendlichen Geistes sträubt und die sie auf so gewaltsame Art wieder aussondert; ein Fieber, an dem ein Teil lange Zeit, manche leider ihr ganzes Leben laborieren, das ist die Folge dieser Impfung.

Interesse für den Stoff zu erwecken, das ist also die Absicht des Buches. Deswegen berücksichtigt es auch in hohem Maße die Kulturgeschichte. In einer Zeit, wo man immer mehr erkennt, daß sich die Geschichte eigentlich doch nicht aus lauter Genealogien, Feldzügen und Friedensschlüssen zusammensetzt, versteht sich das eigentlich von selbst. In der bayerischen Geschichte ist es notwendiger als anderswo. Nirgends ist es schwerer, der politischen Seite der Geschichte Sympathien abzugewinnen. Die Epochen, wo sich die bayerische Politik groß erwies und in das Getriebe der Weltgeschichte eingriff, sind für Deutschland selten erfreulich gewesen; die Stellung Bayerns muß meistens erst gerechtfertigt, wo nicht etwa gar entschuldigt werden. Ein umso reicheres Feld des Interesses bietet dagegen die Kultur dieses Landes. An allen Epochen der deutschen Kulturentwicklung hat es teilgenommen und oft genug ging es in den ersten Reihen. Hier also muß ein vaterländischer Geschichtsunterricht einsetzen, wenn er zu seinem Ziele kommen will. Kronseder hat das erkannt und so erfüllt sein Buch auch sicher seinen Zweck. Kann man ein Buch mehr loben, als wenn man ihm dieses Zeugnis ausstellt?

Rosenheim. Anton Block.

H. **Des François Rabelais Pantagruel.** Zweites Buch. Verdeutscht von Dr. Owlglaß. München, Albert Langen. Durch den inzwischen erfolgten Neudruck der klassischen Verdeutschung von Gottlob Regis (München, Georg Müller) ist die Fortsetzung der hier schon gewürdigten (III. Jahrgang, S. 467) Owlglaßschen Arbeit durchaus nicht überflüssig geworden. Schon der Umstand, daß vieles uns heute Unverständliche des Originals herzhaft weggelassen ist, sichert der Ausgabe Leser, die den gallischen Humoristen unverfälscht, wenn auch nicht ungekürzt kennen lernen wollen. Bewundernswert ist wieder die Einheit des Tones, die die Lektüre dem gesammelten Leser zu einem behaglichen Genusse macht. Das Thema des Buchs scheint nicht ergiebig: Soll Panurg heiraten? Mit dem Gegenthema: Falls er heiratet, wird ihm sein Weib Hörner aufsetzen? Doch die Riesenfuge, die Meister Rabelais auf beiden Themen aufbaut, ist ein Meisterwerk, wenn auch der matte Schluß mit seinen Hieben auf die Juristen noch stärkere Kürzungen vertragen hätte. Ganz besonders gelungen ist die Nachdichtung des echt Rabelaisischen Hymnus auf den Körper und seine Funktionen (S. 36), oder des Preises der Natur, die auf die Fortpflanzung so weise bedacht ist (S. 49). Gegenüber Regis ist mir die Richtigstellung der Lesart asme statt asne (S. 114) aufgefallen. Die Stelle S. 116 „will ich dirs vom Miserere bis zu den vitulos heimzahlen" könnte noch schärfer so gefaßt werden: „Dann magst du das Miserere heulen bis zum vitulos" (Miserere ist das erste, vitulos das letzte Wort des 51. Psalms). Im einzelnen gäbe es vielleicht manche Wendung, über die man verschiedener Meinung sein kann. Im ganzen aber ist Owlglaßs Nachschöpfung ein sprachliches Kunstwerk ersten Ranges, das allein schon eben um der altertümelnden Stärke und Fülle dieser saft- und kraftvollen Sprache willen viele Leser verdient. Es ist nicht nötig, die Alternative Owlglaß oder Regis zu stellen. Regis wird seine ganz einzigartigen Vorzüge (vor allem auch den der Vollständigkeit und der Noten) immer behalten. Da jedoch der Original-Regis ganz vergriffen, der Neudruck aber leider sehr teuer ist, bleibt das Verdienst von Owlglaß um Rabelais groß und unbestritten. Er wahrt sich auch Regis gegenüber seine Selbständigkeit, und so mag, wer Regis besitzt, ruhig Owlglaß daneben stellen: die beiden werden sich gut vertragen. Und wir Deutsche dürfen recht froh sein, daß es neben vielen hundsmiserablen Uebersetzern auch noch ab und zu einen so ernsten, sorgfältigen, künstlerisch abwägenden und sprachlich schöpferischen gibt, wie diesen Dr. Owlglaß.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coßmann in München.
Nachdruck der einzelnen Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet
Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Eine reformkatholische Heilige.

Von Josef Hofmiller in Freising.

„Gott will, daß Ihr Acht habt auf die Seelen und auf die geistlichen Dinge mehr denn auf das Zeitliche. Zwar könntet Ihr sagen: Gewissenshalber bin ich verbunden, das Gut der heiligen Kirche zu bewahren und wiederzugewinnen. Ach ich bekenne ja, daß es die Wahrheit ist, aber mir scheint, daß man diejenige Sache, die wertvoller ist, auch mehr bewahren muß. Der Schatz der Kirche ist das Blut Christi, gegeben als Preis für die Seelen, dieser Preis ist nicht bezahlt worden für die weltliche Macht, sondern für das Heil des menschlichen Geschlechts. Setzen wir also, daß Ihr verbunden seid, die Herrschaft über die Städte wiederzugewinnen, welche die Kirche verloren hat: so seid Ihr doch viel mehr verbunden, soviele Lämmer wiederzugewinnen, welche der Schatz der Kirche sind. Besser ist also, das Gold der weltlichen Dinge zu lassen, als das Gold der geistlichen. Oeffnet, o öffnet das Auge der Einsicht, mit dem Verlangen nach dem Heile der Seele zwei Uebel zu betrachten: das eine ist das Uebel der Größe und weltlichen Herrschaft, welche Ihr meint wieder gewinnen zu müssen; das andere ist das Uebel, daß das Heil der Seelen verloren geht und der Gehorsam, den sie Eurer Heiligkeit schuldig sind. Also werdet Ihr einsehen, daß Ihr vielmehr verbunden seid, die Seelen wieder zu gewinnen. Ihr müßt also von zwei großen Uebeln das kleinere wählen. Gebt die Sorge um weltliche Dinge auf, und blicket auf die geistlichen!"

Schriebe jemand heute als Antwort auf die Frage, ob der Papst überhaupt rechtlich auf den Kirchenstaat verzichten könne, die eingangs angeführten Sätze zurück, so hätte das für ihn schwerlich angenehme Folgen. Es ist jedoch nicht zu befürchten, daß Rom heute auf diese Frage auch diese Antwort erhalte. Vestigia terrent. Fogazzaros Santo wurde hauptsächlich wegen der Offenheit auf den Index gesetzt, mit der Benedetto Maironi in seiner nächtlichen Audienz den Papst anfleht, doch endlich die eigensinnig festgehaltene, obgleich von keinem Mündigen mehr geglaubte Fiktion der vatikanischen Gefangenschaft fallen zu lassen. Eine Zensurierung unserer Eingangssätze jedoch ist — man kann sagen: glücklicherweise; man kann auch sagen: leider — nicht mehr möglich, da ihr Verfasser seit dem 29. April 1380 tot, seit dem 28. Juni 1461 heilig gesprochen ist.

* * *

Wie kam Catarina von Siena dazu, an den Papst Gregor XI. diesen Brief zu richten? Zumal es nicht der einzige ist, den sie diesem Papste, und seinem Nachfolger Urban VI., sowie anderen hochgestellten Persönlichkeiten geschrieben hat. Wer war diese Heilige, deren Briefe in der italienischen Ausgabe vier Bände füllen, und die vor kurzem in einer deutschen Auswahl den Lesern des zwanzigsten Jahrhunderts geboten wurden? [1])

[1]) Die Briefe der Heiligen Catarina von Siena. Ausgewählt und deutsch herausgegeben von Annette Kolb. Julius Zeitler, Leipzig. Die Ausgabe ist sehr hübsch, nur stören einige undeutsche Wendungen, besonders im Gebrauche der Präpositionen, z. B. Seite 26, 28, 30, 37, 70, 76, 84, 90, 151, 155, 167, 194.

Als Catarina Benincasa, dreiundzwanzigste Tochter des Färbers Jacomo Benincasa und seines Weibes Lapa, im kleinen Hause in der Gasse Oca, die von der Fontebranda steil bergauf gegen den Dom führt, am Palmsonntage 1347 auf die Welt kam, stand das Gestirn Sienas, das meteorgleich aufgestiegen war und ein knappes Jahrhundert in blendendem Glanze gestrahlt hatte, noch auf seiner Höhe. Im Marmorwunderbau des neuen Domes prunkten das Kruzifix und die riesenhaften Fahnenstangen des Bannerwagens aus der blutigen Schlacht am Monte Aperto, in der zehntausend Florentiner gefallen, elftausend gefangen nach Siena geführt worden waren, und nach der die erbeutete Staatsfahne von Florenz an einem Eselschwanze durch den Kot der Gassen geschleift ward. Siebenzig Jahre hatte der „Berg der Neun" (Monte dei Nove) die aufblühende Stadt regiert. Die Vornehmen wetteiferten mit neuen, und bei aller trutzigen Wucht gefälligen Burgen. Breit und behäbig stand der neue Torturm der Porta Pispini; neue Brunnen wurden gebohrt, neue Leitungen brachten köstliches Wasser. Seit acht Jahren baute man an der Vergrößerung des Domes, der die riesigste Kirche der Zeit geworden wäre, wenn nicht der Plan hätte aufgegeben werden müssen. An der wundervollen Stirnseite des Baues blendeten zierliche Säulen, schlanke Bildhauerwerke, bunte Mosaiken auf goldenem Grunde den Blick. Meister Niccolo aus Pisa hatte die achteckige Marmorkanzel gefertigt, figurenreicher noch als die berühmte seiner Heimatstadt. Meister Duccios Madonnenbild ward als ein Wunder menschlichen Liebreizes und himmlischer Sanftmut gepriesen, und war in feierlichem Zuge von Priestern und Vornehmsten aus der Werkstatt an den Altar gebracht worden. In der Bücherei des Doms leuchteten auf goldenem Grunde die zarten Farben köstlicher Miniaturen in Chorbüchern, Gradualen und Antiphonarien. Auf dem Campo blinkte der edle Marktbrunnen des Meisters Jacopo aus Quercia. Seit zwei Jahren erst reckte der rote Ziegelturm des Rathauses seine Zinnen in die Lüfte. Frisch leuchteten die Farben auf Simone Martinis großem Fresko, darauf Engel, Evangelisten, Propheten und Heilige der holden Madonna die Stadt anempfahlen, und auf Ambrogio Lorenzettis eben vollendeten gewaltigen Allegorieen vom guten Regiment und vom Greuel der Zwingherrschaft. Vor kurzem eingeweiht stand im Nordosten die weite Hallenkirche des heiligen Franziskus, am andern Ende der Stadt wuchs eben der Glockenturmbau von San Domenico über dem ungefügen Langhaus empor, im Südosten erhob sich seit zwei Jahren erst Santo Spirito: in Burgen, Brunnen und Kirchen sprach sich das schwellende Machtgefühl der Hügelstadt aus, und in der gleichmäßigen Süße und Demut frommer Altarbilder die träumerische Innerlichkeit ihrer Bewohnerinnen. In dieser Zeit und Luft wuchs Catarina Benincasa auf. Man mag ihr noch oft von der Pest des Jahres 1348 erzählt haben, die dazu beitrug, frommen Wandel und Abkehr von der Welt zu stärken. Als sechsjähriges Kind hatte sie auf offener Straße ihre erste Vision; seitdem mied sie Spiele, aß wenig Fleisch und geißelte sich mit einem Strickchen. Früh begeisterte sie sich für Dominikus und seinen Orden, überwand den Widerstand der Ihren, und trat in den nach des Franziskus Vorgang gestifteten dritten Orden des Dominikus. Die Folgen übermäßiger Bußübungen blieben nicht aus: himmlische und höllische Visionen, Halluzinationen von versuchenden Stimmen, unzüchtige Zwangsvorstellungen; bis endlich die ursprünglich kräftige Leiblichkeit zermürbt war. Nun sah die selig Entrückte von Angesicht den Heiland, der mit ihr die Tagzeiten las, oder betend treulich ihr zur Seite das Zimmer auf und ab schritt. Gleichwie mit jener älteren alexandrinischen Namensschwester, verlobte er auch ihr sich durch

einen Ring, den nur ihr begnadetes Auge erblicken konnte. Mehr, unerhört: sogar sein göttliches tauschte er gegen ihr menschlich Herz aus (wozu allerdings das spätere Wunder schlecht stimmt, daß einst dies ihr Herz vor lauter Liebesglut und Mitleid ihr in der Brust zerbarst). Gleichwie der Arme von Assisi empfing sie die blutigen Male des Gekreuzigten, aber unsichtbar für alle anderen Augen.

Catarinens Beichtvater, der Dominikaner Raimund von Capua, der Hauptbiograph der Heiligen, nannte diese Erscheinungen mentales excessus: geistige Exzesse. Karl von Hase[1]) bezeichnet sie als pathologische Wundergeschichten. In der Tat zeigen sich bei Catarina eine Reihe ausgesprochen pathologischer Zustände: Ohnmachten, Starrkrämpfe, lokale Anästhesie, Visionen, Halluzinationen. Ohne Zweifel war ihr Seelenleben so wenig normal wie das ihres Körpers. Doch bleibt erst zu fragen, ob die noch so unerhört gestaltende religiöse Phantasie und das eigentlich religiöse Genie anders zu verstehen seien als die unerhörtes gestaltende künstlerische Imagination. Ob, deutlicher gesprochen, das Wort pathologisch nicht nur ein Wort ist, das, wie so viele unserer Formeln, nichts beweist und vor allem nichts erklärt. Vom Standpunkte Catarinens aus sind alle Menschen (auch sie selbst, denn so will es ihre Demut) religiös verkümmert, unentwickelt. Vom Standpunkte der normalen Menschen aus ist *sie* religiös verstiegen, exaltiert. Sie erblickt in allem nur das Zuwenig. Alle erblicken in ihr das Zuviel. Dem Künstler gesteht der Normalmensch mehr Exaltation zu, als dem religiösen Genie: denn vom Künstler hofft er Unterhaltung, während er mit den Ergebnissen religiöser Inspiration nichts anzufangen weiß. Sind wir andrerseits nicht eher geneigt, einen indischen Fakir als Vertreter religiöser Entrücktheit zu studieren und darzustellen, als einen katholischen Heiligen? bringen wir nicht unbewußt den Aeußerungen indischer Philosophie und Religion mehr günstiges Vorurteil, zum mindesten mehr Interesse entgegen, als denen christlicher Mystiker? Aber haben wir irgend ein Recht, irgend einen Grund dazu? Leitet uns dabei nur Neugier nach Exotischem? Oder wirkt ein tieferer Instinkt oder ein mächtiges Gegengefühl in uns? Stellen wir zusammen, was wir mit dem hochmütigen Ausdrucke Faktoren bezeichnen. Religiöse Prädisposition der Zeit: der Arme von Assisi war durch Italien gegangen wie ein Säemann, und sein Same war aufgegangen allerorten. Leidenschaftliches Temperament der Rasse: „Oeffentliche Kriege gegen Pisa, Florenz und Perugia, Kriege zwischen Bürgern, Adel und Volk, Straßenkämpfe, Rathausgemetzel, Verfassungsumsturz, Verbannung aller waffenfähigen Nobili, Verbannung von viertausend Handwerkern, Konfiskationen, Aechtungen, Massenhinrichtungen, Anschläge der Verbannten gegen die Stadt, Handstreiche mit Hilfe des Pöbels, Verzweiflung bis zum Verzicht auf die Freiheit, plötzliche wütende Revolten, Jakobinerklubs, geheime Gesellschaften wie die der Carbonari, verzweifelte Belagerung, systematische Entvölkerung — nirgends ist das Leben so tragisch gewesen."[2]) Ein weiterer Faktor: Die Dominikaner waren eifersüchtig auf die Franziskaner (das schöne Terrakottawerk aus der Werkstatt der Robbia, das den Franziskus und Dominikus sich brüderlich umfangend zeigt, ist schmerzliche Ironie für

[1]) Karl von Hase: Heiligenbilder (Franz von Assisi — Catarina von Siena) Leipzig. Breitkopf & Härtel: trotz aller neueren Veröffentlichungen für beide Heilige noch immer das klassische Buch, dem auch die Hauptdaten und Zitate dieses Artikels zu verdanken sind.

[2]) Taine, Voyage en Italie, II, 47. Es ist bezeichnend, daß Taine an einer Erscheinung wie Catarina einfach vorbeigeht: auch er hatte sich in Rom die Augen verdorben.

jeden, der die Frühgeschichte beider Orden ein wenig kennt) und entfalteten einen Wetteifer ohnegleichen. Weiter: religiöse Monumentalität als vornehmster Ausdruck municipalen Machtgefühls. Dann das Individuelle: Catarina als dreiundzwanzigstes Kind (ihre Zwillingsschwester starb früh), wie alle Spätgeborenen zum grübeln geneigt; strengste Bußübungen: Geißeln, Fasten, Entziehung des Schlafes bis auf ein armseliges Restchen; unvernünftige Auswahl (rohes Kraut, Aal und alter Käse) und als Kasteiung erzwungenes Wiedervonsichgeben der Speisen. Dazu das sexuelle Moment: grausame Abtötung in den Pubertätsjahren, alle Phantasie tyrannisch auf das Religiöse konzentriert. So wird religiöse Erotik eine Begleiterscheinung dieser Zustände: Dolce ist stets Catarinas Lieblingsadjektiv, sangue und amore sind die in ihren Schriften am öftesten wiederkehrenden Substantive. O dolce e amoroso cavaliere; Du süßer und verliebter Ritter! So ruft sie ihren Seelenbräutigam, dessen „holden Namen sie wie wahnsinnig nannte, vor Liebessehnsucht verschmachtend, ohne Schlaf, nicht mehr vom Lager aufstehend“ (Raimund). Ist diese Sensualität krankhaft geschwächt? oder ins Seelische sublimiert? Ist hier überhaupt von krankhafter Anlage zu sprechen erlaubt? Was ist Ursache, was Wirkung? Verzehrt das religiöse Genie alle Leiblichkeit und Sinnlichkeit wie Feuer mürbes Holz verzehrt? Oder ist eine gewisse Morbidität Grundbedingung, Nährboden für die Blüte jedes, auch des religiösen Genies?

Doch ist Catarina nicht nur die ekstatische Einsame, sondern ein Genie der Tat. In diesem durch Krankheit geschwächten, durch Askese zerstörten Leibe flammt eine mächtige Seele; eine Energie ohnegleichen; ein Enthusiasmus, der alles ansteckt was ihm in den Weg tritt. Das macht die gebrechliche Färberstochter von Siena zu einer der interessantesten Gestalten des italienischen Mittelalters. Mit Werken der Nächstenliebe beginnt sie: sie pflegt aufopfernd arme Kranke, schreckt nicht vor den widerlichsten und bösartigsten Leidenden zurück. Ein rührendes Ereignis bildet gleichsam den Uebergang zu ihrem politischen Auftreten. Ein junger Adeliger, Nicola Tuldo, hatte gegen das bürgerliche Regiment gewühlt und war zur Enthauptung verurteilt worden. Verzweifelt ob der frühen Hingabe seines jungen Lebens wehrte er sich wie ein Rasender und wies jeden Trost der Kirche von sich. Da kam Catarina, redete ihm liebreich zu und versprach ihn auf seinem schweren Gang zu begleiten. Einige Sätze des Briefes, in dem sie ihrem Beichtvater berichtet, sind bezeichnend: „Er sagte zu mir: stehe du mir bei und verlaß mich nicht, so werde ich zufrieden sterben. Und er hielt seinen Kopf an meiner Brust. Ich fühlte da eine Freude und einen Geruch seines Blutes, und es war nicht ohne den Geruch des meinen, welches ich verlange hinzugeben für den süßen Verlobten Jesus. Und wie das Verlangen in meiner Seele wuchs und ich sein Zittern fühlte, sagte ich: Ermutige dich, mein süßer Bruder, denn bald werden wir kommen zur Hochzeit .... Er kniete nieder mit großer Sanftmut und ich entblößte ihm den Hals, und beugte mich herab und erinnerte ihn an das Blut des Lammes. Sein Mund sagte nichts als „Jesu“ und „Catarina“ und „Ich will“. Und ich empfing sein Haupt in meine Hände, indem die göttliche Güte sein Auge schloß .... Er schmeckte schon die göttliche Süßigkeit. Er wandte sich, wie die Braut tut, wenn sie angekommen an der Tür des Bräutigams das Auge und den Kopf rückwärts wendet, die grüßend, welche sie begleitet haben, mit den Zeichen des Dankes. Wie die seine, war meine Seele in Ruhe und Frieden, in solchem Dufte des Blutes, daß ich mich nicht entschließen konnte, das Blut wegzuwaschen, das mir aufs Gewand gekommen war von ihm.“ Die seelische Verfassung, die

aus dem ganzen Tone, aus dem Schwelgen in der Vorstellung „Blut", aus der Analogie mit der Hochzeit spricht, ist höchst charakteristisch für Catarina. Es handelt sich hier nicht um gelegentliche Aeußerungen, die nichts beweisen, sondern um den Grundton und eines der immer wiederkehrenden Themen der Schriftstellerin Catarina. An den Bruder Raimund schreibt sie in demselben Briefe: „Ich will also, daß Ihr Euch einschließet in die geöffnete Seite des Sohnes Gottes, die eine offene Flasche ist, von Duft so erfüllt, daß die Sünde darin wohlriechend wird. Dort ruhet die Braut auf dem Bette des Feuers und Blutes." Ein Nonplusultra von Jargon ist eine Stelle aus einem Briefe an den Augustiner Jeronimo da Siena: „Du süßes Lamm, geröstet am Feuer der göttlichen Liebe und Spieße des heiligsten Kreuzes".

Solche Proben zeigen, wo die Schwäche der Schriftstellerin Catarina liegt: in jenem für deutsche Leser schwer genießbaren süßlichen Frömmigkeitsjargon, der speziell romanisch ist. Obgleich natürlich auch hier ein gewaltiger Unterschied bestehen bleibt zwischen dem leidenschaftlichen Temperamente, dem es mit jedem dieser Bilder Ernst ist, weil jedes ihm ein seelisches Erlebnis war, und zwischen gedankenloser Bigotterie, deren schlechter Geschmack solchen Jargon ästhetisch genießt. Aber auch im ganzen und großen beurteilten wir Catarina falsch und würden der Eigenart ihres Wesens nicht gerecht, wenn wir in ihr vorzugsweise die Mystikerin suchten, die uns ähnliches bedeuten könnte wie unser Meister Eckehart oder der tiefe und sinnige Seuse. Catarinens religiöser Stil erhebt sich nicht über den durchschnittlichen Klosterfrauenstil. Nicht umsonst läßt er sich so leicht kopieren: kaum ist die edle Alessia aus der Familie der Saracini eine Zeitlang mit Catarina beisammen, so beherrscht sie auch schon Catarinens Stil: „Ich Alessia bitte Euch, bittet dieses süßeste Lamm, daß es mich lasse mit Euch leben und überbildet werden in die Liebe Gottes und die Erkenntnis meiner selbst". Freilich steht auch plötzlich ein bedeutsames Wort bei Catarina, wie „Ich bin das Feuer, ihr seid die Funken", das auffallend an eine den späteren Upanischaden geläufige Vorstellung anklingt. Aber mögen auch quantitativ fromme und erbauliche Ermahnungen und Bilder überwiegen, qualitativ steht die Reformatorin und Politikerin Catarina ganz anders da: als eine Person voll ungestümen Tatendrangs, rücksichtslos und unbeirrt, keine kontemplative Marianatur, eher eine helfende und tapfer zugreifende Martha; resolut selbst noch, wenn sie zur vita contemplativa zuredet: „Halte den Blick gesenkt", schreibt sie ihrem Nichtchen ins Montepulcianer Kloster, „und sei unzugänglich wie ein Igel .... Gespräche mit der nichtsnutzigen Sippe der Betbrüder und Betschwestern, sowie die religiösen Gebräuche und Regeln der Orden ruinieren die Seele." Noch weniger Umstände macht sie mit scheinheiligen Nonnen: „O vermaledeites Wort, welches heute in der Kirche Gottes regiert und in der heiligen Religion, da diejenigen Devote genannt werden, welche die Werke des Satan tun." Auch der Ton, in dem sie zum Papste spricht, ist ziemlich energisch: „Wenn Ihr nicht kommt, so wird das ein Aergernis und eine leibliche und geistige Empörung bewirken, da man in Euch die Lüge findet, und nicht die Wahrheit. Denn Ihr habt Euer Kommen beschlossen und angekündigt." „Mich verlangt darnach, Euch als einen mannhaften Mann zu sehen, ohne irgendwelche Furcht oder fleischliche Liebe zu Euch selbst oder zu irgend einer Kreatur, die dem Fleische nach mit Euch verwandt ist". „Ihr könnt Frieden haben, wenn Ihr die törichte Pracht und Lust der Welt von Euch tut, allein die Ehre Gottes und das Heil der Kirche bedenkend .... auf daß nicht über Euch komme dieser harte Tadel: Verwünscht seist du,

daß du Zeit und Kraft, welche dir anvertraut war, nicht gebraucht hast!" Es ist rührend, wenn sie am Ende solch energischer Mahnungen aufs demütigste um Verzeihung bittet.

Sie veranlaßte auch Urban VI. sich nicht, wie sonst der Brauch, wie ein lebendiges Heiligenbild auf den Schultern seiner Trabanten in feierlicher Prozession tragen zu lassen, sondern nach besserer, älterer Sitte barfuß in die Peterskirche zu wandeln. Der Papst folgte ihrem Rate, worauf sie ihm schrieb: „Ich freue mich in herzlicher Freude, daß meine Augen den Willen Gottes sich an Euch erfüllen sahen, nämlich in dem demütigen, seit langen Zeiten nicht mehr üblichen Akte der heiligen Prozession. O wie war das angenehm vor Gott und ärgerlich den Dämonen". Für die karossenfahrenden Kardinäle hätte sie wohl ebensowenig Verständnis gehabt, wie für die höchst scharfsinnigen Gründe, mit denen die Notwendigkeit solcher Repräsentation bewiesen wird.

Fortwährend verlangt sie eine gründliche Reform des Klerus: „Es ist eine schlechte Maßnahme, aus irgend einem Zwange Hirten oder Vorgesetzte in die Kirche einzusetzen, die nicht tugendhaft und selbstlos sind .... nicht dürfen sie aufgeblasen sein von Hoffart, noch Schweine durch den Schmutz ihres Lebenswandels, noch dem Blatte gleich, nach dem Winde der Reichtümer und weltlichen Eitelkeiten sich drehend." Manche Stellen lesen sich, als handelte es sich um allerjüngste Verhältnisse und um die Aufhebung des Non expedit: „Rücket vor mit der Güte, Vater: denn wisset, daß jede Kreatur, die Vernunft in sich hat, mehr durch Liebe und Güte gewonnen wird, als durch irgend etwas anderes, und am meisten gilt das für unsere Italiener. Wenn Ihr so verfahrt, könnt Ihr von ihnen erlangen was Ihr wollt ... Es kommen zu Eurer Heiligkeit die Gesandten von Siena; wenn es Leute auf der Welt gibt, die man mit Liebe gewinnen kann, so sind *sie* es. Nehmt ein wenig huldreich ihre Entschuldigungen auf über den Fehler, den sie begangen haben, denn es tut ihnen leid. Wenn Ihr irgend eine Art sähet, wie sie sich gegen Eure Heiligkeit verhalten könnten, die Euch genehm wäre, und die sie doch nicht entzweien würde mit denen, welchen sie verbündet sind, so bitt' ich Euch, tut es!

Das stärkste ist wohl ihr Brief an die drei Kardinäle, die zuerst Urban VI. gewählt hatten, dann aber von ihm abgefallen waren: „Nun habt Ihr die Schultern gewendet, als niedrige und erbärmliche Ritter; Euer Schatten jagte Euch Furcht ein ... Was ist Schuld daran? Das Gift der Eigenliebe, welche die Welt vergiftet hat. Durch sie seid Ihr, die Ihr Säulen der Kirche seid, schwächer geworden als Strohhalme. Keine Blumen seid Ihr, die Düfte ausströmen, sondern Gestank; denn die ganze Welt habt Ihr verpestet. Keine Lichter in Leuchter gesteckt, um den Glauben zu verbreiten, sondern versteckt hat sich dies Licht unter dem Scheffel der Hoffahrt. Nicht als Verbreiter, sondern als Schandflecken des Glaubens ergießet Ihr Finsternis über Euch und die andern ... Wie groß ist Eure Tollheit! ... Ihr sagt, aus Furcht hättet Ihr Urban erwählt: dies ist nicht wahr! und wer es sagt (ich spreche unehrerbietig zu Euch, denn Ihr habt Euch der Ehrfurcht beraubt), der lügt auf seinen Kopf! ... O Ihr Toren, tausend Tode wert! so verblendet, daß Ihr Euch selbst zu Lügnern und Heiden macht! ... Von welcher Seite ich die Sache auch betrachte, ich sehe nur Lügen", usw.

Doch hiermit greifen wir schon dem öffentlichen Auftreten und Wirken der kleinen Färberstochter vor, da ihre schmale abgezehrte Hand entschlossen in die Geschicke nicht nur ihres Vaterlandes, sondern des Papsttumes selbst

eingriff und den zaudernden Pontifex aus Avignon wieder nach dem apostolischen Sitze zurückführte. Denn sie war es, die dem Skandal der babylonischen Gefangenschaft ein Ende machte, die Rom den Papst, dem Papste aber Rom und die beinahe verlorene Autorität über die Gewissen zurückgab.

(Schluß folgt.)

Memoiren von Robert von Hornstein.

5.

Paul Heyse hatte Gozzis „Glückliche Bettler" übersetzt und eingerichtet. Er bat mich, die Musik dazu zu schreiben. Das interessante Stück hatte einen ganz hübschen Lokalerfolg, wurde auch an einigen Bühnen noch kurze Zeit gegeben. Nachhaltigen Erfolg hatte es aber nirgends. Für mich hatte es die Wirkung, daß ich wieder Theaterluft einatmete. Meine Liebe war noch nicht erloschen. Bald fand ich mich wieder sehr wohl hinter den Kulissen. Heyse schenkte mir aus Dankbarkeit einen Stock mit silberner Platte, auf welche die Anfangsnoten der Ouvertüre eingraviert waren. Der Griff bestand aus einem geschnitzten Bettler.

Noch mehr freute mich das Vertrauen, mit dem er mich beehrte, indem er mir sofort ein neues Stück, die „Rolandsknappen" zur Komposition übergab. Mit großer Liebe schrieb ich diese Musik. Der Stoff bot viel Gelegenheit, sich auszubreiten. Lieder, Melodramen kamen vor. Zu meinem großen Leidwesen hielt Heyse sein Stück für verfehlt und machte nie den Versuch, es aufführen zu lassen. Ist es ohnehin kein dankbares Unternehmen, Musik zu einem Drama zu schreiben, so ist es doch außer der Weise, wenn die ganze Arbeit rein umsonst gemacht wird. Heyse fühlte, daß er mir eine Satisfaktion schulde und überreichte mir eines Tages seine Novelle „Marion" als komischer Operntext unter dem Titel „Adam und Eva". Baron Perfall akzeptierte die kleine Oper sofort. Die Proben begannen. Vogl sang den Adam, seine Frau die Soubrettenpartie. Ein Fräulein Müller, eine sehr schöne Dame, bekam die Titelrolle der „Eva" (Marion). Sie machte sehr viel mit dieser Partie, wie man sich in der Bühnensprache ausdrückt. Der Erfolg in dieser Rolle machte ihr auch einen solchen Eindruck, daß sie später den Theaternamen „Marion" annahm.

Dieses Mal ging es ganz umgekehrt wie bei den „Pagen von Versailles". Der Verlauf der Proben war nicht derart, daß der Erfolg als sicher erwartet wurde. Trotz der Besetzung durch erste Kräfte, — Fischer, Bausewein wirkten neben Vogl mit — rechnete man auf einen hübschen Achtungserfolg, doch schon die Ouvertüre fand rauschenden Beifall und so ging es auch weiter. Nachdem die Marion ihr Schlußlied gesungen und der Chor mit dem Refrain eingefallen war (es war mein Lied: „Unter der Linden" mit angepaßtem Text) ging der Applaus an und endigte erst nach mehrfachem Hervorruf. Baron Perfall kam auf die Bühne, um mir seine Freude zu bezeugen und sagte: „O, die Oper werden wir viel geben können". Seine Prophezeiung war

richtig. Sie wurde bei immer gut besetzten Häusern bis zum Weggang Fräulein Müllers gegeben. Die Rolle wurde später von Fräulein Stehle übernommen. Auch wanderte sie vom Residenztheater ins große Haus und wurde dann abwechselnd in beiden Häusern gegeben. Die Presse sprach sich einstimmig lobend, zum Teil enthusiastisch aus. Ich hatte einmal sämtliche männliche Darsteller, den Dichter und den Intendanten bei mir. Es war ein vergnügter Abend. Ueber die Bühnenfähigkeit des Werkes war nur Eine Stimme. Und doch, wer hätte das glauben sollen, der Erfolg beschränkte sich auf München.

Es dauerte lange, bis ich vollständig überzeugt war, daß auch dies ein Schlag ins Wasser war. Fällt einem ein Stück durch, so weiß man, wie es steht und geht zur Tagesordnung über. Aber nach einem blühenden Lokalerfolg ist es unfaßlich, daß nicht alle Menschen so denken, wie dieses eine Publikum. Nach einem Erfolg ist man ohnedies geneigt, den Himmel voller Geigen zu sehen und meint mit Lichtenberg, es müsse jeder jetzt seine Pfeife anzünden oder weglegen, um sich diesem Genuß so ganz hinzugeben. Eines Tages aber merkt man, daß es eine Sisyphusarbeit war, der man sich hingab und nimmt Abschied von seinen Illusionen.

Eines war aber keine Illusion. Meine Frau hatte der Entbindung entgegengesehen, Baron Perfall war so liebenswürdig gewesen, meiner Frau einen Platz in der Intendantenloge anzubieten, in der sie bis zum Schlusse der Vorstellung blieb. Nicht lange nach der Heimkehr, als ich mich mit meiner Frau noch über den glücklichen Abend unterhielt, nahm die zweite Aufführung innerhalb 24 Stunden ihren Anfang und denselben glücklichen Verlauf, wie die vorausgegangene Premiere. Die Entbindung ging rasch vor sich und eine junge Dame hatte sich inkarniert, welche durch lautes Singen bekundete, daß sie den Abend etwas gelernt hatte.

Als ich den andern Morgen durch die Straßen ging, um ins Hoftheater zu gelangen, gratulierte man mir von allen Seiten. Ich frug jedesmal, auf was sich die Gratulation beziehe, auf die erste oder zweite Pièce, welche montiert wurde. Besonders im Hoftheater war dann das Staunen groß. Es war ein Fall, dessen sich die ältesten Mitglieder nicht erinnerten. Zum Andenken an den seltsamen Stern, unter welchen das Fräulein zur Welt kam, erhielt sie den Namen „Marion“ und wurde Paul Heyse unter die Taufpaten aufgenommen. Die Dame ist z. Z. höhere Töchterschülerin und macht ihrer Herkunft alle Ehre. Der Eindruck, den sie an jenem Abend bekam, ist nicht spurlos verwischt, denn sie scheint neben Lolo das meiste dramatische Talent zu besitzen. Für den nächsten Landaufenthalt bestimmten wir Reichenhall.

Bevor ich auf diesen Landaufenthalt zu sprechen komme, muß ich einer Episode gedenken, welche durch Jahre hindurch meiner Tätigkeit eine andere Richtung gab. Es war im Gasthof zum Bären in Stuttgart, wo mir beim fröhlichen Abendtrunk Ballettmeister Ambrogio vorgestellt wurde. Es war viel von der Münchener Aufführung von „Adam und Eva“ die Rede gewesen, als Ambrogio mich frug, ob ich nicht geneigt sei, ein Ballett zu komponieren. Schon viele Jahre früher war ich von Adams Gisela so entzückt, daß ich schon damals wünschte, einmal so etwas machen zu können. Meine Antwort fiel sofort bejahend aus für den Fall, daß der Stoff mir sympathisch sei. „Freiligraths Blumenrache ist es, was ich bearbeiten möchte“, sagte Ambrogio. Ich schlug sofort ein und machte mich gleich nach meiner Rückkehr nach München an die Arbeit. Sehr rasch hatte ich das Ganze konzipiert und die erste Zeit meines Reichenhaller Aufenthaltes wurde ausgefüllt

mit der Ausarbeitung des Balletts. Ich hatte mit meiner Familie im Kloster Wohnung genommen. Der Aufenthalt war reizend.

* * *

Die Blumenrache war schon nach Stuttgart abgeschickt, als ein längst befürchtetes Ereignis eintrat. Der Krieg brach aus.

Unvergeßlich ist mir die Bestürzung und der Schrecken, in den die zahlreiche Versammlung im Hotel Wassermann verfiel, als das Telegramm vorgelesen wurde, welches die Nachricht vom Emser Vorgang enthielt. Im Nu war ganz Reichenhall alarmiert. Die Fremden trafen sofort Anstalten abzureisen. Kein Mensch schlief in jener Nacht. Den andern Tag traf die Kriegserklärung ein. Es duldete mich nicht mehr in Reichenhall. Ich fuhr nach Salzburg an die große Heerstraße. Ich hatte das dunkle Gefühl, da müßte man mehr erfahren. In Salzburg war dieselbe Panik. Nur die österreichischen Offiziere im Gärtchen des Franziskaner Weinhauses lachten sich ins Fäustchen. Der Aerger über das Jahr 66 war noch nicht verflogen. Die Herren machten ihren Gefühlen unverhohlen Luft: „Jetzt haben sie's die Preußen. So mußte es kommen". Die Siege der Franzosen hatten die Herrschaften ja in der Tasche. Uebrigens war die ganze Bevölkerung Salzburgs uns ungünstig gesinnt und wünschte uns alles Schlechte. Im großen Hotel Europa am Bahnhof übernachtete ich. Mit dem ersten Zuge wollte ich nach Reichenhall zurück. Beim Frühstück sagte mir der Kellner: „Heute Nacht ist Manteuffel von Gastein hier durchgekommen, um zu seinen Truppen am Rhein zu gelangen". Ich als Laie bekam einen gehörigen Schrecken: „Das muß schön ausschauen, wenn die Generale erst jetzt aus den Bädern kommen, um Fühlung mit ihren Truppen zu bekommen. Dieser schlaue Napoleon scheint die Preußen total überlistet zu haben."

Um in München einige Vorkehrungen zu treffen, beschloß ich dahin abzureisen. Man riet mir ab, daselbst irgend etwas in Sicherheit zu bringen. Im schlimmsten Falle sei dazu immer noch Zeit. Ich reiste sofort an den Rhein weiter, wo ich ziemlich viel Wein von den letzten Jahrgängen im Keller hatte. Mein Verwalter war von einer Unbesorgtheit, die mich in Erstaunen setzte. „Es kommt kein Mann über den Rhein", sagte er mit unglaublicher Sicherheit. „Davon ist auch jedermann überzeugt. Kein Mensch flüchtet seinen Wein", fuhr er fort. In Bingen übernachtete ich. Die dortigen Bürger waren zweierlei Meinung, die einen behaupteten: „In einigen Tagen haben wir die Franzosen hier". Andere versicherten, daß schon ein ganzes deutsches Armeekorps an der Grenze stehe. „Wo sollen die hergekommen sein?" „Jede Nacht gehen Militärzüge durch Bingerbrück, schon seit 8 Tagen. In aller Stille geschieht das, man bemerkt es kaum." So gingen die Reden hin und her. Ich wußte nicht, wem ich glauben solle. Da es aber mit den Aeußerungen meines Verwalters stimmte, wenn behauptet wurde, eine Invasion sei undenkbar, beruhigte ich mich einigermaßen damit und trat meine Rückreise an.

Auf dem Rhein war es unheimlich still. Auf dem Dampfboot waren wenige Passagiere. An Stelle der lärmenden, lachenden, trinkenden Touristen aus ganz Europa traf man nur wenige Landeskinder mit besorgten Mienen. Ab und zu wurde ein Mainzer „Krischer" etwas laut, der auch in dieser Situation das altgewohnte „Kreischen" nicht lassen konnte.

In Mainz hieß es, daß in wenigen Tagen das Abgehen aller Züge

sistiert werde, um die großen Truppendurchzüge bewältigen zu können. Ich reiste daher sofort wieder ab. Die Rückreise nach München ging etwas langsamer vor sich, als sonst. Doch gab es keine eigentliche Stockung. Auf der Hin- und Herreise gab es Kriegsbilder die Menge. In Würzburg war der ganze Bahnhof mit schlafenden und herumlungernden Einberufenen gefüllt. Es war mitten in der Nacht. In Frankfurt waren große Massen an den Bahnhöfen um den Truppen Ovationen zu bringen. Als ich durch Württemberg heimreiste, traf ich überall schon gehobene und vertrauensvolle Stimmung. Die Panik der ersten Tage war vorüber. In Reichenhall angekommen, beruhigte ich meine Familie über das Schicksal unseres Besitzes in München und am Rhein.

Endlich kam die Nachricht von der Schlacht bei Weißenburg. Nun brach ein unbeschreiblicher Jubel aus. Den ganzen Tag über standen die Menschen vor den im Kurgarten angeschlagenen Telegrammen. Man traute ja seinen Augen nicht. Zum zweitenmal ging ich nach München; es ließ mir keine Ruhe. Im Coupé waren einige Wiener, welche die Siege stark bezweifelten „Lauter preußischer Schwindel", meinte eine Dame. Im Bahnhof München erblickte sie gefangene Zuaven und Turkos von Weißenburg. „Was ist das?" „Gefangene Franzosen, meine Gnädige, es scheint doch kein Schwindel zu sein." In den Wartsälen lagen Verwundete, welche von Aerzten empfangen wurden. Franzosen und Deutsche, friedlich lagen sie nebeneinander. Kein Klagelaut wurde vernommen. Der Jubel in München steigerte sich noch, als die Nachricht von der Schlacht von Wörth anlangte. Der Enthusiasmus war grenzenlos. Man führte sich an die angeschlagenen Kriegsnachrichten und konnte sich nicht satt lesen. Eine Volksversammlung wurde in den Englischen Garten einberufen. Der Bürgermeister redete die Bevölkerung an: „Es ist ein ununterbrochener Siegeslauf, den unsere Truppen nehmen. Heil und Dank unserer Armee!"

Mitglieder des Hoftheaters, an ihrer Spitze Possart, unternahmen eine Tournée durch die größeren Städte Bayerns. Der Ertrag war für die Verwundeten bestimmt. Der sogen. Theaterschwab machte den Impressario. Da sie zu einem ihrer Theaterstücke Klavier hinter der Szene nötig hatten und einen Klavierspieler, den sie hätten bezahlen müssen, nicht mitnehmen wollten, forderten sie mich auf, wenigstens in Augsburg den Klavierpart zu übernehmen. In den anderen Städten würden sie dann schon Zeit haben, einen Klavierspieler ausfindig zn machen. Die Gelegenheit, mein Scherflein beizutragen, wollte ich nicht vorübergehen lassen und so sagte ich zu. Des anderen Tages fuhr eine animierte Gesellschaft nach Augsburg. Die Damen Marie Meyer, Johanna Meyer, Weiß und andere erste Kräfte des Hoftheaters waren dabei. In den 3 Mohren stiegen wir ab. Nach Tisch war eine kurze Setzprobe, dann wurde das alte Augsburg durchwandert. Das Schauspielhaus war ausverkauft. Große Massen bewegten sich des Abends gegen das Theater. Dort stand ihnen eine neue Ueberraschung bevor. Die Nachricht vom Siege bei Spichern war eben angekommen. Erneuter Jubel, der sich bis ins Haus fortpflanzte. Ich wurde dermaßen gedrängt, noch bis Nürnberg mitzugehen, daß ich mich bewegen ließ. In Nürnberg dieselben Verhältnisse, wie in Augsburg. Jeden Abend nach bejubelten Aufführungen lange Sitzungen im Gasthof.

Eines Abends kam in Gegenwart der Damen das Gespräch auf kitzlige erotische Fragen. Ich kramte mein ganzes Wissen aus; Schopenhauers Metaphysik der Geschlechtsliebe rc. Da ich mich aber nie vom wissenschaftlichen

Boden entfernte und mit der ernstesten Miene ohne jede Frivolität meine Vorlesungen hielt, hörten die Damen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und mochten sich den anderen Tag selbst gewundert haben, was sie sich da alles hatten bieten lassen. Die anwesenden Herren Possart, Rohde, Davideit konnten das Lachen kaum unterdrücken und erinnerten mich noch oft daran.

In einem Weinkeller, zu dem einige Stufen hinabführten, wurde manches Glas geleert. Sehr oft wurde die Trinkgesellschaft durch eine falsche Kriegsnachricht alarmiert, welche ein Uebermütiger in den Keller hinabrief. Es war damals zur fixen Idee geworden, es müßte in den nächsten Tagen die „Entscheidungsschlacht" geschlagen werden, die man fieberhaft erwartete. Es war das eine Analogie mit dem böhmischen Feldzug. Auf die kleineren Kämpfe sollte ein entscheidendes Sadowa folgen.

Der Verlauf des Krieges sollte aber einen anderen Modus annehmen. Die Metzer Schlachten wurden geschlagen. An eine Invasion war nicht mehr zu denken. Die Gemüter beruhigten sich. So verging der Sommer und es wurde von Reichenhall wieder nach München aufgebrochen. Dort hielt ich mich einige Zeit auf, wollte aber meine alljährliche Herbstreise nach dem badischen Oberlande, nach meinem Gute nicht unterlassen. Da ich aber auch noch in Winkel etwas zu tun hatte, machte ich mir einen Reiseplan, der mich in die Lage brachte, einiges vom Kriegsschauplatz mitzunehmen.

Ich fuhr direkt nach der Station Appenweier, wo die Bahn nach Kehl abzweigt. Von da begab ich mich nach Legelshurst, einem Ort in der Richtung gegen Straßburg. Daselbst traf ich meinen Freund Karl Stieler, den Dichter, der auch in der Absicht gekommen war, etwas vom Kriege zu erhaschen. Diese Leute nannte man damals nicht sehr schmeichelhaft „Schlachtenbummler". Das Wirtshaus von Legelshurst hielten wir Schlachtenbummler von unten bis oben besetzt. Täglich kamen massenhaft solche Neugierige an. Die meisten fanden keine Unterkunft. Ich hatte mit Stieler ein Zimmer ergattert, in dem wir einige Tage gut zubrachten. Morgens arbeiteten oder lasen wir. Nach Tisch nahm ein Teil der Gäste einen Leiterwagen, auf dem man an einen alten Turm fuhr, von dem aus Straßburg und Kehl zu sehen waren. Die Geschütze von Straßburg reichten aber nicht so weit. Dieser Turm war das eigentliche Standquartier für die Schlachtenbummler. Man hörte und sah gerade nicht viel. Mein alter Freund, Wilhelm Langhans, den ich zu meiner großen Ueberraschung auf dem Turm begegnete, meinte, so ein Schuß mache den Effekt eines abspringenden Hosenknopfes. In langen Zwischenräumen ertönte ein solcher Schuß. Selbst die nächste Batterie, die Kehler, war zu weit entfernt, um einen großen akustischen Eindruck zu machen. Die Schüsse aus den Batterien von anderen Seiten, von Schiltigheim usw. hörte man kaum.

Dies bewog mich, einigen kühneren Herren mich anzuschließen, welche wenigstens in die Nähe der Kehler Batterie gelangen wollten. Zu diesem Zweck mußten wir nach Kehl. Kehl war vollständig verlassen, verödet. Nur ein Wirtshaus am westlichen Stadtende war für die Soldaten der Batterie geöffnet. Eigentlich war es verboten, Kehl zu durchwandern, ich riskierte es aber doch. Ich schlich mich den Häusern entlang. Dort war man am sichersten. Die Kugeln, die man pfeifen hörte, hatten meist die Flugbahn in der Mitte der Straße. Das nette freundliche Kehl sah erbarmungswürdig aus. Im Wirtshaus nahmen wir was zu uns. Unsere Kameraden waren badische Kanoniere, welche zur Batterie gehörten. Sie waren sehr niedergeschlagen über den vor wenigen Tagen erfolgten Tod ihres Hauptmanns, den eine ein-

schlagende Granate getroffen hatte. Auf dem Rückweg mußten wir einen Damm passieren, der von Straßburg aus beschossen wurde. Man gab uns den Rat, hinter dem Damm zu marschieren, ja nicht auf dem Damm, wo man von Straßburg gesehen wurde. Wir hörten öfters Kugeln pfeifen. Das war so ziemlich die Grenze, wo man gefährdet war. Bei unserem Turm waren wir wieder in voller Sicherheit. Mit Freund Langhans, der einem Bade am Bodensee zustrebte, fuhr ich weiter nach Triberg, wo wir uns den Wasserfall betrachteten.

In Donaueschingen konnte mein Freund nicht einmal die Schätze der Bibliothek sich zeigen lassen. Alles Wertvolle war in Kisten verpackt worden, um sie sofort in die Schweiz flüchten zu können. In Donaueschingen trennten wir uns. Ich blieb einige Tag bei meinem Onkel Kirsner. Der alte Parlamentarier und Patriot war im siebenten Himmel über die deutschen Siege. Die Nachricht eines neuen Sieges kam an. Die Stadt wurde beflaggt. Von Donaueschingen ging ich auf mein Gut. Ich hatte gerade ein Mittagsschläfchen gemacht, als mein Vetter hereinrief: „Napoleon ist gefangen". Die Glocken wurden geläutet, Böllerschüsse ertönten. Die Honoratioren des Dorfes versammelten sich in einem Wirtsgarten. Das ganze Dorf war patriotisch gehoben.

Bei einem Abstecher nach Konstanz fand ich den alten Schmalholz ganz verjüngt. Der Schwärmer für das Jahr 1813 hatte seine Zeit wieder gefunden. Hatte er doch in stillen Zeiten die Fahne des Deutschtums hochgehalten. Schon als Knabe pflanzte er mir die Bewunderung für die Helden des Befreiungskrieges und für die Tiroler Helden vom Jahre 1809 ein, Pflanzen, die üppig in die Höhe schossen. Die benachbarten Thurgauer waren fanatische Franzosenfreunde. Nicht wenig trugen die Erinnerungen an die Napoleoniden auf Arenenberg dazu bei. An der Grenze wird ja ohnedies gern gerauft. Schon als Buben prügelten wir uns mit den Schweizern herum, welche die Konstanzer Schulen besuchten. Ein alter Thurgauer, in Kreuzlingen wohnhaft, ein origineller Kauz, ließ sich täglich in Konstanz rasieren und schüttete dem Barbier sein französisches Herz aus, der ebenso tapfer den deutschen Standpunkt vertrat. Schmalholz begegnete ihm nach den ersten Schlachten und verhöhnte ihn als falschen Propheten. „S'isch no nit us, sie locket's nu inne, sie locket's nu inne", war die Antwort des Schweizers. „Wie stehts jetzt mit dem ‚Innelocke'?" meinte nach Sedan der alte Schmalholz. Als sich das Gerücht verbreitet hatte, Moltke wolle sich in Konstanz ankaufen, sagte er zu einem Konstanzer Villenbesitzer: „Gebt's dem Marschall Moltke nur auch recht billig". „Ja, das ischt halt so a Sach", meinte der gute Spießbürger.

Ein weiteres Kriegsbild hatte ich in Nancy. Im Café Louvre am Bahnhof, das der Soldatenwitz Café Luder getauft hatte, war die ganze Nacht ein reges Lagerleben. Durchziehende Truppen und Transportführer machten da oft stundenlange Rast. Jeder Moment bot was Neues. Zwischen die trinkenden Soldaten hatten sich Freudenmädchen eingekeilt, welche ihre Verführungsraketen steigen ließen. In meiner Nähe hatte sich eine solche Donna postiert, welche sich plötzlich mit dem Glas erhob und schrie: „Vive les vainqueurs!" Ich machte zu ihr die Bemerkung, das sei nicht besonders patriotisch von ihr gedacht. „Qu'est ce que c'est la patrie?" rief sie laut aus. „Voilà la patrie". Dabei machte sie eine unanständige Geberde. Ein erschütterndes Schauspiel spielte sich am Bahnhof ab. Ein großer Zug gefangener Offiziere von der Garnison Metz war angekommen. Ganz Nancy war hinausgeströmt, um die Unglücklichen zu beschimpfen. Besonders die Weiber

benahmen sich ganz bestialisch. Sie stiegen auf die Trittbretter, um den Tapferen Feigheit vorzuwerfen. „Lâches, que vous êtes!“, ertönte es aus tausend Kehlen. „Oh, ces misérables!“ In dieser Tonart ging es weiter. Endlich wurden die Vetteln durch preußische Soldaten verjagt. Ein Cordon wurde gezogen. Da schimpften sie außerhalb des Bahnhofes auf den Brücken, welche über den Schienenstrang führten, weiter. Die Armen saßen traurig, lautlos in ihrem Wagen, ihr Essen, das ihnen gereicht wurde, verzehrend. Endlich nach Ablauf mehrerer Stunden wurden die Bedauernswerten erlöst. Der Zug bewegte sich gegen Mainz weiter. Auch mein Zug ging dann bald darauf ab. Die dreifache Fahrzeit wurde gebraucht.

Im Coupé waren Lothringer, welche ins offene Metz wollten, um Bekannte nach langer Trennung wieder zu sehen, Frauen, welche zu ihren Männern zurückkehrten, Flüchtlinge, welche bei Ausbruch des Krieges Metz verlassen hatten. Die Gespräche waren charakteristisch genug. Die Verräterei Bazaines stand schon damals in allen Köpfen fest. An einem Umschlag des Kriegsglückes zweifelte Niemand. Echt französische Mythen kamen zu Tage. Den König Wilhelm hielten sie für einen Säufer, der in der Trunkenheit die grausamsten Befehle erteilte. Ich machte auf die notorische Mäßigkeit des Königs aufmerksam. Alles umsonst. Ich sprach von einer etwaigen Verwechslung mit des Königs Bruder, Friedrich Wilhelm dem Vierten. Der soll dem Weingenuß nicht abhold gewesen sein. Sie wußten sicher, es sei König Wilhelm. Sehr lustig machten sie sich über das schwarze Kommißbrot. „En France les Prussiens le donnent aux cheveaux“. „Mais les cheveaux ne le mangent pas“, meinte ein zweiter. Ich versicherte, daß ich für gewöhnlich auch Weißbrot äße, daß aber von Zeit zu Zeit Schwarzbrot eine Delikatesse für mich sei. Mit ungläubigem Lächeln wurde das aufgenommen. Uebrigens wurden diese Debatten in den höflichsten Formen geführt. Wir waren präveniert auf der letzten Station aussteigen und im Omnibus nach Metz fahren zu müssen. Wir waren freudig berührt, als die Kondukteure die Nachricht verbreiteten, daß heute Abend zum ersten Male der Zug in den Bahnhof Metz einfahre. Spät in der Nacht kamen wir an. Ich frug einen Passanten nach dem dortigen ersten Gasthof. Der höfliche ältere Herr bot sich an mir den Weg zu weisen. Plötzlich sagte er zu mir: „Vous êtes probablement officier prussien“. Ich wunderte mich sehr über seine Höflichkeit und Güte, trotzdem er mich für einen preußischen Offizier in Zivil gehalten hatte. Zuerst hieß es, heute könnte ich unmöglich ein Bett bekommen. Ich machte mich gefaßt, die Nacht im Wirtszimmer zuzubringen. Es war große Gesellschaft da, meist Deutsche. Wein gab es im Ueberfluß. Zu essen gar nichts. Ich zog Wurst und Brot heraus, die ich vorsichtigerweise mitgenommen hatte und schwelgte im Ueberfluß. Auf einmal kommt der Kellner auf mich zu, es waren schon einige Stunden vergangen und nur noch wenige Gäste anwesend, und meldete mir, es sei noch ein Bett frei geworden.

Den anderen Morgen gab es Kaffee, dann durchwanderte ich die Stadt, in der es sonderbar aussah. Man fand noch verhungerte Pferde am Boden liegen, denen von ihren verhungernden Kameraden die Schwänze abgefressen waren. Ich geriet auf den Markt. Spekulative Rheinhessen und Pfälzer hatten mit Eßwaren auf das Aufmachen der Festung gewartet und boten nun ihre Ware feil. Ganze Ladungen von kleinen Mainzer Handkäsen waren vorhanden. Die Franzosen verkosteten den ihnen unbekannten Käse. Ich hörte sagen: „Oh, c'est bon“. Ich hatte auch einige Einkäufe gemacht, ich hätte es aber gar nicht nötig gehabt, denn als ich ins Hotel zurückgekehrt war,

wurde mir eröffnet, daß heute das erste Diner serviert würde. Es war zwar noch etwas bescheiden, doch konnte man satt werden. Anwesende deutsche Juden machten sich den Spaß, den Leuten einzureden, es wäre Ratten-, Hunde- und Katzenfleisch, was vorgesetzt wurde. In den Straßen herrschte viel Leben. Jede Stunde gingen Züge mit Gefangenen ab. Deutsche Truppen zogen mit wuchtigem Schritt durch die Straßen. Französische Soldaten hörte ich sagen: „Ils marchent bien ces bougres".

Am Bahnhof in Metz ging es am anderen Morgen fürchterlich zu. Truppen kamen an, Gefangene fuhren ab. Passagiere, Bauern und Geschäftsleute aus der Umgegend wollten fort. Von einem regelmäßigen Betrieb konnte keine Rede sein. Ich zweifelte am Abgang meines Zuges und machte mich auf den Weg auf der Straße nach Saarbrücken. Das Interessanteste, was mir unterwegs aufstieß, war ein ganzes Lager gefangener Turkos und Zuaven. Sie hatten meist einen gutmütigen Ausdruck. Einer half mir über einen Graben. Auf alles gaben sie freundlich Auskunft. Kanonen begegnete ich in der Richtung nach Metz zu. Man sagte mir, sie seien nach Paris bestimmt. Deutsch-Lothringische Bauernweiber frugen mich, wo man denn mit all' den Menschen und Kanonen hin wolle. „Nach Paris." „O Gott! O Gott!" lamentierten sie. Einige Stunden von Metz wartete ich einen Zug ab und traf abends in Saarbrücken ein.

Den anderen Morgen besichtigte ich einige historisch merkwürdig gewordene Punkte in der Umgebung Saarbrückens und fuhr noch mit einem direkten Zug über Kreuznach und Bingen nach Mainz.

In Mainz kamen tagtäglich Metzer Gefangene an. Wenn man durch die Straßen ging, meinte man in einer französischen Garnisonsstadt umherzuwandeln. Man sah fast nur rote Hosen. Die Mainzer waren ziemlich besorgt. Es hatte schon eine Revolte stattgefunden. Man mußte ernste Maßregeln ergreifen, um diese Massen von Gefangenen im Zaum halten zu können.

Von Stuttgart aus besuchte ich später noch das kürzlich übergegangene Straßburg. Die zusammengeschossenen Straßen, die demolierten Häuser machten einen schrecklichen Eindruck. Der Geist in der Stadt war ein finsterer, unheimlicher. Die Leute machten böse Köpfe hin. In einem kleinen Laden jammerte ein ostpreußischer Landwehroffizier seinen Quartierleuten vor und schloß: „Wenn ich dem König nicht geschworen hätte, täte ich nicht mehr mit." Es war hohe Zeit, daß Friede wurde. Eines Abends balgten sich Elsässer und Franzosen auf der Straße herum und machten sich gegenseitig in zwei Sprachen Vorwürfe. Ein preußischer Soldat, der infolge des Geschreis nicht schlafen konnte, schrie herunter, sie möchten Ruhe geben. Die Eintracht war sofort hergestellt. Alle wendeten sich gegen den Preußen. Straßburg war das letzte Kriegsbild, das sich mir bot.

Endlich kam der ersehnte Friede. Ein Alpdruck wurde von der deutschen Nation genommen.

Ich habe noch zwei Truppeneinzüge erlebt, die ich später schildern werde.

* * *

Jetzt bitte ich den Leser, mit mir sich in die Zeit zurückzuversetzen, in der ich die „Blumenrache" an Ambrogio in Stuttgart schickte. Früher als ich dachte, bekam ich einen Brief, der mich zu den Proben berief. Bei meinem ersten Besuch auf dem Ballettsaal wurde es mir ganz sonderbar zu Mute. Der ungewohnte Anblick so vieler junger hübscher Mädchen in diesem Aufzug

hatte etwas Fascinierendes. Obwohl man auf den Brettern dasselbe zu sehen bekommt und die Toiletten am Abend entschieden reizvoller sind, ist es doch etwas anderes, wenn man sich mitten unter den Mädchen herumtummelt, als wenn man sie nur in Bühnenentfernung sieht. Verführerisch sehen sie durchaus nicht aus, etwa, wie wenn sie gerade aus dem Bette kämen und das Schlechteste, Verbrauchteste von Wäsche und Unterröcken angezogen hätten. Auch machten ihre Bewegungen, besonders, wenn sie an der „Stange" ihre Uebungen machen, einen vorwiegend komischen Eindruck. Trotzdem ging ich die ersten Male in einer Stimmung aus dem Saale, als hätte ich im Hörselberg verweilt. Doch wie rasch änderte sich das. Nach acht Tagen hätte ich auf die Frage, ob die Mädchen heute „kurz" oder „lang" gekommen sind, kaum eine Antwort geben können.

Meine nunmehrige Eigenschaft als „Ballettkomponist" brachte mich noch mit dem Münchener, Dresdener, dem Wiesbadener, dem Frankfurter Ballett zusammen und ich lernte diese so eigentümliche Welt um so mehr kennen, als ich mit dem nötigen Interesse und der nötigen Vorurteilslosigkeit mich mit diesen psychologischen Rätseln befaßte. Nach der Hauptprobe brachte mir das Orchester eine Art Ovation, indem sie mir alle lebhaft applaudierten. Ueberhaupt habe ich von seiten der Orchestermitglieder überall nur Freundliches erfahren.

Der Abend gestaltete sich zu einem großen Erfolg. Tänze, Beleuchtungen, Maschinerien, Dekorationen, alles wurde lebhaft beklatscht und am Ende wurden alle mehrmals stürmisch hervorgerufen. Die Presse lobte die Musik bis über den Schellenkönig. Den größten Eindruck aber machte mir, als ich bei der zweiten Aufführung eine halbe Stunde vor Kassenöffnung zufällig am Theater vorüberkam und die Leute Queue machten wie bei einer großen Oper am Sonntag.

Rechne ich noch dazu, daß ich von Hackländer in das „Bergwerk" eingeführt wurde, die Stuttgarter Gelehrten und Künstlergesellschaft, bei Hackländer einen Abend verlebte, an dem Frl. Schröder eigens eingeladen war, um Lieder von mir zu singen, daß ich bei Schricker einer Einladung Folge geleistet hatte, die mir zu Ehren arrangiert wurde, so hatte ich einen Schatz von erfreuenden Erinnerungen, die mich die ganze Heimfahrt lebhaft beschäftigten.

In München war es meine erste Sorge, daß das Ballett an die Münchener Bühne gelange. Baron Perfall war von vornherein dafür eingenommen, es handelte sich also darum, die Ballettmeisterin zu gewinnen. Dies führte mich mit Frau Lucile Grahn zusammen, der einst so gefeierten Tänzerin, die neben der Fanny Elßler und der Taglioni wohl die größten Triumphe zu verzeichnen hatte in jener Zeit, in welcher die Temperatur solcher Ovationen die höchsten Grade erreicht hat. Bekanntlich hat sie einmal eine Tournee durch Europa mit Ambrogio unternommen, der mit ihr tanzte und mit ihr liebte. Ich zweifelte zuerst, ob der Umstand meiner Sache gerade günstig sei. Er war es aber doch. Sie empfing mich gleich sehr herzlich. Natürlich war sie über das Ballett schon unterrichtet und es handelte sich nur darum, daß sie die Musik kennen lernte. Ich spielte sie ihr gleich vor. Es ist mir unvergeßlich, wie die alt gewordene Künstlerin neben mir am Klavier saß und im Verlaufe des Vortrags immer ergriffener wurde, so daß sie schließlich in Tränen ausbrach. Obwohl sie eine geradezu schwärmerische Liebe zu meiner Musik gefaßt hatte, die sie auch nie verlor, so bin ich doch objektiv genug, ihre Erregung nicht nur der Musik, auch nicht bloß dem Sujet zu

zuschreiben. Es war wohl die Erinnerung an ihre Jugend, an ihr reiches Leben, an ihr Wirken als sie in die Worte ausbrach: „O hätte ich dieses Ballett vor 20 Jahren gehabt!“

Als ich von ihr wegging, war die Münchner Aufführung gesichert. Sie sprach den Wunsch aus, das Ballett vorher in Stuttgart zu sehen. Ich lud sie ein, mit mir dahin zu fahren. Gar manches aus dem Leben dieser merkwürdigen Frau erfuhr ich auf dieser Fahrt. Wir wurden von da ab die besten Freunde. Ich hatte ja auch manches zum Besten zu geben. Noch heute, wenn ich ihr begegne, erinnert sie mich an die lustige Fahrt.

Den andern Morgen besuchten wir den Ballettsaal. Wie eine Königin wurde sie aufgenommen. Ihre profane Vergangenheit wurde für den aufmerksamen Beobachter eine Quelle komischer Entdeckungen. Das Feuer ihrer Liebe zu Ambrogio schien noch nicht ganz verglommen zu sein. Es brach bei ihr sogar eine Art Eifersucht aus, als sie dahinter kam, daß Ambrogio ein zärtliches Verhältnis mit einer der Damen vom Korps hatte. Die leidenschaftliche Frau gab sich nicht einmal die Mühe, ihren Aerger zu verbergen, sondern sprach sich später gegen mich unverhohlen darüber aus. Das Ballett wurde ihr auf dem Saal vorgetanzt und abends besah sie sichs vom ersten Rang aus. Ich saß neben ihr. Es hatte sich im Hause herumgeschwatzt, daß sie anwesend sei. Mit neugierigen Augen wurde sie von den Damen in den Logen betrachtet, sie, der einst Europa zu Füßen lag, der die Pferde ausgespannt wurden und vor deren Fenstern die Serenaden kein Ende nahmen. Nach der Vorstellung, über die sie sich sehr günstig geäußert hatte, waren wir zu Hofrat Wehl, einem alten Verehrer von ihr, eingeladen. Als Ambrogio mich dort allein hatte, schlug er ungefähr denselben Ton an, in dem sie sich gegen mich geäußert hatte. Wenn man sich vorstellte, wie alt die beiden Leute seit ihren Affairen geworden waren, so hatte diese Katzbalgerei etwas unendlich Komisches.

Frau Grahn kehrte den anderen Tag nach München zurück. Ich blieb noch einige Tage bei meinen Freunden und verhandelte mit dem Theater über eine baldige Aufführung meiner komischen Oper: „Adam und Eva“. Diese Geschichte sollte sich zur reinsten Affenkomödie auswachsen. Nach menschlicher Berechnung mußte die Oper in einigen Monaten aufgeführt sein. Sie ist heute noch nicht gegeben.

Die Proben wurden immer von Zeit zu Zeit begonnen, vierzehn Jahre lang, und es war nahe daran, daß man den Tag der Aufführung ansetzte. Ich sagte oft: „Jetzt täte es mir fast leid, wenn es dazu kommen sollte.“

Auf dem Münchener Ballettsaal hatten die Proben begonnen. Allerhand Scherze kamen auch da vor. Frau Grahn liebte, sich derb auszudrücken und hatte Spaß an saftigen Geschichten.

Einer Tänzerin rief sie einmal zu: „Pfui, das sieht ja aus, als wollten Sie — — was anderes vornehmen“. Die schlagfertige Dame gab ihr zur Antwort: „Das kommt ja bei Tänzerinnen gar nicht vor“.

Solche harmlose Theaterscherze abgerechnet, fand ich den Ton, der auf dem Uebungssaal herrscht, sehr anständig an all den Balletten, die ich kennen lernte.

Ich bemerkte, daß in jedem Ballettkörper drei Kategorien vertreten sind. Das Gros besteht aus guten armen Mädeln. Daß sie Liebhaber haben, kommt in anderen Korporationen auch vor. Ihre Bezahlung, mit Ausnahme der Solistinnen, ist keineswegs brillant, die Anforderung an gute reine Wäsche eine große. Wehe einem nicht ganz sauberen Unterröckchen. Auf eine Unter-

stützung sind sie angewiesen, was Wunder, daß sie einem ordentlichen Menschen, der auf längere Zeit sich ihrer annimmt, sich hingeben. Einem solchen bleiben sie treu und nicht selten schloß ein derartiges Verhältnis mit einer Heirat. Aber trotzdem, daß die armen Teufel wohl wissen, daß auf ihre Tugend nicht viel gehalten wird, gibt es eine zweite Kategorie, die ziemlich vertreten ist, das sind wahre dragons de vertu. Diese Mädchen hatten für mich immer etwas Rührendes. Man glaube nicht, daß sie die älteren und häßlichen seien. Nein, es sind darunter junge hübsche Mädchen. Haben sie gerade nichts zu tun, setzen sie sich in eine Ecke und ziehen den Strickstrumpf oder eine Näherei heraus. Mit Arbeit erkaufen sie sich Freiheit und Unabhängigkeit. Die dritte Kategorie sind einige räudige Schafe, die jeder Ballettsaal aufzuweisen hat. Sie sind aber stark in der Minderheit und werden von den anderen verachtet und gemieden. Ich erlebte einen bezeichnenden Auftritt auf dem Stuttgarter Saal. Eine „Neue“ wurde aufgenommen, welche sofort die unvorsichtigsten Aeußerungen über die Verbesserung ihrer ökonomischen Lage unter genauer Preisangabe fallen ließ. Die sittliche Entrüstung darüber nahm solche Dimensionen an, daß der Ballettmeister genötigt war, die industrielle Dame zu entlassen.

Der Erfolg in München war ungefähr derselbe wie in Stuttgart. Ich wurde mit Frau Grahn mehrmals vor die Rampe gerufen. Die Presse schlug denselben Ton an. An die Musik war keiner herangegangen, nur dem Libretto wurde teilweise am Zeug geflickt.

Bei einer Bockpartie, die alljährlich seinen Freunden der alte Kobell gab, wußte mir jeder was Schönes zu sagen. Der anwesende Intendant war des Lobes voll.

Diese Kobellschen Bockfeste gehörten zu den Kuriositäten Münchens. Ein Bocklied von Kobell eröffnete das Fest, Lieder von mir folgten, der alte Petzmaier spielte auf der Zither. Herren von den Zwanglosen, von Alt-England, Kobells Kollegen und manchmal Mitglieder der Herzog-Max-Familie nahmen teil an dieser Frühjahrsbelustigung.

Der Ballettmeister Pohl von Dresden war gekommen, um die Blumenrache sich anzusehen. Er bat mich, nach Dresden zu kommen, wenn die Aufführung nahe bevorstehe. Da ich ohnedies gerne wieder einmal am Elbestrand gewandelt wäre und mir das gastfreie Haus der Frau Irene Koppel, geborene Schäuffelen, offen stand, sagte ich zu.

Ich kam nach einer Nachtfahrt in Dresden an und wurde vom lustigen Franz Koppel in Empfang genommen. Nun ging es im Hause Koppel wochenlang hoch her. Nicht wenig trug der Umstand dazu bei, daß gerade Aglaja Orgeni in Dresden mit immensem Erfolg gastierte. Es waren Tage des Glanzes für sie. Zu ihren glühendsten Verehrerinnen gehörte Frau Irene. Letztere war damals in einer Umwandlung begriffen, die bekanntlich damit endigte, daß sie sich in Venedig mit dem Bildhauer Hildebrand trauen ließ.

Zu den Gästen des Hauses gehörten auch die Herren Fiedler von Leipzig, Hettner und andere.

In der Hauptprobe saß mein alter Lehrer Rietz unweit von mir in der ersten Sperrsitzreihe. Der war nun ganz entzückt von meiner Musik und war offenbar stolz auf seinen Schüler. In der Weinstube unweit des Theaters, in welcher die Mitglieder des Hoftheaters ihren Frühschoppen trinken, legte er ganz gehörig los, indem er die Gäste förmlich aufforderte, mir ihre ganz besondere Hochachtung zu bezeugen. Ich sah ihn damals zum letzten Mal.

Einige Jahre darauf starb er in ziemlich zerrütteten Verhältnissen, beladen mit Hauskreuz und traurigen Erfahrungen in der Familie.

Die Aufnahme war eine sehr günstige, wie überall.

Als ich einmal von einer Spazierfahrt mit den Damen Görger zurückgekehrt war und dieselben vor ihrer Wohnung ausgestiegen waren, trat ein Herr an den Kutschenschlag und schrie in den Wagen herein „Aepfelhä". Es war ein Sohn aus dem Hause „Bose", den ich seit den Tagen des Konservatoriums nicht mehr gesehen hatte. Er war unterdessen zum Sonderling geworden und hatte sich den Scherz gemacht, mir ein Wort aus der Konstanzer Bubensprache, das ihm seinerzeit vielen Spaß gemacht hatte, zuzurufen und wieder zu verschwinden. Er war weg. Meine Nachforschungen nach ihm waren vergeblich.

Vor lauter Theater bin ich noch gar nicht dazu gekommen, von dem Eindruck des Truppeneinzugs der sächsischen Armee zu reden, welcher in jenen Tagen stattfand. Der Anblick des großartigen Schauspiels war so ergreifend, daß uns allen die Tränen in den Augen standen. Abends war Festvorstellung.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt im gastlichen Hause Koppel fuhr ich mit dem Abendzug nach Königsstein, wo ich den dortigen Amtsrichter, Herrn von Bose, den Bruder meines Jugendfreundes, der mich in Dresden so seltsam bewillkommnet hatte, aufsuchen wollte. Wir blätterten in unserer Jugend. Dann fuhr ich weiter nach Prag. Auf einer böhmischen Station stieg Kapellmeister Abert von Stuttgart ein. Wir fuhren einige Stationen weit zusammen. In Prag hielt ich mich mehrere Tage auf und bewunderte die märchenhafte Stadt. Dann fuhr ich in einem Tage bis Regensburg, den anderen Tag bis Landshut, da ich gehört hatte, daß dort ein Truppeneinzug stattfinde. In seiner Art war dieser noch interessanter wie der Dresdner. Jedenfalls war er urwüchsiger. Der Enthusiasmus schlug noch mehr in hellen Flammen auf. Ganz begeistert fuhr ich abends spät in München ein.

Der Münchener Einzug hatte schon stattgefunden. Die Ludwigsstraße, zur Via triumphalis geworden, prangte noch in ihrem Flaggenschmuck. Alle Welt sprach vom deutschen Kronprinzen, der sich während der Einzugstage sehr populär gemacht hatte. Am Morgen des Einzugs badete er in der Allgemeinen Schwimmschule und Nachmittags trank er am Hofbräuhaus aus dem Krug eines Miesbacher Bauern, der dem Vorbeifahrenden einen Maßkrug entgegengehalten hatte. Solche Scherze wurden von der Bevölkerung ungemein gut aufgenommen.

Nach einigen Tagen hatte ich meine Geschäfte besorgt und reiste meiner Familie nach an den Rhein.

Bald darauf kam Aglaja Orgeni, als ihr Gastspiel in Wiesbaden zu Ende war, mit ihrer Schwester Klotilde und dem originellen Fräulein Steuder, der Anstandsdame der Diva, zu uns nach Winkel auf längeren Besuch. Es ging hoch her. Halb Winkel war vor unserem Hause versammelt, wenn die Sängerin ihre Töne in die Nacht hinausschmetterte. Von uns weg gingen die Damen in Begleitung der „Steuderini", wie sie Koppel getauft hatte, nach Ostende. Ich versprach nachzukommen, was ich später auch ausführte.

Dort hatte sich ein Schwarm von Verehrern um die Diva gruppiert, darunter interessante Leute. Der berühmte Chirurg Billroth von Wien, der sehr musikalisch ist und gut Klavier spielt, nahm an unseren Abenden teil.

Nach vielem Baden, Laufen, Essen, Singen und Philosophieren stob die Gesellschaft auseinander. Ich kehrte wieder nach Winkel zurück.

Bald nach meinem Stuttgarter Erfolg hatte ich angefangen, an einem

neuen Ballett zu arbeiten, den „Verbannten Göttern". Der Himmel hing mir damals voller Geigen. Ich träumte, der Reformator des Balletts zu werden. Noch hatte ich keine Ahnung, daß dieses überhaupt nie zur Aufführung kommen würde, weil es zu viel koste. Da sich nach Vollendung dieses Balletts, das ich mit so großer Liebe geschrieben hatte, das den vollen Beifall der Choreographen und der Musiker hatte, herausstellte, daß eine Aufführung sich jahrelang hinausschleppen werde, trat ich an andere Arbeiten heran.

Die für Treumann komponierte Operette, „Der Dorfadvokat", wurde wieder vorgenommen. Bei meiner Durchreise suchte ich Treumann in Wien auf, der mich einlud, im Theater an der Tuchlauben ein komisches Phänomen zu bewundern, das kürzlich in Graz entdeckt worden sei, einen gewissen Schweighofer. Das Theater, das, wenn ich mich recht erinnere, damals Strampfer leitete, hatte die Eigentümlichkeit, im vierten Stock sich zu befinden. In die Treumannloge zu gelangen, hatte man einen Turm zu bewältigen, obwohl sie im ersten Rang sich befand. Dieser Schweighofer war in der Tat ein Komiker ersten Ranges. Am anderen Morgen beschied ihn Treumann zu sich, um sich den Dorfadvokaten von mir vorspielen zu lassen. Schweighofer, der sich als ein ungemein bescheidener und liebenswürdiger Mensch entpuppte, schien Gefallen an der Rolle des Schafhirten zu finden. Doch kam es in Wien nie zu einer Aufführung. Ich reichte die Operette später bei Baron Perfall ein, der sie sofort annahm.

Damals gab man am Residenztheater öfter Dittersdorf. Doch währte diese Aera nicht lange. Kein Wunder, daß mein „Dorfadvokat", den ich in der einfachsten Weise mit Rücksicht auf dieses Theater und sein Repertoir instrumentierte, sich nur einen Achtungserfolg errang. Er wurde nach wenigen Aufführungen zurückgelegt. Als Kuriosum muß ich erwähnen, daß der später als Wagnersänger so berühmt gewordene Tenorist Schott den idyllischen Liebhaber sang. Da durch eine Kette von unangenehmen Zufällen, Heiserkeiten usw. die Aufführung sich verzögerte, vier- bis fünfmal war die Première angesagt und verschoben, wollte mir Baron Perfall damit einen Ersatz bieten, daß er „Adam und Eva" einschob, das seit dem Abgang des Frl. Müller nicht mehr gegeben ward. Sophie Stehle studierte in zwei Tagen die Rolle ein und trat am dritten in ihr auf. Meisterhaft! Bis zu ihrer Verheiratung, infolge deren sie den Brettern Valet sagte, sang sie die Rolle.

Die Aufnahme des „Dorfadvokaten" war ziemlich flau. Dem Textbuch liegt die berühmte Geschichte des „Maitre Pathelin" zugrunde. Treumann hatte eine der vielen französischen Bearbeitungen übersetzt. Er hat sich aber gründlich geirrt. Dieser für Franzosen so wirksame Stoff wurde nicht im geringsten gewürdigt. Ich war nicht sehr unglücklich über diesen schwächlichen Erfolg oder sagen wir lieber gleich Mißerfolg, weil mein Herz am Ballett hing. An der komischen Oper, sagte ich mir, ist nichts zu halten, aber meine Ballette, meine Hoffnungen auf die „Verbannten Götter", hatte ich noch lange nicht aufgegeben.

Bevor ich zu dem Erlebnisse übergehe, welches mir eigentlich die Lust zum Theater endgültig verdarb, will ich noch einige Episoden erzählen aus meiner Theatercarrière, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf.

Ambrogio wurde in den letzten Tagen der Spielherrschaft von Herrn Dupressoir aufgefordert, Ballettvorstellungen in Baden-Baden zu veranstalten. Er verstärkte sein Stuttgarter Ballett mit Mitgliedern des Münchener Balletts und begann sein Gesamtgastspiel mit der Blumenrache. Es war im Hochsommer. Ich hielt mich gerade mit meiner Familie in Winkel auf. Ich wollte diese

„Hetz“, wie die Oesterreicher sagen, doch nicht auslassen und folgte dem Rufe Ambrogios, ja doch der ersten Aufführung beizuwohnen. Dieser Aufenthalt wurde dramatisch belebter, als ich mir erwartet hatte. Schon in der ersten Gesamtprobe gab es zwei Zwischenfälle, welche fast die Aufführung unmöglich gemacht hätten. Ambrogio hatte die unglückliche Idee, oder wurde gezwungen, seine Frau mitzunehmen. Sie mochten wohl nie besonders gut zusammen gelebt haben. Zu jener Zeit aber hatte Frau Ambrogio mit einem nicht mehr jungen Mann ein — — sagen wir, Freundschaftsverhältnis, während Ambrogio mit einer Freundin, einer jungen, schönen Oesterreicherin, beim Stuttgarter Ballettkorps angestellt, erschienen war. In der Blumenrache platzten die beiden Damen schon aufeinander. Da Frau Ambrogio nur als übelwollende Zuschauerin sich hinter den Kulissen herumtrieb, konnte das Unheil noch abgewendet werden. Nach kurzen aber schneidigen Pourparlers wurde die Probe wieder in Gang gebracht. Ernster wurde die Sache später, als Frau Ambrogio beschäftigt war. Ich war nicht mehr in Baden, habe mir aber erzählen lassen, daß die Fingernägel dabei in Tätigkeit gekommen wären.

Diese Frau führte beständig Szenen auf. Um so komischer wirkte es, als sie an der Mittagstafel in einem der Gasthöfe im Zentrum der Stadt sich verletzt fühlte, weil ich eine Stelle aus den Briefen Mozarts an seine Schwester zitiert hatte. Man kann sich denken, daß es nicht so fürchterlich sein konnte, wenn es Mozart an seine Schwester schreibt und sämtliche Biographen die Stelle abdruckten. Außerdem brauchte sie es gar nicht zu hören, denn es war gar nicht an sie gerichtet. Glücklich, endlich einmal einen Vorwand zu haben, gegen uns unfreundlich sein zu dürfen, ergriff sie die günstige Gelegenheit und fing richtig Skandal an. Ihr Ritter glaubte sich hineinmischen zu müssen, wurde aber belehrt, daß das Herrn Ambrogios Sache sein müßte.

Aber noch viel bedenklicher als seine Frau war der Umstand, daß Ambrogio den alten Ballettrepetitor Haas, einen ausgedienten Hofmusiker, als Dirigenten mitgenommen hatte. Auf Ambrogios Anfrage, ob er dem auch gewachsen sei, hatte er frischweg geantwortet: „Ja“. Nun schließlich gings auch. In der Probe aber sah es aus, wie in der berühmten Orchesterprügelei in Jean Pauls Flegeljahren. Deutsche und französische Mitglieder der Kurkapelle schimpften in zwei Sprachen zusammen. Ich höre noch immer einen Franzosen schreien: „Cet homme n'a jamais dirigé“. Ambrogio fluchte auf der Bühne sein ganzes Italienisch untermischt mit schwäbischen Kraftausdrücken zusammen. Ich suchte zu vermitteln, ging von Pult zu Pult und hatte schließlich Erfolg. Die Musiker wurden geduldiger und nach langem Probieren riskierte man den Abend. Eine Zeitlang besprach ich mit Ambrogio, ob ich den Abend nicht dirigieren sollte. Da ich aber nie an einem Theaterpult gestanden hatte, wollte ich es nur im äußersten Notfall wagen. Abends kam das ganze Ballett in einem Biergarten zusammen. Ich gehe auf den alten Haas los, in der Absicht, ihn über die Geschehnisse des Morgens zu trösten. Ich dachte ihn mir ganz geknickt unter der Last dieser internationalen Grobheiten, die er eingesackt hatte. Er gab mir aber ruhig zur Antwort: „Wenn mr' nu gsund isch“. Essen und Trinken ließ er sich vortrefflich schmecken. Mit dieser Philosophie im Bauch bedurfte er freilich keines Trostes. Den anderen Morgen war noch eine Probe, die glatt abging. Der Abend ging mit günstigstem Erfolg vor sich. Wir stoben wieder auseinander. Ich kehrte nach Winkel zurück. Von Winkel nach München zurückgekehrt, suchte mich Ballettmeister Fenzel auf, um mir zu proponieren, das Ballett „Almansor“ zu komponieren, dessen Stoff er Heine entnommen. Das Ballett habe schon

den Beifall der am Hoftheater ausschlaggebenden Persönlichkeiten gefunden und es habe keinen Anstand, daß es sofort aufgeführt würde, wenn ich mich zur Komposition entschließen könnte. Ich übernahm es, und spielte meine Musik zum ersten Mal in Fenzels Wohnung vor. Einzelne Nummern und Szenen wurden weit über das Beste in der Blumenrache erhoben. Auch der Eindruck auf die Kapelle war sehr günstig. Und nun, welch ein Abend! Schon der Anfang war sehr böse. An Stelle einer Ouverture bei geschlossenem Vorhang waren lebende Bilder aufgestellt. Viermal hob und senkte sich der Vorhang, wenn die Musik an der Stelle angekommen war, welche zum Tableau paßte. Sofort sollte sich das Vorspiel anschließen. Statt dessen entstand eine Pause von beinahe einer Viertelstunde. So lange brauchte man zur Wegschaffung des bei den lebenden Bildern verwendeten Apparates. Fenzel fuhr tobend umher — ohne jeden Erfolg. In dieser Weise ging es den Abend weiter. Als ich nach der Aufführung in den Kreis meiner Freunde trat, merkte ich gleich die ungünstige Stimmung. Heyse hatte einige Bemerkungen gemacht über das ganze Genre eines solchen Balletts, das er für verfehlt hielt. Er sprach sogar dem entschiedenen Ausstattungsballett das Wort. Man wollte mir die Ballettreformidee gründlich ausreden. Als ich dann bei Fenzel und Carey war, fiel mir der rasche Meinungswechsel über meine Musik auf. Der größte Umschwung vollzog sich aber in der Presse. Ich dachte, die Tage von Wien wären wieder gekommen. Auch die angenehme Erfahrung blieb mir nicht erspart, daß die Bekannten auf der Straße auswichen, um nicht in die Lage zu kommen, etwas sagen zu müssen. Nie werde ich dem Heinrich Reder vergessen, daß er mich aufsuchte, mich auf den Franziskanerkeller nahm und mich zu trösten suchte, indem er mir in allen Variationen vordemonstrierte, daß meine Musik wahrlich keine Schuld trage.

Das Schlimmste sollte noch kommen. Als ich den Ballettsaal wieder betrat, war alles in Erwartung, daß eine Probe beginne, welche die Veränderungen bei der zweiten Aufführung feststellen sollte. Man wartete nur auf den Ballettmeister, welcher zum Intendanten befohlen war. Plötzlich tritt er sehr erregt zur Türe herein und ruft: „Kinder geht nach Hause, es findet keine Probe statt". Der Intendant hatte ihm eine gänzliche Umarbeitung des Balletts vorgeschlagen, worauf Fenzel nicht einging. Almansor wurde nie wieder aufgeführt. Ich reiste sofort nach Stuttgart ab. Der Boden brannte mir unter den Füßen.

Damit schloß meine Theaterkarrière.

Es kamen Jahre tiefster Verstimmung, in denen ich gar nichts komponierte. Ich hatte, wie schon früher in meinem Leben, die Empfindung, als wollte kein Hund ein Stück Brot von mir fressen. Im Hause Piloty war es, wo ich wieder frischen Mut faßte. Ein Kreis warmer Verehrer meiner Lieder, voran der Direktor selbst und seine Gattin, Frau Berta, fachte das Feuer wieder an. Ich schrieb wieder Lieder, welche ich bei Pilotys vorsang, und mit welchem Erfolg! Ich hatte es längst aufgegeben, vor größerem Publikum zu singen. Für solch kleine Zirkel reichte meine Stimme noch. Hier wurde die Idee besprochen, eine Sammlung meiner besten Lieder zu veranstalten. Der Direktor war enthusiastisch für das Unternehmen und überraschte mich eines Tages mit einer Zeichnung, welche das Titelblatt des Sammelbandes abgeben sollte. Kröner war auch sofort damit einverstanden und ich fing an, diesen Band zusammenzustellen. Als ich ihn Kröner nach Stuttgart gebracht hatte, dessen volle Billigung er erhielt, wurde er in Stich gegeben und erschien kurz vor Weihnachten. Der Erfolg übertraf alle unsere Erwartungen. Es

war mein erster buchhändlerischer Erfolg. In wenigen Jahren wurden mehrere Auflagen nötig. Neue Lust am Schaffen erwachte in mir. Unzählige Lieder sind seitdem entstanden. Zur Zeit habe ich über 1400 Lieder geschrieben, darunter einige hundert für gemischten Chor und für Männerchor. Jedes Jahr kam ein größeres Heft auf den Weihnachtsmarkt. Zwanzig Duette, Werinhers Bergfahrt, 25 neue Lieder usw. Lieder, die ich seit Dezennien gerne der Oeffentlichkeit übergeben hätte, konnte ich nun unterbringen, und allenthalben fanden sich enthusiastische Verehrer meiner Muse vor, was mich trösten konnte, wenn es auch jetzt noch an Kränkungen nicht fehlte.

Trotz der Ignorierung durch die Zunft hatte ich auch Anerkennung zu verzeichnen und zwar durch die Besten. Der geistreiche Raff, vielleicht der gebildetste der deutschen Musiker, sagte mir einmal: „An Ihrer Erfindung könnten viele der vornehmen Herren zehren". Brahms erzählte mir während seiner Anwesenheit in Stuttgart, daß er schon in seiner Hamburger Zeit Klavierstücke von mir fleißig gespielt habe. Langhans habe sie ihm im Manuskript gebracht. „Ich kann sie heute noch auswendig", fügte er hinzu.

In zwei Augsburger Gesellschaften, der Beatushöhle und dem Eisenbahnkasino, wurde viel Kultus mit meinen Liedern getrieben. Premierleutnant Pöller, ein vorzüglicher Sänger, hatte mich da populär gemacht. Seit langem bringe ich einige Tage im Jahre bei ihnen zu. Es gehören diese Erinnerungen zu den schönsten meines Lebens.

* * *

Gar zu lange habe ich den etwaigen Leser mit meiner Kompositionskarriere aufgehalten. Es ist hohe Zeit, daß ich von etwas anderem rede.

Genug des Ungemachs hatte ich auch zu ertragen. Meine Frau hatte viermal die Rippenfellentzündung. Der letzte Unfall war der schlimmste. Ueber zwei Monate hatte die Arme damals gelegen. Im Cholerajahr hatten zwei meiner Kinder, Lolo und Julius, den Typhus. Das waren angstvolle Tage. Bekanntlich dauerte die Epidemie damals sehr lange und war in München erst aufgetreten, nachdem sie anderwärts schon verschwunden war. Daher waren die Blicke von ganz Europa auf die Stätte des letzten Choleraherdes gerichtet.

„Die arme Stadt", jammerte mir Dr. Cordes bei einer Begegnung zu. Kam man abends in eine Gesellschaft, wurde ein neuer Todesfall mitgeteilt. Im Hoftheater erfuhr man vor Beginn der Oper den Tod der Intendantin, der Baronin Perfall. Die Aerzte klagten, daß sie bei dieser abscheulichen Krankheit so ratlos dastünden. Hinter den Kulissen sprach man nur von der Cholera. Die Choleraangst hatte das Kulissenfieber ersetzt. Nachbaur war durchgebrannt. Der nie ruhende Volkswitz meinte, er sei eben Heldentenor und kein Choleratursänger. Endlich trollte sich der Dämon. Um aber mit einer ausgesuchten Bosheit abzufahren, nahm er den berühmtesten Namen des damaligen Münchens, den alten Kaulbach, mit. Der Spießbürger hatte doch recht, der sich weigerte, nach der Stadt zurückzukehren, wenn auch täglich nur noch einer stürbe, der könnte er sein.

Ich selbst kam schwer krank aus Venedig zurück. Mehrere meiner Bekannten hatten sich entschlossen, den Festlichkeiten beizuwohnen, welche die Stadt Venedig veranstaltete zu Ehren der Zusammenkunft der beiden Monarchen Viktor Emanuel und Franz Josef. Ich entschloß mich mitzutun.

Der Einzug hatte für mich etwas Trauriges. Ich konnte den Blick nicht abwenden von dem Gesicht des Franz Josef, der, ein wahrer Märtyrer,

sich dieser Pein unterzog. An der Seite seines Todfeindes ein freundliches Gesicht schneiden zu müssen ist doch hart für einen mächtigen Monarchen. Zum Dank machten die Italianissimi jedesmal Demonstration, so oft die österreichische Nationalhymne intoniert wurde. Während des Balles war die Menschenmasse um die Musikbanden auf der Piazza versammelt. Wenn der Kaiser auf den Balkon trat, war er Zeuge dieser empörenden Demonstrationen. Vom Kampanile aus sah ich die Abfahrt des Kaisers. Er schiffte sich nach Dalmatien ein. „Gott sei Dank" soll er ausgerufen haben, „daß wir wieder allein sind."

Ich hatte mich eines Morgens von der Gesellschaft getrennt, um den Tag auf dem Lido zuzubringen. Ich hatte Lektüre bei mir und setzte mich ans Meeresufer. Als ich nach einigen Stunden aufgestanden, fühlte ich mich ganz sonderbar und ging in das Baderestaurant, wo ich beim Rauschen des Wassers unter mir einschlief. Abends im Restaurant führte ich trotz der schmerzhaften Stiche auf der Brust lebhaft Konversation. Alles schmeckte miserabel. In diesem Zustande schleppte ich mich einige Tage herum. Obwohl zwei Mediziner in meiner Gesellschaft waren, untersuchte mich keiner. Die Sache wurde zu leicht befunden. Ich entschloß mich, rasch nach Hause zu fahren. Niemand wehrte sich dagegen. Ich werde die Nacht in Roveredo nie vergessen. Ich fieberte beständig. Endlich komme ich in München an. Ich hatte mich nicht angemeldet, und verboten, meine Frau, die im Theater war, zu holen. Meine Willenskraft reichte hin, mich wachzuhalten, bis sie da war und ich meine Krankheitsgeschichte erzählt hatte. Dann fing ich an zu delirieren, was mehrere Tage anhielt. Der Doktor konstatierte eine heftige Lungenentzündung. In meiner Rekonvaleszenz hatte ich einmal eine beseligende Empfindung. Der Abendstern erschien und blinzelte mir so freundlich zu, daß ich ganz das Gefühl hatte, der Stern wäre ein empfindendes Wesen, das mit mir in Rapport stünde. Ich weinte vor Glück, wie ein Kind. So ging das Venetianische Abenteuer aus.

Besser liefen die Tage von Mailand ab. Dort erlebte ich einmal ähnliche Feste bei der Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit Viktor Emanuel. Der Zufall führte mich in den Dom, als ihn der Kaiser besichtigte. Er war von Geistlichen umgeben, an ihrer Spitze der Erzbischof. Der letzte berühmte Monarch, der auf diesen Steinen wandelte, war Napoleon der Dritte nach der Schlacht von Magenta. Wie hatten sich die Zeiten geändert! Die Stimmung im Volk war in dem sonst so französisch gesinnten Mailand eine ganz deutschfreundliche. Kein Mißklang störte das Fest. Beim Begräbnis Manzonis, bei dem ich ebenfalls in Mailand gewesen, war die Stadt in Klerikale und Monarchisten einerseits und in Republikaner andererseits gespalten. Der Klerus hatte Manzoni wegen seiner landkundigen Frömmigkeit, die Liberalen wegen seiner Anhänglichkeit an die Dynastie Savoyen, für sich reklamiert. Die Demokraten gingen leer aus und machten ihrem Aerger Luft. Von einer Spaltung der Parteien war in den Tagen dieser Zusammenkunft keine Rede. Nicht nur der Kaiser, auch Moltke, dem ich öfter begegnete, war das Objekt beständiger Ovation.

Einst saß ich unter Offizieren. Der Held des Gespräches war Moltke. „E un danese", meinte ein junger Offizier. Ich widersprach und setzte die Familienverhältnisse auseinander, die Trennung der deutschen und dänischen Linie Moltke. Sie schüttelten aber ungläubig die Köpfe. Sie gönnten den großen Mann doch lieber einem Mittelstaat, als dem Großstaat Deutschland. Bei der Revue war ich in solcher Entfernung, daß ich fast nichts sah. Die

günstigen Urteile der preußischen Generale wurden von den Italienern mit Stolz kolportiert. Der Kaiser war schon abgereist, als Viktor über den Domplatz fuhr, in einem einfachen Coupé sitzend, eifrig in der Zeitung lesend. Ich hatte gerade Abschied vom Dom genommen, als ich ihm begegnete.

Ich kam die nächsten Jahre noch öfter nach Oberitalien. Meine Tiroler Reise richtete ich immer so ein, daß ich noch ein Stück Lombardei oder Venetien mitnahm.

Von Fräulein von Eichthal habe ich erfahren, daß mein alter Freund Karl Ritter in Venedig sei. Ich überrumpelte ihn. Seine Magd war noch nicht instruiert, daß sie Niemanden hereinlassen dürfe (er war kürzlich erst eingezogen). Diesmal war also nichts mehr zu machen. Ich stand in seinem Zimmer. In einem Briefe aber bat er mich, keinen Versuch mehr zu machen, bei ihm vorzukommen. Er dürfe keine Besuche annehmen. Seine Gesundheit erlaube das nicht. Wenn er Ausnahmen machte, würde er viele vor den Kopf stoßen. Mit allen seinen Bekannten korrespondiere er nur. Er war total menschenscheu geworden.

Meiner Frau wurde zweimal die Traubenkur in Meran anempfohlen. Bei unserer ersten Anwesenheit trafen wir mit Helmholtz und seiner Frau zusammen, mit denen wir viel verkehrten. Mit dem Geheimen Rat, dem großen Schweiger, wie wir ihn zu nennen pflegen, bestieg ich den schönen Aussichtsberg bei Ulten. Ein Graf Enzenberg war auch dabei. Beim Abstieg verstauchte ich mir den Fuß. Infolgedessen blieb ich in einem Dorfwirtshause liegen und bat die Herren, welche noch denselben Abend nach Meran zurückkehrten, meiner Frau die Veranlassung mitzuteilen. Das führten der große Gelehrte Helmholtz und der weltläufige Graf Enzenberg in einer Weise aus, daß meine Frau die ganze Nacht in Sorge um mich war. Den anderen Morgen kam ich in Meran mit dem Omnibus an und sah mit Schrecken, was die Herren angestellt hatten. Helmholtz trug die Sache mit solchem Ernst vor und Enzenberg perorierte auf Deutsch und Französisch so, daß der Ernst des einen und die Aufgeregtheit des anderen meine Frau mißtrauisch gemacht hatten.

Bei meinem zweiten Aufenthalt mit meiner Frau in Meran führten wir ein stilles nettes Dasein in Obermais, in einer Pension, die eine Frankfurterin hielt. Sie lag neben der Villa Schillerhof, welche Redwitz gehört. Wir bebegegneten ihm öfter. Er hatte gerade ein neues Stück gut an Pollini verkauft und war sehr vergnügt darüber.

Den alten Steub traf ich öfters abends in einer Herrengesellschaft in einem alten Meraner Wirtshaus gegenüber der Pfarrkirche.

* * *

Ein neues Ereignis war mir eine Reise mit einer Tochter. Das Endziel sollte Florenz sein, wo Lolo ihre Freundin Isolde Kurz besuchen wollte. Ich wollte ihr und mir das Vergnügen machen und begleitete sie. Ueber Verona, Mailand, Genua und Pisa ging es nach Florenz. Dort waren wir in stetem Verkehr mit der merkwürdigen Familie Kurz, der Familie des Dichters von „Schillers Heimatjahren" und dem „Sonnenwirtle". Der ältere Sohn hatte sich in Florenz als Arzt niedergelassen, der jüngere in Venedig. Die vielgeprüfte Mutter mit ihrer genialen Tochter Isolde hatte ihr Domizil ebenfalls in Florenz aufgeschlagen. Ein Sohn war als Eleve beim Bildhauer

Hildebrand, ein kranker Knabe mit dem seltsamen Heiligennamen Garibaldi wurde von der Mutter gepflegt. Eine kranke Magd, die schon ein Menschenalter in der Familie diente, komplettierte diesen sonderbaren Haushalt. Wir hatten unser Gepäck ins Hotel dirigiert und gingen zu Fuß weiter. Kaum waren wir einige Schritte gegangen, als wir eine Dame mit so eigener Grandezza durch die Straße wandeln sahen, daß Lolo ausrief: Das kann nur Isolde sein; und sie war es auch.

Frau Hildebrand, frühere Koppel, besuchten wir auch. Sie hatte sich stark metamorphosiert. Aus der lebenslustigen und vergnügungsdürstigen Irene war ein Hausmütterchen geworden, das ganz in der Verehrung ihres Mannes und in der Liebe zu ihren Kindern aufging. Der Mann machte wohl einen Eindruck, der einem diese Umwandlung bei ihr glaublich machte.

Auf dem Wege zu ihrem klosterähnlichen Besitztum begegneten wir einem Sonderling, der mit 36 Pferden herumfuhr. Seine Hauptliebhaberei war das Baptisterium zu umfahren. Die Polizei wollte ihm einmal das Handwerk stecken. Er drohte aber sein Geld anderswo zu verzehren. Das wirkte.

Maler Böcklin besuchten wir auf seinem Atelier.

Am Vorabend unserer Abreise versammelte sich die ganze Familie Kurz im Klaviersalon unseres Hotels. Lolo sang ihnen meine Lieder vor, die sie sehr verehrten. Sogar die kranke Frau und der Garibaldi waren erschienen. Den armen Garibaldi erlöste bald darauf der Tod. Auch das noch sollte diese Frau durchmachen, deren Leben nur eine lange Kette von Sorgen und Entbehrungen war. Aus guter russischer Familie stammend, heiratete sie ihren angebeteten Kurz, dem das Glück nie lächeln sollte. Die Not in dieser Familie war manchmal so groß, daß der deutsche Dichter Essig ins Wasser goß, um sich die Illusion zu verschaffen, er tränke Wein. Der Billigkeit halber lebten sie jahrelang in kleinen württembergischen Landstädtchen. Wenn die Frau nach Stuttgart kam, um in irgend einer Weise für ihren Mann zu agitieren, sah man sie durch die Straßen laufen in Wasserstiefeln und einen Ranzen umgehängt, in dem Manuskripte ihres Mannes und etwas Wäsche sich befanden. Endlich bekam der nun alt gewordene Kurz eine Art Sinecure an der Universität Tübingen. Das war noch die beste Zeit seines Lebens. Es sollte aber nicht mehr lange dauern.

Es war eine der besten Handlungen Heyses, daß er diesen Mann förderte, wo er nur konnte: Er gab den Novellenschatz heraus, um Kurz unter die Arme zu greifen. Er nahm ihn zu sich auf längere Zeit nach München, bei welcher Gelegenheit ich ihn kennen lernte. Heyse veranlaßte mich, einen Kurzschen Operntext zu kaufen, „die Insel" nach Byron, der in dieser Fassung gar nicht zu brauchen war. Die Ausarbeitung wolle er übernehmen.

Der älteste Sohn, ein hervorragender Mediziner, ließ sich in Florenz nieder, was die Uebersiedelung der ganzen Familie nach Italien zur Folge hatte. Ein jüngerer Sohn ging als Arzt nach Venedig. Der Grundzug in dieser Familie war ein petrifizierter Demokratismus aus dem Jahre 1848, der aber durch Verstand, höhere Einsicht und Wohlwollen gelockert, ja durchbrochen wurde. In der Isolde stak sogar viel Aristokratisches. Dabei war Napoleon I. ihre Schwärmerei. In dieser Familie irrlichterte es nur so durcheinander. Trotzdem kam es nie zu unangenehmen Differenzen. Sie waren nicht ohne deutschpatriotische Anwandlungen, trotz dem gegenüberstehenden Kosmopolitismus, mit dem sich auch eine starke Dosis schwäbischen Lokalpatriotismus vertrug. Abends kamen wir in Venedig an.

Mein Freund Kurz, der Bruder des Florentiners, hatte eine schlimme

Position seinem Konkurrenten Dr. Keppler gegenüber. Der Mann war nicht der Meinung, daß es gut für die Deutschen in Venedig sei, „zwei solche Kerle" zu haben. Dieser rabiate Keppler mit seinen abenteuerlichen Neigungen machte seinem Landsmann das Leben so sauer wie möglich. Geradezu verhängnisvoll wurde das Verhältnis dieser beiden zu Richard Wagner. Doch davon später.

Nach achttägigem Aufenthalt in Venedig kehrte ich mit Lolo über den Brenner zurück. Während wir in Italien verhältnismäßig kalt hatten, fuhren wir auf der bayrischen Hochebene in den herrlichsten Frühling hinein. So eine Reise mit einem liebenswürdigen, geistvollen und hochgebildeten Töchterchen ist etwas ganz Apartes und gehört zu meinen anmutigsten Erinnerungen.

* * *

Der Leser wird sich der Postwagenfahrt von Martigny nach Sion erinnern, bei welcher Richard Wagner Ritter und mir seine Projekte in betreff einer Aufführung des Nibelungenringes mitteilte. Ein Vierteljahrhundert war unterdessen vorübergerauscht und die Bayreuther Aufführungen sollten ihren Anfang nehmen. Mit Eduard Maier, dem Bruder der Mathilde, war ich von Ansbach aus in den Abendstunden in Regensburg eingetroffen. Die Stadt wurde besehen und vor unserer Abreise am anderen Tag im Bischofsbräuhaus tüchtig gefüttert, ein Unternehmen, das uns sehr zu statten kommen sollte. Der Zug nach Bayreuth war ganz gefüllt mit Wagnerpilgern. In unserem Coupé befand sich unter andern auch der berühmte Gartenkünstler Effner, der sich als großer Verehrer meiner Musik zu „Wie es Euch gefällt" deklarierte. Als das Wagnertheater in Sicht kam, stürzte der ganze Zug an die Fenster, um den ersten Blick auf das Heiligtum werfen zu können. Am Bahnhof in Bayreuth war große Bewegung. Jeder Zug brachte neue, interessante Gäste.

An diesem Tage wurde sogar der deutsche Kaiser erwartet. Schon auf der Mainau hatte er erklärt, er müsse hin, es handle sich um ein nationales Ereignis, bei dem er nicht fehlen dürfe. Gewiß lag seinem Naturell das künstlerische Interesse sehr fern, aber aus Pflichtgefühl unterzog er sich dieser Leistung. Seine Anwesenheit hatte aber eine sehr große Kalamität zur Folge. Tausende von Bauern aus dem Fichtelgebirge waren nach Bayreuth geströmt, nicht um Wagner, aber um den Kaiser zu sehen. Auf die hatte man nicht gerechnet und eine förmliche Hungersnot brach aus. Auch Wagner und Frau Cosima konnten mit den wenigen Broten diese Massen nicht speisen. Ohne die Haxen, das Kraut und die Knödel der Bischofsbrauerei wären wir ebenfalls in Not geraten. Nachts 11 Uhr erwischten wir mit vieler Mühe etwas Brot und Käse.

Erst nach der Abreise des Kaisers traten normale Zustände ein. Ich hatte mir zur zweiten Serie Billet genommen, das Quartier aber schon zur ersten Serie belegt. Ich wollte nicht nur das Kunstwerk genießen, sondern dem Bayreuther Aufenthalt auch ein touristisches, ja sogar psychologisches Interesse abgewinnen. Ein Berichterstatter konnte mir das Billet vertauschen, sodaß ich Zutritt in die erste Aufführung hatte, was in jeder Hinsicht vorzuziehen war. Die erste Aufführung begann. Es war das erste Mal, daß dieses denkwürdige Haus bis auf den letzten Platz gefüllt war. Unweit von mir saß Helmholtz mit seiner Frau, Hanslick, Frau von Schleinitz, Liszt, Cosima selbst, welche sich bei jedem erkundigte, ob er genügend zu essen bekommen habe. Die Ernährungsfrage war brennend geworden.

Die Einleitung zum Rheingold, diese Töne aus dem mystischen Ab-

grund des unsichtbaren Orchesters machten einen tiefen Eindruck. Der Ernst in der Architektur des Hauses, die Beleuchtungseffekte, die musterhafte Aufführung wird jedem unvergeßlich bleiben.

Nach der Vorstellung traf ich mit einigen Wiener Freunden zusammen, mit Ludwig Speidel, Wittmann, Spitzer. Diese Herren waren alle prinzipielle Gegner Wagners. Der Kontrast zwischen den Enthusiasten im Hause und diesen Frondierenden war ein großer. „Wer nur je eine Zeile Goethe gelesen hat, kann doch dieses Zeug nicht goutieren", schrie Speidel auf und schlug unglücklicherweise eine der besten Stellen aus dem Nibelungenring auf. „Das wäre nun gerade so übel nicht", meinte er und suchte nach einem andern Exempel, fand aber keines und gab es dann auf, Belege zu suchen. Den andern Morgen war die Parole gegeben, einen Frühschoppen in einem Weinhaus zu trinken. Dort traf man einen großen Teil der zugereisten Celebritäten. Zwei anwesende, jüngere Komponisten wurden als die geistigen Erben Wagners betrachtet und angestaunt. Bis jetzt hat aber noch keiner der beiden die Erbschaft angetreten. Lili Lehmann war da und Jäger, der den Siegfried zu singen hatte. Der etwas dickbäuchige Jäger machte auf einen anwesenden Wagnerenthusiasten einen bösen Eindruck. Er konnte sich diesen Mann durchaus nicht mit dem Siegfried identifizieren. Den alten Semper fand ich in dieser Gesellschaft. Wir rekapitulierten Züricher Erinnerungen.

Nach Tische ging es wieder ins Theater. Die Auffahrt war großartig. Die neugierigen Bayreuther machten Spalier und ließen sich die Namen der vielen berühmten Pilger nennen. Im Zwischenakt war bei dem prachtvollen Wetter alles im Freien. Wagner und Liszt hielten Cercle ab, Aristokraten aus aller Herren Länder umgaben sie. Ich stand gerade neben einigen der bösen Wiener, als ein Leitmotiv von der Terrasse des Theaters heruntergeblasen wurde, eine eigentümliche Art die Leute zum Wiederbetreten des Theaters zu veranlassen. Bei den Enthusiasten machte es eine großartige Wirkung, während meine Wiener in lautes Gelächter ausbrachen. Doch konnten auch sie sich dem Zauber dieser Wirkungen nicht ganz entziehen. Nach der Waldesszene im Siegfried meinten die italiener Korrespondenten großer Blätter, z. B. der Berichterstatter der Perseveranza: C'est le vrai Wagner. Speidel zollte dem musikalischen Teil seinen Beifall, vom Text sagte er: „Er sei ganz hübsch für Kinder".

Die schönen Sommernächte brachte man in und vor der Bierwirtschaft „Angermann" zu. Die ganze Straße war mit Stühlen gefüllt. Auf Fässern standen die Maßkrüge. Da hörte man Niemann perorieren, dem man auf die Hühneraugen getreten hatte. Er sprach nur ironisch vom „Kyklos", griechisch müsse es sein. Debattiert wurde fürchterlich. Da passierte die berühmte Prügelei zwischen Pringsheim und einem Berliner Shakespeareforscher. Letzterer schimpfte wie ein Rohrspatz, da schlug ihm Dr. Pringsheim einen Maßkrug auf den Schädel, welche Tat ihm den Namen des „Schoppenhauers" eintrug. Sein Schwiegervater in spe, Dr. Dohm vom Kladderadatsch, stand nach der Unglücksgeschichte neben mir. Wir waren beide auf das Geschrei hin nach dem Schauplatz geeilt. Auf meine Bemerkung hin, daß dieses Vorgehen doch etwas toll sei, verteidigte Dohm den Vorgang: Der Kerl habe seine Prügel verdient, er sei ein schlechter Kerl. Ich blieb dabei, daß mir diese Sitte nicht gefiele. Dohm ließ aber nicht aus. Erst später erfuhr ich seine Beziehungen zum Attentäter. Für die Wiener Journalisten war dieses Ereignis ein gefundenes Fressen. Es lief den andern Morgen telegraphisch nach Wien, was wieder viel böses Blut machte.

Bei diesem Ungermann schwieg sich auch Makart ganze Abende lang aus. Sein Name war in der Fremdenliste falsch gedruckt, was einen Enthusiasten zur Bemerkuug veranlaßte: Hier in Bayreuth schwindet auch der Name Makart.

Der letzte Ton am vierten Abend war verhallt. Wagner hatte einen Triumph zu verzeichnen, der beispiellos in der Kunstgeschichte dasteht. Soll man die Genialität oder die Energie, den eisernen Willen dieses Mannes mehr bewundern, der ein Vierteljahrhundert lang unentwegt auf dieses Ziel lossteuerte. Jubelnd wurde er vom Publikum herausverlangt. Er kam — — und sprach. Als wenn ihn ein böser Dämon dazu getrieben hätte, machte er nun einen seiner Bocksprünge, der wie ein kalter Wasserstrahl wirkte. Der Enthusiasmus war jäh zerstört und verstimmt ging die Versammlung auseinander. In schnodderigem herausfordernden Tone, mit einer gelben Nankinghose bekleidet, schleuderte er die berüchtigten Worte in diese Menge: „Nun gilt es nur gemeinschaftlich weiter zu wollen, dann haben wir eine Kunst.“

Den andern Tag war eine merkwürdige Stimmung in Bayreuth vorherrschend. Selbst die enragiertesten Jünger ließen die Köpfe hängen. Es war, wie wenn der Mann seine eigene Hinrichtung dekretiert hätte, um seine Jünger zu entmutigen. Aber auch aus dieser Sackgasse schlängelte sich der gewandte Mann in einigen Tagen wieder glücklich heraus.

Den Tag nach dem Schluß der ersten Serie sah ich ihn durch die Straßen fahren. Es machte den Eindruck, als wäre ihm die begangene Dummheit zum Bewußtsein gekommen. Flott, als wäre nichts vorgefallen, trat er aber beim Bankett in den Saal herein, ging strahlend auf Mathilde Maier zu, die neben mir saß, begrüßte den Professor Brockhaus mit den Worten: „Nun wie gehts, Professorchen?“ und benahm sich den ganzen Abend wie ein losgebranntes Feuerwerk. Sein Triumph gipfelte in einer meisterhaften Rede, in der er sich vollständig rehabilitierte. Ein ungarischer Graf toastierte auf den Mann, der das Fürchten nicht gelernt hat. Liszt sprach küssend zu ihm: „Du bist ein Goethe, ein Dante, ein Beethoven“. Nohl hielt unter einiger Unruhe einen längeren Vortrag, für den sich Wagner etwas ironisch bedankte, alles sprach und jubelte. Seine Ungeschicklichkeit war wieder wett gemacht und es konnte wieder losgehen.

Auf den Bahnhöfen war große Unruhe. Die Menschen von der ersten Serie zogen wieder weiter, die von der zweiten Serie kamen an. Die meisten warfen bei der Abreise noch sehnsüchtige Blicke nach dem Hause der olympischen Spiele. Andere schimpften über die Anstrengungen, die ihnen zugemutet wurden. Der witzige Hornvirtuose Löwi von Wien meinte: Er habe schon viele „Passionen“ mitgemacht, aber so wie hier, wäre er noch nie schrappaziert worden.

Die zweite Serie begann. Ich hatte kein Billet mehr. Ich stellte mich vor Beginn der Vorstellung am Theater oder auf Bayreuths Hauptplatz auf und besah mir die interessante Auffahrt. Dann machte ich einen Ausflug in die Umgebung. Mit Vorliebe ging ich zur „Rollwenzel“, Jean Pauls Flegeljahre in der Tasche, eines meiner Lieblingsbücher. Welcher Kontrast mit den Vorgängen im Wagnertheater, wenn ich mit „Vult und Walt“ mich beschäftigend unter den Bäumen in Rollwenzels Garten saß! Natürlich ganz allein, denn Bayreuth war in oder vor dem Theater. Wie stimmten Natur, Landschaft und Erinnerungen zu dieser Lektüre!

Plötzlich wurde bekannt gegeben, daß zu den weiteren Aufführungen auf der Galerie zu 20 Mark Plätze an der Kasse zu haben seien. Ich machte

am vierten Abend der zweiten Serie zur „Götterdämmerung" davon Gebrauch. Infolgedessen hatte ich den Eindruck, als hätte ich der ganzen zweiten Serie ebenfalls beigewohnt. Die Rekapitulation sämtlicher Leitmotive an diesem letzten Abend bringt die Täuschung zuwege. Was hatte man in diesem Bayreuth nicht alles erlebt: die Musteraufführungen selbst, Kunstjünger aus ganz Europa, Narren und Weise, Celebritäten aller Art, den Kaiser, ein Ständchen im Park des Lustschlosses, das ihm gebracht wurde, seine Auffahrt zur Kirche, seine Ankunft, seine Abfahrt.

* * *

Meinen Rückweg trat ich über Nürnberg an, um das alte Tonele aufzusuchen, das ich mehrere Jahre nicht gesehen hatte. Sie empfing mich mit den Worten: „Dank dir, heiliger Wagner, daß du mir den Herrn Baron zugeführt hast!" Sie hatte den Zusammenhang gleich durchschaut. Die Gesellschaft bei Adelmann, der Stammkneipe meines Vaters, war noch beisammen. Der alte Bibra brillierte noch. Ueber Bayreuth mußte ich viel erzählen. Jedermann kühlte zwar sein Mütchen und hob die komischen Seiten des Ereignisses hervor. Es hatte aber doch auf jeden großen Eindruck gemacht und der Aerger, nicht dabei gewesen zu sein, spielte eine große Rolle bei diesen Expektorationen. Philippi von der Perseveranza hatte eben doch recht, als er zu mir sagte: „C'est un grand événement musical!" Die kleinen und großen Unverschämtheiten des Meisters wurden natürlich mit Vorliebe behandelt. Manche waren sehr übertrieben geschildert und ich konnte sie richtig stellen. So die berühmt gewordene Geschichte mit dem Grafen Lehndorff, welche sich darauf reduzierte, daß Wagner ein Rendezvous mit dem Kaiser in einem Zwischenakt ablehnen wollte, indem er zu große Aufgeregtheit vorschützte. „Sie müssen zum Kaiser." „Das klingt ja wie ein Befehl." „Es ist auch ein Befehl", donnerte Lehndorff. Ohne weitere Debatte ging Wagner nun zum Kaiser und soll sehr charmant gewesen sein.

Ludwig Speidel hatte mich in Bayreuth wieder gemahnt, mein Versprechen zu halten, das ich ihm schon vor Jahren gegeben, meine Erinnerungen an Schopenhauer aufzuschreiben. Ich sagte ihm wiederholt, daß ich ihm mein Material zur Verfügung stellen wolle, welches in kurzen Notizen aus jener Zeit bestünde. Den mündlichen Kommentar wolle ich ihm auch dazu geben, aber ausarbeiten müsse er es selbst, da ich meine literarische Jungfräulichkeit nicht verlieren wolle.

Aber ich verlor sie doch.

Das ging folgendermaßen zu. Die Münchner Neuesten Nachrichten brachten nach dem Wiener Vorbild einen Dekamerone, zu welchem die Münchner Künstlerschaft herbeigezogen wurde. Dr. Hirth forderte mich auf, daran teilzunehmen. Ich erzählte mein Abenteuer von Biarritz, das ich auf meiner Reise nach Spanien erlebte. Die Art, wie der Artikel geschrieben war, fand allseitigen Beifall. Das reizte mich nun, auch dem Speidel seinen Wunsch zu erfüllen.

Ich hatte mich im Frühjahr auf acht Tage im Gasthof zum Hirschen in Gargnano am Gardasee zurückgezogen. Den Morgen brachte ich damit zu, daß ich meine Erinnerungen an Schopenhauer so niederschrieb, wie ich mir dachte, daß es allenfalls für ein Feuilleton in der Neuen Freien Presse passend wäre. Speidels Sache wäre es dann, die Redaktion zu verändern nach Bedarf. Daß es einer solchen bedürfe, war ich so fest überzeugt, daß ich es

nicht einmal mehr durchlas, sondern bei der Anwesenheit Speidels in München ihm übergab, mit der Erlaubnis, daraus zu machen, was ihm beliebe. Da ich es ihm kurz vor seiner Abreise übergeben hatte, hörte ich gar kein Urteil mehr darüber und hatte die ganze Geschichte fast vergessen, als mir zwei Feuilletons zugeschickt wurden, die ich zu meinem großen Schrecken sofort als meine buchstäbliche Arbeit erkannte. Ich überzeugte mich sehr bald, daß mein Schrecken übereilt war. Die Geschichte las sich recht gut und später hörte ich, daß die beiden Artikel sich des allgemeinsten Beifalls erfreuten. So fing ich in meinen alten Tagen an zu schriftstellern. Daß ich meine Memoiren anfing, die nun nahezu vollendet sind, läßt sich auch darauf zurückführen, daß ich durch die Feuilletons Lust und Mut zum Schriftstellern bekam. Hätte ich das schon früher getan, wäre es nichts auffallendes. Daß ich aber erst nahe an den Fünfzigern stehend, dazu kam, mag immerhin ein Kuriosum sein.

In Gargnano war es, daß sich die Vorboten meiner schweren Erkrankung zum ersten Mal zeigten. Ich hatte die Höhe oberhalb des Ortes nach unsäglicher Mühe erklommen. Die Atemnot war fast unerträglich. Dazu kam große Hitze. Als ich im Gasthof angekommen, ein Glas Wein getrunken hatte, stellte sich plötzlich ein mir unbekanntes Uebelbefinden ein, das in einer Art Brustkrampf bestand. Des anderen Tags, nach gut verbrachter Nacht, spürte ich durchaus nichts mehr und schenkte dem Zustand keine weitere Beachtung. Ich glaubte was recht Gescheites zu tun, wenn ich möglichst viel lief. Als das Uebel schon sehr weit gediehen war, kam ich auf die unglückselige Idee, die hohe Salve zu besteigen. Ich verwendete einen ganzen Tag darauf, indem ich beständig wieder ausruhte. Gleichwohl hat mir dieses unselige Unternehmen noch gar den Rest gegeben. Die Atemnot nahm immer zu.

Wir brachten den Sommer in Ambach zu. Kröner und Abert waren beim Fischmeister. Siegle in Ammerland. Eines Tages kommt Siegle im Wagen angefahren, um uns zu einer Spazierfahrt abzuholen. Unterwegs kommt uns die Lust an, eine mehrtägige Tour ins Gebirg zu unternehmen. Eine Gesellschaft, die im eigenen Wagen mit galoniertem Kutscher anfuhr und nicht ein einziges Gepäckstück bei sich hatte, mußte einiges Aufsehen erregen. Auf jeder Station wurde etwas acquiriert, sodaß mit Seife angefangen und mit Hemden aufgehört wurde.

Das Gespenst meiner Krankheit trat immer näher, doch entschloß ich mich nach unserer Rückkehr nach Ambach zu einer der nächsten Parsifalaufführungen nach Bayreuth zu gehen. Dieselben Drei, welche die tolle Fahrt ins Gebirge gemacht hatten, waren nun unterwegs nach Bayreuth. In Regensburg machten wir den ersten Halt, besahen uns alle Merkwürdigkeiten. Dom, Rathaus, Sitzungssaal des Reichstages, Folterkammer, Wurstküche und Bischofsbräu. Abends fuhren wir nach Weiden, wo wir übernachteten. Am anderen Morgen stießen wir auf die ersten Bayreuthpilger.

In der Nähe von Olympia angekommen, sah wie vor Jahren alles nach dem hochragenden Tempel. Ich habe die bayrische Landstadt nie zu gewöhnlicher Zeit gesehen, wenn sie ruhig dahinträumt. Gegen die Nibelungentage aber war sie jetzt still zu nennen. Nachdem wir unsere Quartiere aufgesucht hatten, fuhren wir nach der Fantaisie, wo wir speisten. Jeder Exzeß wurde vermieden, um den Ansprüchen gewachsen zu sein, die heute noch an uns gestellt waren.

In den Nachmittagsstunden begann die Vorstellung. Eine große Enttäuschung fand nach dem ersten Akt statt. Alle Blicke hatten sich nach der Wagnerloge gerichtet. Der Meister war aber nicht zu sehen. Später hörten

wir, daß er anfangs im Hintergrunde saß, das Haus aber bald verließ, da er einen jener Unfälle bekam, die ihn in letzter Zeit öfters heimsuchten. Der Eindruck auf das Publikum schien mir ein sehr verschiedener zu sein. Die einen unterlagen ganz dem mystischen Zauber, andere langweilten sich in der einfachsten Weise. Auch bei Ungermanns ging es stiller zu, wie damals. Man hatte sich auch schon an die olympischen Spiele gewöhnt und ging zur Tagesordnung über. Man traf fast nur Mitwirkende. Am anderen Morgen reisten Kröner und Siegle ab.

Ich wollte von der Gelegenheit profitieren, eine Vegetariermahlzeit mitzumachen und ging in die Restauration, welche die Wagnerianer von der Vegetarianerfarbe etabliert hatten. Da die meisten derselben schon abgereist waren, fand eine eigentliche Tafel nicht mehr statt, was das Interessanteste gewesen wäre. Nach der Karte konnte man orthodox essen. Es war mager genug und machte mir einen gar öden Eindruck. Ich hatte keine Ahnung, daß ich nächstens auf die umgekehrte Kost gesetzt würde. Ich suchte noch Mathilde Maier auf, welche den Zustand Wagners für sehr bedenklich erklärte und mitteilte, daß er jetzt nur noch selten zu sehen und zu sprechen sei. Die Cercles hätten beinahe aufgehört.

Tags darauf fuhr ich nach Nürnberg ab, wo die Ausstellung stattfand. Sie ermüdete mich ungemein. Am zweiten Tage reiste ich ab.

In München hielt ich mich einen Tag auf, um Dr. Boeck, unseren Hausarzt, zu konsultieren. Er war verreist und durch einen Rattenkönig von Konfusionen dauerte es noch vier Wochen, bis wir im Besitz der Adresse waren. Ich hatte noch den Mut, ins Gärtnertheater zu gehen. Auf dem Heimweg stieß ich auf einen Haufen Menschen, welche eine jammernde Frau mit zwei kleinen Kindern umstanden. Die Frau war von ihrem betrunkenen Mann samt den Kindern zum Hause hinausgeworfen worden und suchte Obdach. Ich schloß mich den Menschenfreunden an, welche ihr behilflich waren. Erst nachdem wir einige Gasthöfe abgelaufen waren, konnten wir sie unterbringen. Todmüde und durch den jämmerlichen Auftritt von der Menschheit ganzem Jammer angepackt, kam ich zu Hause an. Am nächsten Morgen fuhr ich nach Ambach. Dr. Heiß machte ein bedenkliches Gesicht und schickte mich sofort ins Bett. Den anderen Morgen kündete er mir eine langwierige Krankheit an, von der ich jedoch immerhin wieder hergestellt werden könne.

Er hatte auf die Brighlsche Krankheit geschlossen, gab mich auf und machte außerhalb des Hauses daraus kein Geheimnis.

Nun begannen die endlosen Nächte. Vor Atemnot konnte ich kein Auge mehr schließen. Die Nieren schmerzten mich in jeder Lage. Endlich wurde mir Chloral erlaubt. Der Erfolg war schlecht. Nach der Aussage meiner Töchter sprach ich im Chloralrausch die wunderbarsten tiefsinnigsten Dinge. Die Pflege nahm sie aber zu sehr in Anspruch, um das Gesagte niederzuschreiben. Alle meine Schutzengel, meine Frau, Lolo und Jela hatten die Nachwehen dieser aufopfernden Pflege lange zu spüren. Dann und wann sprang ich aus dem Bette und deklamierte ohne Stocken lange Stellen aus Shakespeare, Stellen, die ich im normalen Zustand nach langem Suchen erst wieder ins Gedächtnis bekommen hätte, die mir vielleicht auch gar nicht wieder eingefallen wären. Endlich erschien Dr. Boeck, der uns schon so oft Rettung gebracht hatte und konstatierte, daß mein Leiden vom Herzen ausgehe, wodurch die Nieren affiziert seien. Da ich nach einer qualvollen Nacht nicht mehr in Ambach bleiben wollte, wurde ich aufs Dampfschiff getragen.

Dr. Heiß äußerte sich, als wir weggefahren, sie bringen ihn gerade noch nach München. Es sollte aber doch anders kommen. Schon auf der Bahn kam mir meine alte Reiselust zu statten. Vor dem Schlafengehen gab mir Dr. von Boeck Chloral mit etwas Morphium gemischt. Der Erfolg war überraschend. Ich schlief die ganze Nacht. Nach dem Aufwachen kam ein Gefühl des Glückes über mich, daß ich wie ein Kind weinte. Durch eine entfettende Diät wurde der Herzmuskel wieder gekräftigt, die Atembeschwerden wurden seltener und blieben schließlich ganz aus.

Wenn ich vom Nachmittagsspaziergang zurückgekehrt war, fand ich Freunde vor, Hertz, Heyse, Lingg, Zittel und Baeyer. Die „Hölle" und „die Zwanglosen" schickten ihren Vorstand, allmählich trat ich wieder ins Leben ein.

In der Loge der Baronin Cramer wohnte ich einer Aufführung der Aida bei. Eine große gesellige Unterhaltung fand im Augsburger Hof statt. Meine Lolo spielte dabei eminent Komödie. Im Frühjahr machte ich sogar einen mehrtägigen Ausflug in die Kuffsteiner Gegend. Als ich zurückkam, wurde ich mit einer großen Neuigkeit überrascht. Secondeleutnant Baron Horn, Sohn des Kommandeurs des ersten Armeekorps, ein vortrefflicher Mensch, den wir schon alle liebgewonnen hatten, war am Vormittag im Hause, um meine Tochter Jela zur Frau zu begehren. Von der Sache selbst waren wir gerade nicht überrascht. Die Neigung der beiden jungen Leute wurde schon längst beobachtet. Unter diesen Umständen wurde die Verlobung noch am selben Abend gefeiert. Nach einigen Monaten fand die Hochzeit statt. Da die Neuvermählten ihren neuen Wohnsitz nur einige Häuser weit von uns aufgeschlagen hatten, fiel auch der sonst übliche Trennungsschmerz weg.

Auf diese heiteren sonnigen Tage folgten recht sorgenvolle. Mein Ferdinand litt schon seit längerer Zeit an einem hartnäckigen Magenkatarrh. Schon während meiner Krankheit merkte ich, daß etwas vorgegangen war, was man mir verheimlichen wollte. Später erfuhr ich, daß Ferdinand in einer Violinstunde einen Ohnmachtsanfall bekommen hatte und nach Hause gebracht werden mußte. Unter diesen Verhältnissen sahen wir mit Bangen dem Abiturientenexamen entgegen, dessen Aufregungen einem Gesunden zusetzen können. Endlich kam die Nachricht, das Examen sei bestanden. Ich atmete frei auf nach sorgenschweren Wochen, die kein Ende nehmen wollten. Noch am selben Abend reiste ich mit Ferdinand ab. Ich hatte ihm eine Erholungsreise versprochen.

Ueber Lindau und Chur ging es nach dem Engadin. Von da an den Comersee, Mailand, Genua wurden besucht. Ueber den Bodensee kamen wir wieder zurück, nachdem wir noch am Langensee und Vierwaldstättersee Aufenthalt genommen hatten. Die Gesundheit meines Sohnes hatte sich entschieden gebessert. Doch waren noch Nachwehen lange zu verspüren. Wird die Grausamkeit der Examina nicht noch einmal überflüssig werden? Ist man nur durch dieses gefährliche Lotteriespiel imstande, dahinter zu kommen, was ein Mensch wert ist. Haben unzählige Lehrer in einem Dezennium nicht Gelegenheit gehabt, ein Urteil zu fällen? Müssen das einige Stunden entscheiden?

* * *

Fünfzig Jahre sind nun vergangen, seit ich im Schwarzwaldstädtchen den Lebenstraum begann.

Meine Frau wollte mich an dem Tage vollständig überraschen, was ihr aber durch Dr. Grandaur vereitelt wurde, der mich am Vorabend frug,

ob man im Frack zu mir komme. Dadurch bekam ich Witterung. Doch war ich noch immer überrascht durch den Charakter, den das Fest allmählich annahm. Ich glaubte einige Freunde seien gebeten. Es füllten sich aber allmählich meine sämtlichen Räume. Als alles versammelt war, öffneten sich die Türen auf den Korridor, auf dem ein Orchester, von meinem Sohn geleitet, aufgestellt war und die Einleitung zur Blumenrache intonierte. Hermann Lingg hielt die Festrede. Mit warmen Worten sprach er mich an. Es folgten Toaste von Heyse, Schauß. Fuchs sang von meinen Liedern. Damen sangen Duette. Mit Quartetten, die ich nie gehört hatte, wurde ich überrascht. Einige Maler führten lebende Bilder auf, welche darauf hinausliefen, mir Geschenke zu überreichen. Der humoristische Otto Stöger brachte mir Ovationen in Form eines Kasperltheaters. Der Pelzmärtel war erschienen, mich zu begrüßen. Hatte er mich doch am 5. Dezember 1833 gebracht. So ging es den ganzen Abend fort unter Ernst und Scherz. Gegen Morgen verließen die letzten Gäste das Haus.

Fünfzig Jahre sind vergangen. Wie eine Wandeldekoration ließ ich das Leben an mir vorüberziehen. Wie man einem Freunde eine Reise erzählt, wollte ich mein Leben erzählen. Hilfsmittel habe ich keine gebraucht. Nicht einmal in Briefen habe ich nachgeschlagen. Chronologisch werden manche Unrichtigkeiten vorgekommen sein.

Ich will zunächst nun Halt machen. Ob ich diese Memoiren fortsetze, ob ich es kann — das weiß ich nicht.

Manches habe ich erzählt, was vergessen oder nicht beachtet wurde. Die Leiden und Freuden, die zerstörten Hoffnungen, die Demütigungen und die Genugtuungen eines Künstlers glaubte ich, würden bei vielen einen Wiederklang finden. Auch bin ich ein Mensch, dem es immer Ernst war mit der Erforschung des Menschenrätsels.

Viele Wandlungen habe ich erlebt. Es irrt der Mensch, so lang er strebt.

Einen Kreislauf habe ich hinter mir, vom Knaben, der bei einem Marienbild in einer nahen Dorfkirche Linderung seines Heimwehs suchte, bis zum Manne, der hart an der Grenze des extremen Materialismus angekommen war, vor den letzten Konsequenzen aber durch seine gute Natur zurückgeschreckt wurde und nun wieder dabei angekommen ist, daß das Rätsel nicht so einfach zu lösen ist, und daß unsere groben Sinne und unsere schwachen Erkenntniskräfte Halt machen müssen vor der Größe des Weltalls.

Das Recht auf Treue.

Ein Satyrspiel von Ludwig Ganghofer.

Personen:

Josef, ein Ehemann;
Kunigunde, seine Frau;
Waldemar, ein treuer Freund;
François, Kammerdiener;
Zwei Bediente;
Fünf stumme Schemen.

Die Handlung spielt irgendwo und irgendwann in einer Winternacht.

Bei geschlossenem Vorhang hört man eine Uhr mit raschen Schlägen Mitternacht verkünden; dann beginnt eine zirpende, von den schrillen Läufen einer Panflöte durchwirbelte Musik, die an das Sumsen eines großen Insektenschwarmes erinnert und ihre kurze Melodie immer gleichförmig wiederholt. Der Vorhang öffnet sich. Die Bühne ist dunkel und von einem Schleier überhangen. Aus der Decke quillt, sich glockenförmig nach unten ausbreitend, ein mattes, mondscheinartiges Licht hervor und beleuchtet spukhaft eine stumme, wildhuschende Gruppe: in der Mitte, wie auf einem Sessel stehend, ein Satyr, schön und jung, schwarzhaarig, mit modisch frisiertem Kopf, das kluge blasse Gesicht von einem wunderlich gestutzten Bärtchen umrahmt; er spielt unter grotesken Tanzbewegungen die Panflöte; rings um ihn her, an der Grenze des verschwimmenden Lichtkreises, drehen sich drei Faune in rasendem Tanze, jeder auf seiner Stelle bleibend; ein junges Weib, blond, von blaßgrünen Schleiern umflattert, den Kopf mit dem gelösten Haar mänadenhaft zurückgeworfen, taumelt wie in sinnloser Trunkenheit von einem der drei Tänzer zum andern; jeder wirbelt sie im Kreise, bevor er sie den haschenden Armen des anderen überläßt; so macht sie mehrmals die tolle Runde um den flötenden Satyr, während das Tempo der Musik und des Tanzes sich immer leidenschaftlicher steigert.

Man hört das heftige Läuten einer tiefschallenden Hausglocke. Die tanzende Gruppe erstarrt, die Musik verstummt und das Licht erlischt; auf der finsteren Bühne verschwinden die Schemen.

Im Hintergrund wird eine Flügeltüre aufgestoßen. Die Schleier vor der Bühne steigen empor. Durch ein breites Fenster links quillt die rötlichtrübe Laternenhelle der Straße herein, das Mobiliar des Raumes matt erleuchtend.

François, schwarz gekleidet, in seidenen Bundhosen und glänzenden Schnallenschuhen, steht, um die von der Decke niederhängende Lampe zu entzünden, auf dem Sessel unter der Lampe; die aufbrennende Helle, die, von einem Schirm umzogen, einen glockenförmigen Schein nach abwärts wirft, beleuchtet scharf das hübsche Gesicht des Dieners, dessen Kopf eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Satyrs zeigt.

In dieser Helle wird die Einrichtung des Zimmers erkennbar, das, Geschmack und Wohlstand verratend, im Stil der Biedermeierzeit ausgestattet ist. Rechts von der Flügeltüre ein Glasspind mit Porzellanfigürchen und ähnlichen Spielereien; links ein Wandtischchen mit hohem Spiegel darüber. Auf der rechten Seitenwand eine Türe in das Schlafzimmer; mehr nach vorne ein Kamin mit drei holzgeländerten Lehnstühlen. Auf der linken Seitenwand ein breites Fenster mit weißen Mullgardinen; mehr nach vorne ein großes Kanapee, ein Tisch, ein Sessel; der Tisch weiß gedeckt, mit drei Tassen bestellt. — Die Wände sind mit kleinen Bildchen und allerlei zierlichem Kram behängt, dazwischen auch Jagdtrophäen und ausgestopfte Vögel; drei auffallend große Hirschgeweihe hängen bei der Flügeltüre, je eines rechts und links von der Türe, in Mannshöhe vom Boden, das dritte, ein wenig schiefgerückt, über dem Türgesimse.

Draußen im Korridor nähert sich gaukelnder Lichtschein. François springt zu Boden

und stellt den Sessel zum Tische links. Zwei Diener, Girandolen mit brennenden Kerzen tragend, treten durch die Türe, die sie mit erhobenen Leuchtern flankieren.

Kunigunde und Waldemar, Arm in Arm, jedoch jedes mit verbissenem Zorn im Gesichte, treten ein. Hinter den beiden erscheint Josef. Alle drei in der Tracht der Biedermeierzeit. Kunigunde und Waldemar lösen den Arm und komplimentieren sich steif; sie tritt nach links, er nach rechts, so daß Josef frei gegen die Mitte vortreten kann; er ist der Typus eines gutmütigen, seines Glückes und Lebens völlig sicheren Erdenbürgers; Kunigunde, viel jünger als Josef, blond, schön, trägt eine Ballrobe von blassem Grün. An Waldemars stutzerhaftem Kostüm fällt eine beabsichtigte Reminiszenz an die Tracht des jungen Werthers auf.

Während die beiden Diener — von denen der eine seine Girandole auf den Spiegeltisch, der andere die seine auf den Kamin stellte — Kunigunden und Waldemar beim Ablegen der Pelze behilflich sind, stellt sich François, nach einem heiter neugierigen Blick auf Waldemar und Kunigunde, dem Hausherrn zu Diensten.

Josef

sich aus dem Pelz herausschälend:

Ach, wie gemütlich! — Eigner Herd!
Du alles Lebens bester Wert!
Da fährt man durch die Winternacht,
hat sich im Wagen kalt gemacht,
quält sich die Treppe steif herauf
— und sieh, da tut das Glück sich auf,
wärmt uns das Herz und wärmt die Glieder
und macht uns erst zu Menschen wieder!
Jetzt noch den Hausrock, warme Schuh',
ein Pfeifchen schmack und fein dazu,
und dann beim frischgemachten Kaffee
ein Plauderstündchen — — Zu François: Flink, du Affe!
Bei dem man dieses Abends Fest
Hübsch durch die Ruten laufen läßt!

Die drei Diener mit den Pelzen ab; François wieder unter einem belustigten Blick nach Waldemar und Kunigunde.

Ach, solch ein Abend! Dies Parlieren,
Katzbuckelmachen, Grimassieren —
Ein Ekel ist's! Man steht im Saal,
gähnt heimlich an die hundert mal
und muß die Hand manierlich heben!
Wär's nicht nach Kunigundens Sinn,
die immer Wirbel braucht und Leben
— mich brächten nicht zehn Rosse hin!
Daheim! Daheim! Du süßes Wort!
Das eigne Haus, der schönste Ort!
Hier wohnt der Friede, blüht der Segen,
doch draußen, da ist Sturm und Regen —

Kunigunde

am Fenster, gereizt:

Es schneit!

Josef

Und wenn schon, liebste Frau?
Ein Gleichnis rechnet nicht genau.
Ich sprach nur so —

Waldemar

höhnisch:

Von deinem Glück?

Kunigunde
wendet sich, wie von einem Stich getroffen.

Josef
Ich seh' es neu mit jedem Blick!
Mein Glück, mein Dach — das, fest gestützt,
auf klarem Fundamente ruht,
den Schlummer meiner Kinder schützt,
mein Weib behütet und mein Gut —
und mich beschenkt zu jeder Stunde
mit einem reinen Freundschaftsbunde,
wie keiner noch auf Erden war:
ich — du, lieb Herz — und Waldemar!
Verdutzt:
Na, Kinderchen, was ist denn los?

Kunigunde
zuckt die Schultern und wendet sich ab.

Waldemar
wütend:
Nichts!

Josef
Nichts? Und Augen, heiß und groß?
Habt ihr euch wieder mal gezankt?
Ach, Gott, an diesem Leiden krankt
der Seelenbund, den wir geschlossen!
In diesen sieben schönen Jahren,
seit wir so treu verschwistert waren,
hat mich das häufig schon verdrossen:
daß ihr nie Frieden halten könnt
und Feuer seid, das immer brennt:
Seid endlich doch verständig, Kinder,
macht mir und euch das Leben linder!
Zankt euch nicht immer ohne Grund!
Schon in so früher Morgenstund'!
Kommt her! Und sprecht euch frank heraus
als gute Freunde friedlich aus!
— Ihr wollt nicht? — Oder stör' ich? — Nein?
Er lacht.
Ich laß euch lieber doch allein!
Es soll, wenn Zweie sich vertragen,
der dritte nur sein Amen sagen!
Er will nach rechts abgehen; tritt lachend auf Waldemar zu, der die Glut im Kamin zu einer Flamme aufstörte, und klopft ihn väterlich auf die Schultern.
Freund Waldemar! 's ist an der Zeit,
daß man für dich ein Weibchen freit,
Dies kalte Junggesellenleben
zieht sauren Wein aus guten Reben.
Und stets nur fremdes Glück zu sehn,
muß schließlich auf die Nerven gehn.
Doch hast du erst dein eigen Glück,
um innig dich dran festzusaugen,
und siehst du dann mit stolzem Blick
in deiner Kinder helle Augen,

dann ist, was launisch in dir kämpft,
zu sanfter Ruhe bald gedämpft,
bei der mit dankbar heitren Sinnen
auch meine Frau und ich gewinnen.

Kunigunde
scharf:

Das stimmt!

Waldemar
lacht zornig auf.

Josef

Wahrhaftig, lieber Freund,
mein Rat ist klug und gut gemeint!
Auch wird für unser schönes Leben
kein Wandel sich daraus ergeben.
Im Kleeblatt — Gunde, ich und du —
grünt nur ein viertes Herz hinzu,
und neues Glück wird bei uns weilen,
das wir zu Vieren ehrlich teilen.

Geht ab.

Waldemar
mit geballten Fäusten in Wut:

Der — Dödummkopf!

Kunigunde

Moderiere dich!
Er ist mein Mann! Du schmähst auch mich!

Die beiden spielen die folgende Szene mit verhaltenem Ton, immer in Sorge, gehört zu werden, immer mit scheuem Blick nach den Türen, doch in wachsender Erregung.

Waldemar

Seit wann ist dir das Herz so schwer
aus Sorg' um deines Mannes Ehr'?
Das hättest du bedenken müssen
vor sieben Jahren! Dein Gewissen
beginnt sich etwas spät zu regen!
Doch das geschieht nicht seinetwegen
— es paßt dir heut nur in den Kram —
und wie man Geige spielt und Harfe,
spielst du mit Würde, Pflicht und Scham,
und zeigst nur eine neue Larve!

Kunigunde
empört:

So muß es kommen! Recht so! Recht!
Jetzt bin ich ehrlos, falsch und schlecht,
und sonst war ich die Hohe, Reine,
die Königin der Rosenflur,
das echte Weib, die einzig Deine,
ein Lichtgedanke der Natur!
Und jetzt! Nach allem Glück, das blühend
ich diesem Unwert hingestreut,
nach aller Liebe, die ich glühend
als heiliges Opfer ihm geweiht,
nach aller Marter, die mich traf
— zum Dank die Roheit! Oh, ich Schaf!

Waldemar
in seiner wachsenden Erregung von einem immer merklicher werdenden Stottern befallen:
Das ist nicht Zsssorn, was aus dir redet!
Du lllachst der Sorge, die mich tötet! —
Kunigunde
Tod? — Spiel nicht mit so schweren Worten!
Das Leichte nur gelingt dir gut,
du Freund von Marzipan und Torten,
und mit der Buttermilch im Blut!
Waldemar
Weib! Weib! Bei Gott, ich — wwwarne dich!
Ich war ein Lamm, ließ mit mir spielen.
Verwandle nicht zum Tiger mich!
Du würdest seine Zähne fühlen.
Ich trag's nicht mehr! Das mmmuß sich wenden,
bevor wir beide übel enden!
Es stieg ein — Dududu—dunkles um uns auf,
und drohend steht es — vvvor uns beiden!
Kunigunde
Du stotterst. Rege dich nicht auf,
denn jede Wallung mehrt dein Leiden!
Waldemar
in scharfer Betonung, seinen Sprachfehler gewaltsam bezwingend:
Das hat dich damals nicht gestört,
als ich, von deinem Blick betört,
zum erstenmal, vor Sehnsucht trunken,
zu dir ins dunkle Zimmer schlich
und, selig auf das Knie gesunken,
dir stotterte: Ich lllliebe dich!
Kunigunde
Der Reiz des Neuen weckt Gefallen
— ein Weib, das liebt, ist leicht verführt.
Auch hielt ich deiner Zunge Lallen
für Glut, die fiebernd deliriert.
Waldemar
So wwwar es auch! Hab ich zu sprechen
mit Menschen, die mir ferne stehn,
dann wird mir nie die Zunge brechen,
und jedes Wort ist glatt und schschschön.
Nur wenn ich spreche, ssso, zu dir,
ssstockt alles Leben bang in mir . . .
Kunigunde
lacht ihm belustigt ins Gesicht.
Waldemar
Dein Lachen schmerzt wie Geißelhiebe!
Was du verhöhnst — so wwwenig zart —
ist ein Bewwweis nur mmmeiner Liebe!
Kunigunde
Beweis' mir das auf andre Art!
Denn sieben Jahr', bei Nacht und Tag,
der ewig gleiche Zungenschlag,

das wird auch für das Ohr der Liebe
schließlich ein Ding, das — —

Waldemar
tragisch:

Sssssprich es aus!

Kunigunde
Ein Ding, das besser unterbliebe!
Gott sei gedankt, es ist heraus!

Waldemar
in Raserei:
Sssso mußt du sprechen! Dadadadas ist Wahrheit!
Die Lllarve fällt! Ich seh' dich an,
und eine . . . . . . grauenvolle Klarheit
schleicht kalt zum Herzen mir heran!
Der wachsende Zorn beginnt ihn über seinen Zungenfehler hinüberzuschlendern.
Du Eine von den vielen Schwachen,
erzeugt von eines Teufels Lachen,
geformt, geboren, um auf Erden
des Mannes Hölle schon zu werden!
All euer Glanz ist falsches Blitzen,
all euer Klang Disharmonie —
man glaubt euch völlig zu besitzen
und fühlt doch, ihr gehört uns nie!
Was Liebe wertet, ist dir dunkel!
Liebe? Ach, so ein klein Gefunkel!
Was andres willst du nicht vom Leben:
nur steten Wirbel soll es geben!
Was Treue heißt, das weißt du nicht!
Was gilt dir Würde, Ehre, Pflicht!
Was dir ein Band, das — gggottgebunden —
uns sieben Jahre hat umwunden,
und das uns zog zu Höhenwegen
und Glück umschlang und Kindersegen!

Kunigunde
aus ihrem fassungslosen Schreck herauskreischend:
Bist du verrückt?

Waldemar
Nein! Nur beglückt
von deiner Llliebe, die mich fing
und, wie sie kam, so auch verging!

Kunigunde
Willst du mir ruhig nicht erklären —

Waldemar
Was du schon wwweißt, willst du noch hören?
Wenn ich auch stottre, gutes Kind,
ich bin darum nicht taub und blind.
Der junge Laffe auf dem Ball,
der dich verfolgte überall,
der bringt das Neue, das dich reizt!
Solch ein Pariser Mussiöh'chen,
das windig tut und frech sich spreizt,
gewinnt im Handumdrehn sein jeu'chen,

nur weil er gottserbärmlich schlecht
die deutsche Sprache radebrecht.
Ich stottre nur. Der macht's noch schlimmer.
Und das verffführt ein Frauenzimmer!
Und das gewinnt! Und das bezwingt!
Und ist die Ursach, der's gelingt,
daß mir mein Wwweib die Treue bricht,
und daß ein Bündnis wird zerrissen,
das frommes Glück war, reines Licht —

Mit schmerzvollem Blick nach der Schlafzimmertüre:

— trotz unbequemen Bbbitternissen!

Zu Kunigunde, lachenden Hohn versuchend:

Gggut! Gggeh die Wege, die du mußt!
Spielball der Schwäche und der Lust!
Es leckert sie nach neuen Torten!

In Zorn:

Bist du der meinen satt geworden?

Kunigunde

in ihrem echauffierenden Umherwandern innehaltend, bricht aus ihrem wühlenden Aerger heraus:

Ja! Ja! Und ja! Ich bin es satt!

Mit dem Finger über den Hals streichend:

Bis hier!

Waldemar

bestürzt:

Ku—ku—ku—kunigunde!

Kunigunde

Die Kuckuckszeiten sind vorbei,
Wir haben Winter, und nicht Mai!

Waldemar

Du schlägst mir grausam eine — Wwwunde —

Kunigunde

Kauf dir ein Pflaster! — Kurz und glatt:
ich mag nicht mehr und mach' ein Ende!

Waldemar

Dadas — das gggibt ein Unglück!

Kunigunde

Gut!
Ich wasch' in Unschuld meine Hände.

Waldemar

Zu solchem Wwwwort hast du den Mmmuuut!

Kunigunde

Ich hab ihn! Ja, ja, ja! Denn täglich
wächst eine Folter neu sich aus,
ich leide schauerbar, unsäglich,
mich sehnt nach Luft, ich will heraus!

Waldemar

Ich wwwarne dich!

Kunigunde

Tu, was du willst!
Statt daß du mir die Tage füllst
mit deiner Launen Wetterbach,

mit all den Unerträglichkeiten,
soll lieber mir ein wüster Krach
nur einer Stunde Pein bereiten!
Dann ist's vorbei, dann hab ich Ruh!

Waldemar

Ich wwwarne dich, Ku—ku—ku—ku—

Kunigunde

—nigunde! Sieh, ich hab Erbarmen
und helfe nach, so gut es glückt!

Waldemar

lyrisch, mit Tränen in der Stimme:

Dddddenkst du der Zeit in mmmeinen Armen
nicht mehr — der Ze—zezeit — da du, entrückt
dem Erdenstaub, in Himmelshöhn
der Liebe schön entkörpert schwebtest
und in der Freude Frühlingswehn
ein neues Leben selig lebtest?
Dddddenkst du — —

Kunigunde

Ja! Ja! Schon gut! Ich denke!
An all der Liebe Glutgeschenke,
die wertvoll mir und köstlich waren —

Waldemars aufatmende Hoffnung niederschmetternd:

— nicht gestern, Freund, vor sieben Jahren!

In Zorn auflachend:

Wie war es schön, dies erste Träumen!
Dies Flüstern unter Blütenbäumen!
Und dann im vollen Glück wir beide,
gewirbelt von der Liebe Sturm,
der süße Rausch, die trunkne Freude —

Waldemar

mitgerissen:

In der zum Ggotte wird der Wwwurm!

Kunigunde

Das Tiefe wurde schöne Höhe,
das Nüchterne war Poesie,
und jeder Mißton meiner Ehe
war aufgelöst in Harmonie!
Und alles wie aus Glanz geboren!
Sogar dein dümmster Stotterlaut
war mir ein Lied, klang meinen Ohren
wie Hochzeitsgeigen einer Braut!

Waldemar

selig zerschmolzen:

Ach, Kunigund'!

Kunigunde

Und welch ein Sturz!
Aus allen Rosen in die Besen!
So heiß die Freude war, so kurz
ist all der blöde Rausch gewesen!
Kaum war ich dein —

Waldemar
vom Schreck wie gelähmt:
Gellliebte Frau —
Kunigunde
— gingst du umher als wie ein Pfau!
In einem Sturz von Worten, während Waldemar unter Stotterlauten immer vergebliche Versuche macht, zum Sprechen zu kommen.
Du brachtest mich in alle Mäuler,
blamiertest mich vor aller Welt,
und wie zur Brunst ein toller Keiler,
fielst du herein auf jede Falle,
die plumpe Neugier dir gestellt!
Und weiß es einer, wissen's alle!
's ist offenkundig in der Stadt,
was ‚die da' — ich — mit ‚dem da' hat.
Man tuschelt, schmunzelt, lacht und spricht
— und nur mein Josef merkt es nicht!
Doch wäre das noch nicht das Dümmste!
Wie du es treibst in meinem Haus,
das ist von aller Schmach die schlimmste
und schlägt dem Faß den Boden aus!
François
schiebt die Flügeltüre vor sich auf und erscheint mit dem Kaffeegeschirr auf silberner Tablette; er stutzt, lächelt, zieht sich lautlos zurück und hält von draußen mit vorgeschobenem Fuß die Türe um einen schmalen Spalt geöffnet.
Kunigunde
Daß du zum Abend kommst, manierlich,
das fände jeder noch natürlich,
Doch schon zum Frühstück deckt man dir,
und wird es Mittag, du bist hier!
Dann nimmst du rauchend den Kaffee
und lümmelst dich aufs Kanapee,
auf dem mein Mann, das arme Schäfchen,
vor Zeiten hielt sein Mittagsschläfchen.
Und dann zum Dank, daß stets geschieht,
was man vom Auge ab dir sieht,
bist du dem Hause ein Tyrann,
dem niemand recht es machen kann,
füllst mir mit Zank die müden Tage,
mit Eifersucht und Männerplage.
Du überwachst den Postbehälter,
und meine Briefe machst du auf
und kontrollierst die Monatsgelder,
als gingen sie wo anders drauf!
Waldemar
aus seiner ringenden Wortlosigkeit herausbrechend:
Dadadadas — ist zu vvviel!
Kunigunde
Zu viel! Schon lange!
Das Eisen glüht, jetzt kommt die Zange
Hart jedes Wort betonend:
Wie du mich quälst bei Tag und Nacht,

mir alles tötest, was mir lacht;
wie du Beschlag legst auf mein Leben,
daß ich nur alles dir soll geben
und nichts mehr, sei es noch so klein,
behalten soll für mich allein;
wie du mein ganzes Dasein schnürst,
und mich nach deinem Willen führst
bei jedem Schritte, den ich gehe,
— — das ist wie eine zweite Ehe!
Dafür bracht' ich wahrhaftig nicht
das Opfer meiner Treu' und Pflicht.
Ich wollte Freiheit, wollte Luft!
Und fiel nur in die gleiche Gruft
— und wenn ich's recht und ehrlich taufe:
ich kam vom Regen in die Traufe.
Das bin ich satt! Ich trag's nicht länger!
Dein Lied ist aus, du — — Rattenfänger!

Waldemar

groß:

Da irrst du dich — ich — sssinge weiter —
und hab noch einen starken Klang!
Und klingt mein Lied dir auch nicht heiter,
doch hören wirst du es — nnnoch lang!

Kunigunde

Nein! Aus! Und fertig!

Waldemar

Was du sssagtest,
steht unter meinem Wertgefühl,
Ich schweige still — was du auch wagtest —
denn Frauen, weiß ich, wwwagen viel,
— am meisten jene, die da wissen,
daß Mmmänner sind, die llieben müssen.

Kunigunde

Jetzt wird nicht mehr philosophiert!

Waldemar

Wwwas Frauen ehrt und Ffffrauen ziert —

Stottert wortlos weiter.

Kunigunde

Nimm deinen Hut und mach' ein Ende!
Adieu! Empfiehl dich mit Geschick!
Denn stotterst du Spinozas Bände,
mich stotterst du nicht mehr zurück.

Waldemar

— — — wwwas Frauen ziert, ist das Besinnen
nach allem Zorn und aller Lllaun';
sie fffühlen Reue und beginnen
das halb Zerstörte neu zu bau'n.

Er spricht, um das Stottern zu überwinden, immer hastiger. Kunigunde versucht vergebens, ihm ins Wort zu fallen. Dann preßt sie die Hände über die Ohren und wirft sich vor dem Kamin in einen Lehnstuhl.

Von diesen Frauen bist du eine,
und was du mir auch Leids getan,

du bleibst doch immer noch die Meine
und findest wieder gute Bahn.
Wie hoch ist unser Glück gewesen!
Das darf nicht sinken! Gott erhält's!
Komm! Laß uns deine Briefe lesen!
Ich habe sie . . .

Sucht in der Brusttasche; findet sie nicht.

. . . in meinem Pelz . . .

An der Flügeltüre schließt sich die Spalte.

Stets trag' ich sie auf meinem Herzen,
mein Kissen birgt sie mir zur Nacht
— wie tausendmal sie meinen Schmerzen
Genesung, Trost und K—k—kraft gebracht,
so werden sie auch dich erlösen
von dieser Stunde, dieser bösen!

Kunigunde

läßt die Hände fallen, dreht sich im Sessel und blickt mit verdutzter Neugier zu Waldemar auf.

Waldemar

Hörst du das zärtlich süße Stammeln,
das einst aus deinem Herzen stieg,
dann wird dein Geist sich wieder sammeln
zu einem schönen, keuschen Sieg!
Und fühlen wirst du, daß der Mann,
den die Natur für dich ersann,
der unlösbar mit dir verbunden
durch Schwur und heilige Liebesstunden,
der für dich lebte, für dich starb,
ein Recht auf T—t—t—

Wieder Atem findend; innig:

auf Treue sich erwarb!

Kunigunde

ruhig, natürlich:

Mensch? Hast du den Verstand verloren?
Wenn nicht, dann greif' an deine Ohren.

Waldemar

in Zorn um jeden Laut ringend:

Ich ga—ga—ga—gab dir — mmmeine — ganze Sssseele!
Das dddankst du mir mit sssolchem Wwwort?
Und wie ich llleide — und mich — ku—kua—gu—quäle —

Kunigunde

aufstehend:

Hol deinen Pelz! Und troll dich fort!
— Er fordert Treue! Er! — Mich schauert! —
Er! Treue! — Oder hört' ich schlecht?

Waldemar

Ein Unrecht, wenn es lllange dauert,
wird schließlich auch ein ha—ha—heilig' Recht!

Kunigunde

Geh heim! 's ist Zeit! Und leg' dich nieder!
Und morgen kommst du mir nicht wieder!

Waldemar

Ich bi — bileibe — ich —

Kunigunde

Du gehst!

Waldemar

Ich? Nnein!
Was mir ge—gegeben ward, ist mein!

Kunigunde

in Zorn:

Dort ist die Tür!

Waldemar

Da—dadas — wwweiß ich schon!
Da bin ich oft herrein gegangen,
die Tür dort fffind' ich in der Nnacht!

Kunigunde

in ehrlichem Jammer:

Ach, hätt' ich's doch nie angefangen!

Waldemar

Ein End' ist nnnicht so leicht gemacht!
Ich bi—bibin —

Kunigunde

Ein ausgeblasnes Licht!
— Geh, sag' ich! — Willst du, oder nicht?

Waldemar

verzweifelt:

Und wenn ich das nicht wwwollen kann?

Kunigunde

Dann sag' ich alles meinem Mann,
noch heute, jetzt, in dieser Stunde
— wie sich's verhält mit deinem — Seelenbunde!

Waldemar

erschrickt zuerst, dann lacht er in nervöser Heiterkeit auf.

Kunigunde

Ich fürchte wohl, es wird ihn schmerzen.
Doch gradem Wege winkt ein Ziel.
Er, mit dem guten, schwachen Herzen,
er wird verstehn, warum ich fiel.

Waldemar

Ist das — dein — lllll . . . .

Kunigunde

helfend:

— llletztes Wort! — Ja! Aus!
Und morgen sperr' ich dir das Haus.

Waldemar

Nun also gut! Du wwwillst den Streit!
So hab ihn denn! Ich bi—bi—bin bereit.

Er geht zum Kamin, wirft sich in einen Lehnstuhl, legt die Beine übereinander und verschränkt die Arme.

Kunigunde

zuerst wie versteinert, will auf ihn zustürzen.

François

räuspert sich laut vor der Türe draußen, dann tritt er ein und trägt die Tablette mit dem Kaffeegeschirr zum Tische.

Kunigunde

geht zum Kanapee, ruhig, ganz Hausfrau, beschäftigt sich mit den Tassen.

François
ihr behilflich, lächelnd
Die gnädige Herrschaft ist verstimmt?
Kunigunde
gütig:
Schweig', François!
François
Pardon!
Waldemar
in Wut aufspringend:
Was nimmt
der Kerl sich da heraus?
Hinaus!
Kunigunde
sanft:
François!
Es ist zu wenig Zucker da.
Die größre Dose bring'! Nicht diese!
Herr Waldemar schwärmt für das Süße.
François
geht mit hoheitsvollem Lachen ab.
Waldemar
Dadas . . .
Kunigunde
Befiehlst du schwarz?
Waldemar
Gu—gunde!
Schlägt uns auch heute nicht die Stunde,
die alles klärt und uns versöhnt,
so wirf mich nicht in meiner Qual
vor die Lllakaien hin als Mahl!
Kunigunde
die Tassen füllend:
Die sind an bessre Kost gewöhnt.
Waldemar
will aufbrausen, hört die Schlafzimmertüre gehen, huscht auf den Sessel hin und rührt nervös mit dem Löffel in seiner Tasse.
Josef
tritt ein, in verschnürter Schlafjacke und roten Morgenschuhen, aus einem gestickten Tabaksbeutel eine kleine Holzpfeife füllend.
Kunigunde
Na, endlich kommst du, liebes Männchen!
Sieh her, da wartet schon dein Kännchen!
Josef
lachend:
Habt ihr euch gründlich ausgetobt?
Ist Friede jetzt? Gott sei gelobt!
Ihr wart schön laut! Ich hört' euch immer
hinüber bis ins Kinderzimmer —
Kunigunde
ärgerlich:
Und hast die Kleinen aufgeweckt?
Josef
Nur abgeküßt und zugedeckt.

Und dann noch eine Augenweide,
bevor ich leise sie verließ!
Ach, Waldemar, die Vaterfreude
ist doch des Lebens Paradies!
Und Vater — das heißt Schöpfer sein!
Man spielt ein bißchen Gott auf Erden
und fühlt in Stolz: dies Werk ist mein!

Kunigunde

Es droht dein Kaffee kalt zu werden!

Josef

kommt zum Tische:

Wie mich das kleine Mädel freut!
Sechs Jährchen erst! Und so gescheit!

Zu Waldemar:

Hat auch von dir was angenommen,
seit du so viel zu uns gekommen.
Sie blickt wie du, so treu und wahr,
und — Lachend. — manchmal stottert sie sogar!
Und ach, mein Jung! Das liebe Närrchen!
Drei Jahr! Und schon ein kleines Herrchen!
Flink, munter, schlau, ein bißchen keck,
und was er tut, hat Sinn und Zweck.

Waldemar

an einem Stück Kuchen würgend, höhnisch losplatzend:

Ganz dir aus dem Gesicht geschnitten!

Josef

Oh jaaa —

Kunigunde

scharf:

Ich muß doch endlich bitten —

Josef

— des Jungen Eigenschaften sind
perfekt ein Abbild meiner Gaben.
Doch als du gingst mit diesem Kind,
mußt du dich auch versehen haben —

Waldemar

belustigt:

An mmmir?

Kunigunde

Das törichte Geschwätz!

Josef

ernst:

Herz, das ist ein Naturgesetz!
Solch eine seltsam dunkle Sache,
daß ich mir oft Gedanken mache!
Ja, dies Problem hat Schwierigkeiten
die mir ..... Wo ist das Feuerzeug?

Kunigunde

Gleich lieber Jos!

Will aufstehen.

Waldemar
springt auf.
Ich werde läuten.
Er geht zum Glockenzug, der rechts neben der Türe hängt.
Josef
dozierend:
Ja, die Natur bei ihren Werken
geht manchen dunklen Weg und Steig —
Kunigunde
Laß die Natur jetzt ungeschoren!
Josef
Lieb Kind, das kannst du selbst bemerken:
der Junge, wenn er lauschend sitzt,
macht ganz die schmalen, spitzen Ohren,
wie sie der François besitzt.
Kunigunde
empört:
Josef!
Waldemar
mit der Hand am Glockenzug, den Rücken gegen die Wand gedreht, so daß sein Kopf die Hirnschale des rechts hängenden Hirschgeweihes bedeckt:
Dadas — ist — Explodierend: — ausgeschlossen!
Josef
Vom Volk der Griechen wissen wir,
daß sie, wenn Keime still sich schwellten,
der Götterbilder schönste Zier
den Müttern vor die Augen stellten.
Kunigunde
So laß doch endlich diese Possen!
Genug! Da will ich lieber hier
noch deinen schlechten Tabak riechen!
Josef
Die Wissenschaft —
Waldemar
Ein übler Spott!
Wir, du und ich, sind k—k—keine Griechen,
und dieser Ffrançois ist kein Gott!
Josef
wendet sich zu Waldemar.
Wahr! Doch die weibliche Psychose — —
François
tritt ein mit einer großen Zuckerbüchse.
Waldemar
wütend:
Was suchst du hier?
François
Die Zuckerdose,
nach der die gnädige Frau verlangt,
hab' ich gebracht.
Kunigunde
gütig:
Ich danke!

Waldemar

Dddankt
man so dem — Dddiener? Zu François: Du kannst gehen!
Wir sind mit Zucker schon versehen.

Kunigunde
in Zorn:
Wie sprichst du da? Besinne dich!
In meinem Haus befehle ich!

Josef
steht auf.
Ach, Kinder, zankt euch nicht schon wieder,
nachdem ihr Frieden kaum gemacht!

Kunigunde
wütend:
Du schweig und setz dich ruhig nieder!

Josef
empört:
Aaah —

Waldemar
Mir zum Hohn hat er gebracht
dies Zuckerdddosen-Ungeheuer!

François
Ich tat nur, was die Frau befohlen.

Waldemar
Den Kerl da soll der T—t—t—

François
höflich helfend:
Teufel holen?

Josef
der seinen Unmut über Kunigunde nicht früher los wurde, schlägt auf den Tisch.
Das hab ich satt!

Kunigunde
dieses Wort auf Waldemar beziehend:
Und ich schon längst!
Gottlob, daß du nun auch so denkst!

Waldemar
in Wut nach Sprache ringend:
Dddder —

Kunigunde
Tag für Tag die gleiche Leier!

Waldemar
Dddas —

Josef
erschrocken über die ihm unverständliche Wirkung seines Aergers:
Kinder! Das heißt übel scherzen!

Kunigunde
sich beherrschend, vornehm:
Sieh, François, mein Mann braucht Feuer!

Josef
beschwichtigend:
Ach, laß doch, Kind, dort brennen Kerzen!
Er geht vom Tische.

Waldemar
mit geballten Fäusten:
Ich will — ich wwwill —

Josef
leise zu ihm:
Sei doch vernünftig!
Um abzulenken, auf François lospolternd:
Man hat auch stets mit dir Verdruß!
So etwas unterbleibt mir künftig!
Tust du's noch mal, so mach' ich Schluß!

François
ruhig, lächelnd:
Was hab' ich Schlimmes denn verschuldet?

Josef
Du hast —
Späht umher, nach einer Ursache für seinen Aerger suchend:
Das wird nicht mehr geduldet!

François
Was, gnädiger Herr?

Josef
gewahrt das schief hängende Geweih über der Türe.
Das weißt du nicht?
Tust du im Haus so deine Pflicht?
Er faßt ihn am Ohr.
Wer sonst, als du, hat mir da droben
das Hirschgeweih so schief geschoben?
Das zu gewahren, ist mir Pein!
Bei mir muß alles grade sein!

François
Pardon! Das hab' ich übersehen.
Ich ordne das noch heute nacht.

Josef
Bei mir muß alles gleich geschehen.

Kunigunde
zuerst erschrocken, lacht heiter auf.

Josef
für sich:
Gott sei gelobt! Mein Weibchen lacht!
Er geht zum Spiegeltisch und zündet an einer der brennenden Kerzen die kleine Pfeife an; inzwischen rückt François einen Lehnsessel vor die Türe, breitet sein Taschentuch über den Sitz und steigt hinauf; während der Szene zwischen Josef und François ist Waldemar in kochendem Zorn hinter dem Lakaien immer hin und hergegangen, um François Ohren zu betrachten; was er gewahrt, scheint ihn zu beruhigen.

Waldemar
rechtshin zum Kamine, für sich:
Ich wußte: das ist ausgeschlossen!
Sein Ohr ist spitz — das mag wohl sein —
doch groß an seinen Kopf gegossen.
Und meines Kindes Ohr ist k—k—klein.
Er will zum Tische, bleibt verdutzt auf halbem Wege stehen.

François
Es geht nicht, Herr! Ich streck' mich auf
und reiche doch nicht ganz hinauf.

Josef
Steig' nur dem Sessel auf die Speichen,
dann wirst du es schon noch erreichen.
Er pafft die Pfeife an, links neben der Türe an die Wand gelehnt; Waldemar fängt zu lachen an, da er Josef unter dem Hirschgeweih stehen sieht.
Da lacht er nun! was ist denn los?

Kunigunde
ärgerlich:
Ich bitte dich, geh weg da, Jos!
Du hast dich grade so gestellt,
daß es dich treffen muß, wenn's fällt.

Josef
Ein Nagel, der gut eingeschlagen
hält fest und kann was Tüchtigs tragen.

Waldemar geht lachend nach rechts, um Josef von der Seite zu betrachten; François ist auf das Geländer des Lehnsessels gestiegen und reicht nun mit dem Kopf bis vor die Hirnschale des über der Türe hängenden Hirschgeweihes, das er gerade richtet; Waldemar hat sich lachend rechts von der Türe an die Wand gelehnt, Kunigunde gewahrt das Bild dieser drei gehörnt erscheinenden Männer und lacht heiter auf: Josef, über Kunigundens vergnügte Laune erfreut, beginnt mitzulachen; François dreht das Gesicht und stimmt dezent in das Gelächter ein.

Josef
Zwar ahn' ich nicht, weshalb wir lachen —
doch lach' ich mit!

Waldemar
übermütig:
Das ist die Art
des wahren Glückes: froh zu machen,
wo keine Ursach' man gewahrt.

François
Seht, Herr, das Kunststück ist geraten!
Nun sitzt es grad, sieht schön sich an!
Vom Sessel herabsteigend:
War das der Hirsch, den Euer Gnaden
durch meine Assistenz gewann?

Josef
Nein, François, das war der Zehner,
der hinter mir da an der Wand!

François
zu Waldemar:
Ich wies — vier Jahre sind's — bei jener
Hirschjagd die gnädige Frau zum Stand,
und als wir kaum im Dickicht saßen,
ward gleich das Jagen angeblasen.
Ein Hirsch kam auf uns zugeschlichen,
doch weil ich mich nicht ruhig hielt,
ist er zum gnädigen Herrn entwichen.
Und der hat scharf und gut gezielt!

Josef
Klapums! Es krachte laut waldein!
Und dieses Prachtgeweih war mein!

Waldemar
Ich bin kein Ffffreund von Jagdgeschichten.

Kunigunde
Geh, François! Laß die Bowle richten!

François
verneigt sich, geht ab.

Josef
zum Tische kommend:
Was, Gundchen? Bowle wird gemacht?

Es ist Glock' halb nach Mitternacht.
Bedenke doch, mein gutes Kindchen —

Waldemar

in Sorge, rasch:

Ich bleibe gerne noch ein Sssstündchen.

Kunigunde

Ja, liebster Josi, füg' dich drein!
Ein Abschied will gefeiert sein.

Josef

Ein Abschied?

Waldemar

Wwwie?

Josef

Was soll das heißen?

Kunigunde

Dein Freund, lieb Männchen, wird verreisen.

Waldemar

Ich? Nnnein!

Kunigunde

mit drohendem Blick auf Waldemar:

Er zieht zu seinen Schwestern
aufs Land — das sagte er mir gestern.

Waldemar

Doch mmmorgen denk' ich abzuschreiben.
Ich reise nicht! Ich werde bleiben.
Hier hält mich alles, Freundschaft, Pflicht,
sssolch einen Freund verlaß' ich nicht!

Josef

umarmt ihn.

Dies Opfer, Freund, will ich dir lohnen!
In meinem Herzen sollst du wohnen!

Zu Kunigunde, gutmütig und herzlich:

Ich kann, ich darf ihn nicht verlieren!
Wer soll dich ins Theater führen,
wer dich begleiten ins Konzert?
Wer soll die Glut dir fächelnd kühlen,
wer soll dich heben auf das Pferd
und Sechsundsechzig mit dir spielen?
Wer soll, wenn ich, ins Joch gebunden,
mich seufzend quäle im Bureau,
dir kürzen all des Tages Stunden,
treu, unermüdlich, opferfroh?
Wer soll des Abends Langeweile
verscheuchen, liebste Frau, von dir,
wenn nach der Arbeit Hatz und Eile
der Schlummer leise tritt zu mir?
Ach, hundert Bücher könnt' ich reden
und spräche doch den Wert nicht aus,
der diesen Freund mit tausend Fäden
festbindet an mein Glück und Haus!
Und ihn verlieren? Ihn? Den Guten?
Der für mich dulden mag und bluten?

Und der mir alles leisten kann,
was in der Ehe plagt den Mann!

Waldemar
erschüttert:
Freund! Freund! Du sollst mich nnneu gewinnen!
Jetzt weiß ich, daß du dankbar bist!
Und dein sei, was an Geist und Sinnen,
an Leib und Sssseel' mein eigen ist!

Kunigunde
Na, warte! — Jos! Komm her zum Tisch!

Waldemar
mit lyrischem Schwung:
Glück ohne gleichen! Rrrreinste Freude!
So ganz verstanden sich zu sehn!
Was kann uns drohen, wenn wir beide,
in Treu' vereint, durch's Leben gehn!

Kunigunde
energisch:
Komm her da, Jos! Laß diesen — Fisch
durch seine Zuckerwässer schwimmen!
Ich hab' mit dir zu reden —

Waldemar
erwachend, die Gefahr erkennend:
Ooooh!

Kunigunde
— und mag es dich auch schwer verstimmen,
des Hauses Friede will es so!

Waldemar
zum Tische stürzend:
Bessssinne dich, bevor's zu spät,
und eh' ein Glllück in Trümmer geht!

Kunigunde
Meintwegen geh' was will in Scherben!
Jetzt will ich endlich reine Luft!

Waldemar
Du wwwirfst uns alle ins Verdddderben!
Erweitre nicht die du—dudunkle Kluft!

Josef
perplex:
Ach, Kinderchen, um Gotteswillen —

Waldemar
auf Josef deutend:
K—k—kannst du dies unschuldvolle Herz
mit Qual bellladen und mit Schmerz?
Dies fffrohe Aug' mit Tränen füllen?
Schschschonst du schon mich nicht —
schschschone Jos,
der glllücklich ist und ahnungslos!

Kunigunde
wütend:
Entweder gehst du augenblicklich,
— wenn nicht — so setze dich und schweig'!

Josef
Nein, Kinder, das wird unerquicklich!
Waldemar
Gu—gut! — Du brrrichst den letzten Zweig!
Und geht jetzt eine Welt zugrunde,
ich lllächle nur zu aller Qual —
Wirft sich beim Kamin in einen Lehnsessel, verschränkt die Arme.
— und sssitze mit verschloßnem Munde!
Josef
So sagt mir endlich doch einmal —
Kunigunde
Vorhin, als du den Hausrock holtest —
Waldemar
O nein, das fffing schon früher an!
Kunigunde
Ich dachte, daß du schweigen wolltest?
Josef
mahnend:
Ach, Kind, das ist nicht wohlgetan,
daß du —
Kunigunde
Als wir allein nun waren,
da sprachen wir uns friedlich aus,
Das Resultat sollst du erfahren:
dein Freund kommt nicht mehr in mein Haus!
Waldemar
Ddda irrst du dich! Ich wwwerde kommen!
Kunigunde
Was sagte der verschloßne Mund?
Josef
— — Mir hat's die Sprache ganz genommen!
Ach, Unsinn! — Tat er uns nicht kund,
daß er ein Nein den Schwestern schreibt,
und daß er mir zuliebe bleibt!
Das wird mein Freund doch nicht bereuen?
Waldemar
Nnnein! Ich bin einer von den T—t—treuen!
Kunigunde
Die Ausflucht von der Fahrt aufs Land
hätt' ihm den Weg erleichtern sollen
— was dieser — Herr da nicht verstand!
Waldemar
Ich habe nicht verstehen wwwollen!
Kunigunde
Dann muß ich einen Weg dir weisen,
auf dem du minder gut wirst reisen!
Waldemar lacht und schmiegt sich behaglich in den Sessel.
Jos! Hör' mich an! — Der Seelenbund,
den du mit diesem Herrn geschlossen,
ist bös in aller Leute Mund
und Ursach' lästerlicher Glossen.

Das dürfen wir nicht länger dulden.
Trifft dich und mich auch kein Verschulden —

Waldemar lacht; Kunigunde tritt vor ihn hin und mißt ihn mit empörtem Blick.

Waldemar

Man schwwweigt!

Kunigunde

zu Josef:

— so dürfen wir doch nicht
dem üblen Feuer Nahrung reichen.
Für dich und mich erwächst die Pflicht,
dem Klatsch vernünftig auszuweichen.
Am schnellsten sind wir da heraus,
wenn der da meidet unser Haus.

Waldemar

Zum Fffrühstück morgen bin ich hier!

Josef

aufatmend, gemütlich lachend:

Willkommen!

Kunigunde

wütend auf Waldemar zufahrend:

Ich verbiet' es dir!

Josef

vertritt ihr den Weg und nimmt sie in seine Arme.

Lieb Kind, das alles weiß ich längst,
und noch viel mehr, als du dir denkst!

Kunigunde löst sich erschrocken aus seinen Armen.

Manch' bösem Wort, das man gesprochen,
hab ich den Giftzahn ausgebrochen,
manch' Brieflein, das dich hätt' gekränkt,
hab' ich ins Ofenloch versenkt —

Waldemar

begeistert:

Ein Wort, ein Mann! Wer sssolches hört,
dem wird das Leben llebenswert!

Josef

Da sei ganz ruhig, Waldemar!
Wir sind noch Freunde manches Jahr!

Zu Kunigunde, die wütend durch das Zimmer rauscht:

Und du, Herz, wenn dich sonst nichts quält,
dann blüht uns Friede, dem nichts fehlt.
Die Welt laß reden, wie sie will!
Wir drei, wir wissen, was wir gelten.
Es wird die Welt von selber still
— sie muß sich nur erst müde schelten.
Schön wär's wohl, wenn sie anders wäre,
jedoch sie bleibt, wie Gott sie schuf!

Kunigunde

empört:

Du nimmst es leicht mit deiner Ehre
und deiner Gattin gutem Ruf!

Josef

Was tun? Man wird sich trösten müssen
mit seinem reinlichen Gewissen.

Kunigunde
Ich danke! Nein!

Josef
Kind!

Kunigunde
Fertig! Aus!
Dein Freund kommt nicht mehr in mein Haus!

Stellt sich ans Fenster und trommelt.

Waldemar
Ich ko—ko—komme!

Josef
lachend, gemütlich:
Laß sie blitzen!
Jetzt kocht der Aerger ihr im Blut.
Wenn wir erst bei der Bowle sitzen,
lacht sie und ist dir wieder gut!

Waldemar
Ach, Ffffreund!

Er wischt sich die Tränen der Rührung aus den Augen.

Josef
läßt sich neben Waldemar auf die Sessellehne nieder und legt den Arm um seinen Hals.
Wie ist das Herz mir leicht,
jetzt, da wir klar uns ausgesprochen,
und da der einzige Schatten weicht,
der unser helles Glück umkrochen.
Der dumme Klatsch, der in der Stadt
so grundlos sich entwickelt hat,
— das war wohl in den letzten Zeiten
die Ursach' eurer Zwistigkeiten?

Waldemar
Sssonst nichts!

Fängt zu lachen an.

Josef
Und nun ist Frieden
und Glück uns ungetrübt beschieden!
Das freut mich, daß ich aus der Bowle
mir heute noch ein Räuschlein hole!
Lachend:
Doch — Bruderherz — ich will's bekennen:
manchmal — nur so im ersten Jahr —
fühlt' ich ein Kribbeln und ein Brennen,
das mir nicht ganz geheuer war!
— Ja, du hast Anlaß zum Gekicher! —
Doch spielend überwand ich das!
Denn meines Weibchens war ich sicher.
Und sah: auf dich ist auch Verlaß!

Waldemar
klopft ihn auf die Schulter.
Du bist ein feiner Mmmenschenkenner!

Josef
Das bin ich, ja!

Kunigunde
in Zorn:
Und sonst noch was!
Josef
überlegen scherzend:
Und weißt du — namentlich die Männer,
die hab ich gründlich ausstudiert.
Zum Beispiel: du!
Er faßt ihn lachend am Schopf.
Du treues Schäfchen!
Glaubst du, ich hätt's nicht observiert,
wie du vor Jahren meiner Frau
den Hof gemacht, derweil ich schlau
so blinzelte beim Mittagsschläfchen?
Waldemar
Erlllaube —
Kunigunde
Das verbitt' ich mir!
Josef
Doch als ich dich erst kennen lernte
und deines Wesens Nuß entkernte,
verlor ich alle Angst vor dir!
Waldemar
steht auf, verletzt:
Wie mmmeinst du das?
Kunigunde
höhnisch lachend:
Nur weiter, weiter!
Josef
Du gehst zu Fuß und dünkst dich Reiter,
träumst, wo der andere genießt,
— und wie der Bart dir spärlich sprießt,
so quillt dein kindliches Gemüt
von Werten, die man langsam sieht.
Du bist ein braver, guter Junge
mit halb gereiftem Weisheitszahn,
ein bischen schwer an Witz und Zunge,
doch ein gefälliger Kumpan,
den ich von Herzen lieb nun habe.
Als Mann zu fürchten warst du nicht!
Dir fehlt doch schließlich jede Gabe,
die schöne Frauen schnell besticht —
Kunigunde
in Schadenfreude:
Ja, Jos, du bist ein Menschenkenner!
Waldemar
sich aus seiner Begossenheit aufraffend, in Zorn:
Bi—bi—bin ich der Auswurf aller Männer?
Und sssagst du mir das ins Gesicht?
Josef
Ach nimm doch das so tragisch nicht!
Was hab' ich Schlimmes denn gesprochen?

Waldemar

Du hast als Fffreund an mir verbrochen,
was ich dir nnnie verzsseihen kann!
Bin ich auch nnnichts — ich bi—bibin ein Mann!

Er stürmt, nach Atem ringend, durch das Zimmer.

Josef

erschrocken:

Ach, Gottchen mein!

Kunigunde

die Situation nützlich erfassend:

Da hat er Recht!
Du machtest ihn als Mann so schlecht,
daß ihm die Möglichkeit genommen,
zum Frühstück morgen herzukommen!
Schon wandte alles sich zum Frieden,
— nun hast du ihn von uns geschieden!
Wollt' er dein Haus noch mal betreten,
er müßte vor sich selbst erröten
und sich als Mann, der Ehre hat,
totschämen vor der ganzen Stadt!

Josef

hilflos:

Es weiß doch niemand —

Kunigunde

Schweige still!
Mir scheint so, daß er sprechen will!

Waldemar

der seit einer Weile vergebliche Versuche machte, die Lähmung seiner Zunge zu überwinden.

Wwwwwwillst du mich einem Schrecknis gleichen,
vor dem, was Wwweib heißt, Rrrreißaus nimmt,
wie Hasen vor den Vvvogelscheuchen,
wenn ihr Gelapp im Winde schwimmt?
Ich? Von den Ggaben all verlassen,
mit denen man ein Glllück genießt?
Und das muß ich mir sagen lassen
von einem Kerl, der Hi—hi—hi —

Explodierend:

Hirsche schießt?

Kunigunde

zuckt zusammen; gütig mahnend:

Mein Freund!

Josef

Ach geh, sei doch gemütlich!
Was hat denn meine Jagdpassion
mit unsrer Freundschaft —

Waldemar

drohend:

Vvviel!

Josef

Laß gütlich
erklären dir —

Waldemar

Das wwweiß ich schon!
Wwweil du seit sssieben lllangen Jahren
mit keiner Brrraut mich sahst beglückt,
wwweil ich zur Kirche nicht gefffahren,
mit einem Mmmyrtenzweig geschmückt,
drum hieltest du mit bllöden Sinnen
an Llliebreiz mich so arm als Mmmann,
daß ich kein Wwweib mir kann gewinnen
und Llliebe nicht erwecken — k—k—kann?

Josef

Nun ja —

Erschrocken über die böse Wirkung dieses Wortes:

Nein! Nein!

Waldemar

rasend:

Das laß ich mir nicht sagen!

Kunigunde

Nur ruhig, Freund!

Josef

Ach, Gottchen, ich —

Waldemar

Weil du mit Bllindheit bist geschlagen!
Du, Gu — Gugunde, weißt —

Kunigunde

in Sorge, beschwichtigend:

Ich kenne dich!
Weiß dich als Mann so hoch zu schätzen —

Josef

— ich wollte dich doch nicht verletzen!

Waldemar

Du wwweißt ja nicht, was du getan!

Kunigunde

Komm, liebster Freund —

Josef

So sei doch gut!

Waldemar

Kein Mann hört solches rrruhig an!

Unter Tränen:

Es traf mich do—do—dodoppelt tief ins Blut,
weil er geschmmmäht mich bis aufs Leben
vor einem Wwweibe, das mich liebt,
und das mir alles hat gegeben,
was Lliebe nur um Llliebe gibt!

Josef

verdutzt:

Was meint er, Gundchen?

Kunigunde

schüttelt den Kopf, mit einer Geste: ich verstehe nicht!

Waldemar

Wwwie ich llleide!

Fällt beim Tisch auf einen Sessel nieder und vergräbt das Gesicht in den Armen.

Kunigunde
sanft und leise:
Geh, Jos! Wenn er dich nicht mehr sieht,
klärt sich wohl sein verstört Gemüt.
Ihr seid wie Stahl und Stein, ihr beide!
Laß mich bei ihm! Geh du zur Ruh!
Ich red' ihm warm und gütlich zu,
bis er, trotz allem, was er leidet,
versöhnt und friedlich von uns scheidet.

Josef
nickt ihr dankbar zu und geht auf den Fußspitzen zur Türe rechts.

Kunigunde
Waldemars Kopf aufrichtend:
Komm, Freund, laß meine kühle Hand
auf deine heiße Stirn sich legen!
Sieh, treue Freundschaft stillt den Brand —

Waldemar
aufzuckend:
Ffffrrrreundschaft?

Kunigunde
Du sollst dich nicht erregen —

Waldemar
mit galligem Lachen:
Freundschaft? Ersssinnst du neue Worte
für Dinge, die man anders nennt?
Soll nnneuer Zsssucker auf die Torte —

Kunigunde
hastig, mit dem Anschein besorgter Verwunderung, während sie Waldemars Mund mit der Hand zu verschließen sucht:
Du bist, daß man dich nicht mehr kennt!
Geliebter Freund! Besinne dich!
Wie seltsam sprichst du!

Waldemar
unter Kunigundens Hand lallend:
Llllllasse mich!
Sucht sich von ihrer Hand zu befreien.
Bbbbangt dir vor deines Mannes Ohren?
Oh nein! Oh nein! Jetzt rede ich!
Springt auf, gewahrt, daß Josef den Kopf zur Schlafzimmertüre herausstreckt, bricht in zorniges Gelächter aus.
Ihr seid wohl gegen mich verschworen?
Doch ist mein Spi—pipiel noch nicht verloren!
Und wenn, was jetzt euch nicht gelungen,
ihr morgen auch versucht aufs neu
— das Bbband, das dich und mich umschlungen,
das ist noch lllange nicht entzwei.
Mmmein heilig Recht hat von euch beiden
zu fürchten nicht Gefahr und Not.
Was Ehe heißt, das lläßt sich scheiden,
doch unsren Bbbund löst nur der Tod!

Josef
aus der Türe tretend:
Was sagt er?

Kunigunde
Ich verstehe nicht —
Waldemar
Dddenkst du an Trrreu' nicht mehr und Pflicht,
so such' ich Hilfe bei Gericht!
Josef
Gotts Tod! Da muß ich doch wohl fragen —
Kunigunde
Er will — du hörst doch, was er spricht —
dich auf Injurien verklagen:
Josef
erschrocken:
Ums Himmelswillen! Waldchen!
Waldemar
Nnnein!
Es soll mir nur der Richter sssagen,
was Recht ist, und was mein und dein!
Josef
Ja hat denn jemand hier gestohlen?
Waldemar
Man wwwill mir ssstehlen, was ich fffand —
Will weitersprechen, bringt kein Wort mehr heraus.
Kunigunde
Da muß man einen Doktor holen!
Der Mensch ist nicht mehr bei Verstand!
Josef
Barmherziger Gott! Der arme Junge!
Sieh nur, es lähmt ihm ganz die Zunge!
Waldemar
die Worte gewaltsam herauspressend:
— dddenn di—di—dieses Wwweib ist — mmmein —
Josef
in erwachender Ahnung:
Waaas? Wiiie? — Na höre, Kunigunde —
Kunigunde
Hier trat Gehirnerweichung ein!
Waldemar
— und Klllarheit fo—fo—fo—fordert diese Ssstunde!
Kunigunde
Das wird gefährlich! Rasch! Hinaus!
Will Josef zur Flügeltüre drängen:
Ein Doktor wohnt bei uns im Haus —
Waldemar
Josef den Weg verstellend:
Ddder du mich schmähst als Ffffrauenschreck,
du gehst mir nnnicht von diesem Fleck —
Kunigunde
empört:
Das ist ja —
Waldemar
— bis du ganz und klllar
er—k—kennst, wie fffalsch dein Urteil war!

Kunigunde
Und so ein Narr läuft frei und ledig!
Den setzt man fest! Den sperrt man ein!
Waldemar
Dddu —
Josef
schreiend:
Wer?
Waldemar
mit jagenden Worten:
Du, der so gnädig
mit helfen wollt', ein Weib zu frei'n,
du brauchst nicht mehr zu helfen — du —
denn lang schon halfst du mir dazu!
Josef
Herr, meiner Treu —
Waldemar
Sprrrich nicht von Treue!
Denn di—didieses Recht hast du verwirkt!
Kunigunde
Ich rufe Leute —
Will zum Glockenzug.
Waldemar
faßt ihren Arm:
Dddu!
Kunigunde
— ich schreie,
bis man den Narren sicher birgt!
Waldemar
Hier ist dein Mmmann! Laß ihn doch hören!
Du drohtest ja mit dieser Tat!
Jetzt rrrede! Du! Es soll sich klären,
wwwer hier ein Recht auf Treue hat:
er, dieser Niemand deiner Ehe,
der kaltgewordne Pflichten übt,
o—oder ich, der —
Josef
greift an seine Stirne, aufschreiend:
Ich verstehe!
Waldemar
— dich sieben Jahre heiß geliebt!
Kunigunde
in Zorn gegen Josef losfahrend:
Da siehst du, was du angerichtet!
Dein Schimpf hat ihm das Hirn zernichtet!
Jetzt brach der Wahnsinn bei ihm aus!
In meinem ehrenwerten Haus!
Josef
wütend:
Daß du mir treulos bist gewesen —
Kunigunde
Ich? Dir? Das ist so sonnenklar,
wie daß ich heut in China war!

Waldemar
zu Josef:
Doch ich be—be—beweis' es dir!
Denn ihre Briefe sollst du llesen,
ich habe sie zum Gllück bei mir,
in meinem Ppppelz — wo ich sie hole —
Er springt zur Flügeltüre.

François
kommt im gleichen Augenblick mit der Bowle herein.
Das klingt wie wahr! Weib meiner Qual!
Du hast mich —

Waldemar stößt den Diener beiseite; die Bowlenschüssel fällt zu Boden und geht in Scherben; Kunigunde stößt einen gellenden Schrei aus, greift mit beiden Händen nach dem Herzen und fällt wie ohnmächtig in einen Lehnsessel; Josef jammert, ohne Unterbrechung an sein früheres Wort anschließend:

Ach, die schöne Bowle!
Kommt alles Unglück auf ein mal!

François
vornehm:
Ich, gnädiger Herr, bin da nicht schuld!
Herr Waldemar verlangt Geduld!
Er beginnt die Scherben aufzulesen.

Waldemar
im Korridor:
Verruchte Welt! Ich bin bestohlen!
Er stürzt zur Tür herein.
Es ist ein Dieb in diesem Haus!
Die Briefe, die ich wollte holen,
stahl er aus meinem Pe—pile—pipelz heraus!
Taumelt gebrochen an die Wand neben der Türe.

Kunigunde
springt auf, triumphierend zu Josef:
Erkennst du jetzt des Wahnsinns Keime?
Sein Hirn hat alles phantasiert!
Die Briefe waren Narrenträume,
sie haben niemals existiert!

Josef
zweifelnd, ratlos:
Mag sein — und doch — ich bin verstimmt —

Kunigunde
ihr Kleid schürzend:
Ach, Gott, die ganze Stube schwimmt!
Sie vergißt im Verlauf der Szene nie, ihr Kleid vor der Nässe zu schützen.

Waldemar
sich erholend, fährt auf François los:
Das ta—ta—tatest du! Die Briefe! Ggib —

François
sich aufrichtend:
Ich bin ein Diener! Doch kein Dieb!
Will mit den Scherben abgehen.

Waldemar
faßt ihn am Arme und zerrt ihn zurück.
Mmmensch! Gib der Wwwahrheit jetzt die Ehre!
Und sage diesem Jiiijäger da,

was — hier, bei meinem Vvve—verkehre —
dein Ohr vernahm, dein Auge sssah!

François

Nichts, Herr!

Kunigunde

zu Josef, an seine Stirn puffend:

Nun? Merkst du jetzt den Schaden?

Waldemar

in Wut:

Wofffür dann, Kerl, bezsssahlt' ich dich?

François

beleidigt:

Der Herr steht hier als Freund in Gnaden!
Ich schweige — und entferne mich!

Geht ab, mit den Scherben auf der Platte.

Waldemar

zerstört:

Welt! Großer Meineid! Nest der Lügen!
Es will die Nacht das Licht besiegen!

Fällt wie erschlagen in einen Sessel und gräbt das Gesicht in die Hände.

Kunigunde

entrüstet zu Josef:

Stehst du noch immer wie ein Klotz!
All dieser Narretei zum Trotz?
Wie stünd's um meine Frauenehre,
wenn deiner sie bedürftig wäre!
— Ach Gott, ach Gott, mein schönes Kleid —
Wo ist ein Mann, der mich befreit!

Josef

scheu:

Gundchen! — Sei ehrlich! — Wwwwar das Lllüge?

Kunigunde

erhaben:

Jooos! Glaubst du, daß ich dich betrüge!

Josef

Nein! Nnnein! Nimm dieses Wwwort nicht schwer!

In Wut:

Herr Gott, da sieh nur einmal her,
was dieser Mensch mir angetan:
ich fffange auch zu stottern an!
Man muß den Narren flink entfernen!
Auch meine Kinder könnten's lernen!

Waldemar

der langsam aus seiner Zerbrochenheit sich sammelte, fährt mit schrillem Lachen auf

De—dddeine Kinder?

Mit den Fäusten auf seine Brust schlagend:

Mmmmeine Kinder!

Josef

jammernd, mit beiden Händen seine Stirne fassend:

Er wird noch immer nicht gesünder!

Waldemar

mit verzweifeltem Ausbruch:

Ich rrreiße sie aus ihren Betten,
die holden Augen will ich schaun!

An ihre Brust will ich mich retten
vor all des Lebens Schreck und Grau'n!
Will auf dem Arm hieher sie tragen,
daß uns dein Blick vergleichend mißt
— und bi—bibist du ehrlich, wirst du sagen,
wwwer dieser Kinder Vater ist!

Er stürzt auf die Schlafzimmertüre zu.

Kunigunde

eilt ihm nach, kreischend:

Du bleibst!

Sie faßt ihn am Arm.

Waldemar

will sich befreien.

Empörst du einen See?
Und wunderst dich des Wellenschlages?

Josef

schreiend:

Das geht doch übern grünen Schnee!

Kunigunde

in ehrlichem Zorn:

Laß meine Kinder schlafen! Wag' es
und störe sie aus ihrer Ruh,
dann lernst du eine Mutter kennen!

Waldemar

Als Vater steht das Recht mir zu —

Er hat sich befreit, stürzt durch die Türe rechts hinaus, Kunigunde mit einem Schrei hinter ihm her.

Josef

die Hände ringend:

Gibt's Namen noch, um das zu nennen!

Die Türe wird zugeschlagen; Gepolter hinter der Bühne.

Ach Gott, die kommen noch ins Raufen!

Will zur Türe, glitscht aus, fängt sich am Glasspind.

Und eine Nässe zum ersaufen!
Ein Haar nur, und ich sauste hin
und lag da in der Bowle drin!
— Und alles dreht sich hier im Raum,
als ob ich sie getrunken hätte!
O Gott, ich wollt', ich läg' im Bette,
und alles wär ein böser Traum!
Mein Weib! Mein Kopf! Mein friedlich Glück!
Und diese Schmerzen im Genick!
Als läg' mein Hals in einer Schlinge!

François

ist eingetreten, mit einem Besen, um den ein großer Lappen gewickelt ist, und beginnt die Nässe von den Dielen aufzutrocknen; Josef springt auf ihn zu und faßt ihn an der Brust.

Mensch! — Wahrheit! — Sieh mir ins Gesicht!
Sahst du — was nicht hätt' sollen sein?
Gewahrtest du —

Nach der Schlafzimmertüre deutend:

— verdächtige Dinge?

François

Nein, gnädiger Herr, ich wüßte nicht —

Josef

Gott sei gelobt! Mein Weib ist rein!

François

mit dem Besen hantierend:

Ich sah nur —

Josef erschrickt.

— was Herr Waldemar
mit heißer Sehnsucht Jahr um Jahr
in seinem Busen hat getragen!

Josef

Und — meine Frau? — Das muß ich fragen!

François

Herr! Wie ein Arzt mit einem Kranken,
so gut war sie mit ihm — doch wies
sie streng zurück ihn in die Schranken,
wenn er sie nagelsbreit verließ.
Ich hörte sie fast täglich sagen:
„Mein Mann hat ihn nun einmal gern!“
Und drum ertrug sie ohne Klagen
die Nähe dieses üblen Herrn!

Josef

gerührt:

Mein Gundchen! Ach!

François

Ich dachte oft:
mit dem wird's noch ein Unglück geben!
Denn nie erreichen, was man hofft,
nie Boden fühlen, immer schweben,
und all dies aussichtslose Girren
— ja, Herr, solch eine Folter kann
bös eines Menschen Geist verwirren!

Josef

nach der Schlafzimmertür deutend:

Man sehe das Exempel an!
Die Tobsucht! — Doch was tu ich jetzt,
daß ich den armen Narren heile,
den ungestillte Liebe hetzt?

François

Da gibt's ein Mittel!

Geste einer Ohrfeige.

Feste Keile!

Er geht mit dem Besen durch die Flügeltür ab; man hört wieder Lärm hinter der Bühne, der immer lauter wird und sich der Schlafzimmertüre nähert.

Josef

Ooooh, Freundchen! Wenn es sonst nichts braucht,
dann ist dein Irrsinn bald verraucht!
Jawohl! Jawohl! Komm nur heraus!
Ich klopfe dir die Krankheit aus!

Während Josef spricht, hört man hinter der Bühne die zornigen Stimmen Waldemars und Kunigundens.

Ich heile dich! Du sollst genesen!
He, François! Wo ist der Besen?

Waldemar
hinter der Bühne, zwischen Josefs letzte Worte hinein:
Wwweib — Illaß mich deine — Sssseele sehen!
Den Llleib erkenne ich nicht mehr!
Kunigunde
hinter der Bühne, in schrillem Zorn:
Zum letztenmal! Willst du jetzt gehen?
Waldemar
wie oben:
Mein Rrrecht auf Treue, das ich schwer
verdddiente ist zu gut fffundiert —
Kunigunde
wie oben:
Da, nimm das Recht, das dir gebührt!

Man hört einen dumpfen Schrei; die Türe rechts wird aufgerissen; Waldemar taumelt heraus, wie von einem kräftigen Stoß getrieben, einen himmelblau lackierten Blechkübel über den Kopf bis auf die Schultern gestülpt; die Tür wird zugeschlagen und verriegelt.

Waldemar
mit den Armen fuchtelnd, brüllt unter dem Zuber:
Licht! Licht!
Josef
Der hat den Kopf verloren!
Waldemar
Ich sssehe nichts — ich wurde blind!
Josef
Jetzt klopf' ich aber los geschwind!
Waldemar
der seinen Kopf befreite, rasend:
Ra—ra—ra—rrrache sei geschworen!
Den Kübel fortschlendernd:
Sssso kämpft das Weib, das treulos schlechte,
mit Roheit gegen Sssseelenrechte!
Die Faust gegen die Türe hebend:
Blick' mir ins Auge! Komm heraus!
Er rüttelt an der verriegelten Türe.
Mach' auf! Wwweib! Sperrst du mir die Türen?
Mir? Deinem Mann? In mmmeinem Haus?
Josef
der bei Waldemars Racheschrei hinter das Kanapee retirierte:
Der Wahnsinn scheint zu kulminieren!
Er weiß nicht mehr, was mein und sein!
Waldemar
schlägt mit den Fäusten an die Türe, wie in Tobsucht:
Den Riegel fort! Llllaß mich hinein!
Josef
Ich schlage zu —
Waldemar
Wwwirst du dich nicht —
Josef
Ich haue los —
Waldemar
— auf Treu und Pflicht
im Augenblicke jetzt besssinnen,

so will ich dir ein Llied beginnen,
das deinen Ohren klingen soll
wwwie eines Donnergottes Groll!

Josef

Wo ist ein Stock?

Waldemar

Die Pi—pe—polizei
ruf' ich zur Hilfe mir herbei —

Josef

in wachsender Erregung:

Uh! Uh!

Waldemar

— Llaß einen Schlosser holen,
der rasch besorgt, was ich befohlen,
und aufbricht die versp—ppperrte Tür!

Josef

Uh! Uh!

Waldemar

Mmmein Recht — ich grrreif' es mir —
als Vater auch — und nehme dir
gewwwaltsam meine Kinder fort
und berge sie an sichrem Ort!

Josef

Uh! Uh!

Waldemar

Und wenn dich das nicht schreckt
und dein Gewissen nicht erweckt,
dann soll man's in der Zeitung lesen,
wie „treu" du mir als Frau gewesen!
In allen Gassen ruf' ich's aus,
belagre Tag und Nacht dein Haus!
Ich ffolge dir auf Schritt und Tritt,
und zwanzig Zeugen nehm' ich mit,
und wo ich dir begegnen werde,
auf jedem Fllllecke dieser Erde,
sei's im Theater, im Konzert,
zu Fuß, zu Wagen oder Pferd,
bei den Kassssino-Festlichkeiten,
sogar im Offiziersverein,
will ich mit Fingern auf dich deuten
und schreien: „Di—di—didi—dies Wwweib ist mein!"

Josef

in schäumende Wut geraten, packt einen Sessel und knickt ihm durch einen Stoß auf den Boden die Füße.

Und das — soll ich — geduldig hören?

Waldemar

Ich bitte, mich jetzt nicht zu stören!

An der Türe rüttelnd:

Mmmach' auf, Weib! Stoß den Riegel aus!
Und augenblicklich k—k—komm heraus!
Sonst wird der Unfang noch gemacht
in dieser stillen Winternacht!

Das Ffenster reiß' ich auf und schreie:
„Sieh, Mmmenschheit, das ist Pflicht und Treue!"
— Ich zfffähle! — Eins, zwei — drei — —
vier! — Schluß!
Vorbei! Ich tu—tutue, was ich muß!

Er wendet sich und will zum Fenster.

Josef

Wart', Narr, jetzt will ich dich kurieren!

Er schlägt mit einem Stuhlbein zu.

Waldemar

taumelnd, greift nach seiner Stirne, spricht das erste natürliche Wort seiner Rolle:

Das hat — mir — furchtbar — weh getan!

Er stürzt zu Boden.

Josef

entgeistert:

Oh! So? — — — Er will sich nicht mehr rühren?

Schletternd, läßt das Stuhlbein fallen.

So fängt — Gesundheit — doch nicht an?

Die Schlafzimmertüre wird vorsichtig geöffnet.

Kunigunde

steckt den Kopf heraus.

's ist alles still? — Ist er gegangen?

Sieht Waldemar liegen, schreit auf.

Mann! Mensch! Was hast du angefangen?
Du Narr! Wie kann man so was tun!

Josef

versteinert:

Mir scheint — ich hab ihn — totgeschlagen —

Kunigunde

in Tränen um Waldemar jammernd:

Ach Gott, ach Gott, das gute Huhn!
Jetzt fühl' ich erst, was er mir galt!
Und liegt nun da! Maustot und kalt!

Verstört:

Und dich wird man auf Mord verklagen!
Es rinnt sein treues Blut! Sieh! Da!

Josefs Zähne fangen zu klappern an.

Und dir ist auch das Ende nah!
Skandal! Gerichtssaal! Welch' ein Graus!
Ich seh' dich schon als armen Sünder!
Das Glöcklein tönt! Du fährst hinaus!

Josef, an den Hals greifend, dreht den Kopf.

Und ich! Und unsre armen Kinder!
Wir fallen ohne dich und ihn
der gräßlichsten Verzweiflung hin!

Josef versucht ein paar Schritte, will fliehen.

Was willst du? Mörder? Jetzt? Und gehen?
Was tu ich denn, ich, hier, allein?

Josef

Blut, lliebes Kind, k—k—kann ich nicht sehen!
Erlllöse mich von dieser Pein!

Kunigunde

in Freude:

Er atmet! Sieh! Er hat noch Leben!
Wir wollen auf dein Bett ihn heben!

Josef
sich vor Grauen schüttelnd:
Ich nicht —
Kunigunde
Für mich ist er zu schwer!
Wie könnt' ich solch ein Mannsbild tragen?
So hilf mir doch dazu! Komm her!
Josef wehrt ab, will zum Glockenzug; Kunigunde faßt ihn erschrocken an der Jacke.
Nein! Nicht! Wir dürfen's keinem sagen!
Nur Einer! Der ist treu wie Gold!
Der wird mir helfen!
Springt zur Türe.
François!
François
rasch erscheinend:
Um Gotteswillen, was geschah?
Er räumt hurtig die Trümmer des zerbrochenen Sessels und den Blechkübel beiseite.
Kunigunde
Ein Unglück, das wir nicht gewollt!
Auf Josef deutend:
Sein Freund glitt aus, hat sich verletzt!
Hilf meinem Mann den Aermsten tragen!
Ich laufe schnell zum Doktor jetzt
und will, was nötig ist, ihm sagen!
Er wohnt zum Glücke Tür an Tür,
In drei Minuten ist er hier!
Ab durch die Mitte.
Josef
scheu:
Lebt er?
François
Waldemars Kopf auf sein Knie hebend, sieht mißbilligend zu Josef auf:
Herr! Das war üble Tat!
Josef
Du Schuft, du! War es nicht dein Rat?
Wärst du beim Teufel, wär' ich froh!
François
Da ernte ich nun böses Lob!
Ich meinte: so —
Deutet eine Ohrfeige an.
— nicht aber: so!
Einen Keulenschlag markierend.
Die Kur war doch ein bißchen grob!
Und schwere Folgen wird das setzen!
Josef
an seinen Kopf greifend:
Willst du mich auch in Angst noch hetzen?
In Freude:
Er schlägt die Augen auf! — Greif' zu!
François
Wo bringen wir ihn hin zur Ruh?
Josef
In Gottesnamen — auf mein Bett!
François
Wenn ich's nur auch so linde hätt'!

Sie heben den Verwundeten auf, François faßt ihn unter den Schultern, Josef bei den Füßen, so, daß er, Waldemar den Rücken drehend, zwischen seinen Knieen steht und seine Beine unter den Armen hat. Ganz leise, wie unterirdisch, setzt die zirpende Musik des Vorspiels ein.

Waldemar
mit matter Stimme, in sanften Delirien:

Mir träumte — ach, ein Traum — verschönt
durch all der Liebe Seligkeiten!
Mir — träumte — daß wir uns — versöhnt —
und unsren Bund — auf's neue weihten!

Josef

Er spricht! — Und spricht so grade her?
Und sto—to—tottert gar nicht mehr?

François

Der Kopfhieb, günstig appliziert,
hat seinen Zungenschlag kuriert!

Waldemar

— Ich blute? — Doch mein Sieg ist rein,
und du — geliebte Frau — bist mein!
Er schlingt den Arm um François' Hals.

Josef

Horch! Seines Wahnsinns alte Fabel!

François

Dies Leiden, Herr, scheint inkurabel!

Waldemar

Herzlieb! Dein Arm hält mich umschlungen!
Und selig strahlt dein Blick mich an!
Du schweigst? Und singst mir doch mit Engelszungen:
„Die Treue — ist — kein leerer Wahn!" —

François

Wie wunderlich sein Irrsinn plaudert!

Josef

Daß mir's durch Haut und Knochen schaudert!

Sie tragen den Verwundeten zur Türe rechts hinaus; die Bühne bleibt einige Sekunden leer; der Luftzug der beiden offenen Türen macht die Kerzen der Girandolen flackern und löscht sie aus; in der leisen Musik hört man, wie aus tiefen Fernen, einige Läufe der Panflöte.

Kunigunde
atemlos zur Türe hereinschwankend:

Wir haben Hilfe, die ihn rettet!
Gottlob, der Doktor war zu Haus!
Sieht das leere Zimmer.
Und auch der Freund ist schon gebettet!
Fällt in einen Lehnsessel.
Jetzt lassen meine Nerven aus!
— Ach, Gott, wie schwer ist doch das Leben!
Ein Quentchen Glück, ein Zentner Leid!
Und Wucherzinsen muß man geben
für so ein bißchen Lieb' und Freud'!
— Mich schauert! — Ist das nur die Kälte?
Ein Rest der Sorge, die mich quälte?
Josef tastet sich lautlos aus der Tür heraus.
— Und Mitternacht! — Es ist zu dumm!
Hier gehn doch keine Geister um!

Die Musik verstummt, Kunigunde hört den leisen Schritt hinter sich und fährt kreischend auf; dann lacht sie bei Josefs Anblick.

Nur du?

Josef

verstört:

Ich kann das Blut nicht sehen.
Es scheint ihm besser wohl zu gehen,
doch macht der Arzt ein ernst Gesicht.

Kunigunde

führt ihn zu einem Sessel.

Sei mutig, Männchen, sorg' dich nicht!

Josef

Du treues Herz! — Was soll ich sagen?
Mir ist, als hätt' er mich geschlagen!
Es hat mich diese Schreckensnacht
ganz um die Contenance gebracht.
Und als der Arzt ins Zimmer trat,
glaubt' ich, daß schon die Schergen kämen,
um mich zur Sühne meiner Tat
als Sträfling mit sich fortzunehmen!
Ach, Gundchen, hilf mir, steh mir bei!
Du bist so klug, so stark, so treu!

Kunigunde

auf seinem Schoß:

Nein, Männchen, dir soll nichts geschehen!
Ich will für dich das Opfer sein
und alle Leidenswege gehen,
um dir zu sparen eine Pein!

Josef

Du goldner Schatz!

Kunigunde

Ich kann nicht lügen,
— hab's nur aus Sorge dir verschwiegen:
es liebt dein Freund — Jos, das ist wahr! —
mich hoffnungslos schon manches Jahr!
Das darf dich doch nicht wundern, schau,
ich bin doch eine nette Frau!

Josef

zärtlich:

Das bist du! Ja!

Kunigunde

Doch diese Qual
wird jetzt für dich ein Hoffnungsstrahl!
Da er mich liebt, schleppt er doch nicht
den guten Mann mir vor Gericht!

Josef

Glaubst du, daß er so edel handelt?

Kunigunde

Wenn man ihm nicht die gute Laun'
zu Aerger und Verstimmung wandelt!
Ich glaube, Jos, du darfst vertrau'n!
Jetzt ist er in dein Bett gelegt,
und hast du ihn gesund gepflegt,

bleibt er am besten ganz im Haus,
und aller Streit geht friedlich aus!
Wir geben ihm zwei hübsche Zimmer
— dann hast du deinen Freund für immer!

Josef

in Unbehagen:

Doch wenn er —

Kunigunde

Wenn er brennt und loht,
mit Klage dir und Kerker droht,
dann halt' ich dir das Böse fern.
Sieh, dir zuliebe will ich gern
mit diesem Wolf ein bißchen heulen
und seine Hirngespinnste teilen,
bis er ein ruhig Liedchen singt!

Josef

Ob deiner Kraft das wohl gelingt?

Jammernd:

Das macht zur Nacht dir jeden Tag,
und alles Licht wird dir ein Schatten!

Kunigunde

mit Größe:

Ahnst du, was eine Frau vermag
aus Lieb' und Sorge für den Gatten?
Und daß dein Freund je von dir scheidet,
da sorge dich nicht, guter Jos,
er — der an Treue chronisch leidet —
teilt treu mit dir sein Lebenslos.

Josef

Ach, lieber Himmel! Mir wird schwül!
Das ganze Leben! Das ist viel!

Kunigunde

Auch das hat eine gute Seite!
Wir zwei sind doch verständige Leute!
Dein Freund ist günstig situiert,
und — kommt es — einst — mit ihm zum Sterben
glaub' ich, daß er auch treu testiert!
Jos! Deine Kinder werden erben!

Josef

Du glaubst? — Hm, ja, das läßt sich hören!
Ein guter Mensch! Ein Freund! Ein Christ!
Der tut das! Oh, da möcht' ich schwören!

Kunigunde

Sieh doch, wie klug mein Männchen ist!

Sie küßt ihn herzlich.

François

tritt aus der Schlafzimmertüre, räuspert sich dezent.

Der Doktor, Herr, empfahl sich eben.
Hat alle Mühe sich gegeben
und hat den Kranken fest verbunden.
Er hofft zu heilen seine Wunden.

Kunigunde

Ein Traum soll schön dem Aermsten lachen

und soll ihm stillen alles Weh!
— Geh, Jos, die Nacht bei ihm zu wachen!
Ich schlafe auf dem Kanapee.

Josef geht auf den Fußspitzen zur Schlafzimmertüre, während die Musik wieder leise zu klingen beginnt; er wirft seiner Frau eine Kußhand zu und zieht hinter sich die Türe lautlos ins Schloß.

François

tritt ehrerbietig auf Kunigunde zu; mit gedämpfter Stimme:

Gnädigste Frau! Im Korridor
fand ich, was irgendwer verlor.

Er zieht etwas Blaues aus der Brusttasche.

Ein Päckchen Briefe — wie mir schien —
sah auch darum nicht näher hin.

Kunigunde

nimmt die Briefe, löst das blaue Bändchen und wirft die Blätter in den Kamin; eine Flamme züngelt auf, die den Raum für einige Augenblicke grell überleuchtet.

Ich danke, François! — Du bist treu!
Nicht jedem Menschen ist das eigen.

Blickt nachdenklich in die Flamme.

Was heute war, das ist vorbei.
— Und du — so hoff' ich — du wirst schweigen?

François verbeugt sich ehrfurchtsvoll. — In der leisen Musik erklingen zart die Läufe der Panflöte. Kunigunde horcht auf.

Was ist das, François? — Dies feine Singen?
Hörst du es auch? — Ein wunderliches Klingen!

François

lächelnd:

Bei den Fasanen in der Volière
ist Spielgeflügel. Und der junge Hahn
träumt wohl im Käfig, daß es Frühling wäre
— und Paarungszeit — und fängt zu balzen an.

Kunigunde

erstaunt:

So mitten in der Nacht?

François

dezent:

Jedwedes Tierchen
wählt sich die Dunkelheit für sein Pläsierchen.

Kunigunde

sieht nach der Uhr auf dem Kamin:

Bald ein Uhr?

Sie geht zum Kanapee.

Frieden braucht das Haus!

Sehr gütig:

Geh', Franz, und lösch' die Lampe aus!

Während sich Kunigunde in die Ecke des Kanapees schmiegt, zieht Franz einen Stuhl unter die Lampe, steigt hinauf und löscht das Licht aus. Schwarze Schleier fallen rasch über die Bühne, die Musik wird lauter und leidenschaftlicher, die Läufe der Panflöte klingen nah und kräftig, und plötzlich fließt eine glockenförmige Mondhelle in das Dunkel herein und beleuchtet, spukhaft die gleiche, stumme, wildhuschende Gruppe wie zu Anfang des Spieles: der Satyr steht unter grotesken Tanzbewegungen auf dem Sessel und bläst die Panflöte, die drei Faune drehen sich in rasendem Tanz, und das junge, von blaßgrünen Schleiern umflatterte Weib macht die wirbelnde Runde von einem Tänzer zum anderen.

Der Vorhang fällt.

Eine liberale Vereinsdebatte.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Rede des Oberlehrers Martin Wendler: Meine Herren! Es wird mit dem Worte „liberal" viel Unfug getrieben, soviel, daß man oft gar nicht mehr weiß, was überhaupt das herrliche Wort besagen will. Mir scheint es nötig, daß wir den Metallschild dieses Wortes wieder rein putzen. Dabei muß zuerst der Staub der Wirtschaftsfragen abgewischt werden. Die Wirtschaftsfragen nehmen in der öffentlichen Erörterung überhaupt einen viel zu großen Raum ein. Das war in jenen schönen Jahren anders, als der Liberalismus wie eine lichte Morgenwolke am deutschen Himmel emporstieg. Damals hat Niemand von Zöllen oder Staatsschulden geredet außer den Leuten, die sich leider von amtswegen damit befassen mußten, aber alle Herzen schlugen höher, sobald die Kulturfragen besprochen wurden, die Freiheit des Denkens, die Unabhängigkeit der Hochschullehrer, die Vermehrung der Gymnasien, der Kampf gegen den Ultramontanismus und gegen jede geistige Tyrannei. In meinen Augen ist Schiller der erste und oberste von allen Liberalen. Ich hätte dabei sein wollen, als er im Jahre 1859 gefeiert wurde, und glauben Sie es mir, er wird 1959 noch einmal so gefeiert werden, denn bis dahin wird der echte deutsche Geist sich wieder durchgearbeitet haben. Dann gibt es keinen kleinlichen Streit mehr zwischen Freihandel und Schutzzoll; derartige Dinge werden ohne viel Worte praktisch geregelt. Dann werden auch Militär- und Arbeiterfragen den Liberalismus nicht mehr trennen, denn das ganze Volk wird sich zu einem vernünftigen Militarismus durcharbeiten und die deutsche Sozialgesetzgebung wird vollendet sein und ihre die Massen befriedigenden Wirkungen ausgeübt haben. In solcher Luft entsteht dann ein Perikleisches Zeitalter, wo alle Kräfte in Harmonie der Gesamtheit dienen, wo alle Künste vom Staat gepflegt und alle Lehrer der Wissenschaft für die Wohltäter des Menschengeschlechtes gehalten werden. — Ein solches Zeitalter zu erstreben, das, meine Herren, ist Liberalismus. (Bravo!)

* * *

Rede des Volksschullehrers Otto Schmidt: Geehrte Herren! Der Herr Vorredner hat ja gewiß Recht in allem, was er sagt, und Sie haben ihm ja auch Beifall gezollt, aber er hat doch etwas zu sehr vom Standpunkt der oberen Zehntausend gesprochen, denn was nützt eine Wissenschaft, die nicht ins Volk hineinkommt? Auch ich bin selbstverständlich für Freiheit der Wissen-

schaft. Was aber soll das Volk mit einer Gelehrsamkeit anfangen, die es nicht versteht? Die großen Bücher kann ja fast kein Mensch kaufen und wenn man sie kauft, so sind sie oft in einem Deutsch geschrieben, daß es unsereinen erbarmen möchte. Wenn also der Liberalismus etwas bedeuten will, so muß er sich der Volksschule annehmen, ihr mehr Geld und mehr Freiheit verschaffen, für bessere Seminare sorgen, die . . . Herren Geistlichen bitten, das Schulzimmer zu verlassen. Meine Herren, ich habe nichts gegen die Pfarrer, aber in die Schule gehören sie nicht. Der Liberalismus ist der Kampf gegen die Uebergriffe der Geistlichkeit. Ist erst einmal das erledigt, daß der Pfarrer sich nur um das Seelenheil zu kümmern hat und um nichts weiter, dann findet sich das übrige von selbst. Der Kern des Liberalismus ist die Beseitigung der geistlichen Aufsicht in der Volksschule und überhaupt der politischen Macht der Kirche . . .

* * *

Rede des Stadtverordneten Dr. jur. Kreitelmeyer: Verehrteste Versammlung! Das, was meine beiden sehr geschätzten Herren Vorredner in schöneren Worten, als ich sie zur Verfügung habe, vor Ihren Ohren ausgeführt haben, ist ja zweifellos von hoher Bedeutung, es hieße aber doch den Liberalismus verkennen, wenn man ihn bloß als eine Art von Bildungsbewegung auffassen wollte. So wenig ich bestreite, daß ein liberaler Staat für die moderne Bildung aller seiner Glieder mehr tun wird und muß als etwa ein klerikaler Staat oder als eine patriarchalische Aristokratie, so wenig kann ich zugeben, daß dieses der Kern des Liberalismus sei. Der Liberalismus war und ist der Wille zur Macht im besitzenden Bürgertum. Das besitzende und erwerbstätige Bürgertum will es sich nicht gefallen lassen, daß fremde Gewalten ihren Fuß auf seinen Nacken setzen. Wir bekämpfen die Adelsklasse und den Klerus, weil sie in der Macht sitzen und weil wir hineinwollen. Das, meine Verehrtesten, mag hart und brutal klingen, aber es ist die Wahrheit, eine Wahrheit, die meines Erachtens nicht laut genug ausgesprochen werden kann, weil gerade darin die Schwäche des gegenwärtigen Liberalismus liegt, daß er den Machttrieb des Bürgertums unter allerlei Redensarten verdeckt. Wir wollen die Herrschaft in den Stadtverwaltungen haben, wollen eine Majorität in der Kammer besitzen, wollen gelegentlich einmal ein Ministerium besetzen — das, meine verehrteste Versammlung, verstehen wir unter Liberalismus. (Unruhe in der Versammlung.)

* * *

Rede des Amtsrichters Magnus: Sehr geehrte Anwesende! Es ist mir Bedürfnis, meinem im übrigen sehr geschätzten Freunde Kreitelmeyer hier öffentlich zu widersprechen, weil das, was er vor Ihnen ausgeführt hat, das Gegenteil von allem ist, was ich von Kind auf als liberal angesehen habe. Wie Sie wissen, war schon mein seliger Vater in Politik tätig und gehörte zu

den Köpfen der älteren liberalen Zeit. Er würde mit aller der Schärfe, die dieser sonst so gütige Mann in Augenblicken hoher seelischer Erregung haben konnte, die Ansprache zurückweisen, die wir eben gehört haben. Auch mein Vater gehörte zum besitzenden Bürgerstande, aber er wollte keine neue Klassenherrschaft an Stelle alter Klassenherrschaften. Ich besinne mich noch genau, wie oft er das Wort „bürgerlicher Liberalismus“ zurückgewiesen hat. Er pflegte zu sagen, daß es einen bloß bürgerlichen Liberalismus überhaupt nicht geben könne. Die gegenwärtige Schwäche des deutschen Liberalismus suche ich im Gegensatze zu meinem Freunde Kreitelmeyer gerade darin, daß er zu sehr bürgerliches Machtinstrument geworden ist und damit das Vertrauen aller anderen Volkskreise verloren hat, insbesondere das der Bauern und Arbeiter. Eine Erneuerung des Liberalismus kann nur auf dem Boden der politischen Prinzipien erhofft werden, die für alle Staatsbürger gleich sind. Wir müssen wieder ehrlich an die alte Demokratie glauben lernen, an die Lehre, daß der Staat eine Organisation von gleichstehenden, gleichgeachteten Männern ist, an die Freiheit, die darin besteht, daß ich keines Menschen Knecht bin; dann wird es auch bei uns wieder Tag werden. Dixi. (Vereinzeltes Bravo.)

* * *

Rede der Schulvorsteherin Frl. Büchner: Hochansehnliche Versammlung! Es ist mir eine besondere Ehre und Genugtuung, im Kreise so vieler Männer mitsprechen zu können. Eigentlich sollte es zwar selbstverständlich sein, daß in allen ernsten Angelegenheiten die Frau ebensogut gehört wird wie der Mann, aber vorläufig leben wir Frauen ja noch von der Gnade des politisch bevorzugten Geschlechtes. Diese Bevorzugung der Männer aber ist nach meiner tiefsten Ueberzeugung der Urgrund alles Uebels, von dem wir miteinander reden. Lassen Sie mich offen aussprechen, daß die Mütter im allgemeinen viel mehr Interesse an der Bildung ihrer Kinder haben als die Väter. Wenn also die Bildungsideale verfolgt werden sollen, von denen der Herr Wendler und der Herr Schmidt geredet haben, so gehört dazu, daß erst einmal die Mütter in die Schulvorstände und in die Gemeinderäte kommen. Das ist Liberalismus. Sind etwa wir Frauen keine Staatsbürger? Wir bringen die Soldaten zur Welt (unverständliche Zwischenrufe), wir erhalten die für die Gesamtheit so notwendige Moral, wir verwalten den Haushalt, wir sind mitbetroffen von allen öffentlichen Unglücken, uns muß der Liberalismus rufen, wenn er stark werden will. Insbesondere Herrn Amtsrichter Magnus muß ich sagen, daß seine demokratischen Prinzipien erst dann Hand und Fuß haben werden, wenn die Frauen von ihnen mit umfaßt werden sollen. So lange Sie nur eine Männerdemokratie etablieren wollen, sind Sie, meine verehrten Herren, nicht wahrhaft demokratisch. Erst durch die Frau wird der Liberalismus neues reicheres Leben erhalten. Wir Frauen werden . . . . .

* * *

Rede des Schuhmachermeisters Olbricht: Es sind Leute hier, die schon wissen, daß ich bei derartigen Debatten immer den Mund nicht halten kann. Es ist aber einesteils mein gutes Recht, daß ich reden darf wie mir der Schnabel gewachsen ist, und andernteils ist es besser für den Liberalismus, wenn nicht immer nur Schullehrer und Juristen das Wort ergreifen, weil sonst in der Bevölkerung gar nicht verstanden wird, was hier diskurriert wird. Eine Partei aber, wo nicht verstanden wird, ist keine Partei. Auch wir wollen die Bildung, aber das viele Lernen tut es nicht, können muß man die Sache. Wo ist denn noch ein ordentlicher Lehrling? Wenn sich der Liberalismus mehr um die selbständigen Handwerker gekümmert hätte, würde es heute besser um ihn stehen. Ich lade hiermit meine Vorredner ein, im Handwerkerverein über Liberalismus zu sprechen. Da werden sie ihr blaues Wunder hören, was der Kern des Liberalismus ist! Die selbständigen Existenzen wollen vor dem Großbetrieb geschützt sein. Sagen Sie ehrlich, meine Anwesenden, ist nicht das allein das Prinzip des Liberalismus, daß es möglichst viel unabhängige Existenzen geben soll? Alles andre ist doch nur gleichsam der Mantel für diesen Körper. Wer aber ruiniert die Freiheit der selbständigen Existenzen? Das sind die großen Geschäfte, das ist auch teilweise gerade das besitzende Bürgertum, von dem Herr Stadtverordneter Kreitelmeyer so schön gesprochen hat. Herr Kreitelmeyer, wer ist denn in den Vorständen von den Aktiengesellschaften, die uns zu bloßen Verkäufern herabdrücken? Die Herren nennen sich liberal, aber wenn wir leben wollen, dann heißt es: ja Schuhmacher, das ist ganz was anderes! Dann sind wir immer nicht gebildet genug für den Liberalismus. Manchmal wundere ich mich selber, daß ich noch dazu gehöre, aber ich gebe die Hoffnung noch immer nicht auf, daß es bei uns besser wird und daß wir im Namen der Freiheit gegen die großen Schuhgeschäfte vorgehen werden. Der Kapitalismus ist das Gegenteil von Liberalismus. Das ist meine Ansicht. Jetzt können Sie wieder reden!

* * *

Rede des Ingenieurs Ferdinand Merkel: Geehrte Versammlung! Da ich bisher noch niemals in einer derartigen Versammlung . . . gesprochen habe, so werden Sie verstehen, daß ich mit gewisser Zaghaftigkeit . . . mit Zaghaftigkeit diesen Platz betrete, aber es drängt mich, fast allen seitherigen Rednern zu widersprechen, besonders aber dem Schuhmachermeister . . . Herrn Olbricht. Herr Olbricht, Sie wissen gar nicht, von was Sie selber leben! Wer sind denn Ihre Kundschaft . . . welche von Ihnen Schuhe herstellen lassen? Das sind die Arbeiter von unserer Fabrik. Wissen Sie Herr Olbricht . . . Herr Olbricht, wenn einmal die Arbeiter nichts verdienen, dann . . . dann sind Sie ganz fertig. Ihr ganzes Geschäft hängt am . . . Kapitalismus. Ja . . . am Kapitalismus! Der Liberalismus muß für die Fabriken sorgen, damit die Handwerker Brot essen . . . können. Brot essen! Herr Olbricht,

das ist für alle Menschen die Hauptsache. Ob wir das als selbständige Existenzen essen oder als Angestellte, wenn es . . . nur da ist. Der Kern des Liberalismus, Liberalismus ist der gute Geschäftsgang. Davon leben . . . alle Stände. Ohne den Geschäftsgang sind auch die Prinzipien . . . meine Herren, ich sage nichts gegen die Prinzipien, nein, ich habe auch Prinzipien, aber der Geschäftsgang steht über den Prinzipien, denn was helfen die Prinzipien, wenn man Stellung sucht und ist keine vorhanden? Es dürfen aber die Angestellten nicht zu sehr ausgenutzt werden. Ich spreche jetzt nicht von unserer . . . Fabrik; da sind . . . Verhältnisse sehr zufriedenstellend . . . aber im allgemeinen: oft ist ein Angestellter nicht besser als ein Arbeiter! Er ist ja auch bei Lichte besehen . . . eine Arbeitskraft. Als solche will er geschützt sein. Das ist der Schutz der Freiheit des einzelnen Staatsbürgers. Liberalismus ist eine große . . . Idee, nämlich . . . eine große Idee, daß die Menschen in den Großbetrieben nicht ruiniert werden dürfen.

* * *

Rede des Metalldrehers Nagel: Meine Herren Liberalen! Da ich nicht weiß, ob Sie einen einfachen Arbeiter hören wollen, so frage ich vorher an — — (Reden!!) — also ich rede und sage, daß die Aufgabe des Liberalismus ist, sowohl die Staatsverfassung wie auch die Industrieverfassung zu demokratisieren. Es ist von Ihnen, meine Herren, kein Sozialismus zu verlangen, denn Sie sind ja zumeist keine Proletarier, aber demokratische Ehrlichkeit ist das, was von Ihnen gefordert werden muß. Sonst bekommen Sie nie einen Arbeiter zu sehen und ohne Arbeiter können Sie nicht liberal sein. (Rufe: Oho!) Ich werde es Ihnen schon sagen: ohne Arbeiter haben Sie nicht Stimmen genug, um die Schwarzen zu bändigen. Das ist der Kern der Frage. Alles, was vorhin von der Volksbildung geredet wurde, ist alles gut und ich stimme Herrn Lehrer Schmidt nur völlig zu, aber wer soll denn die Schwarzen aus der Schule hinauswerfen? Meine Herrschaften, dazu brauchen Sie uns! Wir sind keine angenehme Gesellschaft für Sie, aber es liegt so: wenn die Liberalen ohne die Arbeiter auskommen wollen, dann müssen Sie die Wahlrechte verschlechtern, weil bei jedem liberalen Wahlrecht die Masse entscheidet. Wenn Sie aber Wahlrechte verschlechtern, dann sind Sie eben nicht liberal. Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte: der Liberalismus muß sich wieder mit der Arbeiterschaft aussöhnen, wenn er nicht eingehen soll. Worin aber diese Aussöhnung bestehen soll, ist ganz deutlich: machen Sie aus uns freie Bürger, die auch in der Praxis dasselbe gelten wie alle anderen Staatsbürger. Warum ist denn nie ein Arbeiter bei den Geschworenengerichten? Warum ist bei den Liberalen kein Arbeiter Stadtverordneter? Man kommt sich bei Ihnen immer nur als ein Gast vor. Das muß aufhören. Das ist der Kern des Liberalismus, daß sich alle Leute, die gern aufwärts steigen wollen, bei Ihnen wie zu Hause fühlen können. Ein Liberalismus von Menschen, die schon satt

sind, der kann kein Feuer anzünden auf Erden. Also meine Herrschaften, also Arbeiterpolitik, das ist Liberalismus! (Mehrfaches Bravo.)

* * *

Rede des Vorsitzenden, Fabrikant Dachdecker: Meine sehr geehrten Herren und Damen! Der heutige Abend wird uns allen in Erinnerung bleiben, denn er brachte uns eine vielseitige Aussprache über das, was in der Gegenwart der Liberalismus ist und soll. Ich kann nicht sagen, daß ich mit jedem Wort einverstanden bin, das heute hier gesprochen worden ist, aber ich bin glücklich, daß überhaupt die Frage nach dem Wesen des Liberalismus jetzt wieder mit Eifer in unseren Vereinen besprochen wird. Schon das ist ein Zeichen der neuen Belebung. Sinkende Parteien haben Angst vor der Aussprache über die Grundfragen. So ist es bei uns nicht. Bei uns ist geradezu ein Ueberschuß von Meinungen vorhanden, die sich untereinander ausgleichen müssen. Verzeihen Sie mir, wenn ich meinen Eindruck von der Debatte in die Worte zusammenfasse: jeder Beruf und jede Schicht sehen den Liberalismus mit etwas anderen Augen an. Daher ist es so schwer, eine theoretische Einheitsformel aufzustellen. Sobald wir aber die geschlossenen Massen rechts und links sich verbrüdern sehen, um den Liberalismus zu ertöten, dann wissen wir trotz allem, daß und wie sehr wir zusammengehören. Dieses Gefühl der Kameradschaftlichkeit im Kampfe zu pflegen, das ist die Aufgabe unseres Vereins. Ich bitte Sie, diesem Verein alle Ihre Kräfte zu widmen! (Lebhafter Beifall.) Ich schließe hiermit die heutige Sitzung.

Literatur.

Hanna Rademacher.

Von Franz Muncker in München.

Die „Süddeutschen Monatshefte“ haben schon ein und das andere Mal den Versuch gemacht, begabte, aber noch nicht bekannte Schriftsteller in die Oeffentlichkeit einzuführen. Ich halte einen solchen Versuch unter allen Umständen für dankenswert, mag nun auch dieser oder jener Leser von den Leistungen des neu auftauchenden Verfassers weniger günstig urteilen als der Freund, der ihnen den Weg zum literarischen Markt bereitete, ja mag selbst der erwartungsvoll angekündigte Autor später nicht alles halten, was er zuerst versprochen hatte. So möchte ich denn heute auf eine junge Dichterin hinweisen, in der ich eine starke künstlerische Begabung und ein leidenschaftliches Streben nach dem Großen, Schönen wahrnehme. Daß mich eine warme persönliche Freundschaft mit ihr verknüpft, bekenne ich gern; ich fürchte aber nicht, daß diese Freundschaft mir das ruhige Urteil über das, was sie als Dichterin will und kann, rauben werde.

Ihr äußeres Leben kann die Oeffentlichkeit wenig kümmern. Es ist auch bisher ziemlich einfach gewesen. In Nürnberg geboren, ist Hanna Rademacher in glücklichen Verhältnissen aufgewachsen, hat eine schöne Jugend genossen, zu Hause und in auswärtigen Schulen allerlei gelernt, eine Zeit lang Universitätsstudien getrieben, auch auf Reisen ein Stück Welt gesehen; seit einigen Jahren lebt sie als junge Frau und Mutter glücklich im eigenen, traulich behüteten Heim zu Leipzig. Die Freude an jeder Art von Kunst und besonders die Neigung zur Poesie regte sich bei ihr schon im kindlichen Alter; auch die Dichtungen, von denen ich hier zu berichten versuche, sind Ergüsse einer jugendlichen Seele: als sie entstanden, war ihre Verfasserin etwa achtzehn bis fünfundzwanzig Jahre alt.

Es sind darum mehr Talentproben als ausgereifte Kunstwerke. Mancher Ueberschwang in Gedanken und Worten macht sich bemerkbar; auch steckt in ihnen noch allerhand Unfertiges, groß und kühn Gewolltes, das jedoch in der künstlerischen Ausgestaltung nicht völlig geglückt ist. Neben vortrefflichen Partien stehn in den größeren Dichtungen mehrfach Abschnitte von geringerem Werte, denen man anmerkt, daß sie von Anfang an gleichgültiger behandelt worden sind.

So sind in den meisten Dramen von Hanna Rademacher nur die Hauptpersonen lebendig geworden; die Nebengestalten sind flüchtiger, mit allgemeineren Zügen gezeichnet. Ebenso blieben in ihren ersten Stücken noch verschiedene Nebenszenen, durch welche die Handlung hindurchführen mußte, unbedeutend und wirkungsarm. Ueberhaupt gelang der Dichterin der Aufbau eines ganzen mehraktigen Dramas zunächst nicht so gut wie die Ausführung einzelner, großer Szenen, worin das Wesen ihres Helden oder noch lieber ihrer Heldin sich vor uns entschleiert, das Schicksal der Hauptpersonen eine

entscheidende Wendung nimmt. In diesen wichtigsten Szenen aber atmet alles das echteste, leidenschaftlich bewegte Leben, das auf Schritt und Tritt die kräftige Phantasie, die innige Empfindung, das fortreißende Feuer des wahren Dichters verrät und uns zum unbedingten Glauben an die Menschen, die wir vor uns sehen, und an ihr Handeln zwingt, mögen uns nachher in kühleren Augenblicken auch noch so kluge Zweifel an der sittlichen Berechtigung eines solchen Handelns aufsteigen. Uebrigens zeigen die späteren Dramen von Hanna Rademacher auch in der gleichmäßigen künstlerischen Durchbildung sämtlicher Szenen wie überhaupt in allem Technischen einen ganz beträchtlichen Fortschritt. An einzelnen Nebenmotiven, die nicht immer glücklich gewählt sind, mag man da vielleicht noch Anstoß nehmen; über den Mangel an Folgerichtigkeit in der Charakterzeichnung oder Unbeholfenheiten des Aufbaus wird man kaum mehr mit Recht klagen können. Dagegen dürften manchem gewisse Probleme, von denen sich die Dichterin besonders angezogen fühlt, allzu gewagt, ja für die dramatische Behandlung kaum möglich scheinen.

Voll glühender Sehnsucht trachtet Hanna Rademacher nach Schönheit, Kraft, Größe, Wahrheit. Mit freudiger Begeisterung versenkt sie sich in das schöpferische Walten der Natur; tief erfaßt und innig empfindet sie, was die ewige Mutter an Gaben vor uns ausbreitet, und erschauert ehrfurchtsvoll vor den Rätseln, die sie uns verbirgt. Bewundernd liebt sie die unergründliche Herrlichkeit alter Sagen, die großen Taten und Helden der geschichtlichen Vergangenheit. Starke Menschen fesseln ihren Geist und ihre Phantasie vor allem, Menschen, die rücksichtslos das Recht ihrer Persönlichkeit geltend machen, im Kampf gegen ihre Zeit oder gegen ihre Umgebung sich und ihr verwegenes Wollen durchzusetzen mit wildem Mute streben und in diesem Streben äußerlich zu Grunde gehen. Solche Naturen, in denen vom Sturm und Drang, von trotziger Kraft, von ungezähmter Freiheitslust, von verzehrendem Durst nach Tat und nach Genuß, auch vom Glauben an Herrenmoral etwas lebt, wählt sie am liebsten zu Helden ihrer Dramen. Und ohne ängstliche Scheu, ob der Sklave der Sitte und der alltäglichen Sittlichkeit sich dadurch verletzt und herausgefordert fühle, spricht sie das Empfinden und Begehren dieser Helden aus. Ja, sie ergreift offen Partei für sie; sie läßt deutlich erkennen, daß sie durch den Mund ihrer dramatischen Personen in vielen Fällen geradezu dem eignen Denken, Fühlen und Verlangen Ausdruck leiht. Im tiefsten Grund ihres Herzens will sie nur das Große und Gute, hegt das Edle und Reine, haßt das Gemeine und Niedrige; aber allen Trieben, die die Natur im gesunden Menschen weckt, gesteht sie gleichmäßig ihr Recht zu, nicht nur den Forderungen des Kopfes und des Herzens, auch denen einer kraftvollen Sinnlichkeit, die sie freilich dichterisch ausdeutet und dadurch geistig und sittlich adelt.

Unerschrocken nimmt sie so Stellung zu den Fragen des modernen Lebens, und als Frau geht sie besonders gern den Problemen nach, die der gegenwärtige Kampf um die sittlichen und gesellschaftlichen Rechte des Weibes ihr bieten kann. So werden ihr die Verteilung von Rechten und Pflichten zwischen Mann und Frau in der Ehe, die Bedeutung der Mutterschaft für das Weib, die Möglichkeit der Erlösung des Weibes, das seine Reinheit verloren hat, durch opfermutige Liebe und ähnliche Vorwürfe zu dramatischen Aufgaben, die sie mit dem höchsten Ernst, aber ohne jede prüde Zurückhaltung, vornehm, aber mit leidenschaftlicher Entschlossenheit behandelt, unbekümmert, ob sie sich durch die Wahl solcher Stoffe den Zugang zu den Bühnen erschwere oder gar versperre.

Ihre Begabung weist sie hauptsächlich auf das dramatische Gebiet. Hier hat sie denn auch bisher am emsigsten gearbeitet und im Studium älterer Meister und jüngster Dichter für ihr Schaffen am meisten gewonnen. Anfangs noch oft in unvermeidlicher Abhängigkeit von fremden Mustern, hat sie nun ihre eigne Art wahren, eigne Töne und Farben finden gelernt. Ein Märchenschauspiel „Dornröschen", die geschichtlichen Trauerspiele „Ulrich von Hutten", „Macte Imperator" (Nero), „Karl XII." und die Dramen aus den sittlich-gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart „Dämon", „Das hohe Lied des Lebens", „Das Recht an das Leben", „Irene Sascha" zeigen dieses allmähliche Reifen zur Selbständigkeit zugleich mit dem Wachsen an künstlerischem Reichtum und technischer Sicherheit.

Aber auch in zahlreichen lyrischen Gedichten hat Hanna Rademacher ihr inniges Empfinden der Natur und des Lebens meist einfach, oft in volkstümlich schlichten Weisen ausgesprochen, nicht immer mit gleicher Kunst, auch nicht immer mit derselben formalen Geschicklichkeit; wo ihr aber ihr Singen gelang, ist es tief und wahr, farbenreich und vollen Klanges und stammt aus einem warmen, bewegten Herzen, auch wenn es nur vorübergehende Stimmungen des Alltags verklärt. Dann und wann scheinen in solchen Gedichten Töne aus Rückerts „Liebesfrühling" ein wenig nachzuhallen, nur aus tieferem Grund aufsteigend, in neuer Weise zu Akkorden sich einigend, die dem Empfinden der Gegenwart gemäßer sind. Auch an andere, ältere wie jüngere Muster klingt manches an; die persönliche Note der Dichterin bleibt aber immer daneben deutlich vernehmbar. Auch aus einigen Prosaskizzen erzählender Art meine ich sie zu hören, aus der ganz eigentümlichen, phantasievoll-lebendigen Weise, wie Hanna Rademacher hier die Natur malt, die Stimmung, die über der Außenwelt liegt, vergegenwärtigt, um auf diesem Grunde dann die Empfindung des Menschenherzens mehr ahnungsvoll anzudeuten als in breiter Ausführlichkeit zu schildern.

Ich lasse nun die Dichterin selbst sprechen. Neben einer Prosaskizze und lyrischen Versen, die keiner weiteren Einleitung bedürfen, teile ich einige Abschnitte aus verschiedenen ihrer Dramen mit, denen ich jeweils nurmehr wenige Worte über den Zusammenhang, in welchem diese Bruchstücke stehen, vorauszuschicken habe. Freilich müssen Szenen und vollends Einzelreden, die so aus dem organischen Gefüge des Ganzen losgelöst sind, an dichterischer Wirkung verlieren, und auch die Auswahl der Proben selbst ist bisweilen mißlich; denn manche Szenen, die von der dramatischen Kunst der Verfasserin am besten zeugen würden, lassen sich außer jenem Zusammenhang überhaupt nicht gut wiedergeben. Gleichwohl war kein anderer Ausweg möglich, wenn ich gerade auf die Dichtungen meiner Freundin, die mir am meisten zu versprechen scheinen, auf ihre Dramen, das Auge des Lesers dieser Blätter lenken wollte.

* * *

Abschied.

Der Himmel war fast bedeckt mit weißen Wolken.

Sie waren nicht scharf zerrissen; rund und flaumig lagen sie auf dem blauen Kleid des Himmels wie weiche, volle Rosen.

Und dann waren die Wolken verschwunden. Und der Himmel lachte in leuchtender Bläue, und sein Lachen fiel wie Goldstaub auf die Erde. Und die Bäume, die vorher so schwarz und so nüchtern ausgesehen hatten, waren wie übergossen von dem goldenen, warmen Licht. Jeder Ast hob sich scharf

ab von dem einfarbigen Himmel, und an jedem Zweig zitterten tausend funkelnde Perlen. Und sie glänzten und nahmen die Lichtstrahlen in sich auf und warfen sie zurück nach allen Seiten wie mutwillige Kinder. Funkelnde Streifen Lichtes fielen über die Wiesen, und die Gräser hoben sich und verschwanden in Licht und Schatten.

Die Erde war reich geworden über Nacht.

— — Den Weg herab kamen zwei Menschen. Ein Jüngling und ein Mädchen. Sie hielten sich bei den Händen gefaßt. Sie gingen langsam, und es sah aus, als wollten sie die Schönheit der erwachenden Erde in sich hineintrinken; so groß und sehnsuchtsvoll war der Blick ihrer Augen und so gläubig und rein das Vertrauen, das von ihren Stirnen strahlte.

Jetzt blieben sie stehen und sahen sich um. Nichts konnte man sehen als die nächstliegenden Häuser. Der blaue, dunstige Nebel hatte sie mit einem geheimnisvollen Gewand umsponnen, und aus der feinen Hülle schimmerten die Türme und Erker wie die Zinnen eines verwunschenen Schlosses.

Wahrhaftig, wenn die Nebelschleier herabsänken, dann müßten hohe Dornenhecken an ihrer Stelle emporragen, nach außen hin kahl und drohend, aber innen ganz bedeckt von schimmernden weißen Blüten.

Wie herrlich das alles war! Das Mädchen hob den Kopf, und ihre Augen suchten die ihres Begleiters.

Es lag so viel Glanz, so viel unbewußte Liebe in ihren Augen, und der kleine, rote Mund lächelte so weltvergessend und so verheißend.

Seine Augen umschlossen ihre Gestalt — und es war, als flöße ein Lichtmeer aus ihnen; tausend feine, weiche Liebesgedanken und Wünsche, und sie flogen zu ihr hinüber und flatterten tändelnd um ihren Körper.

Sie war so schön, wie sie dastand in dem jungen Licht der Sonne und hinter ihr das zaubervolle Bild des erwachenden Morgens! So schön und so rein! — Wie er sie liebte! — Es war ihm, als strömte seine ganze Seele zu ihr hinüber; all das Gute und Schöne, das im Winkel seines Herzens geruht hatte, war nun lebendig und schuf ihn zu einem neuen Menschen.

Und all die Gelöbnisse, die er ihr hatte machen wollen, um sich den Abschied zu erleichtern, waren verstummt und verschwunden. Nichts war mehr da als eine große, beruhigende Freude.

Da legte er den Arm um sie und küßte sie. Langsam, scheu und innig — daß er den Schmelz ihrer Gedanken nicht zerstöre.

So nahmen sie Abschied von einander.

An mein Herz.

Ja, sause nur und brause,
Herz, immerzu!
Du bist mein bestes Segel;
Drum führe du!

Du fernst die seichten Küsten,
Die sanftbewegte Bucht
Und nimmst durch wilde Wogen
Gern deine kühne Flucht.

Wohlauf! Ich hemm' dich nimmer!
Zieh' tapfer durch die Flut!

Und wie die Fahrt auch endet:
So war es einzig gut.

Morgens geh' ich durch den Garten —
Sehnsucht treibt mich: wandre, wandre —
Und ich greife raschen Blickes
Eine Blume um die andre.

Diese haben mir gefallen,
Daß ich sie zu Boten wähle
Und durch Küsse ihrem Dasein
Eine Seele einvermähle;

Daß sie meine Liebe jubeln,
Daß sie meine Sehnsucht klagen
Und ins Zimmer goldne Träume
Künftigen Geschehens tragen.

Todgeweihte! Rüstet euch!
Wachgeküßt vom Morgenrot.
Zwingt das Leben! Lernt das Lachen!
Euer Endziel ist der Tod.

Tausend frische Kräfte steigen
Aus der Erde reichem Schacht —
Tausend welke Kräfte sinken
In der Erde tiefe Nacht.

Um euch Leben — um euch Sterben.
Schreitet tapfer in den Streit!
Schaut den Tod und lebt das Leben,
Meine Brüder, todgeweiht!

Da liegt ein Sehnen in jedem Tag,
Ein Schauer in jeder Stunde Schlag,
Ein Traum in jedes Wortes Geläut —:
Nach Ewigkeit.

In der Höhe die Sterne
Haben mir's angesehn,
Und die kleinen blauen Blumen
Konnten mich verstehn.

Die Sterne zitterten leise,
Und als ich zu Boden geschaut,
Fand ich die blauen Blumen
Mit schimmernden Tropfen betaut.

Brauttage.

Leise, leise,
Daß der Wunsch nicht erwacht!
Hüte die Blüten —
Ueber Nacht
Ist manches Unheil geschehn.

An der Schwelle des Lebens
Wartet das Glück —
Ich will nicht hinüber,
Ich will nicht zurück,
Will wunschlos voll tiefen Genügens stehn.

Das Leben braust in mir. Sein Hochgesang
Füllt meine Seele an mit breiten Klängen.
Im unermess'nen Jubel schwillt mein Herz,
Bis es emporsteigt gleich der Morgenröte
Und glühend seines Schöpfers Gnade preist.

Karl XII.

Akt I, Szene II.*)

Des Königs Lager vor Bender. Große Wiese mit blühenden Obstbäumen. Rechts des Königs Zelt. Im Hintergrund zieht in breiten Wogen der Dnjester vorüber. Tiefer noch links schimmern die Dächer Benders.

König **Karl** liegt am Eingang des Zeltes. **Mazeppa** sitzt, auf sein Schwert gestützt, daneben.

Karl (wie aus einem Traum erwachend). Zu Ende? — Deine Märchen klingen schön.
Es singt aus ihnen tiefes Meeresrauschen.
Doch enden sie zu traurig.

Mazeppa. Wie das Leben. —
So kennst du's freilich nicht, du Sonnengott.
Ein Auserwählter gingst du durch die Lande,
Der Lorbeer wuchs dir um die junge Stirn —
(bitter) Indessen wir — — (er bricht ab).

Karl. Du schweigst —?

Mazeppa (herb). Verzeih' mir, König!

Karl (sich halb aufrichtend und in Mazeppas Gesicht suchend, weich).
Und was soll ich verzeihen? Daß ein Laut
Den Schleier deiner stolzen Seele nahm,
Daß ich den Grundton deiner Melodie
Für einen Augenblick zu hören glaubte?

Mazeppa. Erhabner Herr —

Karl (sehr ernst). Dein Freund, Mazeppa. — Sieh', du bist mir fremd;
Von deinem äußern Leben weiß ich selbst
So wenig wie die andern. Doch, was tut's?
Die Außenseite wird uns aufgedrungen;
Der Inhalt macht den Menschen, nicht die Form.
Und ich erkenn' es wohl: von dir zu mir
Wogt unsichtbar ein Strom geheimer Kräfte.
Ich weiß mich dir verwandt wie mich mir selbst.

Mazeppa (nach kurzer Pause). Du wünschst es, Herr. So will ich mich bemühn,
Gestorbner Jahre Schatten zu beschwören,
Und Farben frischen, die verblichen sind. —
Mein Heimatland heißt Polen. Und ich selbst

---

*) Die erste Szene, die zu Stockholm spielt, klärt über die verwirrten Zustände Schwedens infolge der langjährigen Kriege Karls und über die ehrgeizigen Pläne seiner Schwester, der Prinzessin Ulrike Eleonore, auf.

Bin eines Fürsten erstgeborner Sohn.
In Rußland bracht' ich meine Jugend zu,
An einem Hof, an dem das Laster blühte
Wie unterm Korn der Mohn. — Und da geschah's,
Da lernte ich sie lieben. — O, sie war schön! —
Ein Märchen — — Was sag' ich Märchen? — Ihr weißer Leib
War glühende Lava unter kühler Decke.
Berückend schön der Formen läss'ge Kraft,
Des Busens Rhythmus und der Linien Fluß,
Von schweren Falten tölpisch nachgeahmt.
Von ihres Ganges leichtem Schritt geweckt,
Hob sich ein Meer von Liedern in die Luft,
Und ihrer Augen heitre Blicke waren
Gleich Liebesgöttern, die sie keck umgaben.
— Mein König! Könnt' ich sie für einen Tag,
Für eine Nacht nur aus der Erde rufen,
Die Trümmer dieses Lebens gäb ich drum.

Karl (ungläubig, leicht verächtlich). — Für ein Weib? — —

Mazeppa (versunken, dann mit leichter Ironie). Für eines Weibes wellenschlanken Leib
Kann man noch mehr, noch viel mehr, junger König.
(Pause.)

Karl. Sie liebte dich?

Mazeppa (halblaut, fast weich). — Sie war ein Weib.

Karl. Das heißt?

Mazeppa (verschlossen, fast abweisend). Ihr Lieben ward ihr Leben und ihr Tod.

Karl (langsam). Sprich weiter.

Mazeppa. Herr, verzeih'! — Es trägt
Wohl jedes Herz ein Stück geweihter Erde.

Karl. Du weinst, Mazeppa?

Mazeppa. Nein, ich lernte hassen. — (Pause)
— Sie wollte mit mir fliehn. —
Ihr Gatte ahnt Verrat — stellt Wachen auf.
Man überrascht uns — legt mir Fesseln an —
Auf eines eingefangnen Pferdes Rücken,
Dem noch der Steppenwind die Nüstern bläht,
Ward ich — gebunden — — Da erschallt ein Schrei:
Sie ist's. Sie reißt sich von den Wächtern los —
Sie wirft sich vor des Rosses Hufen nieder —
Die Diener kreischen — Das erschreckte Tier
Steigt schnaubend in die Höh' — Da spricht der Fürst,
Und bis zum letzten Tag hör' ich den Hohn
Wollüst'ger Grausamkeit in seiner Stimme:
„Gebt Raum! Sie soll durch ihren Buhlen sterben.
So treff' ich zwei." — Ein Schlag. Mit glüh'nden Nüstern
Hebt sich das Roß — und stampft die schweren Hufe —
Und trifft — —
Gott schütz' Euch, Herr, daß Euch der Tag verschont,
Der Tag, an dem Dämonen vor Euch zittern,
Weil Euer Lachen — das des Teufels ist! (Pause)
— Das Roß trieb in die Steppen der Ukraine.

Nackt, jedem Wetter hilflos preisgegeben,
Lag ich gefesselt auf des Tieres Rücken.
Die Dornen peitschten meinen Leib. Mein Körper
Bedeckte sich mit tausend gift'gen Schwären.
Ich war nicht besser als ein Brocken Aases. — (Pause)
— Ein Haufe beutegieriger Kosaken
Befreite mich.
Ich blieb. Ich ward wie sie ein Heimatloser.
Geächtet und gemieden. Mord und Raub
War unser Tagwerk. Kein Gesetz, dem wir
Verehrung zollten noch Gehorsam gaben.
Doch auf der Stirne flammte mir das Mal
Der Schande, und im Herzen fraß die Rache.
Da starb der Hetman. Ich errang die Witwe,
Gewann die Macht. Nur kurze Zeit
Blieb unsre Freiheit unbeschränkt. Der Zar
Zwingt uns zum Lehenseid. Die Ausgestoßnen!
Wir trugen's, mußten's tragen. Unsre Macht
War zu gering, die Ketten zu zerbrechen.
— Und dann kamst du! Von deiner Stirne sprühten
Lichttrunkne Freiheitsfunken. Und dein Fuß
Verließ den Weg in Gluten, den er trat.
Und da erwachte auch in uns der Trotz
Und mit dem Trotz Begeisterung zur Freiheit.
— Jetzt weißt du, König, warum ich mein Volk
Gezwungen habe, den Vertrag zu brechen,
Warum ich's deinem Heere zugeführt.

Karl (aufspringend). Und Rache soll dir werden. Dein Geschick
Ist meins! — Ich bitt' dich nur um kurze Frist;
Wenn ich von Schweden kehre, soll's geschehn.

Mazeppa (auffahrend). Du willst nach Schweden?

Karl. Ja.

Mazeppa. Warum?

Karl. Ich muß.

Mazeppa (scharf). Ein König — muß?!

Karl (ausweichend). Mein Heer verlangt nach Schweden.

Mazeppa. Und Königen ziemt es — Knechten zu gehorchen.

Karl (fährt auf, schweigt aber; dann:) Die Pflicht ruft mich nach Schweden.

Mazeppa (gereizt). Pflicht — gegen wen? — Dies Wort aus deinem Mund —
Ein König — Pflichten? — Gegen dich! Jawohl.

Karl. Mein Volk entbehrt mich.

Mazeppa. Heute? Oder gestern? —
Und morgen? — Wankelmütig ist die Menge — —

Karl. Ich will den Frieden.

Mazeppa (beißend). Ja, dann freilich. (Er setzt sich abseits nieder.)
(Pause.)

Karl. Höre — —

Mazeppa (losbrechend). Du kannst dich nicht bescheiden.
Denk' an vergangne Jahre! Laß den Lauf,
Den Siegeslauf an dir vorübereilen,
Und sieh' dich selbst, rastlos, ein Auserwählter,

Die Augen gleichsam in den Wolken, schreitend.
Drei Könige beugten sich vor dir. Du hast
Armeen vernichtet, Reiche aufgebaut,
Hast einen König von dem Thron vertrieben
Und selbst den König dir erwählt. Du hast
Mit jedem Tage deinen Ruhm vermehrt.
Europa hat vor dir gezittert. Nichts
Hat dich befriedigt, denn du wolltest Alles —
Und Alles schmolz zu Nichts, sobald dir's ward.
— Und nun willst du entsagen? Willst das Schwert
Mit eines Greisen Krückenstock vertauschen,
Die Karte mit der Bibel? — Sprich, was hat
Des Sinnes Fahne so nach West gedreht,
Daß du nur Regen siehst und keine Sonne?
Pultawa?

Karl schweigt.

Mazeppa (grimmig). Nein, du bist zu groß,
Um eines Pöbels Bühne zu versorgen.
Die Welt muß Schauplatz deiner Taten sein.

Karl. Das ist vorbei.

Mazeppa (lauter, heftiger). Du kannst dich nicht bescheiden.
Gleich dem gefangnen Adler wirst du wund
Die stolzen Flügel an den Stäben reiben,
Bis deine Sehnsucht, riesengroß geschwellt,
Mit dir den letzten Flug zur Höhe wagt —
Du siehst die Stäbe deines Käfigs nicht,
Du willst empor — und stürzst zerschmettert nieder,
Den Schrei der Sehnsucht in todwunder Brust.
— — — — — — — — — —

Dämon.

Die Heldin des Stückes, die auch lebensvoller, sorgsamer in vielen Einzelzügen charakterisiert ist als die übrigen Personen, ist Maria, eine leidenschaftliche, nach Größe und Schönheit, nach kräftigem Erfassen des Lebens rücksichtslos strebende Künstlernatur. Aus den engbürgerlichen Verhältnissen, in denen sie erzogen wurde, hat sie sich losgerungen, als Schauspielerin ihren Beruf gefunden und verdienten Erfolg geerntet. Auch echte, heiße Liebe ist ihr beschert worden; sie hat sie aber ihrer Kunst zum Opfer gebracht, als der Geliebte sie zwang, zwischen ihm und ihrem Berufe zu wählen. Aber nun fühlt sie erst, daß sie mit dieser Entscheidung sich selbst betrogen hat; die Liebe, der sie entsagen zu können wähnte, beherrscht sie immer gewaltiger; die Sehnsucht nach vollem Liebesglück läßt keinen andern Wunsch mehr in ihrer Seele aufkommen. So sieht sie den Freund wieder, von dem sie sich einst geschieden hat. Sie findet ihn als den Bräutigam ihrer Cousine Anna, eines zart angelegten Mädchens von schwächlicher Gesundheit, aber von kindlicher Anmut und Innigkeit, dessen hingebende Weichheit im wirkungsvollen Gegensatze zu Marias entschlossener, das eigne Handeln und das ihrer Nächsten bestimmender Stärke steht.

Den Charakter der Heldin verrät gleich ihre Aussprache mit Annas Mutter, Frau v. Kirchner, als diese ihr nach zehnjähriger Trennung in alter Herzlichkeit gegenübertritt. Voll wehmütiger Begeisterung gedenkt da Maria ihrer eigenen Mutter, die das Leid der Liebe in einen frühen Tod getrieben hat.

* * *

Maria (verloren). Sie fand die Größe, unterzugehen für ihre Liebe. — (heftig ergriffen) Ich bin aus andrem Stoff geformt — — töten muß ich, den ich liebe.

Frau v. Kirchner (angstvoll). Pst, pst, Kindchen! Laß meinen Mann so etwas nicht hören! — (halb ängstlich forschend) Es ist ja doch nur tolles Zeug, das du da sprichst. — (Sie faßt ihre Hand) Sag' mir's doch selber, daß dem so ist!

Maria (gequält). Muß denn alles nach eurem Maß zugeschnitten sein? Gibt's nicht etwas, das darüber hinausreicht? — Es lebt etwas in mir, das euer lachen möchte. Eurer Kleinigkeit, eures Mangels an Hingabe, Mut, Kraft, Leidenschaft. — Das ist's: Leidenschaft! Euch hat sie nie durchzittert — euch hat sie nie aufgepeitscht von eurem Lager — — ihr kennt nichts — als euer Behagen, eure Ruhe!

Frau v. Kirchner (fassungslos). Maria — —

Maria (mit vorbrechender Leidenschaft). Wie ich sie hasse, die Ruhe der vielen Tage, die den Menschen noch um das Einzige bringen wird — um seine Sehnsucht! — — Du weißt nicht, was ich gelitten habe, seit ich unter Menschen lebe. Nirgends Größe, nirgends ein Drangeben, ein jauchzendes Untergehen für etwas! — Glitzernde Fünkchen schlugen mir entgegen, aber keine Glut. Gesetze fand ich, aber keinen Willen. Gehungert und gedurstet hab' ich nach einem vollen Ausbruch des Lebens; aber die Menschen liefen wie Maschinen neben mir her.

* * *

Diesem Bruchstück aus einem mehr einleitenden Gespräch mag sich sogleich eine Hauptszene des Dramas anreihen, mit der der zweite Aufzug schließt. Sie zeigt Maria zum ersten Male wieder allein mit dem einstigen Geliebten, dem gegenüber sie vorher in Gegenwart der andern die Zurückhaltende, Fremde gespielt hat.

* * *

Garten. Rechts vorne, von Gebüsch umrankt, eine Laube. In ihr Maria und Gerhard allein. Es ist halbdunkel. Langes, drückendes Schweigen; keines regt sich. Endlich

Maria (langsam, halblaut). So — sehen wir uns wieder.

Gerhard (kalt). Es ist nicht meine Schuld. Ich hätte mir und Ihnen die Begegnung erspart. (Pause)

Maria. Gerhard — —

Gerhard (finster). Lassen Sie mich!

Maria (tonlos). Ich muß reden.

Gerhard (schroff). Ersparen Sie uns diese Aussprache.

Maria (langsam, leise). Warum scheuen Sie vor ihr zurück? — Sie haben dafür gesorgt, daß wir uns — als Freunde gegenübertreten können.

Gerhard (kalt). Freunde? — Wann hätten Sie mich je als Freund behandelt?!

Maria (düster). Nicht diesen Ton! Sprechen Sie nicht in dieser Art mit mir!

Gerhard (schroff). Soll ich Ihnen dankbar sein, daß Sie mir zwei Jahre meines Lebens — —

Maria (hastig). Nicht weiter! Hören Sie mich! Bei Gott! — Was tu' ich denn? Ich will ja nichts von Ihnen. Wir sind ja meilenweit getrennt.

Gerhard kreuzt die Arme.

Maria (gedrängt). Ich will mich nicht entschuldigen. Nur — verstehen sollen Sie mich lernen. Ihre Verachtung — —

Gerhard (bitter und finster). Sie spielen ein neues Spiel mit mir. — (drohend) Hüten Sie sich! Ich kenne Sie nun.

Maria. Gott im Himmel!

Gerhard (mühsam beherrscht). Ich zürne Ihnen nicht. Ich verachte Sie nicht. Ihr Verrat — Ihre Treulosigkeit entsprach Ihrem Charakter. Wir handeln, wie wir müssen.

Maria (aufschreiend). Gerhard! — — (nach einer Pause) Ich verdien' es nicht. — Ich habe dich geliebt.

Gerhard. Sie kennen die Tiefe des Wortes nicht, das Sie aussprechen. (mit Ueberwindung) Hätten Sie mich geliebt, wie hätten Sie dann die Kraft gefunden, mich zurückzustoßen, als meine Seele bebend und glühend zu Ihren Füßen lag? (mit Schmerz und Bitterkeit) Nein, Maria. Sie waren meiner überdrüssig, als Sie sich an meiner Leidenschaft berauscht hatten — das Schöne, der Reiz der Neuheit für Sie war weg. Deswegen stießen Sie mich zurück.

Maria (aufflammend). Halt ein! — Du hast mich nicht verstanden; sonst hättest du auch meine Liebe zu dir besser verstanden. — Ich liebte dich; du weißt nicht, was das heißt: so mit Schmerzen lieben. So bedacht sein müssen vor dem Augenblick, in dem die wahre Natur des andern vorbricht. — — Ich sah in dir, was kein Mensch im andern sieht — den Gott. Meine Lippen jubelten Gebete in jenen Tagen. Ich kniete vor dir. Ich geißelte meine Seele; denn du warst ihr Richter geworden.

Gerhard (den Arm gegen den Tisch gestemmt, der zwischen ihnen steht; schwer). Warum hast du mich von dir gestoßen — warum?

Maria (nach einer Pause langsam und schwer). Es war mein Dämon, der mich dazu trieb. Ich mußte das Liebste von mir stoßen — um zu wachsen an Glut und Tiefe.

Gerhard steht schweratmend.

Maria. Nenn's Spiel — nenn's schlecht! Ich habe keinen Namen dafür. (heißer) In mir lebt etwas, dem ich folgen muß — Kraft — Wille — — (nach einer Pause) Warum schütztest du mich nicht vor mir selbst? Deine Liebe hätte hundert Augen haben sollen, mich zu bewachen, und hundert Arme, mich zu halten.

Gerhard (erregt). Du klagst mich an — und doch bist du es, die Schuld an allem trägt. (abbrechend) Ich liebte dich, Maria, so sehr, wie ich dich jetzt — —

Maria (ohne ihn anzusehen). — Ich wußte nicht, was ich tat. Eine Hand war wider mich, die zwang mich, mir ins eigne Fleisch zu schneiden. — — Du weißt nicht, was ich gelitten habe. Der Kunst hatt' ich mein Leben geweiht. Da kamst du und deine Liebe. Und du hast viel gefordert. Ganz wolltest du mich. Ich sollte auf das Verzicht leisten, was mein Höchstes war. — — Du weißt, ich hasse das Leben der Vielen. Ich trage einen

Durst in mir nach allem Großen. Und Kunst ist Besseres als Leben. Kunst ist Unsterblichkeit. (Sie schweigt, scheint sich zu sammeln; ruhiger:) Da begann ich mir das Leben an deiner Seite auszumalen, ohne meine Kunst. Ich sah, daß es enden würde wie die meisten Ehen. Unsre Liebe stiege herab zur Gewohnheit und zuletzt — zur Pflicht. Und als ich das eingesehen hatte — da wollt' ich der Liebe entsagen und mein Alles in die Kunst setzen, wie ich's getan hatte, ehe ich dich kannte. Priesterin der Kunst hast du mich oft genannt. Ich wollt' es in Wahrheit werden — — Da schrieb ich dir den Brief. (Sie hält inne).

Gerhard (schwer atmend). — Und heute — —?

(Die Dunkelheit bricht immer mehr herein.)

Maria. Heute? — (dumpf) Seit jener Stunde weiß ich, daß ich dich liebe.

(Pause.)

Maria. (Ihre Stimme ist zum Flüstern herabgesunken. Ihre Augen leuchten in fieberhaftem Glanz). Jeden Tag hofft' ich auf deine Rückkehr. — Auf den Knieen lag ich und flehte Vergessenheit — — Und zuletzt, als das wahnsinnige Herz immer lauter, immer glühender die Sprache der Leidenschaft sang, hab' ich mich aufgemacht auf den Weg hieher. In meiner Heimat hofft' ich Ruhe zu finden, und in meiner Heimat — sah ich dich.

Gerhard schrickt heftig zusammen. Er atmet heiß und rasch.

Maria (leidenschaftlich). Die Liebe war mächtiger als ich. Wenn du mich rufst, dann entsag' ich allem, was mein Herz bisher erfüllt hat — — Ich will nichts sein — als dein Weib.

Gerhard. Du — — Deiner Kunst willst du entsagen. Du gibst dein Höchstes, dein Heiligstes preis — um meinetwillen?

Maria. Mein Höchstes, mein Heiligstes ist — meine Liebe.

Gerhard (in wildem Aufschrei). Maria! (Er geht auf sie zu. Sie will auf ihn zueilen; da sinken seine Arme schlaff herab.)

Gerhard (dumpf). Anna — — (Er sinkt auf einen Stuhl und bedeckt das Gesicht mit den Händen.)

Maria. Mich zu vergessen, schenktest du ihr deine Neigung, nicht deine Liebe. Die war immer mein — immer und ewig.

Gerhard (dumpf). Ich gab mein Wort.

Maria (weich, warm). Lieber, Geliebter, soll uns ein Wort von neuem in Trübsal stürzen? Ist unsere Liebe nicht mächtig genug, die armseligen Bedenken der gesellschaftlichen Rücksichten zu übertönen?

Gerhard (im heftigen Kampf). Ich habe nur einmal geliebt — das warst du. — Jetzt fühl' ich es erst — — Ein Strom des Lebens geht von dir aus — der Kraft — der Gesundheit — — und ich dürste nach Leben!

Maria (tritt an ihn heran; ihr Arm umschlingt ihn). Jetzt zeige, was du mir vormals sein wolltest — mein Held — mein Herr! (Sie schmiegt sich an ihn; leidenschaftlich:) Fühlst du's nicht, daß wir zusammengehören, daß wir eins sein müssen? — — Gerhard — nichts bin ich mehr als ein lachendes Weib, das sich Leben und Glück von deinen Lippen trinkt!

Gerhard (verzweiflungsvoll). Anna!! — Hätt' ich mein Wort nicht gegeben! — Lüge war's! Lüge!

Maria. Küsse mich, Liebster! — Laß uns zu neuem Leben erwachen, laß die Vergangenheit wie einen öden Garten bei Seite liegen! — Was suchst du bei Anna? Kraft und Schönheit? Wann hätte sie in einem siechen Körper gewohnt? Oder Liebe und Erbarmen? Weißt du nicht, daß die, die am meisten lieben, die größten Erbarmenden sind? Was ist Annas Liebe gegen meine? Die Wärme einer Kerze gegen die Glut der Sonne!

Gerhard erhebt sich; seine Brust wogt auf und nieder.

Maria (plötzlich aufzuckend). Gerhard!! — —

Gerhard schweigt. Da wendet sich Maria dem Ausgang zu.

Gerhard (heiser). Wohin?

Maria. Fort.

Gerhard (faßt ihre Hand). — — Und — du glaubst — ich werde dich gehen lassen — ?

Maria (in aufkeimender Hoffnung). Gerhard — —

Gerhard (in ausbrechender Leidenschaft). Maria! (Er reißt sie an sich. Pause.)

Gerhard (sie küssend). Nein! Nein! — Tor, der ich war, als ich dich vergessen wollte! — Nichts ist neben dir! Du bist alles!

Maria (in Jubel und Leidenschaft). Gerhard! Gerhard! Nun halt' ich dich wieder wie einst! Nun küss' ich dich wieder wie einst — Mein Liebster! Mein Gott!

(Der Vorhang fällt.)

* * *

Mit derselben leidenschaftlich-innigen Beredsamkeit, mit der Maria sich Gerhard wiedergewonnen hat, bricht sie Annas Widerstand, als sie auch vor dieser ihr älteres, stärkeres Recht auf den Besitz des Geliebten verteidigt, und bestimmt die Nebenbuhlerin zur Entsagung.

* * *

Maria (warm). Schwester, Schwester, daß du mich verstündest! Meine Liebe ist so weit von Alltagslust und Alltagsleid. Höher steht er mir als die übrigen Menschen. Ich glaube an ihn als an den, dem nicht Schuld noch Sünde nah'n. — — Du bist seine Braut. Du hast sein Wort. Was ich besitze, kann mir die Welt nicht nehmen und nicht das Wort. Wo er ist, bin auch ich. Wo ich bin, ist er. Es ist, als ob sein Wesen sich mit dem meinen verbunden hätte — zum Guten. Nimmermehr kann ich ihm entsagen. Nimmermehr kann er mir entsagen. Wir sind eins zusammen.

Anna (ihre Worte wie zum Schild gebrauchend). Ich liebe ihn, Maria!

Maria (deren Leidenschaft durch den Widerstand gereizt wird). Liebst du ihn, wie ich ihn liebe? Daß dir die Welt erstirbt im Flammenkuß seiner Liebe? Hast du ihn erhoben, wie ich ihn erhoben habe? Zu deinem Gott? Ist deine Liebe nicht nur ein armseliges Gebet für sein Wohlergehn? — Ich sage dir, wem die Liebe nicht die Kraft einflößt, die Seele des Geliebten zu lenken, zu ihrem Guten, der ist ihrer nicht würdig. Und wem die Liebe nicht die schmerzhafte Strenge gibt, das Geliebte vor Sturz zu retten durch jedes Mittel, dem ist die Liebe eine klingende Schelle.

Anna steht bleich und stumm.

Maria (ruhig). Du mußtest es erfahren. Du hast mich zum Reden gezwungen. (fest) Hasse mich — wenn du kannst; aber nicht auf ihn wirf deinen Groll! Was ihn zu mir führt, ist Höheres als Liebe — ist Notwendigkeit.

Anna (mit bleichen Lippen). Er liebt dich! — (Sie zittert. Dann nimmt sie langsam den Ring vom Finger. Sie steht mit gesenktem Haupt; dann richtet sie sich auf). — — Nimm ihn von mir!

Maria (weicht zurück). Anna! — — So leicht trennst du dich von dem, der dir das Liebste war?!

Anna bleibt stumm.

Maria. Dann war's nicht Liebe, was du für ihn fühltest.

Anna gibt ihr den Ring. Ihr Körper wird von einem heftigen Schluchzen erschüttert; aber sie bleibt stumm und schreitet rasch hinaus.

* * *

Wenige Augenblicke darnach kommt Gerhard, der sich in quälenden Zweifeln drei Tage lang fern gehalten und in der Einsamkeit zu dem Entschluß durchgerungen hat, trotz seiner verzehrenden Liebe zu Maria zurückzukehren zu der Pflicht, die ihn an seine Braut bindet. Davon kann ihn auch die Nachricht nicht abbringen, daß Anna zur Entsagung bereit sei. Ja, der Gedanke, daß sie und nun wohl auch ihre Eltern von seiner Schwäche erfahren haben, treibt ihn nur in neue Bestürzung: seine Ehre, die äußere Ehre seines Namens ist gefährdet; sie will er retten um jeden Preis. Er achtet nicht der Lüge gegenüber seinem innersten Gefühl, ohne die er nicht zu Anna zurückkehren kann. Er hört nicht auf das verzweifelte Flehen Marias, die um ihrer Liebe willen ihren Stolz bis zum Aeußersten erniedrigt und in tiefster Herzenspein ihn beschwört, den Adel seiner Seele nicht zu opfern, nicht klein zu werden wie die Dutzendmenschen. Als er vollends mit niedrigen Vorwürfen ihre Demut vergilt und endlich kalt und hart von ihr gehen will, reißt sie die Raserei ihres Schmerzes zur wildesten Verzweiflungstat fort: sie schießt den Treulosen nieder, um hernach selbst über der Leiche zusammenzubrechen. Wie aber Anna jammernd herbeieilt und entsetzt aufstöhnt: „Maria — was hast du getan?!“ da richtet sich die so Angerufene empor, ein irres, wehes Lächeln auf den Lippen, und spricht, während ihr Gesicht vor Schmerz langsam erstarrt, das erklärende, obschon rätselhaft und herausfordernd klingende Schlußwort des Trauerspiels: „Ich hab' ihn mehr geliebt als du.“

Das Recht an das Leben.

Die künstlerisch bedeutendste Szene, die am ersten mitgeteilt zu werden verdiente, ist auch hier die letzte des zweiten Aktes. Sie stellt einen ähnlichen Vorgang dar wie der gleiche Auftritt im „Dämon“, das Wiedersehen zweier Menschen, die sich einst liebten, dann trennen mußten und nun, obgleich sie durch neue Lebensverhältnisse geschieden sind und geschieden bleiben sollten, von der alten Liebe wieder mit unbezwinglicher Macht zu einander getrieben werden. Die Szene ist in das dramatische Ganze geschickter eingefügt und weist in ihrem Verlauf eine größere technische Sicherheit und Gewandtheit auf als jenes Gespräch zwischen Maria und Gerhard. Namentlich ist der Sieg der alten Liebe über die neuen Lebensverhältnisse tiefer begründet, aber auch das Ziel, dem die Szene zustrebt, in jedem Sinn gewagter. Natürlich unterscheidet sie sich in hundert Einzelheiten von dem früheren Auftritt im „Dämon“; da aber das Grundmotiv das gleiche ist, verzichte ich hier lieber auf ihre Mitteilung und beschränke mich darauf, aus der Anfangsszene des zweiten Aufzugs zwischen den Ehegatten Klemens und Margarete einige Reden anzuführen. In ihnen spiegelt sich der leitende Gedanke des Dramas, die verzehrende Sehnsucht der jungen, kinderlosen Frau nach dem Glück der Mutter.

* * *

Margarete. — — Ich hab' so viel darüber nachgedacht, die Zeit her. Das Kind ist der Sinn des Lebens. Warum wäre die Liebe sonst das heiligste Mysterium? Die tiefste Frage, die die Menschen an das Schicksal stellen?

Klemens. Und die geistige Gemeinschaft, das seelische Leben zu zweien —

Margarete. Drängt das danach, sich umzusetzen in bleibende Werte?

Nein, nein, in zwei wahrhaft Liebenden spricht die Natur, und sie spricht eine fortreißende Sprache. Das Blut, die Nerven, die Sinne, stehen sie nicht im Einklang mit dem gewaltigen Schöpfungslied der Erde? Entwicklung ist alles. Was heißt leben anders als umgestalten, schaffen, gebären, das Neue hervorbringen, den Fluß der Dinge in ewiger Bewegung erhalten?

Klemens. Du siehst nur die eine Seite des Lebens.

Margarete. Ich weiß nicht. Aber das weiß ich, daß kein Mensch verkümmern sollte um der Sitte willen oder der Schuld eines andern.

Klemens. Marga, Marga, du sprichst Dinge aus, deren Bedeutung du, Gott sei Dank, nicht ermessen kannst.

Margarete. Der Tod liegt im Entsagen! Und alles Lebende schreit nach dem Leben! — Du weißt ja nicht, daß ich mir damit selbst das Urteil spreche! Was bin ich noch nach dem Ausspruch des Arztes? Vom Leben verworfen. — Mach' dich frei, Klemens!

Klemens. Du bist wohl nicht bei Sinnen?!

Margarete. Mach' dich frei!

Klemens. Was fällt dir denn ein?

Margarete. Es ist genug, daß eines darunter leidet.

Klemens. Was soll das heißen? Die Ehe ist doch kein Handschuh, den man wegwirft, wenn einem die Finger zu heiß werden!

Margarete. Du hast ein Recht auf Freiheit. Ich konnte deine Wünsche nicht erfüllen.

Klemens. Ach was! Das ist Unsinn.

— — — — — — — — — — — —

Irene Sascha.

Akt I, Szene VII.

Der Auftritt spielt im Atelier des Malers Harry Steffens, der eben mit einem Frauenbild einen entscheidenden Erfolg davon getragen hat. Gräfin Anna Maria, seine Gönnerin, bisher heimlich mit ihm verlobt, erklärt sich bereit, nun öffentlich die Braut des berühmten Künstlers zu heißen. Aber, wenn gleich Harry willenlos zustimmt, sein Herz gehört nicht mehr der Gräfin. Während der Arbeit an seinem letzten Werk ist ihm das Mädchen, das er malte, die schöne, kunstgewerbliche Studien treibende Irene Sascha, lieber geworden, als er sich selbst gestehen will. Von Freunden Harrys begleitet, kommt Irene in das Atelier, entzückt von dem Eindruck, den das Bild und ihre Schönheit auf dem Bilde gemacht hat. Halb lachend, halb ärgerlich weist sie die Warnung Hugos, eines dieser Freunde, ab, sie solle, statt sich solch schwärmender Freude hinzugeben, sich ein bestimmtes Lebensziel setzen und diesem entschlossen nachstreben. Die Freunde verabschieden sich; sie bleibt mit Harry allein zurück.

* * *

Irene. Puh! Nun hat er mir die ganze Stimmung verdorben.

Harry (ergreift ihre Hand). Irene — —

Irene (macht sich los). Nein doch. Warten Sie. (Sie eilt zu den Blumen, die die Freunde gebracht haben, und kommt mit einem Lorbeerreis wieder. Verlegen, beglückt:) Da.

Harry. Wie lieb!

Irene. Sehr klein ist's, nicht? Und jetzt, wo Sie so viele Blumen erhalten — —

Harry (trägt das Reis zu einer Vase und stellt diese auf den Tisch). Ich werd' es immer ansehen, Irene.

Irene (beglückt). Wirklich? (rasch abbrechend) Ach, Harry, eigentlich müssen Sie schrecklich glücklich sein.

Harry (gedehnt). Glücklich —?!

Irene (begeistert). Die Welt liegt Ihnen zu Füßen. Sie sind das kommende Jahrhundert. Der Phönix, der sich alle hundert Jahre mal zeigt. Und ich, die ich, so zu sagen, mit dabei war — — (Sie schmiegt sich in einen Sessel.)

Harry. Sie haben viel zu dem Erfolg beigetragen.

Irene. Ach nein. Gar nichts hab' ich geleistet. Dagesessen hab' ich und geträumt. So ganz versonnen. Und da haben Sie mich gemalt — mit einem Ausdruck — ich hab' gar nicht gewußt, daß ich so aussehen könnte — so lieb und so voll Sehnsucht. Sie haben etwas aus mir herausgeholt, das niemand noch gesehen hat, ich selber noch nicht. (Sie legt sich tiefer zurück.)

Harry (tritt zu ihr und streift ihr behutsam über die Haare). Wie weich das ist! — Und meine Rabenflügel schatten über den schönsten Augen. (Er bleibt, über sie gebeugt, stehen.)

Irene liegt unbeweglich.

Harry macht eine Bewegung.

Irene (glücklich, visionär). Still! — Die Zeit hält ihre Schwingen an, eh' sie an uns vorübergleitet. (Lange Pause.)

Harry. Liebe Irene — —

Irene (gleichsam mit sich selbst redend). Damals, als ich Sie kennen lernte, fing es an. Und doch, wie schön war's! Ich war so verwirrt, als Sie mich ansprachen. Verwirrt und stolz. Alles drehte sich um mich. Und dann war's, als ob die Welt plötzlich stille stünde, als ob Himmel und Erde den Atem anhielte, um meine Antwort zu hören.

Harry. Sie liebes Mädchen!

Irene (gibt ihm ihre Hand, voll tiefen Glücks). Ich wurde Ihre Freundin. Wie ein Märchen war's. Geweint hab' ich damals vor Glück. Und dann kam eins nach dem andern. Zuletzt das Bild. Das war das Schönste. Daß ich da habe mithelfen dürfen! — Die abgeschlossenen Stunden im Atelier! Vor den herabgelassenen Fensterläden eilt die Menge vorüber. Drinnen kein Laut. Eine Weihe über allem. So, als läg' man mitten im Sonnengold auf der Wiese; die Wolken ziehen, still und ewig — — Wie ein Verklärtsein war's. Und da, im Atelier, ist mir auch das Wort von Ihnen aufgegangen: Ihr Leben in Schönheit.

Harry (gewaltsam die Stimmung brechend). Wir müssen vernünftig reden, Irene. Was Hugo vorhin berührte — haben Sie nie daran gedacht, sich selbständig zu machen?

Irene (ohne ihre Stellung zu verändern, nach kurzer Pause). Früher wohl. Jetzt?! — Wenn ich Sie nicht hätte kennen lernen, vielleicht hätt' ich mich dann mit meinem Los begnügt. Aber so —? Ich bin des Kämpfens müde! Genießen könnt' ich! Genießen!

Harry (zögernd). Und — wenn ich Ihnen nun helfen würde, sich selbständig zu machen — wenn ich Ihnen die nötigen Mittel zur Hand gäbe —?

Irene. Sie mir?

Harry. Könnten Sie sich nicht für eine Zeitschrift interessieren? Oder einen Verlag gründen? Sie haben doch etwas gelernt.

Irene (lächelnd). Würden Sie mir denn das zutrauen, Harry?

Harry. O, ich — ich würde Sie unterstützen, natürlich, und meine Freunde bitten — —

Irene (ablehnend). Warum dies alles heute — gerade heute?

Harry schweigt.

Irene (aufstehend). Sie sind so wunderlich.

Harry (öffnet ein Fenster). Ich weiß nicht — — Es ist beklemmend heiß.

Irene (steht mit gesenktem Haupte, dann auf Harry zugehend). Harry, seien Sie doch lieb zu mir! Lachen Sie doch! Ich sehn' mich nach Ihrem Lachen. Ich tu' alles, was Sie wollen. Ich werd' schon irgendwo unterkommen. Aber heute — heute wollen wir Ihren Ruhm feiern, ja? Ich hol' die Gläser aus dem Schrank, die alte bunte Decke — — Da sind Cakes — — Lassen Sie uns froh sein, Harry!

Harry (sich gewaltsam zusammenraffend). Ich bin Ihnen eine Aufklärung schuldig.

Irene (angstvoll). Nicht heute! — Morgen!

Harry. Morgen würden Sie es durch die Blätter erfahren.

Irene (blickt ihn mit weit offenen Augen an). Harry —?!

Harry (nickt). Ja, Irene.

Irene bleibt regungslos.

Harry (hastig). Gräfin Anna Maria — —

Irene (tonlos). Ich wünsche Glück.

Harry (verlegen). Danke. — Ich — (Er will etwas sagen; ein Blick in ihr Gesicht läßt ihn verstummen. Halblaut:) Sie verzeihen — — (Er geht.)

Irene steht noch eine Weile unbeweglich; dann bricht sie im wilden Schmerz zusammen.

Bildende Kunst.

Festschrift Friedrich Schneider.

Zum 70. Geburtstag des als Forscher auf dem Gebiet der Kunst- und Kulturgeschichte hochverdienten Prälaten Friedrich Schneider in Mainz haben seine Freunde im vorigen Jahr eine an Umfang und Ansehen sehr stattliche Festschrift in Herders Verlag erscheinen lassen. Vielseitig wie der Jubilar ist der Inhalt des schweren Bandes, aber geschmackvoll und immer anregend wie eben Schneiders Tätigkeit selbst auch, ist die Behandlung der meistens in nur wenig Seiten bearbeiteten Fragen. In der letzten Zeit wird nicht ohne sehr guten Grund über die Sitte geklagt, kostbares Wissen in den doch nicht immer leicht zugänglichen Festschriften zu verstecken: aber wer würde gerade bei Friedrich Schneiders Jubiläum auf eine solche Festgabe verzichten wollen, zumal sie durch die Munifizenz des Verlegers und so mancher anderer hohen Freunde des Gefeierten so stolz und fein zugleich geworden ist.

Die Festschrift wird mit einer von Josef Sauer in Freiburg i. B. ver-

faßten Einführung zu Schneiders Ehren eingeleitet, und natürlich wird wie immer nicht nur der Gelehrte, sondern auch der Mensch gleichermaßen gerühmt. Das gehört nun einmal zum Ton der Festschrift: aber was äußerst selten ist, das scheint mir der Umstand zu sein, daß keine dieser Lobesreden unverdient oder im Ton vergriffen ist. Besonders glücklich ist die Art, wie Sauer den Mainzer Prälaten als einen der letzten Humanisten feiert; denn Humanismus im lautersten goldenen Sinn des Wortes ist der Kern von Schneiders Leben und Wirksamkeit.

Den Freunden des Gelehrten und der Wissenschaft wird es sehr erwünscht sein, daß Erwin Hensler eine möglichst reichhaltige Bibliographie von Schneiders unzähligen Werken und Abhandlungen beigegeben hat, die vom Jahre 1859 bis in die unmittelbare Gegenwart reichen.

Dann folgen eine Anzahl meistens kleiner, interessanter und oftmals sehr bemerkenswerter Aufsätze aus dem Kreise von Schneiders Freunden und Verehrern. Es sind nicht wenige der bekanntesten jetzigen deutschen Kunstgelehrten darunter, und zwar, wie es für des Jubilars freie Stellung charakteristisch ist: es vertragen sich die Vertreter der älteren Forschung hier einträchtig mit denen der jüngeren, was sonst in der Praxis ja nicht immer so schön der Fall ist. Daneben sind noch eine Reihe von sehr belangvollen kulturhistorischen Abhandlungen unter diesen Beiträgen; hier sollen jedoch nur einige der kunstgeschichtlichen Studien hervorgehoben werden, um wenigstens an ihnen die Bedeutung der Festschrift darzutun.

Ernst Steinmann publiziert aus dem South-Kensington-Museum eine ganz prachtvoll modellierte, auf Michelangelo zurückgeführte Hand, die er mit Recht in Beziehung zu den in jüngster Zeit so viel besprochenen Flußgöttern setzt, die für die Medicäergräber geplant waren. Das Werk scheint identisch zu sein mit der „mano di Michelangelo“, die einst hochberühmt und dann lange vergessen war.

Konrad Booß berichtet über Neuaufgedeckte Fundamente aus der Karolingerzeit in der Einhartbasilika zu Seligenstadt am Main, wobei der interessante Nachweis geliefert werden konnte, daß „die neuaufgedeckten Verspannungsmauern sich durch die ganze Breite der Seitenschiffe hinziehen und mit deren Fundamente harmonisch abschließen“. Es waren also die ursprünglichen Seitenschiffe des Einhartbaues so breit wie die jetzigen und sind für ihre Errichtung in der heutigen Gestalt maßgebend gewesen.

Nicht von ausgesprochenem kunstgeschichtlichem Interesse, aber doch hieher gehörig ist eine sehr wichtige Mitteilung von Otto Hupp über die Prüfeninger Weihinschrift vom Jahre 1119. Prüfening bei Regensburg wurde 1109 von Otto dem Heiligen gegründet. Zur Erinnerung an die Kirchenweihe wurde eine in Ton gebrannte Inschrift angebracht, die sich noch in der Kirche befindet. Sie ist in sehr schönen Buchstaben gehalten, und diese wiederum sind dermaßen hergestellt, daß jeder einzelne mit einem Stempel in die Tonfläche gedruckt wurde. Das ist die älteste bekannte Vorstufe zur Buchdruckerkunst und ist insofern eine Merkwürdigkeit ersten Ranges.

Heinrich Weizsäcker handelt über das architektonische Problem in den Deckengemälden der sixtinischen Kapelle. Er hält sich an die bekannte und mit Recht aufgestellte Behauptung, daß der Künstler bei diesen Gemälden vielfach die Motive der Einzelgestalten nach den Plänen gestaltet hat, die ihn beim Entwurf des Papstgrabmals bewegt hatten. Weizsäcker weist aber auch nach, daß die gemalte Architektur im engsten Zusammenhang mit der für das Grabmal projektierten steht, so daß sie gewissermaßen nur eine Ueber-

setzung in das Malerische darstellt. Im weiteren Verlauf zeigt der Verfasser dann auch noch, wie sehr die fast monochromatische Farbenhaltung der sixtinischen Decke mit der Art zusammenhängt wie Michelangelo die Medicäerkapelle mit einem freilich bescheidenen farbigen Leben zu erfüllen dachte.

Im Berliner Kunstgewerbemuseum befindet sich die Bronzegrabplatte Albrechts von Brandenburg, über die Friedrich Schneider als erster geschrieben hatte. Julius Lessing führt nun die Untersuchung über dieses herrliche Stück deutscher Renaissancekunst weiter. Das Ganze ist zwar eine einheitliche Arbeit: aber das Medaillenporträt ist ein Nachguß der 1527 von Heinrich Rietz gemachten Medaille. Außerdem ist für das Rundfeld an den Schmalseiten der Tafel eine italienische Plakette benützt, die dem Moderno zugeschrieben wird. Ebenso ist auf der Kehrseite der Grabplatte eine Plakette desselben Moderno in Abformung benützt.

Eugen Kranzbühler gibt die Geschichte der Restauration des Wormser Domes im 18. Jahrhundert, durch die, soweit es noch ging, die argen Schäden, die die Franzosen 1689 dem ehrwürdigen Bauwerk zugefügt hatten, wieder gut gemacht wurden. Es ist eine traurige Geschichte, die da erzählt wird. Immierhin wird aber auch etwas Tröstliches berichtet, indem Kranzbühler an der Hand der Akten die Tätigkeit feststellt, die der Würzburger Baumeister Balthasar Neumann auf Veranlassung des Wormser Bischofs Franz Georg von Schönborn dort entfaltet hat. Er leitet vom Jahre 1738 ab den Bau des großartigen Hauptaltars und hat sich auch sonst um die Restauration der Kirche angenommen.

Von den vielen übrigen Beiträgen sei hier nur noch der von Konrad Lange erwähnt, der dem großen Mühlhauser Altar gilt. Das viel besprochene Werk gehört zu den ältesten Denkmälern deutscher Tafelmalerei, ist aus Prag im Jahre 1385 nach Mühlhausen in Schwaben gestiftet worden und ist fraglos eine Arbeit aus der deutsch-böhmischen Schule. Konrad Lange, der sich um die Stuttgarter Galerie so große Verdienste erworben hat, darf es als besonders wertvolle Leistung angerechnet werden, daß er den umfangreichen und in der Hauptsache wohlerhaltenen Altar für Stuttgart um billiges Geld erworben hat. Er ist darum wie kein anderer berufen gewesen, über dieses Gemälde zu schreiben und er hat das in langer Abhandlung mit größter Umsicht getan. Alles Wissenswerte und zur Zeit Feststellbare hat er hier vereinigt.

Nachdem dieser Bericht über die Festschrift Friedrich Schneider abgesandt war, haben wir die unerwartete und trauervolle Kunde erhalten, daß der greise, aber noch immer frische Forscher plötzlich verschieden ist. Er war eine markante und sympathische Erscheinung und hat wertvolle Kenntnisse ins Grab mitgenommen, um deren Verlust wir nicht minder klagen dürfen wie über den raschen Tod des ausgezeichneten Gelehrten. Einen Nachruf hier zu geben bin ich nicht imstande; möge der Bericht wenigstens als ein letzter Gruß an den starken und gütigen Mann gelten dürfen.

München. Karl Voll.

Rundschau.

Wirtschaftliche Gedanken für „1908".

Industrie, Handel, Handwerk — sind „ausstellungsmüde". Der Satz ist fast Maxime. Kunstgewerbliche Ausstellungen werden von Kennern des Kunstgewerbes als „Notprodukte" bezeichnet. Sie werden wohl auch von den Ausübern der angewandten Kunst als solche empfunden. Sie dienten der Verbreitung der neuen Gedanken der Kunst: Gestaltung nach dem besonderen Zweck, nach dem Charakter des Materials, dem gesteigerten künstlerischen Empfinden für die Konstruktion, für einheitliche Farbengebung. Sie dienten dem einzelnen Künstlerproduzenten vielleicht zum Erwerb einer erlesenen Konsumentengemeinde. Die Ausstellungsidee im allgemeinen als Massenkonkurrenzentfaltung zur Absatzförderung ist also heute nicht mehr voll zugkräftig. Die Raschlebigkeit der heutigen Zeit mit ihrem ausgesprochenen wirtschaftlichen Timbre fordert raschere Folge des klingenden Erfolges auf die angelegten Kosten. Das Individualanbieten verspricht beim modernen Verkehr dieses Gebot gedeihlich zu erfüllen.

Was soll also die Ausstellung München 1908? Noch dazu eine Schau lokal begrenzter Produkte!

Diese Frage stellt der Vertreter wirtschaftlicher Interessen. Ihm ist zu antworten:

Die Ausstellung 1908 hat nicht Massenkonkurrenz oder Massenaufstapelung für Verkaufszwecke zum erstrebten unmittelbaren Ziel, jedenfalls nicht zum Selbstzweck. Die Tätigkeit der Ausstellungsverwaltung ist nicht lediglich die des Organisierens der Ausstellung. Die Tätigkeit geht tiefer. Sie will als aufklärend, erzieherisch wirksam durchgeführt und aufgefaßt werden. Die Zeitungen berichteten bereits von Versammlungen einzelner Ausstellungsgruppen, in welchen durch Rede und Gegenrede mit der Ausstellungsverwaltung die Idee der Ausstellung 1908 geklärt zu werden versucht wurde. Im speziellen bezweckten die Aussprachen, die Kluft zwischen rein wirtschaftlichen Produzenten und Künstlern zunächst für die Veranstalter 1908 zu überbrücken. Diese Kluft ist heute allgemein vorhanden, weil das Ziel gerade des heutigen Kunstgewerbes nicht auf breiter Grundlage des Volksempfindens aufbauen kann, noch auch bis heute — wenige Ausnahmen ausgenommen — den Aufwendungen gleichkommende wirtschaftliche Erfolge in nächster Zukunft verspricht. Die heutige kunstgewerbliche Aufatmung ist zurückzuführen auf das Emporkommen der bürgerlichen Geistesarbeit, der bürgerlichen praktischen Wissenschaft der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts gegenüber höfischer oder aristokratischer Kultur und vielfach klösterlich exakter Wissenschaft vorgehender Jahrhunderte. Die Geburt der herrschenden Bestrebungen des Handwerks liegt in theoretischem oder richtiger: intellektuellem Schoß. Das Kunstgewerbe hat heute nicht seine Existenzberechtigung in einer Einnahmequelle sondern in einer Kulturforderung. Die lautet: Behaglichkeit sollst du in unseren hastenden Tagen den Dingen des Lebens und der sie konzipierenden Menschheit geben!

Diese intellektuell und nicht historisch gewordene Forderung nach Behaglichkeit der Wohnung, der Werkstatt, der Gebrauchsgegenstände liegt freilich unbewußt heute schon in der Brust von mehr Fühlenden, als man anzunehmen wagt, als stille Sehnsucht eingewurzelt. Insoferne wird also das herrschende Kunst-

gewerbe, wenn es erst auf breitere wirtschaftliches Interesse bietende Basis gestellt werden könnte, die Grundlage des Volksempfindens sicher finden können. Das ist in dem Augenblicke erreicht, wo das heutige Kunstgewerbe aufhört kastenmäßiges Eigentum der angewandten Kunst sein zu müssen, wenn die Idee der „Neuen" Gemeingut aller Produzenten und Handelskreise geworden ist.

Einen partiellen Versuch, die Hindernisse für solche Expansion zu beseitigen, bietet die Ausstellung 1908 in ihren Vorarbeiten, in denen sohin fast mehr Bedeutung innewohnt, als in der äußeren Ausstellungsdarbietung, wenn dieselbe auch, wie zu hoffen ist, dem aufgewendeten Willen, Mitteln und Kräften entsprechend, ausfällt.

Ob der Versuch des Versuches wert ist?

Vom Standpunkt der allgemeinen Staatsverwaltung müßte der Versuch als Lösungsmöglichkeit einer der wichtigsten kulturökonomischen Aufgaben von heute mit allen Mitteln von Amtswegen gefördert werden. Sachsen versucht denn auch die Lösung durch Einsetzung einer Art staatlicher Vermittlungsstelle zwischen Kunst und wirtschaftlicher Produktion. In Bayern versucht 1908 München die Sache zu bearbeiten, ohne das staatliche Gängelband aus den eigenen Kräften der arbeitbereiten Künstlerschaft und der verständigen, weiter ausschauenden Produzenten. Dieser Versuch erwartet naturgemäß die Mittelbereitstellung zur Ermunterung und Ermöglichung der Kostendeckung für die Versuchskosten der Aussteller. Was zum erstenmal gemacht wird, kostet auf jedem Produktionsgebiet mehr Kraft, mehr Zeit und damit mehr Mittel, selbst wenn eine Vereinfachung das Ziel sein wird.

Die gestellte Aufgabe ist so bedeutungsvoll, daß die ganze Landesvertretung die Ausstellungsarbeit, die bei dem vorgesteckten Ziel gar nicht anders als lokaler Natur sein kann — um den steten Kontakt zwischen Künstler und Wirtschaftler zu erhalten — zu unterstützen sich verpflichtet fühlen wird. Die Franken, Schwaben, Altbayern, Pfälzer werden den Sachsen in Wirtschaftskulturerkenntnis nicht nachstehen. Sie werden es nicht tun, weil das kühne Wagnis 1908 nicht bloß kulturellen Fortschritt bedeutet, selbst wenn es scheitern sollte, sondern weil es noch viel bedeutungsvoller wird, wenn es glückt, auf wirtschaftlichem Gebiet, dem Tummelplatz all' unserer heutigen Lebenskräfte mit den vielfältigen Verbindungen zwischen Stadt und Land und Stadt und Stadt.

Was verteuert heute das Geschäft mit in bedrohlichem Grad und erschwert die Umsatzberechnung? Die Mode mit ihrer saisonlichen Vielgestaltigkeit. Das Risiko des zu großen oder zu geringen Vorrates bringt Unbeständigkeit und erschwert den Ausgleich zwischen wirklicher Nachfrage und Angebot. Das ruckweise Nachlassen der Preisnotierung beispielsweise nach Ueberschreiten der Hochsaison zeigt, daß nicht objektiver Wert, sondern Affektionsnote Wertmesser abgab. Je öfter diese Erscheinung, desto gesamtwirtschaftlich ungünstiger der Erfolg. Nur einzelne freuen sich in der Rolle von Glückspilzen. Die Gegenwirkung macht sich schon bei der nächsten Produktionsverwertungsperiode geltend; a conto der Güte der Produkte wird die Differenz zwischen sachlichen Wert und Affektionsnotierung zu steigern versucht, um Schutz gegen das Risiko des Veraltens zu bieten. Die Produktion drängt auf Scheinerfolge auf Kosten sachlicher Gediegenheit. Leider muß heute festgestellt werden, daß solche wenig begrüßenswerte Entwicklung während der letzten 50—60 Jahre bedeutsam um sich gegriffen hat. Die Rückkehr der Produktion — wirtschaftlicher und kunstgewerblicher — zu den alten Grundsätzen des wirklich guten Kunstgewerbes, wie sie unsere Urgroßväter hatten: Gediegenheit auch in Form und Farbe, Einfach-

heit, Materialechtheit, heißt also wirtschaftlicher Fortschritt unter veränderten Produktionsbedingungen. Glückt dies, so ist ein Vorsprung erreicht gegenüber anderen Produktionszentren, die mühsam und mit größerer Kraftaufwendung dasselbe Ziel erreichen wollen, das gerade in München bei einer Ueberfülle künstlerischer Kraft bei gutem Willen fast gegeben ist. Diese Rückkehr ist überall in deutschen Landen ein noch nicht klarer Drang jedes Einsichtigen. Für Bayern würde sie mit der Ausstellung 1908 ein wirtschaftlich wertvollstes Reservatrecht erringen heißen, das ohne Verfassungsschutz bei Ausnützung gegebener Verhältnisse in aller Form Rechtens ein gewaltiger Vorsprung für alle Zukunft genannt werden kann. Bei der Bevölkerungsmehrung im allgemeinen und weil auch jene Völker, die bisher auf dem Weltmarkt als Konkurrenten nicht auftraten, diesen beschicken werden, fordert es der Selbsterhaltungstrieb, diesen Dingen rechtzeitig zu begegnen. Dies dürfte für Bayern dadurch möglich sein, daß die Produktion sich weniger auf die mit Pfennigbruchteilen rechnende Massenfabrikation wirft, als vielmehr auf die Erzeugung gediegener Produkte, deren Preisnotierung auf dem Weltmarkte durch Ueberproduktion nicht beeinträchtigt werden kann. Die unter dem Einfluß der Ausstellung künftig produzierte Ware: gediegene, gute, bis in die Form anständige, einwandfreie Ware. Diese Marke könnte für die heimische Industrie, den heimischen Handel Nationalvermögensmehrung bedeuten. Das Beispiel Frankreichs lehrt es! Die Franzosen rühmten sich, die Kriegsentschädigung des 70er Feldzugs mit der Pariser Mode allein binnen kurzem friedlich zurückerobern zu können. Sind die Ausfuhrziffern Frankreichs der fraglichen Zeit nur einigermaßen richtig, so hat die Pariser Modemarke das zu Weg gebracht. Und weiter! Hat nicht Frankreich für die kunstgewerbliche Produktion der Welt — Louis XIV., Louis XVI., Empire — bis in die neueste Zeit tonangebend gewirkt. Wie viel Vermögen mag es damit kapitalisiert haben!

Bringen wir es also fertig, mit der Ausstellung 1908 den Grundsatz zu festigen und die Allgemeinheit — auch das kaufende Publikum — mehr und mehr ihm zu erwecken: daß gediegene, sorgfältige, geschmackvolle Arbeit gleich bedeutend ist mit leistungsfähig, dauernd, erfreulich, dann wäre nicht nur echte Kulturarbeit erfüllt, sondern auch wirtschaftlich nützliches erreicht. Die kommende Zeit wird nur dessen Leistung wirklich auf dem Markt notieren, der vielleicht nicht billig für den Moment des Einkaufs, aber eminent billiger als der billigste von heute für die Dauer liefert.

Ueber den Ausstellungsabteilungen: Industrie, Handel, Handwerk soll neben den Schildern der Kunst und wegen derselben der Wahlspruch prangen: Wirtschaftliche Rückkehr zu Treu und Glauben im Verkehr.

Fürwahr! Die Ausstellung 1908, wenn sie gelingt, könnte des Flittertandes, goldener, silberner, bronzener, papierner Auszeichnungen entbehren. Die Beteiligung an derselben im Sinne der erzieherischen wirtschaftlichen Idee wird in Zukunft mehr Empfehlung für den Markt der sich mehrenden Einsichtigen bieten, als die Aufwendungen der Aussteller für sie wertlich materiell bedeuten. Denn nirgends mehr als im Wirtschaftsprozeß einer Stadt, eines Landes, bewahrheitet sich die Lehre ausgleichender Gerechtigkeit.

München. Karl Kühles.

Nietzsches Nachlaß.

Jeder, der sich näher mit Nietzsche beschäftigt, muß ein lebhaftes Interesse für die Fragen haben, die sich an Nietzsches umfangreichen literarischen Nachlaß anknüpfen. Meinem Bruder und mir kann nichts erwünschter sein, als daß die Gedanken über diesen Nachlaß, die wir der Oeffentlichkeit vorgelegt haben, Widerhall finden und Gegenäußerungen veranlassen, ganz besonders wenn diese Gegenäußerungen so einsichtig sind, wie die von Ernst Holzer im Oktoberheft dieser Zeitschrift veröffentlichten. Es wäre ein trauriges Zeichen für die Aufrichtigkeit unseres Anteils an diesen Dingen, wenn eine solche Diskussion das freundschaftliche Verhältnis zwischen uns und Holzer zerstören könnte, auf das wir mindestens ebenso großen Wert legen wie Holzer. Ich erinnere mich gern der Zeiten, wo ich im schönen alten Ulm mit Holzer zusammen an der Nachlaßausgabe arbeitete und so manches ernsthafte und herzhafte Wort über diese und viele andere Probleme gesprochen wurde. Seine Kritik meines Schriftchens ist mir sehr wertvoll und kränkt mich nicht, auch da nicht, wo er väterliche Ermahnungen erteilt und die Rute (oder die „geschmeidige Damaszenerklinge", wie er sehr schön und gar nicht rhetorisch sagt) über den „jungen Schulmeister" schwingt. Der junge Schulmeister hält sich ganz still und ruft in aufrichtiger Reue und Zerknirschung: ich gelobe Besserung, mein alter Schulmeister!

Es handelt sich darum, wieviel von Nietzsches Nachlaß und in welcher Art und Weise man es herausgeben soll. Offenbar richtet sich beides nach der Beschaffenheit dieses Nachlasses, und diese lernt man kennen durch ein möglichst eingehendes und vorurteilsloses Studium der erhaltenen Manuskripte Nietzsches. Nachdem ich 3 Jahre und 5 Monate diese Manuskripte täglich vor Augen gehabt hatte, nahm ich mir die Freiheit, meine Erfahrungen und Gedanken in dem Schriftchen „Nietzsche als Moralist und Schriftsteller" mitzuteilen. Die Schaffensweise Nietzsches und infolgedessen die Gestalt seiner Niederschriften ist sehr merkwürdig. Nietzsche zeichnet seine Gedanken meist ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Buch, das er zu veröffentlichen vorhätte, auf. Vom Jahre 1875 an stehen in seinen Heften (einzelne Blätter verwendet er sehr selten) Gedanken über sämtliche Gegenstände, die ihn interessieren, nacheinander und durcheinander, ohne sachlichen Zusammenhang; dazwischen Pläne, Titel, Dispositionen und anderes. Will Nietzsche dann ein Buch veröffentlichen, so wählt er sich aus diesem Stoff aus, was ihm geeignet erscheint, und gibt diese Fragmente entweder zusammenhanglos als Aphorismen, oder er sucht sie in einen Zusammenhang zu bringen, der aber, wie gesagt, von Hause aus häufig nicht vorlag und nicht beabsichtigt war. Eine große Zahl von Gedanken bleibt unbemerkt in den Heften zurück, die nun jetzt als Nietzsches „Nachlaß" vor uns liegen. Sie stammen aus sämtlichen Perioden seines Schaffens und sind zum größten Teil von Nietzsche selber von der Veröffentlichung ausgeschlossen worden. Die Frage ist: sollen wir sie veröffentlichen? Und wie viel davon? Und wozu dient eine solche Nachlaßausgabe?

Der erste Gedanke, den jeder Herausgeber hat, ist der: man sucht diejenigen Gedanken heraus, die Wert zu haben scheinen und veröffentlicht sie in möglichst übersichtlicher Form, d. h. man bringt sie in eine logische Ordnung. Dabei „juckt es" einem natürlich „in allen Fingern", einen Plan Nietzsches zugrunde zu legen, deren es sehr viele gibt, die aber nicht auf eine bestimmte Zahl von Niederschriften hin, sondern aus dem Drange nach Zusammenfassung des zuströmenden Gedankenreichtums heraus aufgezeichnet

worden sind. Man überwindet sich aber und begnügt sich mit einer einfachen sachlichen Disponierung. Auf diese Weise ist die jetzige Nachlaßausgabe zustande gekommen. Unbedingt hat dieselbe Vorzüge. Ich gebe es Holzer ohne weiteres zu, daß sie im allgemeinen dem Zweck vollständig entspricht, „aus Nietzsches Nachlaß das Gedankenmaterial in einer verhältnismäßig bequem zu benützenden Anordnung und Auswahl darzubieten". Zweifellos! Darum ist sie nützlich und ich bedaure keinen Augenblick, daß ich bei ihrer Herstellung mitgeholfen habe, gebe auch allen den Rat, diese Ausgabe weiter zu benützen, oder auch (in den häufigeren Fällen) sie endlich zum erstenmal zu lesen.

Wenn wir trotzdem, nachdem wir an uns und anderen Erfahrungen über diese Ausgabe gesammelt haben und über den Zweck einer Nietzsches würdigen Nachlaßausgabe uns klarer geworden sind, Einwendungen gegen das eigene Werk unserer Hände erheben, so verdienen dieselben immerhin einige Beachtung. Welchen Zweck sollte eine solche Ausgabe verfolgen? Meiner Meinung nach den, die Entwicklung Nietzsches darzulegen, die Leser mit seinem Werden, seinen wachsenden und sich wandelnden Erkenntnissen bekannt zu machen. Kein Schriftsteller hat uns eine so ergreifende und so lehrreiche Geschichte seiner Seele zu erzählen und keiner hat sie uns auch in ähnlicher Klarheit und Vollständigkeit selber erzählt, wie Nietzsche eben in seinen hinterlassenen Manuskripten. Fragt nicht jeder, der ein Buch von Nietzsche in die Hand nimmt, unwillkürlich: wer war der Mann, der dies schrieb? Wie kam er zu diesen auffallenden Anschauungen und zu der ebenso auffallenden Art und Weise, diese Anschauungen auszusprechen? Jeder möchte den Menschen Nietzsche kennen und verstehen lernen, weil er fühlt, der Mensch würde ihm helfen, auch den Denker und Schriftsteller vollkommen zu verstehen. Person und Werk ist bei Nietzsche untrennbar verbunden (mag man darin einen Vorzug oder einen Mangel sehen, was für den Herausgeber eine völlig gleichgültige Frage ist); die Erkenntnis, daß es so ist, befestigt sich meinem Empfinden noch immer mehr, je tiefer man in ihn eindringt. Das Phänomen Nietzsche im ganzen zu überschauen, ist der Wunsch, den man hat, und nur eine Nachlaßausgabe, wie wir sie uns denken, kann ihn erfüllen.

Es ist ganz klar, daß man es uns nicht ohne weiteres glaubt, wenn wir sagen: in diesen Manuskripten, in diesen mit nichts vergleichbaren Tagebüchern einer großen, so glücklichen als unglücklichen Menschenseele, ruht das wahre tiefste Leben Nietzsches. Wer sie so kennt, wie wir, kann nichts anderes sagen. Er kann auch die jetzige Nachlaßausgabe nur so lesen, daß er sich den ursprünglichen Zustand dieser Tagebücher im Geiste wiederherstellt. Beweisen läßt sich daher unsere Meinung, wie man Nietzsches Nachlaß der Welt vorlegen sollte, allein durch einen praktischen Versuch. Auch widerlegen läßt sie sich nicht anders. Der Wunsch Holzers, zwei nach verschiedenen Grundsätzen bearbeitete „Umwertungen" neben einander halten zu können, ist von uns zur Zeit der Herausgabe lebhaft ausgesprochen und erörtert worden. Auch die Idee, die Holzer als ungeheuerliche Konsequenz unserer Ansicht anführt, die Manuskripte faksimilieren zu lassen, ist damals, wenn ich nicht irre, von unserem verehrten Peter Gast, erwähnt worden. Natürlich als eine Chimäre; aber diese Chimäre entspricht dem, was sich uns als das der Beschaffenheit des Nachlasses Gemäße ergab. Ich lese keine Zeile von Nietzsche, ohne mir dabei seine Handschrift, sein Manuskript und überhaupt den ganzen lebendigen Nietzsche vorzustellen. Dann erst hat ein Gedanke von ihm die rechte Resonanz.

Von der Absicht, die „Wirkung" Nietzsches abzuschwächen, ihn zur „Lite-

ratur" zu machen, kann bei uns wahrhaftig nicht die Rede sein. Im Gegenteil: wir glauben, daß es nötig ist, ihn erst einmal lebendig zu machen und „sein Werk" von falschen unwürdigen Deutungen zu befreien, die es erfährt und infolge der exceptionellen schriftstellerischen Persönlichkeit dieses Mannes erfahren muß. Dazu soll eine Nachlaßausgabe dienen, die die Geschichte seiner Seele erzählt. Ich wünschte, nur ein einziges der wichtigen Hefte aus den letzten Jahren in der ursprünglichen Ordnung, oder vielmehr tagebuchartigen Ordnungslosigkeit, vorlegen zu können. Ich zweifle nicht daran, daß gerade Leute von so feinem Verständnis wie Holzer dies Heft dem ganzen XV. Bande vorziehen würden und sich nichts anderes wünschen würden, als das ganze Umwertungsmaterial in dieser Weise zu besitzen. Gäbe man uns aber so weit nach, so würde sich das weitere auch wohl finden. Geht man wie Holzer von den Manuskripten der ersten Periode Nietzsches aus, so erscheint der Gedanke, alles abzudrucken wie es dasteht, natürlich zunächst einfach absurd. Aber es ist ungerecht, diese Manuskripte zugrunde zu legen, denn sie zeigen das Schaffen und die Schaffensweise im Puppenzustande; Nietzsche entwickelte sich vom Philologen zum Philosophen. Gibt man die einzelnen Entwürfe jener Zeit gesondert und nach gesonderten Grundsätzen, wie Holzer es in den trefflichen Bänden IX und X getan hat, so entsteht ganz ohne Frage ein höchst instruktives Bild. Ich gestehe aber, daß mir auch hier eines recht störend ist, nämlich, daß der Leser nicht weiß, wo Nietzsches Unordnung aufhört und wo Holzers Unordnung anfängt (ich weiß das nur als Mitherausgeber). Dies zu wissen, ist für das Verständnis der Gedanken nicht erforderlich; aber wer Nietzsche haben will, ohne nachhelfende Herausgeberhände (oder doch möglichst ohne solche Hände, die die Gedanken in einer nicht von Nietzsche herrührenden Ordnung aufmarschieren lassen), der findet auch in diesen Bänden nicht alles, was er sucht. Stände erst einmal fest, daß der Nachlaß aus den späteren Zeiten ohne ordnende, auslesende, verschleiernde und verschönernde Herausgeberkunst am vollkommensten den Zweck erfüllt, Nietzsches Entwicklung aufzuzeigen, so halte ich es keineswegs für ausgeschlossen, daß Holzer selber diesem Prinzip auch für die frühere Zeit den Vorzug gäbe, auch wenn gewisse Nachteile damit verbunden sind. Die Vorteile (worunter auch die Einheitlichkeit der Ausgabe gehören würde, die jetzt fehlt) würden sie aufwiegen.

Wie gesagt, die Ausführung gäbe allein eine Entscheidung, ergäbe auch, wie wir beide gern zugeben, ohne Zweifel Abstriche und vielleicht auch Modifikationen. Es war unser Recht und beinahe unsere Pflicht, zunächst einmal unsere Idee offen und ohne Vorbehalt auszusprechen. Daß sie nicht überall Zustimmung findet, liegt ganz allein daran, daß die jetzige Ausgabe von der Bedeutung und Eigenart des Nachlasses eine falsche Vorstellung gibt. Gewiß klingt es paradox, wenn ich behaupte, daß dieser Nachlaß die eigentlichen Hauptarbeiten Nietzsches enthält. Ich kann aber nicht anders. Ich bleibe auch dabei, daß in den von Nietzsche selber herausgegebenen Werken „das Leben nicht im ganzen wohnt, sondern im einzelnen" (wie Nietzsche sich im „Fall Wagner" nach Bourget ausdrückt), daß es „Ausschnitte" sind. Ist der Antichrist nicht in der Tat ein Ausschnitt? Nietzsche hat sich immerfort mit dem Christentum und der Religion überhaupt beschäftigt. Allenthalben finden sich Gedanken darüber, namentlich in den Entwürfen der letzten Jahre. Diese wollte Nietzsche im Antichrist zusammenfassen, aber, wie jeder sehen kann, enthalten diese andren Entwürfe und Gedanken sehr vieles, sehr wesentliches, was der Antichrist nicht enthält, ja auch in andrem Sinne Geschriebenes. Es

ist keine wirkliche Zusammenfassung und endgültiger Abschluß, sondern eben nur ein Ausschnitt, und kein guter, weil er meiner vielleicht irrigen Meinung nach nicht die Quintessenz von Nietzsches Religionsphilosophie ist. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich den Antichrist nicht liebe. Bin ich darum ein Philister, so tröste ich mich damit, daß es viele solche Philister gibt, in deren Gesellschaft ich mich ganz wohl fühle. Die Darstellungsweise in Nietzsches letzten Werken ist in ihrer Art gewiß unerreicht. Ich begreife, daß sie viele Bewunderer und Nachahmer findet. Mein Geschmack zieht mich aber mehr zu solchen Schriftstellern, die ihre Gegenstände anders vortragen, als der letzte Nietzsche es tut. Im übrigen vertraue ich fest darauf, daß Holzer uns einmal ein Buch über Nietzsche schreiben wird, das keine solchen Untugenden enthält, wie er sie in dem meinigen findet, und aus dem man noch weit mehr lernt, als man (nach sämtlichen mir bekannt gewordenen Aeußerungen) aus meinem Schriftchen lernen kann.

Man wird erwarten, daß ich auch auf die Gründe eingehe, die Frau Förster-Nietzsche in der Schrift „Das Nietzschearchiv, seine Freunde und Feinde" (meist aus früheren Artikeln bestehend) gegen unsere Idee geäußert hat. Das ist aber unmöglich, denn ich sehe keine diskutablen Gründe. Ich lese nur die Namen von Autoritäten, die unsere Idee verwürfen. Diese Autoritäten haben das größte Gewicht für uns. Ein noch größeres würden sie haben, wenn sie nach eingehender Beschäftigung mit den Manuskripten und nach wohlwollendem Studium einer größeren in unserem Sinne ausgeführten Probe bei ihrer Meinung beharrten. Außerdem lese ich in Frau Förster-Nietzsches Schrift, daß mein Bruder und ich furchtbar böse und unbeschreiblich unfähige Menschen sind. Vielleicht erklärt sich das erstere am einfachsten dadurch, daß wir als „Nietzsche-Propheten" unbedingt böse sein müssen; und das zweite stimmt nicht recht dazu, daß die Leiterin des Nietzschearchivs, Frau Förster-Nietzsche (ihrer eignen Aussage nach sowohl die genaueste Kennerin ihres Bruders, wie auch die vollkommene Beurteilerin philologischer Fragen) uns in das Nietzschearchiv berufen und unsere Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit oft und mit Dank gerühmt hat. Wie dem auch sei, — mir scheint, es wird niemandem durch die Besprechung interner Angelegenheiten des viel zu viel in der Oeffentlichkeit genannten Nietzschearchivs gedient. Es hat auch niemand ein Interesse daran. Jeder wird Frau Förster-Nietzsche darin Recht geben, daß sie eine sehr schwere Aufgabe übernommen hatte; aber, da sie es jetzt nicht anders will, darf nicht verschwiegen werden, daß sie sich dieser Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hat. Jeder, der Nietzsche verehrt und ihm Dank schuldet, wird die einzige Schwester dieses Mannes ebenfalls verehren und die Gefühle, die er Nietzsche selber nicht mehr kundtun kann, ihr widmen; aber Frau Förster-Nietzsche darf uns dies nicht gar so schwer machen, und sollte aufhören mit ihren Bemühungen, soviele aufrichtige Freunde Nietzsches auf die eine oder die andere Weise zu „Feinden des Nietzschearchivs" zu machen.

Heidelberg. August Horneffer.

Nachschrift der Redaktion.

Herr E. Holzer findet eine Antwort unnötig, nachdem er seine Ansicht „mit voller Deutlichkeit" ausgesprochen habe, bittet uns aber, zweierlei in seinem Artikel zu berichtigen: 1. Band XV. ist nicht aus dem Buchhandel zurückgezogen worden. 2. Der Ausdruck „Paralytiker-Handschrift" ist nicht bloß mißverständlich (wie jeder merkt, der meine Anmerkung contra Möbius liest) sondern er ist, wie ich von dem besten Kenner der Handschrift Nietzsches, meinem Freunde Peter Gast, höre, direkt unrichtig. Erfahrene Graphologen haben nicht die geringste Aenderung (in der Handschrift der letzten Monate) gefunden, welche auf Paralyse hindeutet. Ich stehe also nicht an, den Ausdruck in aller Form zurückzunehmen."

Italien und das religiöse Problem.

In Deutschland, England und Frankreich sind die Geister seit den letzten Schritten der Kurie gegen den sogenannten Modernismus in starker Bewegung. Die gebildeten Kreise des Katholizismus fühlen sich überall in ihren geistigen Interessen verletzt, und mit Schärfe kommt der Widerspruch zum öffentlichen Ausdruck. Wir sind es gewohnt, bei diesen religiösen Fragen keinen allzustarken Widerhall in Italien zu finden. So ist es auch diesmal. Der „Modernismus" hat zwar auch in Italien seine Anhänger gefunden, aber es sind bisher keine bedeutenderen Führer hervorgetreten, wie Tyrell in England, Loisy in Frankreich, Kraus und Schell in Deutschland, die einen bestimmten Ideenkreis hinausgetragen haben, und so sind in Italien die „Modernisten" völlig gespalten und gegen einander noch heftiger als anderswo. Freilich was der eine Flügel der italienischen „Modernisten", die christlichen Demokraten unter Don Romolo Murri, wollen, ist eine seltsame Reform: sie wollen wie die Jesuiten den Thomismus, aber der Zeit entsprechend reformiert. Das genügt allerdings, um auch sie bereits als „Reformer" anzuklagen. Die andern „Modernisten" Italiens, deren Zentrum in Mailand ist, wollen anstatt des hl. Thomas von Aquino den Frieden der Kirche mit der Philosophie Kants und mit allen nicht mehr zu beseitigenden geistigen Ergebnissen der Neuzeit. Hat die christliche Demokratie um ihrer politischen Tendenzen willen Anhänger, so hat die wirklich moderne Richtung ein so bescheidenes Häuflein von Parteigängern hinter sich, daß die deutschen Reformer dagegen wie starke Herren erscheinen. Im Sinne der Kurie würde man sagen, daß der italienische Genius die Wahrheit des thomistischen und jesuitischen Katholizismus so sicher erfaßt hat, daß er mit Ueberlegenheit alle „modischen" Reformbestrebungen von sich weist. Wir andern werden nach andern Erklärungen suchen, warum das kirchliche Leben Italiens sich regungslos gegenüber jedem Versuche einer religiösen Vertiefung verhält, und zwar schon seit ein paar Jahrhunderten. Denn es ist wahrlich ein Zustand des religiösen Indifferentismus und der Aeußerlichkeit, wie wir ihn zum Glück im deutschen Katholizismus nicht kennen. Franz Xaver Kraus sagte mir einmal in Florenz in seiner zwar etwas malitiösen Weise: „Sie finden in ganz Florenz nur zwei gebildete Geistliche, und denen wird das Leben von ihren Vorgesetzten eben deshalb so sauer wie möglich gemacht." Mag eine kleine Uebertreibung darin liegen, so trifft es doch sicher zu, daß die Masse des italienischen Klerus von einer erschreckenden Unbildung ist. „Was ist das für ein Fluß?" fragte mich neulich ein jüngerer mittelitalienischer Geistlicher, der an der Nordgrenze des Landes gewesen war, als wir über den Po fuhren. Ich nannte ihm den Namen des Flusses, und er fragte weiter: „Wo kommt er her und wo fließt er hin?" Ich gab ihm weitere Auskunft und fragte, ob er zum erstenmale in Oberitalien sei. Er antwortete, daß er zum achtenmale bereits diese Reise mache. „Der italienische Klerus reist nicht", sagte mir einmal ein Domherr in Assisi, als ich mit ihm auf geographische Begriffe zu sprechen kam. Er lebt seinen täglichen Verpflichtungen, aber in einer unser religiöses Empfinden abstoßen-

den Form, so geschäftsmäßig werden im allgemeinen die Horen heruntergebetet und alle übrigen kirchlichen Funktionen erfüllt. Alles ist eingestellt auf einen sicheren Mechanismus. Die Klügsten aber in Rom leiten diesen Mechanismus mit einer durch lange Tradition geschulten Sicherheit. Wie soll in einem solchen Klerus eine religiöse Bewegung entstehen? Sie könnte in Italien nur aus dem Volke kommen. Denn die wenigen „Modernisten“ könnten im Klerus nur schwer einen Anhang finden — was kümmert ihn die Philosophie Kants oder die Gedankenwelt der nordischen ganzen und halben Ketzer? Höhnisch sagt deshalb das in Rom erscheinende französische Blatt „L'Italie“, daß die italienischen „Modernisten“ in dem jetzigen Konflikt nur den üblichen Kompromiß suchen. Es bleibt ihnen bei ihrer Schwäche nicht viel andres übrig. Aber die Bevölkerung? Man hat in den letzten Wochen und Monaten gelesen, wie das französische Beispiel auf Italien wirkt; eine antiklerikale Bewegung hat alle politischen Parteien vom gemäßigten Liberalismus bis zum Sozialismus erfaßt und sogar tätliche Angriffe auf Geistliche und Klöster sind zahlreich vorgekommen. Und hört man den Durchschnitts-Italiener sprechen, so könnte man meinen, die Pfaffen seien in Italien verhaßter als irgendwo. Zu ihrem persönlichen Schutze gründet die Geistlichkeit jetzt überall „Vereine zum Schutze des Klerus“! Über diese ganze antiklerikale Bewegung ist ohne religiösen Hintergrund; sie ist rein politisch. Die italienischen Klerikalen halten — unter stillschweigender Duldung des Vatikans — den Augenblick für gekommen, wo sie als politisch organisierte Partei in den Kampf um die Macht im Staate eintreten wollen, und gegenüber dieser werdenden Organisation und gegenüber einer sich bildenden katholisch-politischen Tagespresse ist die antiklerikale Bewegung unter französischem Einfluß entstanden. Und man muß noch härter urteilen: es handelt sich da nicht nur um eine rein politische Sache, sondern die Vorbedingungen zu einer religiösen Bewegung sind bei Volk und Gebildeten Italiens noch geringer als im Klerus. Man haßt die Pfaffen, man haßt den klerikalen Einfluß im Staate, aber man haßt nicht die Kirche. Als politisches Individuum ist der Italiener zumeist antiklerikal, als Familienvater aber gleichgültig gegenüber dem Bigotismus, der die Frauen mit dem Klerus verbindet. Das volkstümliche religiöse Leben Italiens hat — nach unseren Begriffen — einen Zug zum Heidentum (denn aller Bigotismus ist ebensogut Heidentum, wie die Herabwürdigung religiöser Formen zum Geschäft), und hat ihn wohl immer gehabt, so daß man die Frage schließlich doch anders stellen muß: wie kommt es, daß die Form des Christentums in diesem Lande keine andere sein konnte und daß dennoch echt religiöse Persönlichkeiten auch aus ihm hervorgegangen sind und die Kunst mehr als anderswo von diesem Leben befruchtet worden ist? Ein Beispiel für das religiöse Leben der Gegenwart: Der Todestag des hl. Franz wird in Assisi am 4. Oktober kirchlich und weltlich als einer der höchsten Festtage — das offizielle Wort ist „la festa di S. Francesco“ — gefeiert. Es ist kein stiller Gedenktag, wie er's unserm Empfinden nach sein sollte, sondern ein Volksfest. Neben den kirchlichen Zeremonien, zu denen eine Illumination der gesamten Kirche des hl. Franz gehört, feierte die Stadt diesmal den Tag mit der Einweihung eines neuen Schießplatzes, mit einem „Zweiradrennen für ganz Umbrien“, mit Platzmusik, mit einer Lotterie, mit Feuerwerk am Abend und einer Galavorstellung von — Gounods „Faust“ im Theater. Man darf getrost behaupten, daß auch vor Jahrhunderten das „religiöse“ Leben Italiens sich nicht viel anders abgespielt hat — nur daß da zwischen die täglichen blutigen Kämpfe der Parteien in den Städten plötzliche

Bußepidemien fielen. Es ist dem italienischen Volke wohl eingeboren, daß sein religiöses Leben vor allem auf das Formale sich richtet. Auch rein religiöse Persönlichkeiten, wie z. B. Franz von Assisi, haben diesen Formalismus nicht zu beseitigen vermocht. Denn er war für das italienische Leben eine Vorbedingung seiner Vielseitigkeit: indem man das religiöse Leben nicht von der asketischen oder innerlichen Seite nahm, gewann man die Möglichkeit, die andre gleichfalls eingeborene Neigung der Nation, die Kunst, ganz mit dieser Religion zu verbinden — die Kirchen konnten Museen werden, mit viel weltlicher Kunst darin, die Feste der Kirche Feste der Künstler wie des kunstfrohen Volkes. Dem Italiener sind die Kirchen nicht so sehr Stätten der Weihe als der Freude, in denen man sich gleichsam erholt, sich unterhält, in denen die Kinder von den frühesten Jahren an sich eben deshalb heimisch fühlen und so gerne spielen. Volk und Kirche sind hier nicht so sehr durch Religion als durch das Leben eins. Niemand wird bestreiten, daß sittliche Kräfte auch auf diese Weise dem Italiener zufließen, wie denn überhaupt das religiöse Leben eines Volkes sein Geheimnis ist. Für uns ist religiöses Leben etwas völlig anderes, und nur das dürfen wir von uns abwehren, daß religiöse Bedürfnisse Italiens für andere Länder maßgebend sein sollen. Denn das ist nun das andere, was den Italiener mit der katholischen Kirche so fest verbindet: es ist seine nationale Kirche. Ihm ist der Universalismus und Zentralismus ein leichtes Joch, denn auf seinem Boden und vorwiegend nach seinen Bedürfnissen ist das alles gewachsen. Selbst wo er haßt, erfüllt ihn doch der Stolz, daß Weltreich und Weltkirche mit Rom verbunden sind und daß Italiens große Stellung darauf beruhte. Deshalb haßt er heute die Kirche und die Pfaffen mehr theoretisch als praktisch, denn er ist von demselben Fleisch und Blut. Und aus diesen beiden Gründen, um dieser geschichtlich-nationalen Verbindung mit der Kirche und um des formal-religiösen Interesses der italienischen Natur willen — ist eine religiöse Bewegung, wie es der „Modernismus" sein will, in Italien nicht aussichtsvoll.

Gedanken an Religion und Kirche drängen sich in Assisi, wo diese Zeilen geschrieben werden, besonders lebhaft auf. Schon durch die äußere Umgebung, denn eine seltsame Schar von Menschen lebt hier nebeneinander: neben den neugierigen Reisenden, vor allem aus England, sind hier fromme Pilger (auch solche, die ihre Wallfahrten im Automobil zu machen gelernt haben), neben den unberührt bleibenden Ketzern stehen eine Anzahl von Konvertiten aus England und Dänemark, die zum Teil ihr dauerndes Heim in der Nähe des heiligen Franz aufgeschlagen haben. Da ist ein Kloster mit etwa 35 nur aus Bayern stammenden Nonnen; da wohnen nahe beieinander der spanische Maler José Benliure und der neue Prophet des h. Franz, der französische Protestant Paul Sabatier, der freilich in Franz nicht den Heiligen der Kirche, sondern den Vorkämpfer eines dogmenfreien, individualistischen Christentums verehrt. Und daneben sind nordische Gelehrte, die alle heiligen Ueberlieferungen mit dem Seziermesser untersuchen und plötzlich zu ihrem Erstaunen finden, daß eingeborene Bürger der Stadt des h. Franz so skeptisch über Wunder und Heiligenlegenden denken wie sie selber. Seit mehr als 20 Jahren hat sich die Forschung in Geschichte und Kunstgeschichte mit Feuereifer auf Franz von Assisi und auf seine Grabeskirche S. Francesco in Assisi geworfen. Kein Stein ist auf dem andern geblieben, und dann haben sich doch wieder feste Grundlagen der Anschauung gebildet. Sabatiers und Henry Thodes Verdienste um diese Forschung sind groß, obwohl zuletzt von ihren Meinungen Wesentliches beiseite geschoben sein wird. Ueber Sabatiers dogmenfreien und

individualistischen Franz kehrt die Forschung vor allem in Deutschland zu dem historischen Franz zurück, der zwar eine große religiöse Persönlichkeit, aber doch ganz mittelalterlichen Charakters war — zu einem großen Teile hat der katholische Kirchenhistoriker Gustav Schnürer diese Anschauungen jetzt in seinem Büchlein über Franz von Assisi (Weltgeschichte in Charakterbildern) zum richtigen Ausdruck gebracht, ohne in die ehemalige Heiligenauffassung katholischer Schriftsteller zurückzuverfallen. Ob auf dem Gebiete der Kunstgeschichte die Meinungen sich so bald klären werden, erscheint zweifelhafter — was Cimabue und was Giotto, was Pietro Cavallini und andere in der Kirche S. Francesco gemalt haben, wird immer wieder verschieden von den Forschern beantwortet. Venturi hat im letzten Bande seiner Storia dell' arte italiana (1907) nur 7 von den 28 Bildern der Franzlegende der Oberkirche Giotto mit Sicherheit zusprechen wollen! Aber man darf sagen, daß die Feststellungen über den Einfluß römischer Künstler auch auf Giotto ein dauerndes Ergebnis dieser Forschungen sein werden, und auch die von Wickhoff gestrichene Persönlichkeit Cimabues wird schließlich ihren Platz behaupten.

Man sieht in dieser Kirche S. Francesco, wie die großen Erinnerungen italienischer Kunst mit dem religiösen Leben verbunden sind; mag das alles für die Künstler auch nur das zufällige Tätigkeitsfeld gewesen sein — die Kirche wird diese Kunst für sich in Anspruch nehmen, und das Volk wird diese Verbindung von Kunst und Religion als etwas Selbstverständliches empfinden. Und die germanischen Grübler werden niemals dabei auf ihre Rechnung kommen.

Assisi, Oktober 1907. Walter Goetz.

Zuschriften.

Salpeter.

Die Technik ist kühn; aber kühner ist die Phantasie. Wir dürfen recht zufrieden mit den Geschenken sein, die uns die moderne Naturwissenschaft täglich macht: aber wir sollen nicht vergessen, daß das, was uns heute als greifbare Wirklichkeit so namenlos überrascht, oftmals schon vorher gedacht war, ehe man von der Ausführung der Idee nur träumen konnte.

Es ist ein eigentümliches Vergnügen, in den Schriften älterer Generationen des 19. Jahrhunderts die Ankündigung dessen zu lesen, was die zweite Hälfte des Jahrhunderts brachte: Automobil, Luftschiff 2c. 2c. sind alle schon früher in der Literatur gewesen, ehe sie in die Wirklichkeit eintraten: allerdings waren sie meistens in der satirischen Literatur. Dadurch wird das Vergnügen doppelt so groß; denn das, was unsere Technik heute schafft, das wird auf Grund ernsthafter Bestrebungen geleistet. Wir dürfen ohne Rückhalt uns dieser Erfindungen freuen: als aber zuerst von ihnen die Rede war, da machte man nur Spaß. Unsere komfortable Gegenwart ist ein grotesker Traum der Großeltern gewesen. Das ist ein beherzigenswerter Umstand.

Immermanns Münchhausen ist 1839 erschienen und enthält eine Menge von Zügen, die sozusagen Angriffe gegen unsere heutigen Verhältnisse darstellen. Im 6. Kapitel des dritten Buches, das die Acta Schnickschnackschnurriana enthält, wird der alte Kobold Münchhausen in eine sehr prekäre Situation versetzt: sein Diener Karl Buttervogel will ihn verlassen, sein Gastfreund der alte Baron Schnuck möchte den Erzlügner losbringen: da hilft sich Münchhausen mit einem ingeniösen Einfall, indem er den mehr als leichtgläubigen Projektenmacher auf ein freilich sehr morsches Eis lockt. Es entspinnt sich folgender Dialog:

„Du kannst gehen, Karl, ich brauche dich nicht weiter, deine zwölf Gulden vierundzwanzig Kreuzer sollst du morgen ausgezahlt erhalten. Geh, Karl, folge deinen höheren Sternen, du kannst nun gut und gern deinen Anteil an der Luftverdichtungsaktienkompagnie, den ich dir zugedacht hatte, entbehren.

Karl Buttervogel machte ein langes Gesicht, ließ den Stuhl, den er bis jetzt noch immer vor sich hingehalten hatte, sinken, und sagte, so kleinlaut, als er vorher trotzig gesprochen hatte: Wie, mein Herr von Münchhausen? Luftverdichtungsaktienkompagnie? fragte der alte Baron.

Ja, antwortete Münchhausen und streifte den Strumpf vom linken Beine, in Paris haben sie ein Mittel gefunden, die neueren Chemiker, Luft körperlich zu machen, sie in fester Gestalt darzustellen.

Körperlich? In fester Gestalt?

In einer Masse zwischen Schnee und Eis, ungefähr wie steifer Brei. Als ich von der Sache hörte, ließ ich mich näher in sie ein und überzeugte mich sehr bald, daß die also körperlich und fest gemachte Luft, vermöge Präzipitierens, Kalzinierens, Oxydierens, und gewisser anderer Mittel, die vor der Hand mein Geheimnis bleiben, in eine solche Dichtigkeit, Härte und Schwere zu treiben sei, daß sie sich vom Steine nicht unterscheide.

Vom Steine nicht unterscheide?

Nein. Warum erstaunst du Schnuck? Was Brei ist, kann doch auch Stein werden. Willst du die Probe? Karl, erzeige mir die Freundschaft, denn befehlen darf ich dir nichts mehr, und bringe aus der Reisetasche mir die grüne Kapsel Nummer vierzehn.

Karl Buttervogel, dessen ganzes Benehmen sich, seitdem von der Luftverdichtungsaktienkompagnie die Rede war, in die fügsamste Demut verwandelt hatte, lief beflissentlich nach der Reisetasche und holte die grüne Kapsel Nummer vierzehn, aus welcher Münchhausen einen faustgroßen Stein

nahm. Er zeigte dem alten Baron den Stein und fragte ihn, was er wohl glaube zu sehen?

Der alte Baron versetzte, indem er den Stein gegen das Nachtlicht hielt und ihn blinzelnd beschaute:

Meines Erachtens ist das ein Feldquarz.

Festgemachte, präzipitierte, kalzinierte, oxydierte und durch gewisse andere geheime Mittel versteinerte Luft ist es, sagte Münchhausen gähnend und tat den Stein wieder an seinen Ort. Er streifte den Strumpf auch vom rechten Beine und fuhr fort: Du siehst nun mit deinen Augen; haue mit Stahl dagegen, so gibt der Luftstein Feuer, solche Festigkeit hat derselbe.

Das ist ja eine ganz ungeheuere, unermeßliche, unberechenbare Erfindung! rief der alte Baron.

Ziemlich wichtig ist sie allerdings, sagte Münchhausen kalt. Gebaut wird allenthalben jetzo zu Friedenszeiten, Häuser, Brücken, Straßen, Paläste, Narrenhäuser, Monumente. Das Material ist nur in manchen Gegenden zu teuer. Das will ich denn für solche steinarme Landstriche liefern, nämlich versteinerte Luft. Luft ist überall zu haben. Die Bereitungskosten sind so gar groß eben nicht, es kommt hauptsächlich bei dem ganzen Prozesse auf die Beschaffenheit der Luft selbst an, und der rechten Steinluft glaube ich hier auf der Spur zu sein. Deshalb rieche ich und schnüffle ich so viel im Winde umher. Hier wollte ich die Fabrik anlegen; die Mutterfabrik, von der dann gegebenen Orts die Tochterfabriken ausgehen sollen quantum satis. Das Unternehmen wird auf Aktien gegründet, die Bestätigung des Statuts habe ich in der Tasche. Es muß, wenn das Geschäft einigermaßen schwunghaft getrieben wird, schon nach einem Jahre, schlecht gerechnet, eine Dividende von Einhundertsechsunddreißig drei Achtel Prozent geben. Dieses ist denn die Luftverdichtungsaktienkompagnie, nach welcher du fragtest. Zwei Direktoren werden angestellt mit offenem Kredit, zwölf besoldete Verwaltungsräte; die Zahl der Sekretäre und der übrigen Unterbeamten ist vorläufig auf einige und vierzig bestimmt."

Wer denkt bei diesem im Jahre 1839 veröffentlichten Ulk nicht an das jetzt mit aller Ernsthaftigkeit ventilierte Projekt: Salpeter vermöge der Luft herzustellen?

Technicus.

Noch ein Wort zur Frage der „sexuellen Pädagogik".

In seinem Beitrag „Zur Kritik der modernen Sexualpädagogik" im Oktoberheft tritt dessen Verfasser Herr Dr. F. W. Förster meiner Auffassung hinsichtlich des geringen Einflusses religiöser Grundanschauungen auf den Sexualtrieb, wie ich ihn eingangs meiner Ausführuungen über „sexuelle Pädagogik" im Septemberheft zu kennzeichnen versucht, entgegen und hebt in einer Reihe von Schlußthesen die seiner Ansicht nach fundamentale und unersetzliche Bedeutung der Religion auf sexuellem Gebiete hervor. Ich muß es mir versagen, jeder dieser Thesen eine Antithese an diesem Orte gegenüberzustellen, so sehr auch die Angriffsfähigkeit der Försterschen Behauptungen dazu reizt und kann dies um so eher, als die soeben erschienene Publikation desselben Autors „Sexualethik und Sexualpädagogik, eine Auseinandersetzung mit den Modernen" mich veranlassen dürfte, die Divergenz unserer Anschauungen in geschlossenem Zusammenhang auszutrageu.

Julian Marcuse.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.

Eine reformkatholische Heilige.

Von Josef Hofmiller in Freising.

(Schluß.)

Ganz von selber machte es sich, daß Catarina aus dem frommen Bezirk ihrer häuslichen Zelle ins Leben hinausschritt, und daß dies Leben bewegter und gewichtiger wurde als sie jemals ahnte. Frauen und Mädchen, darunter auch aus den edlen Geschlechtern Sienas folgten ihr, der auch die Söhne des heiligen Dominikus als Freunde und Berater zur Seite stehen. Im Verkehr mit ihnen zeigte Catarina jenen untrüglichen Tiefblick, der sie später befähigte, gegen die Diplomatie des florentinischen Staatswesens und des päpstlichen Hofes ihre Pläne durchzusetzen. „Oft sagte sie uns die Gedanken unsres Herzens so vollständig", berichtet Raimond, „als wären diese durch sie, nicht durch uns gedacht. Ich weiß es von mir selbst, daß sie mich öfter tadelte wegen gewisser Gedanken, die ich wirklich hatte, und ich — ich erröte nicht ihr zum Ruhm es einzugestehen — ich wollte mich lügenhaft entschuldigen, da erwiderte sie: Was leugnet ihr das, was ich deutlicher sehe als ihr selbst." „Neidische glaubten", sagt ihr andrer Beichtvater Bartolomeo di Domenico, „daß wir Brüder die Jungfrau unterrichteten, da doch vielmehr das Gegenteil stattfand." Sie war es auch, die das Sieneser Dominikanerkloster reformierte und zu dem strengen Ideale des Ordensgründers zurückführte.

Ihre Wirksamkeit als Friedensstifterin kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Von Burg zu Burg und von Stadt zu Stadt eilte sie, entzweite Geschlechter und Gemeinwesen zu versöhnen. Man berief sie in hoffnungslosen Fällen, und sie kam, sprach, gewann, stiftete Frieden, rettete Seelen. Ihr Vergnügen am Seelenfang läßt sie sogar eine Art säuerlich lächelnden Humors in ihren Briefen entwickeln: „Wir leben hier unter Kriegsleuten, und verzehren soviel eingefleischte Teufel, daß der Bruder Tommaso sagt, ihm tue der Magen davon weh." Schon jetzt fällt in ihren Briefen der resolute Ton auf, der für ihre spätere Korrespondenz mit dem Papst so bezeichnend ist. Der Sieneser Signoria schreibt sie: „Mich verlangt männliche Männer zu sehen, nicht furchsame Stadtregenten." Die ganze Welt scheint ihr „voller Pilatusse zu sein". Das Wort ist echt und treffend: sie ist eine unbedingte Seele, deren Losung Alles oder Nichts heißt; sie kennt kein Verhandeln außer zu **ihrem** Zwecke, von dem sie nicht ein Jota abhandeln läßt. Ihre Sicherheit ruht im Gemüte; der Reinheit ihrer Absicht bewußt, setzt sie sie durch. Sie tritt auf als müßte es so sein, müßten alle tun, was

sie will. Sie ist eine Macht wie die Republik Florenz. Da sie 1375 nach Pisa kommt, wird sie vom Gonfaloniere und vom Erzbischof empfangen wie eine Fürstin. Während dieses Pisaner Aufenthaltes erfaßt sie der Gedanke, den Ungläubigen das heilige Land zu entreißen. Praktisch wie sie ist, wendet sie sich sogleich an den, der die Sache am besten ausführen kann: an den Condottiere Hawkwood, den sie in Italien den Conte Aguto nannten: bisher sei er des Teufels Söldling gewesen, jetzt soll er mit seiner Kompagnie „gegen die ungläubigen Hunde ziehen, die unsre heilige Stätte besitzen". Aus dem Unternehmen wird nichts: die Zeit der Kreuzzüge ist vorbei, Catarina aber winkt eine andere schwierige und großartige Aufgabe, die eigentliche Aufgabe ihres Lebens.

Die politischen Verhältnisse waren durch den Aufenthalt der Päpste in Avignon außerordentlich verwickelt geworden. Philipp der Schöne von Frankreich, der schon dem machtbewußten Bonifaz VIII. erfolgreich getrotzt hatte, brachte den Kandidaten der italienischen Partei, Bertrand d'Agoust, Erzbischof von Bordeaux, durch schlaue Ränke auf seine Seite, und den Erwählten als Clemens V. ganz in seine Hand. Denn der politische Renegat getraute sich nicht inmitten der italienischen Kardinäle zu residieren, deren Erwartung er enttäuscht hatte, und siebenzig Jahre lang lebten er und seine Nachfolger in Avignon, „von französischen Kardinälen umgeben, friedlich und wertgehalten. Rom mit seiner unruhigen Bevölkerung war ihnen ein fremder Ort, von dem sie hörten, daß die einstige Stadt der Weltherrschaft immer mehr veröde und in Trümmer zerfalle mit ihren Denkmalen alter Herrlichkeit, ihren Palästen, selbst mit ihren Kirchen."[1]) Das Papsttum war ein Appendix der französischen Politik, die Päpste die ersten Prälaten des französischen Reichs. Französische Präfekten sogen die Provinzen des Kirchenstaats aus. „Jedes Volk hat seinen Bischof, soll das römische Volk allein ohne den seinen bleiben?" klagte Petrarka; „die Königin der Städte, soll sie auf immer eine Witwe sein? Wollt ihr einst auferstehn unter den Sündern von Avignon, oder unter den Aposteln und Märtyrern von Rom?" Urban V. war den Drohungen der schwedischen Visionärin Brigitta nachgebend im Herbste 1367 in Rom eingezogen, aber aus Unbehagen an der öden Stadt, Angst vor den widerborstigen Städten seines Landes und Rücksicht auf die fast rein französischen Kardinäle schon nach drei Jahren fluchtartig und heimlich nach Avignon zurückgekehrt. Sein Nachfolger Gregor XI. wäre gern nach Rom gegangen, aber, ein furchtsamer und leicht zu bestimmender Charakter, verschob er den unbequemen, selbst gefährlichen Entschluß. Die Städte des Kirchenstaats, Perugia voran, waren in heller Empörung gegen französische Legaten und fremde Burgtyrannen. Das guelfische Florenz fürchtete, die Franzosen möchten die ganze Toskana in des Papstes Sack stecken. Im Hungerjahre 1374 verbot der Kardinallegat von Sant' Angelo die Ausfuhr nach der Toskana, und „als der nächste Frühling eine reiche Ernte versprach, ergoß sich das päpstliche Söldnerheer unter Hawkwood verheerend über die Fluren der Florentiner." Florenz zahlte 130000 Goldgulden. Man verwünschte das Priesterregiment, erbrach und zerstörte das Gefängnis der Inquisition, machte den Antritt jeder geistlichen Pfründe vom Placet der Republik abhängig, schaffte den geistlichen Gerichtsstand ab, konfiszierte das Kirchengut, um Kriegsgelder herauszuschlagen, und — echt florentinisch! — nahm den päpstlichen Condottiere durch Bestechung in den eigenen Sold. Die Städte des Kirchen-

[1]) Hase, S. 234.

staats standen auf, die päpstlichen Präfekten wurden erschlagen oder vertrieben. Florentinische Söldner trugen die Rebellion von Ort zu Ort! man wollte der weltlichen Herrschaft den Garaus machen.[1])

Hier greift nun Catarina ein, und ihre Entscheidung ist überraschend klug, patriotisch und kirchlich zugleich: sie verwirft den Abfall vom Papste mit den stärksten Ausdrücken. An den Gonfaloniere di Giustizia, zugleich Priore dell' Arti, Nicolo Soderini in Florenz schreibt sie, wie auch an die hohe Signoria selbst, geradezu flammende Briefe voller Beschwörungen zum Gehorsam gegen den Papst. Man muß diese Stellungnahme bewundern. Catarina wollte ein einiges Italien, um ihre Kreuzzugspläne ausführen zu können. Wenn die Gegner des Papstes auf dem begonnenen Wege weiterschritten, war in einem halben Jahre ganz Mittelitalien französisch. Aber auch den Papst beschwört sie, Frieden zu machen, mit ebenso großartig offenen wie ehrerbietigen Mahnungen. Zunächst ist ihr Bemühen nach beiden Seiten hin vergebens. Der Papst, von den französischen Kardinälen beeinflußt, belegt Florenz mit dem Interdikt: niemand darf mit Florentinern Handel treiben, alles Grundeigentum von Florentinern soll an den päpstlichen Fiskus fallen, ihr beweglich Gut an die Gläubigen, sie selbst in Sklaverei. Als die Bulle verlesen ward, „warf sich Donato Barbadori vor dem Kruzifix nieder und rief: An dich mein Gott appelliere ich von dem ungerechten Spruche deines Statthalters zu jenem furchtbaren Tag, wenn du kommen wirst zu richten die Welt, da kein Ansehen der Person gilt. Schütze du selbst unsere Republik vor den wider sie geschleuderten grausamen Flüchen".[2])

Gregor XI. sagt, kein Moment ist ungünstiger, — Catarina, keiner günstiger für die Rückkehr des Papstes nach Rom. Aber er darf nicht kriegerisch kommen: „Ich sage Euch, Vater in Christo, kommt wie ein sanftes Lamm. Mit dem Dufte des Kreuzes werdet Ihr den Frieden gewinnen. Ich sage Euch: kommet, kommet, kommet! Wartet nicht auf die Zeit, denn sie wartet nicht auf Euch! Gehorchet Gott, der Euch ruft, daß Ihr kommt, die Stätte des hohen Hirten Sankt Petrus in den Besitz zu nehmen, dessen Vikar Ihr seid." Gregor XI. hatte ein Gebot erlassen, daß jeder Prälat bei seiner Herde leben solle und hatte sich von einem Bischof ins Gesicht sagen lassen müssen: „Heiliger Vater, warum geht Ihr nicht zu Eurer Kirche?" Er schien noch gar nicht gesonnen, nach Rom zu gehen. Zu Weihnachten 1375 hatte er neue Kardinäle kreiert: einen Italiener, einen Spanier, sieben Franzosen, unter ihnen drei ihm Blutsverwandte. Catarina hält es ihm in ihrem ersten Briefe ehrerbietig, aber entschieden vor.

Da luden die Florentiner selbst Catarinen ein, nach Avignon zu gehen und den Papst zum Frieden zu stimmen: die päpstliche Bulle hatte nämlich ihrem Geldverkehr in Frankreich und England empfindlich geschadet. Die Heilige sandte ihren Beichtvater voraus, sie selbst traf mit einem Teil ihrer geistlichen Familie am 18. Juni 1376 in Avignon ein, wurde in einem Palaste untergebracht, und nach drei Tagen als florentinische Gesandte ins Konsistorium eingeführt, wo sie mit begeisterten Worten Frieden anbot und verlangte. Aber die Verhandlungen zogen sich in die Länge hauptsächlich durch die Schuld der Florentiner, die das Papsttum unheilbar schwächen wollten.

---

[1]) Civitas Florentina cooperante humani generis inimico (selbstverständlich!) se cum ecclesiae hostibus colligavit ad destructionem totius temporalis potentiae ipsius ecclesiae (zitiert bei Hase, S. 228).

[2]) Hase, S. 232.

Es ist ein eigentümliches Bild: richtiger guter Wille fehlt auf beiden Seiten, beide möchten verzögern, kleine Vorteile herausschlagen, beide haben Hintergedanken und sind nicht für einen ehrlichen Frieden zu haben; und zwischen beiden steht ein altes Mädchen von gänzlicher Lauterkeit und reinster Absicht, sie allein die Ehrliche, Selbstlose, die nichts will als helfen und heilen. Dabei vergibt sie sich nach keiner Seite. Man hat den Eindruck, als sei sie der einzige Mann zwischen diesen Wankelmütigen und Pilatussen. Dem Papst wirft sie die übeln Sitten der Avignoneser Kurie vor, und da er spitzig fragt, wieso sie in den paar Tagen ihres Aufenthaltes habe die Sitten des Hofes ergründen können, bringt sie ihn mit gewichtiger Rede zum Schweigen: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes wage ichs zu sagen, daß ich in meiner Geburtsstadt mehr vom Gestank der Sünden der römischen Kurie empfunden habe, als die empfinden, die sie begangen haben und täglich begehen". Kardinäle setzten ihr mit kleinlichen Bosheiten zu, aber sie blieb von großartiger und bescheidener Ruhe. Ihre Geduld ist unermüdlich. Es will scheinen als erreiche sie keins ihrer Ziele, nicht den Kreuzzug noch die Rückkehr. Denn „alles will den Papst zurückhalten in Frankreich, sein verehrter Vater Graf von Beaufort, seine Mutter, vier Schwestern, sein König, seine Kardinäle, seine eigene Scheu vor einem Lande, dessen Sprache er nicht einmal versteht";[1]) unter den 26 Kardinälen dieser Zeit waren 21 Franzosen! Man ging soweit, dem Papst Angst einzujagen, in Italien stehe schon das Gift für ihn bereit. „Der Euch das schrieb", sagt Catarina, „der kennt das Schwächste am Menschen, vornehmlich an solchen, die voll fleischlicher Liebe sind und zart am Körper . . . Kommt Ihr nicht, so wird es ein Aergernis und eine leibliche und geistige Empörung bewirken, da man in Euch die Lüge findet und nicht die Wahrheit." Endlich am 13. September stiegen Gregor XI. und die Kardinäle, die ihm folgten (6 gingen überhaupt nicht mit), zu Pferd, ritten nach Marseille, kamen Ende November nach Corneto (etwas vor Civitavecchia), verhandelten mit den autonomiesüchtigen Römern fünf Wochen lang, gingen abermals zu Schiff, fuhren den Tiber hinauf und zogen am 17. Januar 1377 unter unermeßlichem Volksjubel in der ewigen Stadt ein. „Tausend Gaukler (histriones) in weißen Kleidern schlugen nach dem Takt in die Hände und geleiten mit ihren Tänzen den Zug, auf den schöne Frauen aus den Fenstern Zuckerkörner und Winterblumen herabwarfen." [2])

Catarina hatte Avignon schon vor dem Papste verlassen und hatte in Genua die letzten Versuche abgeschlagen, ihn zur Umkehr zu bewegen. Beim Einzug fehlte sie; sie war ins kleine Färberhaus ob Fontebrande zurückgekehrt. Aber von dort aus hörte sie nicht auf, auf den Papst in ihrem doppelten Sinne zu wirken: Friede und Reform. Klar erkennt sie die Wurzel des Uebels, den eingerissenen Nepotismus: „Mich verlangt danach Euch zu sehen als einen mannhaften Mann, ohne irgend eine Furcht oder fleischliche Liebe zu Euch selbst oder zu irgend einer Kreatur, die dem Fleische nach mit Euch verwandt ist, indem . . . . nichts die Reform der Kirche so hindert, wie dieser Umstand". Wenn er nicht drein fahren will, „so wäre besser, auf das, was Ihr angenommen habt, zu verzichten, das gereichte Gott mehr zur Ehre und Eurer Seele zum Heile".

Auch in Florenz war die Stimmung dem Frieden geneigter geworden, so daß der Papst nach langem Zaudern Catarina als seine Gesandte in die

[1]) Hase, S. 245.
[2]) Hase, S. 249.

zu gewinnende Stadt schickte. Schon hatte die Wirksamkeit des Interdiktes zu wanken begonnen: Als das Volk ob des entbehrten Gottesdienstes unruhig wurde, befahl die Signoria die sofortige Oeffnung der Kirchen, Rückkehr der ausgewanderten Bischöfe bei 10000 Lire Geldstrafe, Wiederaufnahme des Gottesdiensts durch die Pfarrgeistlichkeit. Auf allen Kanzeln predigten die Franziskaner gegen den Papst, der kein Recht habe, ein christliches Volk wegen politischen Zwiespaltes der Segnungen des Christentums zu berauben." [1]) Aufhören des rebellischen Gottesdiensts gebot und verlangte Catarina als erstes Zeichen des Entgegenkommens. Doch zogen sich die Verhandlungen sehr in die Länge, neuer Bürgerkrieg brach aus, der alte Hader zwischen Guelfen und Ghibellinen erwachte, die Friedensbotin selbst wurde bedroht: „Fangen und verbrennen wir das schändliche Weib", aber ihre großartige Ruhe und heitere Todesbereitschaft entwaffneten den Führer des Pöbelhaufens. Endlich kam der Friede zustande, aber nicht mehr mit Gregor, sondern seinem Nachfolger. Catarina jubelt: „Gott hat das Schreien seiner Knechte gehört. Seine Söhne sind vom Tode zum Leben gekommen, von der Blindheit zum Lichte. Die Lahmen gehen, die Tauben hören, die Stummen rufen mit lauter Stimme: Friede, Friede, Friede! Die Söhne sind zurückgekehrt zum Gehorsam und zur Huld des Vaters, der Friede ist eingezogen in ihre Herzen. Geschlagen ist der Satan, gefallen der Nebel und wieder heiterer Himmel. Ich sende euch das Oelblatt des Friedens. Freuet euch, freuet euch meine Söhne, mit der süßen Träne des Dankes gegen den ewigen Vater. Doch nicht begnügt euch damit, sondern betet, daß er bald erhebe das Panier des heiligen Kreuzes."

Dieser wundervolle Brief ist echt Catarina: in dem Augenblick, da sie das zweite ihrer Lebensziele erfüllt sieht, denkt sie an den zu betreibenden Kreuzzug. Nach ihm kann man sich einen Begriff machen von der Gewalt ihrer Beredsamkeit, die sich nur mit der des andern großen Volksheiligen vergleichen läßt, des Armen von Assisi. Sie ahnte allerdings nicht, daß schon eine neue Aufgabe für sie bereit lag: der Kampf gegen die Kirchenspaltung.

Als Gregor XI. auf dem Sterbebette lag, ermahnte er die Umstehenden, sie sollten sich vor solchen Menschen hüten, die, männlichen oder weiblichen Geschlechts, unter dem Scheine der Religion Visionen ihres eigenen Gehirnes verkündigten. Das konnte auf niemand anderen zielen als auf Catarina. Es war die Rache des Sterbenden an der Urheberin seines Todes; denn er erlag dem römischen Klima. Mit seinem Tode begannen unendliche Wirren. Die Bevölkerung hatte sich drohend vor dem Vatikan angesammelt und brüllte nach einem Italiener, einem Römer. Da verfielen die französischen Kardinäle auf einen Notweg und wählten den Bischof von Bari, Untertan der Königin Giovanna von Neapel, der als halber Franzose galt. Das Geschrei des bewaffneten Volkes wurde drohender: „Der heilige Geist will nur einen Römer!" In ihrer Feigheit drängten die fremden Kardinäle den alten Kardinal von San Pietro die Rolle des Erwählten zu spielen, warfen ihm die päpstlichen Gewänder über, ließen das Te Deum ertönen, das Volk hereindrängen, das nicht müde wurde, die gichtgeschwollenen Hände und Füße des Greises zu küssen, der ärgerlich protestierte: „Ich bin ja gar nicht der Papst! Der Erzbischof von Bari ist's". Am nächsten Morgen ward die Wahrheit kund und der wirkliche Papst als Urban VI. ausgerufen. Der Erwählte enttäuschte jedoch die Hoffnungen seiner Wähler: nicht nur, daß er nicht nach Avignon

[1]) Hase, S. 253.

zurückging, er begann sogar eine gründliche Säuberung der Kirche, nannte die ihn umgebenden Bischöfe eidbrüchige Fahnenflüchtige ihrer Kirchen und verbot den Kardinälen die hohen ausländischen Jahresgehalte anzunehmen. Als die heiße Zeit kam, gingen die französischen Kardinäle nach Anagni, die italienischen mit dem Papst nach Tivoli. Die Franzosen versprachen den drei Italienern jedem für sich die päpstliche Krone, wenn sie von Urban abfielen, wählten aber den jungen Grafen Robert von Genf, der den Namen Clemens VII. annahm. Alles fiel von Urban ab, nur Catarina nicht, die sofort eine fieberhafte Tätigkeit für ihn als das rechtmäßige Haupt der Kirche begann: sie schrieb an Urban VI. selbst, an den Kardinal di Luna, an die abtrünnigen italienischen Kardinäle, an die Städte Siena, Florenz, Perugia, an Fürsten, Prälaten und Klöster, an die Königin von Neapel, den König Ludwig von Ungarn, die Prinzen von Durazzo, Brief um Brief, flehende, ermahnende, zürnende, drohende Briefe, wahre Brandbriefe, denn die Einheit der Kirche ging ihr über alles, — vergeblich. Es ist tragisch, sich ihre letzten römischen Wochen vorzustellen. Alles was sie wollte, zerronnen und in unendliche Ferne entschwunden. Gegenpäpste, neuer Unfriede in Italien, neue Einmischung des Auslandes, die Verweltlichung ärger, der Kreuzzug unmöglicher, die Kirchenreform aussichtsloser denn je. Wozu hatte sie gelebt und gelitten, wofür gekämpft? Aber die berufen sind zu wirken, fragen nicht nach dem Wozu. Sie wollen, weil sie müssen, diese großen Wollenden, weil Wollen und Wirken ihre Lebensluft ist. Die Welt ist voller Pilatusse, sagt Catarina. Pilatusse erwägen ob eine heroische Sache möglich ist. Die Genies der Tat erwägen nie. Impossible n'est pas un mot français sagt Napoleon. Das Unmögliche in Wirkliches zu wandeln ist die einzige Aufgabe, die heroischen Seelen ziemt. Sie brauchen keine Unterstützung, suchen kein Gefolge. Gefolgsleute kommen von selber zu ihnen und sind glücklich, wenn sie den Saum ihres Gewandes küssen und die Riemen ihrer Schuhe entknoten dürfen. Der starke Wille zieht magisch an. Wer Eisen ist, fliegt auf den Magneten, ohne daß er weiß warum, ohne daß er fragt wozu. Sie sind notgedrungen Einsame, diese heroischen Seelen, am einsamsten wenn ihre Anhänger ihnen zujauchzen. Der Erfolg ist ihnen gleichgültig, oder vielmehr, er ist eine für die andern angenehme und in die Augen fallende Begleiterscheinung des Wollens. Der Donner macht mehr Lärm, aber das Entscheidende ist der Blitz. Nichts kann verloren gehen, kein großes Wollen ohne Erfolg sein. Was liegt an der augenblicklichen Wirkung? Die Welt dürstet nach Einzelnen. Die Geschichte ist sinnlos, wenn die Einzelnen sie nicht machen, nicht alles um sich krystallisieren, damit die Ereignisse Ordnung und Wert bekommen. Welch gewaltiger Trieb hob diese kleine Färberstochter heraus aus dem niedrigen Umkreis ihres Hauses, ihrer armen Gasse, ihrer Stadt, Weltgeschichte zu machen, große Geschicke zu schürzen, größere vielleicht ungeschehen zu hindern? Denn niemand kann sagen, wie die Entwicklung der italienischen Staaten, des Papsttums, der Kirche weitergegangen wäre ohne Catarinas Eingreifen. Mögen Gegenpäpste aufstehen, Catarinas ganzes Leben hat verkündet, daß nur der Bischof von Rom Papst ist. Mag Italiens Boden von Blut getränkt, von feindlichen Hufen zertreten werden, die Friedensbotschaft Catarinens wird zwischen den Schlachten leise erklingen, bis sie einmal allen Kriegslärm überschallt. Der große Gedanke der Einheit, den sie gehegt, kann gar nicht sterben. Die Reform, die sie ersehnt, kann nicht ausbleiben. Nichts ist umsonst, kein Wirbel in dem ungeheuren Kräftereigen kann verloren gehen, und wenn ihn die Jahrhunderte verhüllen, so glänzt er nach einem Jahrtausend wieder auf. Man

kann sich ausmalen, wie es der Heiligen heute erginge. Sie käme vermutlich in den Bann, ihre Sendschreiben auf den Index, und die Ansicht, die Päpste müßten von Avignon nach Rom zurückkehren, auf den Syllabus. Würde sie um ein Haar anders handeln, das kleinste Zugeständnis machen? Aber dann wäre sie nicht Catarina, sondern Pilatus. Es ist ganz gleichgültig, wo heroische Lebensläufe endigen, auf dem Scheiterhaufen zu Rouen oder mit der Kanonisierung. Der Glanz, den sie ausstrahlen, kommt weder von lodernden Scheitern, noch von huldigenden Kerzen. Ihr Wesen ist es, zu glänzen, weil es ihr Glück war, zu wollen.

So stirbt die Heilige in Rom mählich ab, und es ist wie ein Autonekrolog, wenn sie in ihrem letzten Brief an den Papst schreibt: „Nicht durch das Leiden unsrer Körper wird der Satan aufs Haupt geschlagen, sondern durch die Kraft göttlicher Liebe.“ Ihren Jüngern aber darf sie zum Abschied sagen: „Ich habe mein Leben verzehrt und hingegeben für die heilige Kirche, das ist mir die absonderlichste Gnade.“ Dann kamen ihre letzten Worte: Vengo non per li meriti miei, ma per tua sola misericordia in virtù del sangue tuo — sangue — sangue. Am 20. April 1380 ist sie, dreiunddreißig Jahre alt, gestorben.

Sie wurde begraben im Friedhof der Kirche Maria sopra Minerva. 1385 wurde ihr Leib in die Kirche selbst, ihr Kopf in ihre Vaterstadt übertragen. Die achtzigjährige Mutter Lapa ging mit im Triumphzug ihres Kindes. Als Aeneas Sylvius Piccolomini aus Siena als Pius II. den päpstlichen Thron bestieg, nahm er seine vom Volke schon längst heilig gesprochene Landsmännin am 28. Juni 1461 in die Zahl der Heiligen auf. Der Streit um ihre Wundmale war freilich noch nicht zu Ende. „Der Franziskanerpapst Sixtus IV. verbot 1475 bei Strafe der Exkommunikation, zu behaupten, daß Catarina von Siena oder sonst jemand außer dem heil. Franziskus die Wundmale gehabt habe.[1]) . . . Die Dominikaner haben sich dabei doch nicht beruhigt. Clemens VIII. gebot 1539 dem heftigen Ordensstreite Stillschweigen. Urban VIII. gestattete 1630, auf daß die Wahrheit der unsichtbaren Wundmale sich auch den Augen darstelle, die fünf Stellen durch dahin gerichtete Lichtstrahlen zu bezeichnen.“[2]) Somit blieb dieser tragischen Existenz das posthume Satyrdrama nicht erspart, bis der kluge Urban das Konkurrenzgezänke durch seine salomonische Entscheidung abschnitt.

* * *

Um die Osterzeit waren wir in der Stadt der heiligen Catarina gewesen, hatten vom schlanken Rathausturm die grünen Hügel überblickt, das silberne Graugrün der Oliven, die rosig und weiß schimmernden blühenden Bäume, zu unsern Füßen das alte Siena, fast unverändert wie zu Lebzeiten der Heiligen: links oben der leuchtende Dom, auf den drei Hügelrücken helle hochräumige Häuser, braungraue Paläste, ungegliedert ragende Kirchenschiffe, uralte würfelförmige Türme, rötliche efeubekränzte Mauern, enge und vielfach gewundene Straßenhügel auf und ab, darüber der strahlende hellblaue toskanische Frühlingshimmel, den schneeweiße Wolken durchsegelten. Dann waren wir nach San Domenico hinüber gegangen, und waren lange vor Sodomas

---

[1]) Man denkt unwillkürlich an die Replik aus der Salome: „Seit dem Propheten Elias hat niemand Gott gesehen.“

[2]) Hase, S. 215.

wundervollem Doppelfresko gesessen, auf dem Catarina in leidender und triumphierender Entrückung dargestellt ist. Es war schon Abend, als wir an der Fontebranda vorbei, wo die kleine Catarina oft im kupfernen Eimer Wasser geschöpft haben mag, zu ihrem Elternhause hinaufgingen, das schon seit 1464 von der Stadt angekauft und zu einem Oratorium umgewandelt worden ist. Man sieht heute noch das winzige Zimmer, in dem sie wohnte, aus der kleinen Küche ist eine Kapelle, aus dem Kamin ein Altar geworden, die Decke ist reich vergoldet, der Boden zeigt reizende Ornamente. Daran stößt, durch Peruzzis zierlichen Hof verbunden, das Oratorium, in dem das Kruzifix verehrt wird, vor dem Catarina die unsichtbaren Wundmale empfing. Der geleitende Priester führte uns tiefer in das untere Oratorium mit Pacchias Fresken und Neroccio Landis edler Porträtbüste der Heiligen, und berichtete von ihrem Leben, ihren Wundern, ihrer Glorie, zeigte mit naivem Stolze die fürstlichen und adeligen Namen der Ehrenmitglieder ihrer Bruderschaft, erzählte von der Einteilung Sienas in Stadtviertel, und wie das Viertel dell' Oca von jeher ein besonders ruhmwürdiges gewesen, zeigte seidene Fahnen und eingerahmte Diplome vom großen alljährlichen Pferderennen am 15. August, und ließ so individuelle und kommunale, heilige und profane Geschichte wie bunte Fresken in der dämmernden Kirche vor dem innern Auge vorbeiziehen. Es war vollständig dunkel geworden, als wir ihm die Hand reichten, und die steile Gasse weiter hinaufgingen, wo sie in die Hauptstraße mündet, und uns über das merkwürdige Geschick dieses frühverstorbenen Weibes unterhielten, das ein Innen- und Außenleben von unerhörter Fülle geführt hat. Friedensbotin, nur durch ihre unantastbare Lauterkeit durch all die kriegerischen Greuel dieser wilden Zeit ungefährdet schreitend, das verkörperte Gewissen der Kirche, von unbeschreiblicher Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit, sich verzehrend in Seelenkämpfen, in den Flammen himmlischer Verzückung, kaum daß sie noch durch leichten Schlaf und karge Speise den schwachen Docht ihrer Leiblichkeit tränkte, und in den Aufregungen des politischen Lebens die großartigste Ruhe und Reinheit bewahrend, ahnungslos, daß sie, die bis in ihre Zwanzigerjahre Analphabetin gewesen, einst zu den klassischen Schriftstellern der italienischen Literatur zählen würde. Wenigen ist es so ernst gewesen mit Paskals Devise Le Moi est haïssable. Wenige zugleich haben durch Verleugnung ihres Ich ihre Persönlichkeit schärfer und schlackenloser entwickelt.

Sweetest of the Saints nennt sie Swinburne in seinen Songs before Sunrise und preist die Demütige in rauschend festlichen Strophen: „Sie nahm die Sorgen der italienischen Lande in ihre reine Hände, und ging als lebendes Sendfeuer nach Frankreich. Sie lächelt über ihrer hellen Stadt wie eine Braut".

In der Tat ist nicht nur das kleine Haus an der steilen Gasse, sondern das ganze Siena, die unvergleichliche Stadt des Trecento, von Erinnerung an die Heilige erfüllt und ein großes Museum ihres Gedächtnisses. Auch darin hat Swinburne recht,[1]) daß sie eine tapfere und kluge italienische Patriotin

[1]) In einem Punkte hingegen ist er unvollständig berichtet. Er wünscht eine Biographie „cleared of all the refuse rubbish of thaumaturgy." Wir besitzen diese Biographie längst: Es ist diejenige Karls von Hase, der auch vorliegende Skizze in ihrem rein historischen Teile fast alles verdankt. Hases Buch hat ein fast tragisches Geschick: die Protestanten betrachten diese „Heiligenbilder" als kryptokatholische Verirrung, die Katholiken hingegen ignorieren sie sehr zu ihrem Schaden, da weder Franz von Assisi noch Catarina von Siena als auf Dokumenten aufgebaute biographisch-psychologische Kunstwerke übertroffen worden sind, so manches auch an Einzelforschung zur Aufhellung einzelner Punkte geleistet worden ist, wenigstens soweit es Franziskus betrifft.

gewesen ist, die im Papste ebensowohl das Haupt des Glaubens, wie das lebende Symbol der Einheit Italiens nach Rom zurückbringen wollte. Von ihr gilt, was Ibsen von seinem Helden Brand sagt: daß ihre innere Biographie sich auch hätte abspielen können, wenn sie nicht eine geistliche Natur gewesen wäre. Vielleicht wäre sie eine andere Märtyrin des Patriotismus geworden wie Italiens berühmteste Mutter, Signora Cairoli. Gewiß ist es schwer, durch den Schleier der Legende hindurch ihr Eigenstes und Wesentliches zu erkennen, es loszulösen von dem Zufälligen, das Zeit und Umgebung bedingten. Aber es ist seltsam anregend, sich das Leben dieser genialen Frau nachzukonstruieren, die vielleicht die Privatperson des italienischen Mittelalters ist, über die wir die meisten und verhältnismäßig glaubwürdigsten Urkunden haben.

Quattrocento

(Lorenzo da Credi)

Von Erna Heinemann.

Auf des Rasens blumigem Samte
sitzt die heilge liebe Frau,
hebt im benedeiten Amte
hoch ihr Kind der Welt zur Schau.

Ihre sanften kleinen Hände
tasten zart der Beinchen Rund,
ihres Kleides keusche Rände
schmiegen sich am Rasengrund.

Treten leis zwei junge Engel
zu ihr hin mit scheuem Gruß,
schonen jeden Blütenstengel
unterm leichten Mädchenfuß.

Eines betende Gebärde
ist wie süße Melodie:
Wär ich hohe Frau der Erde,
wär ich rein wie Du, Marie!

Und des Andern Hände biegen
sich zum Knaben zärtlich-lind:
Wiegt ich doch, ach dürft ich wiegen
auch ein süßes kleines Kind!

E. T. A. Hoffmann als Musikalienhändler.

Neue Mitteilungen von Hans von Müller in Berlin.

Immanuel Breitkopf, der Begründer des modernen Musikalienhandels, starb 1794. Sein liebenswürdig dilettierender Sohn Gottlob war dem Betriebe des Geschäfts nicht gewachsen; erst in **Gottfried Christoph Härtel** (1763—1827), den Gottlob zum Teilhaber genommen und der seit dessen Tode 1800 der alleinige Besitzer des Geschäfts war, erstand der wahre Nachfolger Immanuels.

Gleich nach seinem Eintritt in die Firma, 1798, begann Härtel neben einer 17bändigen Mozart-Ausgabe die Herausgabe der **Allgemeinen Musikalischen Zeitung**, die alsbald international als die führende Musikzeitschrift anerkannt war. Der (ungenannte) Redakteur dieses Wochenblatts war bis 1818 **Friedrich Rochlitz** (1769—1842), einer der besten Mitarbeiter (ebenfalls stets anonym) war von 1809 bis 1814 (gelegentlich auch noch später) **E. T. A. Hoffmann**.

Härtel ist außer Hitzig[1]) der einzige Korrespondent Hoffmanns, dessen Nachkommen — die Inhaber der Firma Breitkopf & Härtel — es für der Mühe wert gehalten haben, Hoffmanns Briefe aufzuheben.[2]) Von dessen Briefen an **Rochlitz** (resp. an die **Redaktion** der Allg. Mus.-Ztg.) dagegen sind nur 4 in den Besitz der Verlagsfirma gelangt; die übrigen sind wie alle anderen Briefreihen Hoffmanns zerstreut, und nur durch Zufall wird einmal ein Stück dem Forscher zugänglich. — 1903 habe ich in der „Neuen Deutschen Rundschau" 2 Briefe an Rochlitz aus dem Jahre 1809 und 12 Briefe an Härtel aus dem Jahre 1813 veröffentlicht. An dieser Stelle werden die übrigen 24 Briefe an Härtel und 7 ungedruckte Briefe an Rochlitz erscheinen.

Heute lege ich die **früheren Briefe an Härtel** vor, also die 13 (in der Note unter a) und b) genannten) Briefe aus den Jahren 1809/11, nebst 3 Antworten Härtels. War auch Hoffmanns Verhältnis zu Härtel in diesen Jahren ein rein geschäftliches, so werden die Briefe den Freunden des großen Schriftstellers doch schon deshalb willkommen sein, weil uns gerade für diese drei Jahre die Tagebücher fehlen und, abgesehn von drei Briefen von Anfang 1809, eben nur die Briefe an Härtel und Rochlitz vorliegen. In einem späteren Aufsatz sollen dann die noch ausstehenden Briefe folgen und

---

[1]) Die 29 Briefe Hoffmanns an diesen habe ich 1902 im „Euphorion" verzeichnet.

[2]) Allerdings unterliegt es keinem Zweifel, daß die Firma nicht mehr den ganzen Schatz der Briefe besitzt. Es sind vorhanden

a) aus den beiden Jahren 1809/10: 12 Briefe,
b) aus den beiden Jahren 1811/12: 1 Brief (August 1811)!
c) aus den beiden Jahren 1813/14: 22 Briefe,
d) aus den acht Jahren 1815/22: 1 Brief (Januar 1819)!
zusammen 36 Briefe.

Wenigstens aus dem Jahre 1812 muß der Firma ein ganzes Bündel Briefe abhanden gekommen sein.

mit ihnen die sonstigen Belege für Hoffmanns schriftstellerische Tätigkeit für Härtels Verlag; heute wird von einer bisher völlig unbekannten, sehr viel bescheideneren Betätigung des in allen Sätteln gerechten Mannes die Rede sein.

Die Texte sprechen für sich selbst; nur hie und da war eine Einzelheit durch eine knappe Note zu erläutern. Vorweggenommen sei hier nur, daß trotz alles guten Willens das Hauptergebnis von Hoffmanns „Commissions"-Tätigkeit anscheinend darin bestand, daß er mindestens für ein halbes Jahr (September 1809 bis März 1810) einen schönen Flügel gratis zur Verfügung erhielt; und wenn man den Eifer sieht, mit dem Hoffmann auf die schleunige Absendung des Instrumentes und dessen Aufstellung in einem Privathause dringt, so kann man sich des lustigen Verdachtes nicht erwehren, daß ihm dieses Resultat nicht ganz unerwartet war.

1. Hoffmann an Härtel.

[26. Februar 1809.]

Ew. WohlGebohren werde ich schon durch den Hrn. HofRath Rochlitz bekannt geworden seyn,[1]) ich darf daher keinen Anstand nehmen, mich in einer Angelegenheit an Sie zu wenden, die vielleicht in ihrer Ausführung Ihnen nicht ganz unangenehm seyn dürfte. — Es fehlt hier in Bamberg gänzlich an einem MusikLager und meine Scolaren (ich gebe Unterricht im Gesange und Clavier) sind in beständiger Verlegenheit neue Sachen zu erhalten; ich bin daher gesonnen selbst einige Sachen, die hier gerade gesucht werden, in Commission zu nehmen und frage Sie, ob Sie wohl geneigt wären mir einige Sachen aus Ihrem Verlage in Commission zu geben? — Zu diesem Behufe würde ich mir die gütige Zusendung Ihres VerlagsCatalogs erbitten und zugleich würden Sie gütigst bestimmen

1. was Sie mir an Rabat, Commissionsweise, und Kaufsweise,[2]) geben würden
2. wie Sie die Zahlungen verlangen.

Ew. WohlGebohren würden an mir, wie ich als ein gewissenhafter ehrlicher Mann versichern kann, einen fleißigen, ordentlichen, Correspondenten jederzeit haben. Wenn ich nicht irre, sind in Ihrem Verlage die ClavierAuszüge von Sargino und Camilla[3]) erschienen, von beyden wünschte ich und zwar von jedem 2. Exemplare sowie einige leichte ClavierSonaten etwa von Clementi und Dusseck, vorzüglich vierhändige Sonaten, zu haben, und Ew. WohlGeb. könten, falls Sie die vorgeschlagene Verbindung mit mir eingehen wollen, mit baldiger[4]) Zusendung dieser Sachen den Anfang machen. Ferner weiß ich, daß sich in Ihrem MusikLager ältere KirchenSachen von Leo,

[1]) Rochlitz hatte in der Allg. Mus. Ztg. seit 1805 wiederholt auf Hoffmann als Dirigenten und Komponisten hingewiesen; seit 1807 stand er mit ihm in Korrespondenz. Näheres darüber im nächsten Aufsatz.

[2]) Wir würden heute sagen: bedingungsweise (à cond.) und fest.

[3]) Beide von Paer.

[4]) Eingeschoben.

Benevoli, Durante u. s. w. befinden; auch hiervon würde ich ein allenfalls zurückzusendendes Verzeichniß erbitten, weil ich in den Fall kommen werde solche Sachen haben zu müssen, indem ich eben im Begriff bin unter dem Schutz höherer Autorität eine SingeAkademie nach Art des Faschischen Instituts in Berlin zu errichten. — Ew. WohlGebohren wird bekannt seyn, daß ich selbst komponire, und zwar sind es Canzonetten, drey-,[1]) zweystimmig und einstimmig, mit italiänischem und deutschen Text nach Art der von mir bey Werkmeister erschienenen, ClavierSachen und OrchesterSimphonien die ich im Vorrath habe; Ew. WohlGeb. werden indessen, da mein Nahme noch wenig bekannt ist, wohl nicht geneigt seyn etwas von mir in Verlag zu nehmen, eine Anfrage deshalb werden Sie mir aber erlauben, indem ich ohne Eigendünkel wohl bemerken kann, daß meine Sachen das Glück haben zu gefallen.

Um eine baldige gütige Antwort bittet ergebenst

Ew. WohlGeb.

Bamberg ganz gehorsamster Diener
Zinkenwörth beim Schönfärber Hoffmann
Schneider No 56.[2]) MusikDirektor beym hies. Theater

Den 26 Febr. 1809.

Ew. WohlG. würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten die neue Ausgabe des Tiekschen Gedichts: Das Ungeheuer und der bezauberte Wald, welches vielleicht in Leipzig leicht zu haben seyn wird, mit den Musik[alien] mitzusenden.[3])

2. Härtel an Hoffmann.

(Nach dem Konzept am Rande der vorigen Nummer, Datum nach der folgenden.)

[7. März 1809.]

wir wollen ihm immer bis auf 50 rth in Commission mit 25 pCt Rabat schicken, bevor er mehr bestellt soll er Zahlung und das unverkaufte zurück schicken oder an Göbhardt gegen Quittung abgeben. Laden ihn zum P[iano] f[orte]Verkauf ein.[4]) Wir wollen ein P[iano]f[orte] an Göbhardt schicken.

---

[1]) Eingeschoben.

[2]) Jetzt Nonnenbrücke Nr. 2.

[3]) Tieck hatte diesen seinen einzigen Operntext 1798 für den Kapellmeister Reichardt gedichtet. Reichardt machte jedoch keinen Gebrauch davon, und Tieck ließ das Buch 1800 bei Wilmanns in Bremen erscheinen. Hitzig hatte 1807 oder 1808 zu Hoffmann gesagt, daß eine zweite Auflage herauskommen solle, und Hoffmann fragte ihn brieflich am 1. Januar 1809, wo diese erschienen sei; er wollte „recht eilig“ den Text komponieren für das ihm kontraktmäßig zustehende „Benefiz“. In Wirklichkeit scheint aber nie eine zweite Einzelausgabe des Textes erschienen zu sein, den Hoffmann dann 1813 in dem Dialog ‚Der Dichter und der Componist‘ ablehnt als zwar „wahrhaft romantisch angelegt, aber im Stoff überfüllt und zu ausgedehnt“. In der Tat scheint das Buch auch anderweitig keinen Komponisten gefunden zu haben.

[4]) Härtel hatte 1806 eine Pianofortefabrik gegründet, die erste in Mitteldeutschland; seine Söhne gaben sie 1871 auf.

3. Hoffmann an Härtel.

Bamberg den 5t Aprill 1808 [rect. 1809].

Ew. WohlGebohren verfehle ich nicht anzuzeigen, daß ich heute endlich diejenigen Musikalien, deren Sendung Sie in dem Schreiben vom 7t Maerz erwähnten, richtig und wohlbehalten durch Hrn. Göbhardt erhalten habe. — Es ist ganz richtig, daß es nicht der Mühe verlohnen würde hier ein großes CommissionsLager zu etabliren, und Ew. WohlGeb. Vorschlag, mir nur dasjenige zu senden was ich des sichern Debuts[1]) wegen verlange, ist meiner Meinung nach angemessen. In diesem Augenblick ist auch die unruhige kriegerische Zeit meinen Unternehmungen sehr entgegen, mehrere meiner Scolaren haben sich aufs Land zurückgezogen und dies erschwert mir den Debut der Musik, indessen hoffe ich doch die jetzige Sendung bald zu verkaufen und werde das Geld Hrn. Göbhardt auszahlen, Quit[tung] aber Ew. WohlGebohren übensenden. Erlauben Sie mir bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß ich von eigenen VerlagsArtikeln auf den gewöhnlichen Buchhändler-Rabat 33$^1/_3$ P. C. rechnen zu können hoffte, da sonst nach Abzug des Portos mein Profit kaum die Mühe lohnt. — Was die Angelegenheit wegen des Pianofortes betrifft, so glaube ich wohl, daß, vorzüglich wenn, wie es zu hoffen steht, es wieder etwas ruhiger werden sollte, hier einige Instrumente debutirt werden könten vorzüglich wenn der Preis nicht zu hoch wäre. Ew. WohlGebohren würden kaum [etwas], auch nicht einmal die TransportKosten riskiren, wenn Sie:

> ein FortePiano in Flügelform und ein FortePiano in Tafelform herzusenden beliebten.

Nur müßten beyde von starkem Ton, gutem Anschlag und haltbar in der Stimmung, sonst aber ganz einfach im Äußern, so daß der Preis dadurch nicht vertheuert würde, seyn, und mit diesen Eigenschafften würden sich sehr bald Kaüfer dazu finden. Nur müßten Ew. WohlGeb. erlauben beyde Instrumente in einem Hause aufzustellen, das fleißig von Musikliebhabern besucht wird, indem es nicht gut thunlich seyn würde jeden Liebhaber, der sich etwa finden könte, zu Hrn. Göbhardt zu schicken. Jenes Haus würde das der Frau Consulin Mark[2]) seyn, von der Hr. Göbhardt erforderlichen Falls bestätigen wird, daß sie ein solides angenehmes Haus hier am Orte macht und so Ew. WohlGeb. auch nicht das mindeste riskiren würden, indessen wird unsere fortwährende Verbindung, wie ich nicht zweifeln darf, Ew. WohlGeb. auch Zutrauen zu mir und meinen Versicherungen erwecken. Das Instrument in Tafelform könte ich vielleicht auf der Stelle anbringen; belieben indessen Ew. WohlGeb. nur die Zeit zu bestimmen binnen welcher ich Geld oder

---

[1]) So schreibt Hoffmann stets statt Debit (= Vertrieb).

[2]) Wie jeder Freund Hoffmanns weiß, war die Konsulswitwe Fanny Marc die Mutter von Hoffmanns Lieblingsschülerin Julie und das Modell der Rätin Benzon in der Kreislerbiographie.

Instrumente an Hrn. Göbhardt abliefern soll, und ich werde pünktlich den Termin einhalten. Um baldige Sendung der Instrumente würde ich deshalb bitten, weil jezt noch gesellschaftliche Musikalische Uebungen statt finden, die das Bekanntwerden der Instr[umente] befördern würden, mit dem Sommer aber jene Uebungen aufhören.

Noch ersuche ich Ew. WohlGeb. gehorsamst mir, wenn es seyn kann mit umgehender Post

Ferrari, sei Canzonette
Nicolo Isouard, sei canzon[ette]

gütigst zu senden, da beyde Werke bey mir bestellt sind, zugleich aber auch gütigst zu melden, ob und um welchen Preis die auf beyliegendem Zettel verzeichneten Opern in Partitur bey Ew. WohlGeb. zu haben sind.

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGeb.

ergebenster Diener
Hoffmann

[Beilage:]

Cimarosa. Die heimliche Ehe (il matrimonio segreto)
— — Die Heyrath durch List (il matr. per raggio)
Paesiello. König Theodor (il re Theodoro in Venetia)
Salieri. Der Talismann
Der Jahrmarkt in Venedig
Fallstaff
Paer. Sargino
Mehul. Je toller je besser
Der Tollkopf.

4. Härtel an Hoffmann.

(Nach dem Konzept auf dem zweiten Blatt der vorigen Nummer.)

[Die 5 Opernpartituren von Cimarosa, Paer und Méhul] nach dem Preise des Catalogs gemeldet. Die anderen [4, von Paisiello und Salieri] zum gewöhnlichen CopiaturPreis. 1/6 des Preises schrieben wir ihm als Rabat gut.

Das erste P[iano]f[orte] (△ K 5½) müssen wir, der Verhältnisse wegen, an Herrn Göbh[ardt] senden[1]), werden ihm aber, wenn er es verkauft, demohngeachtet eine Provis[ion] vergüten.

5. Hoffmann an Härtel.

Bamberg den 24t Aprill 1809.

Ew. WohlGebohren danke ich für die mir übersandten Canzonetten die ich sogleich abgesezt habe, es sind aufs neue bey mir bestellt worden die Mo-

---

[1]) Mit der Aufstellung bei der Marc war Härtel jedoch einverstanden: s. Hoffmanns Antwort.

zartschen Arien mit Orchesterbegleitung No. 4, 7, 8, 10, 11, 12 so wie Righini[s] Rondo für eine Singstimme: Se la tè serbando pp, Beethoven[s] große Szene: Ah perfido; diese Sachen werde ich sogleich verkaufen und das Geld dafür angewiesenermaßen sogleich an Hrn. Göbhardt gegen Quittung auszahlen. Sehr angenehm würde es mir seyn, wenn ich auch die Partitur der in Don Juan später eingelegten Arie der Donna Elvira aus Es dur in Abschrift erhalten könte. Wollten Ew. WohlGeb. die Gefälligkeit haben die neuesten Quartetten und Trios von Rode, Viotti, Kreutzer, Haydn[s] dernier quatuor[1]) und eben so die neuesten Conzerte dieser Componisten beyzulegen, so werde ich sie auch bald absetzen können, da bey mir Nachfrage deshalb geschehen ist. Sehr zufrieden bin ich es, daß Ew. WohlGebohren ein flügelförmiges Pianoforte an Hrn. Göbhardt schicken und dessen Auffstellung bey Madame Mark erlauben wollen; an meiner Betriebsamkeit hier einen Absatz für Ihre Instrumente zu bewirken soll es gewiß nicht liegen, und ich glaube, auch wenn die Zeiten sich nicht ändern, zu reussiren; bis jezt leben wir hier wie im tiefsten Frieden und fühlen nicht im mindesten den neuen Ausbruch des Krieges. — Recht sehr bitte ich die bestellten Sachen gütigst wo möglich mit umgehender Post anhero zu senden.

Ew. WohlGebohren

ganz ergebenster Diener

Hoffmann

6. Hoffmann an Härtel.

Bamberg Zinkenwörth No 50[2])

Den 5t Junius 1809.

Nicht länger kann ich anstehen Ew. WohlGeb. anzuzeigen, daß bis jezt der von mir intendirte Verkauf der Musikal[ien] sehr schlecht gegangen ist, indem ich von der ersten Sendung nur den Sargino, 2 Cahiers von Clementi so wie 2 Cah[iers] Dussecksche Sonaten, von der lezten Sendung aber nur 3 Arien von Mozart verkauft habe. Dies liegt aber darin, daß mehrere angesehene Familien auf einige Monathe auf das Land gegangen sind, mit dem Eintritt des Herbstes sind daher auf jeden Fall bessere Geschäffte zu machen, und bitte ich Ew. WohlGebohren gütigst zu bestimmen, wie lange ich die mir gesendete Musik an mich behalten kann und binnen welcher Frist ich mit Ew. WohlGeb. Abrechnung halten soll. Von jenen verkauften Sachen ist mir selbst noch nicht das Geld ganz eingegangen, sonst hätte ich, unerachtet es nur eine Kleinigkeit ausmacht, doch schon an p Göbhardt gezahlt. — Was dagegen das zu sendende Instrument betrifft, so erwarte ich solches mit Schmerzen, indem ich mehrere Liebhaber darauf aufmerksam gemacht habe und es wahrscheinlich alsbald an eine gewisse Frau von Melitsch, die aus der Nähe von

[1]) Dieses Musikstück eingeschoben.

[2]) Jetzt Schillerplatz Nr. 26.

Schweinfurt nach Bamberg zieht, verkaufen werde; haben daher Ew. WohlGeb. die Güte den Transport zu beschleunigen. Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew WohlGeb.

ganz ergebenster
Hoffmann

7. Hoffmann an Härtel.

Bamberg Zinkenwörth No. 50
den 9 Junius 1809

So eben erfahre ich von Hrn. Göbhardt, daß er nicht gern die TransportKosten des Instruments, welches Ew. Wohlgeb. an ihn addressiren wollen, übernehmen will und daß sich daran die Sendung desselben accrochirt. Jezt da ich Aussicht habe dasselbe bald abzusetzen, würde ich recht gern die TransportKosten selbst vorschießen und überlasse es nun Ew. WohlGeb., ob Sie den Flügel gerade zu an mich oder an Hrn. G[öbhardt] schicken wollen, ich bitte indessen recht sehr den Transport so viel möglich zu beschleunigen. – Sehr angenehm würde es mir seyn, wenn Sie unsere Abrechnung zur Michaelis-Messe versparen könten, indem ich bis dahin die mir gesendete Musik doch größtentheils abzusetzen hoffe. — In Erwartung der gütigen Erfüllung meiner Bitte Rücksichts der baldigen Sendung des Flügels habe ich die Ehre zu seyn

Ew. WohlGeb.

ergebenster
Hoffmann.

NS. Den PreisCourant der Instr[umente,] die bey Ew. WohlGeb. verfertigt werden, hoffe ich mit zu erhalten.

8. Hoffmann an Härtel.

Bamberg den 23 7br: [= September] 1809

Ew. WohlGebohren finden auf umstehender Seite das Verzeichniß der von mir bis jezt abgesezten Musikalien, nach dessen Resultat ich 17 rth an Ew. WohlGeb. zu entrichten haben würde; nun werde ich aber bey dem MichaelsJahresschluß der Musikalischen Zeitung[1]) von der Redaktion etwas an Honorar zu erhalten haben, welches ich bequem Ew. WohlGeb. auf jenen Rest anweisen könte. Ew. WohlGeb. bitte ich demnach gehorsamst:

1. mir zu sagen wie viel jenes Honorar beträgt und wie viel ich nach dessen Abrechnung noch zu bezahlen haben würde, welche Summe ich dann sogleich Hrn. Göbhardt einhändigen und Quittung übermachen würde,
2. sich gefälligst zu erklären, ob ich die noch übrig gebliebene Musik Ew. WohlGeb. zurücksenden oder noch an mir behalten soll; wobey ich

[1]) Die Zeitung schloß in diesem Jahre zum letzten Male Ende September den Jahrgang, von 1810 ab erst mit dem Ende des Kalenderjahres.

jedoch nicht unbemerkt lassen kann, daß jezt bey dem zu erwartenden Frieden, bey dem eintretenden Winter, und da mein MusikalienDebut erst jezt bekanter wird wohl auf bessern Absatz als bisher würde rechnen können, jedoch mit Ausschluß der Viottischen, Rodenschen und Kreutzerschen ViolinSachen, die ich, wenn Ew. WohlGeb. damit einverstanden sind, Hrn. Göbhardt zur gelegentlichen Absendung aushändigen werde.

Wollen Ew. WohlGeb. mir gütigst die auf beyliegendem Zettel bey mir bestellten Musikalien übersenden, so werden Sie mich recht sehr verbinden.

Das gesandte Instrument ist sehr schön ausgefallen; Hr. Göbhardt hat es bey mir[1]) aufgestellt, und ich lasse es mir angelegen seyn, es auszuspielen und gegen jeden Unfall zu bewahren. — Der bessere Schwung, den die Musik jezt in Bamberg durch die Bemühungen mehrerer MusikFreunde erhält, wird gewiß einen guten Kaüfer herbeyführen.

Durch eine anhaltende Kränklichkeit, die jezt erst nachläßt und mich in allem sehr zurückgesezt hat, bin ich abgehalten worden, die Wünsche der Redaktion der Musik[alischen] Zeitung so bald als ich es wollte zu erfüllen; dies bitte ich ihr mit dem Zusatze zu sagen, daß ich nun bald auf einander die gewünschten Arbeiten einliefern werde.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew. WohlGeb.

ganz ergebenster Diener

Hoffmann

Von den mir übersandten Musikalien ist bis jezt verkauft:

Paer's Sargino, zwei Exemplare	10	rth		
Clementis Werke Cahier 1 und 4	4	„		
Dussek, La Consolation			12	[gr]
— — — Sonata op. 39	1	„	8	[„]
32	1	„		
Nicolo Isouard, sei Canzonette			12	[gr]
Ferrari, sei Canzonette			12	[„]
Mozarts Arien No. 4, 7, 8, 11, 12	4	„	12	[„]
Righini, Rondo			8	[„]
	22	rth	16	[gr]
Nach Abzug des Rabats a	5	„	16	[„]
bleibt Rest	17	rth		

[Anlage, von der Hand eines Bamberger Kunden:]

Europa in Creta. Cantata a voce sola con accompagnamento di Pianoforte composta de Fernando Pär. Pr. 16 g.

Die Blumen auf Schillers Grab von Heinrich Seidel, componirt von Friedrich Schneider.

[1]) warum nicht bei der Marc, läßt sich bei dem Verlust von Hoffmanns Tagebuch für 1809 nicht feststellen.

Concert pour le Pianoforte composé et dedié à Mademoiselle Caroline Schlick par F[réderic] H[enri] Himmel. Es ist in D-dur geschrieben und beginnt mit einer trefflichen Einleitung in D-moll. Das Largetto: G-dur. Pollacko d-dur.

2 Thl 12 g.

[Polonaise concertante] [1])

[Erschienen] bey Herrn A[mbrosius] Kühnel in Leipzig.

9. Hoffmann an Härtel.

Bamberg den 2t Dezember 1809

Ew. WohlGebohren Wunsche gemäß habe ich nach beyliegender Quittung diejenigen Musikalien, deren Verkauf nicht abzusehen ist, so wie 6 fl. 18 x an Hrn. Göbhardt abgeliefert, und bin so frey, mir, wenn es seyn kann mit umgehender Post gefälligst folgende Musik[alien] die zum Theil bey mir bestellt sind, zu erbitten

Winter, Timotheo Partitur
Mozart, Cosi fan tutte KlavierAuszug
— — — Figaro desgl.
Paer, Sargino desgl.
— — Sophonisba desgl.
Kreutzer, gr. Sonate avec Violon, 4 Exempl[are]
Dussek, la consolation, And.
Ferrari, sei notturni
Ferrari, Duetti
Crescentini, Canzonette Nr. 1, 2.

Einige für Anfänger, die indessen schon nicht zu schwere Sonaten richtig ausführen, schickliche KlavierComp[ositionen] von guten Meistern erbitte ich mir ebenfalls so wie Terzette oder Canons für 2 Tenore und Baß, wenn Ew. WohlG. solche in Ihrem Verlage haben sollten. — Immer mehr, hoffe ich, soll sich das MusikGeschäft erweitern, da der Geschmack für Musik überhaupt merklich im Steigen ist. — Timotheo soll am ersten Weynachtsfeyertage gegeben werden, daher bitte ich dringend die Sendung gütigst zu beschleunigen. Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

ergebenster
Hoffmann

10. Hoffmann an Härtel.

Bamberg Den 15 März 1810

Noch immer hat sich zu dem Instrument kein Kaüfer gefunden; vielleicht sezt Hr. Göbhardt den Preis etwas zu hoch (40 Carolin), indessen gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß es sich noch anbringen lassen wird, indem ich

[1]) Gestrichen.

dafür sorge, daß die wirklich schöne Arbeit, was das Äußere und innere betrift, immer mehr bekannt werde. —

Haben Ew. WohlGebohren die Güte mir mit nächster Post die Clavier-Auszüge von Sargino, Titus und Adolph und Clare[1]) welche bey mir bestellt sind zu übermachen und in Rechnung zu stellen. — Es scheint als wenn sich mit der Zeit mehr Absatz von SingeMusik zu hoffen seyn würde, indem diese sich, wie ich wohl sagen darf, auch durch meine Bemühungen hebt, und überhaupt bey dem jezt zu erwartenden fortdauernden Frieden die Kunst in dieser Gegend wieder besser gedeyhen möchte.

Hochachtungsvoll

Ew. WohlGebohren

ergebenster Diener

Hoffmann

11. Hoffmann an Härtel.

Bamberg D. 28 März 1810

Ew. WohlGebohren danke ich für prompte Uebersendung der jüngst bestellten Sachen, und habe die mir mitgeschickten Kataloge sogleich vertheilt, glaube auch nächstens annehmbare Vorschläge zum bessern Absatz von Musik[alien] machen zu können. — Haben Ew. WohlGeb. die Güte mir alsbald bestimt zu schreiben, um welchen Preis ich den Flügel verkaufen, und das erhaltene Geld Herrn Göbhardt abliefern kann, indem mir schon Gebote gemacht worden sind. Längst wäre, wie ich glaube, das Instrum[ent] verkauft, wenn der etwas hohe Preis die Kaüfer nicht abgeschreckt hätte. Ew. WohlGeb. werden sich gütigst erinnern, daß ich schon längst schrieb, daß die hiesigen etwas genauen Einwohner nicht gern viel für Instr[umente] zahlen mögen.[2]) —

Hr. v. Holbein aus Wien ist jetzt hier; er hat eine Oper: Die Blinden[3]) geschrieben, die der Capellmeister Winter[4]) in Musik sezt und nach Ostern vollendet haben wird. Dichter und Componist sind Willens die Partitur der Oper im Stich herauszugeben und ich habe den Auftrag erhalten Ew. WohlGeb. zu fragen, ob Sie geneigt seyn würden jene Partitur zu verlegen? — Nächstens werde ich der Red[aktion] der Mus[ikalischen] Zeit[ung] eine Anzeige des Ent-

[1]) 1799 von Nicolas d'Alayrac (1753—1809) komponiert, 1800 von Ferdinand Fraenzl (1766—1833, 1806/24 kgl. Musikdirektor in München; war 8. bis 11. Mai 1812 in Bamberg, um ein Konzert zu geben, und damals täglich mit Hoffmann zusammen).

[2]) Damit verschwindet der ominöse Flügel aus der Korrespondenz; was aus ihm geworden ist, ist nicht zu ersehen.

[3]) Die beiden Blinden, Oper in 3 Aufzügen (1. Druck 1812 im 2. Band von Holbeins „Theater"). Wurde alsbald plagiiert in dem zweiaktigen Singspiel „Der Augenarzt" und in dieser Form von Gyrowetz komponiert: vgl. die ausführliche Rezension in der Allg. Mus. Ztg. vom 30. Dec. 1812.

[4]) Der berühmte Peter (von) Winter, Komponist des „Unterbrochenen Opferfestes".

stehens jenes Werks, die zugleich von dem sehr interessanten Sujet, das ich im Manuskript gelesen, sprechen soll, zusenden.

Haben Ew. WohlGeb. die Gefälligkeit mir alsbald über diese Angelegenheit zu schreiben, damit ich Ihre Gesinnungen Hrn. v. Holbein und Hrn. v Winter mittheilen kann. Ersterem, der sich noch 14 Tage hier aufhalten will, könte diese Mittheilung mündlich geschehen, und so alsbald eine weitere Unterhandlung angeknüpft werden.

Hochachtungsoll

Ew. WohlGeb.

ergebenster
Hoffmann

12. Hoffmann an Härtel.

Bamberg D. 30t May 10

Mit der gehorsamsten Bitte die Anlage gütigst an die Redact[ion] der Musik[alischen] Zeitung zu befördern übersende ich Ew. WohlGeb.

1. Sinfonie 6 von Beethoven Partit[ur]
2. — — — — in Parthien
3. — — — — à quatre mains
4. Timotheo und
5. das Waisenhaus.[1])

Die Red[aktion] hat mir so viele Aufträge gemacht, daß ihre Ausführung mehrere Bogen füllen und meine JahresBerechnung ziemlich bedeutend ausfallen wird, in dieser Hinsicht würde es Ew. WohlGeb. wohl konvenabel seyn wiederum wie voriges Jahr mit mir abzurechnen; ich erbitte mir darüber Ihre gütige Meinung. Um folgende Musikalien so bald als möglich bitte ich gehorsamst.

Etudes ou caprices pour le Violon par Kreutzer liv. I, II } 3 Exemplare
— — — — — par Baillot — — }

Beethoven, Trios, oeuvre 70, No 2

Mozart, Cosi fan tutte (im Fall die neue Ausgabe schon da seyn sollte), 2 Exempl[are]

— — Der SchauspielDirektor, 1 Ex[emplar]

Willhelm Schneider, grandes Fantaisies, Op. 10—12.

Sollten Ew. WohlGeb. vielleicht noch neuere SingeMusik von neuen italiänischen Meistern (Fioravanti, Zingarelli pp) im Verlag haben, so bitte ich mir diese so wie auch neue Beethovensche ClavierMusik beyzulegen indem ich diese leicht anbringe. — Indem ich die zu übersendenden Musik[alien] einpacke, bemerke ich, daß der Einband des Timotheo durch mein häufiges Studium und da ich daraus habe singen lassen (alles behufs der Rezension, die ich nachher bey der Conkurrenz eines frühern Auftrags zurückhielt) etwas

[1]) von Josef Weigl (1766—1846.)

gelitten hat, welches Ew. WohlG. mir gütigst nicht zurechnen werden. — Können denn Ew. WohlG. mir nicht die Partitur der Sofonisba von Paer zusenden? — Behufs der mir übertragenen Rezension des ClavierAuszuges wäre sie mir äußerst nöthig.

Die Beethovensche Sinfonie No 5 zu rezensiren, muß ich das ganze Werk aus den Parthien in Partitur setzen; es ist mir bey dieser Arbeit eingefallen, ob es Ew. WohlG. vielleicht konvenabel seyn dürfte diese Sinfonie als Clavier Sonate zu 2 oder 4 Händen arrangirt zu verlegen, und erbitte mir, in so fern jenes Arrangem[ent] nicht etwa schon veranstaltet ist, darüber ihre gütige Meinung.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener

Hoffmann

[Von Härtels Hand am Kopfe des Briefes:]

Den Brief an mich zur Beantwortung zurück

H.

13. Härtel an Hoffmann.

(Nach dem Konzept.)

Leipzig, den 7. Juny 1810.

Herrn Hoffmann

in Bamberg.

Sie empfangen hierbey die auf inl[ie]g[ender] Rechnung bemerkten Musikalien, welche Sie uns gefällig gut schreiben wollen. Die Partitur der Sofonisbe von Paer besitzen wir nicht mehr, wohl aber die Parti[turen] von Beethoven 5t u. 6t Sinf[onie;] die 5t Sinfonie ist bereits für das Klavier arrangirt gestochen. Die von Ew. Wohlgeb. zur Mus[ikalischen] Z[eitung] gelieferten Beyträge werden wir von der Redact[ion] aus zeichnen lassen und Ihnen die gewünschte Berechnung darüber zusenden.

14. Hoffmann an Härtel.

Bamberg Den 12t Julius 1810.

Die Redakt[ion] der M[usikalischen] Z[eitung] welcher ich die Anlage gütigst einzuhändigen bitte, hat mir die Zusendung der in Paris erschienenen Cherubinischen Messe behufs der Rezension durch Ew. WohlGeb. angezeigt. Sollte jenes Werk noch nicht an mich abgesendet seyn, so bitte ich recht sehr ihm noch ein Exemplar der Oper Cosi fan tutte so wie Pär's Sofonisbe beyzulegen. Auch sollen neuere Capriccien von Kreutzer als die jüngst gesendeten erschienen seyn, um welche ich so wie um Beethovens neueste ClavierSonaten mit ViolinBegleitung ebenfalls recht sehr bitte. Im Fall der [bereits] geschehenen Absendung der Messe bitte ich mir jene Werke besonders, indessen

mit der Post, aus, da die Uebersendung durch Hrn. Göbhardt lange dauert und für mich eben so kostspielig ist als durch die Post, indem ich bey der jüngsten Sendung sogar mehr zahlen müssen als gewöhnlich das Porto eines gleich großen Packets beträgt. Sollte es möglich seyn das Stück der Mu[sika-lischen] Zeit[ung] Februar 1809 No 20 zu erhalten, in welchem der Aufsatz: Ritter Gluck, abgedruckt ist, so würden mich Ew. WohlGeb. durch Zusendung desselben ganz außerordentlich verbinden, da mir sehr viel daran liegt diesen Aufsatz, den ich nicht mehr im Manuskript besitze, zu haben. Hochachtungsvoll

Ew. WohlGeb.

ergebenster
Hoffmann

15. Hoffmann an Härtel.

Bamberg Den 16t Decbr: 1810.

Die Schweizerfamilie ist auf dem hiesigen Theater gegeben worden und hat so sehr gefallen, daß mehrere Bestellungen des ClavierAuszuges bey mir gemacht worden sind. Dies veranlaßt mich Ew. WohlGeb. auf das dringendste zu bitten mir unfehlbar mit umgehender Post gütigst zu senden

1. Die Schweizerfamilie von Weigl, 6 Exemplare
2. den neuesten vollständigen ClavierAuszug des Don Juan, 1 Exempl[ar]
3. die Sängerinnen vom Lande von Fioravanti, 1 Ex[emplar].

Auch sehe ich der gütigen Berechnung, was ich nach Abzug des mir von der Red[aktion] der Mus[ikalischen] Zeitung zukommenden Honorars, zu zahlen habe, entgegen und werde nicht ermangeln meine Schuld sogleich abzutragen. Ew. WohlG. Promptitude bürgt mir für die gütige schleunige Erfüllung meiner Bitte und habe ich die Ehre zu seyn

Ew. WohlGeb.

ganz ergebenster Diener
Hoffmann

Könte ich wohl, im Fall ich dieses Jahr auf die Musik[alische] Zeit[ung] praenum[erire,] alle Monath von Ew. WohlG. die Zeit[ung] unmittelbar erhalten? — im Fall es angeht, bitte ich mich als Praenumer[anten] zu betrachten, und mir die bisher erschienenen Stücke[1]) zu senden, den Betrag will ich an Hrn. Göbhardt entrichten.

16. Hoffmann an Härtel.

Bamberg Den 2t August 1811.

Ew. WohlGebohren leztes Schreiben finde ich bey meiner Rückkehr nach Bamberg vor und eile es zu beantworten. — Die Rechnung habe ich ganz

[1]) des XIII. Jahrgangs, der nach Hoffmanns Annahme im Oktober begonnen hatte: s. aber S. 672 Note.

richtig gefunden und werde mich bemühen meine Rückstände einzutreiben und die mir noch zurückgebliebenen Sachen noch zu verkaufen. — Die Indiskretion mehrerer hiesiger Musikliebhaber, welche Sachen bey mir bestellen und sie nachher unter mancherley Vorwande nicht nehmen oder sie nehmen und mit der Zahlung eine Ewigkeit zögern ist Schuld daran, daß ich es ganz aufgegeben habe Musikalien zu verschreiben um nicht selbst bey verzögerter Zahlung in Verlegenheit zu gerathen. — Auf jeden Fall sind Ew. WohlGebohren Rücksichts meines Restes gedeckt, da ich an der Musik[alischen] Zeit[ung] fortarbeite und mein Honorar zur Zahlung dienen kann, indem ich lieber in dieser Art[1]) selbst zahlen als Ew. WohlGeb. länger warten lassen will. Irre ich nicht, so müssen, unerachtet ich seit langer Zeit nichts einsandte, auch in diesem Jahrgange einige Aufsätze von mir enthalten seyn; noch in diesem Monathe liefere ich indessen, so wie es die Redakt[ion] wünscht, noch Aufsätze, welche alsdann jenes Honorar noch vermehren würden. Das für Musik[alien] eingehende Geld zahle ich nach Ew. WohlGeb. Anweisung an Hrn. Göbhardt. Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeb.

ergebenster
Hoffmann

[1]) Diese drei Worte eingeschoben.

Sonett.

(Frei nach Sully-Prudhomme.)

Von Heinrich Simon.

Laß Deinen Mund nicht zum Verräter werden,
Verstumm in Deines Herzens banger Not.
Dem Glück, das seinen Gruß Dir still entbot,
Antworte nicht mit lauten Wunschgeberden.

Es kann ein Schweigen, heimlich und wie tot,
Doch plötzlich wie der Himmel sein auf Erden,
Drum laß das Wort nicht zum Verräter werden
In Deines Herzens banger Liebesnot.

Naht sich Dein Mund begehrend Ihrer Hand
So soll Dein Kuß gleich jenem Windhauch sein,
Der, schnell gekommen, schnell vorüberschwand.

Kein Laut der Liebe mische sich hinein,
Und bist Du Schweigender von Ihr erkannt
— Wird Sie Dich bald von aller Qual befrein.

Friedrich Th. Vischer als Gast.

Von Hermann Lang in Obertürkheim.

„Sammelt die übrigen Brocken,
daß nichts umkomme."
Ev. Joh. 6, 12.

Friedrich Theodor Vischer ist 1853 im Pfarrhause zu Asch (bei Blaubeuren) für etliche Tage Gast meiner Eltern gewesen. Das hat mich schon oft gefreut, und soll mich, wills Gott, noch lange freuen. Viele, denen es vergönnt war, ihn im Hörsaal regelmäßig zu sehen und zu hören, in seiner Wohnung oder am Stammtisch, im Schweiß der Pflichterfüllung oder in der Sommerfrische mit ihm zu verkehren, mögen meine, ins Knabenalter zurückgehenden Erinnerungen im Vergleich mit dem, was sie aus seiner Geistesfülle schöpfen durften, für unbedeutend halten. Mir sind diese Erinnerungen wichtig genug, um sie gerade jetzt, vom Hauch der Jahrhundertfeier auch in meinem einsamen Winkel berührt, niederzuschreiben und bekannt zu geben; es ist vielleicht auch in meinem Falle nicht ganz ohne Reiz und Wert, zu sehen, wie ein Großer mit Kleinen verkehrte und als Pfarrhausgast, wie sonst und immer, bewährte, daß ihm nichts Menschliches fremd sei.

Es war im Spätsommer, vielleicht auch schon Anfangs Oktober 1853, als der verehrte, mit freudiger Spannung erwartete Gast zwischen Mittag und Abend über die Schwelle des Ascher Pfarrhauses trat. Ein Alters- und Studiengenosse meines Vaters, wie dieser in der Blüte seiner Jahre und seiner Kraft, ein Mann von edelster Gesichtsbildung und Gestalt, die uns sofort imponierte, obwohl der auffallend große Vater ihn fast um Haupteslänge überragte. Freundlich und herzlich, als wäre er schon oft dagewesen, oder als wäre er ein benachbarter Pfarrherr, begrüßte der vornehme Herr Professor mit einem traulichen Grüß Gott uns drei Pfarrersbuben, die ihm schüchtern ihre sauber gewaschenen, aber sommerbraunen Hände entgegenstreckten, und die zusammen etwa 20 Jahre zählten, von welcher Summa auf mich beiläufig ein Dutzend, der Löwenanteil des Erstgebornen, kam. Paul hatte jüngst sein sechstes Geburtsfest gefeiert und Karl, das Nesthäkchen, stand im zweiten Jahre seines Daseins, stand und ging aber doch schon auf eigenen Füßen. Nach der Begrüßung, die sich zwischen der Mutter, einer Bermaringer Pfarrtochter, und dem edlen Gast besonders anmutig und heiter gestaltete, weil Vischer (wie so manche seiner Kompromotionalen und insbesondere mein Vater) vom Blaubeurer Kloster aus wiederholt die Gastfreundschaft ihres elterlichen Hauses genossen hatte, geleitete der Vater den Gast in das für ihn mit schlichter Sorgfalt bereitete Zimmer, wo auch sein vom Fuße der Alb her vorausgesandtes Reisegepäck schon für ihn bereit lag. Der Herr Professor war nämlich nicht von Ulm her und nicht auf der Achse zu uns gekommen, er hatte die Eisenbahn, den Postwagen, zu guterletzt sogar unser nettes Bernerwägele verschmäht und aus beträchtlicher Entfernung die Wald- und Fußpfade, die über die Hochfläche der Alb nach Asch führten, per pedes apostolorum zurückgelegt. Die Stunde seiner Ankunft war nicht genau vorausbestimmt, auch die Marschroute nicht, sonst wäre ihm der Vater entgegengegangen. Dafür brachte er jetzt ein

erstes halbes Stündchen mit dem Freund allein zu, im still und lauschig nach dem stattlichen Obstgarten hin gelegenen Gastzimmer.

Mittlerweile lungerten wir drei Pfarrersbuben, der Dinge harrend, die da kommen sollten, bei der mit der Zubereitung eines Festkaffees in der Küche beschäftigten Mutter herum. Ich war Lateinschüler in Blaubeuren, hatte aber Vakanz, Karlmännchen und auch Paul — abgesehen von dem Privatunterricht, den er anfangsweise von Vater und Mutter erhielt — liefen noch frei wie Fohlen auf der Weide. Und nun stand ein Festkaffee, dem festliche Tage folgen sollten, in Aussicht. In der Küche duftete es überaus köstlich nach dem im Oefele gebackenen Kaffeebrot, dem sogenannten „Famosen", für welchen unsere Mutter über die Grenze des Dekanatsbezirks hinaus berühmt war. Ueberdies braute sie, absichtlich erst jetzt, den frisch gerösteten Kaffee ohne jegliche Zutat im „Bahnfriz", wie mein Vater die sinnreich konstruierte Familienkaffeemaschine höherer Ordnung, ein freiherrliches Hochzeitsgeschenk, nannte, das nur bei außerordentlichen Gelegenheiten in Gebrauch genommen wurde. Dies Palladium war auch jetzt für uns ein sicherer Gradmesser für die hohe Bedeutung und Würde des Gastes. Zunächst war es uns freilich mehr um eine Vorprobe des in der Abkühlung begriffenen Backwerks zu tun, die uns denn auch in Gestalt eines Anschnitts von der allzeit gütigen Mutter verabfolgt wurde.

Wahrscheinlich erleuchtet von dieser Probe, mit vollen Backen, bemerkte Paul plötzlich: „Aber dumm ist er doch, der Professor!" So treuherzig-mitleidig sagte er es, daß ihm die Mutter darum nicht böse sein konnte. Sie lächelte nur, vielleicht in Erwartung eines drolligen Einfalls von der Sorte, womit uns Paul seit einiger Zeit zu ergötzen pflegte, obwohl er sonst nicht war, was man ein enfant terrible nennt, und später Stiftsrepetent und Dekan geworden ist. — „Du bist ein Dralle", verwies ich ihm als der Aelteste in gutem Ascher Deutsch seine unehrerbietige Bemerkung, „woran willst du denn gemerkt haben, daß der Herr Professor dumm ist?" — „Ich hab vorhin", verteidigte sich der Knirps, „wie er mit dem Vater auf sein Stub' gangen ist, ganz deutlich gehört, daß er den Vater zweimal Peter geheißen hat. Und wenn er dem Vater sein Schulkamerad gewesen ist, so muß er doch wissen, daß der Vater nicht Peter, sondern August Heinrich heißt." Ich konnte ihn nicht widerlegen, denn daß unser Vater in Blaubeuren und Tübingen bei den Kommilitonen Peter hieß, war mir damals noch nicht bekannt. Die Mutter, die es natürlich wußte, beruhigte Paul jedoch wie vorhin lächelnd und sagte: „Das wird sich schon aufklären; ein solcher Naseweis wie du, darf sich aber nicht herausnehmen, einen Herrn Professor oder das, was er sagt, dumm zu nennen!" Dann trieb sie uns, um nicht weiter gestört zu werden, aus dem Kücheneldorado hinaus.

Es war ein herrlicher Spätsommertag, warm aber nicht heiß, wir drei Buben durften, von Ursel, dem Kindermädchen bedient, den Festkaffee samt duftender Beilage drunten in der Gartenlaube verzehren. Beim Nachtessen aber, zu welchem unsere schönsten jungen Göckel den Braten geliefert hatten, saßen wir beide, Paul und ich, mit am Familientische. „Karlmännle ist schon zu Bett, weil er noch so fürchterlich klein ist", erklärte Paul auf Befragen dem Herrn Professor, der dies allem nach wohl begriff, und auch sonst, wie Paul später anerkannte, sehr lieb und gescheit war, nichtsdestoweniger aber auch jetzt beim Nachtessen in lebhaftem Zwiegespräch den Vater wieder ein paar mal Peter nannte. Da benützte Paul eine Pause und sagte: „Der Vater heißt nicht Peter, sondern August Heinrich". Es wurde ganz still im

Zimmer auf diese Bemerkung. Die Mutter, die solchen Späßlein nicht abhold war, wollte dem Vater nicht vorgreifen, der aber blieb still, weil ihn der Herr Professor, der oben am Tisch um die Ecke ihm zunächst saß, beschwichtigend am Aermel gezupft hatte, und ich — nun ich wollte auch nicht vorlaut sein, und war vergnüglich gespannt darauf, wie sich der Gast aus der Verlegenheit ziehen und seine dauernde Zerstreutheit entschuldigen würde. Er übertraf aber meine Erwartung bei weitem. Denn Paul bekam von ihm über unsern lieben Vater, den Großvater und die Großmutter und deren langjährigen treuen Hausknecht Peter Stiefel, insbesondere aber darüber, daß der besagte Biedermann vor seinem Hinscheiden in Blaubeuren im Jahr 1822 dem jüngsten Sohn seiner Herrschaft, dem August Heinrich, mangels anderweitigen Erbguts, seinen ehrlichen Namen letztwillig vermacht habe, ein so köstliches Privatissimum zu hören, daß der kleine Nörgler Mund und Augen weit auftat und je länger, desto erstaunter und befriedigter dreinsah, demgemäß auch sein in der Küche voreilig gefälltes Urteil zunächst stillschweigend und innerlich, nachher aber, als wir im Bett waren, auch ausdrücklich zurücknahm.

Andern Tags nach dem Frühstück schrieb der Herr Professor einen Brief an seinen Sohn Robert, der damals, wenn ich mich recht entsinne, acht- oder neunjährig, dem Alter nach zwischen Paul und mir stand. Es war ein schöner, aus mehreren Bogen bestehender Brief, den der verehrte Gast, als er damit fertig war, zu unserem und der Eltern großem Ergötzen vorlas, auch zu betrachten gab, denn er war mit trefflichen Bildern aus der Feder des Schreibers verziert. Eins dieser Bilder, welche dem geliebten Sohn des Vaters Fußreise über die Alb veranschaulichten, ist mir lebhaft in Erinnerung geblieben. Es stellt einen Gebirgszug der Alb dar, Berg an Berg, je mit dem tiefen Tal dazwischen, und Vater Vischer schreitet kühn und rüstig über die Kuppen weg, der linke Fuß steht fest und stramm auf seiner Kuppe, der rechte, zu gewaltigem Schritt ausholend, freut sich schon, auf der nächsten Kuppe Posto zu fassen. Und so Manches, was ich leider vergessen habe. Hoffentlich ist dieser Brief nicht iniuria temporum verloren gegangen, ich bin überzeugt, es würde sich heute noch Jung und Alt daran ergötzen. Welches Entzücken muß er seinem ersten Empfänger bereitet haben!

Sehr erbaulich war, was der liebe Gast dann über Tisch seinem jüngsten Kritiker Paul Lang von all den braven Männern erzählte, die im Ablauf der Zeiten den standhaften und wetterharten Namen Peter zu Nutz und Frommen der Menschheit mit Ehren geführt hätten. Nicht nur Fischer und Hausknechte, die ungeachtet ihres niedrigen Standes Männer von Wert und Bedeutung geworden, wie namentlich der Apostel Petrus und Stiefelpeter, der Hausknecht des Großvaters, Johannes Lang, auch Ritter und Helden, Grafen und Könige, und sonst allerhand berühmte Männer, hätten diesen stolzen Namen getragen, darum dürfe sich der Name Peter neben den beiden andern, auf die der Vater getauft sei, kühnlich sehen lassen.

Mit Vergnügen hörte er von dem Unterricht, den mir der strebsame Lehrgehilfe der Ascher Volksschule seit einiger Zeit in Planimetrie und Freihandzeichnen erteilte. Dafür erwärmte er sich mehr, als für das schwere lateinische Vakanzargument, das wir „auf hatten", obwohl er mir seine Hilfe nicht verweigerte, als ich nicht recht weiterkam und flehentlich zu ihm aufsah bei dem Satze: „Ueberhaupt ist Rußland ein sehr merkwürdiges Land: im Norden erstarrt der Hauch des Wanderers zu Eis, im Süden sproßt die Melone wild hervor." Ich durfte ihm den pythagoräischen Lehrsatz beweisen, und eingehend musterte er die Zeichenmappe des Anfängers, tadelte und verbesserte

einzelnes, lobte aber auch meinen sauberen Strich und ermahnte mich, den Gummi nicht zu viel zu strapazieren. Dann zeigte er mir mit aller Geduld und großem Ernst, auf welche Linien es hauptsächlich ankomme, wenn es gelte, ein menschliches Auge so zu zeichnen, daß auch was Vernünftiges herausschaue.

Es verstand sich für ihn und den Vater von selbst, daß von der Aufenthaltszeit des edlen Gastes fast ein ganzer Tag dem Kloster Blaubeuren, dem Städtchen und seiner Umgebung gewidmet werden sollte. Und da ich pflichteifrig anzubringen wußte, daß es höchste Zeit für mich sei, mein lateinisches Regelheft aus dem Normalheft des in Blaubeuren wohnhaften Primus richtig zu stellen und zu ergänzen, so durfte ich die beiden Herren Kompromotionalen begleiten. Ich durfte auch mit dabei sein, als sie den Blautopf mit Auffrischung von Erinnerungen an die Seminarzeit und hernach den Syolinschen Hochaltar in der Klosterkirche besichtigten, wobei gewiß manches feine Wort von den Lippen des kunstsinnigen Gastes, leider für mich auf die Erde, fiel; wurde aber dann in Gnaden entlassen, und konnte dem Normalregelheft und, was mir noch wichtiger war, meinem Privatvergnügen nachgehen. Ich fand neben ausreichender Atzung beides; das Normalheft aber beschloß ich, zur Aufbesserung des meinigen lieber mit nach Hause zu nehmen, wodurch sich ein nicht zu verachtender Zeitgewinn für gründliche Besichtigung des Obst- und Gemüsegartens der Frau Tante meines Kameraden, des schon genannten Primus ergab. Wir schichteten Bohnen- und sonstiges Stroh, dürre Stecken und abgängige Zaunlatten als schätzbares Material zum Steß für ein tüchtiges Feuer, brieten Aepfel und Kartoffeln in der Glut, aßen sie auf und tranken süßen Most dazu.

Das hat nur darum Bedeutung, und ich erwähne es nur deshalb, weil ich es dem Herrn Professor Abends zwischen 9 und 10 Uhr auf dem Heimweg den Ascher Steig hinauf, ausführlich erzählen durfte. Er hörte mich mit unverhohlenem Vergnügen an, mit einer Teilnahme, die mir in die innerste Seele hinein wohltat. Es war weder mondhell noch sternhell, und der Nebel, der im Ach- und Blautal braute, der uns bei matter Straßenbeleuchtung durchs Städtchen herausbegleitet und am Blautopf sich nicht verabschiedet hatte, stieg immer drei, vier Schritte voraus, mit uns empor. Doch war der steile Pfad nicht zu verfehlen, ganz dunkel war es nicht, und ich, der ihn an jedem Schultag zweimal zurücklegte, hätte ihn blind gefunden. Als wir aber nach manchem Ständerling gegen 9¾ den Bergrand erreichten, waren wir sehr enttäuscht. Von der Hochebene, die von dort sich weithin gegen die Ausläufer des Lautertals erstreckt, sahen wir so viel wie nichts; ein Albnebel begrüßte uns ausgiebiger und noch tiefer grau als der Nebel im Tal, und sobald er uns in die Augen zu beißen anfing, verdichtete er sich so, daß, (wie später der Erbauer der Sonderbucher Steige bemerkt haben soll) ein zierlicher Meterstab steif darin stecken geblieben, und keinen Zoll tief erdwärts gesunken wäre.

Wir hatten nun zuerst Schafweide und dann brachliegendes Ackerland, durch das ein schmaler Feldweg führte, vor uns, und das ging immer noch an. Dann aber kam das Fleinselau, der schöne hohe Buchenwald, auf dessen tiefe Schatten man sich immer so freute, wenn man unterwegs war am heißen Sommertag, durch den wir uns aber jetzt bei Nacht und Nebel hindurch lavieren mußten, ohne daß auch nur ein Glühwurm sich über uns erbarmt hätte. Es war damals noch keine Richtstatt durch den Wald geschlagen, der streckenweise recht schmale Waldweg erfreute sich noch romantischer Krümmungen,

der Nebel überließ es dem Tastsinn unserer Füße, ihn zu finden, oder nein, er kümmerte sich gar nichts um uns, Weg und Steg sind für jeden Nebel unnötige, gar nicht existierende Dinge.

Wir kamen nur langsam vorwärts, standen immer wieder still und tasteten mit Händen links und rechts, daß wir den Weg nicht ganz verloren oder unsere Köpfe an die harten, glatten Stämme stießen. Ein paar Schritte vorwärts, dann standen wir schon wieder ratlos, nein nicht ratlos, nur in Gedanken, und noch bei bestem Humor. Der Herr Professor zitierte irgend einen griechischen Vers, ich glaube aus dem Sophokles,*) und dann zog er seine Streichholzbüchse und sprach, es werde Licht, und siehe, wir erkannten bei dem Flackerschein, daß wir noch auf gutem Wege waren, und gleichzeitig fiel mir ein, daß ich von dem heutigen Gartenfeuer her eine fast noch volle Zündholzschachtel bei mir trug — außerdem aber zwei ziemlich dicke Schulhefte, mein heute nicht bereinigtes eigenes Regelheft und das Normalheft des Primus, das durch seine solide Decke nicht ferne war von der Würde eines Buchs. In dieses Regelheft pflegte der Herr Präzeptor beim Exponieren aus dem Cäsar oder Nepos (Leute, für die es nach der Ansicht des Herrn Professors weniger Schwierigkeit hatte, ein ordentliches Latein zu schreiben, weil es ihre Muttersprache war), die Regeln der lateinischen Grammatik mit allen Ausnahmen und etlichen Finessen zu diktieren, damit wir für die Sünden, die wir beim Komponieren begingen, keine Entschuldigung hätten. Es war ein heiliges Buch, und es waren darin auch die Strafen angemerkt für Missetaten und Uebertretungen, wie z. B. daß sequi mit dem Dativ zwei Tatzen, das Kausale quum mit dem Indikativ 4 Tatzen, ut aber für daß, damit mit dem Indikativ sechs Tatzen aus dem Salz koste. Es war ein codex, an dem selbst Cicero seine Freude gehabt hätte, aber ich beschloß diesen Schatz, soweit er mein Eigentum und zweckdienlich war, zu opfern, absolut unersetzlich war er ja nicht, und auf einmal brannten die sechs ersten Blätter lichterloh auf dem schmalen, so heimtückisch sich windenden Waldweg. Noch ehe das Feuerchen abgebrannt war, hatte ich schon eine weitere Strecke des Wegs, geleitet von dem nebelbesiegenden Schein, hinter mir, und sofort erhob sich aus dem Brennstoff, den das geduldige Regelheft lieferte, ein neues Signal, das dem Vater und dem werten Gast zum erfreulichen Merkziel diente. So schlugen wir uns mit Hilfe der lateinischen Grammatik durch den Wald. In der Belobigung aber, die ich als Feuerwerker davon trug, war u. a. gesagt, daß es im Kampfe mit Nacht und Nebel nicht immer genüge, Fuchs oder Has' oder beides zugleich zu sein, daß es Fälle gebe, casus, qui postulant, ut beati Herostrati exemplar cum grano salis sequamur. Es freute den Herrn Professor, sich über den tiefen Sinn dieser Worte auf dem Rest des Heimwegs mit mir verständigen zu können. Mich aber freute es königlich, heute noch freut es mich, daß ich einmal, wenn auch nur auf eine Viertelstunde und in sehr knabenhafter Weise, als Fackelträger dienen durfte dem Manne, der als Forscher, Dichter und Weiser mit seiner Fackel in die Urgründe menschlichen Wissens und Könnens hineingeleuchtet und helle strahlendes Licht in die Schatzkammer höchster Poesie, die wir besitzen, hineingetragen hat.

Am Morgen des andern Tags, des letzten, den er bei uns zubringen wollte, stellte sich heraus, daß Ursel seine ebenso feinen wie dauerhaften Reiseschuhe aus eigener Kraft und Vernunft zum Schuster getragen hatte. Beim

---

*) φεῦ φεῦ, τὰ μεγάλα μεγάλα καὶ πάσχει κακά.
Weh, weh, was groß, muß auch groß Leid erdulden!

Stiefelputzen war ihr, heute nicht zum erstenmal, an einem dieser Schuhe, vorne am Oberleder, ein kreisrundes Löchlein aufgefallen, und in ihres Herzens Einfalt dachte sie, nun sei es höchste Zeit, daß dieser Schaden ausgebessert werde, damit der „hau'färtige" Herr vor der Schande bewahrt bleibe, mit einem Loch im Schuh in der Welt herum zu laufen. Sie fragte nicht erst lange, ob sie den Schuh zum Schuster bringen solle, es verstand sich ja von selbst. Meister Michel Bahrdt aber, der sich über solch ein seltsames Löchlein an dem feinsten Schuh, den er je gesehen, baß verwunderte, beschied die Ueberbringerin dahin, daß er sich diesen raren Kasus erst überlegen müsse und daß sie nicht darauf warten könne. Als nun der Herr Professor nach dem Frühstück seine gewohnten Schuhe anziehen wollte, war nur einer da, und nun gab es zwar kein Donnerwetter, aber doch ein Stirnrunzeln diesseits, jenseits aber, bei der Ursel, die zum Verhör antreten mußte, ein Regenwetter. Doch hellte sich der Himmel hier wie dort bald wieder auf. Michel Bahrdt hatte sich gesagt, so arg wirds nicht pressieren, und war aus dem Sinnieren darüber, wie solch ein kurioser Schaden entstanden und zu behandeln sei, noch nicht heraus- und noch nicht bis zur Tathandlung gekommen, als Ursel zum andernmal bei ihm erschien und ihm, fast atemlos vom raschen Laufen, zurief, er werde doch um Gotteswillen das Löchlein noch nicht zugeflickt haben. Der aber gab ihr mit einem Nein, weil ihm das Leder doch nicht gelangt hätte, den Schuh gelassen zurück, und glückstrahlend trat das Mädchen wenige Minuten später ohne anzuklopfen ins Zimmer und überreichte das corpus delicti dem Eigentümer mit dem Ausruf: „Gottlob und Dank, das Loch war noch nicht zugeflickt!" Sie hatte sich im Pfarrhause schon etwas Bildung angeeignet. Mit dem Löchlein am Schuh aber hatte es folgende Bewandtnis: Der Herr Professor hatte es eigenhändig mit seinem sehr scharfen Federmesser hineingeschnitten und ausgestochen, noch nicht lange, ein paar Tage vor seiner Ankunft bei uns, in der Nähe von Wiesensteig oder sonst wo am Fuße der Alb, und zwar eines Hühnerauges wegen. Dann erzählte er dem Vater mit einiger Befriedigung, daß es ihm hin und wieder gelinge, einen Kaliban von einem Schuster oder auch einen Kretin von einem Schneider zu einem halbwegs humanen Handwerker umzubilden. Doch sei es im Hinblick auf empfindliche Naturen, zu welchen auch der alte Schartenmaier zähle, leider noch ziemlich weit bis zu dem ersehnten Ziel — einer dem Inhaber wirklich sitzenden Bekleidung des menschlichen Körpers und namentlich der Füße.

Als der Gast, den der Vater bis zum Postwagen nach Herrlingen im Blautal begleiten wollte, zwischen Mittag und Abend aufbrach, und sich lieb und schlicht, doch nicht ohne sichtbare Bewegung von uns verabschiedete, standen der Mutter und auch mir die Tränen in den Augen. Friedrich Theodor Vischer hatte mein Knabenherz für immer gewonnen und auch das Herz des Mannes ist ihm treu geblieben bis auf den heutigen Tag.

Il concerto di musica.

Von Victor Wallerstein in Basel.

Die Galerie Pitti in Florenz besitzt ein Bild, das zwar weltberühmt ist, aber seit langem zu ihren Sorgenkindern gehört. Es stellt jene drei Halbfiguren dar, die unter dem Namen „das Konzert" so allgemein bekannt sind, daß man von einer weiteren Beschreibung sicher absehen kann.

Das Bild befand sich noch im 17. Jahrhundert im Besitze eines florentinischen Kunstfreundes in Venedig, Paolo del Sera.[1]) Da sah es der sehr unkritische Maler Carlo Ridolfi,[2]) der es als erster unter manchen anderen Werken des Giorgione aufzählt und beschreibt. Wenn das Bild schon hier dem Giorgione zugewiesen wird, dürfte dies darauf zurückzuführen sein, daß es von seinem Besitzer einfach so genannt wurde. Von diesem aber erzählt Gualandi,[3]) er habe öfters an den Herzog von Toscana Werke abgegeben und es hierbei nicht verschmäht, des guten Geschäftes wegen Taufen an den Bildern vorzunehmen; und tatsächlich ging auch dieses Werk als Giorgione in den Besitz des Herzogs über.[4]) Von da an datiert seine Taufe, und dies ist die Basis, auf der die Zuweisung an Giorgione beruht. Seit jener Zeit wurde der Name, soweit alte Namen in betracht kommen, beibehalten, höchstens wagte man den Zusatz, das Bild sei schlecht erhalten und übermalt. Erst Morelli hat in seinen Studien[5]) über Werke italienischer Meister darauf aufmerksam gemacht, daß hier ein schwieriges Problem vorliegt und es mittels seiner bekannten Methoden zu lösen versucht. Auch er konstatiert den schlechten Zustand und die „Besudelung" des Bildes durch die Hand eines Restaurators, spricht aber gleichzeitig die leise Vermutung aus, wir möchten hier ein Jugendwerk Tizians vor uns haben, welches allerdings in seiner ganzen Schönheit erst nach „Entfernung der Maske", die es verdeckt, herauskommen würde. Dieser Zuweisung, die sich mehr auf Wünsche und Ahnungen als auf plausible Gründe stützen konnte, schlossen sich Berenson, Schubring, Gronau an, während Crowe-Cavalcaselle, der Cicerone, Cook und, wie es scheint, auch die Gallerie-direktion selbst, an der ersten Taufe festhalten.

Beide Künstler haben eine Zeit lang zusammen gearbeitet, so daß ihre Werke selbst von Zeitgenossen nicht auseinander gehalten werden konnten.[6]) Schon Vasari erzählt von einigen Bildern z. B. dem Porträt eines Edelmannes aus dem Hause Barbarigo, das lange als ein Werk Giorgiones galt, bis man einmal im „Schatten" die Bezeichnung Tizians vorfand.[7])

---

[1]) Le vite de pittori. Ridolfi I, 81.

[2]) Lermolieff, Galerien von München, Dresden, Berlin. 1880, p. 185.

[3]) M. A. Gualandi, nuova raccolta di lettere sulla pittura scoltura ed architettura III, 167, n. f.

[4]) Cr. u. Cav. IV, 184.

[5]) Lermolieff, Studien 1880, p. 185.

[6]) Gronau, Tizian p. 20.

[7]) Gronau, Tizian p. 20.

Das Thema selbst bietet uns keinerlei Handhabe, das Werk auf eine bestimmte Zeit einzugrenzen. Die Darstellung von Virtuosen beginnt schon im 15. Jahrhundert auf Schaumünzen und ist von Venedig wohl über ganz Italien verbreitet worden. Man findet sie bis Bonifazio und Jacopo Bassano.[1])

So lassen uns also archivalische Notizen und auch zuverlässige Ueberlieferung bisher im Stich. Wir müssen uns rein an die Qualitäten des Bildes halten und untersuchen, in wie weit das Lob, das dem Werke allenthalben und in so hohem Grade gespendet wird, sich rechtfertigen läßt, vollends aber, ob wir es mit einem so bedeutenden Bilde zu tun haben, daß wir nach Namen, wie die bis jetzt vorgeschlagenen, greifen müssen.

Es muß zugegeben werden: Das Bild besticht auf den ersten Blick, in Photographie übrigens noch mehr als im Original, durch die mittlere Figur oder genauer, durch den Blick der mittleren Figur. Die Augen ziehen in ihrer sonderbaren Verrenkung den Beschauer an, haken sich gleichsam fest und nehmen so die ganze Aufmerksamkeit gefangen. Solches Mittel wird wohl immer wirken; ob es aber nicht sehr äußerlich ist, muß noch untersucht werden. Mit „seelischem Gehalte" möge nur so weit gearbeitet werden, wie die Mittel kontrollierbar sind, durch die er sich uns mitteilt. Dies scheint hier besonders am Platze zu sein, da über dieses Werk schon viel, mitunter auch schön geschrieben wurde. Freilich ist über ein Ausschöpfen des poetischen Inhaltes nicht zu diskutieren, da es meistens in der Freude am eignen Innenleben, nicht in der reinen Wirkung des Kunstwerkes seinen Ursprung hat. Nur so ist es zu begreifen, wie feinsinnige Betrachter z. B. Bayersdorfer, in einen Hymnus einstimmen können, der dann ewige Zeiten nachklingt.

Unser Bild wurde im Jahre 1902 gründlich restauriert und der von Morelli versprochene „Tizian" war von seiner Maske befreit; vielleicht auch hatte er nur eine andere angenommen, um in seinen augenfälligen Mängeln nicht gänzlich bloßgestellt zu sein. Was tut man, wenn man in seinen Erwartungen getäuscht wird, während man sich gleichzeitig alter Suggestion nicht entziehen kann? Dieselben Mittel wie vorher helfen aus der argen Klemme. War es ehedem die alte Uebermalung, so ist es jetzt die weit gehende Restauration, die das Bild bis zur „Unkenntlichkeit" verändert.

Das Gemälde ist tatsächlich heute noch zum Teil versunken, der Modellierung fehlen alle Uebergänge, der Farbe die Lokaltöne und Lasuren, sodaß schon der Reiz der Oberfläche vollständig fehlt. Die Leinwand ist über den Köpfen um eine Hand breit angestückt, sonst aber hat das Bild seine ursprüngliche Größe.[2]) Das oben zugefügte Stück ist der Wirkung nicht zuträglich, die Figuren sinken zu tief nach unten, und der Raum über ihnen ist tot. Außerdem wurde wohl hierdurch die Uebermalung des Hintergrundes veranlaßt, der jeder malerischen Qualität entbehrt.

Nicht um die Werke zu vergleichen, sondern nur um sich Rechenschaft abzulegen, eine wie große Rolle die Behandlung des Hintergrundes spielen kann, betrachte man die in derselben Gallerie befindlichen hervorragend schönen Bilder Tizians, seine „Bella" und das „Porträt eines jungen Engländers". Die zarten grünbraunen oder rötlichen Töne, die in den Köpfen spielen, beleben auch die sonst ruhige Fläche des Grundes, und umgeben die Züge mit einem wundervoll feinen Hauch von Licht und Farbe. In unserem Bilde ist

[1]) Jac. Burckhardt, Beiträge p. 256.

[2]) An den Seiten ist nichts angestückt, wie O. Fischl in den Bemerkungen seines Tizian (Klassiker der Kunst) angibt.

dieses überaus reizvolle Widerspiel ersetzt durch eine undurchsichtige braunschwarze Masse, die jetzt dick und harzig an der Leinwand klebt.

Der Hintergrund läßt also im Stich und das übrige im Bilde bietet, was das Kolorit anlangt, ebensowenig. Ganz wie der Fond ist auch das schwarze Gewand der Mittelfigur und der kurze Kragen des rechten Priesters behandelt. Selbst bei der größten Mühe wird man in dem undurchdringlichen Schwarz keinerlei Modellierung oder farbige Abtönung finden, vielmehr bildet es mit dem Hintergrunde eine einzige starkglänzende Fläche, die ganz unmalerisch durch das vorknallende Weiß in den Untergewändern der Seitenfiguren unterbrochen wird. Das Auge empfindet es geradezu als eine Wohltat, daß sich zwischen diese Extreme der an sich nicht sehr schöne Goldton der Gesichtspartie einmischt und dann noch einmal im Wams des Jünglings wiederkehrt. Es wird einem vor dem Bilde unbegreiflich, wie z. B. Crowe und Cavalcaselle von „zartem Widerschein, Mannigfaltigkeit der Lokalfarbe" sprechen, die sie niemals beobachtet haben können. Die Modellierung der Köpfe ist nicht durchgehend die gleiche. Schon M. Unger[1]) macht diese Bemerkung, findet aber darin merkwürdigerweise einen Grund für die Urheberschaft Giorgiones, „da die Figuren mehr involvieren, als ausdrücken". Bayersdorfer[2]) und alle übrigen merken das Gleiche, konzentrieren aber ihr ganzes Interesse auf die Mittelfigur, die tatsächlich bedeutend reicher und inhaltsvoller zu sein scheint als die beiden Seitenköpfe. Hier fehlen alle verbindenden Töne, die dunklen Augen und Konturen stehen isoliert und unvermittelt in dem schmutzig verblasenen Gesamtkolorit. Besonders schlecht und ausdruckslos ist der Schädel des Priesters rechts, dessen Form schon anatomisch eine Unmöglichkeit ist, im Bilde aber als recht verunglückt bezeichnet werden muß. Die Linien des Dreiviertelprofils sind hart, gefühllos, wie aus Papier geschnitten, was jedoch wahrscheinlich von der späteren Uebermalung des Hintergrundes herrührt. Schon hieraus wäre der Schluß zu ziehen, daß das Bild aus der Zahl der bedeutendsten Kunstwerke auszuscheiden sei. Doch wollen wir diese Argumente nur dann in Anspruch nehmen, falls sich schwerwiegende hinzufügen lassen, die mit Uebermalung und Restauration nichts zu tun haben.

Konnten wir in den beiden Seitenfiguren wenig erfreuliches finden, so müßte der am Spinett sitzende Priester umsogewisser von ungewöhnlich hoher Schönheit sein: denn er allein hat den Weltruf, dessen sich das Werk erfreut, tatsächlich zu rechtfertigen.

Von der Farbe wurde oben schon gesprochen. Die Modellierung, die wir jetzt beiziehen müssen, ist in der Tat reicher, feiner durchgefühlt und manche werden sogar von einem temperamentvollen Erfassen der Persönlichkeit sprechen. Vielleicht hat — was wir nur mit aller Vorsicht hinzufügen — in dieser Figur doch eine bessere Hand gewaltet. Es kann allerdings hierüber nichts bestimmtes gesagt werden, denn sie hat ebenso stark wie die beiden andern im Laufe der Zeit gelitten. Trotzdem weist sie höhere Qualitäten als diese auf. Wahrscheinlich ist es nicht, daß die drei Figuren von verschiedener Hand sind.

Die Komposition der mittleren ist nicht unabhängig von der Konzeption des ganzen Bildes, weshalb wir hier gleich auf eine Vermutung eingehen wollen, die von mancher Seite aufgestellt wird. Der Jüngling mit dem Federbarett soll erst später eingefügt worden sein. Abgesehen davon, daß

[1]) M. Unger, Kritische Forschungen, Leipzig 1865, p. 11.
[2]) Bayersdorfer, Leben und Schriften, München 1902, p. 100.

bei Ridolfi bereits die ganze Gruppe beschrieben ist, die Anstückelung also schon sehr bald nach Entstehung des Werkes hätte geschehen müssen, so versuche man sich die Komposition ohne diese vorzustellen. Sie verliert sofort das Gleichgewicht, und der Reichtum — der vielleicht nur durch künstliche Mittel erreicht ist — sinkt fast bis zur Unansehnlichkeit herab.

Kehren wir zu der Komposition der Mittelfigur zurück, so muß konstatiert werden, daß auch der Kontur des Mantels gegen das weiße Gewand des rechten Priesters eine Unmöglichkeit ist. Wann hätte man jemals einen Mantel so fallen gesehen?

Sitzt der Musikus, dann müßte die Isokephalie im Bilde aufgehoben sein, denn räumlich erscheinen die Figuren nicht so weit von einander getrennt, um solches zu rechtfertigen. Der Maler läßt uns darüber im unklaren, weder die Stellung der Glieder noch die Faltengebung des Mantels gibt uns Aufschluß. Dabei passen die harten gefühllosen Linien gar nicht zu dem stofflichen einer solchen Tracht.

Aus dem Vorhergesagten wird deutlich genug hervorgehen, daß wir es hier allerdings mit einer Bildruine zu tun haben, die uns aber durch nichts zwingt, auf eine verschwundene Pracht zu schließen. Das führt weiter zu dem Schlusse, daß weder Giorgione noch auch Tizian an dem Bilde beteiligt sein müssen. Neue Taufen oder Vermutungen würden wohl angesichts des Zustandes und der erhaltenen Qualitäten wenig Licht in die Frage bringen.

Alle großen Kunstwerke haben Eines gemeinsam: den großen inneren Reichtum, die große Konzentriertheit. Je länger und eingehender man sich in sie versenkt, desto voller an Schönheiten, desto lebendiger und mitteilsamer werden sie. Vom Concerto könnte man das Gegenteil behaupten.

Augenfällig wird an diesem Problem, wie stark oftmals Suggestion und Weltberühmtheit zusammenhängen.

Abendlied.

Von Hans Pfeifer.

Friedlich und stille ist die Nacht.
Ruh' aus; es ist genug gewacht!
Ruh' aus, es warten Träume dein,
Im Traume darfst du glücklich sein,
Im Traume!

Wie war der Tag so schrill, so laut!
Nun ist die Nacht so still, so traut.
Ruh' aus; es harren Kämpfe dein,
Der neue Tag wird ruhlos sein.
Ruh' aus! — —

Edmund Harburger.

Von Helene Raff in München.

Es gibt ein Gedicht von Isolde Kurz — „Der neue Gott“ — darin auf gar anmutige Weise die Geburt des jüngsten, des herzerfreuenden unter den Göttern, geschildert wird. Die Phantasie ist seine Mutter; seine Wärterinnen sind die Chariten. Mit Lachen begrüßt er die Welt; und sie lernt das goldene Lachen von ihm — „denn des Lebens Gehalt zeigt sich den Lachenden nur“. —

Dieser nachgeborene Gott ist der Humor.

Zur Rechtfertigung solchen himmlischen Ursprungs aber muß dem Humor, wo er uns in den Künsten entgegentritt, jene Tiefe und Feinheit innewohnen, die einem beobachtenden Auge und gütigen Herzen entspringt. Nie darf er das heitere Bild, das er uns vorführt, zum Zerrbild ausarten lassen; vielmehr soll die befreiende lösende Wirkung von ihm ausgehen, durch die jedes echte Kunstwerk mit der Wirklichkeit versöhnt.

Die vorliegenden Blätter sind dem Andenken eines Künstlers geweiht, dem jener echte Humor zu eigen war und dessen Persönlichkeit noch lebensfrisch den Nachbleibenden vor Augen steht. Ein schmaler schöngeschnittener Kopf mit langem schwarzem Barte, meist ein wenig seitwärts geneigt, den Blick still betrachtend auf sein Gegenüber geheftet, während den Mund ein leises Lächeln umspielte! — Das war die für Edmund Harburger charakteristische Haltung; und je mehr seine Gestalt in sich zusammensank, je deutlicher den hagerer werdenden Zügen das Siechtum seinen Stempel aufprägte, desto klarer trat der Ausdruck behaglich milder Heiterkeit darin zutage.

Er war nicht, wie hervorragende Humoristen bisweilen sind, im Leben ein ernsthafter, fast schwermütiger Mensch, sondern eine harmonische Natur, der das Glück sich alleweg hold gezeigt hatte. Seine Kränklichkeit war der einzige Tribut, den das Schicksal von ihm forderte; den entrichtete er mit Ergebung, kindlich froh über jede gute Stunde, die er seinem Plagedämon ablisten konnte. Und die guten Stunden bildeten immerhin die Mehrzahl.

Edmund Harburger war am 4. April 1846 zu Eichstätt geboren; ein Jahr später übersiedelte die Familie mit ihm nach Mainz, wo er den Vater, der ein angesehener Kaufmann gewesen, früh verlor. Der heranwachsende Knabe sollte sich dem Baufach widmen, war auch nicht unlustig dabei; doch regte sich in seiner Seele bereits der Drang zur Malerei. Bei dem Schwager seines Chefs, dem Tiermaler Prestel, hatte er Gelegenheit, hier und da einen Blick in ein Maleratelier zu werfen; dadurch ward jener schlummernde Wunsch genährt und ihm selbst zum Bewußtsein gebracht. Heimlich versuchte er sich in Naturstudien und figürlichen Szenen; als er dann, nach sechsjähriger Lehrzeit auf die technische Hochschule in München zu fernerer Ausbildung gesandt wurde, entschloß er sich kurz und besuchte statt des Polytechnikums die Kunstakademie. Dort ward er Schüler der Professoren Raupp und Lindenschmit; um zu seinem Unterhalt beizutragen, zeichnete er in freien Stunden für den bekannten Kunstverlag J. Scholz in Mainz. Auch seine Beziehungen zu den „Fliegenden Blättern“, denen er mehr als dreißig Jahre ein treuer Mitarbeiter blieb, stammen schon aus jener Zeit.

Er brauchte nicht, wie so viele, des Erfolges überlang zu harren: gleich

seine ersten ausgestellten Bilder fanden glänzende Aufnahme, so z. B. die prächtige „Wirtsstube von Stafflach a./Brenner", die er als Sechsundzwanzigjähriger malte und die erst jüngst zu den Zierden der Berliner Jahrhundertausstellung wie des Münchener Glaspalastes gehört hat. Binnen kurzem war er in die Reihe der anerkannten und — was seltener ist — gut bezahlten Künstler vorgerückt; das ermöglichte ihm, auch einer Nebenpassion zu fröhnen, der des Sammelns und Einrichtens. Er brachte eine Menge schöner alter Gegenstände zusammen, die sein späteres Heim zu einer Augenlust für den Besucher machten; so besaß er unter anderem ein vollständig ausgestattetes, durch den Bildhauer Gedon renoviertes Puppenhaus aus dem 17. Jahrhundert und ähnliches mehr, was einem Museum zur Zierde gereicht hätte. Das Beste jedoch führte er erst als Vierziger in sein Haus und Leben ein: er verband sich mit einer schönen kunstbegeisterten Mainzerin zu glücklicher Ehe, die über zwanzig Jahre währte und der zwei begabte Kinder entsprossen sind.

Sein Familienleben war ein musterhaftes, friedlich und liebevoll, wie es seiner eigenen Anlage entsprach. Er bedurfte dessen durchaus; denn seine Seele war gleich seinem Körper zart organisiert, allem Heftigen, Gewaltsamen abgeneigt. Ueberdies hielt er fest an der Ueberzeugung, daß vielgestaltiges, aufregendes Erleben sich mit konzentriertem Schaffen schlecht verträgt und daß ein Künstler vor allem die Harmonie in seiner nächsten Umgebung braucht. — „Stimmung ist Frieden" — hat einmal Thomas Mann gesagt; und in diesem Ausspruch liegt eine größere Wahrheit als in dem neuerdings beliebten Schlagwort, daß ein jeder sich ausleben müsse. — Die Kunst ist ein Efeu, der die besten Kräfte des Baumes aufsaugt, an dem er erwächst; wer gänzlich in ihr lebt, darf den Reichtum seiner Seele nicht verzetteln. Harburger war solch eine gesammelte Natur. Er hing an den Seinigen, wie an den Freunden mit Treue und Innigkeit; aber seine eine große Leidenschaft gehörte der Kunst. Und so gern er drunten am Familientische saß — der fröhlichste Augenblick des Tages war ihm doch der, wenn er des Morgens in sein Atelier hinaufstieg und der vertraute Raum ihn mit einer Fülle selbstgeschaffener Gestalten umgab.

Von seiner Zeichenkunst zu reden, erscheint fast als Ueberfluß; sie ist den Lesern der „Fliegenden Blätter" und somit der ganzen Welt bekannt genug. Eine zwingende Unmittelbarkeit der Beobachtung spricht aus diesen unzählbaren, mit weichem Kohlenstift hingezauberten Gestalten, an denen jeder Strich sitzt, als müsse es so und nicht anders sein. Tatsächlich nahm er bei seinen Zeichnungen selten eine Aenderung vor; er schrieb sie gewissermaßen herunter. Bei Gemälden verfuhr er anders; er arbeitete langsam, besserte beständig und zwar nie anders als vor der Natur, nach der er jede Kleinigkeit aufs Gewissenhafteste studierte. Wohlgemerkt tat er dies schon zu einer Zeit, wo viele Kollegen sich noch, wie der Scherzausdruck lautet, ihre Geschöpfe „aus der Tiefe des Gemütes" konstruierten.

Erst die Gedächtnisausstellung seiner Werke im diesjährigen Glaspalast offenbarte einem größeren Publikum, was man in Künstlerkreisen längst wußte: welch ein trefflicher Maler der allbeliebte Zeichner gewesen war. Die ebenso pietätvoll als umsichtig ausgewählte Sammlung bot ein treues Abbild seiner Persönlichkeit und seines Werdegangs. Die ersten, in den siebziger Jahren entstandenen Bilder — meist Interieurstudien — haben einen warmen tiefen Ton, den man altmeisterlich nennen würde, wenn das Naive, Selbstgeschaute der Malereien nicht einer vorsätzlichen Anlehnung widerspräche. Späterhin beginnt dieser an die Niederländer gemahnende Goldton sich zu bleichen, mit feinen silbrigen Grautönen zu durchlichten. Die 1886 gemalte „Näherin"

z. B. ist beträchtlich kühler im Kolorit und spitzer in der Vortragsweise; ein entfernter Einfluß Menzels, der sich für Harburger interessierte und ihm bei einem gelegentlichen Besuche „Nur Modell, soviel Modell als möglich!" — anempfahl, scheint hier mitzuwirken. (Dagegen hat eine noch im Atelier befindliche Knabenstudie, ungefähr um 1876 entstanden, etwas Makartsches in ihrer Breite und Farbensattheit.) Voll Interesse für alles Technische seiner Kunst hatte Harburger verschiedene Malweisen ausprobiert; in den letzten Jahren pflegte er auf Kreidegrund oder Halbkreidegrund die Untermalung in Tempera, resp. einfacher Wasserfarbe ziemlich weit auszuführen und dann leicht zu firnissen, ehe er mit der Oelfarbe dünn und flüssig darüberging. Die flimmerigen perlmutterähnlichen Uebergänge, die auf solche Art entstanden, „freuten ihn". Und nicht nur dem „Wie", sondern auch dem „Was" sah man die Freude und Liebe an, die er hineingelegt hatte — ob es nun der Dorfmediziner war, der mit so köstlichem Forscherblick das zahnwehbehaftete Knäbchen prüft oder ein altes Weiblein in seiner Armeleutstube — oder ein Paar verwegener Zechbrüder in irgend einem Kneipenwinkel.

Harburgers Kunst ist, wie man das heute zu nennen liebt, Heimatkunst — insofern als er mit seinem Stift und Pinsel recht eigentlich der schalkhafte Historiograf des Volksstammes geworden ist, in dessen Mitte er geboren und von 1866 bis zu seinem Tode wieder heimisch war. Der Aufenthalt bei den weinfrohen lebensgewandten Rheinländern hat keine Spuren in seiner Kunst zurückgelassen. Seine Menschen sind, soweit sie nicht Gesellschaftstypen darstellen, wie der Geldprotz, der Korpsstudent usw., durchweg Vertreter des Bajuvarismus von einer bestimmten Sorte. Derbe, massige Gestalten, schwerfällig im Denken und doch einer gewissen Schlauheit nicht entbehrend, gutmütig bis es ans Losschlagen geht — so sitzen sie vor ihrem Bierkrug oder Mostglase, eine dralle Wirtin als weibliches Seitenstück daneben. Der Beschauer meint, sie vor sich hinbrummeln zu hören: „Laß mir mein' Grüabigen!" — oder: „Mei Ruh will i hobn!" — Es ist kein Zufall, daß die meisten der Postkarten, darauf der Münchener Gambrinuskult sich in Gestalt eines Schenkkellners oder Bierdimpflers verewigt, eine deutliche Anlehnung an Harburgersche Vorbilder zeigen. Man wird immer unwillkürlich auf ihn zurückgreifen, wo es sich um solche Typen handelt; denn er ist für die Wirtshaushocker der bayerischen Hochebene etwas Aehnliches geworden wie Teniers oder Brouwer für die Insassen niederländischer Schenken. Doch mit dem Unterschied, daß bei jenen mehr die Meisterschaft der Darstellung als der dargestellte Volksschlag unser Interesse wachruft, während Harburger es versteht, seine Menschen uns menschlich nahe zu bringen, so daß wir ihrem etwas plumpen, aber genügsamen Lebensgenusse mit wohlwollendem Lächeln zusehen. Das ist das Doppelgeheimnis der Kunst und der Güte — und eben darin zeigt der Humor sich als der lachende Zwillingsbruder der Poesie, daß er für Dinge, die sie in ihre Sphäre nicht zu erheben vermag, den freundlichen Ausgleich findet.

Harburgers Schaffen hielt sich keineswegs ausschließlich im Rahmen dieser Spezialität. Er hat vortreffliche Stilleben, lebensvolle Bildnisse von sich und den Seinen gemalt; aus ihnen allen spricht sein feines tiefschauendes Wesen zu uns. Aber in kluger Selbstbeschränkung vermied er, was in seiner Begabung „nicht lag" — das heißt: man wußte nicht, war das Klugheit oder naiver richtiger Instinkt, was ihn befähigte, die Grenzen seines Wesens so genau abzutasten und niemals darüber hinauszugehen. Er kannte sein Gebiet, er kannte die Formate, in denen er sein Bestes zu geben vermochte. Wenn ihn in schwermütigen Stunden bisweilen deuchte, er hätte Größeres leisten, mit

seinem Pfunde noch anders wuchern müssen, so war das eben das Gefühl des Ungenügens, das jeden ernsthaft Strebenden zeitweise beschleicht. — Als in den 90er Jahren der Konflikt der „Alten" und „Jungen" hüben wie drüben viele ungerechte Uebertreibungen zeitigte, da befand sich mancher Künstler in Gefahr, ein Schwankender oder Fanatiker zu werden. Harburger gehörte zu denen, deren sichere Selbstberuhung sie vor diesen Uebeln bewahrte. Er hatte Freunde in beiden Lagern und ehrte das echte Können hier wie dort; rückhaltlos erkannte er das fruchtbare Element in den Bestrebungen der Neueren — aber er schied sich von denjenigen, die nur eine Schablone durch eine andere ersetzen wollten. (Hierin dachte er ähnlich wie z. B. Ernst Zimmermann, der gelegentlich einem Kollegen auf die Anschuldigung, ein „Geselchter" — nämlich ein Anhänger des bräunlichen Galerietons — zu sein, die charakteristische Antwort gab: „Ach weißt, mein Lieber, man kann auch violett geselcht sein". — Das einseitige Mitmachen jeder künstlerischen Modeströmung lag nicht in Harburgers Natur; er hütete sich stets, anders zu malen als er sah. Ein einzigesmal hat er versucht, ein Bild ganz in Freilichtweise zu malen; es glückte nicht, und er selbst zeigte es den Besuchern als mißlungen. „Sehen Sie, so geht's, wenn man aus seiner Haut hinaus will! Von jeder Richtung nur nehmen, was zur eigenen Begabung und Ueberzeugung paßt — alles andere ist vom Uebel."

Diesen Grundsatz befolgte er auf allen Gebieten — wofür er nicht veranlagt war, darauf ging er nicht ein. Niemals sprach er über Dinge, die er nicht beherrschte; ihn peinigte weder der falsche Ehrgeiz, seiner geistigen Länge um jeden Preis ein paar Schuh zusetzen zu wollen, noch die Angst vor der Rückständigkeit, die heutzutage so viele Gebildete zu Nachrednern der unverstandensten Axiome macht. Eben darum hat wohl niemand je ein anderes als ein gescheites Wort aus Harburgers Munde gehört. Sein Kunstgefühl war ein wirklich ausgebreitetes: er war durchaus nicht „nur Maler", sondern besaß ein reges Verständnis für Plastik und hatte aus seiner Bauaspirantenzeit gründliche architektonische Kenntnisse herübergenommen. Sein Haus in München sowie sein Landheim in Steinebach am malerischen Wörthsee sind nach seinen eigenen Plänen erbaut. Wie feinsinnig er sie mit der Fülle der von ihm gesammelten kunstgewerblichen Kleinode auszustatten wußte, ist schon gesagt worden; ebenso wurde das Leben in den traulichen Räumen verschönt durch geistige Interessen aller Art. Harburger las gern, aber mit Auswahl — nur solche Bücher, zu denen er in ein bestimmtes Verhältnis treten konnte. Sein Leib- und Lieblingsbuch war der „Faust" — den konnte er sogar zum größten Teile auswendig und war um ein Zitat daraus nie verlegen. Ganz besonders liebte er die Musik, die des Konzertsaals sowohl wie das musikalische Drama; die Partitur des „Tristan" und der „Meistersinger" z. B. kannte er so genau wie es bei wenigen Laien der Fall ist. Auch an der Schauspielkunst nahm er lebhaften Anteil; ja, auf diesem Gebiete war er sogar „selber Einer", obschon er diese Seite seiner Begabung bloß für den Hausgebrauch zu üben pflegte. Er mimte vorzüglich, ahmte, als der scharfe Beobachter, der er war, die Geberden und das Mienenspiel anderer in unübertrefflicher Weise nach. In jungen Jahren hatte er häufig und erfolgreich bei Liebhaberaufführungen mitgewirkt, später beschränkte er sich darauf, in vertrautem Kreise eine oder die andere Persönlichkeit zu kopieren, wohl auch irgend ein Erlebnis in dramatischer Form zu schildern. So war er seinerzeit unter den Geschworenen bei dem berüchtigten Prozeß Berchtold gewesen und führte nachträglich einigen Freunden die Hauptmomente des Zeugenverhörs

auf anschauliche Weise vor. Man meinte, das Undeutliche des sich in der Aussage überstürzenden Zeugen, die gewundenen Redensarten des anderen, das Stocken des dritten Zeugen selbst mit anzuhören und die Betreffenden leibhaftig vor sich zu sehen. Der kleine zartgebaute Mann brachte es fertig, abwechselnd als vierschrötiger Kraftprotz oder als sich zierende Frauensperson dazustehen — die Kopfhaltung, die Fingerbewegungen eines jeden waren ihm fest im Gedächtnis geblieben.

Und dann die Geschichten aus seiner Akademikerzeit! — Wie er mit etlichen Gleichgesinnten einen nicht übermäßig scharfsinnigen Kollegen zum Besten gehalten hatte, indem sie heimlich den Nagel, an den jener seinen Hut zu hängen pflegte, täglich ein Stückchen höher und immer höher einschlugen. Der Betroffene merkte die Sache anfänglich kaum, bis er endlich nur hoch aufhupfend noch den Haken erreichen konnte und die bängliche Frage tat, ob er denn kleiner geworden sei? — Darnach ward eine Zeit lang Ruhe; dann verfielen die Quälgeister darauf, den Nagel überhaupt herauszuziehen und durch dessen täuschend gemaltes Abbild, inklusive Schlagschatten, zu ersetzen. — Man mußte sehen, wie Harburger den kühnen Schwung nachahmte, mit dem der Ahnungslose seinen Hut hinaufzuschleudern versuchte, die Verblüffung, als er ihm vor die Füße fiel, das mählich sich steigende Entsetzen, mit dem er an der verhexten Wand hinaufstarrte! — Wenn dann alles lachte, so lächelte auch er behaglich in seinen schwarzen Bart hinein, bemerkte etwa dazu: „Ach, so lustig geht es auf den Kunstschulen jetzt nimmer zu — die jungen Leute sind zu gescheit und ernsthaft" — oder er zitierte aus seinem geliebten Faust:

„Wir hatten nichts und doch genug —
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug." —

Charakteristisch war, daß keinem seiner Scherze, der auf Kosten anderer ging, jemals die geringste boshafte Spitze innewohnte. Versöhnliche Milde bildete den Grundzug seines Wesens; nie kam aus seinem Munde ein scharfer Tadel, etwa über Taten oder Leistungen eines Kollegen. Bei solchen, die er als ernsthafte Künstler achtete, sah er über das, was er vielleicht nicht billigte, rücksichtsvoll hinweg — und die andern waren ihm zu gleichgültig, um von ihnen zu reden. Deshalb bot seine Persönlichkeit, wo er sie auch einsetzte, eine Gewähr des Friedens und Zusammenhaltens; von den Mitgliedern der Luitpoldgruppe, der er seit ihrer Gründung angehörte, ist dies oft dankbar empfunden worden. Im ersten Bestehensjahr der Gruppe machte die Ansicht sich geltend, daß die Abweisung eines zur Ausstellung eingesandten Werkes nicht wie bisher durch den üblichen blauen Brief, sondern durch persönliche Mitteilung eines Jurymitgliedes erfolgen sollte, der dann dem Betroffenen die Gründe der Abweisung in schonender Form auseinanderzusetzen hätte. Harburger als Juroren fiel die Aufgabe zu, einem jüngeren Kollegen das Mißgeschick einer solchen Abweisung mitzuteilen. Durch Krankheit am persönlichen Besuche verhindert, schrieb er einen langen Brief an den Betreffenden, hob alles Gute an dem Bilde mit Wärme hervor und betonte in ebenso gelinder als offener Weise die Schwächen, die dessen Aufnahme verhindert hatten. Natürlich wurde ihm, der ohnehin zu klagen pflegte: „Lieber ein Bild malen, als einen Brief schreiben!" — dieser Brief besonders schwer; und mit einigem Herzklopfen eröffnete er die fast umgehend eintreffende Antwort. Aber er ward höchst angenehm enttäuscht; denn der Kollege schrieb ihm: so sonderbar es klinge, habe er an dem empfangenen Schreiben die größte Freude gehabt. Das warme Verständnis, die Freundlichkeit, die ein so hoch gehaltener älterer Kunstgenosse ihm entgegenbringe, entschädige ihn vollauf für die Abweisung eines einzelnen Bildes. — Eine so

schöne Erfahrung ist freilich im Erdenwallen eines Jurors sehr selten; auch Harburger hat sie nur dies einzige Mal gemacht. Jener gut gedachte Brauch der Luitpoldgruppe mußte wieder abgeschafft werden, weil eben nicht allen Preisrichtern die Harburgersche Herzenshöflichkeit und den wenigsten Abgewiesenen die Objektivität und Bescheidenheit jenes einen zu eigen war. Immerhin beweist der Fall, daß es denkbar wäre, für Preisbewerbungen, Ausstellungsbeschickungen usw. einen Modus zu finden, bei dem die Bewerber etwas lernen, anstatt daß wie jetzt ein Gefühl von Verkennung und Verbitterung auf beiden Seiten zurückbleibt. Um eine Enttäuschung nicht als unverdiente Kränkung, nicht als willkürliche Bevorzugung anderer zu empfinden, muß man die Gerechtigkeit, d. h. die Gründe davon einsehen können. Eine bloße geschäftsmäßige Ablehnung wirkt weder belehrend auf die jüngere Künstlergeneration, noch ist sie im stande, die Preisrichter, die doch schließlich ihrer besten Ueberzeugung gemäß urteilen, vor Mißdeutung zu schützen. —

Die maßvolle Güte, die ihm unter seinesgleichen so viel Freunde erwarb, bewies Harburger auch im täglichen Umgang, gegen hoch und niedrig Gestellte. Mit Untergebenen konnte kaum jemand rücksichtsvoller verfahren als er tat. Es war sehr schwer, ihn aus seinem seelischen Gleichgewicht herauszubringen; nur ganz ausnahmsweise konnte er einmal aufbrausen, dann freilich gehörig, wie alle langmütigen Menschen, wenn ihnen endlich der Geduldsfaden reißt. Aber er ging den Anlässen hierzu sorgfältig aus dem Wege, teils aus Zartgefühl, teils wohl aus jenem ahnungsvollen Haushalten mit der eigenen Kraft, das ihn unbewußt in vielen Dingen beherrschte. Unbewußt! — denn trotz der Kränklichkeit, die ihn eigentlich des Körperlichen nie vergessen ließ, hat er nie ernstlich an ein frühes Ende gedacht. Er kannte keine Sorge als die, im Schaffen behindert zu sein. Die Gicht verkümmerte seine schmalfingerigen Hände; aber er ließ sich den geliebten Stift nicht entreißen, sondern führte ihn auf eine selbsterfundene Manier (von unten auf anstatt von oben her) und zeichnete flott wie nur jemals weiter. Auch auf seinem letzten Krankenlager beschäftigte ihn hauptsächlich die Frage, wann er wieder würde arbeiten können? —

Von einer Lungenentzündung, die ihn im März 1906 befallen hatte, war ein heimtückisches Lungenleiden ihm zurückgeblieben, zu dem sich bald völliger Kräfteverfall gesellte. In diese Leidenszeit hinein leuchtete noch eine große Freude: die Feier seines 60. Geburtstages, an dem alle Liebe und Verehrung, die er als Mensch wie als Künstler sich erworben, ihm gesammelt vor Augen trat. Von nah und fern liefen Kundgebungen ein, auf die er, der innerlich Bescheidene und stets Begnügte, keineswegs gerechnet hatte; am meisten erfreute ihn der Glückwunsch, den seine Geburtsstadt Eichstätt ihm sandte. — Er hoffte Genesung in seinem Sommerheim zu Steinebach zu finden; aber selbst als diese Hoffnung sich nicht erfüllte, behielt sein unzerstörbarer, nur selten durch trübe Stimmungen verdüsterte Optimismus die Oberhand. Die Zartheit seiner nächsten Umgebung verschleierte ihm den schweren Ernst seines Zustandes; und das Kindliche, das ihm, wie den meisten schöpferisch Veranlagten, innewohnte, half ihm zu glauben, was er gern glauben wollte.

So ging er hinüber ohne Kampf und Bitterkeit, am 5. November 1906. Das tote Antlitz schien das eines friedlich Schlummernden zu sein; es war als läge noch ein Abglanz der milden Heiterkeit darüber, die sein eigenes Leben und das von tausend andern verschönt hatte.

Angelo Neumanns „Erinnerungen an Richard Wagner“.

Wie kein zweiter übte Richard Wagner den fesselnden Zauber des Genius aus, der die Talente mit magnetischer Kraft an sich zieht, sie emporhebt in seine Sphäre und zwingt, ganz in seinen Dienst zu treten. Von allen Seiten strömten ihm die Begabungen zu, geistig-künstlerische und organisatorisch-praktische. Zu den letzteren gehört der jetzt noch in Prag als Theaterdirektor wirkende Angelo Neumann, der unlängst seine „Erinnerungen an Richard Wagner“ [1]) veröffentlicht und damit einen nicht zu verachtenden Beitrag zur Kenntnis wichtiger Begebenheiten und Persönlichkeiten geliefert hat. Als Schriftsteller hat Neumann sich gut bewährt. Es ist ihm gelungen, den Stoff in den Hauptzügen klar zu gliedern und auch im einzelnen Uebersicht zu wahren. Wie als Bühnenleiter so versteht er sich mit der Feder auf Wirkung. Namentlich die Aktschlüsse — wenn man so sagen darf — seiner Erinnerungen sind mit Geschick angelegt und ausgedacht.

Besonderes Gewicht erhalten Neumanns Mitteilungen vom Jahre 1876 ab, als er gemeinsam mit Dr. August Förster, dem langjährigen Regisseur des Wiener Hofburgtheaters, die Leitung des Stadttheaters in Leipzig übernahm. Zu Bayreuth fand im gleichen Jahre die erste Aufführung des „Rings“ statt. Es gelang dem Enthusiasmus Neumanns, seinen Sozius Förster soweit zu beeinflussen, daß dieser, trotz der in Bayreuth gewonnenen ungünstigen Eindrücke, einen tief ergebenen Brief an Wagner schrieb und um Ueberlassung des ganzen Werkes für Leipzig bat. Förster erklärte sich willens, die für Bayreuth neu beschafften Dekorationen und Maschinerien zu übernehmen und, erforderlichen Falles, wieder zu Wagners Verfügung zu stellen. Außerdem bot er 10 Prozent der Tageseinnahme und eine noch näher zu bestimmende namhafte Summe als Anzahlung auf diese Tantiemen. Geschrieben wurde dieser für die fernere Entwicklung wichtige Brief am 27. August 1876. Wagner antwortete freundlich aber ausweichend dahin, daß er selbst sein auf Grund der gemachten Erfahrungen sorgfältig korrigiertes Werk im nächsten Jahre noch einmal in Bayreuth vorführen wolle. Bis auf weiteres ruhten nun die Beziehungen zwischen Bayreuth und Leipzig. Da traf Anfang Februar 1877 ein Schreiben Wagners an Kapellmeister Sucher ein, in welchem Wagner als ein Herrscher im Reiche der Kunst den dringenden „Wunsch“ kundgab, die Direktion möchte für die ferneren Aufführungen seiner Opern — Wagner selbst schreibt „Opern“, nicht „Dramen“ — den Tenorist Georg Unger „anständig“ engagieren, damit er sich für eben diese Opern „unverdorben“ erhalten könne. Wenn Dr. Förster sich entschließe, diesem Wunsche zu willfahren, so werde Wagner bereit sein, mit ihm in

---

[1]) Leipzig, Staackmann.

Unterhandlungen in betreff Ueberlassung des Nibelungenringes einzutreten. Förster kam Wagners Anliegen entgegen und erlaubte sich zugleich, sein Anerbieten vom 27. August des vergangenen Jahres zu wiederholen. Daraufhin lud Wagner den Leipziger Direktor ein, ihn in Bayreuth zu besuchen. Dies geschah, und es wurde nun, wie Neumann und Glasenapp berichten, ein Vertrag vereinbart.

Noch war aber nicht alles in Ordnung, denn einige Wochen später — am 22. April 1877 — frägt Wagner ungeduldig an, warum denn Unger immer noch nicht engagiert sei und er selbst die brieflich gemeldete Vorlage nicht erhalten habe, auf die er nur warte, um abzuschließen. Zwei Tage später telegraphiert Wagner noch einmal, beklagt sich über „unerhörte Verschleppung", sichert die Annahme der von Förster im vorigen Jahre gemachten Propositionen nochmals zu, „und zwar ohne jede weitere Nebenbedingung", und verlangt sofortigen telegraphischen Bescheid, da er sonst über Unger und sein eigenes Werk anders beschließen werde. Förster antwortet, er betrachte Wagners telegraphische Erklärung, wodurch er die am 27. August 1876 gemachte Offerte ohne jede weitere Nebenbedingung akzeptiere, als Vertragsabschluß und werde den entsprechenden Kontrakt für Unger gleich an Wagner absenden. Wohlgemerkt: Förster bezog sich auf die Offerte vom 27. August, in welcher nur von einer Anzahlung auf die Tantiemen die Rede war, und diese Anzahlung nannte er „Ehrensold". Wagner dagegen deutete die Sache anders. Er gab eine Adresse an, welcher sogleich 4000 Mark in seinem Namen zu bezahlen seien. Im übrigen erwarte er nicht nur einen Tantiemenanteil von 10 Prozent, sondern unabhängig davon auch einen „Ehrensold" von 10000 Mark. Förster antwortete, daß er jene Zahlung in Wagners Namen geleistet habe, den „Ehrensold" aber nach wie vor in seinem Sinne verstehen müsse.

Inzwischen war Wagner nach London abgereist, wo endlose und fruchtlose Mühen auf den abgehetzten, müden Mann warteten. Ueberreizt, wie er war, schrieb er nun an Förster einen scharfen, allzuscharfen Brief, in welchem er seinem Unmut freien Lauf ließ. Dieser Brief hatte aber eine andere Wirkung, als Wagner in seiner Erregung glaubte, Förster kroch keineswegs zu Kreuz, sondern bezeichnete im Gegenteil Wagners Angaben als „absolut unrichtig", indem er sich auf die telegraphische Annahme seiner Bedingungen berief. Er ist der Meinung, daß Wagner die rechtliche Grundlage des von seiner Seite zweifellos klar normierten Kontraktes alterieren wolle und vielleicht bemüßigt sein könnte, in nicht ferner Zeit seine Ansicht noch einmal zu ändern. Um solcher Ungewißheit zu entgehen, zieht Förster es vor, unter prinzipieller Wahrung seines Rechtes Wagner sein Wort zurückzugeben und die sofortige Zurückerstattung der ausgelegten 4000 Mark sowie des Ungerschen Engagementsvertrages zu erbitten. Wagner wollte einlenken, sandte sogleich Telegramm und Brief. Jedoch Förster schlug die dargebotene Hand zurück. Er scheut sich nicht, den Vorwurf zu erheben, daß Wagner nur noch ein pekuniäres, nicht aber mehr ein künstlerisches Interesse an den Verhandlungen mit Leipzig besitze. Ja, so weit geht Förster, den Abbruch der Verhandlungen damit zu motivieren, daß ein weiterer gedeihlicher Verkehr bei Wagners nicht nur künstlerisch, sondern auch geschäftlich so stark ausgeprägten Individualismus nicht mehr möglich sei. — Wie mochten solche Worte auf den 64jährigen Meister wirken, der Leben, Kraft und Gesundheit seiner Kunst geopfert hatte und sich eben noch in London aufreibenden Mühen unterzog, um das Defizit von Bayreuth zu decken! Förster

war ja wohl sachlich im Rechte und seine Erregung ist begreiflich. Er hätte darum aber doch Bedenken tragen sollen, einem Richard Wagner gegenüber solche Worte zu gebrauchen, um so mehr da er sich selbst doch nur durch geschäftliche Erwägungen hatte bestimmen lassen, den Vorschlägen Neumanns Folge zu leisten, weshalb dann auch die „Naivität" seiner Hingabe, welche er selbst rühmend hervorhebt, und seine „freudige Begeisterung" in einem zweifelhaften Lichte erscheinen. Wir glauben es Neumann gern, daß diese Wendung der Dinge ihn tief betrübte, und daß er empört sein Glas von sich warf, als im Hause Försters auf die glückliche Lösung des Nibelungenvertrages angestoßen werden sollte. So schließt der erste Teil seiner „Erinnerungen" mit Donner, Blitz und Finsternis wie der erste Akt einer unheilschwangeren Tragödie.

Jedoch bald sollte sich das Dunkel wieder lichten. Der äußere Druck der Verhältnisse erwies sich stärker als alle Empfindlichkeit. Obgleich Försters letztes Schreiben eine Wiederannäherung fast unmöglich machte, ließ sich Wagner doch bereit finden, auf eine Anfrage, die Neumann ein halbes Jahr später an ihn richtete, entgegenkommend zu antworten. Förster selbst war durch ein Defizit von 121000 Mark inzwischen mürbe geworden und griff nun gern nach dem „Ring", dessen Ausstattung ihm zwar eine einmalige Ausgabe von 100000 Mark auferlegte, zugleich aber seinem Theater die Aufmerksamkeit weitester Kreise sicherte. Neumann erhielt plein pouvoir, ging mit der ihm eigenen raschen Entschlossenheit vor, und stand schon am 21. Januar 1878 in Villa Wahnfried. Von dieser ersten Begegnung entwirft er eine reizende, lebensvolle, überzeugende Schilderung: wir sehen den Meister vor uns, wie er, sein Söhnchen auf dem Schoß, seine treubesorgte Frau zur Seite in schlichter Natürlichkeit die Vorschläge des fremden Mannes entgegennimmt, durch dessen echte Hingabe an die Sache immer wärmer wird, bis „unendliches Wohlwollen" aus seinen Augen strahlt und er sich schließlich gar bereit finden läßt, selbst den Vertrag niederzuschreiben, den Neumann diktiert. — In schöner Begeisterung kehrt Neumann nach Leipzig zurück, der erfolgbedürftige Förster dankt ihm mit Tränen in den Augen, und alsbald betreibt nun der schneidige Operndirektor die Vorbereitungen für das große Werk mit einer Energie und Tatkraft, die Bewunderung verdienen. Wo er hinkommt, tauchen plötzlich Talente auf, die er an sich zu fesseln weiß. Die Zeit der Vorbereitung war nur kurz bemessen, Neumann wußte aber alle Schwierigkeiten zu besiegen, am festgesetzten Termine gingen „Rheingold" und „Walküre" über die Bühne unter der Aufmerksamkeit und Anteilnahme des ganzen musikalischen Deutschland.

Der große Erfolg veranlaßte Neumann, sogleich die Aufführung des Werkes in Berlin ins Auge zu fassen. Die nächste Zeit verging mit Unterhandlungen über diesen Plan und mit Vorbereitungen für die beiden letzten Abende des „Rings" in Leipzig. Wagner brachte durch seine ungestümen Wünsche die Direktion wieder in einige Verlegenheit. Neumann tat gewiß gut daran, demgegenüber sein eigenes Rechtsgefühl und seine eigene Meinung geltend zu machen. Die Verstimmung des Meisters ging vorüber, am 21. und 22. September 1878 fand zu Leipzig die Aufführung des „Siegfried" und der „Götterdämmerung" statt, Wagner sprach brieflich Neumanns Mut, Eifer und großem Geschick die offenste und vollste Anerkennung aus.

Im folgenden Jahre, 1879, gedieh der Berliner Plan mehr und mehr zur Reife, obgleich Wagner selbst „der sehr bestimmten Meinung" war, Neumann solle stolz in Leipzig bleiben und das Berliner Publikum zu sich

kommen lassen. Inzwischen war Anton Seidl an Stelle des nach Hamburg übergesiedelten Sucher Kapellmeister in Leipzig geworden, auch der von Wagner seiner Befähigung und Gewandtheit wegen dringend empfohlene „junge Herr Mottl aus Wien" war kurze Zeit neben Seidl und Nikisch tätig. Da das Gerücht ging, die Aufführung des „Parsifal" werde im Jahre 1881 zu Bayreuth nicht stattfinden können, kam der rührige Operndirektor auf die kühne Idee, den Meister um Ueberlassung des Werkes für Leipzig zu bitten. Nachdem Wagner freundlich, aber ablehnend geantwortet hatte, wandte Neumann seine Aufmerksamkeit dem „Tristan" zu. Im März des Jahres 1880 begann er mit den Vorbereitungen. Ein verloren gegangener Brief hatte aber zur Folge, daß Wagner von Neapel aus die Aufführung verbot, sehr ungemütlich wurde und gar mit dem Gerichte drohte. Infolgedessen gab Neumann diesen Plan einstweilen auf und beschäftigte sich umso eifriger mit dem Berliner Nibelungengastspiel. — Damit schließt der zweite Teil der Memoiren. Nebenbei sei bemerkt, daß die Daten von einigen der zuletzt mitgeteilten Briefe nicht richtig angegeben sein können: Neumann schreibt von Leipzig aus am 23. April: Diesen Brief kann Richard Wagner in Neapel unmöglich schon am 24. April beantwortet haben.

Der dritte Teil der „Erinnerungen" behandelt die Aufführung der „Nibelungen" in Berlin und bringt wiederum eine Fülle interessanter Mitteilungen, insbesonders über die Auseinandersetzung mit Hülsen, dessen briefliche Aeußerungen durch die Offenheit, Ehrlichkeit und Unumwundenheit des Tones menschlich nur für ihn einnehmen können. Wagner selbst traf mit Frau Cosima pünktlich in Berlin ein. Gleich die erste Unterredung zeigte aber seine heftig ungestüme Art. Er verlangte, Neumann solle Scaria, diesen „Hausknecht", ohne weiteres wegschicken, sonst werde er selbst sofort wieder abreisen. Neumann lehnte mit Recht dies Ansinnen ab. Frau Cosima trat als guter Engel wieder einmal begütigend dazwischen, in der Probe war Wagner von Scaria entzückt, und Neumann hat nun eine hocherwünschte Gelegenheit, seine Fixigkeit und Findigkeit im hellsten Lichte erstrahlen zu lassen. Berechtigt ist sein Stolz und sein Selbstgefühl, wenn er auf das ausgezeichnete Ergebnis des ersten Zyklus hinweist, zu dem sich ein illustres Publikum eingefunden hatte. Auch Exzellenz von Hülsen war erschienen und bestätigte den Erfolg. Wagner versprach, zum vierten Zyklus wieder zu kommen, und Frau Cosima unterstützte brieflich den Dank ihres Mannes in vollendeter Höflichkeit und warmherzig offener Anerkennung.

Wagner hielt Wort, die Vorstellungen nahmen wieder einen glänzenden Verlauf, selbst Kaiser Wilhelm war anwesend, das Ganze schien einem höchst befriedigenden Abschlusse entgegen zu gehen. Da störte zu allerletzt ein greller Mißton das schöne Einvernehmen, gerade als ob ein Kobold seinen Schabernack triebe. Neumann veranstaltete nach der „Götterdämmerung" eine große Feier auf der Bühne. Schon nach den ersten Worten aber, die er gesprochen hatte, drehte sich Wagner plötzlich um und ging raschen Schrittes weg! Neumann führte seine Ansprache zu Ende, war aber furchtbar betroffen und tödlich gekränkt, da er glaubte, Wagner habe in plötzlicher Laune gehandelt und ihn vor dem ganzen Berlin gleichsam ins Gesicht geschlagen. In diesem Gefühle teilte er Wagner brieflich mit, daß er alle weiteren persönlichen Beziehungen zu ihm abbreche. Wagner antwortete mit der überlegenen, begütigenden Ruhe dessen, der sich im Rechte weiß, daß von einer Kränkung gar keine Rede sein könne, da ihn ein plötzliches heftiges Unwohlsein zum Verlassen der Bühne gezwungen habe. Er für seine Person ersehe gar

keinen Grund, den ihm angenehmen Umgang mit Neumann zu unterbrechen und wolle sich mit ihm über alles weitere „durchaus freundschaftlich" auseinandersetzen. Jedoch selbst dies seltene Entgegenkommen Wagners und der herzliche Ton seines Briefes taten diesmal keine Wirkung. Neumann war an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Der großzügige, opferwillige Geschäftsmann überließ sich einem kleinlich verblendeten Schmollen, dem er überdies unverhüllten Ausdruck gab. Wagner sah einige Zeit noch ruhig zu, als Neumann aber bei seinem schroff ablehnenden Verhalten beharrte, vermochte auch er sich nicht länger zu bezähmen, ließ seinem berechtigten Unmut die Zügel schießen, äußerte sich brieflich an Förster über Neumanns Regie höchst mißfällig, forderte Erfüllung seiner Wünsche und stellte es Neumann zugleich anheim, ganz zurückzutreten, wenn ihm diese Forderungen unangenehm sein sollten. Also endete nun auch das großartige Berliner Unternehmen mit einer grellen Dissonanz und heftiger Erbitterung gerade derjenigen, die sich doch gegenseitig so Bedeutendes geleistet hatten.

In dieser schwierigen Lage bewährte sich die überlegene Ueberredungskunst August Försters. Hatte er sich bei jener ersten Auseinandersetzung mit Wagner gewiß zu Aeußerungen hinreißen lassen, die dem Genius gegenüber besser unterblieben wären, so betätigt er jetzt eine wohlmeinende Gesinnung und scharfe Intelligenz, die völlig mit ihm versöhnen müssen und von der Bedeutung seiner Persönlichkeit keine geringe Meinung erwecken. Neumann ließ sich denn auch von ihm bestimmen, an Wagner zu schreiben und eine mündliche Auseinandersetzung vorzuschlagen. Wagner kam diesem Wunsche entgegen mit der herzerquickenden Rückhaltlosigkeit, die in solchen Fällen nur den offensten, ehrlichsten Charakteren zu Gebot steht, und am 21. Juli 1881, also zwei Monate nach der Katastrophe in Berlin, sehen wir Neumann wieder als Gast in Villa Wahnfried. Beim Abschied begann Wagner selbst von der Berliner Affaire zu reden. Er versicherte Neumann noch einmal eindringlich, daß er nur wegen eines plötzlichen Unwohlseins die Bühne verlassen habe. Dabei nahm er des Gastes Hand und legte sie an sein Herz mit den Worten: „Wenn Sie wüßten, wie es da arbeitet, wie ich da leide! — Glauben Sie mir nun?" Der unglückselige Operndirektor brachte es in seiner törichten Verblendung aber wieder nicht über sich, „Ja" zu sagen. Da stieß Wagner seine Hand heftig zurück und sagte mit einem Seufzer: „Ach, daß es einem doch so schwer gemacht wird, Glauben zu finden!" Die beiden gingen noch eine Weile stumm nebeneinander her. Am Ausgang umarmte und küßte Wagner seinen Gast und sie schieden, ohne daß weiter ein Wort gewechselt wurde. — Wie mochte Neumann anderthalb Jahre später beschämt sein, als er die Ursache von Wagners Tod erfuhr! Da konnte ihm zum Bewußtsein kommen, wie klein er selbst in jener Stunde war, wie groß der über sein Mißtrauen hinwegsehende Wagner.

Neumann hatte während dieses Aufenthaltes in Bayreuth den Nibelungenfundus besichtigt, den er für die geplanten Londoner Aufführungen erwarb. Anfang September 1881 unterzeichnete Wagner einen naiven Vertrag, von welchem sogleich noch die Rede sein wird. Neumanns Tatendurst war dadurch aber immer noch nicht befriedigt. Schon Ende September trat er an Wagner wieder mit einem anderen Projekte heran, welches darauf abzielte, das neugegründete Deutsche Theater in Berlin mit einem Richard Wagner-Theater zu verbinden. Neumann hatte dabei nichts Geringeres im Sinn, als daß ihm Wagner das ausschließliche Aufführungsrecht des „Parsifal" für Europa und Amerika übertragen solle. Als Antwort erhielt er ein Schreiben von

Frau Cosima, welches die Parsifalfrage gar nicht berührte, dagegen auf einige für Wagner nachteilige Punkte in dem soeben erwähnten Nibelungenvertrage aufmerksam machte. Ein neuer Beweis dafür, daß Wagner, wenn es sich um größere geschäftliche Abmachungen handelte, nicht immer ruhig und besonnen genug vorging. Später erst fiel ihm dies und jenes Wichtige ein. So verlangte er nun nachträglich das Aufführungsrecht für Dresden zurück, für alle anderen Fälle eine Zeitzusicherung und überdies einen Vorschuß von 20000 Mark. Jetzt war für den zuvor so kleinlichverblendeten Neumann die Gelegenheit gekommen, sich in seiner ganzen Größe zu zeigen: der gewünschte Vorschuß wurde Wagner ohne Verzug telegraphisch angewiesen. In einem wichtigen und schönen Briefe setzte der Meister nun seine Stellung zu dem Berliner Projekt auseinander und die Gründe, die ihn veranlassen, den „Parsifal" nur in Bayreuth zur Aufführung zu bringen. Sollte es Neumann aber gelingen, dereinst ein „wirkliches" Bühnen-Weih-Theater auszubilden, so könnte wohl auch von einer Ueberlassung des „Parsifal" die Rede sein.

Es folgten die Intermezzi von Paris und London. Sofort nach deren Abschluß ging der rastlose Geschäftsmann an die Verwirklichung des von Wagner selbst angeregten Planes eines „wandernden Wagnertheaters". Neumann gibt den Berliner Plan bis auf weiteres auf, will dagegen in der Zeit vom 1. September 1882 bis zum 31. Mai 1883 eine große Tournee unternehmen und 36 Zyklen geben, welche nach seiner Berechnung für Wagner mindestens 150000 Mark Tantiemen abwerfen müssen. Wagner redet ihn brieflich jetzt an als „Liebster Gönner, Herr und Freund!", bewundert seine Rastlosigkeit, seinen Glauben und Mut und verspricht, ihn nie sitzen zu lassen.

Wir übergehen Neumanns Anwesenheit bei der ersten Parsifalaufführung in Bayreuth, sowie die rührende Geschichte, die er von seinem edelmütigen Verzichte auf Wagners letztes Werk erzählt, und treten nun an den eigentlichen Glanz- und Höhepunkt seines Lebens heran, an die große Wagner-Tournee. Vom Zuschnitt der Dispositionen kann die eine Mitteilung einen Begriff geben, daß das Ehepaar Vogl allein eine monatliche Gage von 30000 Mark bezog. Heinrich Vogl wird von Neumann als ein ebenso tüchtiger und ausdauernder wie materiell gesinnter Künstler geschildert. In rascher Folge führte die Tournee von Breslau über Posen nach Königsberg, Danzig, Hannover, Magdeburg, Hamburg und Bremen. Hier wurde Neumann die Leitung des Stadttheaters angetragen, auch erhielt er aus Venedig einen ausführlichen Brief Wagners, welcher wieder die Parsifalfrage berührte. Wagner verweist auf seine frühere „bestimmte" Erklärung, daß, solange er selbst schaffen und wirken könne, der „Parsifal" einzig und allein in Bayreuth zur Aufführung kommen solle. Dabei beschäftigt den Meister aber doch die Sorge um die Zukunft. So unglaublich es scheinen mag, Richard Wagner kennt nicht zur Genüge die hohe Begabung und Energie seiner eigenen Frau. Es bleibt ihm „unbekannt und unerkenntlich", wer sein Werk weiterführen soll. In dieser höchst merkwürdigen Befangenheit denkt er wieder an die Möglichkeit, daß es Neumann beschieden sein könne, sein Wagnertheater zu der Reinheit und Vollendung von Bühnenfestspielen zu erheben, und daß dann ihm allein der „Parsifal" zu überlassen sein werde. — Der Fortgang der Ereignisse bewies aber, daß Wagner in diesem Falle von Neumanns Fähigkeiten und künstlerischen Persönlichkeit zu hoch dachte.

Die Tournee führte weiter nach Barmen, Elberfeld, Köln, Frankfurt,

Leipzig und Berlin. Hier unterschrieb Neumann den Vertrag, der ihn an Bremen band, wodurch er deutlich bezeugte, daß er das Wagnertheater nur als eine Episode, nicht aber als die Hauptaufgabe seines Lebens betrachte. — Von kleineren Seitensprüngen abgesehen leitete er seine Schar nun über Dresden nach Amsterdam. Damit trat eine empfindliche Pause ein, da es in Holland außer dem Amsterdamer Theater kein anderes gab, das für den „Ring" geeignet gewesen wäre. Es läßt sich daraus ermessen, wie viel Keckheit und gefährliche Sorglosigkeit bei jenem Unternehmen doch mit im Spiele war. Etwas ähnliches mochte nachgerade auch Richard Wagner fühlen. In einem schönen Briefe aus Venedig gibt er in schonender, rücksichtsvoller Weise dem Bedenken Ausdruck, daß Neumann, „ohne einen festen Stützpunkt hinter oder unter sich" sein Reiseunternehmen angetreten habe, und rät ihm, jetzt auf eine solide Basis bedacht zu sein. Die Direktortätigkeit in Bremen oder Prag setzt Wagner mit Recht einer Aufgebung des ursprünglichen Gedankens gleich. Er kommt auf den Berliner Plan zurück, fürchtet aber, daß es Neumann bei seinen enormen Spesen nicht möglich sein werde, die nötigen Fonds zu gewinnen. Er verweist ihn nun auf Amerika, wo er selbst so gern für seinen Sohn ein kleines Vermögen erworben hätte, und gibt nicht ganz die Hoffnung auf, daß Neumann dafür einigen Ersatz bieten werde. Zum Schluß erwähnt Wagner — vielleicht nicht ohne Absicht — die finanzielle Bedrängnis Pollinis.

Wie berechtigt Wagners Bedenken waren, zeigten die Schwierigkeiten, die sich der waghalsigen Tournee nach dem Verlassen von Holland und Belgien alsbald wieder entgegenstellten. Neumann hatte einen enorm kostspieligen Apparat zu unterhalten, und doch stand ihm schon wieder kein Theater zur Verfügung, auf dem er hätte Aufführungen veranstalten können. Es gelang zwar seiner Gewandtheit schließlich, die Schwierigkeiten zu beseitigen. Darum bleibt aber doch das Gefühl bestehen, daß er mit einem Leichtsinn vorging, der nahe an das grenzt, was nicht mehr erlaubt ist. Er unterhandelte in Darmstadt und Karlsruhe, gab Konzerte in Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Baden-Baden, Freiburg, unterhandelte in Stuttgart und reiste dann nach Aachen, wo am 14. Februar 1883 der Zyklus beginnen sollte.

Mitten in dies aufgeregte Treiben schlug wie ein Blitz die Nachricht ein, daß Richard Wagner in Venedig gestorben sei. Neumann war aufrichtig und tief erschüttert, hatte aber gar keine Zeit, seine Gefühle sich ausleben zu lassen. Die Lawine war im Rollen, die Aufführungen mußten ihren Fortgang nehmen. Doppelt ergreifend wirkt in diesem Rennen und Jagen der letzte Brief Richard Wagners, den Neumann vorfand, nachdem er schon die Trauerbotschaft erhalten hatte. Ohne zu ahnen, daß der Tod ihn umfangen halte, blickt der Meister mit väterlicher Besorgnis auf die Tätigkeit seines Vorkämpfers und gibt ihm guten Rat. Dankbar wäre er, wenn er in der zweiten Hälfte März wieder etwas Geld erhalten könnte, denn er möchte seine „heimischen Reserven gerne etwas erstarken lassen". Allen Segen des Himmels wünscht er auf den Mutigen herab und sendet ihm dazu seine herzlichsten Grüße, zugleich auch noch für alle, die ihrer würdig seien. — Mit diesen Worten hat sich der Meister für immer verabschiedet von dem, der seiner Sache so eifrig diente.

Neumann konnte sich elegischen Betrachtungen nicht lange hingeben. Von Aachen reiste er zunächst zu der erkrankten Hedwig Reicher-Kindermann nach Brüssel, von da nach Bayreuth zur Beisetzung Wagners. Nach Er-

füllung dieser traurigen Pflicht nahmen ihn die geschäftlichen Sorgen wieder völlig in Anspruch. Seine „Erinnerungen" spiegeln das deutlich wieder. Nach dem Berichte über Wagners Beisetzung fallen sie unmittelbar zurück in die peinlichste Prosa des Theaterbetriebs, erzählen von kleinlichen Zänkereien und der enormen Tüchtigkeit des Verfassers.

Es folgten Aufführungen und Konzerte in Düsseldorf, Wiesbaden, Mainz, Darmstadt, Karlsruhe, Straßburg, Basel, Zürich, Stuttgart, München. Noch immer aber war Neumanns Ehrgeiz nicht befriedigt. Es trieb ihn weiter, über die Alpen, nach Italien. Am 9. April schloß in Stuttgart die „Götterdämmerung" gegen Mitternacht. Noch in derselben Nacht wurde der gesamte dekorative Apparat verladen und nach Venedig abgesandt, wo der Zyklus am 14. April eröffnet werden sollte. Der verewigte Meister hatte in seinem letzten Briefe noch dringend vor Venedig und den italienischen Städten überhaupt gewarnt. Jedoch Neumann ließ sich nicht aufhalten in seinem stürmischen Zuge, wie berauscht und fortgerissen von seiner eigenen Unternehmung führte er seinen Willen durch. Am festgesetzten Tage begann er seinem Vorsatze gemäß mit den Vorstellungen in Venedig, am 21. April in Bologna, am 25. April konzertierte er in Florenz, am 28. April begann der Zyklus in Rom, am 8. Mai in Turin. Es folgte ein unfreiwilliger Aufenthalt in Mailand, am 18. Mai begannen die Aufführungen in Triest, am 23ten, nachdem man die Nacht hindurch gefahren war, in Budapest, am 1. Juni in Graz, allwo die große Tournee des Richard Wagner-Theaters am 5. Juni ihren Abschluß fand. Wenige Tage zuvor war Hedwig Reicher-Kindermann in Triest, wo sie hatte zurückbleiben müssen, gestorben. Im ganzen waren, sonstigen Berichten zufolge, 133 Nibelungen-Aufführungen und 38 Konzerte veranstaltet worden.

Ein abschließendes Urteil über das künstlerische und geschäftliche Ergebnis des unerhörten Unternehmens müssen wir anderen überlassen. Doch war es gewiß gut und notwendig, daß Wagners Dramen wie Brandfackeln in die stillen Bühnen hineinleuchteten. Sicherlich wurde manches morsch Gewordene dadurch überwunden und mancher zündende Funke in empfängliche Gemüter geworfen, wenn schon die Vorstellungen bei der atemlosen Hast des Betriebes höchst wahrscheinlich nicht den Stempel der Vollendung trugen. Es braucht auch nicht bezweifelt zu werden, daß Neumann selbst bei seinem Unternehmen keine großen Schätze gewann, sondern sich von dem Bewußtsein locken ließ, das durchgeführt zu haben, was liebe, wohlgesinnte Kollegen wie Pollini als völlig unmöglich bezeichnet hatten. — Neumann kehrte nun in ruhigere Verhältnisse zurück, übernahm das Stadttheater in Bremen, später das in Prag, wo er heute noch wirkt. Noch einmal leuchtete sein Stern hell empor, als im Jahre 1889 das Richard Wagner-Theater in Petersburg und Moskau wieder auflebte. Noch immer versteht sich Neumann darauf, junge bedeutende Talente zu finden: sein erster Kapellmeister hieß Dr. Karl Muck. Auch gegen Bayreuth zeigte er sich wieder nobel: ohne dazu verpflichtet zu sein, hat er 15000 Mark Tantiemen dorthin abgegeben.

Gönnen wir dem rührigen Manne die Befriedigung, mit der er jetzt auf das Vollbrachte zurückblickt. Das Erbe von Bayreuth hat zwar nicht er gehütet und gepflegt, dazu bedurfte es einer Persönlichkeit von anderem, größerem Zuschnitt — einer Frau Cosima, deren Vornehmheit, treue Gesinnung und bewundernswerte Umsicht auch in diesen „Erinnerungen" unverkennbar zu Tage treten. Neumann war der Mann der ungestümen Tat. Er

war wohl imstande, ein rasch zusammengezimmertes Schiff von glänzendem Aeußeren in einmaliger toller Fahrt bei stürmischer See im Zickzackkurs gerade noch in den rettenden Hafen zu führen; zum ruhigen, stetigen, fruchtbringenden Ausbau der größten künstlerischen Idee der Zeit war er aber nicht geschaffen. Dafür hat er ihr nun auf seine Weise gedient und ihr so lange vortreffliche Dienste geleistet, als noch durch flottes, unbekümmertes Draufgängertum Bahn zu brechen war. Das seinen „Erinnerungen“ beigegebene Porträt zeigt ihn in der Blüte der Jahre, mit genialischen Locken, alltäglichem Schnurrbart, vergnügt-energischem und auch gutmütigem Ausdruck, als einen Mann, dessen ganzes Wesen eine nicht alltägliche Mischung von enthusiastischer Begeisterungsfähigkeit mit praktisch-kaufmännischer Begabung darstellt. Diese Züge geben die Gewißheit, daß ihr Träger in allen ernsten Dingen offen und ehrlich zu Werke geht, ohne daß er darum doch vielleicht im täglichen Leben jedes Wort allzu peinlich auf die Wagschale legt. Auch in seinen „Erinnerungen“ mag Neumann die Farben zuweilen etwas stark aufgetragen haben, namentlich in den vielfach eingestreuten, an Jägerlatein gemahnenden Theaterschnurren und überall da, wo seine nie ganz zu sättigende, harmlos offenherzige Eitelkeit durchbricht. Doch darf das ebensowenig tragisch genommen werden, wie seine immer wieder hervortretende Neigung, sich zu inszenieren und eine möglichst hohe Meinung von der verschwenderischen Fülle seiner guten Eigenschaften zu erwecken. Den Anspruch, ein Heros zu sein, erhebt er wohl selbst nicht. Ueberall tritt er freiwillig zurück hinter den leuchtenden Erscheinungen des Meisters und seiner Gattin. Im Mittelpunkte des wogenden Lebensbildes, das er vor uns entrollt, steht Richard Wagner selbst, wie er schroff, bitter, heftig, vielleicht auch ungerecht ist in seiner Gereiztheit, aber voll wahrer Güte und Größe in seiner Ruhe. Ein Strahl des ewigen Lichtes, das von dem Genius ausging, ist auch auf Angelo Neumanns rührige Unternehmergestalt gefallen und umgibt sie nun mit einem Glanze, der ihr aus eigenen Kräften allein nie beschieden gewesen wäre.

Ulm. Paul Moos.

Der Weg zu Gott.

Von Matthias Koch.

Der Weg zu Gott — o Christ, bekreuze dich! —
Er führt durch sonnenreine Lichtgestade
Durch Heil und Gnade
Gerad' — zum Ich.

Im Ich, da findest du die Gottheit nur,
Tauch' treu hinab in seine Wundergründe: —
Ob's dir nicht künde
Der Gottheit Spur!

Kartasan.

Ein Märchen von Karl Schloß.

Ich bin gebürtig am Mogador, so begann der Derwisch seine Erzählung, wo mein Vater sich durch Grausamkeit und verschlagenen Geist vom einfachen Lastträger bis zum Oberbefehlshaber über die Truppen des Sultans emporgeschwungen hatte. Als ich sechzehn Jahre alt geworden war, nahm mich mein Vater zum ersten Mal mit in den Krieg. Ich war so glücklich, einen der feindlichen Anführer zu töten. Seit dieser Stunde galt ich bei allen für äußerst tapfer. Aber meine Tapferkeit war nichts als das Gefühl eines sinn- und zwecklosen Daseins, das mich seit meiner frühesten Jugend quälte und mich keinen Augenblick verließ.

So war mir trotz mancher gewonnenen Schlacht, trotz der ungewöhnlichen Gunst des Sultans, der mich schon in jungen Jahren in den Rang eines Bassa erhob, mein Leben eine Last, die ich wahrscheinlich längst abgeschüttelt hätte, wäre nicht durch meine Freundschaft mit einem jungen Mann namens Achmed ein wenig Licht in meine Seele gefallen. Er war der Sohn des Abdul Muëssan, des reichsten und vornehmsten Mannes der Stadt, kaum achtzehnjährig, ein Jüngling von solcher Schönheit, Anmut und Freundlichkeit des Wesens, daß sich Jung und Alt, Arm und Reich wie um ein Wunder um ihn drängte. Ich konnte nicht begreifen, was Achmed, dem ich die Schuhe zu binden mich nicht wert erachtete, zu mir hinzog; dennoch war es offenbar, daß er meinen Verkehr über jeden anderen stellte. Vielleicht haben auch hier die Mächte, die hinter dem Leben stehen, ihre Hand im Spiele, ja wahrscheinlich gehorchen wir auch da, wo wir nach eigener Einsicht zu wählen scheinen, nur der blinden Anziehung oder Abstoßung der ewigen Gestirne.

Einst erhielt ich den Auftrag, in dem einige Tagereisen entfernten Gebirge eine Räuberbande auszuheben, vor allem ihren Hauptmann, den Anstifter vieler Greuel, in meine Gewalt zu bringen. Ich mußte bei einem Feind, der mit allen Schlupfwinkeln und Schleichpfaden des Landes vertraut war, auf einen schwierigen und langwierigen Kleinkampf gefaßt sein und traf meine Vorbereitung. Dann nahm ich von meinen Bekannten und Freunden Abschied.

Ich fand Achmed in der sorglosesten Muße eines kleinen Gartenpavillons in Gesellschaft eines Papageien, eines Pudels und eines kleinen Affen; denn er hatte eine große Vorliebe für Tiere aller Art. Wir verbrachten einen angenehmen Tag, der eine unverhoffte Weihe erhielt, als gegen Abend Abdul Muëssan selbst erschien, um mit uns gemeinsam das Mahl einzunehmen. Es war zum ersten Mal, daß ich Achmeds Vater näher kennen lernte, eine Ehre, die mich beinahe verwirrte. Denn es war bekannt, daß dieser ungewöhnlich vornehme, von der ganzen Stadt fast wie ein höheres Wesen verehrte Mann niemals in eine Gesellschaft ging, noch eine zu sich einlud. Er behandelte mich sehr freundschaftlich und zum ersten Mal in meinem Leben sah ich mich einem Manne gegenüber, für den ich sofort eine

tiefe Verehrung empfand. Auch Achmed schien mir ein anderer. Hatte mich früher die leichtsinnige Anmut, mit der er in den Tag hineinlebte, entzückt, so rührte mich jetzt die fast kindliche Art, wie er in jedem Wort und Blick und in jeder Geberde die tiefste Ehrfurcht vor seinem Vater und das Glück seiner Gesellschaft bezeugte. Wie selten ist doch die vollkommene Harmonie zwischen Vater und Sohn, die einer im andern das Vergangene und Zukünftige ehren. Tritt sie uns aber einmal, noch dazu auf so hoher Lebensstufe entgegen, so gehört sie zum Schönsten, was Menschenaugen erblicken können.

Als ich spät am Abend das Haus verließ, in dessen Räumen ein besonderer Geist zu walten schien, und mich Achmed beim Abschied besonders herzlich umarmte, da hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl, ein paar Stunden reinen ungetrübten Glückes genossen zu haben. Mein Herz schwoll von Dankbarkeit für Abdul Mueßsan, der mich, den Sohn des Lastträgers — wie ich mich selbst zu höhnen pflegte — so liebevoll bei sich aufgenommen.

Am andern Morgen in aller Frühe verließ ich an der Spitze meiner Truppen die Stadt. Während des folgenden Tages fühlte ich mich leichter als je zuvor; frohe Hoffnungen für die Zukunft wagten sich schüchtern gleich den ersten Blumen im Frühjahr hervor. Es war, als hätte diese Stunde mit Abdul Mueßsan mir und meinem Leben den Wert gegeben, den ich früher so qualvoll darin vermißt hatte. Ja, mein Glückstern schien aufgegangen; denn kaum hatten die Räuber von meinem Herannahen Wind bekommen, als sie heimlich hinter dem Rücken ihres Hauptmanns Verhandlungen mit mir anknüpften. Innerhalb eines halben Tages waren wir einig. Sie überlieferten mir bedingungslos ihren Anführer und folgten mir selbst unter Zusicherung des Lebens und der Freiheit nach Mogador, wo weiter über sie verfügt werden sollte.

So kehrte ich nach nur achttägiger Entfernung in die Stadt zurück. Es war tief in der Nacht, als beim Licht des hinabsinkenden Mondes die Dächer und Minarete von Mogador vor uns aufstiegen. Wer war glücklicher als ich! Noch hatte ich ja keine Ahnung von dem Schrecklichen, was mich erwarten sollte.

Das erste, was ich von dem alten Torhauptmann hörte, war die Nachricht vom Tode Abdul Mueßsans. Am Abend desselben Tages, da ich in der Frühe die Stadt verlassen hatte, war er gestorben. Mir wäre die Kunde vom Tode meines eigenen Vaters, den ich niemals geliebt habe, obwohl er gegen mich ebenso schwach und nachgiebig als gegen andere grausam war, weniger zu Herzen gegangen. . . .

Als ich mich von der ersten Betäubung des Schreckens ein wenig erholt hatte, war mein einziger Wunsch, Achmed womöglich noch diese Nacht zu sehen. Was ich von dem Torhauptmann über ihn erfahren, bestärkte mich in meinem Verlangen. Es ging das Gerücht, so sagte er, Achmed habe sich aus Schmerz über den Verlust seines Vaters in seinem Zimmer eingeschlossen und verweigere Speise und Trank. Ja, einige behaupteten, er wolle sich verhungern lassen, um seinem Vater in die Gruft nachzufolgen. So viel sei gewiß, daß niemand in den letzten Tagen zu ihm gekonnt hätte, selbst seine nächsten Verwandten nicht. Wenn ich auch wußte, daß alle Gerüchte übertreiben, und wenn ich auch nicht an das Schlimmste glaubte, so vermehrte doch solche Nachricht noch meine Unruhe. Ich wollte und mußte wenigstens einen Versuch machen. Ja eine seltsame Ahnung sagte mir, Achmed sei noch wach.

Während ich durch die stillen ausgestorbenen Straßen dahinschritt, stieg das Bild des edlen Toten lebhaft vor mir auf. Hatte mich vielleicht das Zusammensein mit ihm deshalb so tief ergriffen, weil bereits unsichtbar die Heiligkeit alles Todgeweihten ihn umgab? Nicht ohne Besorgnis dachte ich auch daran, daß Achmed bei seiner großen Unerfahrenheit und völligen Menschenunkenntnis nun unumschränkter Gebieter eines großen Vermögens werden würde. Wieviel Fallen würden ihm, dem völlig Arglosen gestellt werden?

Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Ich brauchte nicht lange zu klopfen. Selim, der alte treue Diener erschien mit einem Licht, und als ich ihn flüsternd fragte, ob Achmed noch zu sprechen sei, nickte er nur mit dem Kopfe und führte mich ohne weiteres in das Haus. Zu meiner Verwunderung leuchtete er mir aber nicht zu Achmeds Gemächern, sondern wandte sich nach der andern Seite, wo, wie ich wußte, die Räume lagen, in denen der Verstorbene gewohnt hatte. Gerne hätte ich den Alten mancherlei gefragt, doch schien es mir unmöglich, das tiefe brütende Schweigen um uns zu brechen. Wie anders erschien mir jetzt das Haus, als da ich es zuletzt verlassen hatte. In allen Räumen wohnte der Tod. Wir durchschritten verschiedene Zimmer und kamen endlich in ein großes, ganz mit Teppichen zugehängtes Gemach, in dem eine silberne Gedächtnislampe brannte. Es war das Schlafzimmer Abdul Muëssans. In der Mitte stand noch das Bett, auf welchem er seinen Geist ausgehaucht hatte. Aus einem am Bettfuß aufgestellten Messingbecken in die Höhe steigender blauer Rauch verbreitete sich in einer schmalen Fahne darüber hin und verlor sich dann nach dem düsteren Hintergrund, wo eine Säulenreihe den Raum abschloß. Ein eigentümliches Gefühl war es mir, so vertraulich nahe bei dem Toten einen Augenblick verweilen zu dürfen.

Jetzt schob Selim einen Teppich zurück und öffnete mit zitternden Händen eine darunter versteckte Türe, die so genau in die Wand gepaßt war, daß sie wohl kaum ein menschliches Auge erblickt hätte. Mein Blick fiel erschreckt in einen langen unterirdischen Gang, zu dem einige Stufen hinabführten, an dessen Ende ein schwacher Lichtschein, nicht größer als ein menschliches Auge, sichtbar wurde. Beklommen und doch auch wieder neugierig folgte ich dem Diener, während das Lichtauge am Ende des Ganges uns immer entgegenzublicken schien. Er wurde weiter und weiter und endlich standen wir an einer steinernen Treppe, über welche von oben herab jenes Licht fiel. Wir stiegen die wenigen Stufen hinauf und befanden uns in einem niedrigen dumpfen Gewölbe, das von einer Fackel ungenügend erhellt war. Mein Staunen, daß sich Achmed hier aufhalten sollte, wuchs immer mehr, soviel ich aber auch meine Augen anstrengte, nirgends war ein menschliches Wesen zu entdecken. Da deutete Selim auf eine Türe, die ich nicht bemerkt hatte. „Hier innen erwartet euch mein Herr", flüsterte er.

Ich zögerte nicht länger, diese Türe zu öffnen, denn mein Befremden war jetzt aufs höchste gestiegen. Was konnte Achmed, den sonnigen heitern Geist veranlaßt haben, sich in einem feuchten dumpfen ungesunden Gewölbe zu begraben? War ihm wirklich seit dem Tode seines Vaters das Tageslicht unerträglich? Mit solchen Gedanken öffnete ich die Türe und sah ein ähnliches, nur viel größeres Gewölbe vor mir, zu dem wieder einige Stufen hinabführten. Es schien halb gebaut zu sein, halb aus einer natürlichen Höhle zu bestehen, denn sonderbare Felsen zwängten überall ihre trotzigen Leiber aus den Mauern heraus und hingen selbst von der Decke in langen

scharfen Zacken nieder. Auch lagen hie und da herabgefallene Stücke der Mauer auf der Erde, so daß mir der Aufenthalt hier immer weniger anheimelnd erschien. Rings um diesen Höhlenkeller schienen sich andere ähnliche anzuschließen, denn überall sah man undurchdringliche dunkle Nischen, so daß man das Gefühl haben konnte, die ganze Stadt sei auf solche Weise unheimlich unterhöhlt. Was mich aber am meisten überraschte, war ein langer altarartiger Tisch, der sich auf einigen Stufen ungefähr in der Mitte des Raumes erhob, und auf dem sich neben einem Leuchter mit neun brennenden Kerzen ein Käfig mit einem Papagei befand. Ueber all diese Dinge flogen meine Augen hin nach meinem Freunde, den ich endlich im entferntesten Winkel an der Erde sitzend, erblickte. Die Wange in die Hand gelegt, den Ellenbogen auf das Knie gestützt, schien er wie jemand, den tiefes Leid und Nachdenken völlig vereinsamt haben. Unwillkürlich mußte ich daran denken, wie ich ihn vor acht Tagen so sorglos den Tag verträumend in seinem reizenden Gartenhäuschen getroffen hatte. Endlich bemerkte er mich.

Wenn ich seitdem bedachte, was für schreckliche Dinge in diesem Augenblick, da er mich leibhaftig vor sich auftauchen sah, in ihm vorgegangen sein mußten, so begreife ich nicht, wie er mich so ruhig und freundlich, wenn auch sehr ernst, empfangen konnte. Aber wie verändert schien er mir! Kaum hätte ich ihn wiedererkannt, so sehr hatte tiefes Leid dies jugendliche Gesicht gealtert, ohne freilich den Adel und die Anmut seiner Züge zerstören zu können.

Ich ließ mich tief bewegt neben ihm nieder, ergriff seine Hände und zum ersten Mal in dieser Stunde sprang der Riegel von meinem sonst so qualvoll verschlossenen Herzen. Wenn ich ihm auch nicht den Vater ersetzen könne, — wer dürfte es wagen, den Platz dieses Mannes in der Welt nach ihm einzunehmen, sagte ich — so sollte er doch stets an mir einen bis in den Tod getreuen Freund finden. Dann aber beschwor ich ihn, unverweilt diesen Ort zu verlassen, sich nicht einer unnatürlichen Trauer hinzugeben, an die Lebenden zu denken, die sich um ihn ängstigen müßten, an die Aufgaben, die ihn jetzt erwarteten. Ich weiß nicht mehr was ich alles noch sagte. Denn ich dachte nicht anders, als der Torhauptmann habe die Wahrheit gesagt und Achmed habe sich aus übergroßem Kummer hieher zurückgezogen.

Aber mein Freund, auf den meine Worte wenig Eindruck machten, belehrte mich bald eines andern. „Am Nachmittag desselben Tages" begann er, „an dem du in aller Frühe die Stadt verlassen hattest, erkrankte mein Vater. Ich saß guter Dinge, da ich nur an leichtes Unwohlsein dachte, bei ihm am Bett, als er auf einmal gegen Abend, aus einem Halbschlaf auffahrend, alle bis auf mich hinausgehen hieß. Als wir allein waren, erklärte er mir, daß er sein Ende herannahen fühle. So lind und tröstlich er auch mit mir sprach, jedes seiner Worte ging mir wie ein Messer durch das Herz. Ich hatte niemals früher daran gedacht, daß ich meinen Vater einmal verlieren könnte, und nun, da es so plötzlich über mich hereinbrach, war ich völlig fassungslos. Was sollte aus mir werden ohne ihn? Ohne seinen Schutz, in dem ich mich Zeit meines Lebens so wundersam sicher gefühlt hatte? Ohne seine Erfahrung, durch die er mich, den ganz Unerfahrenen vor so vielen Fehltritten bewahrt hatte? Ich flehte ihn an, doch nicht von solchen Dingen zu reden, mich nicht allein zu lassen, als ob es in seiner Macht und in seinem Willen gestanden hätte, sein Leben zu verlängern. Er suchte mich zu beruhigen, aus seinen Worten sprach soviel Liebe und Güte, soviel Vertrauen in mich, daß ich ganz überwältigt vor Glück und Schmerz zugleich weinend an seinem Lager niedersank.

Als ich mich endlich ein wenig beruhigt hatte, eröffnete er mir, daß er mir, bevor er sterbe, ein wichtiges Geheimnis anvertrauen müsse, das älteste und heiligste Geheimnis unseres Geschlechtes, das niemals, so lange ich lebte, bis zu meiner Sterbestunde über meine Lippen kommen dürfe. Das sollte ich ihm schwören und außerdem einige Fragen, die er an mich richten müsse, nach der Wahrheit zu beantworten.

Ich legte zitternd meine Hände auf sein heiliges Haupt und leistete den verlangten Eid.

Es waren seltsame Fragen, die einen andern, minder ergebenen Sohn, vielleicht stutzig gemacht hätten, ich aber fühlte mich schon glücklich, daß mein Vater so vertraut mit mir redete.

Er fragte mich, welches von allen lebenden Wesen — ihn selbst ausgenommen — ich am meisten in mein Herz geschlossen hätte. Ich nannte ohne Besinnen freudig deinen Namen, Gorasan.

„Und nach ihm?" fragte er. „Alibend, meine Halbschwester" sagte ich.

Er fragte mich zum dritten Male. . . . Ich fühlte, wie mir das Blut in die Schläfen stieg, ich stockte. Ich fühlte meine große Torheit, das Unwürdige dieser übertriebenen Zuneigung, aber was blieb mir für Wahl? Auch ohne den Eid wäre es mir niemals möglich gewesen, meinem Vater eine Unwahrheit zu sagen. Ein Blick von ihm, und meine Seele lag vor ihm, wie ein aufgeschlagenes Buch. „Fort mit jedem Bedenken", rief es in mir, „er ist der gütigste beste Vater, hat dir tausendmal verziehen, wird es auch diesmal tun . . . ."

„Nach ihr, mein Vater", sagte ich, „liebe ich von allen lebenden Wesen am meisten meinen Papagei."

Da fühlte ich, der ich mit gesenktem Angesicht dasaß, mich liebend emporgezogen, fühlte den Mund meines Vaters auf meinem Scheitel, fühlte heilige Tränen auf mich niederfallen und seine Hände zitternd vor Freude . . . „Gelobt sei der erhabene Herr des Himmels", rief er mit bebender Stimme, „Gelobt sei er! O Achmed, du bist glücklich vor vielen, beglückt ist nun auch meine Sterbestunde, da ich weiß, daß dein Lebensweg weniger schreckensvoll sein wird als der meine."

Niemals hatte ich meinen Vater in einer solchen Aufregung gesehen. Unaufhaltsam flossen ihm die Tränen über das Gesicht und immer von neuem pries er Gott für soviel Barmherzigkeit und Güte. Auch ich weinte, hingerissen von dem Schauspiel, obgleich ich nichts von allem verstand.

Als er sich ein wenig gesammelt hatte, fragte er mich, ob ich wohl bereit wäre, ihm zuliebe ein kleines Opfer zu bringen. „Alles", stammelte ich, ihm die Hände küssend. „Wenn du es willst, mein Leben", worauf er meine Hand fassend und festhaltend, folgendermaßen begann:

„Der Erste unseres Geschlechtes war ein reicher Schiffsherr, bis ihm einst ein Sturm alle seine Schiffe vernichtete, bis auf ein einziges, auf dem er sich selbst befand. Aber auch dieses war dem Untergang geweiht. In einer furchtbaren Sturmnacht scheiterte es an einer Klippe und schon begann es zu sinken, als unser Ahnherr dem Wahnsinn nahe vor Verzweiflung, sich auf dem Verdeck niederwarf und die Hilfe des Königs Salomo, den Herrn über die Geister anrief. Sogleich verstummte der heulende Sturm, eine tiefe Stille trat ein und als jener aufzublicken wagte, stand ein mächtiger Greis vor ihm mit langem bis auf die Kniee herabreichenden weißen Bart, angetan wie ein König mit Purpurmantel, Szepter und Krone. Ueber dem Haupte aber flammte ihm ein blaues Licht wie ein Stern. „Fürchte dich nicht", sprach die seltsame

Erscheinung. „Ich bin der Geist Kartafan, gekommen auf Befehl unseres Königs, um dich zu retten und dir zu dienen. Doch zuvor mußt du mir versprechen, daß ich in deinem Hause bei dir immer wohnen und ein Gemach für mich allein haben soll. Dort will ich hausen, unsichtbar bei dir, dir in all deinen Unternehmungen beistehen und dich so glücklich machen als ein sterblicher Mensch sein kann. Doch hüte dich wohl, mich zu belästigen. Die Türe zu meinem Gemach soll immer verschlossen sein und nur wenn ein männliches Wesen deines Geschlechtes stirbt, am dritten Tage nach seinem Tode, soll sie sein Sohn oder Nachfolger öffnen und mir das Totenopfer bringen. Höre wohl, wie dies beschaffen sein soll. Von den drei lebendigen Wesen, die ihm am liebsten sind, soll er eines auswählen, es sei Mensch oder Tier, nur warmes Blut muß es haben. Dies soll er am Abend des dritten Tages in mein Gemach bringen, neun Kerzen dazu anzünden, viermal nach allen vier Himmelsgegenden meinen Namen rufen und dann so wie er gekommen ist, rückwärts wieder hinausgehen. Von dieser Stunde darf er, wenn ihm sein Leben lieb ist, das Gemach nicht mehr betreten, was er auch in den folgenden Nächten für Geräusche hören mag. Darnach werde ich ihm dienen wie seinen Vorfahren und der Glanz und die Macht deines Geschlechts werden unerschütterlich sein."

So sprach mein Vater. Ich hätte ihm vielleicht mit noch größerer Aufmerksamkeit als ich tat, zuhören sollen; aber mein Geist war schon zu sehr erfüllt von dem Gedanken, daß ich ihn verlieren sollte. Immer nur dies vor allem hörte ich mit steigender Angst aus seinen Worten immer deutlicher: „Er würde sterben und mich allein lassen." Während ich halb ungläubig, halb ängstlich verwundert, seiner merkwürdigen Erzählung lauschte, zermarterte ich unaufhörlich mein armes Gehirn nach einem Mittel, den mir drohenden Verlust abzuwenden.

„Ziehe dort den Teppich zurück und klopfe an die Wand" fuhr mein Vater fort. „Sie klingt hohl. Es ist die Türe zu einem unterirdischen Gang, der dich geradenwegs in Kartafans Reich führt".

Mir wurde die Hand wie ein Stein, da ich leise an die Wand klopfte und ein hohler Ton wie von ferne Antwort zu geben schien.

„Hörst du", rief mein Vater, in seinem Bette lauschend aufgerichtet, „hörst du! Das ist Kartafans Gruß. Er weiß, daß bald wieder einer da unten bei ihm erscheinen wird." Und dann, da er sah, daß ich wie gelähmt von Gedanken an diesen entsetzlichen Geist, den ich mir von übermenschlicher Größe mit riesigen Händen, mit einer fürchterlichen Stimme begabt, vorstellte, dastand, rief er mich wieder zu sich heran und sprach mir lange liebevoll und eindringlich zu, diese törichte Furcht vor Kartafan, der mein Schutzgeist sei und dem wir alles zu verdanken hätten, zu überwinden. Auch hätten ihm ja alle meine Vorfahren seit fast tausend Jahren dies Opfer gebracht, auch er selber nicht ausgenommen . . . Er sprach weiter von furchtbaren Mächten, die in der Tiefe hausen und denen jeder opfern müsse. Dennoch würden sie niemals ganz versöhnt mit dem Menschengeschlecht. Er sprach von unserm Haus, das gewiß für alle, die es kennen, eine Stätte des Lichtes sei, in dessen geweihten Räumen kein niedriges Wort, kein häßlicher Gedanke, geschweige eine gemeine Tat aufkeimen könne. Dennoch stehe es auf den Schultern Kartafans, der es mit einem Ruck in sich zusammenstürzen könne. Doch braucht ich ja das nicht zu befürchten, wenn ich mich nur an den Vertrag mit ihm hielte.

Ich ließ dies alles widerstandslos über mich ergehen, aber je mehr mir mein Vater gütlich zuredete, desto schwerer schien sich eine furchtbare unbe-

kannte Last auf mich zu senken, unter der alles Schöne, Licht und Freude wie für immer in mir erlosch. Ich hätte ihn beschwören mögen aufzuhören, denn mir schien, als liebte ich ihn weniger, wenn er so mit mir sprach. Ich suchte mich von ihm loszumachen; nicht als ob er mich trösten, sondern als ob er mir die Kehle zuschnüren wolle, war mir zu Mut. Er aber ließ mich nicht los, sondern preßte mich nur noch fester an sich. „Glaubst du", flüsterte er mit heißer Erregung, während sein Gesicht dem meinigen so nahe war, daß die Wimpern unserer Augenlider sich berührten. „Glaubst du, ich wüßte nicht, was jetzt in deiner Seele vorgeht? Oh, auch ich habe einmal so an einem Sterbebett gestanden, das Herz erstarrt vor den grausen Dingen unter uns, habe mich aufgebäumt gegen die Macht, die sich aus den Worten meines sterbenden Vaters wie ein riesiges, von Blut aller Zeiten triefendes Götzenbild vor mir aufbaute. Glaubst du, ich wäre immer so ruhig gewesen, wie du einzig mich kennst? Ich habe gekämpft, Achmed, schwerer als vielleicht jemals einer vor mir, tage- und nächtelang gekämpft und gebetet und mein Hirn zermartert nach einem Ausweg und bin dann, als es Zeit war, still da hinabgegangen, einem Toten gleich — mein eigenes Glück hingebend für den Bestand und das Glück meines Geschlechtes . . . Was man alles durch diese Türe hinabgeführt hat, das bedecke die ewige Nacht des Vergessens . . . Deine Seele ist rein von diesen Dingen. Vielleicht begreifst du nun, warum ich dich vorhin glücklich pries . . . Oh wende dich nicht weg, höre mich an, mich deinen Vater, der dir immer verehrungswürdig erschienen ist . . . Was ich auch tat, ich tat es um deinetwillen, für dich und die nach dir kommen werden. Das ist es, was mich erhoben und über Qualen, wie sie dein junges Hirn nicht auszudenken vermöchte, hinweggetragen hat. Und hier im Angesichte des Todes will ich es verkünden, daß jedes, auch das schwerste Opfer gleich den Ländern am Nil hundertfältige Frucht trägt. Wenn ich gerecht, reinen und festen Herzens, milde gegen die Unglücklichen, nachsichtig gegen die Schwachen, verehrt von allen Einwohnern dieser Stadt gelebt habe, so geschah es Achmed, weil ich einmal in Kartafans Reich war, weil auf dem Grund meiner Seele das zerschlagene Bild eines Glückes lag, das ohne Vorwurf täglich mich mahnte an die furchtbaren Mächte, denen alle menschlichen Wesen unterworfen sind Und siehe, Kartafan, dessen bloßer Name dich jetzt schon erbeben macht, der auch mir zuerst wie ein blutdürstiges Ungeheuer erschien, ich habe ihn in einem langen Leben immer mehr lieben und verehren, ich habe zu ihm beten gelernt wie zu einem Engel des Herrn."

Er ließ mich los und ich sank, fast ohnmächtig halb entseelt von der Kraft seiner Worte und seiner Umarmung vor ihm auf den Teppich nieder. Nie hatte ich ihn so geliebt als in diesem Augenblick, wo ich ein Grauen vor ihm empfand.

„Wer bist du? Wer bin ich? schluchzte ich wie von Sinnen, mein Gesicht in die Decke seines Lagers pressend.

Er war ebenfalls völlig erschöpft in die Kissen seines Lagers zurückgesunken, eine Weile war es ganz still. Dann fühlte ich wieder leise begütigend seine Hand über meinen Scheitel streichen und wagte es, mein Angesicht zu erheben.

Was wir dann noch sprachen, Gorasan, durch Blicke mehr als durch Worte, ist zu heilig, als daß man es aussprechen dürfte. Unermeßliche Zeiten schienen uns zu entrinnen. Mir war so schauerlich heilig zu Mut, als wäre ich, in diesem Augenblick noch einmal von ihm gezeugt, im tiefsten Sinne erst ein Mensch geworden.

Dann sah ich mit grenzenlosem Schmerz den überirdischen Strahl seiner Augen matter und matter werden. Noch einmal schärfte er mir alles ein, was ich tun sollte und auch welch ein schreckliches Ende mir und unserm ganzem Stamm bevorstehe, wenn ich nicht alles genau nach der Vorschrift vollführe, etwa den rechten Tag versäumen oder zum zweiten Mal das Gemach betreten oder gar das Opfer verschonen würde. „Denn es bleibt dir keine Wahl als zu töten oder getötet zu werden". Das waren seine letzten Worte.

Dann starb der beste, edelste und großmütigste aller Väter, nachdem er mich noch mit seiner letzten Kraft gesegnet und mir zahllose Beweise seiner Liebe und Güte gegeben und ließ mich, seinen unwürdigen Sohn, in völliger Verzweiflung, betäubt und fassungslos zurück.

Die nächsten Tage nach seinem Tod verbrachte ich in tiefster Trauer. Beständig waren meine Gedanken bei dem Dahingeschiedenen und je länger ich mir ihn vorstellte, seine Güte, sein edles Herz, seine hohe vornehme Gestalt, desto brennender war mein Schmerz, desto unerträglicher erschien mir der Verlust. An Kartafan und alles was damit zusammenhing, vermied ich zu denken; verirrte sich aber einmal ein Gedanke zu ihm, so war mir, als ob eine eisige Hand nach meinem Herzen griffe und selbst die Liebe zu meinem Vater erkalte. Mir ist jetzt in der Erinnerung, als hätte ich mich damals halb absichtlich, in der süßen Trauer berauscht, um nur nicht an Kartafan denken zu müssen. Zuweilen suchte ich mich auch zu ermannen, aber alsbald bezauberte mich wieder der Gedanke an meinen Vater. Wie süß war es bei allem Schmerz an ihn zu denken, sich ihm nahe zu wähnen. Jagte mich dann wieder eine unbestimmte Angst aus meinen Träumen auf, so fing ich an zu überlegen, als ob es nicht klar genug gewesen wäre, was ich zu tun hatte . . . Und je mehr ich überlegte, desto mehr entfernte ich mich von dem Entschluß, bis dann plötzlich von ganz wo anders her ein Entschluß kam, der mir regelmäßig im ersten Augenblick der einzig richtige schien, im nächsten aber schon als Eingebung eines bösen Geistes verworfen wurde; denn nun war auf einmal die Welt voll von solchen. Das Seltsamste aber vor allem war, daß ich mich der Erzählung meines Vaters nur unzusammenhängend erinnern konnte. Oft schien ein ganzes Stück zu fehlen, andres klang wieder undeutlich verworren wie aus weiter Ferne, wieder anderes, als ob es eben im Augenblick der Erinnerung gesprochen würde, so klar und überlaut. Was ich tun sollte, wußte ich ja, aber der Sinn davon war wie entrückt meinem Geiste. Dies ängstigte mich, und gefiel mir doch auch. So oft ich diese Angelegenheit verschob, sie kam immer wieder. So oft sie aber auch wiederkam, an einem bestimmten Punkte entschwand sie mir wieder und ließ mich im Dunkel zurück.

Oft wenn ich bei dem Toten saß, fielen meine Blicke zufällig auf den Teppich, hinter dem die Türe verborgen war, um mit einem jähen Grauen, das ich gleichsam selbst nicht bemerkte, wie über etwas Gleichgültiges weiterzuschweifen. Zuweilen suchte ich mir auch jenen schrecklichen unterirdischen Ort auszudenken, den ich bald betreten würde. Aber unversehens befand ich mich in dem Keller eines Obsthändlers, wo ich einmal als Kind mit meinem Vater gewesen war und ganz besonders große Feigen gegessen hatte. Ein andermal kam mir der Geist freundlich entgegen und als ich ihm alle meine Schätze für meinen Papagei bot, waren wir bald handelseinig. Er nahm sie und ich zog zwar arm aber vergnügt, meinen Papagei auf der Hand, in die Fremde.

Unter solchen Träumereien war der Abend der Entscheidung unversehens herangekommen. Noch immer zögerte ich. Tausend dringende Geschäfte fielen mir in jeder Minute ein. Es wurde später und später, als es mir plötzlich war, als ob der Geist meines Vaters mahnend vor mir auftauchte. Er bedurfte nicht mehr, um mich an meine Pflicht zu erinnern. In tiefster Beschämung sprang ich auf und eilte in das Nebenzimmer, wo mein Papagei sich friedlich und vergnügt, ohne eine Ahnung von dem Los, das ihn erwartete, in seinem Ringe schaukelte. Auch einem Unmenschen wäre es schwer geworden, ihn zu stören. Dennoch hatte ich ihn schon gepackt und wollte ihn gerade in den Käfig stecken, als mir plötzlich ein anderer Gedanke kam und zugleich alle Schwere wie mit einem Zauberschlag von mir abfiel . . . Ich erinnerte mich nämlich eines andern Papageien, von dem mir Muley, unser Koch, mindestens tausendmal erzählt hatte, daß ihn Hadidie, seine Sohnsfrau besitze und daß er im übrigen dem meinigen so täuschend ähnlich sehe wie ein Ei dem andern. Diesen verschaffte ich mir und trug ihn noch am selben Abend hierher zu Kartafan, nicht anders als ob ich ihn in den Garten trüge, damit er den Sonnenschein genieße. Denn mir war ja plötzlich das Herz wieder so leicht geworden wie in früheren Tagen. Weiß ich doch nicht einmal, wie ich die Türe zu Kartafans Reich geöffnet habe. Nur soviel erinnere ich mich, daß ich unterwegs in dem unterirdischen Gang an mich halten mußte, um nicht laut auszujubeln. Hier in diesem Raume angelangt, empfand ich nicht die mindeste Furcht, nur Neugier und Staunen fesselten mich ein wenig, während ich, ein Liedchen pfeifend, die Lichter anzündete. Dann rief ich viermal den Namen Kartafan, wobei ich mich sehr über den mächtigen Nachhall freute und schlüpfte wieder hinaus.

Ich habe dir gesagt, Gorasan, daß ich mich früher, trotz heißem Bemühen, nicht genau an die Worte meines Vaters zu erinnern vermochte. Kaum hatte ich die Türe dröhnend hinter mir geschlossen, als die sonderbare Bezauberung von mir wich und mir mit einem Schlage alles wieder gegenwärtig war, daß ich nun seine Worte eins nach dem andern wiederholen konnte, ja wiederholen mußte. Denn gleich schrecklichen Armeen in geschlossenen Reihen mit gefällten Speeren kamen sie Satz für Satz auf mich herangerückt, um mich tausendfach zu durchbohren. Da überfiel mich, der ich noch eben in spielendem, unbegreiflichen Leichtsinn in Kartafans Reich eingedrungen war, eine ungeheure Angst. Glühend und riesengroß schauten mich die Worte an, mit denen mir mein Vater mein eigenes schreckliches Ende und den Untergang unseres Geschlechtes verkündet hatte, wenn ich den heiligen Väterbrauch verletzen würde. Und nun war es geschehen; in kindlichem Leichtsinn hatte ich mich und mein Haus spielend zu Grunde gerichtet. — Was blieb mir nun noch übrig? Ich weinte laut und warf mich händeringend an der Türschwelle nieder, ich flehte den Geist um ein Zeichen an, daß er mir erlaube, das Gewölbe noch einmal zu betreten und das Opfer richtig vorzunehmen. Doch kein Wunder geschah, nichts rührte sich. Nachdem ich so stundenlang in völliger Verzweiflung dort gelegen hatte, richtete ich mich langsam auf, legte mein Ohr an die Türe, atemlos lauschend. Auch drinnen regte sich nichts. Kartafan verschmähte das betrügerische Opfer. Da übermannte mich mit einem Mal eine Art von Wahnsinn und laut aufschreiend stürzte ich davon.

Erlaß es mir, dir die folgenden Tage zu schildern. Ich schloß mich in mein Zimmer ein und ließ niemand zu mir als Selim; selbst Alibend nicht, die stundenlang flehend an meiner Türe stand. Denn wie hätte ich in diesem Zustand ihren Anblick ertragen können! Wie jemand, der wund am ganzen

Leibe den Strahlen der Wüstensonne ausgesetzt wird, wand ich mich unaufhörlich unter der Qual des einzigen Gedankens „Warum?" so fragte ich mich tausendmal „Warum war dies über mich gekommen? Warum nicht einen Augenblick früher mein Gedächtnis zurückgekehrt?" Vergebliches Bemühen, das Rätsel unserer Seele zu erklären! Vergebliches Nachsinnen, wie etwas gekommen sei! Meine Gedanken fingen an sich zu drehen, ich hoffte irrsinnig zu werden, aber erbarmungslos kehrte alsbald wieder der alte Gedanke zurück. Keinen Ausweg vermochte mein Gehirn, so sehr ich es auch zermarterte, zu finden. Da begriff ich, daß man auch nicht den kleinsten Schritt im Leben zurücknehmen kann. So verging ein Tag nach dem andern und mein Elend stieg immer mehr; denn immer näher kam die Nacht, in den ich nach den Worten meines Vaters selbst als Opfer fallen würde, wenn ich dem Gebot des Geistes ungehorsam wäre. Oft war ich nahe daran, mir aus Angst vor dem unentrinnbaren, dennoch unbestimmten Tod selbst das Leben zu nehmen; aber mir war, als ob ich damit noch einen zweiten Frevel gegen meinen toten Vater beginge. Wohl mochte ja auch ein leiser Hoffnungsschimmer immer noch auf dem verborgensten Grund meiner Seele zurückgeblieben sein.

Mehr noch als die Angst vor dem Tod quälte mich der Gedanke, daß ich meinem über alles geliebten Vater ungehorsam gewesen war. Wie hätte ich dies begreifen können? Ich wäre auf sein Gebot in einen brennenden Ofen gesprungen. Aber obwohl mir alles unfaßlich war, versuchte ich doch keinen Augenblick die Schuld von mir abzuwälzen. Nachts im Traum eines kurzen ruhelosen Schlummers erschien er mir und sah mich mit Blicken an, deren jeder für mich tausendfachen Tod bedeutete. Kein Zorn, kein Vorwurf, nur ungeheurer Kummer über mich, den letzten seines Geschlechtes, stand in seinen Zügen. Meine Ruhe, das fühlte ich immer mehr, konnte ich nicht wiederfinden, als bis ich in dies Gewölbe, zu dem es mich fort und fort hinzog, zurückkehrte und mich Kartafan freiwillig zum Opfer bot. Gestern endlich führte ich es aus. Nur Selim, der Treue und Verschwiegene weiß um meinen Aufenthalt. Alle andern im Hause glauben, daß ich auf ein Landgut einige Meilen von hier gegangen bin, um mich in tiefer Einsamkeit von den Leiden dieser Tage zu erholen. Meine Erwartungen sind erfüllt worden; auch ich habe wie vor mir mein Vater den Geist, der mir zuerst so schrecklich erschien, lieben und verehren gelernt. Und jetzt erwarte ich nichts mehr als den Tod, der, wie ich weiß, mir noch diese Nacht aus seinen Händen kommen wird."

Achmed schwieg. Er hatte, ohne mich zu sehen, so vor sich hingesprochen, eintönig mit einer kranken singenden Stimme, fast wie ein Fiebernder, oder als ob ihm eine fremde Gewalt die Lippen bewege, hastig und unaufhaltsam, so daß ich ihn nicht zu unterbrechen wagte. Und mir war allmählich geworden, wie wenn sich im Traum ein Alp auf unsere Seele legt und wir, um uns zu befreien, nach einem Schrei, einer einzigen kleinen Bewegung ringen. Aber alle Glieder sind wie Blei und nur ein Röcheln entringt sich unserer zugeschnürten Kehle. So saß ich ihm eine Weile in wortlosem Grauen gegenüber. Dann aber ging es wie ein Krampf durch meine Glieder, daß ich hier reden, helfen, retten müsse. Und aufspringend, schüttelte ich mit der ganzen Gewalt meines Willens das lähmende Entsetzen von mir ab. Es konnte, es durfte nicht sein! Gab es nicht einen gerechten Gott, der unmöglich kindliche Unbesonnenheit so furchtbar strafen konnte! Gab es nicht gute Geister, Engel und himmlische Heerscharen, die die Unschuld beschützen? Denn wer war unschuldiger als er? Hätte er aber wirklich gefrevelt, seine Tat wäre gesühnt

durch solche Leiden. Nein, Kartafan selber nicht, kein Geist im Himmel und auf der Erde würde es wagen, die Hand auf dies reine Leben zu legen.

Mit solchen und ähnlichen Reden, die ich höchst aufgeregt hervorstieß, suchte ich mich und meinen unglücklichen Freund über das Entsetzen, das mich umfing, zu täuschen; doch je mehr ich redete, desto mehr verzweifelte ich... Denn ich hatte das Gefühl, als ob ich einen Berg von seiner Stelle bewegen wollte.

Auch fühlte ich wohl, daß meine Worte nicht den geringsten Eindruck auf Achmed machten.

„Ich will und darf es dir nicht verhehlen", sagte er endlich, „auch das Letzte nicht. Denn es betrifft dich ebensosehr als mich. Ich weiß, du wirst darum nicht falsch von mir denken. Als mein Vater seine Erzählung geendet, als er mir schon seinen letzten Segen erteilt hatte, ganz zuletzt, da raffte er sich noch einmal auf und sagte mit einer leisen, kaum verständlichen, wie schon aus der andern Welt zurückkehrenden Stimme: Wenn ich das Opfer versäumte, dann würde ich in der siebenten Nacht nach seinem Tode von deiner Hand, Gorasan, ein klägliches Ende finden. Begreifst du nun, daß ich nicht länger zweifeln kann? Heute ist die siebente Nacht und du, der nach menschlichem Ermessen in den weitentfernten Bergen kämpft, stehst vor mir ... Ich weiß, dein Herz fühlt wie meines, gern würdest du für mich dein Leben lassen. Aber wir sind nur Werkzeuge in den Händen eines Mächtigen."

Ich geriet wie außer mir über diese Worte. „Ich dich töten!" rief ich aus, warf mich zur Erde nieder, raufte mein Haar und geberdete mich wie ein Wahnsinniger. Aber während ich so gegen mich wütete, da hörte ich plötzlich an meinem Ohr eine Stimme, die mir das Blut zu Eis erstarrte. „Wirst du es denn nicht?", sprach die Stimme, „wirst ihn nicht töten? Besinne dich doch nur! War es nicht all die Jahre dein heißer heimlicher Wunsch, mit Messern zu wühlen in seinem Fleische, deine Zähne zu schlagen in seine Brust, sein Blut zu trinken in schlürfender Gier! Wirf sie doch endlich ab die Maske der Freundschaft. Zeige dich, wildes Tier! Zeige dich! Schleiche dich hin, krieche auf allen Vieren, fahre ihm an die Kehle, blitzschnell wirf dich über ihn! Niemand hört seinen Schrei; ersättigen kannst du dich ungestört... Willst ihn nicht töten, willst ihn nicht töten?"

Ich wand mich fast erstickt vor Grauen an der Erde, ich hielt mir die Ohren zu, ich schlug meinen Kopf gegen den Boden, ich hörte sie doch immer, lockender, heißer, betörender an meinem Ohr, diese Stimme: „Willst du ihn nicht töten! Willst du ihn nicht töten?" Und plötzlich wurde mir klar, daß es Kartafans Stimme war, der mich wahnsinnig machen wollte, um mich zu seinen Greueln zu gebrauchen. „Nein, nein", schrie ich empor, so laut, daß die Wölbung widerhallte und doch fühlte ich, während sich mir die Haare vor Entsetzen sträubten, daß Kartafan Macht über mich gewann, daß mein Sinn sich verwandelte, daß eine unmenschliche Begierde in mir aufkeimte... Langsam richtete ich mich empor, warf einen scheuen, verstörten Blick auf Achmed und stürzte hinaus... Einen Augenblick später hätte ich vielleicht nicht mehr die Kraft besessen...

Ich weiß nicht, wie ich wieder auf die Straße kam und wie lange ich in der Stadt herumirrte. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einer mir völlig unbekannten und, wie es schien, auch unbewohnten Gegend. Dennoch mußte ich ja in der Stadt sein, denn die Tore sind ja zur Nachtzeit geschlossen. Zudem wurde es immer dunkler, so daß ich bald nicht mehr die Hand vor den Augen unterscheiden konnte und bald links bald rechts irgendwo

anstieß. Todmüde schleppte ich mich weiter, mit dem sonderbaren Gedanken, ich befände mich auf dem Dache eines hohen Hauses und würde mit dem nächsten Schritt in die Tiefe stürzen. Dann war mir wieder, als suchte ich etwas und plötzlich fiel mir ein, daß es das Stadttor war. Ich wollte noch in dieser Nacht Mogador verlassen, um nie wiederzukehren. Wie wäre es mir auch möglich gewesen mit Achmed noch einmal zusammenzutreffen. — Vergebens strengte ich alle meine Sinne an, mich zurechtzufinden. Je mehr ich suchte, desto mehr verwirrte ich mich. Eine neue Angst befiel mich und wuchs von Minute zu Minute... Plötzlich bemerkte ich in meiner nächsten Nähe einen schwachen Lichtschein. Ich eilte darauf zu — vielleicht gab es doch in dieser Oede ein menschliches Wesen — und stand vor einem halbverfallenen Gemäuer, aus dem das Licht durch eine Fuge des Gesteins wie eine feuchte schimmernde Schnecke hervorkroch. Eine sonderbare stumpfe Neugier bemächtigte sich meines Geistes, so daß ich alsbald versuchte, den lockeren Stein herauszunehmen. Da er fester saß als ich gedacht hatte, wuchs durch den Widerstand mein Eifer. Plötzlich, während ich gedankenlos geschäftig daran herumhantierte, löste sich der Stein und fiel nach innen in eine, wie es schien, ziemlich beträchtliche Tiefe. Ein kurzer Aufschrei einer menschlichen Stimme, dem ein tiefes Stöhnen folgte... Ich starrte völlig sinnlos durch die Oeffnung der Mauer in das Gewölbe, das ich vor kurzem verlassen hatte. In diesem Augenblick erbebte die Erde, das Gemäuer öffnete sich und die übermenschliche Gestalt Kartafans, der die Leiche Achmeds wie ein Kind in seinen Armen hielt, schwebte auf einer blauen Lichtkugel stehend heraus. Ich sah ihr nach, bis sie in den Wolken plötzlich verschwand. Dann stürzte ich bewußtlos zur Erde nieder... Man fand mich und trug mich in mein Haus, wo man mir, als ich nach zweitägiger völliger Bewußtlosigkeit wieder zu mir kam, als Erstes erzählte, daß ein schreckliches Erdbeben den Palast des Abdul Muëssan samt allem, was sich darin befand, zerstört und vernichtet habe... Ich verließ schweigend am andern Tag als Derwisch gekleidet, meine Vaterstadt. Seitdem irre ich in der Welt umher, sinnlos und ziellos, wie es das Gesetz meines Lebens erheischt.

Meine Beziehungen zu Nietzsche.*)

Von Carl Spitteler in Luzern.

Der Grund, der mich bestimmt hat, einmal meine Beziehungen zu Nietzsche öffentlich erzählen zu wollen, ist nicht etwa ihre Wichtigkeit (Sie werden vielmehr erfahren, daß sie weniger wichtig waren als Sie wahrscheinlich glaubten), sondern der Umstand, daß sich ganz falsche Gerüchte, Sagen, Legenden über mein Verhältnis zu Nietzsche gebildet haben, die ich einmal zerstören und auf ihren kleinen Wahrheitskern zurückführen muß. Ich werde Ihnen also zu dem Zwecke, um weiterer Legendenbildung vorzubeugen, das Wenige, was sich zwischen Nietzsche und mir in Wirklichkeit zugetragen hat, einfach deutlich und erschöpfend berichten. Ein für allemal. Hernach werde ich Ihnen mit einigen Worten erklären, auf welchen Irrtum die falsche Legende von einem näheren Verhältnis zwischen Nietzsche und mir sich stützt.

Eine gemeinsame Eigenschaft wies uns beide an, im Kriege gegen die öffentliche Meinung, Firma Zeitgeist & Co., nebeneinander Stellung zu nehmen. Wie soll ich diese Eigenschaft nennen? Der richtigste Name klingt schlecht. Er hieße Ruchlosigkeit; nennen wir's, wenn Sie wollen, Unabhängigkeit oder rücksichtslosester, vor keiner, auch nicht der heiligsten Autorität zurückscheuender Gedankenmut. Dieser Gedankenmut steigerte sich bei Nietzsche, wie Sie wissen, bis zum Oppositionstrieb. Die Opposition an sich war ihm Lust und Bedürfnis. Es machte ihm eine mörderliche Freude, den Zeitgenossen den Kopf zu waschen, ihnen das Hirn auszuputzen, ihnen die Meinungen umzukehren, ihnen die Haare zu Berge zu richten. Zu solcher Coiffeurarbeit hatte ich nun freilich weder die Zeit noch den Beruf. Ich habe anderes zu tun. Auch habe ich als Poet gottlob weniger mit dem Kopf als mit dem Herzen der Menschen zu schaffen, mit welchem Organ es wesentlich besser steht. Der Dichter kommt mit den Menschen besser aus als der Philosoph. Bedeutet nun etwa diese gemeinsame Eigenschaft (also die absolute Unabhängigkeit der

---

*) Ueber dieses Thema sprach der Verfasser am 24. Oktober im „Neuen Verein" zu München. Wir bringen den Teil seiner Ausführungen, der nicht bereits anderweitig (in der Wiener „Zeit" Nr. 1826, 1907) erschienen ist. Die Beziehungen zwischen Spittelers „Prometheus und Epimetheus" und Nietzsches „Zarathustra" hat Felix Weingartner in seinem bekannten Aufsatz über Spitteler (Süddeutsche Monatshefte, Juni 1904) eingehend behandelt. Die Redaktion.

Gesinnung) und die gemeinsame Kriegsstellung gegen die öffentliche Meinung eine Geistesverwandtschaft? Ich behaupte nein, denn sonst müßten so ziemlich alle namhaften Männer geistesverwandt sein. Jakob Burckhardt hat ebenfalls die öffentliche Meinung gründlich verachtet und dennoch war er ein Antipode Nietzsches. Wenn dann zwei Menschen unbeirrt die Wahrheit denken, so müssen ihre Urteile notwendig ganz von selber übereinstimmen und so fand denn Nietzsche in meinen ästhetischen Urteilen seine Urteile und ich wieder im „Fall Wagner" z. B. die meinigen. Sollte nun etwa die Uebereinstimmung der Urteile eine Geistesverwandtschaft bekunden? wiederum nicht. Wenn Sie mir ein drastisches Beispiel erlauben wollen, so will ich es Ihnen beweisen. Nehmen Sie an, die ganze Welt würde einen Ziegenbock für die Taube des heiligen Geistes ausgeben. Nun kommen zwei, der eine von Nord, der andere von Süd, und sagen, das ist ja gar keine Taube, sondern ein Geißbock. Müssen die beiden deshalb geistesverwandt sein? Durchaus nicht, aber sie werden sich verständnisvoll zunicken und sich wahrscheinlich die Hände schütteln. Hernach geht jeder wieder seiner Wege. So hätte es sich naturgemäß zwischen Nietzsche und mir verhalten sollen. Zwei wildfremde Menschen, die an sich nicht das mindeste mit einander gemein hatten, vielmehr Gegensätze darstellten, aber beide im grimmigen Krieg gegen die Ansichten der Zeitgenossen verwickelt und deshalb durch die Sachlage zu zeitweiligen Bundesgenossen berufen.

Die Verlegernot! die war damals ungleich peinlicher als heute. Ueberhaupt muß einmal ausgesprochen werden, daß unter der Herrschaft der sogenannten Alten (und im Jahre 87 herrschten noch die Alten) ein Junger, oder wenn Sie lieber wollen, ein Neuling ganz einfach nicht aufkommen konnte. Kein Verleger, keine Besprechung, keine Erwähnung. Er wurde einfach mundtot gemacht. Wenn dereinst die Literaturgeschichte die Stürmerei und lärmende Bandenbildung der Jungen beurteilen will, so darf sie nicht vergessen, zur Vergleichung und zur Entschuldigung das Schicksal eines solchen Neulings zu schildern, der es verschmähte, sich diesem revolutionellen Treiben anzuschließen. Ueberdenken Sie doch gefälligst einmal, was für Zustände das enthüllt: Ein Schriftsteller, der schon ein Hauptwerk veröffentlicht hat, das bei den ersten Geistern der Nation Sensation erregte, ein Schriftsteller, der obendrein die warme Empfehlung erlauchter und berühmter Namen genießt (die Empfehlung eines Gottfried Keller, eines Conrad Ferdinand Meyer, eines Nietzsche, eines Wildenbruch, eines Widmann, eines Fritz Mauthner), ein solcher Schriftsteller vermag während langer Jahre es nicht einmal zu erreichen, daß ein Verleger ihm nur erlaubte, ihm ein Manuskript zur Prüfung einzusenden. So waren die Zustände unter den Alten. Das war die Zeit, wo ich allen Ernstes daran dachte, mir eine Handpresse zu kaufen, um meine Bücher selber zu drucken. Man war wie in einem Käfig. Durch vierseitiges Gitter von der Oeffentlichkeit abgesperrt. Nun kommt es auch darauf an,

was für ein Tier in dem Käfig ist. Ich muß bekennen, es war ein wildes Tier. Ich raste wie ein Tiger an den vier Wänden herum. In diese Tigerstimmung kam nun der erste Brief Nietzsches harmlos hereingeschwebt. Ich schäumte natürlich auch ihm gegenüber meine Verstimmung aus. So erinnere ich mich unter anderem, die damaligen Machthaber der Presse der Feigheit bezichtigt zu haben. Nun wissen Sie, was für ein temperamentvoller Herr Nietzsche war. Jetzt kam ihm einer, der sich noch viel temperamentvoller ausdrückte. Wie meinen Sie wohl, daß er darauf reagiert haben wird? Sie erraten es niemals. Er gönnte sich das Vergnügen, sich in den Mantel eines väterlich abmahnenden, hoch über allen Leidenschaften stehenden Weisen zu kleiden. Er verabfolgte mir also einen sanften überlegenen Tadel. Wenn man so hoch über der Menge stände — belehrte er mich — so müsse man eben auch auf das Entgegenkommen und den Beifall der Menge verzichten und dergleichen. Er hatte gut belehren. Seine Bücher wurden gedruckt. Aber ein hübsches Bild, nicht wahr? Nietzsche, der einem anderen ein Beruhigungspülverchen darreicht.

Nachdem der Verfasser erzählt hatte, wie man seinem „Prometheus" zuerst vorwarf, von Nietzsches Zarathustra beeinflußt zu sein, und wie es dann — als er nachgewiesen hatte, daß sein Werk vor dem Nietzsches erschienen war — von der behaupteten Familienähnlichkeit stille wurde, schloß er:

Sehen Sie, das ist die Gefahr der Abgötterei mit berühmten Namen. Ueber dem Bestreben, nur ja alles zu beseitigen, was möglicherweise den Nimbus eines Vergötterten auch nur ein wenig verdunkeln könnte, gewöhnt man sich allmählich daran, überhaupt alles Unbequeme abstreiten zu wollen, und so kommt Einem, ehe man sich's versieht, schließlich die Wahrheitsliebe abhanden, und mit der Wahrheitsliebe zugleich die Neigung, einem anderen, der noch nicht die Sanktion des Ruhmes hat, zu gewähren, was ihm gebührt.

Eduard Graf Keyserling.

Von Willy Lang (Kurzrickenbach).

1.

In meinen Pariser Erinnerungen lebt auch die Atmosphäre eines eleganten Salons. Seine Fenster gehen auf einen Quai, und, wenn man hinausblickt, sieht man durch Baumkronen auf die Seine, den Strom, der für uns Moderne ewiger ist, als der Tiber. Das Zimmer ist raffiniert möbliert. Man liebt die stark nuancierte Linie, die fast an Karikatur grenzt. So groß ist die Charakteristik.

Im Hintergrund spielt eine Dame auf einem Pleyelschen Flügel Saint-Saëns. Es ist Nachmittag. Ein paar Stunden nach Tisch. Zur Zeit, da man wieder wach ist. Die Damen sind in knisternden Toiletten.

Erst hat man noch halblaut geplaudert, dann ist es still geworden. Und nun breitet sich im Gemach eine prickelnde Melancholie aus. Sie ist nicht weich, nicht österreichisch. Nein, eine Stimmung ist da, bei der man sinnt und sich wiederum mit leiser Ironie betrachtet. Menschen, die über manches Mögliche und Unmögliche hinaus sind. Die vornehm kargen mit Gefühlen, darum aber nicht weniger haben. Die auf eine seltsam auserlesene Art zu leben wissen und manchmal fühlen, daß es doch dereinst damit zu Ende ist. Wenn man einen Typus formen wollte, wäre dies ein Lebenskünstler mit Alterserscheinungen. Es schmerzt schon hie und da in den Gliedern. Man fängt an Abhängigkeiten zu fühlen. Was bleibt? In einer vornehmen Atmosphäre, in der es leis von Seide rauscht und von kostbaren Parfüms wallt, schwebt über vielsagende Gesichter ein wehes, rätselhaftes Lächeln. Es sind da Träger einer alten, alten Kultur.

Keyserlings Gestalten und Stimmungen scheinen mir Aehnlichkeit zu haben. Er hat eine eigenartige Note, die im deutschen Schrifttum ungewöhnlich ist. Die Tragik seiner Menschen erwächst seltener auf einem äußerlichen Konflikt, als daß sie fast deshalb schuldig werden, weil sie die Endglieder einer Reihe bedeuten. Wir sind durch die Anschauung unserer Daseinsformen so sehr an ihren endlichen Charakter gewöhnt, daß uns auch bei gewissen psychischen Differenzierungen das Eintreten von etwas Außerordentlichem, einer Umwälzung als Notwendigkeit erscheint. Es gibt immer eine Zeit, wo wir anfangen mit Bangen die Stille nach der Katastrophe zu ersehnen. Bevor irgend etwas geschehen ist. Daß Keyserling diese seelischen Komplikationen so wunderbar klargelegt, ist seine Kunst. Daher rührt seine berückende Schwüle. Dieses faszinierende Leuchten. Nachher hat man Mitleid, denn diese Menschen konnten nicht anders handeln. Es ist, als ob an ihrem Wesen schon lange Zeiten gearbeitet hätten.

An diesem Typus scheint heute Frankreich reicher zu sein. Die Last der Kultur ruht dort schon viel länger und intensiver auf den Schultern. Dort sind Epigonen von Lebensgenießern, deren glänzendes Raffinement schon seit Jahr-

hunderten bezauberte und sie selbst müd machte. Man steht dort oft so wie ein alter Künstler, der alles kennt, alle Nuancen des Spieles und alle Tiefen der Hingabe und der nun auf der Höhe die Mittel nicht mehr hat . . . . . die Mittel.

In den „Schwülen Tagen“ erzählt der Vater, nachdem er mit sich abgeschlossen, dem Sohn von einem Haus, welches das Leben bedeutet. Man baut und weitet aus, solange sich alles mit den großen Linien vereinen läßt. Nachher noch etwas hinzuzutun wäre geschmacklos. Dabei hat der sonst so strenge Mann ein fast hilfloses Antlitz. Mit heute war er ja selbst zu Ende. Der nunmehr Einsame.

Da erwiderte der Junge: „Ja . . . . . aber . . . . . der Turm von Pisa . . . . .“ Daß die Situation mit so schneidender Komik gerettet wird, ist hinreißend, aber kaum deutsch. Dies könnte einer von drüben, ein Lateiner geschrieben haben.

Für Keyserlings Stil gilt oft auch, was Théophile Gautier über Baudelaires „Petits Poëmes en prose“ gesagt hat: . . . . . une phrase, un mot — — un seul — — bizarrement choisi et placé, évoquait pour nous un monde inconnu de figures oubliées et pourtant amies, ravivait les souvenirs d'existences antérieures et lointaines . . . . .

Baudelaire ist ja' in vielem anders. Sein Genuß gibt Gesichtsempfindungen von rötlich violetten Orchideen. Seine Seligkeiten martern bis zum Wahnsinn. Ist er nicht selbst zusammengebrochen? Er bewegt sich da, wo in die Schauer die Qual sich mischt, der Pfahl ins Fleisch sich bohrt. Man erwacht über seinen Tränken wie aus schweren Träumen. Alle Teufeleien sind ihm eigen, aller Spott und aller Cynismus. Plötzlich klingt dann ein schlichter Ton. Und vor uns steht die Tragik, die man nicht karikieren kann. Da man einfach still wird.

Bei Keyserling gehn wir durch norddeutsche Schloßgärten. Treten in liebe alte Herrenhäuser ein, deren Bewohner meist auf Reisen sind oder doch in Berlin. Es sind Nachfahren von Geschlechtern, die ein farbiges Leben hinter sich haben, oder vor sich haben wollen, weil sie zu kompliziert sind, um, wie ihre Väter, zu jagen und Gerste zu pflanzen. Das Milieu ist ein anderes als beim Franzosen. Es ist deutsch, mit allen Konsequenzen.

Doch beide verehren in Eros den lieblichsten Gott, und beide nehmen sich oft und mit Innigkeit jener Mühseligen an, die Baudelaire „vétérans de la joie“ nennt. Beide sind von immenser Sensibilität, künstlerisch so vornehm, daß sie lächelnd auf Dinge niederschauen, an die vieler Menschen Augen kaum heranreichen.

Bei Keyserling stehn in den Schloßgemächern Tuberosen und duften schwül. In Baudelaires „Paradis artificiels“ steigen aus Vasen, deren Linie Beardsley gezeichnet haben könnte, orientalische Dämpfe. Wolken, in denen man in furchtbarer Ekstase glüht und seherisch wird. Aehnlich wie vielleicht Pythia schäumte zu Delphi.

Der Deutsche ist einfacher. Alles Gesteigerte fehlt. Auch das Krankhafte. Er zeigt nur den Rausch dieses Daseins. Weiterhin, wie feinfühlige Menschen etwa dran zu Grunde gehen.

Keyserling hat eine Gabe, die fast ein Glücksfall ist. Er wird nicht mittelmäßig. Es gibt bei ihm nicht Höhen und Tiefen, sondern ein gleichmäßiger Strom fließt dahin. Alles geschieht mit überraschender Natürlichkeit. Er schenkt uns blitzartig, mit einer Geste oft, die gegenseitigen Beziehungen seiner Menschen. Ueber das Zarteste schweigt er sich aus, zwingt uns aber, es zu fühlen.

Wie sagt doch noch Gautier über Baudelaire? . . . . d'autres phrases, d'une tendresse morbide, semblent comme la musique chuchoter des consolations pour les douleurs inavouées et les irrémediables désespoirs . . . . . Ist der Vergleich so entlegen? Sagte nicht auch einer von drüben über „Beate und Mareile“: „Est-ce bien là un livre allemand? Il ne contient pas une seule niaiserie . . . . .“

2.

Der König David war alt, und sie deckten ihn mit Kleidern zu, doch er bekam keine Wärme. Da sprachen seine Knechte: „Laßt uns eine junge Tochter suchen, die vor das Angesicht des Königs trete und an seiner Seite ruhe, damit der König warm werde!“ Und sie suchten eine schöne Jungfrau und fanden Abisag, die Sunamiterin und brachten sie zum König.

Pol de Mont hat über diese Geschichte schöne Rhythmen gesungen. Auch einen Tanz vor dem Lager eingeführt. Doch Abisag ist nicht Salome. Sie tanzt fast für sich, naiv und keusch. Im Hintergrund vermag der alte König nur mühsam zu starren. Dieses Thema variiert Keyserling auch. Nicht David und Abisag. Doch diesen Kontrast zwischen müdem Blut und junger Kraft. Immer kehrt dieses Motiv wieder. Der edle Sproß, der sich in seiner Nervosität aufreibt, nach einem Gegensatz schreit, den ihm die leisen Gefühlsbetonungen hinter den eigenen weißen Vorhängen nicht geben können, findet eine wohltätige Ruhe, fast einen Schutz vor sich selbst in der starken, gesunden Leidenschaft irgend eines Wildfangs aus dem Volk. Durch diese Berührung fließt es wie Kraft in seine Adern ein, bis er dann zuweilen einsieht, daß hier doch nicht sein Weg ist. Doch die Augenblicke der gegenseitigen Nähe gehören zum Eigenartigsten, was dieser Dichter geschrieben. Man fühlt, wie auf den Edlen der Einfluß wirkt. Ihr Rhythmus ist mächtiger als der seine. Sie dämmt seine Hast, zwingt ihn zur Ruhe. Und beider Blut fließt im selben Takt. Sicher, stetig, stark.

So finden sich im großen Ganzen zweierlei Frauennaturen. Die vom Schloß und die aus der Umgebung. Die letztern können auch im Inspektorhause wohnen und fein gebildet sein, wie etwa Mareile. Auf die innere Kraft, die Unverbrauchtheit kommt es ja da an. Hier Beate, Annemarie . . . auch Benigne, . . . dort Mareile, Eve Mankow, die kleine Mila, und Margusch, die in schwülen Nächten im Park am Weiher singt.

Die einen sind fein und unberührt; haben auch in der Ehe etwas Mädchenhaftes an sich. Sie sind so weltfern erzogen, daß sie den Anschluß an ihr Dasein nicht finden. Nicht einmal an sich selbst. Denn sie wagen das, was in ihnen atmet, kaum auszuleben. Sie schämen sich ihrer eigenen Sehnsucht. Wie in Schleiern sind sie stets, auch wenn sie sich enthüllen, und man ahnt, daß sie die Augen schließen, wenn das Leben nah an sie herantritt.

Die andern haben einen heißen, klaren Blick und verlangende Lippen. Sie besinnen sich nicht, ob sie das Recht zu leben hätten, sondern nehmen alles mit einer gewissen Naivität hin. Es fließt beinahe etwas Kindliches mit ein. Auch ein gutmütiger, mitleidvoller Zug ist ihnen eigen. Sie sind sich ihrer Uebermacht an Lebensenergie bewußt und daraus bildet sich ein liebevolles Hinneigen, wie etwa Margusch, die Magd, dem Jungen, während sie in der Nacht unten am Weiher sitzen, fast mütterlich den Arm streichelt und mit ihrer melancholischen Stimme wiederholt: „Unser Jungherr is traurig, unser Jungherr is traurig . . .“ Er aber drückt sich nah an sie heran und sie scheint ihm wie Schutz zu geben vor allem Unheimlichen, das ihn quält.

So bilden sie eine Reihe, diese hingebungsvollen Wesen von der Soldatenfersta aufwärts bis zu Mareile.

Sie ragt über allen wie eine seltsame feine Blume. Sie besitzt alles, was man an Liebreiz und schöner, durchgeistigter Leidenschaft geben kann. Diese Liebesstunden zwischen Günther von Tarniff und ihr sind von einem wunderbaren Zauber umwoben; in eine Atmosphäre getaucht, wo die Seelen aufschließen wie fremdartige Blüten, die nur unter heißem Licht sich öffnen.

In Beate und Mareile messen sich dann die beiden Gegensätze. Beate hat den Zusammenhang zwischen Günther und Mareile erkannt. Die beiden Frauen sehn sich nur an und haben sich verstanden. Mareile will noch ein paar leise Worte sagen, doch Beate unterbricht sie:

„Sprich nicht. Ich ertrag es nicht. Geh! Recht — — —! Eine wie Du, hat kein Recht!" Und nun folgt eine jener verschleierten Stellen, die sich bei Keyserling oft finden und in unser Fühlen sich eingraben. Er sagt weiter:

Mareiles Augen wurden durchsichtig und golden, dann wandte sie sich um und . . . ging, sie lief fast aus dem Zimmer.

„Gott! sind solche Augen entsetzlich!" dachte Beate. So etwas, wie sie jetzt empfand, mußte derjenige fühlen, der zum ersten Male eine Wunde schlägt, wenn das fremde Blut warm über seine Hände fließt. . . .

3.

Günther von Tarniff, Felix von Bassenow und wie diese Gutsherrn alle heißen, sind, wie schon angedeutet, späte Glieder von alten Geschlechtern. Sie spielen dabei mit Vorliebe den robusten Junker. So, wie einer, der seiner eigenen Kraft mißtraut, hie und da sich eine wuchtige Energieäußerung vortäuscht, um sich zu beruhigen. Innerlich sind sie weich, fast scheu und durchaus feinfühlig mit ihren Schloßfrauen.

Felix von Bassenow kann zwar taktlos sein. Doch nur, weil es ihn manchmal drängt, die feine Stimmung zu zerstören, die Annemarie und Thilo geschaffen. Er fühlt es, wenn sein Wesen einen Anflug von Brutalität bekommt und leidet darunter. Kann es aber doch nicht lassen, weil er dadurch seine Existenz betonen zu müssen glaubt. Er vermeint sich auf die Seite gesetzt und entfernt sich fortwährend gewaltsam. Daß er sich in solchen Zeiten auf Herrenrechte besinnt, gibt Annemaries Mund die Linie einer herb verwundenen Qual. Als er am Ende ihren zarten Körper aus dem Wasser zieht, ist es auch Felix, als sei ihre Oberlippe ein wenig hinaufgezogen. Stolz und wie abwehrend . . . Der von Bassenow ist einer, der noch innere Stärke hat, aber nicht ans Leben herankommen kann.

Günther von Tarniff hat gelebt, aber es war stärker als er. Er schaut, nachdem er von den Folgen des Duells genesen, wie ein alter Mann aus dem Gemach, und als er den Abschiedsbrief an Mareile geschrieben, fühlte er sich erleichtert, wie einer, den eine große Woge mitgenommen und zur rechten Zeit wieder zur Ruhe gesetzt.

Eine der tiefsten Figuren, die Keyserling geschaffen, ist vielleicht der Gutsherr von Fernow. Er hat ein eigentümlich heroisches Ende, dieser Lebenskünstler, der immer in der Fremde war, und wenn er einmal heim kam, bei Tisch sagte: „Mais c'est impossible, comme il mange, ce garçon!" Und nun sollte dieser Junge, weil er beim Abiturientenexamen durchgefallen, zur Strafe die Sommerferien allein mit dem Vater auf dem Gute verbringen. Diese Novellen haben ihren Höhepunkt oft im Sommer oder Herbst. Es gibt

da erlesene Stimmungen in Park und Wald. In heißen Nächten hört man die Frösche singen, macht Mondschein- und andere Fahrten, oder geht Fische stechen. Im Herbst fährt man hinaus und kann galant sein, wenn man die Damen zur Jagd führt.

Gert von Fernow erfüllt sein Schicksal in einer jener schwülen Sommernächte, da man nicht schlafen kann und die Einsamen sich am Einsamsten fühlen. Bill findet ihn nämlich auf den Wurzeln der großen Linde gekauert, als er gen Morgen vom Weiher heraufkommt. Er redet ihn an, und da der andere keine Antwort gibt, fürchtet er sich. Margusch richtet ihn dann auf, und dabei klirrt seine kleine goldene Spritze auf einen Stein. Die Magd sagt: „Er ist tot" und weiterhin: „Ach Gottchen! Der arme Herr hat nu auch nich' mehr gewollt!"

Der Herr von Fernow hatte einige Tage vorher zu seinem Sohn von jenem Lebensbau gesprochen und es Geschmacklosigkeit geheißen, ihn nach seiner Vollendung mit Schnörkeln zu verunzieren. Er hatte seine eigenen Grenzen erkannt. Seine Tat ist unter anderem, daß er ein herbes und stolzes Adelskind zur Liebe geweckt. Von einer wehen Glorie wird er umstrahlt, weil er sie am Schluß einem anderen abtrat, in die Arme trieb, als er fühlte, daß er das Lied nicht zu Ende singen kann.

Ein resignierendes Herbstlied, denn er war ja ein alternder Mann. Doch es hatte einen tapfern Rhythmus und klang schier in eine Hochzeitshymne aus. Daß er nicht ausgenoß, an sie dachte und nicht an sich und das Mädchen fast väterlich züchtigend von sich stieß, ist seine Größe. Nachher hielt er es allein nicht mehr aus. Wer kann ihm das nicht verzeihen?

Wie die beiden sich zum letzten Mal die Hände halten, war Bill, der Sohn, Zeuge der Szene. Ganz zufällig. Hier offenbart sich wiederum Keyserlings vornehme, diskrete künstlerische Größe, da er zeigt, wie dieses Erkennen phantastische Schatten wirft in des Jungen Sinn; wie erste, tiefe Ahnungen von den grausamen Unruhen dieses Daseins.

4.

Dieser Dichter hat neben seinen Novellen schon vier Dramen geschrieben. Die ersten drei „Ein Frühlingsopfer, der dumme Hans, Peter Hawel", zeigen schon ganz des Autors erlesene Art, zu charakterisieren und vor allem sind sie von einer tiefen Innigkeit durchströmt. Dann folgte „Benignens Erlebnis". Die ersten Arbeiten verhalten sich zur letzten wie etwa Ibsens frühere Dramen zu den späten. Erst ist er farbig, kontrastreich. Dann vollzieht sich eine Aenderung zur Konzentration. Ich möchte sagen, er sei nur mehr Psychologe, wenn das Wort nicht so abgegriffen wäre. In jedem Fall steckt von des Dichters Kern, seinem eigentlichen Wesen, in diesen zwei Akten eher als in seinen frühern Bühnenwerken. Dort lebte sich wohl ein künstlerisch fein veranlagter Mensch aus. Hier schreitet aber einer, der über seinen Weg und über seine Art zum Geben gänzlich klar geworden ist.

In „Benignens Erlebnis" treten Gestalten in den Vordergrund, die in den Novellen noch hinter den feinsinnigen Schloßfrauen standen. Dort waren es die Requisite von Verwandtschaft einer alten Familie. Bejahrte, fromme Tanten und Mütter mit lautlosen Gebärden. Menschen einer abgeschlossenen aristokratischen Welt.

Im Drama werden diese Wesen variiert im Baron Krafft zu Aschberg, Oberlandsgerichtsrat a. D. Er hat sich jene Atmosphäre absoluter Ruhe

und monotoner Gleichmäßigkeit geschaffen, die sich oft in alten Herrenhäusern findet, und er wehrt sich mit Leidenschaft gegen jeden Eindringling. Man könnte meinen, Günther von Tarniff sei alt und mürrisch geworden. Seine Leidenschaften sind kalt und äußern sich nur noch darin, daß er gern bei Tisch Witze des Herrn Lamoignon de Malesherbes erzählt. Zum Erröten und Vergnügen der Gesellschaft. Wenn Benigne Beates Kind wäre, hätte sie an Lebenskraft gewonnen. Sie will die alten Zimmer lüften, dürstet nach dem Erlebnis. Es kommt mit dem todesmatten Studenten und Revolutionär ... und schwindet mit seinem Hingang. Ein melancholischer, feiner Zug geht durchs Ganze. Vielleicht auch das Grauen über die Tatsache, daß alles im Leben weiter geht. Man erhofft nach einem starken Ereignis eine Aenderung und glaubt mit ihm sein Leben verknüpfen zu können. Nachher versinkt wieder alles ins Wesenlose. Es droht uns sogar, daß die eigenen Schmerzen banal werden.

Bis jetzt äußerte Keyserling das an Leidenschaft Stärkste in den Novellen. Vielleicht zogen sie ihn mehr an, weil sie an sich eine feinere Tönung zulassen. Im Drama wird ja alles etwas vergröbert. Der Stil ist doch mehr freskoartig. Doch er vermöchte uns aus diesem Milieu heraus wohl auch noch das lebensheiße Drama zu geben, wo seine höchsten Gegensätze sich messen, wie einst in Beate und Mareile. Vieles bürgt dafür. Die Form ist ihm eigen und die hohe Intensität. Dabei ist er einer von jenen seltenen Vornehmen, die alles sagen können, was sie wollen.

5.

Es gibt antike Skulpturen, die, wenn man sie auch in Stücke geschlagen, doch noch in ihren Trümmern die alte Schönheit der Linie widerstrahlen. Es rührt dies daher, weil jeder Teil so aus dem Ganzen herausgedacht ist, daß er im Verhältnis zu ihm selbständigen Wert besitzt. Man lese in dieses Dichters letzten Arbeiten und wird in den Einzelheiten vielleicht ähnlich fühlen. Dies wäre die Ziselierung. Dazu käme etwa als Unterströmung was eben Théophile Gautier über jene Prosagedichte Baudelaires gesagt: ... d'autres phrases, d'une tendresse morbide, semblent comme la musique chuchoter des consolations pour les douleurs inavouées et les irrémédiables désespoirs.

Auf dem Felsen.

Aus dem Russischen der W. J. Dmitriewa von A. Dirr.

Die ganze Stadt kannte das kleine Häuschen, das wie ein Vogelnest am nackten Fels über dem Meere klebte. Es hing ganz einsam da; kein Garten und kein Nebengebäude leistete ihm Gesellschaft, nur eine breite Veranda mit hohen Pflanzen in Kübeln und groben Leinwandvorhängen umgab seine weißen Mauern. Nachts aber, wenn das Städtchen unten schlief, brannte oben noch lange, lange ein Licht, und dies einsame Lichtchen war ein Leuchtturm für die Fischer, die sich draußen auf dem Meere verspätet hatten, zeigte ihnen den Weg in den langen Herbstabenden oder in stürmischen Februarnächten, wenn das Meer böse wird und heult und die düsteren Felsen sich hinter kaltem Nebel verstecken. Und wenn die müden, bis auf die Knochen durchfrorenen Fischer dann das Lichtchen erblickten, wurden sie wieder munter, legten sich fester in die Riemen und sagten: „Oh, unser Professor schläft noch nicht . . .“

Der Mann, den sie „Professor“ nannten, war in dem Städtchen vor einigen Jahren erschienen. Er hatte sich ein paar hundert Quadratmeter Grund gekauft auf dem Felsen, diesen mit Pulver gesprengt und geebnet und in einem einzigen Sommer das hübsche Häuschen mit den großen Fenstern und der breiten Veranda aufgebaut. Alle hatten sich für den Fremdling interessiert und erwarteten von ihm, daß er nur seine Familie holen, sich mit seinen Nachbarn befreunden und ein Leben führen werde, wie es eben alle lebten. Aber nein: der Fremde war und blieb allein, machte keine Bekanntschaften und statt der erwarteten Familie schleppte er riesige Kisten herbei, aus denen sich beim Oeffnen Bücher und Bücher und wieder Bücher ergossen. Er mietete sich auch keine Dienerschaft; sein Mittagessen brachte ihm eine junge Griechin, die gewöhnlich den Sommerfrischlern die Küche besorgte und eine Zugehefrau machte rein und räumte auf. Im Anfang sprach man viel von ihm aber niemand wußte, wer er war, woher er kam und was er trieb. Er empfing und machte keine Besuche. Man wußte nur, daß er von der Post viele Zeitungen und Bücher bekam, daß alle seine Zimmer voller Bücher steckten und Strato, der geistesgestörte Wasserträger, erzählte allerhand ungereimtes Zeug von gläsernen Kisten, in denen sich sonderbare Fische, Eidechsen und greuliches Zeug aus Meerestiefen umhertrieb. Manchmal kam der Fremde in die Stadt herunter, mietete sich ein Boot und fuhr weit hinaus aufs Meer. Ganze Tage blieb er draußen, bis er eines schönen Abends wieder heimkehrte mit einer ganzen Ladung von hohen Gläsern, in denen durchsichtige Krevetten, Seepferdchen und gewichtige Krabben sich umhertrieben und zwischen ihnen farblose Meergräser, rote Schwämme, Medusen und andere vom Standpunkte der Fischer aus völlig nutzlose Kreaturen. Da lachten die Fischer wohl unter sich, wenn sie ihm halfen all das Zeug ins Haus auf dem Felsen zu tragen; einer von ihnen erkühnte sich sogar einmal den Professor zu fragen, wozu er denn die Tiere da brauche. Der Fremde aber sah den Frager mit seinen

sonderbaren, nie lächelnden Augen an und antwortete: „Für die Wissenschaft". Die Fischer erzählten davon in der Stadt und bald hatten die Einwohner ausgemacht, der Neuangekommene müsse ein Gelehrter sein, irgend ein berühmter Professor. Und so nannte man ihn auch seitdem und die ehrgeizigen Griechen [1]) waren stolz darauf, daß in ihrer hinterweltlichen Fischerstadt so eine wichtige Persönlichkeit sich niedergelassen hatte. Jedem Fremden zeigte man unter den andern Sehenswürdigkeiten auch das Haus auf dem Felsen und setzte hinzu: „Dort wohnt unser Professor, ein sehr, sehr gelehrter Mann, der alles weiß." Und wenn dann etwa auf der Veranda die hohe, etwas gebeugte Figur des Professors sich zeigte, mit dem grauen Flatterbart, eingehüllt in einen weiten Mantel aus Segeltuch, dann nahmen die Griechen ehrerbietig ihre Mützen ab und sagten halblaut: „Uebrigens, da ist er ja selbst..."

Der Professor mochte etwa fünfzig Jahre zählen, zeitweise aber sah er älter aus. Seine mächtige Gestalt war gebückt als läge eine unsichtbare Last auf seiner Schulter und drücke seinen starken Körper zu Boden. Er ging sehr langsam, wobei er sich auf einen schweren Stock stützte und die Augen auf den Boden geheftet hielt; sein langer grauer Bart wallte ihm über die Brust. Wer ihn in solchen Augenblicken traf, hielt ihn für sehr alt und für jemanden, der viel durchlebt hatte. Aber wenn er dann den Hut abnahm um auf einen Gruß zu antworten und auf einen Augenblick seine Lider erhob, dann wurde es den Leuten fast angst vor diesem scharfen, harten, blitzenden Blick und jeder dachte: „Aber, wer hat denn das Märchen aufgebracht, daß der Professor alt ist...?"

Aber es geschah ja selten, daß der Fremde in die Stadt kam oder gar mit jemand ein Gespräch anknüpfte und so kannten die Leute eigentlich nur die kalte, steife, leblose Maske, in die sich sein Gesicht verwandelte, sobald er sein Haus verließ, und niemand wußte, was sich unter dieser Maske barg. Kam aber jemand zu ihm um einen Rat oder eine Arznei, oder um ihm etwas sonderbares aus dem Meere oder aus der Erde zu zeigen, dann schlug er nie etwas ab und gab Arzneien und Geld für geleistete Dienste, wenn auch ungern, mit einem fast bösen Gesichte, dann sprach er einsilbig, trocken und hart, augenscheinlich um des ungebetenen Besuches bald möglichst los zu werden. Der ging weg, ärgerlich über des Professors rauhe Art, aber er kam doch wieder, weil ja alle den Fremden brauchten. „Was er doch für ein unangenehmer Mensch ist", sagte man. Niemand sah und niemand konnte es sehen, wie hinter dem verschwundenen Besucher der harte Ausdruck vom Gesichte des Professors wich, wie dies weich und gut wurde und wie sich auf den fest zusammengedrückten Lippen ein trauriges, wehes Lächeln zeigte.

Der Professor liebte die Menschen nicht. Irgend etwas war in seinem Leben vorgefallen; mag sein, er glaubte einmal zu stark an die Menschen und als er dann von ihnen betrogen wurde, floh er sie und blieb einsam. Er hatte sich eigens diesen wilden, öden Ort am Meeresufer ausgesucht und sich dort mit Büchern und fremdartigen Meertieren umgeben. Die betrogen ihn ja nie, versprachen nichts und lebten einfach, so wie ihnen ihre Mutter, die Natur, zu leben befohlen hatte. In der Beobachtung dieses einfachen Lebens suchte der Professor Heilung für seine kranke Seele und er liebte seine kleinen, schweigsamen Gäste, die im dichten Grün der Glasbehälter hausten.

[1]) Verschiedenes in der Erzählung legt den Schluß nahe, daß wir es mit einer kleinen Stadt am Ufer des schwarzen Meeres zu tun haben, wo ja die Bevölkerung oft recht gemischt ist.

Sein Haus war eine echte Arche Noahs im Miniaturstil. In den Süßwasser-aquarien lebte eine Menge silberner, goldener, bunter, schöner und häßlicher Fischchen, und zwischen ihnen friedliche, aufgedunsene Fröschchen und flinke Salamander, die ewig an den Glaswänden umherkletterten und Gottes Welt mit ihren scharfen, unbeweglichen Augen musterten. In Meerwasseraquarien krochen unförmige Krabben, breiteten blaue, purpurne und dunkelgrüne Aktinien ihre sammtnen Fühler aus, fuhren lustige Krevetten und Seepferdchen umher und schwamm der vorsichtige Nadelfisch, immer bemüht den verräterischen und brennenden Liebkosungen der Aktinien auszuweichen. In einem Porzellan-behälter mit schrägem Boden wohnte ein nackter, blaß rosafarbener Axolotl, dem jede Gesellschaft eine Abscheu war und der ganze Tage in tiefen Gedanken dasaß, wie ein indischer Fakir, der sich in Betrachtungen über sein eigenes Ich versenkt. Auf dem Fensterbrett, zwischen Blumen, wohnte seit langem eine grüne Mantide, [1]) die der Professor einst auf dem Felsen mit zerbrochenen Beinchen und zerknittertem Flügel gefunden hatte. Das Bein wurde wieder heil, die Mantide genas, wurde dicker und führte jetzt ein sattes, ruhiges Leben in einem Winkel jenes Fensters, Nachts aber schlief sie in dem dichten Laub des Efeus. Alles Kranke, Gequälte, Verkrüppelte fand Aufnahme im Hause des Professors. Jeden Tag brachte er von seinen Spaziergängen auf dem Felsen irgend ein unglückliches Wesen mit, das im Lebenskampfe besiegt worden war, pflegte es, heilte es und wenn das arme Kerlchen wieder fliegen oder kriechen konnte, öffnete er ihm die Türe. Außer seinen gewöhnlichen Pfleglingen hatte er oft noch andere Gäste. Bald war es eine Eule mit gebrochenem Flügel, die sich Tags über in einen Winkel unters Bett verkroch und Nachts wie die Hexe im Märchen durch alle Zimmer wanderte und dabei mit ihren langen Krallen auf den Fußboden klopfte; bald ein Eidechs-chen, in dessen rätselhaften Bernsteinaugen eine dunkle Erinnerung an vorsintflutliche Zeiten zu schimmern schien, als die Welt mit Riesenfarnen bedeckt war und in warmen Seen und dichten Nebeln riesige Wundertiere schwammen und flogen. Auf dem Schreibtisch lag inmitten der Bücher- und Papierhaufen der gelbe Lieblingskater des Professors, lag da beständig in der Pose einer Sphinx, seit dem Tage an dem ihn sein Herr als noch ganz kleines Tierchen aus einem Kehrichthaufen gezogen hatte. Er wuchs auf, bekam ein besseres Aussehen und verwandelte sich mit der Zeit in einen soliden, nachdenklichen Kater, der ein ordentliches Gefühl seiner eigenen Würde und für seinen Herrn eine übrigens durchaus nicht aufdringliche Anhänglichkeit besaß. Er schmeichelte nicht und bettelte nicht, drängte auch niemand seine Liebkosungen auf; aber an stillen Winterabenden, wenn der Professor sich an seine Arbeit machte, setzte sich ihm der Gelbe gerade gegenüber auf den Tisch und wandte seinen grünen Augen, in denen etwas wie ruhige Ergebenheit und innere Zufriedenheit lag, nicht einen Augenblick vom Gesichte seines Herrn. Draußen heulte der Nord, der aus seinem kalten Geburtslande das Wehegeschrei von Menschen gebracht hatte, die nie die Sonne gesehen und nie ihre Wärme verspürt; draußen heulte das drohende Meer und donnerte von Tod, Untergang und Unglück; draußen, weit draußen, in lärmenden Städten und öden Dörfern, in schwülen Wüsten und toten Schneelandschaften lebten, kämpften und litten Menschen; hier aber, im Häuschen auf dem Felsen war es warm und gemütlich und niemand kümmerte sich um das was draußen vor sich ging. Der Mensch schrieb, der Kater schnurrte; von Zeit zu Zeit trafen sich ihre Blicke und dann verstanden sie

[1]) Eine heuschreckenähnliche Insektenart.

sich beide, der Mensch und das Tier, und waren beide froh darüber, daß sie einsam waren auf ihrem Felsen, daß niemand sie in ihrer Einsamkeit störte, niemand sich in ihr weltvergessenes Dasein drängte. Mag der Wind von Frost und Hunger und Leiden der Menschen erzählen, mag das Meer sein düster Lied heraufheulen, mögen die Menschen einander hängen und würgen und Gewalt antun — was geht das den gelben Kater und den grauen Menschen an? Ihnen ist ja wohl...

Aber es gab Zeiten wo der gelbe Kater dem Professor die Treue brach und aus dem Häuschen auf dem Felsen verschwand. Das geschah jedes Frühjahr. Sobald die Sonne etwas höher stieg und das Meer unter ihrer warmen Liebkosung zarte Smaragdtöne annahm, sobald von unten der Duft der Mandel- und Pfirsichblüten zum Häuschen hinaufdrang, wurde der friedliche Kater verdrießlich und unruhig, verließ seinen gewohnten Platz auf dem Tisch, trieb sich, kläglich miauend, auf der Veranda umher und verschwand dann plötzlich ganz. Und im Hause wurde es so leer, daß der Professor Langeweile spürte und Abends nicht recht arbeiten konnte; dann warf er wohl die Feder weg, stierte auf den leeren Platz seines Lieblings, erhob sich dann und trat auf die Veranda um den Kater zu rufen. Aber nichts antwortete auf seinen Ruf, nur dumpfe Menschenstimmen, das gedämpfte Plätschern der Brandung und das betäubende Aroma der Fruchtgärten trug ihm die Luft zu. Aergerlich begab sich der Professor dann in sein Haus zurück, verschloß die Türen, ließ die Vorhänge herab und wanderte ruhelos mit zusammengekniffenen Brauen und einem traurigen Lächeln auf den Lippen durch seine Zimmer, allein mit der ängstlichen Stille in seiner Wohnung, und in solchen Augenblicken schien es, als wäre der unbewegliche Axolotl das verkörperte ewige Schweigen.

Der Kater blieb gewöhnlich eine, zwei Wochen aus und kam dann wieder zurück... abgemagert, zersaust, mit zerfetzten Ohren, an denen noch trockenes Blut klebte; er sah aus wie ein müdes, enttäuschtes Wesen, das den bittern Kelch des Lebens bis zur Neige geleert hat. Zögernd schlich er dann ins Haus und schmiegte sich schüchtern an die Füße des Professors, als wollte er sich wegen seiner langen Abwesenheit entschuldigen und aus den engen Pupillen seiner grünen Augen konnte man so etwas herauslesen wie „siehst du, es ist nichts zu machen, das Leben ist nun einmal so!" Wenn er dann völlige Absolution für seine Sünden erhalten hatte, wurde er ruhiger, glättete sein zersaustes Fell, leckte seine Wunden ab und stahl sich schließlich wieder an seinen gewohnten Platz auf dem Tische...

Einen Hund hatte der Professor zwar am Anfange nicht gehabt; er liebte Hunde ebenso wenig wie Menschen. Er behauptete, Hunde lebten in zu enger Gemeinschaft mit den Menschen und nähmen dadurch etwas Menschliches an, sie seien ebenso schmeichlerisch, falsch und grausam, sie täten einem schön um sich dann von hinten her zu schleichen und zu beißen, sie heuchelten und betrögen und in ihrem ewig wedelnden Schweife, in ihren kriechenden Bewegungen, in ihrem Lächeln und ihren Augen sei zu viel Menschlich Widriges und Menschlich Abstoßendes. Aber da Hunde doch keine Menschen sind und eben doch viel von der gedankenlosen Grausamkeit dieser leiden müssen, so vermehrte sich das Häuschen auf dem Felsen bald um einen neuen Bewohner.

Das kam so. Es war an einem der letzten sonnigen Oktobertage. Die Weinlese war schon längst vorbei, die Ernte auch, Tennen, Gärten, Weingärten und Felder waren verödet, aber immer noch kam der Professor von seinem Felsen herab und wanderte durch die einsam gewordene Landschaft. Er liebte es auf den allmählich erblassenden Himmel zu schauen, er liebte es den

frischen Geruch der kühler werdenden Erde einzuziehen, aber am meisten zog ihm doch die leise Melancholie der verlassenen Täler und ihre Stille an. In solchen Augenblicken fühlte er sich frei und glücklich; niemand hinderte ihn daran an das zu denken, was ihm gefiel und er wanderte dann hochaufgerichtet, mit in den Nacken zurückgeworfenem Hut auf der verödeten Landstraße dahin. Die arme, von Menschenhänden durchwühlte und verunstaltete Erde ruhte aus und mit ihr auch der Professor. Alles was er einst durchlebt war vergessen; die tiefen Wunden seiner Seele, die ebenso durchwühlt und verunstaltet war wie die Erde, taten ihm nicht mehr weh und es schien ihm als wäre er allein auf der Welt, als wären vom Angesicht der Erde die Menschen verschwunden, jene listigen, feigen, grausamen Geschöpfe, denen nur dazu Verstand gegeben war, damit sie Böses tun! Oh! wie er die Menschen haßte! Alles verdarben sie was in der Natur Schönes war; alles, was die Besten unter ihnen geschaffen, benützten sie um zu töten und zu verheeren und selbst jene Besten und Größten unter ihnen verfolgten sie und bezahlten ihnen ihre Menschenliebe mit Folter, Ketten und Tod.

Dieser Menschenhaß war eine der schmerzlichsten Wunden in der Seele des Professors und nur dann milderte sich ihr Weh, wenn er allein war, allein mit der Natur, wenn er keine Menschen sah, noch den kalten Glanz ihrer Augen, das Falsche ihres Lächelns und ihrer blassen Gesichter, aus denen durch die äußere edle Maske affenartige List und Grausamkeit sprachen. Darum mied der Professor die Menschen und in der Stille der Einsamkeit zeichnete sein Hirn zwar undeutliche aber schöne Zukunftsbilder. Er sah sich an der Spitze eines Aufstands gegen die Menschenherrschaft auf Erden. Hinter ihm standen die zahllosen Reihen aller gequälten, unterjochten Geschöpfe — aber es war kein Mensch darunter. Die Menschheit war zum Untergang verdammt und er führte sein sprachloses Heer zum Sturme gegen sie. Hunde, Wölfe, Tiger, Schlangen, Spinnen, Würmer — wie eine Hochflut ergoß es sich über die Städte der Menschen, zerstörte ihre Schlösser und Tempel und zerbrach die Mordwerkzeuge mit deren Hilfe sie ihre Herrschaft fester begründen wollten. Umsonst suchten sie Rettung in der Luft, im Wasser, unter der Erde, umsonst flehten sie den Gott der Liebe an... umsonst. Nirgends Rettung! Gott wand sein Antlitz von ihnen ab, und überall, in Wasser, Luft und Erde fanden sie nur Feindschaft und Rache...

Und nun war es vorüber mit der Menschheit; das Reich der Gesetzlosigkeit selbst in den Grundfesten zerstört, und die befreite Erde begrüßte den ersten Morgen der Freiheit in ursprünglicher Reinheit und Unschuld. Wer darf sie jetzt besitzen? Und der Professor sah in seinen Träumen Wesen mit sanften Gesichtern, mit klarem Lächeln auf dem Munde, Wesen, die nie lügen, deren schöne Augen offen und frei blicken, aus deren Pupillen kein Zorn, kein Blutdurst spricht...

In solchen Träumen verbrachte der Professor seine Spaziergangstunden und kehrte dann erfrischt und ausgeruht nach Hause zurück. Einmal aber, als er an der Kaserne der Landstraßenverwaltung vorbeiging, hörte er plötzlich einen sonderbaren Lärm und blieb stehen. Vor der Flurtreppe des Hauses stand eine Gruppe und alle diese Menschen waren mit irgend etwas beschäftigt, neigten sich zur Erde, schrien und zankten. Der Professor dachte zuerst, sie hätten Händel und wollte sich schon abwenden und weiter gehen. Aber in demselben Augenblick ertönte ein Schuß und danach erhob sich ein so verzweifeltes Geheul, daß ihm das Herz erbebte. Er erblaßte; kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne... wie immer, wenn er böse wurde.

Verdammte! werden wieder jemand quälen ... sagte er und ging eilends auf die Kaserne zu.

Seine hohe, majestätische Gestalt im langen Mantel, mit dem breitrandigen Hut und dem langen, grauen Bart flößte den Leuten an der Flurtreppe fast Schrecken ein. Sie wichen ihm ehrerbietig aus und nahmen ihre Mützen ab; in ihrer Mitte stand ein Mann der ein noch rauchendes Gewehr in der Hand hielt. Unter der Treppe aber ertönte noch immer das verzweifelte Schmerzens- und Angstgeheul.

Was soll das? Was tut ihr? fragte der Professor unwillig. Ein junger Mann trat aus dem Kreise hervor; aus seinem schönen, gebräunten Gesicht hoben sich die blutroten Lippen und die scharfen gelben Augen mit den schwarzen Flecken besonders scharf hervor.

'N toller Hund, Herr, sagte er und knirschte mit seinen weißen, scharfen Zähnen, hat sich unter die Treppe verkrochen und will nicht heraus. Wir wollten ihn verjagen; er beißt aber. Da, den Spirka hat er schon gebissen.

Ja wohl, bis auf den Knochen durchgebissen, sehen Sie nur her, sagte der Genannte, indem er dem Professor seine blutende Hand entgegen hielt. Ich wollte ihn packen, aber er hat mich so fest gefaßt, daß ich mich kaum losreißen konnte.

Aber, warum wollten Sie ihn packen? Warum denken Sie, der Hund sei toll?

Nicht toll? Freilich ist er toll! riefen alle zusammen, indem sie den Professor umringten. — N' fremder Hund, wissen nicht, wem er gehört. Nun hat er sich da unter die Treppe verkrochen. Den Spirka hat er gebissen. Wir wollten ihn erschießen; aber Janko hat ihn scheint's nicht getroffen. Janko, lad' noch mal!

Janko wollte sein Gewehr erheben, aber der Professor ließ es nicht zu und trat an die Treppe heran. Das Geheul verstummte und man hörte nur mehr dumpfes Geknurre und klägliches Winseln. Aus der Menge sprang ein Junge hervor und kroch behende unter die Treppe.

Bist du närrisch? Was willst du denn da unten? Er beißt dich! riefen alle durcheinander.

Der Junge aber ließ sich nicht zurückhalten und bald ertönte seine dünne Stimme:

Er ist gar nicht toll! Junge hat er... Da...

Und mit diesen Worten warf er einen winzigen blinden Welp heraus, der sich hilflos und platt auf die Erde legte und mit seinen rosigen nackten Pfötchen herumfuchtelte.

Pfui, Teufelszeug! schrie der Mann mit der Flinte und ehe der Professor ihn daran hindern konnte, hatte er mit einem Schlag seines Gewehrkolbens dem armen Tierchen den Kopf zerschmettert.

Kreideblaß und mit vor Wut zitternden Lippen riß der Professor dem Manne das Gewehr aus der Hand und gab ihm einen solchen Stoß vor die Brust, daß er fast zur Erde taumelte.

Lump, elender! fauchte er. Laß die Hunde in Ruhe und scheer dich zum Teufel... oder ich schieß' dich nieder!

Erschreckt von dem gebieterischen Tone des Professors traten die Leute zur Seite und fingen an unter sich zu beraten, was nun zu tun wäre.

Da ist auch der andere! Nehmt ihn... Sind bloß zweie da! rief der Junge wieder und warf auch den zweiten Welp aus dem Winkel unter der Treppe heraus. Hinter dem Jungen kroch auch die Hündin heraus und heulte

kläglich. Es war eine große schwarze Hündin mit einem gelben Fleck auf der Schläfe... ein mageres, zersaustes Tier mit zottigem, struppigem Fell — einer jener armen herrenlosen Hunde, deren es in den Städten des Südens so viele gibt. Demütig winselnd hob die verwundete Hündin die Schnauze in die Höhe, als bäte sie die Menschen, sie möchten die geraubten Jungen zurückgeben. Aus ihren unentschlossenen Bewegungen und dem eigentümlichen Schnüffeln der in die Luft gestreckten Nase konnte man ersehen, daß sie blind war. Der Schuß hatte sie nämlich in die Augen getroffen und die ganze Schnauze war mit Blut bedeckt: die arme Mutter hatte es böse büßen müssen, daß sie ihre Kinder verteidigt hatte.

Der Professor hob den warmen lebendigen Knäuel auf, der zu seinen Füßen umherkroch und legte ihn vor die geblendete Hündin. Diese winselte freudig und leckte schweifwedelnd bald ihr Junges, bald die Hand des Professors. Die Leute aus der Gruppe kamen auch wieder herbei und schauten lächelnd auf die Gruppe vor ihnen. Ihnen schien es lächerlich, daß dieser große, geachtete Mann sich mit einer räudigen Hündin und ihrem Jungen zu schaffen machte als wären es seine Kinder. Bloß der Knabe, der unter die Treppe gekrochen war, faßte die Sache anders auf und blickte den Professor teilnehmend an.

Nun, was wollen Sie jetzt mit der Hündin machen? frug er geschäftig, sie ist ja doch ganz blind...

Der Professor schwieg, hüllte das Junge sorgfältig in seinen Mantel, liebkoste die Mutter und rief sie zu sich. Sie beroch seine Kleider und als sie sich überzeugt hatte, daß der Mann da ihr Kind trug, folgte sie ihm. Die Leute an der Treppe sahen dem sonderbaren Aufzug nach.

Muß wohl verrückt sein . . . sagte der mit dem Gewehr.

Nein, entgegnete der mit den gelben Augen — ich kenn' ihn, s'ist der Professor vom Berge. 'N sehr gelehrter Mann, Tag und Nacht liest er und alles weiß er.

Töf, töf![1]) rief ein dritter und ein verächtliches Lachen spielte über seine Lippen. Wer viel wissen will, den hat Gott nicht lieb und nimmt ihm zur Strafe den Verstand weg. Alle Gelehrten sind Narren und in dem grauen Schädel steckt ebensowenig Vernunft als in meiner Ferse. Macht etwa ein vernünftiger Mensch ein solches Aufheben wie der wegen eines schäbigen Köters?

Der Junge, der bisher immer noch dem Professor nachgesehen hatte und in tiefes Nachdenken versunken war, lachte plötzlich laut auf und lief weg.

Ach, ihr gescheiten Köpfe, ihr! rief er von ferne. Umdrehen möcht ich euch alle, mit den Füßen nach oben, möcht wissen, ob ihr dann gescheiter werdet. Der Hund war ja gar nicht toll und du hast dein Pulver umsonst verbrannt, Janko! . . .

Wart', du Kanaille! schrie Janko und wollte dem Jungen nachlaufen. Aber der war schon weit weg; Janko hob einen Stein auf und schleuderte ihn dem Knaben nach. Dann aber wandte er sich wieder den andern zu, die immer noch von der Hündin und dem Professor sprachen.

Der Professor aber war schon längst zu Hause und pflegte die verwundete Hündin. Er wusch ihr die blutigen Augen aus, fütterte sie und wies ihr einen Platz in einem Winkel seines Kabinetts an. Das Tier nahm all das mit schüchterner Dankbarkeit an und da es noch nicht ganz verstand, was für

---

[1]) Eine tatarische Interjektion, die Zweifel und Spott ausdrückt.

eine Veränderung mit ihm vorgegangen war, fuhr sein unruhiger Kopf aufs Geratewohl in der Luft umher, um die pflegende und liebkosende Hand zu suchen. Aber es blieb dunkel rings umher und heftig erschreckt fing es an zu heulen. Und es war recht sonderbar wie ihr verzweifeltes, schmerzhaftes Geheul die ewige Stille des schweigsamen Häuschens unterbrach und alle seine Bewohner aus ihrer Ruhe rüttelte. Der gelbe Kater erwachte auf seinem Piedestal von Büchern und sein verwunderter Blick frug den Professor: Was in aller Welt bedeutet denn das? Sogar der tiefsinnige Axolotl ließ sich aus seiner Unbeweglichkeit aufstören und kroch aufgeregt auf dem Porzellanboden seines Beckens hin und her. Der Professor aber fühlte in seinem Innern, wie er sich für die Menschen schämte, für die Menschen, die alles besitzen, um prächtige Wesen zu sein und die statt dessen so widerlich grausam sind ...

Die Hündin genas, blieb aber blind. Ihr Junges zog sie auf wie sichs gehört und aus dem elenden, nackten Ding wurde ein echter und rechter Hund mit etwas leichtsinnigem Charakter und einer starken Neigung zu romantischen Abenteuern. Das hatte er wahrscheinlich von seinem unbekannten Vater geerbt. Er verschwand beständig aus dem Hause und trieb sich auf den Felsen umher, wo er jedes Löchlein in der Erde unbedingt um- und ausgraben mußte. Von solchen Ausflügen kehrte er häufig zerbeutelt und zerzaust nach Hause zurück. Den Professor verdroß das Betragen seines Zöglings nicht wenig und zur Strafe sperrte er ihn oft in die dunkle Aufräumkammer ein, sowie er aber Bobka — so hieß der leichtsinnige Hundejüngling — wieder in Freiheit setzte, warf sich dieser mit lautem Freudegebell auf ihn, leckte ihm Nase und Lippen und ... verschwand von neuem. Dagegen war die blinde Hündin äußerst solid; sie war nie außer dem Hause zu treffen und wich nicht von der Seite ihres Retters. Wenn der Professor spazieren ging, folgte sie ihm, so daß es bei den Bewohnern des Städtchens bald eine stehende Redensart wurde: „da kommt unser Professor mit seinem blinden Hund". Tagsüber lag sie auf der Veranda, hob ihre blinden Augen der Sonne entgegen und lauschte dem fernen Geräusch der Brandung, Abends aber lag sie zu Füßen ihres Herrn und antwortete auf jede seiner Bewegungen, indem sie vorsichtig mit dem Schweife auf den Boden klopfte, als wollte sie zu verstehen geben, daß sie noch wache. Der gelbe Kater war zuerst eifersüchtig auf seine neue Hausgenossin, als er aber sah, daß keines seiner Privilegien in Gefahr war, ließ er sich sogar dazu herbei, hie und da mit ihrem Schweif zu spielen. Er unterließ es auch, zornig zu knurren, wie er dies anfangs getan hatte, wenn sich die Hündin an den Professor schmiegte und diesem ihren Kopf auf die Kniee legte; ja oft hätte man in seinen Augen etwas wie herablassendes Mitleid für die unglückliche Blinde lesen können. Verstand er, daß sie blind war?

Bei gutem Wetter, wenn die Sonne recht warm schien und das Plätschern des Meeres wie eine entfernte Musik klang, lag die Hündin ganze Stunden auf der Veranda und ihr ganzes Gebahren zeigte, wie wohl ihr war. Wenn sich aber der Himmel mit Wolken überzog und der ewige Vagabund Sturm von den Berggipfeln herunter heulte, wenn schäumende Wogen sich brüllend an den Felsen zerschlugen, dann wurde sie unruhig, trieb sich in allen Zimmern umher, ohne einen Ruheplatz zu finden und begleitete das Gewüte des Windes und der Wogen mit bellendem Geheul. Der Professor bemühte sich dann, sie zu beruhigen, streichelte und liebkoste sie, legte sie neben seinen Stuhl, aber selbst im Schlaf fuhr sie plötzlich zusammen und heulte auf, als quäle sie ein unerträglicher Schmerz. Was mochte ihr wohl wehe tun? Welch unbekannter Schrecken regte sie auf, wo es ihr doch so wohl und gemütlich sein sollte im

Hause ihres Beschützers? Das konnte weder der alte Professor noch der kluge gelbe Kater je erfahren.

... Und es lebte sich doch so ruhig und warm im Hause auf dem Felsen und die stürmischen Wogen des Lebens brachen sich machtlos außerhalb seiner weißen Mauern. Immer weniger Leute kamen zum Professor, dessen kalte Ungastlichkeit sie abstieß ... bald ließ sich gar niemand mehr sehen. Die Aufräumefrau kam schweigend, tat ihre Arbeit, ohne ein Wort zu sprechen und ging ebenso wortlos wieder fort. Dann kam der Wasserträger Strato mit seinem Fäßchen auf dem Rücken, murmelte etwas vor sich hin und verschwand, ohne auf des Professors Antwort zu warten. Um Mittag brachte ein junges Mädchen, eine Griechin, das Essen und das war der letzte Besuch. Hinter ihr verschloß der Professor die Türen und blieb allein — es würde ja niemand mehr kommen und er konnte sich ruhig an seine Arbeit machen. Er wechselte das Wasser in den Aquarien, fütterte seine Tiere und setzte sich dann an seinen Tisch, las, schrieb, machte Präparate für das Mikroskop und die Zeit verflog ungemein rasch. Nach dem Essen trat er auf die Veranda und schaute mit dem Feldstecher auf das Meer, das endlose, blaue Meer. Er liebte das Meer, liebte es im Sturm und in der Ruhe und wurde nie müde, seine veränderliche Schönheit zu bewundern. In den bittersten Stunden der Verzweiflung und des Kummers beruhigte ihn die ewige Bewegung der Wasser und flößte ihm neuen Mut zur Arbeit und zum Leben ein. Nachmittags ging der Professor spazieren, irrte in den Felsen umher, sammelte Muscheln und Pflanzen, und wenn es dunkel wurde, kehrte er heim, zündete die Lampe an und setzte seine unterbrochene Arbeit fort. Seit langem schon war er mit breit angelegten Forschungen über das unsichtbare Leben des Meeres beschäftigt und in der Einsamkeit der letzten Jahre war es ihm gelungen, viel wertvolles Material zur Kenntnis der mikroskopischen Wesen zusammen zu bringen deren Existenz im Haushalte der Natur ja auch ihren Zweck haben mußte. Und in warmen Sommernächten, wenn Myriaden blauer Funken an der Oberfläche des Meeres aufflackerten, blickte er auf das Meer und im Anblick dieser unzählbaren lebenden Funken, von denen jeder ein Organismus mit Werkzeugen der Ernährung, Fortpflanzung und Bewegung ist, wurde er nachdenklich und gab sich die ewige, unlösbare Frage auf: „Was ist der Sinn alles Lebenden und warum ruft die Natur in sinnloser Freigebigkeit jede Stunde, jede Minute, jede Sekunde Millionen von Wesen ins Leben, vom Menschen angefangen bis zur Bakterie, wo sie doch alle zur Vernichtung bestimmt sind, manchmal gerade im Moment, wo sie zu leben anfangen? Wenn doch wenigstens das Leben so schön wäre, daß es der Mühe wert wäre, auf einen, wenn auch kurzen Augenblick die Finsternis der Nichtexistenz zu verlassen und dann gleich wieder in sie zurückzutauchen! Aber nein — das Leben ist Trug, Leiden und Schmerz. Es leidet der Mensch — und doch hat er fast göttliche Vernunft; er leidet, weil er das Böse nicht in Gutes verkehren kann; es leiden die Tiere, denen man ihre Jungen wegnimmt; es leidet der Adler in den Lüften und der Wurm in der Erde; es leiden sogar die winzigen Noctilucen im Meere, für die jede Welle Schmerz und Tod bedeutet. Warum alles Das und wem zu Frommen?

Es geschah auch wohl, daß sich nach solchen Gedanken Kummer und Gleichgültigkeit des Professors bemächtigten. Es schien ihm, als stünde er vor einer mächtigen, undurchdringlichen Wand, hinter der das Rätsel des Lebens verborgen liegt und er ersticke vor Verzweiflung und Ohnmacht. Seine Arbeit ekelte ihn an; er selbst war sich zum Ekel. Warum lebte er und wer

wartete auf seine Arbeit? Und für wen arbeitete er, wenn nicht für dieselben Menschen, von denen er sich abgewandt und für die er nur Verachtung hatte? Arbeitete er, plagte er sich, suchte er vielleicht für sich selber? Möglich . . . aber kaum der Mühe wert, denn heute oder morgen kann er für die Welt verschwinden und die Welt für ihn . . .

In solcher Stimmung ließ der Professor Arbeit Arbeit sein und stand tagelang vor seinen Aquarien — aber nicht als Forscher, sondern als teilnehmender Freund der winzigen Welt hinter den Glasscheiben. Das einfache, naive Leben jener einfachen Geschöpfe gefiel ihm und steckte ihn mit seiner Einfachheit und Naivität an; er teilte ihre kleinen Freuden und kleinen Leiden. Waren sie für ihn doch nicht eine zufällig angesammelte Masse lebender Dinge ohne Individualität, — nein, er kannte den Charakter, die Persönlichkeit jedes einzelnen Bewohners der Aquarien und liebte die einen, während er die andern bloß duldete. Eine prachtvolle blaue Aktinie haßte er sogar wegen ihrer Falschheit und der kalten Grausamkeit, mit der sie die winzigen Wesen um sich her in ihre gefährliche Nähe zog, um sie dann zu verzehren; ein paarmal wollte er sie sogar töten, aber — er konnte nicht, sie war zu schön. Dafür liebte er aber die Krabben besonders. Er besaß deren eine ganze Menge, und jede hatte ihre Physiognomie, ihre besonderen Gewohnheiten, an denen er sie von einander unterscheiden konnte. Die da war lustig und gutmütig, den ganzen Tag über war sie in Bewegung und ihre affenartigen Gesten und ihre Intelligenz waren für den Professor eine Quelle beständigen Vergnügens. Eine andere war frech und händelsüchtig, rannte ohne Rast und Ruhe im Aquarium umher, rempelte alle an und hatte nicht einmal vor den majestätischen Aktinien Respekt, die in aristokratischer Unbeweglichkeit auf Korallenzweigen saßen. Dann war da eine kleine bunte; ein stilles, träumerisches Ding, die sich am wohlsten fühlte, wenn sie allein war, niemanden störte und jeder Störung aus dem Wege ging. Sie hatte sogar ihre Schale den Korallenzweigen angeglichen, zwischen denen sie hauste. Wenn der Professor die Gesellschaft fütterte, war immer die freche Krabbe zuerst zur Stelle, fuchtelte mit den Scheren umher, nahm den andern die besten Stücke weg und lief damit fort, indem sie eine wichtige, triumphierende Miene aufsetzte — genau so wie ein echter Gigerl, der in einem feinen Restaurant diniert hat und jetzt mit der Zigarre zwischen den Fingern über die Boulevards flaniert. Die bunte Krabbe aber wartete, bis alle sich ihr Anteil gesichert hatten und dann erst machte sie sich vorsichtig an den Rest. Der Professor versuchte einmal sie zu reizen und stieß sie mit einem Glasröhrchen an, jedoch ohne Erfolg . . . . Die Krabbe ertrug alle diese unverdienten Beleidigungen und wehrte nur schüchtern den Glasstab ab, als wollte sie sagen; „rühre mich nicht an, ich tu' dir ja auch nichts“. Und der Professor schämte sich vor dem winzigen Tierchen, das ohne jede höhere Bildung das schwierige Lebensproblem gelöst hatte: „was du nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem andern zu“.

Am meisten aber interessierte sich der Professor für eine große ehrbare Krabbe, die schon lange bei ihm wohnte. Sie war entschieden Melancholikerin und Pessimistin. Sie hauste irgendwo in einer Spalte zwischen den Steinen und führte ein einsames und unverständliches Leben. Man wußte nicht einmal ob sie überhaupt etwas fraß, denn die Einsiedlerin zeigte sich nie, und nur an den winzigen Wirbelchen, die sich beständig über ihrer Spalte drehten, konnte man erraten, daß sie noch lebte. Hie und da ließ sich auch ein langer, zornig in die Höhe gerichteter Fühler oder ein Scherenende sehen und wehe dann, wenn

eine unvorsichtige Krevette unversehens daran rührte . . . augenblicklich verschwand sie in der Spalte und der Wirbel darüber wurde stärker und dicke Blasen stiegen auf; die Philosophin zürnte. Die Bewohner des Aquariums wußten auch, daß sie mit ihren Besuchen die einsiedlerische Krabbe nur störten und vermieden die finstere Höhle derselben sorgfältig. Krabbe und Professor glichen sich ein wenig, sie hatten beide ungefähr dasselbe Schicksal: beide mieden das Leben, der Professor kam selten von seinem Felsen herab und die Krabbe kroch fast nie aus ihrem geheimnisvollen Asyl heraus. Der Professor hatte diese Aehnlichkeit schon längst selbst bemerkt und gestand sich mit einem unwillkürlichen Lächeln auf den Lippen ein, daß er gerade deswegen die Krabbe besonders liebe uud mehr als nötig an sie denke. Jeden Morgen war nämlich sein erster Gang zum Aquarium, um nachzusehen, was der Sonderling treibt, und mehrere Male hatte er sogar versucht, diesen aus der Spalte hervorzuholen oder mit ausgesuchten Leckerbissen hervorzulocken. Die Krabbe aber widerstand allen Verführungskünsten und blieb hartnäckig in ihrer Zelle. Einst aber, als der Professor nicht schlafen konnte, nahm er eine Kerze und trat in das Zimmer, in dem die Aquarien standen. Die kleine Welt schlief hinter ihren Glaswänden ebenso fest wie die große Welt unten, am Fuße des Felsens. Es schliefen die japanischen Fischchen, es schliefen die Frösche und die Tritonen, es schliefen die durchsichtigen Krevetten und die Seepferdchen, die so sehr Miniaturdrachen glichen, es schliefen die schwerfälligen Krabben und hoben sich als dunkle Flecken vom hellfarbigen Sande ab, es schlief sogar der furchtsame Nadelfisch gerade über der glücklicherweise gleichfalls schlafenden blauen Aktinie. Da vernahm der Professor mitten in dieser Stille plötzlich ein leises Rascheln auf der Spitze des Aquariumsfelsens, näherte sich vorsichtig und hob die Kerze hoch . . . da saß sein alter ego, die alte einsiedlerische Krabbe. Sie saß auf den Muscheln, hatte ihre riesigen Scheren weit geöffnet und fuchtelte nachdenklich mit ihren Fühlern, als lauschte sie dem Geräusch des fernen Meeres. Der Blick ihrer glänzenden, lang gestielten Augen traf den Blick des Professors und es war diesem, als läge darin Vorwurf und Verachtung. So schauten sie sich einige Minuten lang unbeweglich an, dann hob die Krabbe langsam ihre Schere in die Höhe, fuchtelte damit vor ihren Augen umher, wie ein Mensch, der aus langem Selbstvergessensein erwacht, ließ sich ins Wasser gleiten und verschwand. — Die ganze Nacht konnte der Professor nicht schlafen und als er gegen Morgen ein wenig einschlummerte, träumte ihm von der Krabbe mit den rätselhaften Augen und diese Krabbe sprach sonderbare Worte: „Du, elender Heuchler! Du bist ja noch grausamer als all' die Menschen, denen du aus dem Wege gehst. Die Menschen tun viel Böses — aber auch Gutes; du — du tust weder Böses noch Gutes, denn du bist allein. Um das Uebel zu bekämpfen, muß man ihm sich gegenüber stellen, und du bist ihm entflohen und versteckst dich hier, niemand zu Nutz und niemand zu Frommen. Auf den Gipfeln ist es hell, aber zu kalt, und niemand hört deine Stimme und niemand sieht deine zur Hilfe ausgestreckte Hand. Du haßt die Menschen wegen ihrer Lügenhaftigkeit und weil sie keine Seele haben, aber du — — hast du denn jemals etwas dafür getan, daß sie gut und schön würden? Du hast ihnen alles genommen, aber nichts gegeben. Geh' hinunter, alter Heuchler, gib ihnen zurück, was du von ihnen bekommen hast, teile ihnen deine Gedanken, dein Wissen, deine Seele mit — denn für sie und nicht für dich allein sind dir Seele, Wissen und Gedanken gegeben."

Und der Professor lauschte diesen Worten und weinte im Schlafe und

nach dem Erwachen quälten ihn noch lange Gram und Kummer. Die Worte der Krabbe — das waren ja seine eigenen Gedanken und er haßte und fürchtete solche Gedanken. Sie erinnerten ihn daran wie fest das Band noch war, das ihn an die Menschheit knüpfte, und er war doch den Menschen entflohen gerade um sich in die ruhige, leidenschaftslose Welt der Wissenschaft zu flüchten, um nichts zu hören von Menschenleid und Menschenhärte. Er wähnte wohl zeitweise, es wäre ihm dies gelungen, er wäre frei und groß ... aber die Menschheit war stärker als er und furchtbar stark waren die Ketten, die ihn an sie fesselten. Was nützte es, daß er Fenster und Türen verschloß ... die Menschheit schrie in ihm selbst, erschien ihm im Schlafe; aus jedem Herzschlag, aus jedem Seufzer tönte es ihm entgegen: „das bin ich". Was nützte es, daß er sich in die Welt der einfachsten, fast bewußtlosen Wesen vertiefte ... auch hier, auf der untersten Stufe, traf er die Keime dessen, was ihm vom Menschen so verhaßt war. Ueberall dieselbe Idee, dieselbe schaffende Hand und immer wieder fielen ihm jene schrecklichen Worte ein, die ihm als Kind so viel Bangen verursacht hatten: „Herr, wohin soll ich fliehen vor deinem Antlitz."

Wie oft war er in solche Gedanken versunken zu seinen Aquarien getreten, in denen seine Zöglinge ihr gewohntes Leben lebten! Und was sah er? Denselben Kampf ums Leben, dieselbe Vernichtung der Schwachen durch die Starken, dieselbe Ueberlegenheit der Höherbegabten über den Niedrigerstehenden. Alles das glich dem Menschenleben so sehr, daß es geradezu lächerlich war; aber alles war auch offener und ehrlicher. Wenn Falschheit, Bosheit, Hang zum Leben und alle niedrigen Leidenschaften im Keime schon in diesen einfachen Wesen stecken, dachte der Professor, warum sollte dann nicht auch der Keim des Kummers und Leidens, an denen so manche auf dem andern Ende der Leiter fast zugrunde gehen, nicht in ihnen zu finden sein? Vielleicht ahnt sogar meine Krabbe in der Spalte da etwas von der Unvollkommenheit der Schöpfung, vielleicht träumt auch sie nachts von bessern Welten, wenn sie auf ihrem Felsen hockt und dem Donner des Meeres zuhört. Wer weiß? Aber nein, alte Krabbe, du hast nicht Recht! sagte der Professor zu sich selbst. — Ich tue nichts für die Menschen, aber ich verlange auch nichts von ihnen. Wenn sie leiden, so sind sie daran selbst schuld; ich habe das Recht, ihnen den Rücken zu kehren, denn meine Seele, meine Gedanken gehören mir und nur mir. Ich habe niemanden darum gebeten mich ins Leben zu setzen und wenn ich lebe, denke und fühle, so tue ich das nur für mich und sonst für niemanden. Ich brauche niemanden und will nicht, daß mich jemand nötig habe. Ich bin allein und bleibe allein, weil ich es so will. Du bist ja auch allein und all die Geschöpfe um dich her, sie leben jedes für sich selbst. Und so will ich auch leben; ich bin nicht der Sklave der Menschheit; ich bin eine Einheit, getrennt von den Uebrigen und wenn m e i n Ende kommt, ist es mit allem zu Ende. Warum sollte ich denn hinuntersteigen zu den Menschen und mich weggeben?

Solche Zwiegespräche mit der Krabbe, in der er sich selbst erkannte und in denen er sich selbst Rede und Antwort stand, dauerten immer sehr lange und endeten immer mit einem Sieg des freien und stolzen „Ich" über den elenden Erdensklaven, der immer noch in ihm lebte.

Dann aber machte sich der Professor wieder an die Arbeit, fuhr mit der Dragge ins Meer hinaus und brachte in seinen Gläsern neue und wieder neue Exemplare winziger stummer Geschöpfchen nach Hause, studierte mit großem Interesse irgend eine neue Art aus der Familie der Halcampicles und schlief

Nachts recht gut, ohne den leisesten Ton von dem Leben, das unten lärmte, zu hören. Draußen wüteten wieder wie früher die Winde, draußen, in der Welt krachten Kanonen und flossen Ströme roten Herzbluts, draußen stritten die elenden Zweifüßler um ihr elendes Glück — drinnen aber, bei ihm, war es stille und ruhig.

Doch nein — nicht immer; auch diese entlegene kleine Welt hatte ihre Tragödien, ihre Dramen. Eines Morgens fand der Professor seinen geliebten Nadelfisch nicht mehr, der schon über ein Jahr bei ihm in Pflege stand. Immer hatte die blaue Actinie auf ihn gelauert und schließlich blieb von dem armen Fischchen nichts mehr übrig als ein Stückchen Schweif das noch aus der Mundöffnung der gefräßigen blauen Schönheit hervorragte. Auch die Medusen machten dem Professor viel Kummer; sie wollten sich gar nicht eingewöhnen. Diese sonderbaren Wesen ertrugen die Sklaverei schlecht; kaum waren sie in dem gläsernen Kerker als sie auch schon eingingen und sich in formlose Schleimhaufen verwandelten. Und sie waren doch so bezaubernd schön, wenn sie frei und glücklich im freien Meere schwammen, dessen grüne Wasser smaragdene Reflexe auf ihre Krystallkörper warfen, so daß sie phantastischen Blumen mit rosafarbenen und blauen Blättern glichen!

So weh tat dem Professor der Anblick ihrer sterbenden und verfaulenden Körper, daß er jeden Versuch, die zarten Tiere an die Gefangenschaft zu gewöhnen aufgab und sie jedesmal aus der Dragge sofort wieder ins Meer warf.

Das tragischste Ereignis aber war Bobkas Tod. Der leichtsinnige Kerl bezahlte seine Liebe zu allerhand Abenteuern und zu recht lärmender Gesellschaft mit dem Leben — er wurde vergiftet. Eines Tages schleppte er sich nach Hause wie ein Betrunkener — denn er konnte sich kaum auf den Beinen halten. An der Türe machte er Halt und fing kläglich zu winseln an. Seine brechenden Augen baten um Hilfe und Vergebung und der Professor tat alles, was in seiner Macht stand, um seinen Schützling zu retten. Der gelbe Kater und die blinde Hündin schienen zu verstehen, daß mit Bobka etwas besonderes vor sich gehe und wichen nicht von seiner Seite. Und als endlich der Tod kam und in den weit geöffneten Pupillen Bobkas der letzte Lebensfunke aufblitzte um gleich wieder zu erlöschen, beroch die blinde Hündin den Körper ihres toten Sohnes und fing an dumpf zu heulen; der gelbe Kater aber warf dem Professor einen sonderbaren Blick zu — es lag Zweifel und Vorwurf in diesem Blicke: „Was, auch d u bist hier machtlos?" — Der Professor fuhr die Hündin barsch an und jagte den Kater zur Türe hinaus; den toten Hund aber, der noch gestern lebte, sprang und auf seine Art sich freute und ergötzte, legte er in einen Sack, band einen schweren Stein daran und warf ihn ins Meer hinunter. Bobka war gewesen ... Und als der Professor nach Hause zurückkehrte, beroch die Hündin immer noch die Stelle, wo ihr Sohn gelegen hatte und winselte dabei; der beleidigte Kater aber schaute ihr von weitem zu und sein Blick drückte Verachtung aus. Ist denn nicht alles gleich auf Erden, geht es denn nicht mit allem so zu Ende? Wieder schrie der Professor die Hündin an, versetzte dem spöttischen Kater einen leichten Hieb und schloß sich in sein Zimmer ein. Er wollte in diesen Augenblicken nicht einmal seine sprachlosen Gefährten sehen, die ihn in ihrer naiven Unwissenheit vielleicht für ein allmächtiges, allwissendes Wesen hielten, obwohl er ebenso schwach und nichtig war wie sie.

Es war ein schlimmer Tag, den der Professor da verlebte. Es war als wäre mit Bobka alles Lebendige und Freudige aus dem Hause verschwunden.

Sein lautes, lustiges Bellen war verstummt, zur Mittagszeit krazte und klopfte niemand mehr an der Türe. Der geschlagene und tief beleidigte Kater hatte sich irgendwohin verkrochen; die blinde Hündin heulte auf der Veranda. Und Abends brach ein echter Septembersturm los. Drunten donnerten die Wogen und das Häuschen krachte vom mächtigen Anprall des Sturmes; auf der Veranda pfiffen und heulten die Kolonnen und flatterten die losgerissenen Vorhänge. Vom Dache flog ein Ziegel herab und zerscholl auf den Felsenfliesen. Etwas Mächtiges und Wütendes hatte sich auf des Professors Haus gestürzt und bemühte sich sein stilles Asyl zu zerstören, als zürnte es ihm seines Schweigens und seiner Weltfremdheit wegen.

Die Hündin aber heulte immer noch.

Da litt es den Professor nicht länger in seinem Zimmer: das verzweifelte Geheul der Hündin, das selbst der Sturm nicht übertosen konnte, trieb ihn hinaus. Zum ersten Mal seit Jahren fühlte er, daß die Einsamkeit wie Blei auf seiner Seele lastete und daß sie ihn nicht wie gewöhnlich beruhigte. Es schien ihm, als sei sein enges Zimmer ein Sarg, der ihm den Atem beklemmte. Rasch riß er den Mantel vom Nagel, nahm seinen eisenbeschlagenen Stock, trat auf die Veranda und rief die Hündin zu sich.

Das Tier hörte zu heulen auf und stürzte sich mit freudigem Winseln seinem Herrn entgegen. Er streichelte es.

Na, was gibt's denn? Ja, blind sind wir? sagte er mit schmeichelnder Stimme. Fürchtest du dich? Langweilig? Bobka fort, ja freilich... Böse Menschen... vergiftet haben sie ihn... Böse, böse Leute... Weißt, Hunderl, wir müssen ja auch einmal sterben. —

Die Hündin fand endlich die sie liebkosende Hand und leckte diese mit ihrer heißen, feuchten Zunge. Der Professor schloß sein Haus ab und stieg die Verandatreppe hinab; der Wind schlug ihm ins Gesicht und warf ihn fast um. Er raffte mit einer Hand die flatternden Zipfel seines Mantels zusammen und machte sich auf den Weg den Berg hinauf, wo hinter einem vorspringenden Fels sein Lieblingsplätzchen verborgen lag. Es war eine finstere und trotz des Sturmes schwüle Nacht; schwarze Wolkenfetzen fegten über den Himmel und in der Tiefe brauste das ebenso schwarze Meer. Er konnte es nicht sehen, aber wenn die Wogen in erbittertem Kampfe an einander schlugen, blitzten aus ihren Schaumkämmen blaue Zitterfunken auf. Es war etwas Erschreckendes in diesem krampfhaften Aufleuchten und Erlöschen: es war als wälze sich da unten ein riesiges, unförmliches Wesen im Todeskampfe und erfülle den Raum mit seinem Röcheln. Die Nachtgrillen waren verstummt und hatten sich zwischen den Steinen verborgen und nur die Zweige vertrockneter Büsche knarrten und krachten, wenn sie der Wind zur Erde bog.

Der Professor stieg vorsichtig bergan, indem er mit seinem Stock den Weg vor sich untersuchte. Der Wind zerzauste ihm zwar die Haare, blies ihm ins Gesicht und riß ihm die Mantelzipfel aus der Hand, aber ... er atmete doch leichter. Die wilde Musik der zürnenden See gefiel ihm; es gefiel ihm der schwarze Himmel, der die Erde in ein Trauergewand hüllte. Er wünschte, der Himmel möge seine Schleusen öffnen und mit seiner schwarzen Flut die stinkende schmutzige Kugel ersäufen, die wer weiß warum im Raume umherirrt. Plötzlich blieb die blinde Hündin stehen und hob unruhig die Schnauze in die Höhe.

Hierher, hierher, he! Blinde! rief der Professor. — Fürchte dich nicht, ich bin schon da!

Die Hündin stieß ihn mit dem Kopfe an die Kniee und wedelte mit dem Schweife, gleich darauf aber blieb sie wieder stehen und beroch die Erde.

Aha, denkst an deinen Bobka! sagte der Professor mit einem wehmütigen Lächeln auf den Lippen. — Ja, Arme, heute Morgen noch lief er da herum. Aber jetzt ist er fort und kommt nicht wieder — komm, such' nicht!

Die Hündin aber blieb. Sie lief dann zurück und wieder vorwärts, beschnüffelte immer noch den Weg und stieg dann plötzlich den Felsen hinan. Der Professor blieb stehen und horchte.

Was gibts? Ich verstehe nicht . . . flüsterte er. — Wird wohl jemand da oben sein . . . Blinde, hieher!

Aber die „Blinde" hörte nicht. Verwundert und beunruhigt stieg ihr der Professor nach. Dort oben ging etwas vor sich; man hörte das freudige Winseln der Hündin und dazwischen ein dumpfes Brummen. Der Professor faßte seinen Stock fester und horchte.

Was will denn das Biest? frug eine zornige Stimme. — Die ganze Fratze hat mir das verdammte Hundevieh abgeleckt. Woher der Teufel auch . . .

Was für 'n Hundevieh? ließ sich eine andere, wohltönende und spöttische Stimme vernehmen. — Bist verrückt, Alter? Träumst vor lauter Hunger von Hunden?

Den Teufel träum' ich! Hörst du denn das Winseln nicht? Wollte gerade einschlafen, da fährt mir das Vieh mit der Zunge in die Schnauze . . . Pfui Teu — fel! . . .

Hahaha, lachte die spöttische Stimme. — Hat dich wohl für ein Aas gehalten . . . Herrgott, ist das famos . . .

Recht fam—m—mos! . . . Aber, mach doch, daß du zum Teufel kommst, Hundevieh! . . .

Der Hund mochte wohl einen Schlag bekommen haben, denn er winselte schmerzlich auf, gleich darauf aber änderte sich der Ton seines Winselns wieder.

Menschen, sagte der Professor und kletterte weiter . . . Zwei sind es . . .

Hör' mal, weißt du was? sagte die spöttische Stimme . . . Ich hab' 'n solchen Wolfshunger, daß ich . . . daß ich Aas fressen würde, wenn eins in der Nähe wäre . . .

Na, na, brummte der andere mit heiserer Stimme und spuckte wütend aus.

Der Professor tat noch einige Schritte aufwärts und gelangte auf eine kleine ebene Stelle, auf dem ein von weidenden Kühen schon ganz abgenagter Strauch stand. Unter diesem lagen zwei menschliche Gestalten und neben ihnen stand die blinde Hündin und wedelte schmeichlerisch mit dem Schweife.

Armes Tier, dachte der Professor, dann aber rief er den Hund mit strenger Stimme herbei und wandte sich an die beiden.

Wer da? . . .

Die eine der Gestalten erhob sich von ihrem steinernen Lager.

Wer wir sind? fragte sie ihrerseits und am Tone der Stimme erkannte der Professor den Spötter. — Die Frage ist einfach genug . . . aber, bei Gott, wir wissen es selbst nicht.

Dann stand auch die andere Gestalt auf; es war ein mächtiger, mähniger Kerl.

Halts Maul! rief er. — Wir, Exzellenz, wir sind Söhne des Weltalls, das heißt, in einfacher Sprache, Vagabunden, wenn's beliebt. Frägt sich's nur, warum? Wir stören hier doch niemand, übernachten beim lieben Gott und der hat bis jetzt kein Schlafgeld von uns verlangt . . .

Der Professor ging näher an die beiden heran und bemühte sich, indem

er sich auf seinen Stock stützte, die Gesichter der beiden in der Dunkelheit auszumachen. Die Hündin machte sich geschäftig um ihn zu schaffen, als wollte sie um Verzeihung bitten dafür, daß sie solch' verdächtigen Vagabunden Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Aber, warum seid Ihr denn hier, wollte der Professor fragen; hielt aber plötzlich inne, als er das Läppische seiner Frage begriff.

Die „Söhne des Weltalls" warfen einander einen verständnisvollen Blick zu und lachten dann auf — der eine laut und lustig, der andere heiser und bitter.

Warum? warum? — Und Sie, warum? frug der eine den Professor. Gehen Sie lieber weiter, Exzellenz, mit Ihrem Stock und Ihrem Hund, der übrigens viel gutherziger ist als Sie selbst. Der hat mir doch wenigstens meine ungewaschene Fratze in Ordnung gebracht, Sie aber...

Was fällt dir ein? wollte der andere sagen, aber der Professor unterbrach ihn rasch mit den Worten: „Kommt nur mit mir..."

Hm, wohin denn, wenn ich fragen darf! meinte der mit der heiseren Stimme.

Zu mir. Ich wohne hier gleich in der Nähe. Ihr könnt bei mir übernachten.

So, so... recht lieb! Aber... hm, die Magenfrage... buar i mansche[1]) mein' ich... gibts das bei Ihnen?

Findet sich schon was.

Hm... prächtig!... Geh'n wir? frug er, indem er sich an seinen Gefährten wandte.

Natürlich!

Sie standen auf und folgten hinkend und stolpernd dem Professor.

Au, au! zum Teufel auch! stöhnte der mit der Mähne... verdammte Dornen!

Freilich, ohne Stiefel geht sich's hier schwer — meinte der andere. — Aber sag mal, 'ne sonderbare Wendung... recht lustig.

Du findest alles lustig... ich glaub', wenn man dir mal die Haut abzieht bei lebendigem Leib, findest du's auch lustig. Na, wenigstens steht etwas zu Fressen in Aussicht...

Ja, gar nicht übel! Und daran ist der Hund schuld! In Ewigkeit sei das Tier gesegnet; es ist besser als die Menschen! Stimmt's?

Halts Maul, sonst hört dich der da vorne... brummte der Mähnige und gab seinem Gefährten einen Stoß.

Der Professor aber hatte alles gehört. „Ja", dachte er, „meine Hündin ist wohl besser als ich. Armes, blindes Vieh! Menschen haben sie verstümmelt, haben ihr ihre Jungen genommen und trotzdem antwortet sie mit sklavischer Unterwürfigkeit auf eine menschliche Stimme, sucht in der Dunkelheit diese obdachlosen armen Kerle auf und führt mich zu ihnen, als wollte sie mich daran erinnern, daß ich auch ein Mensch bin und meinen Brüdern helfen muß. Meinen Brüdern? Ja, sind sie denn meine Brüder? Ich kenne sie ja nicht und sie sind mir vollständig gleichgültig und trotzdem habe ich sie eingeladen . . . es tut mir leid um sie . . . es scheint sogar, als wär' ich froh darüber, daß ich Besuch habe . . . freust dich auch, gelt, Blinde? Ob ihr wohl die Einsamkeit zur Last geworden ist? Und meine schwarze Krabbe . . . ach, vielleicht ist auch die bloß deshalb traurig, weil sie allein ist und nicht weil das Leben so unvollkommen ist?"

---

[1]) Boire et manger.

In der Tat drückte die Hündin ihre Freude auf die unzweideutigste Weise aus. Es war noch dunkler geworden und drunten heulte und krümmte sich das sturmgepeitschte Meer . . . aber das kümmerte ihr Hundeherz nicht im geringsten. Ohne Aufhören lief sie vom Professor zu den Vagabunden, als wollte sie sich davon überzeugen, daß diese wirklich mitkamen, und rannte dann spornstreichs zum Professor zurück und drückte ihm durch lautes Bellen ihre Zufriedenheit aus. Als aber aus der Dunkelheit das Licht im Zimmer ihres Herrn hervorbrach und die Hündin die Nähe des Hauses roch, vergaß sie ganz, daß sie ja blind war und rannte wie toll voraus. Der Professor sah ihr erstaunt nach und fühlte, daß er sich selbst über etwas freute und daß es ihn schneller nach Hause trieb.

Immer näher kam das Licht. Schon war die Hündin auf der Veranda und kratzte an der Türe des Wohnzimmers . . . vom Dache herab kam das verzweifelte Miauen des Katers, der sich zu Hause allein gelangweilt hatte.

Au! tönte es durch die Dunkelheit.

Der Professor drehte sich rasch um: Was gibts?

Ach, wieder Dornen . . . oder 'n Nagel . . . Herrgott noch einmal . . . stöhnte einer der Vagabunden.

Der Professor schloß die Türe auf und lud seine Begleiter ein, näher zu treten. Dann zündete er rasch die Lampe an und ihr Licht fiel auf weiße Wände, an denen Zeichnungen und Bilder hingen, auf das üppige Grün an den Fenstern, die blanken Scheiben der Aquarien und die bequemen Möbel aus gebogenem Holz. Die Söhne des Weltalls verloren ob solchen Anblicks ihr ganzes Selbstvertrauen, blieben verlegen an der Türe stehen und besahen sich den Raum.

Setzen Sie sich, meine Herren! sagte der Professor . . . ruhen Sie sich ein wenig aus; ich will inzwischen nach dem Essen und dem Samovar schauen.

Er ging hinaus und ließ seine Gäste allein.

Herrgott, wo sind wir denn hingeraten? frug der Mähnige. Der Alte scheint ja 'n recht feiner Herr zu sein . . . hol ihn der Teufel . . . 'n ganzer Sabaoth . . . Na, setzen wir uns . . .

Er tat einige Schritte, blieb aber plötzlich stehen und zog schmerzhaft die Brauen zusammen.

Na, den Fuß hab' ich mir ordentlich aufgerissen . . . bis aufs Blut . . . zum Teufel. —

Er setzte sich und begann seine wunden Füße zu untersuchen, an denen etwas wie alte Stiefletten hing. Die blinde Hündin näherte sich ihm und legte ihm liebkosend ihren Kopf auf die Knie.

Hunderl, Hunderl . . . brummte der alte Vagabund zerstreut. Du . . . du bist 'n gutes Hunderl . . . 'n feines Hunderl . . . 'n patentes Hunderl.

Aha, jetzt heißt es schon „Hunderl“, spottete der andere. Kriechst selber schon . . . gelt, riechst 's Fressen. Nein, mein Lieber, du bist gar kein freier Sohn des Weltalls, du bist . . . gerade so ein elender Kerl wie alle andern.

Der „elende Kerl“ schwieg und fuhr fort, aus seinen Füßen Splitter und Steinchen herauszuziehen, indem er dabei fürchterliche Grimassen machte. — Er war ein hochgewachsener, vierschrötiger Mann von unbestimmbarem Alter. Eine dichte braune Mähne rahmte sein breites bartloses Gesicht ein, in dem besonders Eines merkwürdig war: die riesige Kartoffelnase mit ihrem wie bei einem Mops nach oben stehenden Ende. Uebrigens war alles an dem Manne wie mit dem Beil zugehauen — alles grob, auf Geratewohl holperig. Die

kleinen grünlichen Aeuglein, die sich unter dem dichten Wald der Brauen versteckten, gaben dem Gesicht einen mißtrauischen, scheuen Ausdruck. Man erwartete jeden Augenblick, der Mann würde seinen Rachen aufreißen, ein Geheul ausstoßen und nach allen Seiten hin aus- und draufhauen. Der Oberkörper des Riesen steckte in einem löcherigen Paletot, der um die Taille mit einem Gürtel zusammengehalten war; an den Beinen hatte er Hosen, die ehemals einem viel Kleineren gehört haben mußten; auf dem Rücken baumelte ein schon fuchsig gewordener Ledersack; seine Filzkappe aber hatte er beim Eintreten abgenommen und sorgfältig unter seinen Stuhl gelegt.

Sein Gefährte sah ganz anders aus. Er war sicher nicht älter als fünfundzwanzig und sein Gesicht hatte noch nicht alle Jugendfrische und Naivität verloren. Wahrscheinlich hatte ihn das Vagabundenleben noch nicht zu sehr mit seinen eisernen Fäusten gefaßt. Er war ebenfalls groß, aber gut gebaut und etwas mager; auf seinen eingefallenen Wangen lag ein Anflug von einem blonden Barte, und wenn er lachte zeigten sich lustige Grübchen; aus seinen großen, schönen Augen aber blitzte gutmütiger Spott und kindischer Jähzorn. Er war etwas besser angekleidet als sein Gefährte; er hatte eine abgetragene Bluse und hohe, schon stark schief getretene Stiefeln an und trug eine ehemals wohl weiß gewesene Mütze.

Glaubst du nicht, der feine alte Herr da legt uns am Ende noch 'rein? frug der Aeltere der beiden, nachdem er endlich mit seinen Operationen fertig geworden war. — Er braucht ja höllisch lang. —

Glaub nicht! sagte der Jüngere, während er die Zeichnungen an den den Wänden besah. — Der alte Herr scheint 'n Gelehrter zu sein — du, guck' mal, was er da für Dinger hat...

Na, 'n Gelehrter, das macht nichts aus, brummte der Sohn des Weltalls, indem er argwöhnisch nach der Türe schielte. — Wenn er nur nichts anderes ist...

Da trat der Professor in die Stube.

Bitte, meine Herrn, ich habe Sie ein wenig warten lassen. Das Essen ist fertig und der Samovar auch.

Der ältere der beiden Vagabunden riskierte ein verbindliches Lächeln, das aber zu seiner wilden Physiognomie durchaus nicht paßte.

Merci und so weiter... aber könnten wir nicht zuerst sozusagen eine Waschung vornehmen, das heißt mit klarem Wasser all den Schmutz da wegfegen?

Der Professor lachte über die Beredsamkeit des Mannes und führte seine Gäste in die Küche; er selbst aber suchte während sie sich wuschen und kämmten in seiner Garderobe und kam dann mit einem ganzen Arm voll Wäsche und Kleidern zurück.

Wenn Sie sich umziehen wollen, bitte! genieren Sie sich nicht, sagte er und ging hinaus.

Der Sohn des Weltalls warf sich auf die Kleider und suchte sich aus, was ihm am besten passen könnte.

Herrgott! Zum Teufel auch! rief er vor Entzücken... Hemd aus farbigem Battist mit Erbsen... Gilet, schau nur! wie's paßt... und sogar Unterhosen! Hab' schon lang' keine mehr getragen... weißt du was, Seelchen, (er schielte nach dem Fenster, das der Wind schüttelte und rüttelte), weißt du was? Sollen wir nicht all das Zeugs da zusammenpacken und — verduften?

Der junge Mann blickte seinen Gefährten verachtungsvoll an.

Weißt du was, ich fang' an, dich für einen ganz gehörigen Schweine- und zu halten, sagte er, und in seinen Augen blitzte es auf.

Na, na... nur nicht so schroff! brummte der Sohn des Weltalls... Mit dir kann man auch gar nicht scherzen.

Als die Beiden wieder vor dem Professor standen, waren sie kaum wieder zu erkennen, besonders der Aeltere. Er hatte sich die dicke Staubschichte vom Gesichte gewaschen, seine Mähne angefeuchtet und gekämmt und glich jetzt in frischer Wäsche und im schwarzen Anzug eher einem katholischen Priester als irgend jemand anderm. Sein Gefährte hatte zwar seine blaue Bluse und seine Stiefel anbehalten, aber doch ein frisches Hemd angezogen, dessen breiter Liegkragen ihm ein noch kindlicheres und unschuldigeres Aussehen verlieh, als er sonst zur Schau trug. Beide hatte diese Umwandlung etwas verlegen gemacht und so schauten sie bald einer auf den andern, bald auf den Professor, ohne daß sie es gewagt hätten, sich zu setzen.

Sehr verbunden! sagte der Sohn des Weltalls und schielte heimlich nach dem Tisch, auf dem der Samovar kochte und Teller mit Brot, harten Eiern und dem beliebten griechischen Gerichte aus Tomaten, das man „Caviar" nennt, standen. — Gewaschen, gereinigt und eingehüllt in Purpur und Bisson... und Sie, wie weiland Abraham, der unter der Eiche die drei Engel..."

Na, na, wie Engel schauen wir gerade nicht aus! unterbrach ihn der Jüngere lachend, schien sich aber doch ein wenig für seinen Kameraden zu schämen.

Doch, wie gefallene... wie gefallene... mein Lieber, wie solche die aus dem Himmelreich herabgestürzt worden sind in dieses Jammertal...

Jetzt hör' aber auf! sagte der Jüngere ärgerlich und ungeduldig. — Lügst ja...

Der Professor lud sie ein, am Tisch Platz zu nehmen und die Gäste machten sich an das Essen, zuerst ein bißchen zierlich-manierlich, so daß ihr Wirt sie fast nötigen mußte; dann aber kamen sie ins Feuer und fraßen derart, daß dem Professor vom bloßen Zuschauen unheimlich wurde. Sie hatten wohl lange gehungert und wahrscheinlich seit einer Ewigkeit kein Messer, keine Gabel und keine Serviette mehr in den Händen gehabt. Der Kater kam herein, setzte sich in angemessener Entfernung auf den Tisch und blickte auf die Fremden, nur einige Male schaute er auch den Professor an als wollte er fragen: Was wollen denn die beiden hier? Drunten aber, im schwarzen Abgrund heulte das Meer und der Wind rüttelte an den Fenstern, als stände draußen noch jemand für den er Einlaß begehre.

Zuerst hörte der jüngere der Beiden mit dem Essen auf. Er schob seinen Teller weg, sah auf den Professor und errötete als er dessen starren und, wie es schien, auch traurigen Blick auffing.

Es muß Ihnen ein bißchen sonderbar vorkommen, wenn Sie uns so essen sehen? frug er mit einer gewissen affektierten Nonchalance.

Nein! warum denn? sagte der Professor und schlug die Augen nieder.

Na, es ist doch ganz verständlich. Solche Kerls wie wir haben Sie wohl noch nicht gesehen... und hätten auch uns nicht gesehen, ohne Ihren Hund...

Stimmt wohl, antwortete der Professor.

Da sehen Sie 's ja... Aber, wo ist denn unser... Wohltäter? frug der junge Mann etwas spöttisch und sah sich um.

Der Hund kroch unter dem Stuhle hervor und wedelte freudig mit dem Schweife, als wäre er froh darüber, daß er eine menschliche Stimme hörte, hier in diesem Hause, wo dies so selten war. Im Blicke des gelben Katers aber lag jetzt eine noch größere Verwunderung als vorher.

Der junge Mann streckte die Hand aus um den Hund zu streicheln, dieser aber bemerkte es nicht und legte ihm seinen Kopf auf die Kniee.

He, he! wie sonderbar. Was ist denn mit dem Tiere los, ist es blind?

Jawohl, antwortete der Professor.

Warum?

Erschießen wollte man es und hat es nur geblendet.

Wer denn?

Ach ... Leute ...

Der junge Mann warf einen raschen Blick auf den Professor und seine schönen Augen blickten düsterer.

Aha, verstehe schon, sagte er und streichelte die Hündin. Armer Kerl! Und Sie haben sie aufgenommen ... wie uns. Sonderbar ... Hörst du? frug er, sich an seinen Gefährten wendend.

Wa—as? Der Hund? Ja, sagte der angeredete undeutlich, weil er sich den Mund vollgestopft hatte. Er bemühte sich, den riesigen Bissen hinabzuschlucken und sagte dann: So ... jetzt wär ich satt ... Na, auf zwei Wochen langt's schon.

Der junge Mann konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen als er das rot gewordene Gesicht seines Kameraden sah.

Erinnnerst du dich ... gestern ... in Sebastopol? sagte er.

Ach, ja ... Schweinekerle —!

Na, und was war denn in Sebastopol los? frug der Professor.

Der Sohn des Weltalls machte eine saure Grimasse und eine abwehrende Geste.

Na, lassen wir das lieber! Gemeinheit! Was das für Menschen sind? Die gemeinsten Kerle der Welt, sagte er, wieder in die einfachere und natürliche Umgangssprache zurückfallend.

Gibts vielleicht irgendwo bessere Menschen? fragte der Professor.

Bessere? Ja, was soll ich sagen ... so ... fleckenweise ... Im Tambover Gouvernement zum Beispiel ... sind da ganz gute Leute ... auf der Wolga, am Unterlauf, recht brave Bauern. Aber die Jaroslavler ... na, das ist schon eine übernatürlich miserable Bande; vom Geben ist schon gar keine Rede, im Gegenteil, die letzten Hosen ziehen's einem aus. Mein Wort! Schlechtere Kerl als die Kleinrussen gibts nicht — doch, die Kosaken ... na, was das für hundsgemeine Kerle sind, das kann ich Ihnen gar nicht sagen. Judase! Nicht einen Brocken Brot kriegst bei ihnen ... Angucken tun sie einen, als wollten sie einem mit der Heugabel in den Wanst fahren ... Aber im Kaukasus ... feine Leute ... Bei meiner Seel', bessere Kerle als die Bergler im Kaukasus gibts nicht! Da kann man keck in jedes Haus hineingehen ... er gibt alles was er hat ... Bloß ... das Essen ist schlecht. Kein Brot, kein Fleisch, keine Graupen ... aber Wein, Wein soviel du nur willst.

Hören Sie mal, Sie scheinen tüchtig gereist zu sein, sagte der Professor.

Nu ja! Bin 'rumgekommen! Rußland kenn ich ... jeden Winkel ... In Sibirien war ich auch ... bis Krasnojarsk; in Taschkent war ich; von dort wanderte ich in den Kaukasus, na ... und vom Kaukasus bin ich nach Odessa geraten ... Wollte ausreißen, über die Grenze ... ja Schnecken ... statt ins Ausland geriet ich in die Verschickungs-Universität[1]) und nach Absolvierung meiner Studien mußte ich wieder auf die alten Wege. Vierzehn Jahre walze ich jetzt, bleibt noch ein Jahr ...

Wie so?

Meine Frist läuft ab ... eine Belohnung bekomme ich. Jetzt hab' ich

[1]) d. h. ins Gefängnis.

den Wolfsrang, dann aber werd' ich Walzbürger... Eine ordentliche Beförderung! fügte er mit ironischem Lachen hinzu. — Ich hab' doch nicht umsonst so lang die russischen Landstraßen abgenützt...

Ich verstehe nicht ganz, sagte der Professor.

Der Sohn des Weltalls lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schaute verwundert auf den alten Herrn.

Wissen Sie was ein Wolfsbillet ist? fragte er.

Jetzt war die Reihe, sich zu wundern, am Professor. Er wußte vieles: er hatte Anatomie, Physiologie und die Systematik der Protozoen gründlich durchstudiert; er hatte eine neue Aktinie entdeckt und sie in die Länge und in die Breite beschrieben und so kam zu den Aktinien Müllers, Cantarinis und Ostroumovs noch eine neue, die seinen eigenen Namen trug; er kannte ausgezeichnet die verschiedenen Vertreter der mikroskopischen Welt — aber von Wolfsbilleten hatte er nie sprechen hören. Als der Sohn des Weltalls die Unwissenheit des Professors bemerkte, holte er aus seiner Brusttasche einen alten, schmierigen Papierfetzen heraus und legte ihn dem Professor vor. Dieser las: „Vorliegender Wanderschein berechtigt den Diakonensohn Dimitrii Burelomov, ehemaligen Schüler des geistlichen Seminars in W. zur Wanderung von Sebastopol nach Maikop unter der Bedingung, daß er vorliegende Bestätigung unmittelbar nach seiner Ankunft am Bestimmungsorte bei der Polizei hinterlege." Folgten Unterschriften und Siegel.

Also das nennt man „Wolfsbillet"? fragte der Professor.

Jawohl!

Und was tun Sie in Maikop?

Das, was ich überall tu'. Auf die Polizei geh' ich, wo sie mir einen andern Wanderschein geben...

Wohin?

Wohin ich will — wär's auch nach Sebastopol zurück! rief der Sohn des Weltalls und lachte.

Aber warum bleiben Sie denn nicht irgendwo?

Ja, sehen Sie, da liegt der Hase im Pfeffer. Mit dem Fetzen kann ich nicht länger als 24 Stunden an einem Ort bleiben, wenn ich nicht eine bestimmte Arbeit gefunden habe. Aber wo ist das Kameel, das Leuten wie wir (er winkte mit dem Kopf auf seinen Kameraden hin) Arbeit gäbe, so wie er unser Gesicht sieht und unsere Kleider, die eine ganze Werst weit nach Kneipe und Gefängnis riechen? . . .

Aber Sie haben doch probiert zu arbeiten? . . .

Selbstverständlich . . . sogar mehrmals! In Weinbergen, in Hafenplätzen . . . mit Zündhölzern und geschmuggeltem Tabak haben wir gehandelt . . . in Taschkent war ich sogar bei einem Obersten sechs Monate lang Koch. Am Anfang ging alles gut: die Fischpasteten des Obersten taten mir recht gut und 'n Gesicht habe ich mir angefressen, so breit und glänzend wie ein tüchtiger Samovar, 'n neuen Anzug hab' ich mir gekauft, sogar 'n Verlobungsring auf jeden Fall . . . und in einem einzigen Augenblick war alles beim Teufel . . .

Wie ging das zu?

Ganz einfach. Ein kleines Versehen! Gäste hatte der Oberst und ich verhunzte ihm die sauce provençale. Na . . . der Oberst wird wütend und haut' mir vor seinen Gästen eine 'runter . . . ich aber, nicht faul, gieß ihm die ganze Sauce auf den Schädel. 24 Stunden später war ich nicht mehr in Taschkent: einen Abschiedskuß auf den Nacken und ein Wolfs-

billet in die Pfote . . . Marsch weiter! . . . Adieu, Taschkenter Kuchen und Fischpasteten! Mit unsereinem macht man keine Umstände . . . eine alte Brotrinde werfen sie einem hin und denken dann, man würde sein Lebenlang dafür dankbar sein . . . eine Zeitlang . . ja . . bis man sich plötzlich daran erinnert, daß man vom selben Adam abstammt wie die andern. Aber laß' dir nur 'was davon anmerken . . . gleich gehts los. „Was? von einem Adam? Papiere her! . . . Du Kerl, wer bist du denn? Was hast du denn für Rechte? . . . In 24 Stunden bist du . . ." Und eins aufs Ohr, und 'n zweites wo andershin und noch 'n drittes und . . . es jauchzen die Himmel und die Erde . . .

Er hielt einen Augenblick inne, leerte sein Glas und fuhr dann weiter:

Ja . . . in einem Kloster war ich auch 'ne Zeitlang, als Chorregent . . . Sie haben ja gelesen . . . ich stamme vom Kirchturmadel und verstehe mich 'n bißchen auf Chorgesang. Ein Stimmchen hatte ich, sogar 'n recht anständiges . . . hätte Karriere machen können . . . ohne den Geist des Widerspruchs und den Stolz, den teuflischen. Hörten die Mönche einmal, wie ich oben im Chor sang und waren ganz weg davon. Bleib' bei uns, als Regent . . . Acht Monate blieb ich auch dort . . . Schuhwerk und Kleider kauften sie mir, sogar der Archimandrit beehrte mich mit seinem Wohlwollen . . . na, dacht' ich, Gott sei Lob und Dank, jetzt sitzt du endlich fest . . . Ja Schnecken . . . Vanitas vanitatum et omnia vanitas — ein Augenblick der Verirrung und das ganze stolze Gebäude stürzte zusammen! . . .

Was geschah? frug der Professor, der mit gespannter Aufmerksamkeit dem Erzähler zuhörte.

Ja, fast dasselbe wie immer. Im Kloster war ein Mönch . . . ein alter Chikaneur, der gern Archimandrit geworden wär'. Der Kerl konnte mich nicht leiden, weil ich mit dem Archimandriten gut stand, und fing an, mich zu sekieren. Das ganze Kloster brachte er auf gegen mich, — ich sei ein Ohrenbläser, behauptete er, und das konnte ich nicht verdauen. 'n Sünder, ja, ich leugne 's nicht, aber Spionieren und Verdächtigen — nein, da bin ich unschuldig, wie ein Lamm. Nu, hab' da 'mal 'n Wörtchen mit ihm gesprochen — ein einziges Wörtchen. Dafür kriegte ich aber Prügel und was für Prügel! Die ganze Bruderschaft warf sich auf mich . . . und wie! Sind ja kräftige Leute — sind welche darunter, die fünf Pud mit einer Hand aufheben — und los auf mich, zum Andenken, daß die Fetzen nur so flogen. Und zum Schluß banden sie mich, wie ein Schwein und schickten mich auf die Polizei: „ein Vagabund ohne Paß sei ich", sagten sie, „ein Dieb und ein Lump — den Klingelbeutel hätt' ich zu erbrechen versucht". Na, saß im Gefängnis, weiß nicht mehr wie lang, dann ließen sie mich los und ich ging wieder auf die Wanderschaft.

„Ja, aber schmeißt dich doch immer wieder an die Klöster 'ran", sagte der Jüngere, der die ganze Zeit über den Hund angesehen hatte.

Ja, siehst du, das kommt daher. Ein Kloster ist für unsereinen immer noch der beste Zufluchtsort. Wo sollst denn hingehen mit 'nem Wolfsbillet in der Tasche. In die elendste Herberge lassen sie dich damit nicht ein. Ins Kloster aber kannst du keck einkehren . . . da gibt man dir zu essen, wärmt dich und schließlich fällt noch etwas ab, wenn Wallfahrer da sind. Gott sei Dank, so schlimm ist's noch nicht auf russischer Erde, daß man sich nicht in Jesu Namen durchschlagen könnte. Freilich sind's meist einfache Leute . . . besonders Weiber, die noch was geben. Wenn du in der Menge so 'n Weiberl siehst, weißt du, so eine mit Bastschuhen und mit einem Strick um das Leibel

und so 'n recht liebes Gesichtel . . . na, die kannst du ruhig anbetteln: „Ein armer hungriger Mann bittet um Gottes Willen um ein Almosen". Gleich fängt sie an rührselig zu weinen, sucht irgend wo einen gut versteckten Beutel hervor und — „da, bet' für mich arme Sünderin" . . . Und beten werd' ich für sie und immer beten und beim jüngsten Gericht bitt' ich Gott: „Sei ihr gnädig, Herr, und nimm sie auf in dein Reich!"

Wie du lügen kannst! unterbrach ihn sein Gefährte spöttisch. Daran erinnerst du dich wohl nicht, wie du dem Kosakenweib den roten Hahn aufs Dach gesetzt hast?

Na, und . . . wahr ist's . . . angezündet hab' ich . . . Und meinen Grund hab' ich gehabt dazu . . . Das Luder ließ mich ja nicht einmal trinken. Da wurde ich wütend . . . Segne den, der dir gibt, und verfluche den, der dich zurückstößt . . . Nu, hab' ich sie verflucht? . . . Oh, diese Kosaken . . . was für ein Volk! Und je reicher, desto schlimmer. Erinnere mich noch recht gut . . . komm' ich 'mal in 'ne Stanitza. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht war ich durch die Steppe gewandert; die Sonne hatte mir die ganze Fratze verbrannt, daß die Haut in Fetzen sich ablöste; meine Füße über und über blutig, wie jetzt, und im Bauch' . . . na, Brüderchen, grad' wie 'n feurige Hyäne saß mir's da drinnen. Ich hätte 'n Menschen lebendig aufgefressen, wenn mir nur einer zwischen die Zähne geraten wär'. Na, wank' ich da in die Stanitza hinein . . . Lauter steinere Häuser, vor den Fenstern Gärtchen und in den Gärtchen hocken die Kosakenweiber und schälen Melonensamen. Ich geh' an eine 'ran . . . schaut mich nicht einmal an . . . Ich geh' zu einer andern . . . die rümpfte die Nase und macht sich weg. Oh ihr Teufelssamen, dachte ich. Ich schaute mich um, da seh' ich, daß mir ein junges Huhn zwischen den Beinen umherkrabbelt. Na . . . das nahm ich mir sorgfältig untern Arm und . . . verschwinde. Herrgott, wie haben mich die verfluchten Kosaken durchgehaut! Ich drückte mich, legte mich aufs Steppengras und fing an zu flennen. —

Wär' schon gescheiter, du würdest solche Sachen nicht erzählen, sagte der Jüngere, indem er finster die Brauen zusammenzog.

Warum denn nicht? Mußt dich dran gewöhnen, mein Sohn, in unserm Leben passiert so manches. Ein dornenreicher Weg erwartet dich in Zukunft und vielen Backenstreichen sind deine Wangen ausgesetzt. Aber was geht dich denn das Huhn an, daß du dich so aufregst. . . . 'n Huhn . . . Weiß Schlimmeres . . . In Kiev, im Kloster, hab' ich die Jungfrau Juliana bestohlen. Waren Sie schon im Kiever Kloster? wandte er sich an den Professor. Na, also . . . Wir Wallfahrer besuchen die Höhlen . . . Voran geht ein Mönch mit einer Kerze, und wir im Gänsemarsch hintendrein. Ich als letzter. Die Wallfahrer seufzen, bekreuzen sich und knien nieder vor den heiligen Reliquien . . . Na, schließlich kommen wir zu den Reliquien der Jungfrau Juliana. Seh' ich, daß ein Kaufmann vor mir, so 'n dicker Kerl — Gott sei ihm gnädig — niederkniet, die Reliquien küßt und 'n Zwanzigkopekstück hinlegt. Ganze zwanzig Kopeken und noch dazu funkelnagelneue! Da hat mich aber der Teufel gepackt. Herrgott! denk' ich verzeih' mir in diesem und in jenem Leben, — wozu braucht die selige Jungfrau Juliana zwanzig Kopeken . . . Knie' also nieder, als wollt' ich die Reliquien küssen und leck' den Zwanziger weg . . . Mein Gott, wenn man ein Wolfsbillet in der Tasche hat, nimmt man's doch nicht so genau . . .

Der Professor hörte zu und ein kalter Schauder lief ihm über den Rücken. Seine Gedanken verloren plötzlich ihre gewohnte Klarheit; Silben sonderbarer

Worte kreisten in seinem Hirn und verschmolzen in einem verzweifelten, dumpfen Schmerzensschrei. „Durchgebläut, zwei Zähne . . . Banden . . . Strick . . . Gefängnis" tönte es dumpf in seinen Ohren und bei jedem Worte fuhr er zusammen, ließ den Kopf auf die Brust niederfallen und krümmte sich vor Schmerz als würde er selbst geschlagen, verfolgt und beleidigt.

Und vierzehn Jahre lang? vie—ier—zeh—ehn Jahre lang? wiederholte er langsam und seine eigenen Worte jagten ihm Schrecken ein.

Wohlgezählte vierzehn Jahre! bestätigte der Sohn des Weltalls nicht ohne einen gewissen Stolz.

Und er? fragte der Professor, indem er den Jüngern der beiden ansah.

Na, der fängt erst an! meinte Burelomov herablassend. Den Jüngling da hab' ich im vorigen Jahr aufgegabelt. Lauf' ich da in Armavir[1] herum — nebenbei, ein räudiges Nest wie 's nur eins geben kann — da seh' ich, unter einem Zaune liegt der spanische Grande da . . . Na, denk' ich, sicher ein Anfänger in der Wolfskarriere . . . Geh' auf ihn zu . . . „Wolf?" — „Wolf". — Woher?" — „Aus Petersburg." „Warum?" —

Na, ich hab' dich doch gebeten, das nicht zu erzählen! unterbrach ihn der junge Mann ungeduldig.

Burelomov zwinkerte dem Professor zu und lachte. — Sehen Sie, ist noch nicht daran gewöhnt. Edler Stolz und sonstiger Klimbim.

Was Stolz!? fuhr der junge Mann ungeduldig dazwischen. — Bloß nicht lügen will ich und die Wahrheit zu sagen ist mir unangenehm. Wir wandern schon ein ganzes Jahr und jedesmal findet er was neues. Bald ist er ein ehemaliger Geistlicher, bald ein verschickter Student, bald ein Beamter, der für die Wahrheit sich geopfert hat — der Teufel weiß, was er alles ausheckt.

Der Sohn des Weltalls lachte laut auf.

Nu, und was sonst? rief er lustig. — Ohne das geht's nicht. Essen muß man, also auch jedem das vorlügen, was ihm am besten gefällt. Mit 'nem Bauernweib zum Beispiel braucht man 'ne ganz andere Finte als mit ihrem Mann; für 'nen Kaufmann denkt man wieder was anders aus — kurz, es handelt sich darum, die Gefühlsseite herauszufinden. Dann geht's!

Geht es? wiederholte der Professor mechanisch.

Unbedingt! Nehmen wir 'ne Bäurin. Mit der nur nicht von der Ernte sprechen, aber von Wallfahrtsorten und Heiligen. Gleich flennt sie und wird rührselig — dann kann man sie um alles bitten was man will: Suppe gibts und auch noch 'n altes Hemd obendrein und 'n paar Eier auf den Weg, damit man für sie betet. Mit dem Bauern aber geht's auf diese Weise nicht; dem muß man mit etwas Kräftigem kommen: mit der Rückgabe des Grundbesitzes z. B., oder daß alle Bauern nach China in den Krieg geschickt werden. Dann erschrickt der Kerl und gibt nach. Zuerst aber läuft er ins Wirtshaus: „Habt ihr gehört, Kinder, was der Mann da erzählt? Unser Boden soll uns gehören!" — „Wieso uns?" „Wahr ist's." „Schnaps her, jeder zahlt 'n Fünfer." Und man kriegt gratis zu trinken.

Danach aber? Wieder Prügel?

Kommt vor . . . Unsereiner muß immer darauf gefaßt sein. 'n schwere Hand hat zum Beispiel bei uns der Kaufmann. Nimmt man ihn nicht recht . . . gleich haut er zu. Mit seinem Weib ist's was anders. Die

---

[1]) Eine Stadt in Ciskaukasien, Bahnlinie Rostov a. D. — Wladikavkas. (Anm. des Uebers.)

fürchtet besonders den Jüngsten Tag. Na, da erzählt man ihr halt was vom Antichrist ... Da schlägt ihr's Gewissen und sie schenkt dir 'n Stück Kuchen, schickt dir sogar 'n Kopeken durch die Magd heraus ... sie will ja auch ins Paradies. Aber er, der Kaufmann ... da muß man auf 'nem ganz andern Loch pfeifen ... sonst kommt 'ne solche Bilanz über dich herein ... Trag' fort meinen Kummer, rasches Bächlein, trag' fort ihn mit dir! ... Nur keine Tränen, er glaubt nicht daran! Aber mit feinen Leuten, besonders mit Damen ... nur nicht kühn! Je weniger forsch, desto besser. Die Mütze nimm ab, setz' eine recht verzweifelte Fratze auf — so 'n Hamletsgesicht, der Teufel hol' ihn! — und dann mach dich 'ran: „Gnädige Frau, ich bitte nicht um ein Almosen — aber ich bin ohne mein Verschulden in eine solche Lage gekommen. Aber ich habe den Mut noch nicht verloren und weiß schon, was ich zu tun habe." — Na, da wird sie rot, guckt um und geschwind mit der Hand in den Geldbeutel ... Weniger als 'n Zwanziger gibt sie nicht.

Burelomov sah sich triumphierend um und lachte. Sein Gefährte konnte gleichfalls nicht länger ernst bleiben.

Na, Kerl, was du zusammenlügst! Schwindler!

Was „Schwindler"? Was „zusammenlügst?" Die reine Wahrheit, weniger als 'n Zwanziger gibt's nicht! Ich sprech' aus Erfahrung. Und wenn du's recht pfiffig anfängst und dich recht traurig stellst — läßt sie auch wohl 'n halben Rubel springen ... Die Herrschaften lieben Gewürztes ... ich war doch Koch! Ich kenn' doch ihren Geschmack!

Na, laß' nur endlich ... sagte der Jüngere, der vor Lachen fast nicht mehr zu Atem kam.

Der Professor schaute auf die beiden und sein Gesicht wurde düsterer und düsterer.

Und sind Sie dieses Lebens nicht müde? frug er plötzlich mit trauriger Stimme.

Die beiden hörten sofort auf zu lachen. Der Jüngere warf einen raschen Blick auf den Professor und über sein Gesicht lief ein Ausdruck des Mißtrauens, Burelomov aber sah so herausfordernd drein, als wäre er beleidigt worden.

Was heißt müde? In welchem Sinn? frug er spöttisch.

Nun, das ist doch kein Leben ... das ist doch eine ewige Beleidigung, ein ewiger Schmerz! sagte der Professor mit einem Seufzer, der wie ein schmerzliches Stöhnen klang.

Der Jüngere fuhr zusammen und ließ den Kopf auf die Brust sinken; auf Burelomovs Lippen zeigte sich ein flüchtiges Lächeln und sein Gesicht nahm einen gutmütigen, einfachen und etwas verlegenen Ausdruck an. Alle schwiegen eine Weile, und durch diese Stille klang das bittere, hoffnunglose Heulen des Windes.

„Es regnet — sagte endlich der Jüngere halblaut.

Ja — sagte Burelomov ebenso leise, — ha, wenn wir jetzt draußen wären? ...

Beide sahen zum Professor hinüber, dann fing Burelomov plötzlich wieder zu sprechen an in raschen, abgehackten Sätzen:

Beleidigung und Schmerz? Recht haben Sie! Es tut weh und beleidigt. Wir fühlen das recht gut und wissen es besser als irgend jemand. Und wenn wir uns selber auslachen ... vielleicht tun wir es bloß, um nicht zu weinen. Oh, Herr! rief er und erhob sich ... Herr! passen Sie nicht auf unser Lachen

auf. Es hilft uns . . . Denken Sie, unser Leben wäre leicht? Oho! Stecken Sie nur in unsere Haut irgend so einen hochweisen Gänserich, wie es so viele gibt, so einen mit Weisheit vollgepfropften, gleich werden Sie sehen, wozu er taugt . . .

Nu, laß' das doch — sagte der junge Mann und zupfte Burelomov am Aermel.

Dieser aber wehrte unwillig ab.

Schweig, Grünschnabel! Warum denn: laß' das? Ich will nur 'n Wörtchen frei heraussagen.

Ja, das „Wörtchen", das kenn' ich schon.

Nichts kennst du oder höchstens die Hälfte. Laß' mich! Bin bis ins Innerste aufgeregt. Wir lachen, ja, aber wie lachen wir? Wie wir lachen, das muß man wissen. Sehen Sie, Sie gucken uns an und da drinnen, ganz da drinnen denken Sie: „was sind das für feige Kerle, man haut sie und dann wischen sie sich ab und lachen noch!" Aber schauen Sie bloß einmal den Grünschnabel da an, der sozusagen gestern erst aus dem Ei gekrochen ist und wissen Sie was? Zweimal schon hat er sich unter'n Zug geworfen. Nu, was sagen Sie jetzt, Sie hochweiser Herr?

Ha, hör' mal, ich hab dich doch gebeten, davon nicht zu sprechen. Das ist doch 'ne Gemeinheit! . . .

Du willst nicht? Nu, dann sprech' ich auch nicht mehr davon — aber, gelt, wir lachen! Man haut uns, wir lachen! . . . Man jagt uns von Sebastopol nach Maikop, wir lachen . . . wir leben und lachen, wir sterben und wieder lachen wir . . . Er hatte die letzten Sätze fast feierlich gesprochen und lachte nun laut auf.

Prahlhans! sagte der Jüngere ärgerlich.

Meinst du? sagte Burelomov hochmütig. Du bist ein Säugetierschaf, weiter nichts! Miß nur unsere russische Muttererde so in die Länge und Breite aus wie ich es getan habe . . . Nein, Brüderchen, ich habe nichts vergessen, nicht den geringsten Schmerz, nicht einen Hieb, nicht ein böses Wort. Wenn ich mich selber nicht rächen kann, überlaß' ich es andern. Ha, Kerl, du hast mich mit Hunden gehetzt, weil ich dich um ein Stück Brot bat? Da hast du für deine Hunde, nimm und gib mir die Quittung! . . . Und du, du hast mich ins Loch gesteckt? Du, du hast mir zwei Zähne ausgeschlagen . . . Da habt ihr fürs Gefängnis und für die Zähne und für alles übrige . . .

Selbst sind wir an allem Schuld — sagte der Jüngere mit grimmigem Lächeln.

Wieso selbst? Ich weiß nichts davon. War 'n lieber, netter Junge und wenn ich mit Vater im Sprengel herumreiste, um Eier zu sammeln, schimpften sie mich „Pfannkuchendieb" und benutzten jede Gelegenheit, um mich an den Ohren zu ziehen. Bös wurde ich deshalb und versteckte mich vor den Menschen und als mich Vater einst an den Haaren unter der Bettstatt hervorzog, damit ich einem reichen Handelsmann die Hand küssen soll — spuckte ich ihm vor Angst in die Pfote. Natürlich bekam ich Prügel dafür . . . Das waren sozusagen meine ersten Schritte im Leben, „die goldenen Tage meines Lenzes", wie's in den Liedern heißt und wenn ich an diese „goldenen Tage" denk', fühl' ich nichts als 'n Jucken in meinem Sitzfleisch . . . weiß ja wie die Birke schmeckt, die in Vaters Garten wächst. 'Ne prächtige Birke . . .

Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann in demselben halb scherzhaften, halb ernsten Tone fort:

Na, und danach? Dasselbe: Hiebe. Führten mich ins Seminar und

wollten mich mit Gottes Hilfe zum Geistlichen machen. Aber was war ich denn für ein Geistlicher? Gebt mir 'n Hammer in die Hand und stellt mich vor 'n Ambos — da will ich denn schon meinen Mann stellen, aber zum Geistlichen tauge ich vorn nichts und hinten nichts . . . Natürlich stellte ich mich auf die Hinterbeine . . . 'Ne Grammatik steckten sie mir vor die Nase und ich lief davon und trieb mich mit Fischern auf der Wolga umher . . . Mit Predigten wollten sie mich vollstopfen, ich aber — durchs Fenster in die Vorstadt zu den Schmieden, wo ich bis zum Abend blieb. 'S Gesicht voller Ruß, die Hände voll Blasen, dafür aber weitet sich die Brust nach allen Seiten. Und wenn ich heim kam, wieder das alte Birkenlied . . . Hiebe und Hiebe . . . Vater weinte, Mutter flennt und die Schwestern heulen . . . was soll ich machen. Na, fing zu saufen an. Bei uns tranken ja viele. Sitzen wir da und gießen uns eins hinter die Binde . . . bis es im Hirn schließlich heller wird. Machte da Bekanntschaft mit 'nem Eisenbahntechniker — 'n famoser Kerl, der Herr hab' ihn selig — den hat der Dampf aus 'nem Kessel gesotten, er starb daran. Na, mit dem kam ich überein und machte mich auf nach Piter.[1] Im Anfang schien sich die Sache zu machen. Trat mit ihm in eine Fabrik ein und arbeitete ordentlich. Hab' mir auch manches angeschafft, 'ne Uhr mit Kette, Mutterl hab' ich Twersche Lebkuchen geschickt und auf einmal heißt's: Adieu, Fleischtopf! Per Schub nach Hause, denn es schickt sich nicht für einen Diakonssohn beim Kessel zu stehen und wenn man dazu geboren ist Halleluja zu singen, muß man Halleluja singen; so wollens unsere Väter seit jeher. Na, da wurde ich aber endgültig wild: ins Vaterhaus hatten sie mich wohl zurückgebracht, ich fing aber wieder zu saufen an. Meine Uhr vertrank ich mitsamt der Kette, Vaters Kleider vertrank ich, schnitt mir 'n tüchtigen Prügel von der Birke und zurück nach Piter. Dort gings rückwärts, von einem Nachtasyl ins andere und schließlich bracht ich's bis zum Wolfsbillet! Jetzt möcht ich bloß eines wissen: an was bin ich schuld?

Niemand antwortete; bloß der Hund, den seine letzten fast schreiend hervorgestoßenen Worte aus dem Schlafe geweckt hatten, winselte kläglich auf. Burelomov bückte sich und streichelte das Tier.

Was Bruder, hast mich verstanden? Schlimm stehts um uns . . . Hinausgeworfen hat man uns in die Welt, aber leben will man uns nicht lassen und. behauptet noch wir wären selber schuld. Woran denn? Vielleicht daran, daß wir auf der Welt sind?

Und wieder blieb seine Frage ohne Antwort. Der junge Mann saß da und stützte seine Ellbogen auf die Kniee; der Professor hielt die Hand vor die Augen und dachte über irgend etwas nach. Der Samovar brannte längst nicht mehr; im Zimmer war es dunkel und schwül geworden. Draußen rauschte noch der Regen und heulte es, als ob ein ganzes Heer grauer, stöhnender Gespenster sich um das kleine Haus versammelt hätte und um Mitleid bäte für seine Leiden.

Wissen Sie was? sagte endlich Burelomov unschlüssig, indem er sich an den Professor wandte — 's ist schon spät, wollen wir nicht schlafen gehen? Zeigen Sie uns unsern Platz.

Na, kommen Sie! sagte der Professor.

Er zündete eine Kerze an und führte sie in sein Kabinett, wo er auf zwei Divanen schon alles hergerichtet hatte. Als Burelomov die weißen Kissen sah, zögerte er:

---

[1] Populärer Ausdruck für St. Petersburg.

Na, wissen Sie, das ist schon zu viel, sagte er und faßte das Kissen so vorsichtig an, als befürchtete er es zu beschmutzen. — Haben Sie denn nichts Einfacheres, Gewöhnlicheres? Wissen Sie . . .

Bitte, genieren Sie sich nicht! sagte der Professor.

Hm, brummte Burelomov, verzog seinen Mund zu einem Lächeln und fragte: Bienen[1]) fürchten Sie nicht? Wissen Sie bei unserer Lebensart ist das ein unvermeidliches Uebel.

Gute Nacht! sagte der Professor statt auf Burelomovs Frage zu antworten, stellte die Kerze auf den Tisch und ging hinaus.

Sonderbarer Mensch! brummte ihm Burelomov nach. — Hab' nie was ähnliches gesehen. Man weiß ja gar nicht, wie man ihn anfassen soll. Schaut aus wie 'n Wehrwolf und wenn er lächelt . . . ist's ganz was anderes . . . Soll ich auslöschen?

Ja.

Na, gut . . . fuhr Burelomov fort und streckte sich auf den weichen Divan. — S'ist schon lang her, daß wir's nicht so gut gehabt haben . . . genier' mich fast . . . meinst, es kommt gleich einer mit 'nem dicken Prügel, gibt dir 'n Rippenstoß und fährt dich an: „Marsch, auf deinen Platz in den Straßengraben . . . was willst du denn hier mit deinen Haren?" Na, liegst du gut? Was machst du denn's Maul nicht auf? Was, schläfst schon?

Der junge Mann antwortete nicht, aber von seinem Bette her kamen sonderbare Laute . . . es war als ob jemand weine. Burelomov erhob sich beunruhigt von seinem Lager.

Hör' mal, was treibst du denn? Was, flennst? Pfeif darauf, Nickel, hörst du? . . . Nickel! Na! rief er fast zärtlich. — Oder ist das Regen? Der Teufel weiß es . . . Ach Leben, Leben, verfluchtes Leben! . . .

Er seufzte tief auf, legte sich wieder nieder und fühlte plötzlich an seinem Halse einen feuchtheißen Hauch. Es war die blinde Hündin, die sich ins Zimmer gestohlen hatte und den neuen Gefährten ihres Herrn beroch.

Ah, Hunderl! brummte Burelomov und tastete in der Dunkelheit nach dem Kopfe des Tieres um es zu streicheln. Hast Mitleid mit Burelomov? Dank' schön, Brüderchen, ich versteh' dich schon . . . Ach, Hunderl, lieber Freund, wir sind alle Menschen . . . und alle Schufte . . . Nu, wollen unsern Kummer ausschlafen! . . .

Die Hündin kroch vorsichtig auf das Bett und legte sich zu Füßen des Vagabunden nieder; beide drehten sich noch ein paar Mal um und schliefen dann ein. Es wurde stille im Zimmer . . .

Der Professor aber schlief nicht. Er räumte das Geschirr auf, löschte die Lampe aus, zündete eine Kerze an und trat vor sein Meerwasseraquarium. Wieder schlief die schwarze Krabbe nicht, unbeweglich, wie ein Stein lag sie da und lauschte auf den Ruf des Meeres. Das Licht der Kerze fiel ihr gerade in die Augen, aber sie rührte sich nicht: sie lauschte nur der Stimme der Freiheit, die aus den wuchtigen Stößen des Windes und dem Geheul der wütenden Wellen herausklang. Dort unten war Leben . . . war Kampf . . . hier oben aber tote Ruhe, unerträgliche Stille und vier Glaswände . . .

Langweilst dich, Alte, was? dachte der Professor. „Hast recht; morgen bei Sonnenaufgang geb' ich dir die Freiheit wieder. Wer kann das Leben meiden? Wollt ich denn nicht selbst nichts davon wissen und es kam doch ungeladen zu mir, zeigte mir seine Wunden, seine Schmerzen, und ich sah ein,

[1]) In der Gaunersprache: Ungeziefer.

daß ich unrecht hatte. Was hab' ich getan? Nichts ... Wofür ich lebte? Ich weiß es nicht ... Zwei Drittel meines Lebens hab' ich zwischen vier Mauern zugebracht und jetzt erst seh ich ein, daß ich gar nicht gelebt, nicht geliebt und nicht gelitten habe wie andere Menschen leben, lieben und leiden, ... diese anderen Menschen, die ich verachte. Weiß ich denn mehr von ihnen als ich vom Haifischei weiß? Nein, heute haben mir diese armen Leute aus der Hefe der Gesellschaft mehr vom Leben erzählt, als ich selbst je wußte. Elender, blinder Weiser, der ich bin! ..."

Stunden verflossen und immer noch ging der Professor auf und ab in seinem Zimmer, sprach mit sich selbst und der alte Fischer Urgiridi, der sich unten mit seinem Boote zu schaffen machte, damit es der Sturm nicht davontrage, sah die ganze Nacht über Licht in dem Häuschen auf dem Felsen.

Gegen Morgen legten sich Sturm und Regen. Der Professor löschte seine Kerze aus und trat auf die Veranda, um nach dem Wetter zu sehen. Rein und durchsichtig wie Bergkrystall wölbte sich der Himmel über der Erde und im Osten blinkte der erste Schein der Morgenröte. Nur das Meer wogte und heulte noch und auf den Kämmen der Wellen zischte grauer Schaum. Am Horizonte war ein großes Segel sichtbar, das sich in seiner Einsamkeit mitten in dem aufgeregten Element stolz und herausfordernd ausnahm.

Der Professor kehrte in seine Wohnung zurück und guckte vorsichtig nach seinen Gästen. Beide schliefen fest, ebenso die Hündin zu Füßen Burelomovs. Der Sohn des Weltalls schnarchte wie ein wildes Tier und hatte im Schlafe einen drohenden und rauhen Ausdruck im Gesichte. Er hatte die Decke von seiner haarigen Brust geworfen und die rechte Hand zur Faust geballt, als wollte er einen Angriff zurückschlagen. Ein Auge war fest zugekniffen, das andere halb offen wie das bei einem Wolfe, von dem es ja heißt, er schlafe nur mit einem Auge und passe mit dem andern auf. Und wie er so dalag, verstand der Professor, was in der Seele dieses Mannes vorging, verstand sein Leben, seinen rauhen, aber offenen, gutangelegten und in gewisser Beziehung gutmütigen Charakter. Der Jüngere aber glich in diesem Augenblick einem Jüngling. Er schlief so kindlich, in einen Knäuel zusammengekrümmt und eine Hand unter die Wange gelegt; sein Gesicht war rot und unsagbar ruhig — er träumte vielleicht kindliche, ruhige Träume. Und dieses Kind hatte man so grausam auf die breite Straße des Lebens hinausgeworfen! Warum?

Der Professor blickte traurig und mitleidig auf die beiden. Die Menschen schienen ihm nicht mehr verächtlich und hassenswert, sondern ebenso klein, kraftlos und elend wie alle Erdengeschöpfe, wie alle diejenigen, die dazu verdammt sind, zu leben und zu sterben und nicht wissen warum. Sind sie etwa schuld daran, daß sie unglücklich sind? Und er erinnerte sich an die Worte Burelomovs, daß die ganze Schuld der Menschen vielleicht nur darin liegt, daß sie eben auf der Welt sind.

Er zog leise die Türe hinter sich zu und ging weg. Die Sonne stand schon nahe dem Horizont und in glühender Flamme leuchtete das Morgenrot am Himmel. Das Haus, das auf allen vier Seiten Fenster hatte, war ganz erfüllt mit einem sonderbaren, rosigen und warmen Lichte, wie der Professor es noch nie gesehen hatte. In alle Winkel kroch dieses Licht und trieb daraus die Schatten der Nacht hervor, in die Adern ergoß es sich und ließ das Herz schneller und kräftiger pochen. Durch die Glaswände der Aquarien drang es und weckte ihre Bewohner zu neuem Leben und neuer Bewegung. Das japanische Fischchen wachte auf, ließ sein schmiegsames silbernes Körperchen

spielen, schwamm dann an die Glaswand heran und richtete seine orangefarbenen Augen mit der glänzend schwarzen Pupille auf den Professor. Ein Fröschchen quackte und weckte damit eine ganze Herde Goldfische auf, die wie ein Feuerregen durch das Wasser schossen. Die freche Krabbe zeigte sich, zog sich geschäftig ihre Fühler zurecht und schritt herausfordernd über den Sand, unbekümmert darum, daß sie links und rechts die armen Krevettchen anrempelte. Vorsichtig zog der Professor die schwarze Krabbe aus ihrem Loch, legte sie in ein Gefäß mit Wasser und stieg zum Meere hinunter. Noch wogte die Flut zwischen den Steinen am Ufer und jede Welle warf Haufen im Sturm umgekommener Medusen auf den Sand. Ihre verstümmelten Körper blieben als unförmige Schleimmassen an den Vorsprüngen der Felsen und am Sande haften, bis eine neue Welle sie wieder in den Schoß des Meeres zurücktrug. Unter einem Steine fand der Professor einen ruhigen, von der Brandung geschützten Winkel und dorthin legte er vorsichtig die schwarze Krabbe. „Nun, Freundin, Adieu!" Sie blieb zuerst furchtsam da sitzen, wohin sie gelegt worden war und bewegte erschreckt ihre Fühler. Sie schien noch nicht zu verstehen, daß sie frei war . . . neben ihr aber brauste das Meer, so nahe, so nahe und über dem Meer glänzte der rosafarbene Himmel und sie erkannte das mächtige Rauschen wieder, den Himmel und das Meer, nach denen sie sich so lange gesehnt — und sie verstand, was mit ihr geschehen war. Ein Moment, eine Bewegung und der Professor sah seinen Liebling nicht wieder. Nur das grüne Wasser quirlte noch zwischen den schweigsamen Steinen an der Stelle, wo die Schwarze verschwunden war. Und nun ging die Sonne auf.

Zuerst erwachte Burelomov. Er räusperte sich geräuschvoll, sprang auf und sah sich dann lange und verwundert um.

Hm — brummte er endlich, indem er sich die Augen auswischte, hm . . . wirklich 'n sonderbare Geschichte, wenn man ordentlich darüber nachdenkt. Wer mag er nur sein?

Er ging im Zimmer umher, schaute in alle Winkel und untersuchte jeden Gegenstand. Vor dem Schreibtisch, auf dem sich so viele Papiere, Bücher und sonderbare Instrumente befanden, machte er Halt.

Wohl 'n Schriftsteller, sagte er halblaut. Hat Kerls wie uns noch nie gesehen und uns darum aus Neugierde eingeladen. Schreibt schließlich noch 'was über mich: „Dimitrij Burelomov oder die Heldentaten eines Lumpen" . . . Haha! Wird schon so was sein! Verschmiertes Papier liegt da ja genug 'rum. Was ist denn das in dem Glaskasten? 'ne Schabe? Nee, 'ne Schabe ist das nicht. Pfui Teufel, wird einem vom bloßen Anschauen schlecht und der Narr steckt die Viecher noch in 'n Glaskasten. Wenn er uns auch . . . Wir sind schließlich noch ekliger als die Biester da und doch hat er uns zu sich 'reingelassen. Ich hätt's nicht getan, sicher nicht. Und 'n Schlüssel hat er am Tisch gelassen. Möcht' doch wissen, was er drin hat . . .

Na du, hör 'mal! Was treibst du denn da? rief plötzlich der Jüngere.

Burelomov sah sich um. Sein Freund hatte sich halb vom Bette erhoben und schaute ihm argwöhnisch zu.

Nu, was soll's? sagte Burelomov und lachte . . . Gar nichts treib' ich. Denkst, ich mach' lange Finger?

Der junge Mann brummte etwas vor sich hin und zog seine Stiefel an. Burelomov näherte sich ihm und klopfte ihm gutmütig auf die Schulter.

Du dummer Kerl du! Ich tu' niemanden was zu Leide, wenn man

mich in Ruhe läßt. Meinst, weil ich dem Kosakenweib 's Haus angezündet hab'? Na, die hat's ja verdient.

Schon gut, zieh' dich nur an. 's ist Zeit.

Anziehen will ich mich schon, aber was? Weiß der Kuckuck wo meine Lumpen stecken und auf dies Gewand da wage ich kaum zu hoffen.

Trotzdem warf er sich in des Professors Kleider, sah dann auf seine bloßen Füße und sagte seufzend:

Herrgott, wenn ich jetzt noch anständiges Schuhwerk auftreiben könnt', ging ich gleich wieder als Chorregent in 'n Kloster!

Sie verließen das Kabinett des Professors und sahen sich nach dem Hausherrn um. Niemand war da, nur die Sonne machte sich im Hause zu schaffen und füllte alle seine Räume mit Glanz und Wärme. Die Türe zur Veranda stand weit offen, so daß man hinaus sehen konnte auf das weite Meer.

Ach, das Meer, das Meer! sagte Burelomov und zog in tiefen Zügen die frische, salzige Seeluft ein, die in reicher Fülle durch die Verandatüre hereinströmte.

Na, das ist doch sonderbar! sagte der Jüngere etwas unruhig. Weder der Herr ist da, noch der Hund . . . Und wir müssen doch fort.

Was, pressiert's denn? Es jagt uns ja niemand weg . . . sagte Burelomov und trat an das Aquarium. — Zum Teufel, was ist denn das wieder? Alle möglichen Bestien hat er. Guck mal, aber guck doch nur 'mal!

Beide schauten ins Aquarium, das ihnen ja einen nie gesehenen Anblick bot. Burelomov lachte wie ein Verrückter und entlud seine Seele in lauten Rufen der Verwunderung.

Ei, ei! sieh' mal die putzigen Dinger da an! rief er und tippte wie ein Kind mit dem Finger gegen die Scheiben. Den schau an, was der treibt! Der da . . . ja, was ist denn das für 'n Biest . . . 'n Schwammerl, was? 'n Schwammerl und rührt sich — Siehst, eine Luftblase hat er losgelassen . . . Und den schau an, pfui Teufel, das ist ja zum Umfallen . . . n' sonderbaren Zeitvertreib hat sich der alte Herr . . .

Da bekam er plötzlich einen kräftigen Rippenstoß und blieb mitten im Satze mit aufgesperrtem Munde und weit aufgerissenen Augen stecken. Unter der Türe stand nämlich der Professor und schaute belustigt auf die beiden Vagabunden.

Wir bitten vielmals um Entschuldigung — sagte Burelomov mit scherzhafter Höflichkeit. Wir erlaubten uns nur ein bißchen Unterhaltung! Die kleinen Krebse da und die lebendigen Schwammerln und andere Repitilien . . . Sie sind wohl Naturforscher?

Ja . . .

Sehr interessant! seeehr interessant! 'n Naturspiel, so zu sagen, oder 'was ähnliches . . . Und die zweibeinigen Bestien . . . erforschen Sie die auch? Das sind ja Bestien, die in jeder Hinsicht das Interesse eines aufgeklärten Geistes verdienen . . .

Na, wieder deine Redensarten! sagte der Jüngere ungeduldig und wandte sich dann an den Professor: Vielen Dank für das Nachtlager und für alles andere . . . Wir werden es nie . . . na, lassen wir das! Leben Sie wohl, 's ist Zeit, daß wir weiterkommen.

Er hatte die letzten Worte fast zornig ausgesprochen, war dabei ganz rot geworden und drehte verlegen seine Mütze hin und her.

Wieso weiterkommen? rief der Professor. Wohin wollen Sie denn?

Nach Maikop, antwortete Burelomov. — Und von da nach Perekop, Minsk, Pinsk . . . wohin uns der Wind treibt.

Warum denn so rasch? Wollen Sie sich nicht ausruhen? Ich lebe ja ganz allein hier und Sie genieren niemanden. Bleiben Sie doch!

Die beiden Vagabunden sahen einander erstaunt an und selbst Burelomov, dem doch so manches passiert war, war starr ob des unerhörten Vorschlags.

Wieso bleiben? frug er ganz außer Fassung.

Nun, bei mir, wenigstens vorläufig . . . mit der Zeit finde ich ja auch Arbeit für Sie. Die Polizei hätte wohl nichts dagegen, denk' ich? Bleiben Sie doch!

Burelomov kam schließlich wieder zu sich und kratzte sich verlegen den Scheitel.

Nein, sagte er entschlossen und ernst. Ich kann nicht! Danke . . meinen verbindlichsten Dank . . . aber ich kann nicht. Die Sache ist so: ich kann nicht für mich gutstehen. Sie sehen ja, ich bin Vagabund bis ins Knochenmark . . . Was zu einem ordentlichen Leben nötig ist, das hab' ich schon längst nicht mehr. Durch und durch verdorben bin ich . . . und taug zu nichts mehr. Zu gar nichts mehr!

Das meinen Sie nur, oder wie? sagte der Professor.

Burelomov zuckte mit den Achseln und fuhr fort:

Ja, was soll ich Ihnen sagen? Vielleicht fang' ich wieder zu saufen an . . . oder so etwas . . . weiß es ja selber nicht. Denn . . . nun ja . . . wissen Sie, auf einmal packt's mich und zum Teufel geht Burelomov. Wir sind hier in einem rechten Nest . . . ich halt's nicht aus hier . . . um keinen Preis! Winters ging's noch, aber im Frühjahr . . . nein, 's geht nicht . . . ich müßt' doch fort . . .

Müßten fort? . .

Das heißt, ich hielt's nicht aus . . . wenigstens nicht im Frühjahr . . Dächte an die Steppe . . . an den Himmel . . . an das Feuer abends am Ufer eines Baches . . . an den Rauch aus dem Feuer . . . Zu flennen fing' ich an, wie 'n altes Weib! Gibts denn was Besseres? Und wenn man am Feuer sitzt und sich Tee kocht und schließlich gar noch 'ne Bulle Schnaps bei sich hat . . . Nein, ich kann nicht . . . Wozu sag' ich Ihnen denn alles das . . . Speien Sie auf mich und damit ist die Sache fertig . . . Ich taug' nicht zu 'nem ordentlichen Menschen . . . Bloß, wenn Sie 'n Paar Stiefletten für mich hätten . . . wenns auch ganz alte sind . . . seien Sie so gut . . . !

Und Sie? fragte der Professor, indem er sich an den Jüngeren wendete.

Dieser zerknitterte seine Mütze zwischen den Fingern und wurde feuerrot;

Ich? brummelte er erschreckt. Ich . . . ich will doch lieber mit ihm . . .

Tut mir recht leid! sagte der Professor nachdenklich.

Er ging hinaus, und Burelomov atmete erleichtert auf.

Uhhh! stöhnte er, indem er sich den Schweiß vom Gesichte wischte . . . Das war hart . . . Seit meiner Geburt war ich nicht so in der Klemme . . . Mit 'nem frechen Kerl ist die Geschichte doch leichter — dem haut man eins über . . . aber der alte Herr da . . . ja, zum Teufel, was soll man ihm denn sagen, wenn er's so gut meint . . . Hör' mal, Brüderchen, mit anständigen Menschen ist's schwer auszukommen . . . sind nicht daran gewöhnt! . . .

Na, um Stiefel hast du doch gebettelt! wollte der Jüngere sagen, kam aber nicht zu Ende, denn eben trat der Professor mit dem Gewünschten ins Zimmer.

Da, sagte er, probieren Sie sie. Und nehmen Sie sich auch 'n bißchen

warmes Zeug mit ... es wird kalt nachts .. Und da ist auch 'n bißchen Geld ... Mehr hab' ich jetzt nicht, aber Sie können mir ja schreiben ... ich schicke schon welches. Meine Adresse geb' ich Ihnen gleich.

Während er seine Adresse niederschrieb, zog Burelomov die so lang erwünschten Stiefletten an. Das ging nicht ohne Mühe, er schnaufte und stöhnte. Dann stand er auf, räusperte sich und sagte mit hohler Stimme:

Na, ausgezeichnete Stiefel .. ich kann keine Worte finden um Ihnen ... Möchte Ihnen so recht meinen Dank sagen — und kann nicht! sagte er fast weinerlich, räusperte sich noch einmal und fügte dann mit so recht aus dem Herzen kommender schmerzlicher Betonung hinzu: Ach ... nicht einmal zu danken verstehen wir ...

Ein paar Minuten später stiegen die beiden Gefährten schon den Felsen hinunter; der Professor stand auf der Veranda und schaute ihnen nach. Voran ging Burelomov und gestikulierte heftig; der Jüngere ging mit gesenktem Kopfe hinter ihm her und zuckte von Zeit zu Zeit ungeduldig mit den Achseln, als ärgere ihn die stürmische Beredsamkeit seines Kameraden. An der letzten Biegung des Pfades hielten beide an und sahen sich um. Als sie den Professor bemerkten, nahm Burelomov seine Mütze ab und schwenkte sie graziös in der Luft, wobei er die Linke aufs Herz legte. Der Professor antwortete mit einer Verbeugung. Dann verschwanden die Beiden hinter einem vorspringenden Felsen.

Noch eine kleine Weile blieb der Professor auf dem Balkone. Dann kehrte er ins Haus zurück und durchschritt seine nun wieder öde gewordenen Räume. Alles war dort wie früher und doch hatte sich alles verändert. Es wurde ihm so ungemütlich in dieser Stille, daß er laut in die Hände klatschte. Der gelbe Kater, der sich an der Sonne gewärmt hatte, kam herbei, machte einen Buckel, blinzelte mit seinen grünen Augen und fing an zu schnurren; gleich darauf kroch auch die blinde Hündin aus irgend einem Winkel hervor, beroch die Spuren der verschwundenen Leute und winselte leise auf, als habe sie die Stille rings umher erschreckt.

Langweilst du dich, armes Tier? fragte der Professor, indem er sie streichelte ... Laß' nur, die sind fort, aber es kommen bald andere ... und wenn keine kommen, gehen wir und holen welche ...

Und drunten in der Tiefe rauschte das Meer.

Bilderbuch.

Heute ist — habt Ihr's vernommen? —
Das neue Bilderbuch gekommen.
Und nun, gespannt und freuderfüllt,
Besieht das Kind sich Bild um Bild.
Die Arche Noah, schaut nur an,
Mit ihrer Taube, Frau und Mann!
Und Wasser, Regen rings umher,
Und überall das große Meer!
Und jedes Tier aus Feld und Wald
Das ist hier zierlich abgemalt!

Gemächlich reckt der Panther sich —
Der Löwe wandelt königlich —
Daneben grast vergnügt die Kuh,
Und Hirsch und Rehe sehen zu.
Der Esel nickt — das Zebra steigt —
Der Pfau die stolzen Federn neigt! —
Die Augen leuchten unserm Kind,
Es wendet Blatt um Blatt geschwind —
Die Backen glüh'n, — es flüstert leise:
„Ach, mach ich eine schöne Reise!"

Erna Ludwig.

Das Gehirn der Menschheit.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Es gibt im Zeitalter des erdumspannenden Telegraphen eine Anzahl von Vorkommnissen, die überall miterlebt werden, wo überhaupt Zeitungen existieren. Einige von ihnen werden selbst im chinesisch-japanischen Teile der Menschheit miterlebt. Es sind das große politische Begebenheiten (Transvaalkrieg, russisch-japanischer Krieg, Marokkofrage), starke technische Leistungen (Luftschiff, Röntgenstrahlen, das blaue Band des Ozeans), auffällige Naturereignisse und Unglücksfälle (Ausbruch des Vesuv, Erdbeben in St. Franzisko, Hungersnot in Indien), einzelne Verbrechen ersten Grades (eine amerikanische Millionärin als Einbrecherin und ähnliches). Sehr groß ist bis jetzt die Quantität der Begebenheiten noch nicht, die überall gelesen werden, aber schon die Tatsache, daß es Nachrichten gibt, die in derselben Woche auf der ganzen Erde von allen lesenden Menschen aufgenommen werden, ist etwas neues in der Menschheitsgeschichte. Damit beginnt der Begriff „Menschheit" eine psychologische Wirklichkeit zu werden. Wie es ein „Volk" erst dadurch gibt, daß gemeinsame Erfahrungen gemacht werden, so steigt jenseits aller Volkstümer ein internationales Bewußtsein auf, ein Bewegtsein aller Sprachen durch die gleichen Fakta. Noch handelt es sich nicht um gemeinsames Handeln, aber es gibt gemeinsame Vorstellungen, und in dem Maße, in welchem diese wachsen, müssen gemeinsame Urteile, Gefühle und Handlungen sich im Laufe der Zeit einstellen.

Wichtiger aber noch als die Nachrichten, die alle Zeitungsleser in allen Völkern erreichen, sind diejenigen Mitteilungen, die zwar nicht bis in jede Hütte dringen, die aber von den gleichartigen Interessengruppen aller Nationen aufgenommen werden. Das bedeutendste Beispiel hierfür sind die Kurse der ersten Börsen. Ueberall, wo überhaupt gehandelt wird, erfährt man, wie Getreide, Baumwolle oder Silber in London bezahlt wird. Diese Nachricht ist deshalb wichtiger als die zuerst angeführten Mitteilungen, weil sie überall zu praktischen Entschließungen führt. Den internationalen Börsennachrichten, Ernteberichten, Produktionsberechnungen gesellt sich die Internationalität der Fachwissenschaften. Diese ist bei den verschiedenen Wissenschaften ehr verschieden entwickelt. Bei den historischen Wissenschaften ist sie im Gebiete der prähistorischen Wissenschaften, der Erdgeschichte und der vergleichenden Völkerkunde am größten. Die theoretischen Wissenschaften verbreiten sich langsamer über die Sprachgrenzen hinaus, aber selbst auf dem Gebiete der Philosophie gibt es einen Ausgleich zwischen Orient und Okzident. Sehr

schnell laufen die technischen Wissenschaften um die Erde, besonders schnell aber bildet sich eine gewisse Internationalität der Künste und sportlichen Bestrebungen. Wir brauchen bloß an die Buntheit unserer Musik und an den Einfluß Japans auf unsere bildenden Künste zu denken.

Auf dem Gebiete der Interessengruppen sind demgemäß auch die Versuche, sich Menschheitsaufgaben zu stellen, schon recht greifbar. Hierher gehört die Diplomatenkonferenz im Haag, die zwar noch nicht den großen Frieden (Menschheitsverfassung) bringt, aber eine Annäherung der diplomatischen Methoden und Rechtsgebräuche. Hierher gehört der von Rußland unternommene Versuch der Erdüberſicht über die Getreideerzeugung und vor allem die Internationalität der proletarischen Bewegung. Auch der Religionskongreß in Boston kann einigermaßen hierher gerechnet werden. Und wie viele Veranstaltungen gibt es, die auf dem Wege zur Internationalität sind, indem sie zunächst die europäisch-amerikanische Gesellschaftsverfassung bearbeiten: kriminalistische Vereinigung, soziale Verbände, wissenschaftliche Tagungen, Frauentage usw.!

Das alles wissen und fühlen wir, weil wir es erleben, aber wir machen uns nur selten klar, was eigentlich damit heranrückt. Noch ist vieles davon ungreifbar, gestaltlos, erst noch im Zustande des Nebels. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß für eine spätere Zeit diese Erscheinungen unserer Tage eine besondere Wichtigkeit haben werden, wenigstens dann, wenn die jetzigen Anfänge eines Gehirnes der Menschheit sich geradlinig weiter fortsetzen. Dann wird man von diesen unseren Tagen etwa so reden, wie wir von den Vorbereitungen des deutschen Nationalsinns im 18. Jahrhundert sprechen. Alles was der Zukunft diente, tritt dann in schärfere Beleuchtung. In diesem Sinne vollzieht sich eine gewisse Umwertung der Werte. Was heute als Utopie und Spielerei erscheint, kann später als eine Art von Weissagung gelten, — es kann; eine Garantie dafür vermag niemand zu geben, da der gleichmäßige Fortschritt der kapitalistischen Zivilisation keineswegs über alle Zweifel erhaben ist. Es kann Rückschläge geben, die wir „Weltkrieg" zu nennen pflegen, ohne doch ihre möglichen Schrecken ausdenken zu können.

Aber also angenommen den Fall, daß die vom Engländertum geführte kapitalistische Zivilisation elastisch genug ist, alle schweren Krisen oder Revolutionen zu vermeiden, dann bildet sich das Gehirn der Menschheit, das heißt eine Gemeinschaft des Denkens und Wollens oberhalb der vorhandenen Staatskörper, es bildet sich etwas, was der katholischen Kirche im Mittelalter vergleichbar sein wird, aber viel größere Ausdehnung gewinnt. Die katholische Kirche umfaßte nie ganz Europa, denn der Osten gehörte nicht ihr, aber immerhin reichte sie um das Jahr 1500 von Gibraltar bis nach Island. Sie war Geistesmacht oberhalb der Staaten und würde es vermutlich noch länger geblieben sein, wenn nicht damals der Umfang der europäischen Welt sich plötzlich vergrößert hätte. Jetzt ist sie das alte Gehirn der Menschheit, als olches noch keineswegs wirkungslos, aber längst nicht elastisch genug, um die

Menschheitsgesinnung der Zukunft zu schaffen. Es wird etwas neues gesucht, was als geistige Macht überall empfunden wird, wo es Poststationen gibt, dieses Neue aber ist viel schwerer organisierbar, als es die katholische Kirche des Mittelalters war.

Vielleicht sagt man, daß der Menschheitsgeist der Zukunft überhaupt keiner Organisation bedürfe! Darauf ist zu antworten, daß es Gemeinschaftsgeist ohne eine Art von Organisation nicht gibt. Organisation ist die Erhaltung des Geistes über den Tod seiner einzelnen Träger hinweg. Die Wissenschaft lebt, auch wenn die Wissenschaften streben, der Getreidehandel bleibt, auch wenn die offizielle Börse geschlossen wird. Organisation ist etwas sehr wandelbares, etwas wachsendes, abnehmendes, stark und schwach wirkendes je nach Zeit und Umständen. Organisation ist nicht gleichbedeutend mit einer bestimmten Verfassung, denn die Verfassung ist nur der Panzer der Organisation. Es kann vorkommen, daß es Statuten und Verfassungen gibt, in denen ein sterbender Organismus liegt. Je jünger und neuer aber eine Organisation ist, desto biegsamer und flüssiger sind natürlich alle Formen. Das trifft selbstverständlich im höchsten Grade beim Gehirn der Menschheit zu. Die Oberfläche dieses Gehirns ist noch ganz weich. Die Finanzen der Menschheit werden in London geregelt, aber London ist keineswegs das Rom der Neuzeit. Nicht alle Wege führen nach London. Das Eisen der Menschheit wird in Deutschland und Nordamerika geformt. Die Philosophie wird in Deutschland gemacht, die Malerei in Frankreich, die Moral — ich weiß nicht wo? Es gibt verschiedene Knotenpunkte des neuen internationalen Nervensystems und der Geist der Menschheit springt hinüber und herüber, bald hier, bald dort sich heimisch machend. Die telegraphische Elastizität ist das Hauptkennzeichen aller neuen Organisationen. Die Organisationsform des Mittelalters war steif und schematisch: der Papst, der Kaiser, die Mönchsgelübde, der Lehenseid. Das war die Form, als die Orte noch nicht mit einander sprechen konnten, da beruhte alles auf mystischem Recht und heiligem Gelöbnis, denn — sowohl der Papst wie der Kaiser waren immer nur an einem Orte vernehmbar und konnten nur an einem Orte sehen und hören. Neue Organisationen können viel gelenkiger sein, haben aber eben darum für uns noch immer etwas halb unverstandenes. Man denke nochmals an die Organisation des Weltgetreidepreises oder der internationalen Post! Es ist aber möglich, daß die Menschen ihr eigenes kleines Einzelgehirn besser verstehen werden, wenn sie sich gewöhnt haben, die Entstehung des Gehirns der Menschheit zu beobachten.

Schon früher habe ich an dieser Stelle einmal darüber geschrieben, daß die Verfassungen der Staaten möglicherweise einen Einblick in die dunkle Organisation der menschlichen Seele ermöglichen, indem der Vorgang der Entstehung des Gesamtwillens offener zu Tage liegt als der Vorgang der Entstehung des Einzelwillens. Das Ergebnis jener Ueberlegung war, daß es keine ewige Normalform der Herstellung des öffentlichen Willens gibt, sondern

daß monarchische und parlamentarische Einrichtungen sich ablösen und oft, ja meist der Wille nur das Ergebnis vieler Unterbeschlüsse ist, die in dem Moment vergessen sind, wo die letzte Entscheidung gefallen ist. Auch die seelische Verfassung hat ihre Kämpfe, ihre Thronwechsel und Revolutionen, aber wir selbst, das heißt unser Bewußtsein merkt davon nicht den Vorgang selbst, sondern nur die Folgen, die Erschütterungen, Bewegungen und die geänderte Richtung des Willens, weil unser Bewußtsein nicht das Bewußtsein unseres ganzen seelischen Organismus ist, sondern nur das einer Abteilung. Diesen Gedankengang fand ich inzwischen in anderer Form bei Nietzsche wieder und zwar im dritten Buche des „Willens zur Macht", dort wo von den erkenntnistheoretischen Problemen geredet wird. Es ist nicht möglich, den ganzen Nietzscheschen Gedankenkreis hier wiederzugeben, es sei aber auf den Satz 490 verwiesen:

> Die Annahme des *einen* Subjektes ist vielleicht nicht notwendig; vielleicht ist es ebensogut erlaubt, eine Vielheit von Subjekten anzunehmen, deren Zusammenspiel und Kampf unserem Denken und überhaupt unserem Bewußtsein zu Grunde liegt. Eine Art *Aristokratie* von „*Zellen*", in denen die Herrschaft ruht? Gewiß von pares welche mit einander an's Regieren gewöhnt sind und zu befehlen verstehen?

Wenn selbst ein so prophetisch sicher auftretender Charakter, wie es Nietzsche in seinen letzten Arbeitsjahren war, hier zweimal das Wort „vielleicht" einschiebt, so ist das für uns alle eine Mahnung, wie dunkel der Pfad ist, den er hier zu gehen versucht. Immerhin ist es von Wert, dem starken Ergründer von Seelengeheimnissen auch an dieser Grenze seiner Sicherheit etwas denkend zuzuhören. Er will sagen, daß alle Einzelelemente der Seele ebenso sterblich sind wie im Volke alle Einzelmenschen, daß aber die Seele als Ganzes ihre einzelnen Teile überlebt und sich eine Art von freier kollegialischer Verwaltung schafft. Diese Verwaltung kennen wir nur indirekt, weil unser Bewußtsein nur die Kanzlei des auswärtigen Amtes unserer Seele ist.

Es war die soeben angeführte Stelle aus Nietzsche, die mich veranlaßte, nochmals zu dem Gedanken des Rückschlusses von der Staatspsychologie auf die Einzelpsychologie zurückzukehren. Sollte es nicht möglich sein, das Entstehen des Gesamtbewußtseins so zu kontrollieren, daß man daraus das Entstehen der Einzelseele ahnend nachempfinden könnte? Das Gesamtbewußtsein aber existiert für uns in hundert verschiedenen Gestalten als Religion, Gemeindebewußtsein, Kastengeist, Standessitte, Provinzialgeist, Staats- und Volksgeist. Wir kennen es in allen Stadien bis hin zum Tode, wo es fehlerhaft funktioniert, wo es verschlungen wird von anderen Einheiten. Es ist aber psychologisch besonders interessant, es dort aufzusuchen, wo es sich in den allerersten Anfängen befindet. Das ist der Fall bei jenem neuen Oberbewußtsein der Menschheit, von dem wir reden. Hier ist die Einheit des Subjektes noch nicht vorhanden, hier fehlt jede Art von monarchischer Verfassung, hier

suchen sich erst die „Zellen", die sich miteinander verständigen wollen. Es dämmert das Bewußtsein und der Wille, ein Chaos von Bestrebungen und Vorstellungen fängt an ineinander überzufließen. Es zeigt sich der Anfang von „Zusammenspiel und Kampf", der „dem Bewußtsein zu Grunde liegt". Noch ist die ordnende „Aristokratie der Zellen" kaum erschienen, nur zeigen sich hier und da Ansätze zur Bildung der freien Gemeinschaften gleichberechtigter Wirtschafts- und Geistesorganisationen, die sich an's Regieren gewöhnen wollen — es entsteht Geist.

Die Einzelseele ist, wie wir schon sagten, nur soweit dem Einzelbewußtsein geöffnet, als sie mit der Außenwelt in Beziehung tritt. Nur für die Außenwelt erfindet sie die Sprache, in der sie denkt. Es ist also das Einzelbewußtsein das Unpersönlichste an uns, weil es die Uebersetzung unseres geheimen Innenlebens in gangbare Worte und Begriffe ist. Die Qual der starken Seelen beruht darin, die Fülle ihrer unverstandenen Tiefe in Verständlichkeiten umzuformen. Wer das besser kann als andere, den bezeichnen wir als Künstler, Propheten, Dichter und Gestalter. Er vermag Vorgänge in Worte oder Formen zu fassen, die vor ihm jenseits des Bewußtseins lagen, er entdeckt Gesichte, Träume, Gestalten, Farben, Töne, Stimmungen, Harmonien, Disharmonien, Bewegungen, Wünsche. Die Geschichte des Geistes ist die Geschichte dieser Entdeckungen und ihre Verbindung zu langen Reihen von Begriffen und Gestalten. Es sind die Entdecker des Geistes, die die Grundlage zur Geistesgemeinschaft legen, zur Religion, zum Stammesgeist, zum Volke und zur Menschheit.

Heute entstehen keine neuen Sprachen mehr, aber alte verschwinden. Die starken Sprachen und die starken Völker werden stärker und überwältigen und verschlingen die übrigen. Vieles was wir als Nationalitätenkampf bezeichnen, ist nur ein letztes Ringen alten Gemeinschaftslebens gegen den Tod. Und in diesem Ringen entschleiern sich zuckend und vor Kälte weinend neue Erkenntnisse. Die Menschheit fühlt ihr Gehirn zuerst als Schmerz ihrer alten Gedankenzentren. Es will nichts mehr recht passen. Das alte Bewußtsein wird ein Teilbewußtsein, ein Partikularismus. Unsere Konfessionen werden — Dogmatik und Ritualismus, unsere Einzelstaaten werden — Bundesstaaten einer noch unerschienenen Einheit, unsere Sprachen werden — Dialekte eines vielsprachigen Menschheitsdenkens, und neue Entdeckungen werden herausgehoben aus dem Chaos, dünn, blaß, erst nach dem Sauerstoff des Lebens dürstend: der Einheitspreis, das Einheitsporto, die Einheitsmethode, die eine Sitte, der eine Wille, der große Friede . . . o wie seid ihr so schwach, so zerbrechlich, ihr Anfänge der neuen Gestaltung! Alles alte hat Blut getrunken und ist damit fest geworden — auch ihr werdet erst noch Blut trinken müssen, Blut derer, die für euch und die gegen euch kämpfen!

— — das alles ist Phantasie! Zugegeben! Alles, was im Geistesleben erst kommt, ist Phantasie. Alles, was gekommen ist, war früher einmal Phantasie. Phantasie ist der Uebergang vom Chaos zur Bewußtheit,

von Verworrenheit zur Regelung. Noch liegt die Menschheitsseele wie Morgennebel um die Völker der Menschen herum. Ob wir sie hoffen sollen? Ob nicht? Ob sie uns erhöht oder verkleinert? Sie wird beides machen wie jeder bisherige Fortschritt in der allgemeinen Geistes- und Lebensgeschichte der Menschen ein Zerbrechen und Aufrichten zugleich war. Zerbrochen aber werden am meisten die, deren Sinn am wenigsten der Zukunft entgegenging, denn diese hatten immer die größten Opfer zu bringen.

Als Kaiser Wilhelm II. erklärte, er wolle Weltpolitik treiben, verlangte er von seiner Nation, daß sie sich als Bestandteil einer kommenden internationalen Einheit erfassen sollte. Unser Volk hat dieser Anregung nachgegeben, weil es nicht anders konnte, denn wir haben nur die Wahl, in die Ecke geschoben zu werden oder uns an der neuen Menschheitsherrschaft zu beteiligen. In diesem politischen Entschlusse, der der wesentlichste unserer nachbismarckischen Zeit ist, liegt eine Bejahung der älteren Nationalitätsidee, denn es ist die deutsche Nation, die in die Menschheitsgeschichte aktiv eingreifen will, aber es liegt in ihm anderenteils ein Hinausgreifen über die alten Begriffe und Lebenswerte, ein sich Begeben der Isoliertheit und ein Hineinspringen in die Verwicklungen und Gebundenheiten eines größeren Ganzen. Wir suchen zum Gehirn der Menschheit zu gehören, wirtschaftlich, technisch, wissenschaftlich und politisch. Wir versuchen, zu den „aristokratischen Zellen" zu gehören. Das ist nicht leicht und das Rauschen des Blutkreislaufes der Menschheit umklingt uns dabei. Wir wissen kaum, wie weit wir schon vom alten mitteleuropäischen Kleinleben entfernt sind. Man gehe nach Hamburg, da merkt man die Adern des neuen Gehirnes pochen!

Wie klein sind gegenüber dem Gehirn der Menschheit alte Gehirnformen wie etwa das preußische Herrenhaus! Aber die alten sind bei aller ihrer Verkalkung vorläufig fester als das Werdende. Für die Weltpolitik aber haben sie etwa soviel Bedeutung wie der pommersche Provinziallandtag für die deutsche Nation. Sie werden immer verkalkter und rissiger, bis sie eines Tages kein Blut mehr enthalten, das heißt, bis eines Tages niemand mehr für sie zu sterben bereit ist.

Rundschau.

Die ländlichen Dienstboten.*)

Die Zahl der Dienstboten und Lohnarbeiter in der Landwirtschaft hat sich im Laufe von 13 Jahren in Bayern um 197 000 verringert, 17,22 % wurden im Jahre 1895 weniger gezählt als im Jahre 1882, die Angehörigen und Dienenden haben sich sogar um 33 % verringert. Aehnlich liegen die Verhältnisse im übrigen Deutschland. Die neuesten Erhebungen werden eine weitere Abnahme ergeben, und wenn die Abwanderung der ländlichen Dienenden anhält, und sie wird noch länger anhalten, dann haben die Bauern in 20 Jahren überhaupt keine Dienstboten mehr. Das bedeutet die Vernichtung des mittleren Bauernstandes, der hauptsächlich mit Dienstboten arbeiten muß und ohne Dienstboten nicht arbeiten kann. Zu diesen rechne ich die mittleren Besitzer von 10—100 ha, und das sind in Bayern 133 510. Die Erhaltung des mittleren Bauernstandes liegt aber im staatlichen Interesse; wenn der mittlere Bauernstand verschwindet, so wird er auf der einen Seite durch Großrundbesitz ersetzt, auf der anderen Seite durch Zwergbesitz. Die Verhältnisse, wie sie jetzt liegen, müssen dazu führen, daß der mittlere Bauernstand dabei zu Grunde geht. Nur jene Bauern können sich noch halten, die mit eigenen Angehörigen wirtschaften; bei einer gewissen Größe des Anwesens aber ist der Bauer auf fremde Hilfe angewiesen. Was helfen dem Bauern gute Getreide- und Viehpreise, wenn er schließlich in die Lage kommt, seinen Boden nicht mehr ausnützen zu können? Läßt sich überhaupt Abhilfe schaffen? Eine Abhilfe muß eine dreifache sein.

1. Es muß erreicht werden, daß die derzeitigen ländlichen Dienstboten der Landwirtschaft möglichst erhalten bleiben und nicht in die Städte und zur Industrie abwandern,
2. daß sie ihrem Berufe mit mehr Freude nachkommen und vor allem in dem Bauern — ihrem Dienstherrn — nicht einen Feind, sondern einen Freund erblicken und
3. müssen der Landwirtschaft neue Arbeitskräfte zugeführt werden, — und wie ich mir das denke, darüber werde ich mich ein andermal verbreiten.

Ehe ich das tue, muß ich mich mit jenen etwas befassen, welche als Medizin für die schwere Krankheit neue Paragraphen zum Polizeistrafgesetzbuch, also den Polizeiknüppel verschreiben. Der Deutsche macht ja alles mit der Polizei, daher das schöne Lied vom freien deutschen Mann.

Der Bayerische Landwirtschaftsrat hat in einer Sitzung vom 24. Juli 1907 folgenden Beschluß gefaßt:

„In Anbetracht der hervorragenden öffentlichen Interessen an der Feldbestellung, sowie an der Einbringung der Ernte landwirtschaftlicher Erzeugnisse, welche durch einen zu diesen Zeiten eintretenden Kontraktbruch der Arbeiter sowohl quantitativ als qualitativ gefährdet wird, erachtet der Bayerische Landwirtschaftsrat eine Verschärfung der dermaligen Strafbestimmungen (Artikel 106 und 108 des Polizeistrafgesetzbuches) für dringend notwendig. Der Bayer. Landwirtschaftsrat stellt es der K. Staatsregierung anheim, im Bundes-

*) Soeben erscheint von mir: Die ländliche Dienstboten-Organisation von Dr. Heinl. Verlag der Zentralstelle der bayer. Bauernvereine, Regensburg, 1907.

rate die Aufnahme einer der Bestimmung des § 298 des R.Str.G.B. analogen Bestimmung zu beantragen, wodurch der Kontraktbruch und die Arbeitseinstellung landwirtschaftlicher Arbeiter und Dienstboten zur Zeit der Feldbestellung und der Ernte, sowie die wissentliche Annahme von kontraktbrüchigen Arbeitern und Dienstboten in landwirtschaftlichen Betrieben mit strengerer Strafe bedroht wird."

Auf der Zentralversammlung des landwirtschaftlichen Vereins unter dem Vorsitz des Präsidenten des Landwirtschaftsrats, Reichsrats und Ehrendoktors Freiherr v. Soden am 30. September 1907 zu München wurde in Gegenwart des Prinzen Ludwig, des Ministers von Brettreich, des Ministerialrats v. Keller die Dienstbotennot besprochen und in Gegenwart dieser Herren hat ein Gutsbesitzer Lacher von Obergünzburg den Vorschlag gemacht, den Arbeitgebern ein beschränktes Züchtigungsrecht für jugendliche Arbeiter im Alter bis zu etwa 18 Jahren (!) einzuräumen. Dieser Gemütsathlet hat offenbar den Vers Heines:

„Man heilt die große Krankheit nicht
Mit Rosenöl und Moschus"

falsch aufgefaßt.

Lernen denn die Leute gar nichts? Hat man denn nicht in Norddeutschland, speziell in Preußen und Mecklenburg, noch ganz barbarische Bestimmungen in der Gesindeordnung, auch das Züchtigungsrecht trotz Bürgerlichen Gesetzbuches? Ist die Dienstbotennot dort vielleicht weniger groß wie bei uns? Im Gegenteil, größer. Preußen und Mecklenburg müßten eigentlich ideale Länder sein nach den Anschauungen gewisser Leute, die in den letzten Zeiten sich über die Organisationsfrage der ländlichen Dienstboten geäußert haben. In Preußen — dem Musterland des Fortschrittes — besteht heute noch nach dem Gesetz vom Jahre 1854 ein Koalitions- (Vereinigungs)-verbot für „Gesinde, Schiffsknechte, Dienstleute oder sonstige landwirtschaftliche Handarbeiter" unter Androhung einer Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr. Von Rechtswegen. Ein Gesetz gegen Vereinigung von Großgrundbesitzern besteht in Preußen nicht. Der Spiritusring besteht vollständig zu Recht.

Haben wir nicht in Bayern schon in unserem Polizeistrafgesetzbuch Bestimmungen für die ländlichen Dienstboten? Ich erinnere nur an den § 106, welcher Haft bis zu 8 Tagen und Geldstrafen vorsieht für Verfehlungen von Dienstboten, z. B. für Entlaufen aus dem Dienste. Man frage einmal bei Bauern nach, was dieser Paragraph für einen Zweck hat. „Es hilft ja doch nichts." In den seltensten Fällen wird Anzeige auf Grund dieses § 105 erstattet, noch nicht der zehnte Teil der Fälle kommt zur Anzeige und heute gibt jeder Bauer rundweg zu, daß dieser Paragraph für die Katze ist. Und wenn man der Gegenwart nicht glauben will, so soll man der Vergangenheit glauben, sie ist doch einmal die beste Lehrmeisterin. Ich mache auch diesbezüglich auf das Buch von Dr. Ernst[1]) aufmerksam, welcher sagt:

„Charakteristisch ist es für den bäuerlichen Konservatismus, daß wiederum durch das Gesetz sanktionierte Gewaltmittel helfen sollen, denn im wesentlichen sind es die gleichen Mittel wie vor 100 Jahren, die von zahlreichen Arbeitgebern vorgeschlagen werden. Eine gründlichere Verkennung der modernen Zeitverhältnisse zum eigenen Schaden läßt sich nicht mehr denken!"

[1]) Das Buch ist eben unter der Presse (Manzverlag). Es verarbeitet 1700 Fragebogen, über die ländlichen Dienstboten, beantwortet von Obmännern der christl. Bauernvereine, eine von der Zentralstelle der Bauernvereine in Regensburg veranstaltete Enquete.

Gerade unsere bayerische Vergangenheit bietet in der Beziehung eine reiche Ausbeute. Vom 14. Jahrhundert angefangen bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts haben die Klagen über die Leute- und Dienstbotennot in unserer bayerischen Landwirtschaft nie aufgehört. Immer strenger wurden die Bestimmungen und immer größer wurde der Dienstbotenmangel. Zuletzt haben Geldstrafen und Zuchthausstrafen auch nichts mehr geholfen. Die Straubinger Regierung selbst kam auf andere Vorschläge, wie aus einem Gutachten aus dem Jahre 1775 hervorgeht. In demselben wird die Zuchthausstrafe als nicht mehr angebracht erklärt, weil sie nur verlacht würde. Dafür empfiehlt sie nun „Amtshausstrafe" bei Wasser und Brot, Stock, Geigen und Karbatschstreiche. Die Karbatschstreiche ad posteriora (Wie schade, daß gewisse Leute von heute nicht diese „posterioren" Zeiten mehr erleben! Anm. d. Verfassers) seien auch der Gesundheit nicht schädlich, wohl aber dem Leib umso empfindlicher, deshalb scheuen diese gemeinen Leute diese Strafe mehr als das Zuchthaus. Und der Verfasser des Buches, Dr. Ernst, kommt zu folgendem Schluß: „So und ähnlich waren also durch Jahrhunderte hindurch die Bestimmungen, mit denen man die Leutenot in der Landwirtschaft beseitigen wollte: einseitige, zugunsten der Arbeitgeber erlassene, die Arbeiter übermäßig bindende und fesselnde Vorschriften; strenge Strafen sollten die Wirkung sichern. Doch wie alle, so hatten auch die Ausnahmegesetze nur gegenteiligen Erfolg".

Glaubt denn ein vernünftiger Mensch, daß es dem jugendlichen Arbeiter noch einfällt, in den Diensten der Landwirtschaft zu bleiben, wenn er dort mit Stockhieben traktiert wird? Heute ist die Landwirtschaft, wie aus den Erhebungen, die wir angestellt haben, und aus über 1700 Fragebögen hervorgeht, leider vorwiegend auf jugendliche Arbeiter angewiesen. Bilden sich denn die Herren ein, den Zugang von Arbeitskräften so verlockend zu machen mit der Aussicht auf Prügelstrafe? Solche Vorschläge wären nicht ein Vorteil, sondern ein direkter Nachteil für die Landwirtschaft. Das ginge alles noch an, wenn man die Leute zwingen könnte, bei der Landwirtschaft tätig zu sein. Und was wird denn mit Strafen erreicht? Ist der Dienstbote gewissenhaft, so braucht er keine schärfere Strafbestimmung; ist er gewissenlos, so kann er durch Bosheit seinem Dienstherrn soviel antun, daß dieser ihn gerne los hat. Nirgends ist die passive Resistenz leichter als bei der Landwirtschaft. Es sind keine Freunde der Landwirtschaft, die mit solchen Mitteln die Dienstbotennot auf dem Lande aus der Welt schaffen wollen; das sind Leute, die nichts gelernt und deshalb nichts vergessen haben.

Mit solchen Leuten also, die vom Polizeiknüppel eine Besserung erwarten, rede ich überhaupt nicht.

Regensburg. Dr. Georg Heim,
Landtagsabgeordneter, M. d. R.

Weihnachtsrundschau.

Literatur.

Erzählungen.

Gibt es noch eine deutsche Novelle? Oder ist auch diese anmutige Kunstform im Sterben? Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß die Novelle gleich dem Drama in den letzten Zügen liegt. Der literarische Industrialismus hat auch sie getötet, wie er das Drama vergiftet hat. Wir müssen die alten Schätze unserer Novellistik hervorholen, Tieck, Hoffmann, Kleist, um zu ermessen, was einst die Novelle war, und was sie heute ist. Sechs der spätern Novellen von Tieck sind unter dem Tietel „Die Reise ins Blaue hinein" vor kurzem gesammelt (Berlin, Wiegandt und Grieben), aber nicht so beachtet worden, wie sie es verdienen. Ludwig Tieck hat vor dem augenblicklich wieder stark in Mode gekommenen Hoffmann seine Behaglichkeit und weltmännischen Humor voraus, zugleich eine sprachliche Kultur, an welche Hoffmann nicht hinanreicht. Dies fühlt man am deutlichsten, wenn man die in dem Bande enthaltene Novelle Pietro d' Abano liest. Gewiß hätte Hoffmann ungleich mehr Grausen aus dem gespenstigen Stoffe geholt, aber gerade die ausgeglichene Wärme und Ruhe des Vortrages macht den feinsten Reiz der Tieckschen Erzählung aus. Ganz anders ist, abgesehen von ihren literarischen Bezügen, die Novelle, die dem Bande den Namen gegeben hat: hier ist Schwind, hier ist Morgenduft und Waldeskühle, Koboldspuk und Feenzauber, dazwischen die ganze Spießbürgerlichkeit der Biedermaierzeit. So ist auch der Tieck beschaffen, den die anderen Stücke der hübschen Sammlung zeigen: ein sonderbar vielseitiger Künstler, der mit Grazie und blitzschnell aus romantischen Märchenlanden in kleinbürgerliches Behagen gleitet, und gerade durch solche Wandlung uns treuer als irgendein anderer in die eigentümliche Stimmung einer Zeit führt, die über dem Suchen nach der blauen Blume nie der nahrhaften Gräser und Kräuter ganz vergaß, die dem milch- und butterspendenden Rinde vonnöten sind. Zugleich aber ist Tieck so ironisch, daß das Spielen mit dem eigenen Spiel, die geistreich spöttische Beleuchtung der eigenen Gestalten, der ironische Wechsel des Tones selbst dann noch reizen, wenn unser Auge die Farben ein wenig verblaßt findet: köstlich verblaßt, so daß diese altmodische Verblichenheit nur eine Lockung mehr, ein Vorzug mehr uns dünkt.

Spökenkiker oder die Geschichte einer verirrten Menschenseele, von Hermann Wette (Leipzig, Grunow). Spökenkiker ist ungefähr dasselbe wie Geisterseher. Der Held der Erzählung ist von Kind auf mit der Gabe des zweiten Gesichts begabt; eine sinnige, träumerische, charakterschwache, wenngleich religiöse Natur. Er wird klassischer Philologe, heiratet ein schönes Mädchen, wird glücklicher Familienvater. Aber durch Freundschaft mit einem Rheinländer wird er Weintrinker, durch Familienunglück — Tod der liebsten Kinder — ausgesprochener Alkoholiker, durch eigenes schwerstes Geschick — Unterschlagungen des ältesten Sohnes, Wahnsinn der Frau, Gefängnis-

strafe wegen fahrlässigen Falscheides — sinkt er immer tiefer bis zum Schnapssäufer. Ein ehemaliger Schüler findet ihn im Straßengraben, und nimmt ihn in sein Sanatorium, wo der alte Mann seine Aufzeichnungen macht und nach der wackeren Rettung eines Kindes stirbt. Die Erzählung beginnt ganz adagio, beinahe idyllisch. Desto erschütternder ist es, wenn die Lawine des Schicksals den Unschuldigen in die Tiefe reißt. Der klassisch-philologische Ton ist vorzüglich getroffen; nicht nur, daß z. B. die Liebeserklärung des Helden in die unsterblichen Worte gekleidet ist, die Odysseus an Nausikaa richtet, sein ganzes Geschick hat etwas von jener echten Tragik, bei der jede Frage nach einer Schuld kleinlich erschiene. Das Buch ist eine der selbstständigsten und eigenartigsten Schöpfungen unserer erzählenden Literatur; es ist anders wie andere Bücher und in keine Schablone zu bringen.

Die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart und Leipzig) veranstaltet sehr billige einbändige Ausgaben der bedeutendsten Romane von Emile Zola, und sie tut gut daran. Zola ist doch eine Erzählerbegabung von solch monumentaler Wucht, daß gar nicht daran zu denken ist, er werde in dem was wirklich groß an ihm ist, so rasch veralten. Seinen Roman Rom wird jeder mit Interesse und Vergnügen durchblättern, der dort war oder dorthin will. Die ersten Eindrücke bei der Fahrt vom Bahnhof ins Hotel, der Blick auf die ganze Stadt von San Pietro in Montorio aus, die Beschreibung des modernen Rom, das Abendkonzert auf dem Pincio, der Besuch des Palatins und des Forums, die Fahrt auf die Via Appia hinaus, der Gang in die Katakomben, die Schilderung der Peterskirche, der sixtinischen Kapelle, der vatikanischen Gärten, eines großen Pilgerempfangs beim Papste, der Blick auf die Stadt von der Galerie der Peterskuppel aus, der Bericht über die römische Bauspekulation und Gründerperiode, die Spaziergänge am Tiberstrand, in den Parken der römischen Villen, auf den wundervollen Plätzen, im malerischen Schmutz des Trastevere, die anmutige Heiterkeit Frascatis, der liebliche Ernst des Nemisees, die unendliche Campagna mit ihren Ruinen, der heruntergekommene Adel in seinen verfallenden oder an Finanzbarone vermieteten Palästen, die berühmte (von Fogazzaro im Santo mit unzulänglichen Mitteln nachgebildete) nächtliche Audienz beim Papste, die letzte Fahrt zum Bahnhofe: — das alles soll einmal einer nachmachen! Die Handlung ist ja das schwächste am Buch. Aber die zahlreichen sozialen und historischen Exkurse machen es immer interessant, die reformkatholischen Pläne, Dispute und Ideen gerade in unsern Tagen so aktuell wie je. Nicht minder aktuell ist Lourdes, das gleichfalls in einer billigen Ausgabe erschienen ist. Der verstorbene Huysmans hat in seinem letzten Buche an der Lourder Wallfahrtsindustrie und dem ganzen Betrieb eine vernichtende Kritik geübt und so zum Teil als unverdächtiger Zeuge das schonungslose Bild bestätigt, das Zola in seinem Roman entwirft. Vielleicht hat Zola niemals eine ihm gemäßere Aufgabe angefaßt, als da er, der unvergleichliche Schilderer von Massenbewegungen, eine der erstaunlichsten Massenpsychosen des Jahrhunderts studierte und darstellte.

Es ist eine völlig andere Welt, in die Otto Hausers Roman Spinoza führt (Stuttgart, Bonz). Hausers Stil hat sich bemerkenswert entwickelt. Die erste Hälfte des Buchs gehört zum besten unserer zeitgenössischen Prosa. Der Ton ist ausgeglichen und ruhig, selbst das Tempo ist spinozistisch, glatt und klar fließt die Erzählung dahin. Spinozistisch ist auch die leise Ironie, die aus ganz kleinen Zügen und scheinbar unabsichtlichen Bemerkungen klingt. Daß die zweite Hälfte etwas abfällt, liegt in der Aufgabe selbst: für das

eintönige und stille Denkerleben stand nicht die rembrandtische Farbenskala bereit, mit der die dämmernden Innenräume reicher Judenhäuser und Synagogen zu malen waren.

Kurt Arams Schlüsselroman „Der Zahnarzt“ ist als Buch herausgekommen (Berlin, Fleischel). Ein Schlüsselroman ist das Buch; der einigermaßen Eingeweihte erkennt Halbe, Wedekind, den Grafen Keyserling, den Pseudotürken Al Raschid Bey und einige kleinere Gestirne. Die Leser der „Süddeutschen Monatshefte“ kennen das Buch. Sie kennen sein Problem: die Ehe zu dritt — ein ehrwürdiges Problem! Der Graf von Gleichen hat es praktisch, Goethe in seiner Stella theoretisch zu lösen versucht. Bigamie! sagt der Jurist, beantragt so und so viel, und ist fertig. Unerquicklich, sagt der Leser, und ist auch fertig. Aber Werke, die das Scheitern eines Versuchs darstellen, sind mit Notwendigkeit unerquicklich. Scheitern ist meistens unerquicklich. Es ist der Redaktion wohl bekannt, daß der Roman bei manchen Lesern Anstoß erregt hat. Vielleicht kommen die Geärgerten dem Ganzen gegenüber zu freundlicherem Urteil; besehen sich einmal von allen Seiten den mit schonungsloser Ironie gemalten Helden; überlegen sich, ob nicht doch die Zeichnung der Frau, die Schilderung des Ehelebens, das ganze Hin und Her zum mindesten soviel feine Psychologie verrät wie die Einsamen Menschen; betrachten sich diese psychologischen Momentphotographieen einmal ganz langsam: wie aus Zuständen neue Zustände werden, allmählich, aber unentrinnbar, wie gesellschaftliche Mächte, Klatsch, Neid uns in Schuld hineintreiben, an der das Weib zugrundegeht, der egoistische Mann aber schüttelt sich ab wie ein Pudel, kehrt von der Reise zurück und plombiert Zähne.

Auch A. Supper gehört zu unsern Mitarbeitern, zu den ältesten sogar, und die „Süddeutschen Monatshefte“ tun sich ein wenig etwas darauf zugute, daß durch sie diese glänzende Erzählerin erst lanciert worden ist. Leut' ist der neue Band ihrer Schwarzwalderzählungen überschrieben. Unseren Lesern ist die Geschichte noch in Erinnerung, wie die beiden andern: Einer aus dem Ellbacher Oberamt, und, Wie der Wald gefunkert hat, die sich ebenfalls in dem neuen Bande finden. Sechs Geschichten sind neu, darunter zwei großartige Sterbegeschichten: Vater und Sohn, und Mein Nachtquartier, würdige Seitenstücke zu Wie der Adam starb (aus Dahinten bei uns. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn). Wie kann diese Frau erzählen! Man sehe sich einmal nur ihre Anfänge an. „Das war an einem Samstag abend, als es hieß, die Anna sei ins Wasser.“ Oder: „Man sollte es nicht glauben, und doch ists so: im Ochsen in Sprendlingen laufen die Fäden der Weltregierung zusammen.“ Oder: „Jedes Kind hat sie gekannt, die zwei. Der eine war's Frieders Michel, der andere 's Frieders Michels Bua.“ Oder: „Strafversetzt haben sie mich.“ Welche Weite liegt in diesen Geschichten aus Enge und Beschränkung! Mit welcher Liebe sind diese Schwarzwälder gesehen, mit welcher Wärme und mit welch erquickendem Humor sind die Geschicke vorgetragen! Was bedeutet der ganze Frenssen gegenüber dieser echten, prägnanten Kunst! Es gibt nur einen in deutschen Landen, der geradeso echt und knapp erzählt: Ludwig Thoma.

Ein neuer Schweizer begehrt Einlaß und bringt zwei dünne aber gewichtige Bände mit. Hermann Kurz heißt der Mann, scheint irgendwo zwischen Basel und Solothurn zu Haus. Es ist rein zum Staunen: immer wieder kommt ein neuer Schweizer Erzähler, und immer wieder hat er etwas zu sagen und ist ein richtiger Kerl. Es ist, als sprudelten die Quellen des Lebens frischer in jenem gesegneten Lande; als wäre das spezifische Gewicht

an Leben, an Existenz, an Schicksal, ein höheres in diesen Schweizer Büchern; als wären diese Erzähler näher dran an den Dingen, und hätten länger und schärfer hingesehen, wo aus glühenden Metallen die stählernen Geschicke gegossen werden. Die Schartenmättler: ein Bauer übernimmt den heruntergekommenen Hof, bringt ihn in die Höhe, heiratet, kommt zu Macht und Gut, hat Kinder, altert, sieht traurig fremdes Blut in den Söhnen mächtiger wirken als das eigne; bescheidet, verhärtet sich, steht da in Sturm und Wetter wie ein alter, alter Baum am Hang. Stoffel Hiß: wächst einer auf in einer kleinen Stadt am Rhein, sieht den Verfall des elterlichen Glücks und Hauses, macht bankrott, bankrott auch in seiner Liebe, zieht in die Fremde, gerät in Schuld, kommt ins Zuchthaus, findet endlich bei einem Bruder eine kleine Stube und eine kleine Aufgabe. Diesen neuen Mann wird man sich merken müssen. Was er erzählt ist rauh und wuchtig, und wie er erzählt ist schwer und einfach. Stoffel Hiß erinnert im trotzigen und dennoch weichen, dabei ganz leise ironischen Ton an den Wilhelm Busch, den der deutsche Spießbürger nicht kennt, an den Busch des Schmetterlings und von Eduards Traum. (Beide Bücher von Kurz sind bei Wiegandt und Grieben, Berlin, erschienen.)

Und abermals ein Schweizer: Franz Odermatt. Sein neues Buch Der Großkellner (Frauenfeld, Huber) schildert wie 1798 die revolutionäre Bewegung ins stille Engelberg am Fuß des Titlis hereinschlägt. Freiheit, Menschenrechte wollen die Talleute und murren auf gegen das allmächtige Kloster. In zwei kraftvollen Männern symbolisiert sich der Kampf: der eine ist des Klosters Großkellner (wir würden sagen Oekonom), der andere Maurus Feierabend, der gescheiteste Kopf von den Bauern. Zwischen beiden steht des Maurus Weib, eine eigenartig fein gezeichnete Natur. Odermatt löst mit künstlerischen Mitteln etwa das menschliche Problem, das Ohorn im Abt von Sankt Bernhard mit seinen rohen Kulissenmitteln stranguliert. Nicht daß dieser junge Schweizer schon fertig und reif wäre. Er ist ein wildgewachsenes Erzählertalent und neben prachtvoll epischen Seiten stehen noch ungeschickte Sachen. Aber schon gelingen ihm Sätze wie dieser: „Als gelte es, eine ganze Welt zu erobern, zogen sie aus. Ihre Schuhe klepperten auf der harten Straße einen düstern Kriegsmarsch. Die bloßen Arme, sehnig, braun von der Sonne, mit kraftgeschwollenen Adern, schwangen sie im Gehen. Die Hitze der Sonne und die Wucht der Berge, die von einer sengenden Luft umgeben waren, teilten sich ihren Gemütern mit." Oder (der Freiheitsbaum wird aufgerichtet): „Die Ochsen taten die großen nassen Augen weit auf und glotzten traurig und wie fragend das viele Volk an, das mit dem besten Gewand bekleidet umherstand." Das ist gesehen! Daß die Schweiz immer wieder ein Jungbrunnen für unsere erzählende Prosa ist, kommt vielleicht daher, daß auch der Gebildete dort dem heimatlichen Dialekt viel viel näher steht als bei uns, wo das natürliche Sprachgefühl in einem blutlosen, farblosen, kraftlosen, saftlosen Hochdeutsch mit einer molluskenhaften Syntax zugrunde geht. Dies trauliche Schwyzer Dütsch mit seiner herrlichen Fülle uralter Wörter, Bilder, Gleichnisse, Sprichwörter, mit seiner unbändigen Rauheit, seiner freien, durch keinen schulmeisterlichen Regelschwindel verkrüppelten Syntax, ist wahrhaftig wie ein klarer Quell, in dem die Schriftsprache sich jeden Morgen badet und stärker, jünger, mit geröteter Haut und helleren Augen herausspringt. Die Luft ist frischer in diesen Schweizer Büchern. Es ist nicht unsere verdammte Stuben- und Schul- und Bücherzimmerluft. Daran ist nur das liebe Schwyzer Dütsch schuld, das wie eine urkräftige κοινή die

eigentliche Lebensluft ist, in der die Schriftsprache atmet und gedeiht. Die Schweizer schreiben ein geadeltes Schwyzer Dütsch bis in ihre höchste Prosa hinein.

In diesem Zusammenhange sei zwei kleiner Bändchen gedacht, die Mundartliches bringen: das eine ist Reinharts Stadt und Land, das andere No Fyrobigs von Roos (beide bei A. Francke, Bern), das erste im solothurner, das zweite im luzerner Dialekt. Lesern im Schwarzwald und am Bodensee wird die Lektüre ein Kinderspiel sein, nichtalemannische Leser müssen sich freilich erst in den Dialekt einarbeiten, aber es wird ihnen Genuß bringen. Warum geben sich so manche Süddeutsche blutig viel Mühe um Reuters Stromtid? Wär's nicht besser, erst Hebel, Kobell, Stelzhamer, Gotthelf, lebende süddeutsche, besonders Schweizer Dialekterzähler kennen zu lernen, und an ihnen Sprachgefühl, Herz und Seele zu laben?

Eine liebenswürdigste Prosadichtung hat uns Karl Spitteler beschert: Gerold und Hansli, die Mädchenfeinde (Jena, Diederichs). Es ist nichts als die Erzählung, wie zwei Kadettenbüblein von den Ferien wieder in die Schule müssen, und was ihnen dabei alles zustößt. Aber was stößt ihnen nicht alles zu! Was für Menschen lernen wir so nebenbei kennen! Den verliebten Onkel Dolf und sein verlassenes Marianneli, den groben Götti Statthalter und seine sanfte Frau, die sterbende Urgroßmutter, den musikalischen Fuhrmann in der Clus, den Narrenstudenten, und den rothaarigen Backfisch. Wie versteht Spitteler in der kindlichen Seele zu suchen und bringt glänzende Wunderfreude ans helle Licht, die uns heimlich anfunkelt: „Kennst du uns denn nimmer? Das alles hast du ja selber einmal verspürt . . .“ Man möchte an Raabe denken, oder wieder an den Prosa-Busch, aber die Linien sind alle um einige Grad fester, der Ton mehr tiefleuchtend und sattbunt, die ganze Welt phantastischer und ernsthafter zugleich. Was Spitteler von den Knechten und Mägden in der Morgenfrühe sagt, mag von allen guten Schweizer Dichtern gelten: es ist, „als ob jeder von ihnen sechs Quadratfuß Sonnenschein und ein paar Eimer Luftessenz um sich hätte“.

Dem größten Schweizer Dichter hat Albert Köster sieben Vorlesungen gewidmet: Gottfried Keller (Leipzig, B. G. Teubner). Allen, die den umfänglichen und teuern Bächtold nicht kaufen können oder wollen, sei dieser biographisch-kritische Versuch ans Herz gelegt. Die Keller noch nicht kennen, lernen nun lauter Richtiges über ihn; die ihn kennen, lernen ihn noch liebender verstehen. In diesem Zeichen und mit diesem ehrwürdigen Namen sei der diesmalige Umblick beschlossen!

Für Bücherfreunde.

Es ist eine wahre Freude: immer mehr schöne Bücher werden gedruckt. Da ist eine Ausgabe der Bekenntnisse J. J. Rousseaus (Berlin, Wiegandt und Grieben). Ein ganz köstlicher Band. 869 Seiten, und dennoch bequem in die Tasche zu stecken. Die schöne Antiquatype tut dem Auge wohl, der grüne Lederband legt sich weich in die Hand. Die Uebersetzung Ernst Hardts liest sich wie ein Original. Da sie ungekürzt ist, gehört das Buch nur in die Hände reifer Leser. Man mag gegen Rousseau noch so manches auf dem Herzen haben, dem persönlichen Reize seiner großen Konfession erliegt man immer wieder, und kommt zu dem Schlusse, sie einfach als eine Prosadichtung zu genießen mit gegebenem Charakter des Helden, als einen der spannendsten autobiographischen Romane der Weltliteratur.

Wieder sei an die Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker

erinnert (Inselverlag), die mustergültige deutsche thin-paper-edition, deren schmale Lederbände in der Tasche, im Rucksack, im Reisekoffer, im Manövertornister so gut wie keinen Raum einnehmen. Schiller und Körner sind fertig, von Goethe sind die Romane und Novellen vollständig, von Schopenhauer Die Welt als Wille und Vorstellung. Als englische Vorbilder und Seitenstücke sei die Shakespeare- und Byron-Ausgabe von Newnes empfohlen, je drei zierlichste Lederbände.

Henrich Stillings Jugend hat der Inselverlag im Geschmack der Zeit des Autors neu herausgegeben. Ein hübscher blauer Pappband, ziegelrot gesprenkelter Schnitt, Titelbild und Titelvignette von Chodowiecki, gelbliches Papier, kräftige alte Fraktur, stilecht bis ins kleinste. Kein Zweifel, daß das höchst liebenswürdige Werk, das von keinem geringern als Nietzsche zu den halbdutzend Bänden des Schatzes neuerer Prosa gezählt wird, in dieser zierlichen Gestalt sich viele neue Freunde erwirbt.

Geradezu raffiniert einfach ist Hans Bethges Anthologie Die chinesische Flöte. Weicher olivgelber Papierband, graues Papier wie aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, dünne elegante Antiquatype, von Drugulin meisterhaft gedruckt, alles berechnet schmucklos, nur für Kenner (Inselverlag).

Eine Glanzleistung ist die neue fünfbändige Volksausgabe der Werke Ibsens (Berlin, S. Fischer): vielleicht das erste deutsche Werk, das den besten englischen Vorbildern in bezug auf Gediegenheit und Geschmack gleichwertig, was den Preis anlangt unbedingt überlegen ist. Die Ausgabe ist viel schöner als die größere und kostspieligere desselben Verlages. Dabei kosten diese fünf prächtig gedruckten, in starke Leinwand gebundenen Bände nur fünfzehn Mark; in England kosteten sie mindestens das Doppelte. Die Ausgabe ist einer der markantesten Fortschritte deutscher Buchausstattung.

Der Ardinghello von Wilhelm Heinse ist in zweiter Auflage herausgekommen (Inselverlag): es ist ein starkes Zeichen für die Reize des Buches, daß es auch heute, nach mehr als einhundertzwanzig Jahren, wirkt und fesselt. Von den Erzählungen der 1001 Nächte (Inselverlag) ist der vierte und fünfte Band erschienen und das großangelegte Unternehmen somit auf die erste Hälfte gediehen. Gemäß der Bedeutung, die gerade dieser Verdeutschung zukommt, werden beide Bände eingehend gewürdigt werden. Der Hofmann des Grafen Baldesar Castiglione wird, von Albert Wesselski übersetzt, eingeleitet und mit ausgezeichneten Anmerkungen erläutert, in einer einmaligen Auflage von 1000 Exemplaren durch den Verlag Georg Müller (München) Kennern und Liebhabern der italienischen Renaissance dargeboten. Freunde der Wilde'schen Salome seien auf die nur in 825 Exemplaren gedruckte Luxusausgabe des Inselverlags hingewiesen, die durch 15 raffiniert dekadente Zeichnungen von Aubrey Beardsley illustriert ist. Selbst wer, wie der Referent, die Salome für einen perversen Kitsch hält, muß vor dieser Ausgabe rein als buchtechnischer Leistung Respekt haben.

Ein reizender Beitrag zur Mörikeliteratur ist Eduard Mörikes Haushaltungsbuch aus den Jahren 1843 bis 1847, herausgegeben von Walther Eggert-Windegg (Stuttgart, Strecker & Schröder). Die Faksimileausgabe zeigt, wie der Dichter die lustigsten Bleistiftzeichnungen als Arabesken um die kümmerlich niederen Ziffern seiner täglichen Existenz hinzauberte: ein Mädel an der Wiege, eins, wie's grad am Brunnen trinkt, einen Bäcker mit Brezel, Blumenmangel, Reisekoffer, zwei schnatternde Gevatterinnen unterm Paraplui, Ammoniten und Fichten, den Postwagen in Nacht und Nebel, den Herrn Präzeptor, den Osterhas wie er sich duckt vor den Glocken, die nach Rom

fliegen, einen gotischen Sankt Wolfgang, ein zierlich Gärtchen, den Herrn Baron, wie der Metzgershund ein Weib in die Waden beißt, wie die Morgenmilch am Kerzenlicht gewärmt wird, das Bild der Mutter, die Lichtputzschere und viele andere. Jeder, der Mörike gern hat, sollte das Buch besitzen, wie auch jedem die Briefe und Gedichte, die er in seiner ersten glücklichen Ehezeit an Margarete von Speeth gerichtet hat, Freude machen werden. (Stuttgart, Emil Müller.)

Ist es unbescheiden, diese Rubrik mit einer Anzeige unserer Lederausgabe der Vischerbriefe aus Italien zu schließen? Der italienische Kunstbuchbinder Braito hat sie in weiches montonblaues Spaltleder gebunden und für Titel und Rücken neue Typen geschnitten. Es ist ein wertvolles Geschenkbuch geworden.

Freising. Josef Hofmiller

Hornsteins Memoiren.

Die Memoiren von Robert von Hornstein, die in unserem vorigen Heft zum Abschluß gelangten, erscheinen demnächst in unserem Verlag als Buch. Des Verfassers Sohn hat sie mit folgendem Vorwort versehen:

Auf wiederholtes Drängen Ludwig Speidels hin ließ sich mein Vater im Jahre 1883 bestimmen, seine Aufzeichnungen über den Verkehr mit Schopenhauer in der „Neuen freien Presse" zu veröffentlichen.

Der Anklang, den die beiden Feuilletons in weiteren Kreisen fanden, veranlaßte dann meinen Vater im folgenden Jahre diese Lebenserinnerungen niederzuschreiben.

Er gibt zu, daß sich darin chronologische Fehler eingeschlichen haben können. Auch andere kleine Ungenauigkeiten, die heute nur noch schwer zu berichtigen sind, wie falsch geschriebene Namen unbekannter Personen, mögen vorkommen. Darauf legte mein Vater kein zu großes Gewicht, wie er auch nur selten Jahreszahlen angab und jede Einteilung in Perioden und Abschnitte, ja selbst in Absätze beiseite ließ. In das Manuskript waren als einzige Unterbrechungen der Künstlerbeitrag für die Münchener „Neuesten Nachrichten", sowie die erwähnten Feuilletons eingeschaltet, die ich, um Wiederholungen zu vermeiden, mit der fortlaufenden Erzählung verschmolzen habe.

Mein Vater wollte ja nicht schreiben, nur erzählen, „wie man einem Freunde eine Reise erzählt". Und als er das Wesentlichste getreulich berichtet hatte, in seiner anspruchslosen und doch so anschaulichen treffenden Sprache, da verschloß er in meiner Gegenwart das Manuskript der wechselvollen „Reise", von der er mir, seinem „alten Freunde" im Leben so wenig erzählte.

Er kam nicht mehr dazu, die Memoiren fortzusetzen. Er hätte auch nicht viel Freudiges mehr zu berichten gehabt. Im Jahre 1888 wurde meine Schwester Jela im Alter von 24 Jahren uns durch den Tod entrissen, und als mein Vater sich kaum von diesem Schlag wieder erhoben hatte, starb er am 19. Juli 1890 an den Folgen seiner Herzmuskelerkrankung.

Lange konnte ich mich nicht entschließen, an dieses Denkmal zu rühren. Langsam mußte ich lernen, es mit kritischen, immer fremderen Blicken zu betrachten und dabei die „Erzählung" als Schriftwerk und den „Freund" als sensationslüsternen Gegenwartsmenschen mir vorzustellen.

Da ergab sich denn, daß vieles als zu ausführlich oder zu persönlich für einen größeren Kreis gekürzt, manches hochinteressante aus Rücksicht für noch Lebende ganz oder teilweise weggelassen werden mußte.

Die verschiedenen Standpunkte, die man bei diesen Erwägungen einzu-

nehmen, das Maß, das man einzuhalten hatte, um trotzdem den Erinnerungen ihren eigenen Charakter zu wahren und keiner Stelle eine andere Bedeutung zu geben, als sie ursprünglich hatte, erforderten jahrelanges feinstes Abwägen. Dabei war mein Hauptbestreben, solang es irgendwie ging, an der Ausdrucksweise des Erzählers nicht zu ändern, und bei Kürzungen die Verbindungen möglichst mit seinen eigenen Worten herzustellen. Bei den kleinen, oft tagebuchartigen Sätzen, den vielen Anekdoten und dem häufigen Abspringen von der Haupterzählung, wenn andere Erinnerungen gerade in diesem Zusammenhang auftauchten, war das in den meisten Fällen nicht schwierig.

Auch Wiederholungen im Ausdruck, wie sie jedem Briefschreibenden unterlaufen, und Fremdwörter, die leicht entsprechend zu verdeutschen gewesen wären, habe ich häufig stehen gelassen, um nicht den Eindruck einer literarischen Ueberarbeitung hervorzurufen bei einem durch seine Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit so wertvollen, reizend „unliterarischen" Dokumente. Wie diese Erinnerungen somit außer den persönlichen Erlebnissen mit den bekanntesten Männern der Kunst und Wissenschaft noch eine nach Form und Inhalt ganz eigenartige Sammlung seltsamer Menschen und Verhältnisse enthalten, so geben sie zugleich das beste Bild von dem originellen Geiste des Erzählers, der auch bei seinem eigenen Leben nur als unbefangener philosophischer Zuschauer zugegen war, und die „Wandeldekoration" von der er spricht, mit seiner seelisch und sinnlich so bestrickenden an Erfindung reichen Musik begleitet hat.

München im Oktober 1907.

Dr. Ferdinand Freiherr von Hornstein.

Bildende Kunst.

Kürzlich fand in Darmstadt ein kunsthistorischer Kongreß statt, bei dem lebhaft das Bedürfnis nach einer großen deutschen kunstgeschichtlichen Zeitschrift konstatiert und erörtert wurde. Süddeutschland ist bis vor kurzem in dieser Beziehung besonders schlecht daran gewesen; nun hat es aber doch vor ein paar Jahren mit der Zeitschrift für christliche Kunst einen Anfang gemacht. Sie bemüht sich, in tunlichst von Fachleuten geschriebenen Aufsätzen Bericht über das gesamte gegenwärtige Kunstleben zu geben und nimmt auch häufig, was besonders von den Autoren gern begrüßt wird, ausgedehnte Aufsätze über alte Kunst auf. Ein Vorzug des Blattes sind die sehr reichlich beigegebenen Illustrationen, bei denen allerdings eine bessere Art der Verteilung dringend nötig ist. Es stört sehr, in einer Studie über einen alten Meister immer wieder Reproduktionen moderner, oft genug nicht gerade bedeutender Kunstwerke zu sehen. Von den Aufsätzen des uns vorliegenden 3. Bandes seien der von Dr. Mader über einen Augsburger Renaissancebildhauer genannt, der das schöne Mörlindenkmal in Sankt Ulrich zu Augsburg gemacht hat. Mader sieht im Anschluß an die Augsburger Lokalforschung in dem Künstler den urkundlich viel erwähnten Georg Erhart und sucht ihm dann eine große Anzahl von Werken zuzuweisen, die freilich unter sich nicht recht gut zusammengehen. Ludwig Zottmann hat eine eingehende auf fast vollständiger Autopsie des weit versprengten Materials beruhende, reich illustrierte Studie über den venezianisch-spanischen Maler Greco geschrieben, wo er vor allen Dingen und glücklich Bedacht auf die Entwicklung dieses in den Formen ganz bizarren, in den Farben aber exquisiten und hochwichtigen Künstlers nimmt. Zottmann leitet mit Recht, entgegen der herrschenden

Auffassung, Grecos malerischen Stil nicht von Tizian, sondern von Tintoretto ab. Die Zeitschrift für christliche Kunst wird von dem gleichnamigen Verlag herausgegeben, unter dessen Publikationen der von Professor Schlecht redigierte, sehr interessante Kalender bayerischer und schwäbischer Kunst erwähnt sei.

Wenn die Münchener Zeitschrift für christliche Kunst den Ansprüchen, die man besonders in wissenschaftlicher Hinsicht an sie stellen darf, noch nicht ganz entspricht, so ist dagegen das von L. v. Bürkel in Callweys Verlag herausgegebene Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst auf dem besten Weg, ein Zentralorgan für Süddeutschland zu werden und ist trotzdem jedenfalls zurzeit unter den deutschen kunstgeschichtlichen Revuen diejenige, die am wenigsten durch lokale und persönliche Sonderinteressen beeinflußt wird. Sie hat 1907 einen Halbband erscheinen lassen, dem in der nächsten Zeit der zweite folgen wird, und es zeigt sich gegenüber dem schon wohl gelungenen Band von 1906 ein wesentlicher Fortschritt in Ausstattung und Redaktion. Die Aufsätze knüpfen zum Teil an Ereignisse aus dem Leben der Münchener Sammlungen und kunstwissenschaftlichen Gesellschaften an, nehmen, was sehr verdienstlich ist, auf die allgemeinen Entwicklungsverhältnisse von Museen Rücksicht und bringen endlich auch lose Aufsätze über alte und neue Meister. Aus dem reichen Inhalt sei auf den sehr kenntnisreichen Bericht hingewiesen, den im Anschluß an die altperuanische Ausstellung in der Akademie der Wissenschaften Prinzessin Therese von Bayern über die Kulturentwicklung im vorspanischen Peru gegeben hat. Professor Furtwängler publiziert in ausgezeichneten Reproduktionen das Bronzeporträt des Kaisers Maximinus, das er im Münchener Antiquarium unter den als unecht ausgeschiedenen Stücken gefunden hat und das er, nachdem der üble Lacküberzug beseitigt war, als ein vorzügliches Werk der römischen Porträtplastik nachweisen konnte. Aeußerst delikate in Amsterdam befindliche Porträtbüsten von Jacopo della Quercia bespricht Dr. Pit, von dem ein sehr weltmännisch gehaltener zweiter Artikel sich über die schlimmen Nöten verbreitet, die den Museumsdirektoren aus der Mitarbeiterschaft von Künstlern erwachsen kann, wenn sie sich unzweckmäßig weit auf jene Gebiete erstreckt, wo nur der historisch geschulte Blick entscheiden darf. Die Professoren Friedrich Sarre und Max von Berchem behandeln ein prachtvolles islamisches Metallbecken, das aus dem 13. Jahrhundert stammt und auf der Münchener Staatsbibliothek aufbewahrt wird. In zwei Aufsätzen gibt Dr. Habich und dann Dr. Bassermann-Jordan Bericht über die im Frühjahr vom Münchener Museumsverein veranstaltete Renaissanceausstellung, die vorzugsweise den Münchener Privatbesitz berücksichtigte und der Allgemeinheit unerwartet reiche Schätze zugänglich machte. Andere Aufsätze beschäftigen sich mit der Kunst des 19. Jahrhunderts. Das Ganze aber ist eine schöne Vereinigung von unabhängigen Studien, die zwar hauptsächlich München und Bayern gelten, aber ohne allen lokalpatriotischen Zwang entstanden sind. Wenn zunächst das Münchener Kunstleben durch die vornehme Revue sehr notwendige und erwünschte Unterstützung erhält, so ist doch, wie die eingangs erwähnten Darmstädter Verhandlungen zeigen, zugleich der großen deutschen Kunstwissenschaft damit ein wesentlicher Dienst geleistet.

Vor mir liegen der 1895 erschienene erste Band der vierten Auflage von Anton Springers Handbuch der Kunstgeschichte und der heuer herausgekommene 1. Band der achten Auflage desselben Werkes. Nur 12 Jahre liegen dazwischen und in der Zwischenzeit hat Professor Michaelis diesen Band, der dem Altertum gewidmet ist und dessen Herausgeber er nun ist, von 242

auf 497 Seiten erweitern müssen. Welch ein Zeugnis für den rastlosen Fortschritt, den die kunstgeschichtliche Forschung seitdem gemacht hat. Wie der Umfang gewachsen ist, hat sich auch die Darstellung vertieft und das Abbildungsmaterial nicht nur vermehrt, sondern auch verbessert. Noch immer spürt man zwar Springers warmes Herz, seine hohe allgemeine Kultur und sein ausgezeichnetes Kunstverständnis überall durch, aber Michaelis hat selbstverständlich die Geschichte der antiken Kunst nicht auf den Standpunkt der neuesten Forschung bringen können, ohne viele Zutaten zu machen und manche Abänderung zu treffen. Man darf wohl, ohne ungerecht gegen andere ähnliche Werke zu sein, sagen, daß dieses Handbuch der Kunstgeschichte an künstlerischer Auffassung das beste ist. Mögen andere reichhaltiger sein, so hat dieses den Vorrang einer breiten einheitlichen, aus echter Liebe hervorgetretenen Gesamtauffassung. Wem es nicht auf viele Detail- und Literaturangaben ankommt, dem ist darum Springers Handbuch der allgemeinen Kunstgeschichte noch immer am meisten zu empfehlen.

Im gleichen Verlag (bei E. A. Seemann in Leipzig) erscheinen in 25 Heften à 8 Blätter die Galerien Europas, ferner in jährlich 12 Heften à 6 Blätter die Meister der Farbe, beide nur farbige Reproduktionen bringend. Die beiden Werke sind mit vorzüglichem Texte ausgestattet; besonders haben die Meister der Farbe mit der sehr eigenartigen und interessanten Beigabe der Künstlerbriefe einen positiven unbestreitbaren Wert. Was die Reproduktionen anlangt, so ist es an sich eine Tatsache, daß die heute noch immer beliebten photographischen Vervielfältigungen mit der Uebersetzung der Farben in Hell und Dunkel vom eigentlichen Wesen der Bilder einen ganz unzureichenden Begriff geben und daß also im Prinzip nach farbiger Wiedergabe gestrebt werden muß. Von diesem Standpunkt aus sind wie alle derartigen Versuche, so auch die des Seemannschen Verlags. die mit besonderer Sorgfalt und kunsthistorischem Verständnis hergestellt werden, zu unterstützen. Aber geleugnet kann nicht werden, daß sie an sich bis jetzt zwar von Jahr zu Jahr immer größere Fortschritte der Technik aufweisen und doch noch weit von einem künstlerisch befriedigenden Resultat abstehen. Für viele, besonders rein wissenschaftliche Zwecke sind sie allerdings ein ausgezeichneter Behelf. Was sie aber bringen wollen, eine auch annähernd gute Vorstellung vom farbigen Leben der Gemälde, das geben sie nicht und zwar um so weniger je weiter sie unter der Größe der Originalwerke stehen. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Unternehmen aussichtslos ist. Wir haben es ja zu oft erlebt, daß die Technik alle vernünftigen Fragen löst, die sie sich gestellt hat, selbst wenn die Schwierigkeiten anfänglich noch so groß sind. So mag es wohl auch gelingen, auf diesem Weg die Gemälde farbig so zu vervielfältigen, daß sie an künstlerischem Wert nicht hinter dem zurückstehen, mit dem wir uns bis jetzt bei den farblosen Reproduktionen begnügt haben.

Aus der in Seemanns Verlag erscheinenden Serie der Berühmten Kunststätten sei hier auf die von Selvyn Brinton verfaßte Monographie über Mantua hingewiesen. Außer Rom, Florenz und Venedig hat kaum eine andere italienische Stadt so viel Momente in ihrer Geschichte, die durch Glanz oder Tragik uns persönlich fesseln oder ergreifen, wie Mantua. Dem Verfasser, der nach englischer Art auf diese Gefühlswerte mit Vorliebe eingeht, ist es ausgezeichnet gelungen, all diese Interessen lebendig zu vertreten; nur etwas wissenschaftlicher möchte man den Ton wünschen.

Eine Art von Bedürfnis hatte man in Deutschland nach einer Mono-

graphie über Krakau, dieser wichtigen Dependance von Alt-Nürnberg. Sie ist nun auch geschrieben, Leonard Lepsky hat die Resultate der uns Deutschen doch nicht so ohne weiteres zugänglichen Krakauer Lokalforschung, die in den letzten Jahren sehr angestrengt gearbeitet hat, in Nr. 36 der Berühmten Kunststätten zu einem zweifellos sehr interessanten, leider nicht sehr übersichtlichem Ganzen verarbeitet.

In neuerer Zeit strebt man danach, „Städtebilder" derart zu schreiben, daß so wie in alten Städten die Straßenzüge und Plätze trotz aller Umänderungen, die die Zeiten gebracht haben, noch den Lauf und die Reihenfolge der alten Befestigungen usw. erkennen lassen, auch in der Beschreibung von dem, was heute noch zu sehen ist, die Vergangenheit überall durchklingt und die Erklärung gibt. Einen besonders gut gelungenen Versuch in dieser Art hat Cornelius Gurlitt gemacht, als er in der von ihm herausgegebenen Serie „die Kultur" eine sehr anziehend geschriebene lehrreiche Monographie über Dresden veröffentlichte. Alles baut sich organisch auf, die alte Kultur und Kunst müssen die eine die andere erklären und schließlich erklärt sich aus beiden die schöne Stadt an der Elbe, wie wir sie heute sehen.

Im Verlag von Bruno Cassirer & Julius Bard gibt Hugo v. Tschudi ein groß angelegtes Lieferungswerk heraus: das Porträt. Hierin hat Cornelius Gurlitt die Abteilung der englischen Porträts übernommen, von der bereits 2 Lieferungen mit Text und je fünf großen Kupferdruckreproduktionen, die sehr elegant und nur etwas zu dunkel sind, erschienen. Das ist ein schöner und nützlicher Gedanke. Es ist ein tröstliches Zeichen, daß heute wie zu jener Zeit der alten Kunst, wo sich tüchtige Kräfte regten, das Porträt wieder an Interesse gewinnt, das künstlerische Porträt natürlich, nicht nur das photographische. Gurlitt faßt seine Aufgabe nicht gerade nach dem Sinn der modernen kunstgeschichtlichen Methode auf; aber man kann, selbst wenn man seinen Standpunkt nicht teilt, ihn darum nicht angreifen. Er will jene Künstler des exquisiten Geschmacks nicht zum Gegenstand einer trockenen Untersuchung machen. So wie die Porträtisten des 18. Jahrhundert sich nicht um strenge sachliche Aehnlichkeit kümmerten und die Menschen weniger so wie sie aussehen, als wie sie hätten aussehen sollen, zu schildern pflegten, ähnlich will Gurlitt hier nicht ernsthafte kunstgeschichtliche Methode anwenden. Aus der Kultur des 18. Jahrhunderts, aus dessen freilich nur in der Theorie, so hoch gesteigerten Ansprüchen an die Moral der Lebensführung sucht er die uns heute wieder so angenehm auffallende Reinheit jener Bildniskunst zu erklären, die keine häßlichen Männer kannte und deren Frauen von der höchsten Anmut waren. Es liest sich gut, was Gurlitt bringt und da er mit einer reichen Belesenheit immer wieder Bezug auf die Meinungsäußerungen des 18. Jahrhunderts über die Maler und ihre Werke nimmt, so erhält der Leser in amüsanter Form auch viele historische Aufklärung.

Zu den teuersten Gegenständen des heutigen Kunstmarktes gehören die Antiquitäten. Deshalb und weil wir heute wieder viel Wert auf das Kunstgewerbe legen, ist eine Geschichte des Kunstgewerbs ein großes Bedürfnis. Was es auf diesem Gebiete an zusammenfassenden Darstellungen gibt, ist entweder veraltet oder eignet sich nur für Spezialisten. Nun gibt Georg Lehnert in Martin Oldenbourgs Verlag (Berlin) in Verbindung mit mehreren Gelehrten, darunter Otto v. Falke, eine illustrierte Geschichte des Kunstgewerbs heraus. Es sind lauter Fachleute aus unsern großen deutschen und österreichischen Museen, die sich der Aufgabe widmen, von der prähistorischen Zeit bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts das weite

Gebiet zu behandeln. Der Herausgeber selbst, der Geschäftsführer des Vereins für Deutsches Kunstgewerbe in Berlin, Dr. Lehnert, wird daran anknüpfend die neuere Zeit seit 1850 darstellen.

Das Ganze ist auf acht Lieferungen berechnet und mit Grund ziemlich allgemein gehalten. Bis jetzt sind zwei Lieferungen erschienen, in denen Professor Pernice in Greifswald das gesamte vorgeschichtliche und klassische Altertum, Direktor Swarzenski die frühchristliche und sogenannte byzantinische, endlich der spiritus rector des wissenschaftlichen Teils, Direktor Otto v. Falke das Mittelalter bis zum Ausgang der romanischen Zeit behandelt haben. Selbstverständlich wird das Werk reich und ausgiebig, für den sehr billigen Preis sogar splendid illustriert, aber zu wünschen ist es trotzdem, daß der Erfolg groß genug wird, um später eine Neuauflage mit weniger kleinen Abbildungen zu machen.

Richard Wagner in der Karikatur ist ein gar zu verlockendes Thema, als daß es nicht schon vor Jahren Grand-Carteret behandelt hätte. Seinem Buche folgt nun mit reicher Ergänzung und unter Fortführung bis auf den heutigen Tag, bis auf die Wagner-Karikaturen im Simplicissimus und in der Jugend, ein bei B. Behr in Berlin erscheinendes Buch über Wagner in der Karikatur, zu dem Eduard Fuchs das Bildermaterial zusammengetragen und Ernst Kreowski den Text geschrieben hat. Wie leider so oft bei derartigen Werken müssen die Abbildungen den Leser für die Kosten entschädigen. Aber sie tun es auch. Wagners großen Einfluß auf unsere moderne Kultur kann man vielleicht an der negativen Seite seiner Wirksamkeit, an dem Widerstand der ihm, seinen Anhängern und Aposteln geleistet worden ist, nicht minder deutlich erkennen, als an der positiven. Es ist nicht nur ein ergötzliches, sondern auch ein lehrreiches Buch: schade nur, daß der Text, obschon sich der Verfasser besonders in der Stellung zu Bayreuth einer löblichen Objektivität befleißigt, — sagen wir einmal — wenig einfach und wenig künstlerisch geschrieben ist.

Hier sei ein anderes sehr amüsant ausgestattetes Buch erwähnt, die deutschen Illustratoren von Fritz v. Ostini in Hanfstängls Verlag. Der Titel ist ungenau; es handelt sich im wesentlichen, abgesehen von einigen älteren Mitarbeitern des Verlags von Braun & Schneider, vornehmlich Oberländer und Wilhelm Busch, um die neuesten Zeichner für die deutschen illustrierten Künstlerzeitschriften, Jugend, Simplicissimus, im gebührenden Abstand auch die Lustigen Blätter. Es tut doch gut, diese vielen, freilich jedem Leser wohlbekannten Illustrationen aus den genannten Blättern beisammen zu sehen; denn ein stolzes Werk unserer heutigen Kunst steht vor uns. Besser wäre es freilich gewesen, den nur wenig berücksichtigten echten Buchschmuck mehr heranzuziehen und nachdem der Titel keine Einschränkung macht, auch die ältere Zeit zu berücksichtigen. Die deutschen Illustratoren sind ein Thema, aus dem noch viel herauszuholen ist, zumal wenn das Schwergewicht nicht so sehr wie es Ostini tut, auf München gelegt wird.

Das sieht man recht deutlich an dem sehr umfangreichen, sogar zu umfangreichen Bande, der als Nummer IX der Klassiker der Kunst bei der Deutschen Verlagsanstalt von Adolf Bothe und Dr. Otto Weigmann herausgegeben wurde. Eine unübersehbare Fülle von Meisterwerken der Illustration ist hier ausgebreitet und angesichts dieser eminent geistreichen und im Stil ihrer Zeit formvollendeten Zeichnungen darf man auch den Gemälden Schwinds häufig einen vorzugsweise illustrativen Wert beilegen. Hier liegt für die Darstellung der Geschichte der deutschen Kunst noch ein schönes, wenn auch

schweres Problem, das allerdings weiter reicht als über Schwinds Zeit hinaus. In der gegenwärtigen Malerei steht gerade die Richtung, die sich rein dekorativ nennt, auf dem Boden der Illustration. So wird man Fritz Erlers viel besprochenen Wiesbadener Fresken, obschon sie in ihrer farbigen Behandlung dem Charakter ihrer Umgebung angepaßt sind, doch als große Illustrationen anschauen müssen und in dem Umstand, daß trotz der dekorativen Absichten eben diese Fresken — soweit ich nach den im Glaspalast ausgestellten Skizzen schließen kann —, in Inhalt und allgemeiner Anlage so sehr illustrationsmäßig empfunden sind, wird es begründet sein, daß nicht nur der Kaiser, sondern auch sonst noch mancher andere Mann sich nicht an dem großen Zyklus erfreuen konnte. Selbst in den schönen Reproduktionen, die in einer Sondermappe bei Hanfstängl erschienen sind, kann man das noch kontrollieren. Wer den Sachverhalt nicht kennt, wird wenigstens nicht ohne nähere Prüfung vor diesen — übrigens in der Reproduktion sehr fein wirkenden — Gruppen kaum den Eindruck gewinnen, daß sie als monumentaler Wandschmuck gedacht sind.

Um Weihnachten wird gern nach empfehlenswerten Wiedergaben alter und neuer Kunstwerke gefragt. So sei hier zunächst der Kunstwart-Mappen gedacht und es seien etwelche mit Namen genannt: es gibt da Mappen für Rembrandt, Schwind, Welti, Philippi, Ludwig Richter, Grünewald, Dürer, Steinhausen, Preller, Meunier, Liebermann, Samberger und Millet. Ich habe gern die Namen kunterbunt folgen lassen, wie die Mappen dem Käufer wohl in den Buchhandlungen vorgelegt werden. Der Gedanke: wer vielen etwas bringt, wird jedem etwas bringen, erscheint maßgebend, obschon nicht zu verkennen ist, daß das Ganze der Grundsatz lenkt, ohne Ernsthaftigkeit gibt es keine echte Kunst. Es wird dem nicht ganz selbständigen Käufer schwer sein, hier das wirklich Gute und Würdevolle vom leeren Pathos zu trennen. Es wird auch zuviel „teutsche" Kunst gepflegt in diesen Kunstwartmappen: aber nachdem das vorausgeschickt ist, muß doch nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß manche Mappen, wie die für Schwind, Millet, Liebermann, Grünewald, hervorragende Bereicherungen für jene Kreise sind, die gern etwas von guter Kunst erfahren und verhindert sind, Orginale zu erwerben oder nur zu sehen. Die Publikationen des Kunstwarts sind in Anbetracht des nicht sehr sicheren, wohl auch doktrinären Geschmacks mit dem sie zusammengestellt werden, nicht ohne weiteres freudig zu begrüßen und werden in der Zukunft gewiß noch manche Wandlung durchmachen: aber zurzeit sind sie ein mächtig wirkendes Förderungsmittel für jene Kreise, die aus irgend einem Grunde von dem Verkehr mit dem großen Zug unseres Kunstlebens abgeschnitten sind. Mit besonderer Anerkennung sei hier der Liebermann-Mappe gedacht, auf die wir in anderem Zusammenhang später noch zurückkommen werden.

Was geschmackvolle und zugleich gute Photographien anlangt, so gibt der neue Katalog des Verlags Hanfstängl einen sehr reichhaltigen Führer, der fast durch alle großen Galerien und auch durch viele der kleineren Sammlungen geht. Im speziellen verdienen die großen Heliogravuren alle Beachtung, die die Schärfe der reinen Photographie mit der Schmuckkraft eines Stiches vereinigen. Der Verlag bemüht sich ebenfalls um farbige Reproduktionen, aber nur im großen Stil. Er veröffentlicht Aquarellgravuren, die in ihrer Wirkung mit den alten Farbendrucken wetteifern können. Hier sei ferner auf das übrigens wohlbekannte Blatt, das Rembrandts Mann mit dem Harnisch in großem Maßstab mit so lebendigem Spiel der Lichter wieder-

gibt, wie es innerhalb der Grenzen des photographischen Druckes heute nur möglich ist, aufmerksam gemacht. Diese großen Faksimilegravuren werden von einer einzigen Platte mit nicht geringen technischen Finessen gedruckt. Sie wirken deshalb noch verhältnismäßig künstlerisch, weil viel manuelle, nicht rein maschinelle Arbeit daran hängt.

München. Karl Voll.

Musik.

Vor mir liegt ein hoher Stoß Musikalien: darunter viel Schund, manches Beachtenswerte, einzelnes von Bedeutung. Begreiflicherweise ist das Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung die weitaus am zahlreichsten vertretene Gattung. Hans Pfitzners Opus 22 (Leipzig, Max Brockhaus) verdient an erster Stelle genannt zu werden. Es sind fünf Lieder nach Gedichten von Eichendorff (1), Chamisso (1) und Bürger (3), die den genialen Komponisten auf der vollen Höhe und in der ganzen Vielseitigkeit seiner überragenden Begabung zeigen, zum Teil aber auch wieder bekunden, wie schwer zugänglich die Pfitznersche Kunst gerade dort ist, wo sie sich vielleicht am höchsten erhebt. So ist gleich die erste Nummer des neuen Opus (Eichendorffs wundervolles Gedicht: „In Danzig") ein Stück, dessen starker Stimmungsgehalt uns zwar sofort packt, bei dem wir auch gleich beim ersten Anhören die außerordentliche Kühnheit, ja „Rücksichtslosigkeit" bewundern, mit der hier die ganze musikalische Gestaltung einzig und allein aus der inneren Anschauung der poetischen Landschaft herausentwickelt wird, mit dem aber durchaus und in allen Einzelheiten sich so zu befreunden, daß es einem wirklich zwanglos „eingeht", selbst dem vertrauteren Kenner Pfitznerscher Kunst nicht eben leicht fallen dürfte. Anders Nr. 2, 4 und 5: die ungemein witzige, mit allen möglichen kontrapunktischen Künsten ausgestattete Vertonung von Chamissos: „Tragische Geschichte" („'s war einer, dem's zu Herzen ging"), die in prachtvollem Schwung der Melodieführung leidenschaftlich dahinströmende: „Gegenliebe" („Wenn, o Mädchen") und das entzückend liebliche: „An die Bienen" — die letzteren beiden von Bürger. Die dürften, ohne daß sie darum musikalisch leichter wögen, auch dem weniger tief dringenden Empfinden und Verstehen sich ohne weiteres erschließen: ja, den „Bienen" möchte ich sogar die Fähigkeit zutrauen, ein rechter „Schlager" zu werden. Höhere Anforderungen stellt dann wieder: „Schön Suschen" von Bürger, mit und neben „In Danzig" wohl die bedeutendste Nummer des Werkes, aber weit weniger schwer als dieses. — „In Danzig", „Tragische Geschichte" und „Schön Suschen" sind originaliter für Bariton, „Gegenliebe" für hohen Bariton und „An die Bienen" für hohen Sopran geschrieben. — Ein „Rundgesang zum Neujahrsfest 1901", den Pfitzner seiner Zeit auf einen launigen Text Ernst von Wolzogens komponierte und der damals wenig Beachtung fand, sei bei dieser Gelegenheit miterwähnt. Es ist eine ganz famose Gelegenheitskomposition, geschrieben für Baßsolo und 4stimmigen gemischten (oder 3stimmigen Männer-) Chor mit Klavierbegleitung und gleichfalls bei Max Brockhaus in Leipzig erschienen.

Auf seinen Freund Bernhard Sekles hat Pfitzner wiederholt als auf ein Kompositionstalent von ausgesprochener Eigenart aufmerksam gemacht. Ich will offen gestehen, daß ich angesichts einzelner Kompositionen von Sekles manchmal die Empfindung hatte, als ob Pfitzner in menschlich begreiflicher Ueberschätzung der Leistungen seines Freundes da eine Meinung vertrete, von

deren Richtigkeit andere zu überzeugen ihm sehr schwer fallen dürfte. Mehr als vieles andre, das ich von Sekles kenne; mehr noch als die auf der heurigen Tonkünstlerversammlung zu Dresden mit so großem Erfolg zur Aufführung gelangte Serenade für 11 Soloinstrumente — die mir übrigens sehr gut gefallen hat, — ja vielleicht sogar (zum mindesten als Ganzes betrachtet) mehr als irgend ein früheres mir bekannt gewordenes Liederwerk des Komponisten haben mir die 18 Gesänge „Aus dem Schi-King" die Sekles (nach der Rückertschen Uebertragung) komponiert und bei D. Rahter in Leipzig herausgegeben hat, den Eindruck gemacht, als ob Pfitzner doch recht haben möchte. Die alten chinesischen Volkslieder — unter denen sich wahre dichterische Perlen befinden — gaben für Sekles eine poetische Unterlage, die ihm erlaubte, sich gerade auf dem Gebiete zu ergehen, das seine „Spezialität" ist: auf dem Gebiete eines musikalischen Ausdrucks, der nicht sowohl erotisch, als vielmehr — wenn ich so sagen darf — „exotisierend" ist. Denn nicht dadurch sucht Sekles die Eigenart des chinesischen Milieus musikalisch zu fassen, daß er etwa chinesische Originalmelodien benutzte oder auch die chinesische Musik in ihren kennzeichnenden Eigenheiten nachahmte, sondern nur so ganz im allgemeinen, gleichsam ohne nähere geographische Bestimmung gibt er seiner Musik ein fremdartiges Gepräge, — wobei er — und das ist der Vorzug dieser Art freien „Exotisierens" — nur dem nachzugehen braucht, was als ein eigentümlicher und bestimmender Zug in seiner eigenen musikalischen Natur gelegen ist. Ich muß es mir hier versagen, einzelne Stücke aus der Sammlung besonders anzuführen. Wer sie zur Hand nimmt, wird kaum eines finden, das ihm nicht irgendwie Freude machte.

Von Max Regers Opus 104 kann man das weniger behaupten. Unter diesen 6 Liedern (Otto Forberg, Leipzig) befindet sich keines, das mir einen besonders starken Eindruck gemacht hätte. — Das ganze Werk ist eines von denen, die mir zu beweisen scheinen, daß die staunenswerte Fruchtbarkeit des Komponisten doch wohl nicht daher kömmt, woher sie seine Freunde und Bewunderer so gerne ableiten: aus einer inneren Ueberfülle, die mit elementarer Gewalt sich nach außen entlädt, — sondern ganz einfach daher, daß Reger nicht wie andere die vom Genius gesegnete Stunde abwartet, sondern jahraus, jahrein, Tag für Tag drauf los schreibt, einerlei, ob ihm etwas einfällt oder nicht. So kommt es, daß bei ihm das ganz Gewaltige so nahe neben dem Nichtigsten steht und daß bei ihm wohl die sichtende Zukunft einmal mehr als bei irgend einem andern zu tun haben wird, um die Spreu von dem Weizen, das Vergängliche von dem vollwertig Bleibenden zu sondern. In seinem Opus 104 sagt Reger nichts, was er früher nicht schon besser gesagt hätte. Am hübschesten ist noch Nr. 4: „Lied eines Mädchens" (aus dem 13. Jahrhundert), eine anmutige, geschickt gemalte Studie „im alten Stil"; Nr. 2 („Warnung") und Nr. 4 („Der Sausewind" von Karl Busse) gehören zu jenen bei Reger häufig zu findenden Erzeugnissen eines etwas gesuchten Humors, die deshalb so überflüssig sind, weil sie zur Wirkung des Gedichts aus musikalischen Mitteln einfach nichts hinzutun. Weit interessanter geben sich dagegen „Neue Fülle" — wo man nur nicht recht weiß, wieso gerade dieses Gedicht (von St. Zweig) zu dieser Musik kommt — und das harmonisch freilich arg unnatürliche „Mädchenlied" (M. Boelitz). Geradezu schlecht (auch technisch, z. B. modulatorisch schlecht) ist das übel sentimentale: „Mutter, tote Mutter" (Dora Hartwig).

Von Engelbert Humperdinck liegen zunächst drei Stücke vor, die sich im Kindermund als musikalischer „Christbaumschmuck" ganz gut präsentieren

dürften: „Weihnachten“ (Adelheid Wette), „Der Stern von Bethlehem“ (Hedwig Humperdinck) und „An das Christkind“ (Hella Karstein). Daß sie musikalisch so gar schlicht auftreten, halte ich für keinen Fehler, wohl aber daß sie dem fraglos Banalen nicht immer mit der nötigen Sorgsamkeit aus dem Wege gehen. Das gleiche gilt von vier Liedern für erwachsene — Kinder: „Die Lerche“ (Adelheid Wette), „Das Waldvöglein“ (eadem), „Unter der Linde“ (Walter von der Vogelweide) und „Rosmarin“ (aus „Des Knaben Wunderhorn“), von denen das mittlere sich sogar bedenklich dem Niveau nähert, auf das ein Musiker wie Humperdinck nicht hinabsteigen sollte. Er würde sonst vielleicht mit Herrn Eugen Lindner zusammentreffen, dessen zwei „Lieder für Kinder“ („Sankt Niklas“; „Bumbautz — der Schlafengel“) mit dem so oft angeführten und ach! so selten befolgten Grundsatze, daß für die Kinder das Beste gerade gut genug sei, in argem Widerspruch stehen: Dinge wie die falsche Harmonisierung des ersten Satzschlusses in „Bumbautz“ (nämlich in der Haupttonart statt in der Oberdominante) hätte man noch vor 50 Jahren wohl kaum in einer gedruckten Komposition gefunden — und auch das ist ein „Zeichen der Zeit“. (Die Lieder von Humperdinck und Lindner sind bei Max Brockhaus in Leipzig erschienen.) —

Kürzlich las ich irgendwo, daß der Gegenwart ein „Schubert“ not täte und daß unter den lebenden Tondichtern Julius Weismann am meisten das Zeug in sich habe, ein solcher zu werden. Mit derartigen Postulaten und Vergleichen tut man einem liebenswürdigen, aber wenig starken Talente bitteres Unrecht, das auch in seinen neuesten beiden Liederwerken: Drei Liedern („Der Reisebecher“ von C. F. Meyer, „Der Ungenannten“ von Uhland und „Kindersehnsucht“ von H. Vierordt) Opus 15 (Stuttgart, Karl Grüninger) und Fünf Liedern („Schwarzschattende Kastanie“, „Hirtenfeuer“ — beide von C. F. Meyer, — „Das Kornschiffchen“ von H. Vierordt, „Im Spätherbst“ von C. F. Meyer und „Das Mädchen am Teiche singt“ von O. J. Bierbaum) Opus 16 (D. Rahter, Hamburg und Leipzig) fein und vornehm musiziert, hie und da für meinen Geschmack etwas weich und wenig selbständig, namentlich stark von Max Schillings beeinflußt, aber durchweg so, daß man mit Hochachtung ein ernstes künstlerisches Streben und tüchtiges Können bemerkt. Opus 16 enthält wohl die bedeutenderen Stücke: in Opus 13 stört mich eine gewisse nicht natürlich, sondern unangenehm beabsichtigt anmutende Einfachheit, die namentlich in der Klavierbegleitung bisweilen bis zum leer und mager Klingenden geht. Aus Opus 16 möchte ich: „Schwarzschattende Kastanie“ besonders hervorheben: das ist wirklich ein schönes, warm empfundenes und sicher gestaltetes modernes Lied! —

Des vielfach — und namentlich von seinen Landsleuten — arg überschätzten Jean Sibelius: „War es ein Traum“ (Opus 37, Nr. 4, Breitkopf u. Härtel in Leipzig) ist eine ziemlich seichte „Romanze“, reizvoll dagegen E. Wolf-Ferraris Opus 12: Vier Rispetti (D. Rahter, Hamburg und Leipzig) — schade nur, daß man diesem begabten Musiker den Autodidakten an störenden Unebenheiten der Mache gelegentlich doch stark anmerkt. — Georg Capellen, den Exotiker, finden wir in seinen „Drei deutschen Männergesängen“ (Stuttgart, Karl Grüninger) auf Pfaden wandelnd, die leider nur allzuwenig „exotisch“ sind, nämlich auf den Wegen ureinheimischer Liedertafelei. Die Titel der drei Stücke: „Deutschland zur See“, „Rosel-Mosellied“ und „Mosellied“ scheinen zu verraten, daß die Kompositionen einer Konkurrenz ihre Entstehung verdankten. Sie sind flott hingeworfen; strömen aber jene spezifische Luft alkoholdurchseuchten Philistertums aus, die meinen musikalischen Lungen schlechthin irrespirabel ist.

Wenn Capellen hier, wo er sich nicht aufs Glatteis der Erotik begibt, ganz vernünftige, wenn auch nicht eben gewählte Musik macht, bekunden die Werke von Theodor Streicher („Fonte dos Amores“, nach Camoes von Chamisso, für eine Singstimme mit Orchester- oder Klavierbegleitung; Sechs Lieder aus „Des Knaben Wunderhorn“ — beides bei Breitkopf u. Härtel, Leipzig) und Otto Drieslander (Vier Gedichte von Th. Storm; Vier Gedichte im Volkston; Sieben Gedichte von G. Keller — alles bei D. Rahter, Hamburg und Leipzig) das, woran sonst auch Capellen leidet, nämlich blutigen Dilettantismus. Daß solche Leute wie Streicher und Drieslander überhaupt seriös genommen werden konnten, daß sie unter den maßgebenden Urteilern von Beruf Anwälte und Propagatoren fanden, daß hier von berufener Nachfolge Hugo Wolfs und ähnlichen schönen Dingen gefaselt werden durfte und daß sich kaum irgend jemand fand, der Mut und Einsicht genug besaß, solche Stümper und Pfuscher dahin zu verweisen, wohin sie gehören, nämlich in die Schulbank: das ist tief traurig, aber auch ungemein interessant. Denn an solchen Fällen zeigt sich doch eigentlich erst so recht deutlich, wie schlimm es um die Urteilsfähigkeit der musikalischen Kritik bei uns noch vielfach bestellt ist. Handelt es sich doch da nicht um Dinge, die — wie alles, was letzten Endes auf der schwanken Basis des subjektiven Geschmacks und der persönlichen künstlerischen Ueberzeugung ruht — irgendwie unter die „dubia“ zu rechnen wären, sondern um Mängel, über die unter Musikern ein Zweifel nicht bestehen kann, Mängel, analog denen eines Schriftstellers, dem nicht nur die Grundregeln der Stilistik, sondern auch die der Grammatik und Rechtschreibung unbekannt wären.

Noch einen Schritt weiter hinab in die Niederungen der Stümperei und wir gelangen zu Arthur Perleberg, der mit seiner Vertonung von O. E. Hartlebens: „Pierrot marié“ (op. 9 bei D. Rahter in Leipzig) freilich etwas zu spät kommt: in den Tagen, da das Ueberbrettltum in Blüte stand, hätte er damit jedenfalls mehr Anklang gefunden. Wenn bei Streicher und Drieslander unverkennbares Talent im Nichtskönnen untergegangen ist, so scheint bei Perleberg überhaupt von Anfang an nichts vorhanden gewesen zu sein, was eine Ausbildung verlohnt hätte. Weshalb es denn auch wohl ganz vernünftig war, daß er sich mit einer solchen weiter keine Mühe gegeben hat. — Als ein Erzeugnis der neueren Bestrebungen, das deutsche Volkslied durch Wiederbelebung des Gitarrenspiels von den Toten zu erwecken, sei schließlich noch die Sammlung von 14 Volksliedern mit Gitarre oder Klavier erwähnt, die Wilhelm Funk bei Breitkopf und Härtel veröffentlicht hat. Die Begleitungen sind musikalisch anständig gemacht. Technisch vermag ich nur die Klavierbegleitung zu beurteilen, die zu besonderen Ausstellungen keinen Anlaß gibt. — Die „Geistlichen Melodien“ von J. W. Franck (1641 bis 1688), die Karl Storch mit neuen Texten versehen und Rudolf Palme für eine mittlere Singstimme mit Begleitung der Orgel, des Harmoniums oder des Pianoforte ausgearbeitet hat, dürften ihrem Zweck, der kirchlichen und häuslichen Erbauung protestantischer Christen gut entsprechen. Die ursprünglich zu Poesien eines gewissen Magisters Heinrich Elmenhorst gesetzten Weisen des merkwürdigen Hamburgers, der zugleich Arzt und Opernkapellmeister war und schließlich als Günstling des spanischen Hofes durch Giftmord gestorben sein soll, sind musikalisch sehr anziehend und von Palme geschickt bearbeitet.

Ich habe von der schöpferischen Begabung Felix Weingartners niemals eine sehr hohe Meinung gehabt. Aber immerhin muß man sagen, daß

alles, was der berühmte Kapellmeister vor seiner Bekehrung zur klassizistischen Richtung schrieb, denn doch ein ganz anderes Gesicht hatte als das, was er nun ans Licht gibt. Es scheint, als ob er in früherer Zeit sich bis zu einem gewissen Grade Gewalt angetan habe, um wenigstens den Anschein des Neuen, Eigenartigen, ja Bedeutenden zu erwecken, während er nun, nachdem er die modernistische Maske abgelegt, seine eigentliche musikalische Natur nackt und unverhüllt produziert. Kein erfreulicher Anblick: denn es offenbart sich da die Freude am Gewöhnlichen und Trivialen, — ich kann nicht anders sagen als: mit einer Ungeniertheit, die alles übersteigt. Und vielleicht noch niemals zuvor in so unangenehmer Weise wie in den beiden Klavier-Violinsonaten op. 42 Nr. 1 u. Nr. 2 in D-dur und Fis-moll, die kürzlich bei Breitkopf und Härtel erschienen sind. Es gibt in diesen beiden Werken einige wenige lichte Stellen, wo wenigstens so etwas wie ein gewisser „Wille zum musikalischen Anstand" bemerkbar wird: das Bach imitierende, übrigens sehr langweilige d-moll-Adagio von Nr. 1, manche Strecken im ersten Allegro von Nr. 2, ebenda auch der erste Teil des Des-dur-Allegretto, eine ganz gelehrige Brahms-Kopie, der dann freilich ein um so übleres Meno mosso, Cantabile in E folgt, und vielleicht sonst noch ein paar verstreute Takte. Alles andere ist aber derart banal, daß man schlechterdings nicht begreifen kann, wie ein Mann vom Rufe Weingartners die Veröffentlichung derartig tiefstehender Musik mit seiner künstlerischen Selbstachtung in Einklang bringen konnte.

Von dieser Art moderner Musik wendet man sich gerne ab zu einem so famosen alten Herrn wie Johann Stamitz, von dem Hugo Riemann in seinem Collegium musicum sieben Orchestertrios (2 Violinen, Violoncello und Continuo) für den praktischen (Kammermusik-)Gebrauch bearbeitet, neu herausgegeben hat. Die mir vorliegenden beiden ersten in C-dur und A-dur (Breitkopf und Härtels Kammermusik-Bibliothek Nr. 1801/1802 und 1803/1804) zeigen den historisch bedeutsamen Hauptvertreter der Mannheimer Schule zwar nicht gerade von seiner allerglänzendsten Seite, bieten aber flotte gute Musik, die sich den weniger anspruchsvollen Dilettanten vor allem auch durch ihre leichte Spielbarkeit empfiehlt. Denn das ist ja leider das Traurige, daß Kammer- und Klaviermusik, die auch von Nicht-Virtuosen bewältigt werden kann, heutzutage überhaupt kaum mehr geschrieben wird, oder doch nur von solchen Leuten, die in keiner Weise auf den Ehrentitel eines Künstlers, oft nicht einmal auf den eines Musikers Anspruch machen dürfen. Die meiste moderne Musik ist technisch und musikalisch so schwer, daß sie sich, wo nicht dem Verständnis, so doch dem Ausführungsvermögen auch des besseren Dilettanten verschließt, und was außerhalb des eigentlichen Bereiches der ars severior sich den Bedürfnissen dieser Kreise anzupassen sucht, das kommt für die Pflege der Musik als einer Kunst überhaupt nicht in Betracht, — so daß eben dem schlichten Hausmusizieren gar keine andere Wahl bleibt, als sich zu den alten Meistern zu flüchten, ein Ausweg, der nur geeignet ist, die beklagenswerte Kluft zwischen der Aristokratie der musikalischen „upper ten" und der Masse des musikliebenden und musiktreibenden Publikums nur noch immer mehr zu vergrößern.

Der Verleger D. Rahter in Leipzig hat sein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, zur Abhilfe dieses Mißstandes mitzuwirken, indem er die leicht ausführbare, aber künstlerisch vollwertige Hausmusik, insbesondere die Unterhaltungsmusik für Klavier in besonderer Weise pflegt. Er hat bei diesem lobenswerten Bestreben schon manchen hübschen Erfolg aufzuweisen gehabt. Wie schwer es aber ist, Komponisten zu finden, die sich einerseits

den Bedürfnissen weiterer Kreise anzupassen verstehen, anderseits aber niemals die Grenze überschreiten, außerhalb deren von ernstzunehmender Musik nicht mehr die Rede sein kann, das beweisen die Hefte, die mir heute aus dem Rahterschen Verlage vorliegen. Da ist eine Menge Klaviermusik, aber kaum ein einziges Opus, das man mit gutem musikalischen Gewissen durchaus empfehlen könnte. Am ehesten möchten noch die geradezu für Anfänger geschriebenen Klavierstücke passieren: „Ein Besuch auf dem Lande“, 6 Klavierstücke für die Jugend von Edmund Parlow op. 98, „Freut euch des Lebens“, 8 instruktive Vortragsstücke von August Noelck op. 148 (!) und vielleicht auch noch die „Waldbilder“, 4 Klavierstücke für die Jugend von Ludwig Schytte op. 144, die wenigstens einen leidlich reinlichen Eindruck machen. Aber diese andern Klavierstücke von Schytte (op. 141), diese „Trianon“-Suite von Ch. Grelinger, diese Albumblätter (op. 35) und diese Suite (op. 33) für Violine und Klavier von Ernst Centola, was ist das alles für seichte, ja schlechte Musik! Weit höher stehen „Deux morceaux galants“ für Klavier von C. Adolfo Bossi op. 31, pikante romanische Salonmusik, die aber niemals gewöhnlich wird. Und auch aus dem Verlage von Carl Grüniger in Stuttgart sind da einige Hefte, die Verbreitung verdienen: Vier Klavierstücke von Gustav Lazarus (op. 101 und op. 106), von denen nur das letzte, ein sehr wenig origineller Langsamer Walzer hätte wegbleiben können, und Drei Klavierstücke (Gavotte, Auf dem See, Walzer) von Ludwig Thuille, die sehr fein gemacht sind, freilich aber auch schon gute Spieler verlangen. Noch mehr gilt das von den Sechs Präludien und Fugen für Klavier zu zwei Händen von Max Reger op. 99 (Lauterbach & Kuhn, Leipzig), die gewiß keinen Höhepunkt im Schaffen dieses Musikers bedeuten — mehr als „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ sind sie im Grunde genommen nicht —, aber musikalischen Menschen Vergnügen bereiten können. Denn das Fugenbauen versteht Reger. Heft 1 (Nr. 1—3) enthält die technisch leichteren Stücke. Aus diesem möchte ich die graziöse Fuge in D-dur (Nr. 2), aus dem zweiten Hefte die in h-moll (Nr. 4) besonders hervorheben.

Von den Drei Klavierstücken E. Wolf-Ferraris op. 14 (D. Rahter, Leipzig) gilt das gleiche, was ich über seine Lieder zu sagen hatte: talentvoll, aber allzu sehr „improvisiert“, und zwar improvisiert von einem Musiker, der nicht genug technisches Geschick besitzt, um alles immer so stehen lassen zu dürfen, wie es ihm zuerst in die Feder kommt. — Schließlich erwähne ich noch einige Uebertragungen: aus Humperdincks „Dornröschen“, sowie aus seinen Schauspielmusiken zu Shakesspeares „Kaufmann von Venedig“, „Sturm“ und „Wintermärchen“ sind einzelne Nummern in zwei- und vierhändigem Arrangement erschienen (bei Max Brockhaus in Leipzig), die zum Teil ganz hübsche Klavierstücke abgegeben haben. Auch die Valse triste von J. Sibelius — das beste, was ich von dem stark überschätzten Finnen kenne — läßt sich sehr gut am Klavier wiedergeben (gute Bearbeitung in der Breitkopf & Härtelschen Volksausgabe). Was man dagegen mit einem Stücke wie „Der Schwan von Tuonela“, das ganz allein auf die orchestrale Klangwirkung gestellt ist, am Klavier anfangen soll, ist mir unerfindlich. Und die originalen Klavierstücke von Sibelius (op. 41, ebenda), die den seltsamen Titel „Kyllikki“ tragen, sind zum mindestens sehr unbedeutend. —

Orgelspielern, die mit J. S. Bachs religiösen Instrumentalpoesien vertraut sind und die es interessiert, ältere, gleichzeitige und spätere Vertreter der so wenig bezeichnend „Choralvorspiel“ genannten Gattung kennen zu lernen, hat Karl Straube mit seiner 45 Nummern umfassenden Sammlung

von „Choralvorspielen alter Meister“ (Edition Peters) ein wertvolles Geschenk gemacht. Es ist ein weiter Schritt von diesen Altmeistern zu Friedrich Kloses neuestem Werke: Präludium und Doppelfuge für Orgel — dazu im Schlußchoral: 4 Trompeten und 4 Posaunen — (Hugo Kuntz, Karlsruhe), — einem Werke, das mit allen technischen Errungenschaften modernster Orgelbautechnik rechnet. Aber man darf mit aufrichtiger Genugtuung begrüßen, daß auch dieses imposante Werk Zeugnis ablegt für das Weiterleben, oder richtiger gesagt: für das Wiedererstehen einer Kunst, die einst einer der größten Ruhmestitel deutscher Musik war. Klose hat seine Doppelfuge dem Andenken Anton Bruckners gewidmet: die Reminiszenz an ein Motiv, das er in weihevoller Stunde einst seinen späteren Lehrer auf der Orgel hatte improvisieren hören, liefert ihm sein erstes Fugenthema. Von mächtiger Inspiration erfüllt, staunenswert in der Arbeit und unglaublich wuchtig in der Steigerungswirkung verleugnet dieses Opus in nichts die starke und reife Meisterschaft seines Schöpfers.

München. Rudolf Louis.

Jugendliteratur.

Die Besserung unserer illustrierten Jugendschriften hält an. Wir können heuer bereits wieder manche hübsche Neuheit anzeigen, wenn auch zur Stunde, wo dieser Bericht geschrieben ward, uns nur die Erstlingswerke der Saison eingeschickt worden sind. Ganz reizend ist das Buch von den Wurzelkindern von Sibylle von Olfers im Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München, das in der modernen, besonders im Verlag Schaffstein popularisierten Art ausgestattet ist. Im gleichen Verlag erschien eine Volksausgabe von Oskar Pletschs Blatt für Blatt. Die Schule Ludwig Richters wirkt bei diesem schon 1888 gestorbenen, noch immer unvergessenen Künstler schier nach. Weniger fein in den Illustrationen, aber für Kinder erprobtermaßen sehr erfreulich ist Hans Thunichtgut von Dr. Otto Weddigen in Stephan Geibels Verlag. Der Ton hält eine angenehme Mitte zwischen dem vom Struwelpeter und Wilhelm Busch.

Bachems Verlagsbuchhandlung (Köln) gibt Märchenbücher von Angelika Harten heraus: Zur Sonnwendzeit, Am Wichtelhorn und Im Zauberland. Der gereifte Leser wird es vielleicht störend finden, daß keine neuen Motive gebracht sind und aus 12 alten Märchen ein dreizehntes neues gemacht wird, auch die Moral wird man sich in einem Unterhaltungsbuch weniger handgreiflich wünschen, und die Schreibweise wird dem Standpunkt des Grammatikers nicht sehr entsprechen: trotzdem sind es sehr empfehlenswerte Bücher, die Abwechslung in unsere an der Abzehrung leidende Märchenliteratur bringen. Dem echten Märchenton kommt Emilie Franck von Wicheras „Im Märchenlande“ (bei Stephan Geibel) etwas näher, hat aber sonst die gleichen Vorzüge und Schwächen. Ein leider nur zu knappes, instruktives Buch sind M. Paulys Perlen aus dem Sagenschatz des Rheinlandes (Bachems Verlag in Köln); sehr schätzenswert sind die auf Photographien beruhenden Ansichten der Oertlichkeiten, die durch die Sage verherrlicht werden. Eine sehr eng umgrenzte, aus den Schriften großer Stimmungsschilderer wie Stifter, Annette von Droste-Hülshoff, Klaus Groth und anderen genommene Anthologie preist die Schönheit der Heide: Johann Erler gab sie unter dem Titel Heidezauber bei Stephan Geibel heraus. Sinngemäße Illustrationen verstärken den Eindruck. In der Serie „Die Wanderer“ erschien als 1. Band der 7. Folge die Geschichte von den Lachstälern, eine Er-

zählung von nordischen Bauern und Seefahrern, die im 8. Jahrhundert aus Norwegen gefahren und auf Island eine neue Heimat gefunden, aus dem Altisländischen übersetzt von Severin Rüttgers (Kommissionsverlag von A. Bagel in Düsseldorf). Ungelenk, knapp und spröd: aber für energische Knaben sehr nützlich ist dieser rauhe Nordlandssang in Prosa.

Von modernen Erzählungen für die sogenannte reifere Jugend lassen wir aus dem überreich vorliegenden Stoff einige Charakteristiken und Inhaltsangaben folgen. Das Franzosenkind. Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege von C. Staaß (Verlag Bachem in Köln). Im Jahre 1809 kehrt eine alte preußische Marketenterin in ihre Heimat im Westrich zurück und bringt ein kleines französisches Mädchen mit, das sie auf dem Schlachtfeld von Saalfeld gefunden hat. Die mutterlose Waise ist bald der Liebling von Groß und Klein, Alt und Jung und ihre frische Kindlichkeit macht aus dem alten, verbitterten Waldohm, dem Zwillingsbruder ihrer Ziehmutter, der die Franzosen haßt, einen Menschenfreund. Die Kriegszeiten und die Franzosenherrschaft bringen Jammer und Elend in das Ländchen, aber das kleine Franzosenkind blüht und gedeiht, wie ein Blümlein und entfaltet sich zur Knospe. Als endlich der Vater sein Kind wiederfindet, kehrt er bei den Adoptiveltern nur ein, um zu sterben. Wie nun die Friedensglocken läuten und die jungen, deutschen Helden heimkehren, wie sich Jugendfreunde zum Bunde fürs Leben finden, dies alles ist sehr hübsch und anziehend erzählt und manches Knabenherz wird beim Lesen dieses Buches höher schlagen und mit den deutschen Siegern jubeln.

Sidsel Langröckchen von Hans Aanrud (Verlag G. Merseburger in Leipzig) ist die hübsche Schilderung einer kleinen, norwegischen Hirtin, die durch Fleiß und Bravheit endlich zur Sennerin avanciert. Es ist so gar nichts Uebertriebenes in dieser Erzählung, alles mutet einem frisch und wahr an. In demselben Verlage ist vom gleichen Verfasser erschienen: Kroppzeug, 12 Geschichten von kleinen Menschen und Tieren, zum Teil entzückende, intime Schilderungen aus dem Tierleben, genau beobachtet und mit viel Liebe wiedergegeben. Kinder werden durch derartige Lektüre gewiß angeregt mit eigenen Augen zu schauen und zu beobachten. Der Buchschmuck von Gadso Weiland ist etwas dürftig, aber dürfte für Kinder vielleicht genügen.

Der Verlag S. P. Bachem in Köln brachte eine sehr hübsche Erzählung für die Jugend auf den Weihnachtsmarkt: Bellinis Kinder von Karoline Waldau. Das Leben und Treiben der drei italienischen Jungen, die eine deutsche Erzieherin bekommen und sich anfänglich gegen deren Einfluß sträuben, ist recht anschaulich geschildert. Für weniger gelungen möchte ich den 2. Teil dieser Erzählung halten: Beppo und seine Freunde, von derselben Verfasserin im gleichen Verlage erschienen. Hier wird das Leben und Treiben etwas zu ausführlich geschildert, der gute Humor geht verloren und an seine Stelle tritt vielfach das gesucht Ernste. Es ist kein Buch mehr für Kinder, wie der 1. Teil, sondern eher eine gezwungene Fortsetzung, die aber mit dem fortschreitenden Alter der kleinen Helden nicht gleichen Schritt hält, die Entwicklungsjahre überspringt und in den letzten paar Zeilen uns plötzlich fertige Menschen zeigt. Was im 1. Teil so hübsch und glaubhaft geschildert ist: das kindliche Leben und Treiben, macht im 2. Teil einer gehäuften Tragik Platz, die eigentlich nicht immer am Platz ist und sich wenig angenehm liest.

In Volckmanns Verlag zu Rostock erschienen Kindergedichte von Albert Sergel unter dem Titel „Ringelreihen". Ich bin mit gewissem Mißtrauen an die Lektüre gegangen, aber nicht leicht so angenehm enttäuscht worden als von diesen ungewöhnlich geschickt im alten guten Volksliederton gehaltenen Versen.

Paidagogos.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Kgl. Hof-Buchdruckerei Kastner & Callwey.